

dtv

Alexandre Dumas
Der Graf
von Monte Christo
Roman

Vollständige Ausgabe



Der junge Seemann Edmond Dantès aus Marseille wird Opfer einer Intrige. Am Tag seiner Verlobung wird er verhaftet und in den Kerker geworfen. Erst nach vierzehn Jahren gelingt ihm die Flucht und er findet auf der Insel Monte Christo einen sagenhaften Schatz. Als »Graf von Monte Christo« kehrt er nach Frankreich zurück und beginnt einen grausamen Rachezug gegen seine Verräter.

Dumas' Abenteuerroman ist ein Bestseller der Weltliteratur und wurde bereits mehrfach verfilmt.

Mit einem Nachwort und einer Zeittafel.

Alexandre Dumas

Der Graf von Monte Christo

Roman

Mit einem Nachwort von
Thomas Zirnbauer
und einer Zeittafel

Deutscher Taschenbuch Verlag

Der Text der deutschen Erstausgabe von 1846 wurde gründlich
revidiert und ergänzt von Thomas Zirnbauer.

Titel der Originalausgabe:
›Le Comte de Monte-Cristo‹
Paris 1844–1846

Vollständige Ausgabe 2010
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
© der deutschsprachigen Ausgabe:
1999 Deutscher Taschenbuch Verlag, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: ›Tantallon Castle with the
Bass Rock‹ (1816) von Alexander Nasmyth
(bridgemanart.com/National Gallery of
Scotland, Edinburgh)
Gesetzt aus der Bembo: 8,9/11,2'
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany • ISBN 978-3-423-13955-7

dtv

Alexandre Dumas' Meisterwerk entstand nur zwei Jahre nach dem großen Abenteuerklassiker ›Die drei Musketiere‹ – die beiden Romane verhalfen dem Schriftsteller zu Weltruhm.

Bis heute hat die dramatische Geschichte des jungen Seemanns Edmond Dantès, der am Tag seiner Verlobung aufgrund einer Intrige verhaftet wird, nichts von ihrer Faszination verloren. Die Flucht aus dem Gefängnis auf die Insel Monte Christo und der eiskalte Rachefeldzug gegen seine Verräter boten Stoff für zahlreiche Verfilmungen, unter anderem mit Gérard Depardieu, der bekannte: »Monte Christo, das bin ich.«

Alexandre Dumas (père) wurde am 24. Juli 1802 in Villers-Cotterêts bei Soissons als Alexandre Davy de la Pailleterie geboren und starb am 5. Dezember 1870 in Puys. Bereits mit 14 Jahren arbeitete er als Schreiber bei einem Notar und entdeckte schnell sein schriftstellerisches Talent. 1822 ging er nach Paris, verfasste zahlreiche Bühnenstücke und beteiligte sich aktiv an der Julirevolution. Ab 1840 begann er Abenteuerromane zu schreiben und wurde damit schnell zum berühmten und gefeierten Autor. Seine Werke zählen zu den großen Klassikern der Weltliteratur.

INHALTSVERZEICHNIS

1. Kapitel	
Marseille – Die Ankunft.....	13
2. Kapitel	
Vater und Sohn.....	25
3. Kapitel	
Die Katalanen.....	35
4. Kapitel	
Das Komplott.....	49
5. Kapitel	
Das Verlobungsmahl.....	58
6. Kapitel	
Der stellvertretende Staatsanwalt des Königs.....	76
7. Kapitel	
Das Verhör.....	90
8. Kapitel	
Im Château d’If.....	105
9. Kapitel	
Der Verlobungsabend.....	120
10. Kapitel	
Das kleine Arbeitszimmer in den Tuileries.....	129
11. Kapitel	
Der korsische Werwolf.....	140
12. Kapitel	
Vater und Sohn.....	151
13. Kapitel	
Die hundert Tage.....	161
14. Kapitel	
Der wütende Gefangene und der verrückte Gefangene.....	173
15. Kapitel	
Die Nummer 34 und die Nummer 27.....	188
16. Kapitel	
Ein italienischer Gelehrter.....	210
17. Kapitel	
Der Kerker des Abbé.....	223
18. Kapitel	
Der Schatz.....	250
19. Kapitel	
Der dritte Anfall.....	267
20. Kapitel	
Der Friedhof von Château d’If.....	280

21. Kapitel	
Die Insel Tiboulou	287
22. Kapitel	
Die Schmuggler	303
23. Kapitel	
Die Insel Monte Christo	312
24. Kapitel	
Geblendet	323
25. Kapitel	
Der Unbekannte	335
26. Kapitel	
Das Wirtshaus zum Pont du Gard	343
27. Kapitel	
Der Bericht	360
28. Kapitel	
Die Gefangenenregister	379
29. Kapitel	
Das Haus Morrel	388
30. Kapitel	
Der fünfte September	406
31. Kapitel	
Italien – Sindbad der Seefahrer	427
32. Kapitel	
Erwachen	461
33. Kapitel	
Römische Banditen	469
34. Kapitel	
Erscheinungen	509
35. Kapitel	
La Mazzolata	539
36. Kapitel	
Der Karneval in Rom	559
37. Kapitel	
Die Katakomben von San Sebastiano	585
38. Kapitel	
Die Verabredung	608
39. Kapitel	
Die Gäste	617
40. Kapitel	
Das Frühstück	646
41. Kapitel	
Die Vorstellung	663
42. Kapitel	

Monsieur Bertuccio	681
43. Kapitel	
Das Haus in Auteuil.....	687
44. Kapitel	
Vendetta.....	697
45. Kapitel	
Blutregen.....	727
46. Kapitel	
Der unbeschränkte Kredit.....	743
47. Kapitel	
Das Apfelschimmelgespann.....	760
48. Kapitel	
Begriffslehre.....	775
49. Kapitel	
Haydée	790
50. Kapitel	
Die Familie Morrel	796
51. Kapitel	
Pyramos und Thisbe	809
52. Kapitel	
Giftkunde	823
53. Kapitel	
Robert der Teufel.....	844
54. Kapitel	
Hausse und Baisse	865
55. Kapitel	
Major Cavalcanti	880
56. Kapitel	
Andrea Cavalcanti	895
57. Kapitel	
Die Luzerneinfriedung.....	912
58. Kapitel	
Monsieur Noirtier de Villefort.....	927
59. Kapitel	
Das Testament.....	938
60. Kapitel	
Der Telegraph.....	949
61. Kapitel	
Wie man einen Gärtner von den Siebenschläfern befreit, die seine Pfersiche fressen.....	962
62. Kapitel	
Gespenster.....	975
63. Kapitel	

Das Diner	987
64. Kapitel	
Der Bettler	1001
65. Kapitel	
Eine eheliche Szene	1014
66. Kapitel	
Heiratsprojekte	1027
67. Kapitel	
Im Arbeitszimmer des königlichen Staatsanwalts	1041
68. Kapitel	
Ein Sommerball	1057
69. Kapitel	
Erkundigungen	1068
70. Kapitel	
Der Ball	1081
71. Kapitel	
Brot und Salz	1094
72. Kapitel	
Madame de Saint-Méran	1100
73. Kapitel	
Das Versprechen	1116
74. Kapitel	
Die Gruft der Familie Villefort	1154
75. Kapitel	
Das Protokoll	1167
76. Kapitel	
Die Fortschritte des jungen Monsieur Cavalcanti	1183
77. Kapitel	
Haydée	1198
78. Kapitel	
Man schreibt uns aus Jannina	1224
79. Kapitel	
Die Limonade	1250
80. Kapitel	
Die Beschuldigung	1265
81. Kapitel	
Das Zimmer des ehemaligen Bäckers	1273
82. Kapitel	
Der Einbruch	1298
83. Kapitel	
Die Hand Gottes	1317
84. Kapitel	
Beauchamp	1326

85. Kapitel	
Die Reise.....	1335
86. Kapitel	
Das Urteil.....	1351
87. Kapitel	
Die Herausforderung.....	1370
88. Kapitel	
Die Beleidigung.....	1379
89. Kapitel	
Die Nacht.....	1392
90. Kapitel	
Das Zusammentreffen.....	1403
91. Kapitel	
Mutter und Sohn.....	1420
92. Kapitel	
Der Selbstmord.....	1429
93. Kapitel	
Valentine.....	1441
94. Kapitel	
Das Geständnis.....	1452
95. Kapitel	
Vater und Tochter.....	1468
96. Kapitel	
Der Vertrag.....	1480
97. Kapitel	
Die Straße nach Belgien.....	1496
98. Kapitel	
Das Gasthaus ›Zur Glocke und zur Flasche‹.....	1504
99. Kapitel	
Das Gesetz.....	1521
100. Kapitel	
Die Erscheinung.....	1535
101. Kapitel	
Locuste.....	1544
102. Kapitel	
Valentine.....	1552
103. Kapitel	
Maximilien.....	1560
104. Kapitel	
Danglars' Unterschrift.....	1573
105. Kapitel	
Der Friedhof Père-Lachaise.....	1588
106. Kapitel	

Die Teilung	1606
107. Kapitel	
Die Löwengrube	1628
108. Kapitel	
Der Richter	1638
109. Kapitel	
Das Schwurgericht.....	1651
110. Kapitel	
Die Anklageschrift.....	1660
111. Kapitel	
Sühne	1670
112. Kapitel	
Die Abreise	1682
113. Kapitel	
Die Vergangenheit.....	1699
114. Kapitel	
Peppino	1717
115. Kapitel	
Die Speisekarte des Luigi Vampa.....	1731
116. Kapitel	
Vergebung.....	1741
117. Kapitel	
Der fünfte Oktober.....	1749
Anhang	1769
Money, money, money... Alexandre Dumas' Roman »Der Graf von Monte Christo« (1844/1846).....	1770
Leben und Werk	1788

1. KAPITEL

Marseille – Die Ankunft

Am 27. Februar 1815 kündigte der Posten von Notre-Dame-de-la-Garde den Dreimaster *Pharaon* an, der von Smyrna, Triest und Neapel kam. Wie gewöhnlich fuhr sofort ein Küstenlotse aus dem Hafen, vorbei am Château d'If, um zwischen Kap Morgiou und der Insel Rion an Bord des Schiffes zu gehen. Und wie ebenfalls sonst auch hatte sich die Aussichtsplattform des Forts Saint-Jean mit Neugierigen gefüllt, denn die Ankunft eines Schiffes ist immer ein großes Ereignis in Marseille, zumal, wenn dieses Schiff, wie die *Pharaon*, auf den Werften des alten Phokäa gebaut, mit der Takelage versehen und getrimmt wurde und einem Reeder der Stadt gehört.

Inzwischen war das Schiff näher gekommen. Es war glücklich durch die Meerenge gesegelt, die eine vulkanische Erschütterung einst zwischen den Inseln Calasareigne und Jaros geformt hatte, umschiffte Pomègue und näherte sich unter seinen drei Marssegeln, dem großen Focksegel und seinem Briggsegel. Dabei fuhr es so langsam und mutete so traurig an, daß sich die Neugierigen mit jenem Instinkt, der ein Unglück ahnt, fragten, welcher Unfall wohl an Bord geschehen sein mochte. Dennoch erkannten jene, die in der Seefahrt Bescheid wußten, daß, wenn sich ein Unfall ereignet haben sollte, er nicht dem Schiff selbst zugestoßen sein konnte, denn zog es auch langsam dahin, so erweckte es doch den Eindruck eines vorzüglich gesteuerten Schiffs. An Bord machte man sich bereit, den Anker auszuwerfen. Die Stage am Bugspriet waren losgemacht, und neben dem Lotsen, der sich anschickte, die *Pharaon* durch die schmale Einfahrt des Hafens von Marseille zu leiten, stand ein junger Mann von flinkem Wesen und aufmerksamem Blick, der jede Bewegung des Schiffes überwachte und alle Messungen des Lotsen laut wiederholte.

Die unbestimmte Unruhe, von der die Menge erfüllt wurde,

hatte besonders einen der Zuschauer auf der Esplanade von Saint-Jean erfaßt. Er konnte die Einfahrt des Schiffes in den Hafen nicht mehr abwarten, sprang in eine kleine Barke, um der *Pharaon* entgegenzurudern, und erreichte sie auch in der Nähe der sogenannten Reservebucht.

Als der junge Mann den Mann im Boot erblickte, verließ er seinen Posten neben dem Lotsen, kam, den Hut in der Hand, herbei und lehnte sich über die Reling. Er war ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, groß, schlank, mit schönen schwarzen Augen und ebenholzfarbenem Haar. In seiner ganzen Person lag das ruhige und entschlossene Wesen jener, die von Kindheit an mit der Gefahr zu kämpfen gewohnt sind.

»Ah! Sie sind es, Dantès«, rief der Mann in der Barke aus. »Was ist denn geschehen, und warum verbreitet das Schiff gar eine solche Trauerstimmung?«

»Ein großes Unglück, Monsieur Morrel«, antwortete der junge Mann, »ein großes Unglück, besonders für mich. Auf der Höhe von Civitavecchia haben wir den tapferen Kapitän Leclère verloren.«

»Und die Ladung?« fragte der Reeder hastig.

»Sie läuft unbeschadet in den Hafen ein, und ich glaube, daß Sie diesbezüglich zufrieden sein werden. Aber der arme Kapitän Leclère...«

»Was ist ihm denn widerfahren?« fragte der Reeder mit einer sichtbar erleichterten Miene. »Was ist denn diesem tapferen Kapitän widerfahren?«

»Er ist tot.«

»Etwa über Bord gegangen?«

»Nein, Monsieur, er ist an einem Gehirnfieber unter furchtbaren Leiden gestorben.« Dann sagte er, sich zu seinen Leuten wendend: »Heda! Jeder auf seinen Posten zum Ankerwerfen.«

Die Besatzung gehorchte, und im selben Moment eilten von den acht bis zehn Matrosen, aus denen sie bestand, die einen

zu den Schoten, die anderen zu den Brassen, einige zu den Hißtauen, andere zu den Klüverseilen, endlich die übrigen zu den Geitauen der Segel. Der junge Mann warf einen flüchtigen Blick auf den Manöverbeginn, und als er sah, daß seine Befehle ausgeführt wurden, wandte er sich wieder dem Mann zu, der mit ihm gesprochen hatte.

»Und wie hat sich dieses Unglück zugetragen?« fuhr der Reeder fort, indem er das Gespräch da wieder aufnahm, wo es der junge Seemann unterbrochen hatte.

»Ach Gott, Monsieur, völlig unerwartet. Nach einer langen Unterredung mit dem Hafenkommandanten verließ Leclère Neapel sehr aufgeregt, nach vierundzwanzig Stunden hatte ihn das Fieber befallen, und drei Tage später war er tot. Wir haben ihm die übliche Leichenfeier gehalten, und er ruht, wie es sich geziemt, in eine Hängematte gehüllt, mit einem Sechsenddreißigpfünder an den Füßen und einem am Kopfe, auf der Höhe der Insel El Giglio. Wir bringen seiner Witwe sein Ehrenkreuz und seinen Degen zurück. Es lohnte sich wohl der Mühe«, fuhr der junge Mann mit einem melancholischen Lächeln fort, »zehn Jahre lang gegen die Engländer Krieg zu führen, um zuletzt, wie jedermann, im Bett zu sterben!«

»Tja, was wollen Sie, Monsieur Edmond«, versetzte der Reeder, der sich immer mehr zu trösten schien, »wir sind alle sterblich, und die Alten müssen wohl den Jungen Platz machen, sonst gäbe es keine Veränderungen, und von dem Augenblick an, da Sie mir versichern, daß die Ladung...«

»In gutem Zustand ist, Monsieur Morrel, ich bürgе dafür. Was diese Reise betrifft, gebe ich Ihnen den Rat, den Gewinn derselben nicht unter 25 000 Francs anzusetzen.«

Dann, als man über den runden Turm hinausgesegelt war, rief der junge Seemann: »Los, refft Mars, Fock und Brigg! Beeilung!«

Der Befehl wurde fast so schnell wie auf einem Kriegsschiff vollzogen.

»Alles einziehen und reffen!«

Bei dem letzten Kommando fielen alle Segel, und das Schiff bewegte sich kaum noch erkennbar nur mehr mit Hilfe des restlichen Schwungs vorwärts.

»Und nun, wenn Sie heraufkommen wollen, Monsieur Morrel«, sagte Dantès, der die Ungeduld des Reeders bemerkte, »hier ist Ihr Zahlmeister, Monsieur Danglars, der soeben aus seiner Kajüte kommt und Ihnen über alles, was Sie wünschen, Auskunft erteilen wird; ich meinerseits muß das Ankern überwachen und mich um die Trauerbeflaggung des Schiffes kümmern.«

Der Reeder ließ sich das nicht zweimal sagen. Er faßte das Tau, das ihm Dantès zugeworfen hatte, und erkletterte mit einer Gewandtheit, die einem Seemann zur Ehre gereicht hätte, die an die gebauchte Flanke des Schiffes genagelten Sprossen. Edmond hingegen kehrte auf seinen Posten als Erster Offizier zurück und überließ das Gespräch demjenigen, den er unter dem Namen Danglars angemeldet hatte und der, aus seiner Kajüte tretend, wirklich dem Reeder entgegenging. Der Neuhinzugekommene war ein Mann von fünf- bis sechsundzwanzig Jahren mit einem ziemlich düsteren Gesicht, unterwürfig gegen seine Vorgesetzten, grob gegen seine Untergebenen. Daher wurde er, zudem wegen seines Zahlmeisterrantes, dem die Matrosen immer Ablehnung entgegenbringen, von der Mannschaft des Schiffes ebenso mißtrauisch beäugt wie Edmond Dantès dagegen von ihr geliebt wurde.

»Nun, Monsieur Morrel«, fragte Danglars, »Sie haben also schon von dem Unglück gehört, nicht wahr?«

»Ach ja. Der arme Kapitän Leclère! Er war ein braver und rechtschaffener Mann.«

»Und vor allem ein hervorragender Seemann, alt geworden zwischen Himmel und Wasser, wie es einem Mann geziemt, dem die Interessen eines so angesehenen Hauses anvertraut sind, wie das Haus Morrel & Sohn«, versetzte Danglars.

»Aber ich gewinne den Eindruck«, sagte der Reeder, mit den Augen Dantès folgend, der einen Ankerplatz suchte, »daß es gar nicht nötig ist, so ein altgedienter Seemann zu sein, um sein Geschäft zu verstehen, wie Sie behaupten, Danglars. Unser Freund Edmond zum Beispiel versteht das seinige, scheint mir, als ein Mann, der in diesen Dingen niemand um Rat zu fragen braucht.«

»Ja«, entgegnete Danglars, indem er auf Dantès einen Seitenblick warf, worin ein haßerfüllter Blitz zuckte, »ja, er ist jung und macht sich darum keine Sorgen. Kaum war der Kapitän tot, als er schon das Kommando übernahm, ohne irgend jemand zu befragen, und uns anderthalb Tage auf der Insel Elba versäumen ließ, anstatt unmittelbar nach Marseille zurückzukehren.«

»Daß er das Kommando des Schiffes übernahm«, sagte der Reeder, »war seine Pflicht als Erster Offizier; daß er allerdings anderthalb Tage auf der Insel Elba verlor, war nicht richtig, wenn nicht irgendein Schaden am Schiff ausgebessert werden mußte.«

»Das Schiff befand sich, wie ich mich befinde, und wie ich wünsche, daß *Sie* sich befinden, Monsieur Morrel. Diese anderthalb Tage sind aus einer bloßen Laune heraus verloren worden, wegen des Vergnügens, an Land zu gehen, weiter nichts.«

»Dantès«, sagte der Reeder, sich zum jungen Manne wendend, »kommen Sie doch mal hierher!«

»Verzeihen Sie, Monsieur«, erwiderte Dantès, »einen Augenblick, dann stehe ich zu Ihrer Verfügung.« Dann rief er der Schiffsmannschaft zu: »Ankerwerfen!« Sogleich fiel der Anker, und klirrend rollte sich die Kette ab. Dantès blieb auf seinem Posten, ungeachtet der Anwesenheit des Lotsen, bis dieses letzte Manöver beendet war, dann rief er: »Wimpel auf Halbmast, zieht die Flagge auf, kreuzt die Rahen!«

»Sie sehen«, äußerte Danglars, »er glaubt schon Kapitän zu

sein, auf mein Wort.«

»Und er ist es in der Tat.«

»Ja, es fehlt nur Ihre und Ihres Teilhabers Unterschrift, Monsieur Morrel.«

»Hm, warum sollten wir ihn nicht auf diesem Posten lassen?« fragte der Reeder. »Er ist jung, ich weiß, aber er scheint mir der Aufgabe völlig gewachsen und in seinem Beruf sehr erfahren.«

Eine Wolke zog über Danglars' Stirn.

»Verzeihen Sie, Monsieur Morrel«, sagte Dantès und näherte sich. »Nun, da das Schiff geankert hat, stehe ich ganz zu Ihrer Verfügung. Sie haben mich gerufen, nicht?«

Danglars trat einen Schritt zurück.

»Ich wollte Sie fragen, warum Sie bei der Insel Elba angehalten haben.«

»Ich weiß es nicht, Monsieur. Es geschah, um einen letzten Befehl von Kapitän Leclère zu vollziehen, der mir sterbend ein Paket für den Großmarschall Bertrand ausgehändigt hat.«

»Haben Sie ihn denn gesehen, Edmond?«

»Wen?«

»Den Großmarschall.«

»Ja.«

Morrel schaute sich um und zog Dantès beiseite. »Und wie befindet sich der Kaiser?« fragte er rasch.

»Gut, soweit ich dies von außen beurteilen konnte.«

»Sie haben also auch den Kaiser gesehen?«

»Er ist in das Zimmer des Marschalls gekommen, während ich bei diesem war.«

»Haben Sie mit ihm gesprochen?«

»Das heißt: *Er* hat mit mir gesprochen«, antwortete Dantès lächelnd.

»Und was hat er zu Ihnen gesagt?«

»Er hat mir Fragen über das Schiff gestellt, über den Zeitpunkt seiner Abfahrt von Marseille, über den Weg, den es genommen, und die Ladung, die es an Bord hatte. Ich glaube, daß er, wäre es leer, und ich der Eigentümer gewesen, die Absicht gehabt hätte, es zu kaufen. Aber ich habe ihm gesagt, daß ich nur ein einfacher Seemann sei und das Schiff dem Hause Morrel & Sohn gehöre. ›Ah!‹ sagte er, ›ich kenne es. Die Morrel sind seit Generationen Reeder, und es gab einen Morrel, der in demselben Regiment wie ich diente, als ich damals in Valence in Garnison lag.«

»Pardieu! Das ist wahr!« rief der Reeder hochofren aus. »Das war Policar Morrel, mein Onkel, der Kapitän geworden ist. Dantès, Sie müssen meinem Onkel erzählen, daß der Kaiser sich seiner erinnert habe, und Sie werden den alten Brummbären weinen sehen. Nun, nun«, fuhr der Reeder fort, dem jungen Mann freundschaftlich auf die Schulter klopfend, »Sie haben richtig gehandelt, Dantès, die Weisungen von Kapitän Leclère zu befolgen und bei der Insel Elba anzuhalten, obgleich es Sie kompromittieren könnte, wenn bekannt wird, daß Sie dem Marschall ein Paket zugestellt und mit dem Kaiser geplaudert haben.«

»Inwiefern, Monsieur, kann mich dies Ihrer Meinung nach kompromittieren?« fragte Dantès. »Ich weiß ja nicht einmal, was ich brachte, und der Kaiser hat nur Fragen an mich gestellt, die er an jeden anderen auch gerichtet hätte. Aber entschuldigen Sie bitte«, fügte Dantès bei, »da kommen die Beamten vom Zoll und von der Gesundheitsbehörde auf uns zu. Sie erlauben doch, nicht wahr?«

»Nur zu, nur zu, mein lieber Dantès.«

Der junge Mann entfernte sich, und je weiter er sich entfernte, um so näher trat Danglars. »Nun«, fragte er, »es scheint, daß er Ihnen gute Gründe für seine Landung in Porto Ferraio genannt hat?«

»Vortreffliche, mein lieber Monsieur Danglars.«

»Ah! Um so besser«, antwortete dieser, »denn es ist immer etwas peinlich, einen Kameraden zu sehen, der seine Pflicht nicht erfüllt hat.«

»Dantès hat die seinige erfüllt«, versetzte der Reeder, »und es läßt sich nichts dagegen sagen. Kapitän Leclère hatte ihm diesen Aufenthalt befohlen.«

»Ach, da Sie gerade Kapitän Leclère erwähnen – hat Ihnen Dantès nicht einen Brief von ihm überreicht?«

»Mir? Nein. Hatte er denn einen?«

»Ich glaubte, daß Kapitän Leclère ihm, außer dem Paket, diesen Brief anvertraut hatte?«

»Von welchem Paket sprechen Sie, Danglars?«

»Nun, von jenem, das Dantès während seines Aufenthalts in Porto Ferraio abgegeben hat.«

»Woher wissen Sie, daß er in Porto Ferraio ein Paket abzugeben hatte?«

Danglars wurde rot. »Ich ging zufällig an der halboffenen Kajütentür des Kapitäns vorüber und sah, wie er Dantès dieses Paket und diesen Brief übergab.«

»Er hat mir nichts davon gesagt«, erwiderte der Reeder, »wenn es aber diesen Brief gibt, wird er ihn mir noch zustellen.«

Danglars sann einen Augenblick nach. »Dann, Monsieur Morrel, bitte ich Sie, Dantès nichts davon zu sagen. Ich muß mich wohl getäuscht haben.«

In diesem Moment kam der junge Mann zurück. Danglars entfernte sich.

»So, mein lieber Dantès, sind Sie fertig?« fragte der Reeder.

»Ja, Monsieur.«

»Die Sache hat ja nicht lange gedauert.«

»Nein, ich habe den Zollbeamten unser Warenverzeichnis

gegeben, und die Hafenwache hatte mit dem Küstenlotsen einen Mann geschickt, dem ich meine Papiere übergeben habe.«

»Dann haben Sie hier nichts mehr zu tun?«

Dantès warf einen raschen Blick um sich. »Nein, alles in bester Ordnung«, antwortete er.

»Sie können mich also begleiten und das Mittagessen bei uns einnehmen?«

»Entschuldigen Sie mich, Monsieur Morrel, entschuldigen Sie mich, ich bitte Sie, denn ich schulde meinen ersten Besuch meinem Vater. Deshalb bin ich Ihnen aber für die Ehre, die Sie mir erweisen, nicht minder dankbar.«

»Schon gut, Dantès, schon gut. Ich weiß, daß Sie ein guter Sohn sind.«

»Und...«, fragte Dantès mit einem gewissen Zögern, »meinem Vater geht es gut, soweit Sie wissen?«

»Ich glaube ja, mein lieber Edmond, obgleich ich ihn nicht gesehen habe.«

»Ja, er schließt sich immer in sein kleines Zimmer ein.«

»Dies beweist wenigstens, daß es ihm während Ihrer Abwesenheit an nichts gemangelt hat.«

Dantès lächelte. »Mein Vater ist stolz, Monsieur, und hätte es ihm an allem gefehlt, so zweifle ich, daß er von wem auch immer auf der Welt, Gott ausgenommen, irgend etwas erbeten hätte.«

»Nun gut, aber nach diesem ersten Besuch dürfen wir mit Ihnen rechnen.«

»Entschuldigen Sie mich nochmals, Monsieur Morrel, aber nach diesem ersten Besuch habe ich einen zweiten zu machen, der mir nicht minder am Herzen liegt.«

»Ach ja, stimmt, Dantès! Ich vergaß, daß es bei den Katalanen jemanden gibt, der Sie mit nicht geringerer Ungeduld erwarten muß als Ihr Vater: nämlich die schöne Mercédès.«

Dantès errötete.

»Ah! Ah!« sagte der Reeder, »da wundert es mich nicht mehr, daß sie dreimal gekommen ist, um sich bei mir nach der *Pharaon* zu erkundigen. Zum Henker, Edmond, Sie haben's gut und zudem eine hübsche Geliebte.«

»Sie ist nicht meine Geliebte, Monsieur«, erwiderte der junge Seemann ernst, »sie ist meine Verlobte.«

»Das ist manchmal dasselbe«, sagte der Reeder lachend.

»Für uns nicht, Monsieur«, antwortete Dantès.

»Nun, nun, mein lieber Edmond«, fuhr der Reeder fort, »ich will Sie nicht länger aufhalten! Sie haben meine Angelegenheiten gut genug besorgt, um Ihnen jetzt alle Muße zu gönnen, die Ihrigen zu ordnen. Brauchen Sie Geld?«

»Nein, Monsieur, ich habe noch alle meine Reisebezüge, die Heuer von fast drei Monaten.«

»Sie sind ein sparsamer junger Mann, Edmond!«

»Fügen Sie hinzu, daß ich einen armen Vater habe, Monsieur Morrel.«

»Ja, ja, ich weiß, daß Sie ein guter Sohn sind. Besuchen Sie also Ihren Vater! Auch ich habe einen Sohn, und ich wäre demjenigen sehr böse, der ihn mir nach einer dreimonatigen Reise vorenthielte.«

»Sie erlauben also?« fragte der junge Mann, sich verbeugend.

»Ja, wenn Sie mir nichts mehr zu sagen haben.«

»Nein.«

»Hat Ihnen nicht Kapitän Leclère sterbend einen Brief für mich gegeben?«

»Es war ihm unmöglich zu schreiben, Monsieur, doch dies erinnert mich daran, daß ich Sie um einige Tage Urlaub werde bitten müssen.«

»Um zu heiraten?«

»Das zuallererst... und dann, um nach Paris zu reisen.«

»Gut! Gut! Sie können sich Zeit lassen, so lange Sie wollen, Dantès. Für das Löschen der Ladung werden wir wohl sechs Wochen brauchen, und das Schiff wird schwerlich vor Ablauf von drei Monaten wieder in See stechen. In drei Monaten müssen Sie allerdings wieder hier sein. Die *Pharaon*«, fuhr der Reeder fort, dem jungen Seemann auf die Schulter klopfend, »könnte ohne ihren Kapitän nicht abfahren.«

»Ohne ihren Kapitän!« rief Dantès mit freudeglänzenden Augen aus. »Geben Sie acht auf das, was Sie da sagen, Monsieur, denn Sie haben soeben die geheimsten Hoffnungen meines Herzens ausgesprochen. Sie beabsichtigen also, mich zum Kapitän der *Pharaon* zu ernennen?«

»Wäre ich allein, so würde ich Ihnen die Hand reichen, mein lieber Dantès, und zu Ihnen sagen: Abgemacht! Aber ich habe einen Teilhaber, und Sie kennen das italienische Sprichwort: *Che a compagno, a padrone**. Doch wenigstens die Hälfte der Sache ist damit geschafft, weil Sie von zwei Stimmen ja schon eine haben. Verlassen Sie sich deshalb auf mich, Ihnen die andere zu verschaffen. Ich werde mein Bestes tun.«

»Oh! Monsieur Morrel«, rief der junge Seemann mit Tränen in den Augen aus und ergriff die Hände des Reeders, »Monsieur Morrel, ich danke Ihnen im Namen meines Vaters und meiner Mercédès.«

»Schon gut, Edmond! Es gibt einen Gott im Himmel für die anständigen Leute, Teufel nochmal! Besuchen Sie also Ihren Vater, besuchen Sie Ihre Mercédès, und besuchen Sie dann mich.«

»Wollen Sie nicht, daß ich Sie an Land zurückbegleite?«

»Nein danke, ich bleibe, um mit Danglars die Abrechnung zu machen. Waren Sie während der Reise mit ihm zufrieden?«

* Wer einen Teilhaber hat, hat einen Herrn.

»Je nachdem, was Sie mit dieser Frage verbinden, Monsieur: ist er ein guter Kamerad... nein, denn ich glaube, daß er mich nicht leiden kann, seit dem Tag, an dem ich die Albernheit begangen habe, ihm nach einem kleinen, zwischen uns entsponnenen Streit vorzuschlagen, zehn Minuten lang bei der Insel Monte Christo anzuhalten, um unsere Meinungsverschiedenheit ins Reine zu bringen. Ein Vorschlag, den ich zu Unrecht gemacht habe, und er zu Recht abgelehnt hat. Stellen Sie mir diese Frage in Bezug auf seine Fähigkeiten als Zahlmeister, so glaube ich, daß nichts gegen ihn zu sagen ist, und daß Sie mit der Art, wie er seine Geschäfte besorgt, zufrieden sein können.«

»Sagen Sie mir aber, lieber Dantès«, fragte der Reeder weiter, »wenn Sie Kapitän der *Pharaon* wären, würden Sie Danglars gerne behalten?«

»Kapitän oder Erster Offizier, Monsieur Morrel«, antwortete Dantès, »ich werde stets die größte Hochachtung vor denjenigen haben, die das Vertrauen meiner Reeder besitzen.«

»Nun, nun, Dantès, ich sehe, daß Sie in jeder Beziehung ein untadeliger Bursche sind. Doch ich will Sie nicht länger zurückhalten, gehen Sie, denn ich merke schon, daß Sie auf glühenden Kohlen stehen.«

»Auf Wiedersehen, Monsieur Morrel, und tausend Dank!«

»Auf Wiedersehen, mein lieber Edmond. Viel Glück!«

Der junge Seemann sprang in das kleine Boot, setzte sich ans Heck und befahl an der Canebière, der großen Marseiller Hafenpromenade, zu landen. Zwei Matrosen beugten sich sogleich über ihre Ruder, und das kleine Fahrzeug glitt so schnell dahin, wie es inmitten von tausend Barken möglich war, welche jene enge Gasse verstopften, die zwischen zwei Reihen von Schiffen von der Hafeneinfahrt zum Quai d'Orléans führte. Der Reeder folgte ihm lächelnd mit den Augen bis an das Ufer, sah ihn auf die Steinplatten der Kaimauer springen und sich rasch im Trubel der bunten Menge verlie-

ren, die von fünf Uhr morgens bis neun Uhr abends die grandiose Canebière bevölkert, auf die die modernen Phokäer* so stolz sind, daß sie völlig ernsthaft der Welt gegenüber mit jenem Akzent, der allen ihren Äußerungen so viel Charakter verleiht, meinen: ›Wenn Paris die Canebière hätte, wäre Paris ein kleines Marseille.‹ Der Reeder drehte sich um und erblickte hinter sich Danglars, der scheinbar auf Anweisungen zu warten schien, in Wirklichkeit aber wie Monsieur Morrel dem jungen Seemann mit den Augen folgte. Nur lag ein großer Unterschied in dem Ausdruck dieses doppelten Blicks, der derselben Person folgte.

2. KAPITEL

Vater und Sohn

Lassen wir Danglars, wie er versucht – von dämonischem Haß erfüllt –, dem Reeder bössartige Verleumdungen gegen seinen Kameraden ins Ohr zu flüstern, und folgen wir lieber Dantès, der, nachdem er die Canebière ihrer ganzen Länge nach durchheilt hatte, soeben in die Rue de Noailles einbiegt und in ein kleines Haus tritt, das auf der linken Seite der Allées de Meilhan liegt, rasch die vier Stockwerke eines dunklen Treppenhauses erklimmt und schließlich, sich mit der einen Hand am Geländer festhaltend, mit der anderen sein schnell schlagendes Herz zusammenpressend, vor einer halbgeöffneten Tür stehenbleibt, die bis in den Hintergrund eines kleinen Zimmers schauen läßt. In diesem Zimmer wohnte der Vater von Dantès.

Die Nachricht von der Ankunft der *Pharaon* war bei dem Greis noch nicht angekommen, und so war er, auf einem Stuhl

* Nach der Stadt *Phokäa* in Ionien, von der Marseille abstammen behauptet.

stehend, gerade damit beschäftigt, einige mit wildem Wein vermischte Kapuzinerblumen, die sich an einem Spalier bis zu seinem Zimmer emporrankten, mit zitternder Hand festzubinden. Plötzlich fühlte er sich von zwei kräftigen Armen umschlungen, und eine wohlbekannte Stimme rief hinter ihm aus: »Vater, mein lieber Vater!«

Der Greis stieß einen Schrei aus und drehte sich um; seinen Sohn erkennend, sank er ihm kreidebleich und am ganzen Körper zitternd in die Arme.

»Vater, was fehlt dir?« fragte der junge Mann besorgt. »Bist du etwa krank?«

»Nein, nein, mein lieber Edmond, mein Sohn, mein Kind, nein, aber ich habe dich nicht erwartet, und die Freude, die Rührung, dich so unvermutet wiederzusehen... Ach Gott, mir ist, als ob ich gleich stürbe...«

»Nun erhol dich doch, Vater. Ich bin's, ich bin's doch. Man sagt immer, daß die Freude nicht schadet. Aber warum bin ich auch so ohne Vorbereitung hier eingetreten! Nun lach mich an, anstatt mich so bestürzt anzuschauen. Ich bin zurückgekehrt, und wir können glücklich sein.«

»Ach, wie schön, mein Junge«, versetzte der Greis, »aber was heißt das, wir können glücklich sein? Verläßt du mich denn nicht mehr? Nun, erzähle mir von deinem Glück.«

»Gott verzeih mir«, erwiderte der junge Mann, »daß ich mich über etwas freue, das für eine andere Familie mit soviel Trauer verbunden ist; aber Gott weiß, daß ich dieses Glück nie auf diesem Weg herbeigewünscht hätte! Es ist nun mal so geschehen, und ich habe die Kraft nicht, darüber unglücklich zu sein. Der tapfere Kapitän Leclère ist gestorben, und es ist wahrscheinlich, daß ich durch Monsieur Morrels Protektion seinen Platz einnehmen werde... Kapitän mit zwanzig Jahren! Mit hundert Louisdor Heuer und einem Anteil am Gewinn! Ist das nicht mehr, als ein armer Matrose wie ich je erhoffen konnte?«

»Ja, mein Sohn, ja, in der Tat«, antwortete der Greis, »was für ein Glück.«

»Von meinem ersten Geld will ich dir ein kleines Haus mit einem Garten kaufen, damit du deine Waldreben, deine Kapuzinerblumen und deine Jerichorosen pflanzen kannst. Aber was fehlt dir denn, Vater? Ich habe den Eindruck, daß dir nicht wohl ist.«

»Geduld, Geduld, es wird schon nichts sein.«

Aber da schwanden dem Greis schon die Kräfte, und er drohte nach hinten umzufallen.

»Na, na«, sagte der junge Mann, »ein Glas Wein, Vater, wird dich wieder zu Kräften bringen. Wo bewahrst du denn deinen Wein auf?«

»Nein danke, suche nicht, ich brauche keinen«, versetzte der Greis und versuchte seinen Sohn zurückzuhalten.

»Freilich, freilich, Vater. Sage mir nur, wo er ist!«

Und er öffnete einige Schränke.

»Gib dir keine Mühe«, sagte der Alte, »es ist kein Wein mehr da.«

»Wie? Es ist kein Wein mehr da?« sagte Dantès und wurde selbst blaß, als er zwischen den hohlen und bleichen Wangen des Greises und den leeren Schränken hin und her sah. »Wie? Es ist kein Wein mehr da? Hast du etwa kein Geld mehr, Vater?«

»Es hat mir an nichts gefehlt, schließlich habe ich dich ja jetzt wieder«, antwortete der Greis.

»Ich hatte dir doch«, stammelte Dantès und wischte sich den Schweiß von der Stirn, »als ich vor drei Monaten abreiste, 200 Francs dagelassen.«

»Ja, ja, Edmond, das stimmt schon. Aber bei deiner Abreise hattest du eine kleine Schuld bei unserem Nachbarn Caderousse vergessen, er hat mich daran erinnert und gesagt, daß er, wenn ich nicht für dich bezahlen würde, zu Monsieur Mor-

rel ginge, um sich das Geld zu holen. Dann, du verstehst, aus Furcht, das könnte dir schaden... hm... tja... habe ich bezahlt.«

»Aber«, rief Dantès aus, »ich schuldeten Caderousse 140 Francs! Und du hast sie ihm von den 200 Francs gegeben, die ich dir hiergelassen habe?«

Der Greis nickte.

»Du hast also drei volle Monate von 60 Francs gelebt?« murmelte der junge Mann.

»Du weißt doch, wie wenig ich benötige«, sagte der Greis.

»Oh, mein Gott! Mein Gott, Vater, verzeih mir!« rief Edmond aus und warf sich vor dem guten alten Mann auf die Knie.

»Was machst du denn da?«

»Oh, du hast mir das Herz zerfleischt.«

»Hör doch auf! Hauptsache, du bist wieder da«, versetzte der Greis lächelnd, »nun ist alles vergessen, alles ist gut.«

»Ja, ich bin da«, sagte der junge Mann, »noch dazu mit der Aussicht auf eine schöne Zukunft und mit etwas Geld. Nimm, Vater«, sagte er, »nimm, nimm, und laß gleich etwas einkaufen für dich!«

Und er leerte den Inhalt seiner Taschen auf den Tisch, die ein Dutzend Goldstücke, fünf bis sechs Fünf-Franc-Münzen und kleinere Geldstücke enthielten. Das Gesicht des alten Dantès heiterte sich auf.

»Für wen ist das?« fragte er.

»Na, für mich, für dich, für uns. Nimm, kauf etwas zu essen, laß es dir gutgehen. Morgen gibt es noch mehr davon.«

»Sachte, sachte«, erwiderte der Greis lächelnd, »mit deiner Erlaubnis werde ich von deinem Geld nur maßvoll Gebrauch machen. Man könnte sonst glauben, wenn man mich zu viele Sachen auf einmal kaufen sieht, ich sei genötigt gewesen, auf deine Rückkehr zu warten, um sie zu kaufen.«

»Tu, was dir Freude macht. Doch vor allem nimm dir eine Zuehfrau, Vater. Ich will nicht mehr, daß du ganz allein lebst. – Ich habe geschmuggelten Kaffee und vortrefflichen Tabak in einer kleinen Kiste im Laderaum unseres Schiffes. Morgen wirst du beides bekommen. Doch still, es kommt jemand!«

»Es ist Caderousse. Er wird von deiner Ankunft erfahren haben, und kommt nun bestimmt, um dir zu deiner glücklichen Rückkehr zu gratulieren.«

»Gut, wieder ein Mund, der etwas anderes sagt, als das Herz denkt«, murmelte Edmond, »aber naja, er ist ein Nachbar, der uns einstmals Dienste geleistet hat, er sei also willkommen.«

In der Tat sah man in dem Moment, als Edmond mit leiser Stimme zu Ende gesprochen hatte, im Rahmen der Gangtüren schwarzen und bärtigen Kopf von Caderousse erscheinen. Er war ein Mann von fünf- bis sechszwanzig Jahren. In seiner Hand hielt er ein Stück Tuch, das sich unter seinen Händen in einen Kleideraufschlag verwandeln sollte, denn er war von Beruf Schneider.

»Sieh mal einer an, du bist also wieder da, Edmond?« sagte er im stärksten Marseiller Dialekt und mit einem breiten Grinsen, das seine elfenbeinweißen Zähne zeigte.

»Wie Sie sehen, Nachbar Caderousse, und bereit, Ihnen in jeder denkbaren Angelegenheit gefällig zu sein«, entgegnete Dantès, nur schlecht seine Distanziertheit hinter diesem Angebot verbergend.

»Danke, danke. Zum Glück brauche ich nichts, es sind bisweilen sogar die anderen, die meiner bedürfen.« Dantès zuckte zusammen. »Ich sage dies nicht deinetwegen, Junge. Ich habe dir Geld geliehen, du hast mir's wieder zurückgezahlt, so läuft das unter guten Nachbarn, und wir sind quitt.«

»Man ist nie mit denen quitt, denen man etwas schuldig war«, bemerkte Dantès, »denn wenn man ihnen auch kein Geld mehr schuldet, schuldet man ihnen noch Dankbarkeit.«

»Wozu noch groß darüber reden? Was vorbei ist, ist vorbei. Sprechen wir von deiner glücklichen Heimkehr, Junge. Da bin ich also in den Hafen gegangen, um kastanienbraunes Tuch nachzukaufen, als ich meinem Freund Danglars begegne. – ›Du in Marseille?‹ – ›Jaja, höchstpersönlich‹, antwortete er mir. ›Ich glaubte, du bist in Smyrna?‹ – ›Ich könnte auch dort sein, denn ich komme eben von dort zurück.‹ – ›Und wo ist der liebe Edmond?‹ – ›Ach ja, ganz bestimmt bei seinem Vater‹, erwiderte Danglars. Und dann bin ich sofort hergekommen«, schloß Caderousse, »um das Vergnügen zu haben, einem alten Freund die Hand zu drücken.«

»Der gute Caderousse«, sagte der Greis, »er liebt uns so sehr!«

»Gewiß liebe ich Euch und achte Euch auch, da die rechtschaffenen Leute selten sind. Doch es scheint, daß du reich zurückgekehrt bist, mein Junge«, fuhr der Schneider fort, einen Seitenblick auf die Handvoll Gold und Silber werfend, die Dantès auf den Tisch gelegt hatte. Der junge Mann bemerkte das habgierige Funkeln, das in den schwarzen Augen seines Nachbarn aufblitzte.

»Ach ja, mein Gott«, sagte er obenhin, »das Geld ist gar nicht meins. Ich erwähnte meinem Vater gegenüber meine Sorge, er könnte während meiner Abwesenheit irgendeinen Mangel gelitten haben, und um mich zu beruhigen, leerte er nun seine Geldbörse auf den Tisch aus. Nun, Vater«, fuhr Dantès fort, »wirf das Geld wieder in deine Sparbüchse, außer Nachbar Caderousse möchte sich etwas leihen, was selbstverständlich kein Problem wäre.«

»Nein, mein Junge«, versetzte Caderousse, »ich brauche nichts. Gott sei Dank, das Gewerbe nährt seinen Mann, behalte dein Geld, behalte es, man hat nie zuviel davon, was mich nicht hindert, dir für dein Angebot so verbunden zu sein, als wenn ich Gebrauch davon gemacht hätte.«

»Es kam von Herzen«, sagte Dantès.

»Ich zweifle nicht daran. Nun gut! Du stehst aufs Beste mit Monsieur Morrel, jedermanns Freund, der du bist?«

»Monsieur Morrel war mir gegenüber stets voller Güte«, antwortete Dantès.

»In diesem Falle war es unklug, seine Einladung zum Mittagessen auszuschlagen.«

»Wie! Eine Einladung zum Mittagessen auszuschlagen?« fragte der alte Dantès. »Er hatte dich also zum Mittagessen eingeladen?«

»Ja, Vater«, erwiderte Edmond, über das Erstaunen lächelnd, das bei seinem Vater durch das Übermaß an Ehre hervorgerufen wurde, dessen Gegenstand er war.

»Warum hast du es denn ausgeschlagen, Sohn?« fragte der Greis.

»Um früher bei dir zu sein, mein Vater«, antwortete der junge Mann. »Ich mußte dich einfach sofort sehen.«

»Das wird den guten Monsieur Morrel gekränkt haben«, bemerkte Caderousse, »und wenn man Kapitän zu werden gedenkt, ist es von Nachteil, seinen Reeder zu kränken.«

»Ich habe ihm den Grund für meine Ablehnung genannt«, versetzte Dantès, »und er hat ihn respektiert, wie ich hoffe.«

»Ah! Um Kapitän zu werden, muß man seinen Gönnern schon ein wenig schmeicheln.«

»Ich hoffe, ohne so etwas Kapitän zu werden«, gab Dantès zurück.

»Um so besser, um so besser, alle deine alten Freunde werden sich darüber freuen, und ich kenne jemand da unten, hinter der Zitadelle Saint-Nicolas, dem es alles andere als unangenehm sein wird.«

»Mercédès?« fragte der Greis.

»Ja, mein Vater«, antwortete Dantès, »und nun, mit deiner Erlaubnis, da ich dich gesehen habe und weiß, daß es dir gutgeht und du alles hast, was du brauchst, bitte ich dich, einen

Besuch bei den Katalanen machen zu dürfen.«

»Geh, mein Sohn geh«, sagte der alte Dantès, »und Gott segne dich mit deiner Frau, wie er mich mit meinem Sohne gesegnet hat!«

»Seine Frau!« äußerte Caderousse. »Wie schnell es bei Ihnen geht, Vater Dantès. Sie ist's doch noch nicht, wenn ich mich recht erinnere.«

»Nein, aber aller Wahrscheinlichkeit nach«, versetzte Edmond, »wird sie nicht zögern, es zu werden!«

»Wie dem auch sei«, sagte Caderousse, »du hast gut daran getan, dich zu beeilen, mein Junge...«

»Wieso?«

»Weil Mercédès ein schönes Mädchen ist und es den schönen Mädchen nie an Verehrern fehlt, ganz besonders ihr! Ihr laufen sie dutzendweise nach.«

»Wirklich?« sagte Edmond mit einem Lächeln, über dem ein leichter Schatten von Besorgnis lag.

»O ja!« entgegnete Caderousse, »und sogar gute Partien. Aber, du weißt ja selbst: Du wirst Kapitän, man wird sich also hüten, dir einen Korb zu geben.«

»Was sagen will«, entgegnete Dantès mit einem Lächeln, welches seine Unruhe schlecht verhehlte, »daß es anders wäre, wenn ich nicht Kapitän würde.«

»Tja!« sagte Caderousse.

»Nun, nun, ich habe eine bessere Meinung von den Frauen im allgemeinen, und von Mercédès im besonderen«, sagte der junge Mann, »und ich bin überzeugt, daß sie mir treu bleibt, ich mag Kapitän sein oder nicht.«

»Um so besser, um so besser«, sagte Caderousse, »ein fester Glaube ist immer eine gute Sache, wenn man vorhat zu heiraten. Doch wie dem auch sei, glaube mir, mein Junge, verlier keine Zeit, zu ihr zu gehen, um ihr deine Ankunft zu verkünden und ihr deine Hoffnungen zu offenbaren.«

»Ich gehe gleich«, erwiderte Edmond, umarmte seinen Vater, grüßte Caderousse mit einem Kopfnicken und ging.

Caderousse blieb noch einen Augenblick da, dann entfernte auch er sich, vom alten Dantès Abschied nehmend, und begab sich zu Danglars, der an der Ecke der Rue Senac auf ihn wartete.

»Und«, fragte Danglars, »hast du ihn gesehen?«

»Ich komme soeben von ihm«, antwortete Caderousse.

»Und hat er von seiner Hoffnung gesprochen, Kapitän zu werden?«

»Er spricht davon, als wäre er's schon.«

»Geduld, Geduld«, sagte Danglars, »er hat es ein bißchen zu eilig, wie mir scheint.«

»Tja, es scheint, als sei es ihm von Monsieur Morrel fest versprochen worden.«

»Und, er freut sich natürlich?«

»Das heißt, er bläst sich eher auf. Er hat mir bereits seine Dienste angeboten, als sei er eine vornehme Persönlichkeit. Er hat mir angeboten, mir Geld zu leihen, als ob er ein Bankier wäre.«

»Und hast du abgelehnt?«

»Selbstverständlich, obgleich ich es wohl hätte annehmen können, da *ich* ihm die ersten blanken Geldstücke zugesteckt habe, die er in die Hände bekam. Jetzt aber wird Monsieur Dantès niemanden mehr brauchen, er wird Kapitän werden.«

»Pah!« sagte Danglars, »er ist's noch nicht.«

»Meiner Treu, es wäre eine Wohltat, wenn er es nicht würde«, versetzte Caderousse, »sonst kann man gar nicht mehr normal mit ihm reden.«

»Wenn wir es wirklich wollen«, bemerkte Danglars, »wird er bleiben, was er ist, vielleicht sogar weniger werden, als er ist.«

»Was sagst du?«

»Nichts. Ich rede mit mir selbst. Und ist er noch immer in die Katalanin verliebt?«

»Närrisch verliebt, er ist soeben zu ihr gegangen. Aber er wird, wenn ich mich nicht sehr täusche, von dieser Seite Unannehmlichkeiten bekommen.«

»Was meinst du damit?«

»Wieso?«

»Es ist wichtiger, als du denkst. Du kannst Dantès nicht ausstehen, he?«

»Ich mag keine arroganten Menschen.«

»Nun denn, so sage mir, was du über die Katalanin weißt.«

»Ich weiß nichts Genaueres, nur habe ich Dinge gesehen, die mich zu glauben veranlassen, wie ich dir schon gesagt habe, daß der künftige Kapitän in der Umgebung des Vieilles-Infirmieries-Wegs Unannehmlichkeiten bekommen könnte.«

»Was hast du gesehen? Nun sag schon!«

»Ja, ich habe gesehen, daß Mercédès, sooft sie in die Stadt kommt, von einem großen Burschen aus dem katalanischen Dorf begleitet wird, mit schwarzen Augen, brauner Haut, sehr brauner Haut und sehr hochfahrend und den sie »mein Vetter« nennt.«

»Ach wirklich, und glaubst du, daß dieser Vetter ihr den Hof macht?«

»Ich vermute es. Was Teufels kann ein großer Bursche von einundzwanzig Jahren mit einem schönen Mädchen von siebzehn sonst machen?«

»Und Du sagst, daß Dantès zu den Katalanen gegangen ist?«

»Er ist kurz vor mir weggegangen.«

»Wie wär's, wenn wir in dieselbe Richtung gingen, in der *Réserve* anhielten und ein Glas Lamalguewein trinkend auf Neuigkeiten warteten?«

»Und wer soll uns welche bringen?«

»Wir setzen uns direkt an die Straße und werden aus Dantès' Gesicht wohl lesen können, was sich ereignet hat.«

»Gehen wir«, sagte Caderousse, »aber du bezahlst?«

»Natürlich«, antwortete Danglars.

Und beide machten sich raschen Schrittes auf den Weg zu besagtem Ziel. Dort angekommen, ließen sie sich eine Flasche und zwei Gläser bringen. Vater Pamphile hatte kaum zehn Minuten zuvor Dantès vorbeigehen sehen. Überzeugt, daß Dantès bei den Katalanen sei, setzten sie sich unter das noch spärlich sprießende Laub der Platanen und Maulbeerbäume, auf deren Zweigen eine fröhliche Schar von Vögeln einen der ersten schönen Tage des Frühlings besang.

3. KAPITEL

Die Katalanen

Etwa hundert Schritte von der Stelle entfernt, an der die beiden Freunde mit spähenden Blicken und gespitzten Ohren den perlenden Lamalguewein hinunterstürzten, erhob sich hinter einem kahlen, unter der Kraft von Sonne und Mistral verwitterten Hügel das kleine Dorf der Katalanen.

Einst war eine geheimnisvolle Kolonie aus Spanien aufgebrochen und an dieser Erdzunge gelandet, wo sie sich noch heute befindet. Woher sie kamen, wußte man nicht, und sie sprachen eine unbekannte Sprache. Einer von den Anführern, der des Provençalischen mächtig war, bat die Gemeinde Marseille, ihnen dieses kahle und unfruchtbare Vorgebirge zu überlassen, auf das sie, gleich den Seefahrern des Altertumes, ihre Schiffe gezogen hatten. Man erfüllte seine Bitte, und drei Monate später hatte sich um die zwölf bis fünfzehn Schiffe

dieser Zigeuner des Meeres ein kleines Dorf gebildet. Dieses Dorf, auf eine bizarre und malerische Weise gebaut, halb maurisch, halb spanisch, wird heutzutage von den Nachkommen jener Männer bewohnt, die noch immer die Sprache ihrer Väter reden. Seit drei bis vier Jahrhunderten sind sie ihrem kleinen gebirgigen Flecken Erde treu geblieben, auf den sie sich gleich einer Schar Meervögel niedergelassen hatten, ohne sich irgendwie mit den Einwohnern von Marseille zu verbinden. Sie heirateten untereinander und behielten Brauchtum und Tracht ihres Mutterlandes bei, wie sie seine Sprache bewahrt haben. Unsere Leser müssen uns nun durch die einzige Straße dieses kleinen Dorfes folgen und mit uns in eines dieser Häuser treten, denen die Sonne von außen jene schöne, landestypische, eigentümliche Farbe verliehen hat, die an welches Laub erinnert, und die im Innern weiß getüncht sind, was den einzigen Schmuck der spanischen Wirtshäuser bildet, die dort Posadas heißen.

Ein schönes junges Mädchen mit kohlrabenschwarzem Haar, mit dunklen gazellenartigen Augen, stand aufrecht an eine Wand gelehnt und zerzupfte zwischen seinen zarten Fingern, die von antiker Schönheit waren, ein harmloses Heidekraut, aus dem es die Blüten riß und dessen Überreste schon den Boden bedeckten; seine bis an die Ellbogen nackten, gebräunten Arme, die jenen der Venus von Arles nachgebildet schienen, zitterten mit einer Art fieberhafter Ungeduld, und es stampfte mit seinem weichen und wohlgeformten Fuß so den Boden, daß man ein wenig die reine, stolze und kühne Form seines Beines erahnen konnte, das in einen Strumpf aus roter Baumwolle mit graublauem Muster gehüllt war. Drei Schritte von dem Mädchen entfernt saß ein großer junger Mann von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren und schaukelte nervös mit seinem Stuhl. Seinen Ellbogen auf ein altes wurmstichiges Möbel gelehnt, starrte er das Mädchen mit einer Miene an, in der sich Besorgnis und Verärgerung bekämpften. Seine Augen fragten, aber der feste und aufrechte Blick des jungen

Mädchens beherrschte den jungen Mann.

»Nun, Mercédès«, setzte er an, »schauen Sie, bald ist Ostern, das ist die Zeit zum Heiraten. Antworten Sie mir.«

»Ich haben Ihnen schon hundertmal geantwortet, Fernand, und Sie müssen wirklich selbst Ihr größter Feind sein, wenn Sie mich schon wieder fragen.«

»Also, wiederholen Sie es, ich bitte Sie darum, wiederholen Sie es, damit ich es irgendwann glaube, sagen Sie mir zum hundertsten Male, daß Sie meine Liebe zurückweisen, die Ihre Mutter gutgeheißen hätte. Machen Sie mir begreiflich, daß Sie mit meinem Glücke spielen, daß mein Leben und mein Tod Ihnen nichts bedeuten. Ah! Mein Gott, mein Gott! Zehn Jahre lang davon geträumt zu haben, Ihr Gatte zu werden, Mercédès, und diese Hoffnung zu verlieren, die einzige, die meinem Leben einen Sinn gab!«

»Ich habe Sie zu dieser Hoffnung nie ermutigt, Fernand«, antwortete Mercédès, »Sie können mir keine einzige Koketterie Ihnen gegenüber vorwerfen; ich habe Ihnen stets gesagt: ›Ich liebe Sie wie einen Bruder, fordern Sie aber nie etwas anderes von mir als diese schwesterliche Freundschaft, denn mein Herz gehört einem anderen.‹ Das habe ich Ihnen immer gesagt, Fernand.«

»Ja, ich weiß, Mercédès«, versetzte der junge Mann, »Sie haben sich mir gegenüber das grausame Verdienst der Freimütigkeit erworben. Aber haben Sie vergessen, daß es bei den Katalanen ein heiliges Gesetz ist, untereinander zu heiraten?«

»Sie täuschen sich, Fernand, es ist kein Gesetz, sondern eine Gewohnheit, sonst nichts, und ich bitte Sie, rufen Sie diese Gewohnheit nicht zu Ihren Gunsten an. Sie sind soeben militärpflichtig geworden, Fernand, und die Freiheit, die man Ihnen im Augenblick läßt, ist reine Nachsicht: jederzeit können Sie unter die Fahnen einberufen werden, und sind Sie einmal Soldat, was würden Sie mit mir machen, also mit einem armen Mädchen, mit einer traurigen Waise ohne jedes Vermö-

gen, die nichts besitzt als eine fast verfallene Hütte, in der einige uralte Netze hängen, ein armseliges Erbe, von meinem Vater meiner Mutter, von meiner Mutter mir hinterlassen? Seit einem Jahr ist sie nun tot. Bedenken Sie doch, Fernand, daß ich seitdem fast von öffentlichen Almosen lebe. Bisweilen geben Sie vor, daß ich Ihnen nützlich sei, um einen Vorwand zu haben, Ihren Fischfang mit mir zu teilen; ich nehme es an, Fernand, weil Sie der Sohn des Bruders meines Vaters sind, weil wir miteinander aufgezogen wurden, und vor allem, weil ich weiß, wie sehr es Sie schmerzen würde, wenn ich ablehnte. Aber ich fühle wohl, daß der Fisch, den ich verkaufe, und für den ich das Geld einstecke, mit dem ich den Hanf kaufe, den ich spinne, ich fühle wohl, Fernand, daß das ein Almosen ist.«

»Na und, Mercédès? Wie arm und vereinsamt Sie auch sind, Sie passen besser zu mir als die Tochter des stolzesten Reeders oder des reichsten Bankiers von Marseille. Was braucht unsereiner? Eine rechtschaffene Ehefrau und gute Hausfrau. Wo fände ich in beiden Beziehungen eine bessere als Sie?«

»Fernand«, antwortete Mercédès, den Kopf schüttelnd, »man wird eine schlechte Hausfrau, und man kann nicht dafür bürgen, eine rechtschaffene Frau zu bleiben, wenn man einen anderen Mann liebt als seinen Gatten. Begnügen Sie sich mit meiner Freundschaft, denn, ich wiederhole es, das ist alles, was ich Ihnen versprechen kann, und ich verspreche nur, was ich sicher halten kann.«

»Ja, ich begreife«, sagte Fernand, »Sie ertragen geduldig Ihr Elend, aber Sie fürchten sich vor dem meinigen. Ach, Mercédès, von Ihnen geliebt, werde ich mein Heil versuchen, Sie werden mir Glück bringen, und ich werde ein reicher Mann werden. Ich kann die Fischerei ausdehnen, ich kann als Gehilfe in eine Handelsgesellschaft eintreten, ich kann sogar Kaufmann werden.«

»Fernand, nichts von all dem können Sie. Sie sind Soldat, und wenn Sie bei den Katalanen bleiben, so nur, weil es kei-

nen Krieg gibt. Bleiben Sie also Fischer, geben Sie sich keinen Träumereien hin, die Ihnen die Wirklichkeit noch schrecklicher erscheinen lassen würden, und seien Sie mit meiner Freundschaft zufrieden, weil ich Ihnen nichts anderes gewähren kann.«

»Nun denn, Sie haben Recht, Mercédès, dann werde ich eben Matrose. Ich werde, anstatt der Tracht meiner Väter, die Sie verachten, eine Mütze mit lackiertem Schirm, ein gestreiftes Hemd und eine blaue Weste mit Ankern auf den Knöpfen tragen; muß man nicht so gekleidet sein, um Ihnen zu gefallen?«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Mercédès mit gebieterischem Blick, »was wollen Sie damit sagen? Ich verstehe Sie nicht.«

»Ich will damit sagen, Mercédès, daß Sie nur deshalb so hart und so grausam gegen mich sind, weil Sie jemand erwarten, der eben so gekleidet ist. Aber der, auf den Sie warten, ist vielleicht unbeständig, und wenn er es nicht ist, so ist es statt seiner das Meer.«

»Fernand«, rief Mercédès aus, »ich hielt Sie für einen guten Menschen und habe mich offenbar getäuscht; Fernand, Sie besitzen ein böses Herz, den Zorn Gottes Ihrer Eifersucht zu Hilfe zu rufen. Na schön, ja, ich mache kein Geheimnis daraus, ich erwarte und liebe denjenigen, von dem Sie sprechen, und wenn er nicht zurückkehrt, werde ich, anstatt ihn jener Unbeständigkeit zu beschuldigen, auf die Sie sich berufen, sagen, daß er in Liebe zu mir gestorben ist.«

Der junge Katalane machte eine wütende Gebärde.

»Ich verstehe Sie, Fernand. Sie werden sich an ihm deshalb rächen, weil ich Sie nicht liebe. Sie werden Ihr Katalanisches Messer mit seinem Dolch kreuzen wollen. Und was wird Ihnen das nützen? Meine Freundschaft zu verlieren, wenn Sie besiegt werden, zu sehen, wie sich meine Freundschaft in Haß verwandelt, wenn Sie Sieger sind. Glauben Sie mir, mit einem

Manne Streit suchen, ist ein schlechtes Mittel, der Frau zu gefallen, die diesen Mann liebt. Nein, Fernand, Sie werden sich Ihren bösen Gedanken nicht so weit hingeben; da Sie mich nicht zur Frau haben können, werden Sie sich begnügen, an mir eine Freundin, eine Schwester zu besitzen. Übrigens«, fügte sie mit verstörten und tränennassen Augen bei, »warten Sie, warten Sie, Fernand, Sie haben es eben erst gesagt: das Meer ist unbeständig, und es sind schon vier Monate, seitdem er fortgereist ist; seit vier Monaten habe ich viele Stürme gezählt.«

Fernand blieb unempfindsam. Er versuchte nicht, die Tränen zu trocknen, die über die Wangen von Mercédès flossen, und dennoch hätte er für jede dieser Tränen ein mit seinem Blut gefülltes Glas gegeben. Er stand auf, machte ein paar Schritte durch die Hütte, kam zurück, blieb vor Mercédès stehen, mit düsterem Blick und geballten Fäusten, und sprach:

»Nun, Mercédès, noch einmal, antworten Sie! Ist dies Ihr fester Entschluß?«

»Ich liebe Edmond Dantès«, antwortete das junge Mädchen kalt »und kein anderer als Edmond wird mein Ehemann werden! – «

»Und Sie werden ihn immer lieben?«

»So lange ich lebe!«

Fernand senkte entmutigt den Kopf und stieß einen Seufzer aus, der zu einem Brüllen anschwellte; dann fragte er, plötzlich die Stirne wieder erhebend, zähneknirschend und mit geblähten Nasenflügeln: »Und wenn er tot ist?«

»Wenn er tot ist, werde auch ich tot sein!«

»Und wenn er Sie vergessen hat?«

»Mercédès!« rief eine fröhliche Stimme vor dem Haus, »Mercédès!«

»Ah!« rief das junge Mädchen vor Freude errötend aus und die von ihrer Liebe Erfüllte machte einen Satz in die Luft.

»Sehen Sie: Er hat mich nicht vergessen. Da ist er nämlich schon.«

Und sie stürzte zur Türe, die sie mit dem Ruf aufriß: »Hierher, Edmond, hier bin ich!«

Fernand, blaß und bebend, fuhr zurück wie ein Wanderer beim Anblick einer Schlange und sank auf seinen nahen Stuhl. Edmond und Mercédès lagen einander in den Armen. Die glühende Sonne von Marseille, die durch die Öffnung der Türe drang, umflutete sie mit ihrem Licht. Anfangs sahen sie nichts von dem, was sie umgab: Ein unermeßliches Glück sonderte sie von der Welt ab, und sie sprachen miteinander nur mit jenem Gestammel, das Ausdruck einer so tiefempfundenen Freude ist, daß es scheint, als sei es Folge eines großen Schmerzes. Plötzlich gewahrte Edmond Fernands düsteres Gesicht, das sich blaß und dräuend von dem Schatten abhob. Aufmerksam geworden war er durch eine Bewegung, deren Grund vielleicht ihm selbst nicht klar war, denn die Hand des Katalanen lag auf dem Messer, das in seinem Gürtel steckte.

»Ah! Verzeihung«, sagte Dantès, ebenfalls die Stirne runzelnd, »ich habe nicht bemerkt, daß wir zu dritt sind.« Und zu Mercédès gewandt fragte er: »Wer ist dieser Herr?«

»Der Herr wird Ihr bester Freund sein, Dantès; denn er ist mein Freund, mein Vetter, mein Bruder, Fernand, der Mann, den ich nach Ihnen, Edmond, auf der Welt am meisten liebe.«

Edmond, ohne Mercédès loszulassen, deren Hand er fest in der seinigen hielt, reichte in einer Geste der Herzlichkeit seine andere Hand dem Katalanen. Aber Fernand, weit entfernt, dieses freundschaftliche Benehmen zu erwidern, blieb stumm und regungslos wie eine Statue. Nun ließ Edmond einen forschenden Blick zwischen der bewegten und zitternden Mercédès und dem düsteren und bedrohlich wirkenden Fernand schweifen. Dieser einzige Blick sagte ihm alles. Der Zorn stieg in seine Stirne.

»Ich habe nicht vorgehabt, mit so großer Eile zu Ihnen zu

kommen, Mercédès, um hier einen Feind vorzufinden.«

»Einen Feind!« rief Mercédès mit einem grimmigen Blick auf ihren Vetter aus, »einen Feind bei mir, sagst du, Edmond! Wenn ich dies glaubte, würde ich dich bei der Hand nehmen und nach Marseille gehen, um dies Haus zu verlassen und nie mehr zurückzukehren.«

Fernands Auge schleuderte einen Blick.

»Und wenn dir ein Unglück widerführe, Edmond«, fuhr sie mit derselben unversöhnlichen Eindeutigkeit fort, die Fernand bewies, daß das junge Mädchen in der tiefsten Tiefe seiner unseligen Gedanken gelesen hatte, »wenn dir ein Unglück widerführe, stiege ich auf das Kap Morgiou und stürzte mich kopfüber auf die Felsen hinunter.«

Fernand wurde kreidebleich.

»Aber Du hast dich getäuscht, Edmond«, fuhr sie fort, »du hast keinen Feind hier, hier ist nur Fernand, mein Bruder, der dir wie einem guten Bruder die Hand drücken wird.«

Und mit diesen Worten heftete das junge Mädchen seinen gebieterischen Blick auf den Katalanen, der, wie verzaubert von diesem Blick, sich langsam auf Edmond zubewegte und ihm die Hand reichte. Sein Haß, einer ohnmächtigen, doch wütenden Woge gleich, hatte sich an der Macht gebrochen, die dieses Mädchen über ihn hatte. Aber kaum hatte er Edmonds Hand berührt, als er fühlte, daß er alles getan, was er tun konnte, und stürzte zur Haustür hinaus. »Oh«, rief er aus, wie ein Wahnsinniger fliehend, sich mit den Händen das Haar raufend, »Oh! Wer befreit mich von diesem Menschen? Wehe mir! Wehe mir!«

»He, Katalane! He, Fernand, wohin läufst du?« rief eine Stimme. Der junge Mann blieb unvermittelt stehen, schaute um sich her und sah Caderousse und Danglars in einer Laube an einem Tisch sitzen.

»He«, fragte Caderousse, »warum kommst du nicht?«

»Hast du so große Eile, daß du nicht mal die Zeit findest, deinen Freunden einen guten Tag zu wünschen, zumal, wenn sie noch fast eine volle Flasche vor sich haben?« fügte Danglars hinzu.

Fernand schaute die beiden Männer mit bestürzter Miene an und antwortete nicht.

»Er scheint ganz verzagt«, äußerte Danglars, Caderousse mit dem Knie anstoßend, »sollten wir uns getäuscht haben und entgegen unserer Vermutung Dantès triumphieren?«

»Zum Donnerwetter! Dem muß man nachgehen«, antwortete Caderousse und fragte den jungen Mann: »Na, Katalane, entschließt du dich?«

Fernand wischte sich den Schweiß ab, der von seiner Stirne tropfte, und trat langsam in die Sommerlaube, deren Schatten seine Sinne ein wenig zu beruhigen und deren Kühle seinem ermatteten Körper wieder Kraft zu verleihen schienen. »Guten Tag«, sagte er, »Ihr habt mich gerufen, nicht wahr?«

Und er plumpste mehr auf einen der Stühle, die den Tisch umgaben, als daß er sich setzte.

»Ich habe dich gerufen, weil du wie ein Verrückter gerannt bist, und weil ich fürchtete, du könntest dich ins Meer stürzen«, sagte Caderousse lachend. »Zum Teufel! Freunde hat man schließlich nicht bloß, um ihnen ein Glas Wein anzubieten, sondern auch, um sie daran zu hindern, drei, vier Schoppen Meerwasser zu trinken.«

Fernand stieß einen Seufzer aus, der eher ein Schluchzen war, und ließ seinen Kopf auf seine auf dem Tisch überkreuzten Fäuste sinken.

»Tja, was soll ich dir sagen, Fernand«, fuhr Caderousse fort, das Gespräch mit jener Brutalität der Leute aus dem Pöbel anknüpfend, die in ihrer Neugier jedes Feingefühl vergessen, »tja, du siehst wie ein in die Pfanne gehauener Liebhaber aus.« Und er begleitete diesen Spaß mit einem dröhnenden Lachen.

»Pah!«, warf Danglars ein, »ein Bursche von deiner Statur ist nicht dazu gemacht, in der Liebe unglücklich zu sein. Du scherzt, Caderousse.«

»Nein«, erwiderte dieser, »hör lieber, wie er seufzt. Na, na, Fernand, Kopf hoch und frisch heraus! Es ist nicht sehr höflich, Freunden nicht zu antworten, die sich nach unserer Gesundheit erkundigen.«

»Mit meiner Gesundheit steht's gut«, murmelte Fernand, seine Fäuste ballend, aber ohne den Kopf zu erheben.

»Ah! weißt du, Danglars«, äußerte Caderousse, indem er seinem Freunde mit den Augen ein Zeichen gab, »die Sache verhält sich so: Fernand, den du da vor dir siehst, ist ein guter und braver Katalane, einer der besten Fischer von Marseille, und in ein schönes Mädchen verliebt, das Mercédès heißt; aber leider scheint es, daß das schöne Mädchen in den Ersten Offizier der *Pharaon* verliebt ist und, da die *Pharaon* gerade heute in den Hafen eingelaufen ist,... du begreifst?«

»Nein, ich begreife nicht«, antwortete Danglars.

»So wird der arme Fernand seinen Abschied erhalten haben.«

»Na und, noch was?« fragte Fernand, hob nun den Kopf und schaute Caderousse wie einer an, der jemanden sucht, um seinen Zorn an ihm auszulassen.

»Mercédès ist von niemanden abhängig und es steht ihr frei, zu lieben, wen sie will.«

»Ach so, wenn du es so nimmst«, stichelte Caderousse, »das ist etwas anderes; ich hielt dich für einen echten Katalanen. Man hat mir nämlich erzählt, die Katalanen seien Männer, die sich von keinem Nebenbuhler ausstechen ließen, und hinzugefügt, daß gerade Fernand in seiner Rache schrecklich sei.«

Fernand lächelte mitleidig. »Ein Verliebter handelt niemals schrecklich«, sagte er.

»Der arme Junge!« meinte Danglars, scheinbar den jungen

Mann von ganzem Herzen bemitleidend. »Was willst du? Er hätte nicht gedacht, Dantès so plötzlich zurückkommen zu sehen, hielt ihn vielleicht für tot, untreu, wer weiß? Solche Dinge schlagen um so heftiger aufs Gemüt, wenn sie sich so unvermutet ereignen.«

»Ah! Meiner Treu, jedenfalls«, sagte Caderousse, der während der Unterhaltung immer weitertrank, und auf den der berauschende Lamalgue seine Wirkung zu haben begann, »jedemfalls ist Fernand nicht der einzige, dem die glückliche Ankunft von Dantès in die Quere kommt, nicht wahr, Danglars?«

»Ja, und ich möchte fast behaupten, daß ihm dies noch zum Verhängnis werden wird.«

»Doch gleichviel«, legte Caderousse nach, indem er Fernand ein Glas Wein einschenkte, und zum achten oder zehnten Mal sein eigenes Glas füllte, während Danglars an dem seinigen kaum genippt hatte, »gleichviel. Inzwischen heiratet er Mercédès, die schöne Mercédès. Deshalb ist er zurückgekehrt.«

Mittlerweile heftete Danglars einen durchbohrenden Blick auf den jungen Mann, in dessen Herz die Worte von Caderousse wie geschmolzenes Blei zischten.

»Und wann ist die Hochzeit?« fragte Danglars.

»Oh! Sie ist noch nicht vorbei«, murmelte Fernand.

»Nein, aber sie wird stattfinden«, versetzte Caderousse, »und das so sicher, wie Dantès Kapitän der *Pharaon* werden wird; nicht wahr, Danglars?«

Danglars zuckte angesichts dieser unerwarteten Erwähnung zusammen und wandte sich Caderousse zu, dessen Gesicht er studierte, um zu sehen, ob dieser Hieb mit Überlegung geführt wurde; aber er las nur den Neid auf diesem durch Trunkenheit fast schon verdummten Gesicht.

»Wohlan«, sagte er, die Gläser wieder füllend, »trinken wir also auf das Wohl des Kapitän Edmond Dantès, des Gatten

der schönen Katalanin!«

Caderousse brachte sein Glas mit schwer gewordener Hand an seinen Mund und leerte es auf einen Zug. Fernand nahm das seinige und schmetterte es zu Boden.

»Holla!« sagte Caderousse, »was seh ich denn dort unten, auf der Höhe des Hügels in Richtung des Katalanendorfs? Schau doch, Fernand, du hast schärfere Augen als ich. Ich glaube, ich darf meinen Augen nicht mehr recht trauen, und der Wein, du weißt, ist ein Verräter. Man sollte meinen, es wären zwei Liebende, die nebeneinander gehen, und Hand in Hand. Gott verzeih mir! Sie vermuten nicht, daß wir sie beobachten, und küssen sich, seht doch!«

Danglars entging keine Regung Fernands, dessen Züge sich sichtbar verzerrten. »Kennen Sie sie, Monsieur Fernand?« fragte er.

»Ja«, antwortete dieser mit dumpfer Stimme, »Monsieur Edmond und Mademoiselle Mercédès sind's.«

»Ah! Sehen Sie!« sagte Caderousse, »und ich erkannte sie nicht! Oh! Dantès! Oh! Was für ein schönes Mädchen! Kommen Sie ein wenig hierher und sagen Sie uns, wann die Hochzeit stattfindet, denn Monsieur Fernand hier ist so eigensinnig, daß er es uns nicht sagen will.«

»Willst du wohl schweigen!« fuhr ihn Danglars an, der sich stellte, als hielte er Caderousse zurück, der sich mit der Aufdringlichkeit der Betrunkenen zur Laube hinausneigte. »Versuche dich aufrecht zu halten und laß den Verliebten ihre Ruhe. Da, sieh Monsieur Fernand an, nimm dir ein Beispiel. Er ist vernünftig.«

Vielleicht wäre Fernand, aufs Äußerste von Danglars gereizt, wie der Stier von den Bandilleros, im nächsten Moment fortgestürzt, denn er war schon aufgestanden und schien sich eben zu sammeln, um dann seinen Nebenbuhler anzufallen; aber Mercédès hob lachend und treuherzig ihren schönen Kopf empor und ließ ihren klaren Blick strahlen. Dann erin-

nete sich Fernand an ihre Drohung, zu sterben, wenn Edmond stürbe, und sank völlig entmutigt auf seinen Platz zurück.

Danglars betrachtete nacheinander die beiden Männer, den Trunkenbold und den Liebestollen. »Dieser Dummkopf da wird mir nichts nützen«, murmelte er, »und ich hege den Verdacht, zwischen einem Säufer und einem Feigling zu sitzen. Da ist ein Neidhammel, der sich mit Wein betrinkt, während er sich mit Galle berauschen sollte; da ist ein großer Schwachkopf, dem man seine Geliebte vor der Nase wegschnappt, und der sich begnügt, zu weinen und zu jammern wie ein Kind; und dennoch hat er flammende Augen wie die Spanier, die Sizilianer und die Kalabresen, die Meister der Rache sind. Er hat Fäuste, um den Kopf eines Ochsen ebenso zu zerschmettern, wie es das Beil eines Schlächters täte! Sicher trägt Edmond den Sieg davon. Er wird das schöne Mädchen heiraten, er wird Kapitän werden, er wird sich über uns lustig machen, wenn nicht...«, ein erdfahles Lächeln zuckte über die Lippen von Danglars, »wenn ich mich nicht selbst einmische«, schloß er.

»Holla!« fuhr Caderousse zu rufen fort, halb aufgestanden und die Fäuste auf dem Tisch, »holla Edmond! Siehst du denn deine Freunde nicht, oder bist du schon zu stolz, um mit ihnen zu sprechen?«

»Nein, mein lieber Caderousse«, antwortete Dantès, »ich bin nicht zu stolz, ich bin glücklich, und das Glück macht, glaub' ich, noch blinder als der Stolz.«

»Das laß ich mir gefallen, das ist eine Erklärung«, erwiderte Caderousse. »Ei, guten Tag, Madame Dantès!«

Mercédès grüßte ernst. »Das ist noch nicht mein Name«, sagte sie, »und in meiner Heimat bringt es Unglück, versichert man, die Mädchen bei dem Namen ihres Verlobten zu nennen, bevor dieser Verlobte ihr Ehemann ist. Nennen Sie mich also Mercédès, ich bitte Sie.«

»Man muß dem guten Nachbar Caderousse verzeihen«, äußerte Dantès, »so ganz daneben liegt er schließlich nicht.«

»Die Heirat wird also bald stattfinden, Monsieur Dantès?« fragte Danglars, die beiden jungen Leute grüßend.

»Sobald als möglich, Monsieur Danglars. Heute holen wir uns den Segen meines Vaters, und morgen oder spätestens übermorgen wird das Verlobungsmahl gehalten, hier, in der ›Réserve‹; alle Freunde werden da sein, so hoffe ich: damit will ich sagen, daß Sie eingeladen sind, Monsieur Danglars, und das gilt auch für Sie, Caderousse.«

»Ist Fernand auch da?« fragte Caderousse mit einem schleimigen Lächeln.

»Der Bruder meiner Frau ist mein Bruder«, antwortete Edmond, »und wir, Mercédès und ich, würden ihn mit innigem Bedauern in einem solchen Momente nicht bei uns haben.«

Fernand öffnete den Mund, um zu antworten, aber die Stimme erstarb in seiner Kehle, und er konnte kein einziges Wort hervorbringen.

»Heute die Heiratspläne, morgen oder übermorgen die Verlobung! Teufel! Sie haben es aber eilig, Kapitän!«

»Danglars«, versetzte Edmond lächelnd, »ich sage Ihnen, was Mercédès eben zu Caderousse sagte: Geben Sie mir nicht den Titel, der mir nicht gebührt, dies brächte mir Unglück.«

»Verzeihung«, erwiderte Danglars. »Ich sagte ja einfach, daß Sie es sehr eilig zu haben schienen. Zum Teufel auch! Wir haben doch genügend Zeit, die *Pharaon* wird kaum früher als in drei Monaten wieder auslaufen.«

»Man hat es immer eilig, glücklich zu werden, Monsieur Danglars, denn wenn man lange gelitten hat, so fällt es sehr schwer, an das Glück zu glauben. Doch ist's nicht bloß die Selbstsucht, die mich so zu verfahren antreibt, ich muß nach Paris reisen.«

»Ah! Wahrhaftig! Nach Paris? Ist dies das erste Mal, daß

Sie hinreisen, Dantès?«

»Ja.«

»Haben Sie dort zu tun?«

»Nicht auf meine Rechnung. Ich muß einen letzten Auftrag unseres armen Kapitäns Leclère ausführen. Sie begreifen, Danglars, dies ist heilig. Seien Sie übrigens unbesorgt, ich werde mir nur so viel Zeit lassen, um hinzureisen und zurückzukommen.«

»Ja, ja, ich begreife«, sagte Danglars, und dann leise zu sich selbst: »Nach Paris, ohne Zweifel, um den Brief an seine Adresse abzugeben, den der Kapitän ihm ausgehändigt hat. Ah! Pardieu! Dieser Brief bringt mich auf einen Gedanken, auf einen vortrefflichen Gedanken, pardieu! Ha! Dantès, mein Freundchen, du stehst noch nicht im Register der *Pharaon* unter der Nummer I.« Dann wandte er sich zu Edmond, der sich bereits entfernte, und rief ihm nach: »Glückliche Reise!«

»Vielen Dank!« gab Edmond zurück, den Kopf umwendend, und machte eine freundschaftliche Geste.

Hierauf setzten die beiden Verliebten ihren Weg fort, ruhig und fröhlich, wie zwei Auserwählte, die zum Himmel empor-schweben.

4. KAPITEL

Das Komplott

Danglars folgte Edmond und Mercédès mit den Augen so weit, bis die beiden Liebenden hinter einer der Ecken des Forts Saint-Nicolas verschwunden waren; dann bemerkte er, sich nun umkehrend, Fernand, der blaß und bebend zusammengesunken auf seinem Stuhl saß, während Caderousse ein Trinklied vor sich hin lallte.

»Ah! Monsieur«, sagte Danglars zu Fernand, »das ist eine Ehre, die mir nicht für jeden dasselbe Glück zu bedeuten scheint?«

»Ich verzweifle«, sagte Fernand.

»Sie lieben also Mercédès?«

»Seitdem wir uns kennen. Ich habe sie immer geliebt!«

»Und Sie sind da, um sich die Haare auszuraufen, anstatt auf Abhilfe zu sinnen? Zum Teufel nochmal! Ich glaube nicht, daß die Leute Ihrer Nation sich so benehmen würden.«

»Was soll ich Ihrer Meinung nach tun?« fragte Fernand.

»Weiß ich es? Geht es *mich* an? Nicht *ich* bin in Mademoiselle Mercédès verliebt, sondern *Sie*, oder? Suchet, sagt das Evangelium, und Ihr werdet finden.«

»Ich hatte schon gefunden.«

»Was?«

»Ich wollte diesen Menschen mit meinem Dolch durchstoßen, aber das Mädchen hat gesagt, daß es sich, wenn seinem Verlobten etwas zustoße, töten würde.«

»Pah! So etwas sagt man, aber man tut es nicht.«

»Sie kennen Mercédès nicht, Monsieur; wenn sie gedroht hat, so würde sie die Drohung auch vollziehen.«

»Schwachkopf!« murmelte Danglars, »soll sie sich töten oder nicht, was liegt *mir* daran, wenn nur Dantès nicht Kapitän wird.«

»Und bevor ich Mercédès sterben ließe«, fuhr Fernand mit einem Ausdruck unwandelbaren Entschlusses fort, »würde ich selbst sterben.«

»Das nenn' ich Liebe!« sagte Caderousse mit einer immer weinschwereren Zunge, »das ist eine, bei der ich mich nicht mehr auskenne.«

»Nun denn«, äußerte Danglars, »Sie scheinen mir ein artiger junger Mann zu sein, und ich möchte Sie, hol mich der Teu-

fel! von Ihrem Kummer befreien, aber...«

»Ja«, sagte Caderousse, »laß mal hören.«

»Mein Lieber«, versetzte Danglars, »du bist schon zu Dreiviertel betrunken. Mach die Flasche leer und du wirst es ganz sein. Trink und mische dich nicht ein in das, was *wir* tun. Für das, was *wir* vorhaben, benötigt man seinen ganzen Verstand.«

»Ich betrunken?« fuhr Caderousse auf, »geh doch! Ich könnte noch vier von diesen Flaschen trinken, die ja nicht größer sind als Kölnischwasserfläschchen... Vater Pamphile, Wein!« Und zur Bekräftigung seines Wunsches klopfte Caderousse mit seinem Glas auf den Tisch.

»Was sagten Sie, Monsieur?« fragte Fernand, mit Gier die Fortsetzung der unterbrochenen Äußerung erwartend.

»Was ich sagte? Hm, ich erinnere mich nicht mehr daran. Dieser Trunkenbold Caderousse ist schuld, daß ich den Faden verloren habe.«

»Trunkenbold, na und. Pech für die, die den Wein fürchten! Und auch nur deshalb, weil sie Böses im Schilde führen und Angst haben, daß ihnen der Wein ihre Gedanken aus dem Herzen locken könnte.« Und Caderousse begann, die zwei letzten Verse eines Liedes zu singen, das damals sehr bekannt war:

*Daß alle Bösen Wassertrinker sind,
Dies hat die Sintflut wohl bewiesen.*

»Sie sagten, Monsieur«, versetzte Fernand, »daß Sie mich von meinem Kummer befreien möchten, und fügten ein ›aber‹ hinzu.«

»Ja, ich fügte ein ›aber‹ hinzu. Um Sie von Ihrem Kummer zu befreien, genügt es, daß Dantès jene nicht heiratet, die Sie lieben, und die Heirat kann sehr wohl unterbleiben, wie ich meine, ohne daß Dantès gleich sterben muß.«

»Nur der Tod wird sie scheiden«, äußerte Fernand.

»Sie schwätzen wie ein Hohlkopf, mein Freund«, bemerkte Caderousse, »und Danglars hier ist ein gewitzter Kopf, mit allen Wassern gewaschen, ein Grieche, der Ihnen beweisen wird, daß Sie Unrecht haben. Beweis es ihm, Danglars, ich habe für dich gebürgt! Sag ihm, es sei nicht nötig, daß Dantès stürbe. Zudem wär's schade, wenn Dantès stürbe, er ist ein guter Junge, ich habe Dantès wirklich gern. Auf das Wohl von Dantès!«

Fernand stand ungeduldig auf.

»Lassen Sie ihn reden«, sagte Danglars, den jungen Mann zurückhaltend, »und übrigens, wie betrunken er auch ist, hat er nicht ganz unrecht: die Abwesenheit trennt alles ebenso gut wie der Tod, und stellen Sie sich vor, es lägen die Mauern eines Gefängnisses zwischen Edmond und Mercédès, so werden Sie nicht mehr und nicht weniger getrennt sein, als ob ein Grabhügel zwischen ihnen läge.«

»Ja, aber aus dem Gefängnis kommt man heraus«, meldete sich Caderousse zu Wort, der sich mit den Resten seines Verstandes an das Gespräch klammerte, »und wenn man aus dem Gefängnis kommt, und Edmond Dantès heißt, so rächt man sich.«

»Und wenn schon!« murmelte Fernand.

»Warum sollte man überhaupt«, fuhr Caderousse fort, »Dantès ins Gefängnis stecken? Er hat weder gestohlen, noch getötet, noch gemordet.«

»Schweig!« erwiderte Danglars.

»Ich *will* nicht schweigen«, sagte Caderousse, »ich will wissen, warum man Dantès ins Gefängnis stecken sollte. Ich habe Dantès doch so gern: auf deine Gesundheit, Dantès!«

Und er stürzte wieder ein Glas Wein hinunter. Danglars folgte dem Fortschreiten der Trunkenheit in den matten Augen des Schneiders und sagte zu Fernand: »Nun, begreifen

Sie, daß es nicht nötig ist, ihn zu töten?«

»Allerdings, wenn man, wie Sie soeben sagten, ein Mittel hätte, Dantès verhaften zu lassen. Haben Sie aber dieses Mittel?«

»Mit etwas Mühe«, antwortete Danglars, »könnte man es finden. Doch«, fuhr er fort, »was zum Teufel soll ich mich da einmischen? Geht's denn mich etwas an?«

»Ich weiß nicht, ob es Sie etwas angeht«, entgegnete Fernand, ihn beim Arm packend, »aber so viel weiß ich, daß Sie irgendeinen besonderen Beweggrund haben, Dantès zu hassen. Wer selbst haßt, täuscht sich nicht, was die Gefühle anderer betrifft.«

»Ich Gründe, Dantès zu hassen? Keinen, auf mein Wort! Ich habe gesehen, daß Sie unglücklich sind, und an Ihrem Unglück Anteil genommen, weiter nichts. Wenn Sie aber glauben, daß ich auf meine eigene Rechnung handle, adieu, mein lieber Freund, ziehen Sie sich aus dem Schlamassel, so gut Sie können.«

Und Danglars tat, als wolle er aufstehen.

»Nein«, rief Fernand, ihn zurückhaltend, »bleiben Sie. Im Grunde ist es mir ziemlich egal, ob Sie etwas gegen Dantès haben oder nicht; ich habe etwas gegen ihn und bekenne es laut. Finden Sie einen Hebel, und ich setze ihn an, sofern es kein Mord ist; denn Mercédès hat gesagt, daß sie sich töten würde, wenn man Dantès tötete.«

Caderousse, der seinen Kopf auf den Tisch hatte fallen lassen, hob die Stirn wieder empor, und sagte, Fernand und Danglars mit schweren und verdummtten Augen anschauend: »Dantès töten!... Wer spricht hier davon, Dantès zu töten? Ich will nicht, daß man ihn tötet... er ist mein Freund... Er hat sich diesen Morgen erboten, sein Geld mit mir zu teilen, weil ich das meinige mit ihm geteilt habe... Ich will nicht, daß man Dantès tötet!...«

»Wer spricht denn davon, ihn zu töten, Idiot?« sagte

Danglars. »Es handelt sich um einen einfachen Spaß. Trink auf seine Gesundheit«, fügte er hinzu, das Glas von Caderousse wieder füllend, »und laß uns in Ruhe.«

»Ja, ja, auf die Gesundheit von Dantès«, sagte Caderousse, sein Glas abermals leerend, »auf seine Gesundheit, auf seine Gesundheit... da...«

»Aber wie?... Wie?« fragte Fernand.

»Es ist Ihnen also noch nichts eingefallen?«

»Nein, das wollten Sie doch übernehmen.«

»Es stimmt schon«, erwiderte Danglars, »die Franzosen sind darin den Spaniern überlegen, daß die Spanier nachgrübeln und die Franzosen erfinden.«

»Erfinden Sie also«, sagte Fernand mit Ungeduld.

»Kellner!« rief Danglars, »Feder, Tinte und Papier!«

»Feder, Tinte und Papier«, murmelte Fernand.

»Ja, ich bin Zahlmeister. Feder, Tinte und Papier sind mein Handwerkszeug, und ohne meine Instrumente kann ich nichts tun.«

»Feder, Tinte und Papier!« rief nun Fernand gleichfalls.

»Hier!« sagte der Kellner, der die verlangten Gegenstände brachte. »Wenn man bedenkt«, bemerkte Caderousse, indem er seine Hand auf das Papier fallen ließ, »daß da drin etwas liegt, um einen Menschen sicherer zu töten, als wenn man ihm an der Ecke eines Waldes auflauern würde, um ihn zu töten! Ich habe mich immer vor einer Feder, vor einer Flasche Tinte und vor einem Blatt Papier mehr gefürchtet als vor einem Degen oder einer Pistole.«

»Der Schlingel ist noch nicht so betrunken, wie er aussieht«, äußerte Danglars. »Schenken Sie ihm doch nach, Fernand!«

Fernand füllte das Glas von Caderousse, und dieser, als echter Trinker, der er war, nahm die Hand vom Papiere und griff nach seinem Glas. Der Katalane folgte dieser Bewegung so lange, bis Caderousse, von dieser neuen Attacke fast besiegt,

sein Glas wieder auf den Tisch stellte oder vielmehr auf ihn fallen ließ.

»Wohlan!...« sagte der Katalane, als er sah, daß der Rest der Vernunft, welcher Caderousse blieb, bei diesem letzten Glas Wein zu verschwinden begann.

»Wohlan, ich sagte also, zum Beispiel«, versetzte Danglars, »daß, wenn nach einer Reise, wie Dantès' letzter, während der er in Neapel und auf der Insel Elba angelegt hat, irgend jemand ihn bei dem Staatsanwalt als bonapartistischen Agenten denunzieren würde...«

»Das mache ich«, unterbrach ihn rasch der junge Mann.

»Ja, aber dann läßt man Sie Ihre Anzeige unterzeichnen, man stellt Sie demjenigen gegenüber, den Sie angegeben haben. Ich liefere Ihnen etwas zur Unterstützung Ihrer Anzeige, das schon. Aber Dantès kann nicht ewig im Gefängnis bleiben. Früher oder später kommt er heraus, und an dem Tag, an dem er herauskommt, wehe demjenigen, der ihn hineingebracht hat!«

»Oh! Ich verlange nur eines«, sagte Fernand, »daß er kommt, um mit mir Streit anzufangen.«

»Ja, und Mercédès, Mercédès, die Sie hassen wird, wenn Sie auch nur das Unglück haben, auf der Haut ihres vielgeliebten Edmonds auch nur einen kleinen Kratzer zu hinterlassen!«

»Richtig«, erwiderte Fernand.

»Nein, nein«, fuhr Danglars fort, »wenn man sich zu so etwas entschließt, sehen Sie, wär's viel besser, ganz einfach, wie ich es tue, diese Feder zu nehmen, sie in die Tinte zu tauchen und mit der linken Hand, damit die Handschrift nicht erkannt werde, die folgende kleine Denunziation zu schreiben.« Und Danglars ließ der Theorie die Praxis folgen und schrieb mit der linken Hand in einer verkehrten Handschrift, die keine Ähnlichkeit mit seiner gewöhnlichen Handschrift hatte, die nachstehenden Zeilen, die er Fernand reichte und welche Fernand mit leiser Stimme las:

Der Herr Staatsanwalt des Königs wird von einem Freund des Thrones und der Religion in Kenntnis gesetzt, daß ein gewisser Edmond Dantès – Erster Offizier des Schiffes Pharaon – diesen Morgen aus Smyrna angekommen, nachdem er in Neapel und Porto Ferraio gelandet ist, von Murat mit einem Brief für den Usurpator und vom Usurpator mit einem Brief für das bonapartistische Komitee in Paris beauftragt gewesen ist. Man wird den Beweis seines Verbrechens bei seiner Verhaftung bekommen; denn man wird diesen Brief entweder bei ihm oder bei seinem Vater oder in seiner Kajüte an Bord der Pharaon finden.

»So laß ich mir's gefallen«, fuhr Danglars fort. »So hätte Ihre Rache gesunden Menschenverstand, denn dann könnte sie auf keine Art auf Sie zurückfallen, und die Sache ginge ganz von allein; man brauchte nur mehr den Brief zu falten, wie ich es tue, und darauf zu schreiben ›An den Herrn Staatsanwalt des Königs‹. Fertig.«

Und Danglars schrieb die Adresse wie zum Zeitvertreib.

»Ja, fertig«, rief Caderousse aus, der mit einer letzten Intelligenzanstrengung dem Vorlesen gefolgt war, und instinktmäßig alle Gefahren erkannte, die eine solche Denunziation nach sich ziehen konnte, »ja, fertig, nur wäre dies eine Infamie.« Und er streckte den Arm aus, um den Brief zu nehmen.

»Daher«, erwiderte Danglars und schob ihn mit der Hand zur Seite, »daher ist, was ich sage und was ich tue, ein Scherz, und ich wäre der erste, dem es leid täte, wenn Dantès etwas zustieße. Der gute Dantès! Daher, sieh...«

Er nahm den Brief, zerknüllte ihn in seinen Händen und warf ihn in einen Winkel der Laube.

»So ist's recht«, sagte Caderousse. »Dantès ist mein Freund, und ich will nicht, daß man ihm Böses zufügt.«

»Ach, das sollte schon mit dem Teufel zugehen, wenn ihm

jemand etwas Böses zufügen möchte? Weder ich noch Fernand«, versetzte Danglars sich erhebend und den jungen Mann anblickend, der sitzengeblieben war und aus den Augenwinkeln nach den in die Ecke geworfenen, vergifteten Zeilen schielte.

»In diesem Falle«, erwiderte Caderousse, »soll man uns Wein bringen. Ich will auf die Gesundheit Edmonds und der schönen Mercédès trinken!«

»Du hast bereits zuviel getrunken, Suffkopf!« sagte Danglars. »Und wenn Du so weitermachst, wirst Du genötigt sein, hier zu übernachten, unfähig, dich auf den Beinen zu halten!«

»Ich?« entgegnete Caderousse, indem er mit der Lächerlichkeit des Betrunkenen aufstand. »Ich sollte mich nicht auf meinen Beinen halten können? Ich wette, daß ich auf den Glockenturm von Accoules steige, und noch dazu ohne Balancierstange!«

»Nun denn, meinetwegen«, sagte Danglars, »ich wette aber erst morgen mit dir. Heute ist es Zeit heimzugehen, gib mir also deinen Arm und laß uns gehen.«

»Laß uns gehen«, wiederholte Caderousse, »aber dazu bedarf ich deines Armes nicht. Gehst du mit Fernand? Kehrst Du mit uns nach Marseille zurück?«

»Nein«, antwortete Fernand, »ich gehe in unser Dorf.«

»Tu das nicht! Komm mit uns nach Marseille, komm!«

»Ich habe in Marseille nichts zu tun und mag nicht hingehen.«

»Was hast Du gesagt? Du magst nicht, mein guter Junge? Wohlan, ganz nach Deinem Belieben, Freiheit für jedermann. Komm, Danglars, lassen wir den Herrn zu den Katalanen zurückkehren, wenn er unbedingt will.«

Danglars benutzte diesen Augenblick des guten Willens von Caderousse, um ihn Richtung Marseille fortzuziehen; er ging,

um Fernand einen kürzeren und leichteren Weg zu öffnen, auf einem Umweg durch die Porte Saint-Victor zurück anstatt über den Quai de la Rive-Neuve. Caderousse folgte ihm, hin- und herschwankend, an seinen Arm geklammert. Nach etwa zwanzig Schritten wandte sich Danglars um und sah Fernand auf das Papier hinstürzen, das er in seine Tasche steckte, und sogleich zur Laube hinausspringend, eilte der junge Mann fort zur niedrigen und steilen Küste.

»He, was tut er denn?« fragte Caderousse, »er hat uns angelogen; er hat zu uns gesagt, daß er zu den Katalanen geht, aber er geht auf die Stadt zu. He! Fernand, du hast dich verlaufen, mein Junge.«

»Du siehst nur nicht deutlich«, sagte Danglars. »Er folgt ganz gerade der Vieilles-Infirmaries.«

»Wahrhaftig!« erwiderte Caderousse. »Nun denn, ich hätte geschworen, daß er sich nach rechts gehalten hat. Jaja, der Wein ist ein Verräter.«

»Nun, nun«, murmelte Danglars, »die Sache ist jetzt wohl in die richtigen Bahnen gelenkt. Nun braucht man nur den Dingen ihren Lauf zu lassen.«

5. KAPITEL

Das Verlobungsmahl

Am nächsten Tag war schönes Wetter. Die Sonne ging rein und glänzend auf, und ihre ersten Strahlen schmückten die Schaumkronen der Wellen mit blitzenden Rubinen.

Das Mahl fand im ersten Stockwerk jener ›Réserve‹ statt, mit deren Laube wir bereits Bekanntschaft gemacht haben. Es war ein großer, durch fünf bis sechs Fenster erleuchteter Saal, und oberhalb eines jeden Fensters stand – erkläre das Phäno-

men, wer kann – der Name einer der großen Städte Frankreichs geschrieben. Ein lichter hölzerner Balkon zog sich an der ganzen Fensterseite hin. Obwohl man das Mahl erst auf Mittag anberaumt hatte, war der Balkon schon von elf Uhr morgens an mit ungeduldigen Spaziergängern besetzt. Diese bestanden aus höhergestellten Seeleuten der *Pharaon* und einigen Soldaten, Freunden von Dantès. Alle hatten, um den Verlobten Ehre zu machen, ihre schönsten Anzüge hervorge sucht. Unter den Gästen war das Gerücht verbreitet, daß die Reeder der *Pharaon* das Hochzeitsmahl ihres Ersten Offiziers mit ihrer Anwesenheit beehren wollten. Dies wäre jedoch eine so große Ehre für Dantès gewesen, daß niemand daran zu glauben wagte. Aber auch Danglars, der gemeinsam mit Caderousse kam, bestätigte diese Nachricht. Er hatte am Morgen Monsieur Morrel selbst gesehen, und der hatte ihm gesagt, daß er zum Mittagessen in die ›Réserve‹ kommen würde.

Wirklich hielt einen Augenblick nach den beiden auch Monsieur Morrel seinen Einzug in das Zimmer und wurde von den Matrosen der *Pharaon* mit einem einstimmigen donnernden ›Hurra!‹ begrüßt. Die Anwesenheit des Reeders war für sie die Bestätigung des bereits kreisenden Gerüchtes, daß Dantès zum Kapitän ernannt werden sollte, und da Dantès an Bord sehr beliebt war, dankten die wackeren Männer auf solche Art dem Reeder dafür, daß wenigstens einmal die Wahl eines Vorgesetzten zufällig im Einklang mit den Wünschen der Untergebenen stand. Kaum war Monsieur Morrel eingetreten, als man durch Danglars und Caderousse den Verlobten holen ließ. Sie hatten den Auftrag, ihn von der Ankunft des Ehrengastes in Kenntnis zu setzen, dessen Anwesenheit ein so lebhaftes Interesse erregt hatte, und ihm zu sagen, er möge sich beeilen. Danglars und Caderousse eilten sogleich fort; sie hatten aber noch keine hundert Schritte gemacht, als sie schon auf Höhe des Pulvermagazins den kleinen Trupp herankommen sahen. Dieses Grüppchen bestand aus vier jungen Mädchen, Freundinnen von Mercédès, Katalaninnen wie sie, die

die Verlobte begleiteten. Edmond ging Arm in Arm mit Mercédès, neben ihr schritt Dantès' Vater und hinter ihnen hielt sich Fernand mit seinem bösen Lächeln. Weder Mercédès noch Edmond sahen Fernands bösen Gesichtsausdruck. Die armen jungen Leute waren so glücklich, daß sie nur sich allein sahen und den schönen klaren Himmel, der seine segnende Hand über sie hielt. Danglars und Caderousse überbrachten ihre Botschaft und reihten sich, nachdem sie einen sehr kräftigen und sehr freundschaftlichen Händedruck mit Edmond gewechselt hatten, in die Prozession ein: Danglars neben Fernand, Caderousse gesellte sich zu Vater Dantès, dem Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Der Greis hatte seinen besten Anzug an, der aus dünnem gestreiften Taft gefertigt und mit großen, rautenförmig geschliffenen Stahlknöpfen besetzt war. Seine dünnen, aber sehnigen Beine staken stolz in prächtigen getüpfelten Baumwollstrümpfen, die auf eine Meile nach englischer Schmuggelware rochen. Von seinem Dreispitz wogte eine Flut von weißen und blauen Bändern; er stützte sich auf einen gewundenen, oben hakenförmigen Stock, der wie ein antiker Hirtenstab wirkte. Man hätte ihn für einen jener Stutzer halten mögen, die im Jahre 1796 in den wiedergeöffneten Parks des Palais du Luxembourg und in den Tuileries paradierten. Neben ihn war, wie gesagt, Caderousse hingeschlüpft, den die Aussicht auf ein gutes Mahl vollends bewogen hatte, sich mit den Dantès wieder auszusöhnen. Im Gedächtnis von Caderousse schwebte nur mehr eine dunkle Erinnerung an die gestrigen Vorkommnisse, so wie man, am Morgen erwachend, in seinem Geist den bloßen Schatten des Traumes behält, den man im Schlafe gehabt hat. Danglars hatte, als er sich Fernand näherte, einen forschenden Blick auf den in seiner Erwartung getäuschten Liebhaber geworfen. Fernand ging hinter den künftigen Eheleuten, von Mercédès gänzlich vergessen, die in jugendlicher Selbstsucht und selig vor Liebe und Glück nur Augen für Edmond hatte. Über Fernands blasses Antlitz erschienen immer wieder plötzliche An-

flüge des Errötens, die wieder verschwanden, um jedesmal einer immer zunehmenden Blässe Platz zu machen. Bisweilen blickte er nach Marseille hinüber, und dann durchbebte ein nervöses und unkontrolliertes Zittern seine Glieder. Fernand schien irgendein großes Ereignis zu erwarten oder wenigstens vorherzusehen.

Dantès war schlicht gekleidet. Er trug die Uniform der Handelsmarine, die die Mitte hielt zwischen einer militärischen Uniform und reiner Zivilkleidung, und seine freundliche Miene, noch gehoben durch die Freude und Schönheit seiner Verlobten, stand ihm vortrefflich. Mercédès war schön wie eine von jenen Griechinnen von Zypern oder Kos, mit ebenholzfarbenen Augen und korallenroten Lippen. Sie bewegte sich mit jenem ungezwungenen und freimütigen Schritt, der den Frauen aus Arles und Andalusien eigentümlich ist. Ein Stadtmädchen hätte vielleicht versucht, seine Freude unter einem Schleier oder zumindest unter der samtenen Hülle seiner Augenlider zu verbergen, aber Mercédès lächelte und schaute allen, die sie umgaben, gerade ins Gesicht, und ihr Lächeln und ihr Blick sagten ebenso selbstbewußt, als es Worte hätten sagen können: »Wenn ihr meine Freunde seid, so freut euch mit mir, denn ich bin glücklich wie noch nie.«

Sobald die Verlobten und ihr Gefolge in Sichtweite der ›Réserve‹ waren, ging Monsieur Morrel ihnen entgegen, gefolgt von Matrosen und Soldaten, mit denen er gemeinsam gewartet hatte und vor denen er sein Versprechen wiederholte: Dantès würde Kapitän Leclères Nachfolger werden. Als Edmond ihn kommen sah, ließ er seine Verlobte los und vertraute sie Monsieur Morrels Arm an. Der Reeder und das junge Mädchen eröffneten dann den Zug über die hölzerne Treppe hinauf, die zum Festsaal führte, in dem das Mittagessen bereits aufgetragen war. Fünf Minuten lang knarrte die Treppe unter den schweren Tritten der Gästeschar.

»Mein Vater«, sagte Mercédès, indem sie bei der Mitte der Tafel stehen blieb, »setzen Sie sich zu meiner Rechten, ich

bitte Sie, und zu meiner Linken soll derjenige Platz nehmen, der mir einen Bruder ersetzt hat«, fügte sie mit einer Sanftmut bei, die gleich einem Dolchstich in der tiefsten Tiefe von Fernands Herzen brannte. Seine Lippen erblichen, und man konnte unter dem dunklen Teint seines männlichen Gesichtes erkennen, wie das Blut wich, um nach dem Herzen zu strömen. Indessen hatte Dantès das selbe Manöver ausgeführt und zu seiner Rechten Monsieur Morrel, zu seiner Linken Danglars gesetzt, und schließlich mit der Hand den anderen ein Zeichen gegeben, nach Belieben Platz zu nehmen. Schon kreisten um die Tafel braunfleischige Würste aus Arles, die einen würzigen Duft verbreiteten, Seekrebse mit glänzendem Panzer, eine Art Muscheltiere mit rosenrotem Gehäuse, Seeigel, die wie stachelige Kastanien aussehen und Schalentiere, die für die Feinschmecker des Südens den Austern des Nordens bei weitem überlegen sind, und schließlich all jene delikaten Leckerbissen, welche die Wellen an das sandige Gestade spülen und die von den dankbaren Fischern Meeresfrüchte genannt werden.

»Wie ruhig es ist!« sagte der Greis, ein Glas Wein, gelb wie Topas, behaglich schlürfend, den Vater Pamphile persönlich soeben vor Mercédès hingestellt hatte. »Man sollte doch meinen, daß hier dreißig Personen sind, die nur zu lachen wünschen.«

»Ei, ein Ehemann ist nicht immer lustig«, äußerte Caderousse.

»Der Grund ist«, bemerkte Dantès, »daß ich in diesem Moment zu glücklich bin, um lustig zu sein. Wenn Sie es so verstehen, Nachbar, dann haben Sie recht: die Freude wirkt sich bisweilen sonderbar aus. Sie beklemmt wie der Schmerz.«

Danglars beobachtete Fernand, dessen schwankendes Gemüt jeden Eindruck in sich aufnahm und widerspiegelte.

»Was haben Sie denn?« sagte er. »Befürchten Sie etwas? Es dünkt mir vielmehr, daß alles nach Ihren Wünschen geht.«

»Gerade das erschreckt mich«, versetzte Dantès. »Der Mensch scheint mir nicht dazu geschaffen, so leicht glücklich zu werden. Das Glück gleicht jenen Palästen der Zauberinseln, deren Tore von Drachen bewacht werden. Man muß kämpfen, um zu erobern, und ich weiß wahrhaftig nicht, wodurch ich das Glück verdient habe, der Gatte von Mercédès zu werden.«

»Der Gatte! Der Gatte!« sagte Caderousse lachend. »Noch nicht, mein Kapitän, versuch' erst mal ein wenig den Gatten zu spielen, dann siehst du schon, wie du empfangen wirst.«

Mercédès errötete. Fernand wetzte auf seinem Stuhl unruhig hin und her, fuhr bei dem kleinsten Geräusch zusammen und wischte bisweilen große Schweißtropfen weg, die von seiner Stirne perlten wie die ersten dicken Tropfen eines Gewitterregens.

»Mein Gott, Nachbar Caderousse«, entgegnete Dantès, »es lohnt sich nicht der Mühe, jetzt noch in solchen Detailfragen meine Äußerung auf die Goldwaage zu legen. Mercédès ist freilich noch nicht meine Frau«, er zog seine Uhr heraus, »aber in anderthalb Stunden wird sie es sein.«

Jeder stieß einen Ausruf des Erstaunens aus, mit Ausnahme von Vater Dantès, dessen breites Grinsen seine immer noch schönen Zähne sehen ließ. Mercédès lächelte und errötete nicht mehr. Fernand umklammerte krampfhaft den Griff seines Messers.

»In einer Stunde«, fragte Danglars, selbst erblassend, »schon?«

»Ja, meine Freunde«, erwiderte Dantès, »Dank dem Ansehen von Monsieur Morrel, des Mannes, dem ich nach meinem Vater das meiste auf der Welt verdanke, sind alle Hindernisse aus dem Weg geräumt, wir haben das Aufgebot bestellt, und um halb drei Uhr erwartet uns der Bürgermeister von Marseille im Rathaus. Nun aber, da es soeben Viertel nach eins geschlagen hat, glaube ich mich nicht sehr zu täuschen, wenn

ich sage, daß in einer Stunde und dreißig Minuten Mercédès Madame Dantès heißen wird.«

Fernand schloß die Augen, eine Feuerwolke brannte auf seinen Augenlidern. Er stützte sich auf den Tisch, um nicht in Ohnmacht zu fallen, und ungeachtet aller Anstrengungen konnte er einen dumpfen Seufzer nicht zurückhalten, der sich im Lärm des Lachens und der Glückwünsche der Versammlung verlor.

»Ist das nicht alles etwas plötzlich, he?« fragte Vater Dantès. »Oder nennt Ihr das etwa Zeit verlieren? Gestern morgen angekommen, heute um drei Uhr verheiratet. Da soll noch jemand sagen, daß die Seeleute nicht schnell zu Werke gehen.«

»Aber die anderen Förmlichkeiten?« wendete Danglars schüchtern ein, »der Vertrag, all der Schreibkram?«

»Der Vertrag«, antwortete Dantès lachend, »der Vertrag ist schon fertig: Mercédès hat nichts, ich habe auch nichts. Wir heiraten mit Bewilligung der Gemeindeverwaltung, und da gab's nicht viel zu schreiben, und kosten wird es auch nicht viel.«

Dieser Scherz erregte einen neuen Ausbruch von Freude und Bravorufen.

»Also, was wir für ein Verlobungsmahl hielten«, fragte Danglars, »ist eigentlich ein Hochzeitsschmaus?«

»Nein«, erwiderte Dantès, »Sie werden um nichts betrogen werden, seien Sie unbesorgt. Morgen früh reise ich nach Paris: fünf Tage zur Hinreise, fünf Tage zur Heimkehr, einen Tag zum gewissenhaften Vollzuge des erhaltenen Auftrages, und am 12. März bin ich zurück. Am 22. März ist also der wirkliche Hochzeitsschmaus!«

Diese Aussicht auf ein neues Festmahl verdoppelte die Heiterkeit so sehr, daß Vater Dantès, der sich zu Beginn der Mittagstafel über die Stille beklagt hatte, nun inmitten der allgemeinen Unterhaltung vergebliche Anstrengungen machte, um

seinen Glückwunsch zugunsten der künftigen Eheleute öffentlich anzubringen. Dantès erriet den Gedanken seines Vaters und erwiderte ihn mit einem liebevollen Lächeln. Mercédès begann nach der Kuckucksuhr des Saales zu schauen und gab Edmond ein kleines Zeichen. Um die Tafel herum herrschte jene lärmende Freude und jene allgemeine Ungezwungenheit, die sich bei einfachen Leuten immer gegen Ende eines Festmahls einstellen. Die mit ihren Plätzen Unzufriedenen waren vom Tische aufgestanden und hatten andere Nachbarn gesucht. Alle Anwesenden begannen durcheinander zu sprechen, und niemand beschäftigte sich damit, auf das zu antworten, was sein Gesprächspartner sagte, sondern verfolgte nur seinen eigenen Gedanken. Fernands Blässe war auf die Wangen von Danglars übergegangen, Fernand wirkte wie tot, ein Verdammter im Fegefeuer. Er war einer der ersten, die aufstanden, ging im Saale hin und her und versuchte, sein Ohr vom Klang der Lieder und Klirren der Gläser abzuschotten. Caderousse näherte sich ihm in dem Moment, als Danglars, den er zu meiden schien, ihn in einer Ecke des Saales getroffen hatte.

»Wahrhaftig«, sagte Caderousse, in dem die guten Manieren von Dantès und vor allem der Wein von Vater Pamphile jede Spur des Hasses hinweggefegt hatten, dessen Keime zunächst durch das unerwartete Glück von Dantès in sein Inneres gesät worden waren, »wahrhaftig, Dantès ist ein guter Junge, und wenn ich ihn so neben seiner Verlobten sitzen sehe, sag ich mir, daß es schade gewesen wäre, ihm diesen schlimmen Streich zu spielen, den ihr gestern verabredet habt.«

»Da siehst du«, versetzte Danglars, »daß die Sache gar keine Folgen gehabt hat. Der arme Monsieur Fernand war so verstört, daß er mir anfangs Kummer machte, aber seitdem er sich entschloß, bei der Hochzeit seines Nebenbuhlers den Brautführer zu machen, läßt sich nichts mehr sagen.«

Caderousse schaute Fernand an. Er war erdfahl.

»Das Opfer ist um so größer«, fuhr Danglars fort, »als das

Mädchen wirklich eine Pracht ist. Alle Wetter! Mein künftiger Kapitän ist ein glücklicher Bursche. Ich möchte nur zwölf Stunden lang Dantès heißen.«

»Gehen wir?« meldete sich Mercédès mit sanfter Stimme, »es schlägt zwei Uhr, und man erwartet uns um Viertel nach zwei.«

»Ja, ja, gehen wir«, versetzte Dantès, sich rasch erhebend.

»Gehen wir«, wiederholten alle Gäste einstimmig.

Im selben Augenblick sah Danglars, der den am Fensterbrett lehrenden Fernand nicht aus den Augen verlor, wie jener zunächst in einer angestrengt verkrampften Bewegung mit verstörtem Blick aufschreckte und sodann auf den Sims zurücksank. Fast im selben Moment erscholl ein dumpfes Getöse auf der Treppe und das Dröhnen eines schweren Schritts, ein Stimmengewirr, vermengt mit Waffengeklirr, übertönte die erstaunten Ausrufe der Gäste, wie geräuschvoll sie auch waren. Alle Aufmerksamkeit richtete sich auf den Lärm vor der Tür, und ein besorgtes Schweigen trat ein. Der Lärm kam näher, drei Schläge an der Türe ertönten, jeder schaute seinen Nachbarn fragend an.

»Im Namen des Gesetzes!« rief eine kräftige Stimme, der aber keine andere Stimme antwortete.

Die Tür sprang auf und ein mit seiner Schärpe umgürteter Kommissar trat in den Saal, von vier bewaffneten Soldaten mit einem Korporal an der Spitze gefolgt. Die Besorgnis wich dem Schrecken.

»Was gibt's denn?« fragte der Reeder und trat auf den Kommissar zu, den er kannte. »Ich bin mir sicher, Monsieur, daß hier ein Mißverständnis vorliegt.«

»Wenn ein Mißverständnis vorliegt, Monsieur Morrel«, erwiderte der Kommissar, »so dürfen Sie mir glauben, daß das schnell behoben sein wird. Fürs erste bin ich nur der Überbringer eines Haftbefehls, und obwohl ich meinen Auftrag mit Bedauern vollziehe, muß ich dennoch meine Pflicht erfüllen.

Wer von Ihnen, meine Herren, ist Edmond Dantès?»

Alle Blicke wandten sich zu dem jungen Mann, der sehr aufgeregt, aber Haltung bewahrend, einen Schritt nach vorne machte und antwortete: »Der bin ich, Monsieur. Was wollen Sie von mir?«

»Edmond Dantès«, erwiderte der Kommissar, »im Namen des Gesetzes, Sie sind verhaftet.«

»Sie verhaften mich?« sagte Edmond, leise erblassend.
»Aber warum verhaften Sie mich?«

»Ich weiß es nicht, Monsieur. Aber Ihr erstes Verhör wird Sie gewiß davon unterrichten.«

Monsieur Morrel sah ein, daß gegen die Unabänderlichkeit der Lage nichts zu tun war. Ein Kommissar mit Amtsschärpe ist kein Mensch mehr, er ist nur ein Abbild des Gesetzes, eine Statue, kalt, stumm und taub. Der Greis dagegen stürzte zu dem Beamten hin. Es gibt Dinge, die das Herz eines Vaters oder einer Mutter nie begreifen werden. Er bettelte und flehte, doch Tränen und Bitten vermochten nichts, wenn auch seine Verzweiflung so groß war, daß selbst der Kommissar davon gerührt wurde.

»Monsieur«, sagte er, »beruhigen Sie sich. Vielleicht hat Ihr Sohn irgendeine Formalität der Zoll- oder Quarantänebehörden übersehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird er, sobald er die notwendigen Auskünfte gegeben hat, um die man ihn bittet, wieder in Freiheit gesetzt werden.«

»Hä? Was bedeutet das?« fragte Caderousse stirnrunzelnd Danglars, der den Überraschten spielte.

»Weiß *ich's*?« erwiderte Danglars. »Mir geht's wie dir, ich sehe, was vorgeht, ich begreife nichts davon und bin völlig durcheinander.«

Caderousse suchte mit den Augen nach Fernand. Er war verschwunden. Die ganze Szene des vorigen Tages nahm nun im Kopf von Caderousse mit einer furchtbaren Klarheit wie-

der Formen an. Man hätte meinen mögen, daß die Katastrophe soeben einen Schleier weggerissen habe, den die Trunkenheit am Vortag zwischen ihn und sein Gedächtnis gezogen hatte.

»Oh! Oh!« stammelte er mit heiserer Stimme. »Sollte dies die Fortsetzung des Späßes sein, von dem Sie gestern sprachen, Danglars? In diesem Falle wehe demjenigen, der ihn getrieben, denn er ist ein erbärmlicher Wicht!«

»Nein, nein«, rief Danglars aus, »im Gegenteil. Du weißt doch, daß ich das Papier zerrissen habe.«

»Du hast es *nicht* zerrissen«, versetzte Caderousse, »Du hast es zerknüllt und in eine Ecke geworfen, das ist alles.«

»Schweig, du hast nichts gesehen, du warst betrunken.«

»Wo ist Fernand?« fragte Caderousse.

»Woher soll ich das wissen?« antwortete Danglars. »Wahrscheinlich geht er seinen Geschäften nach. Doch anstatt uns mit *dem* zu beschäftigen, sollten wir lieber diesem armen Unglücklichen beistehen.«

Wirklich hatte Dantès während dieses Gespräches seinen Freunden lächelnd die Hand gedrückt, Mercédès auf die Stirne geküßt, sich widerstandslos dem Kommissar übergeben und sagte: »Seid ruhig, der Irrtum wird sich aufklären, und wahrscheinlich werde ich nicht einmal ins Gefängnis kommen.«

»Oh bestimmt. Dafür will ich mich verbürgen«, äußerte Danglars, der sich, wie gesagt, in diesem Moment wieder zur Hauptgruppe gesellte.

Dantès ging die Treppe hinab, unter dem Vortritt des Polizeikommissars, umringt von Soldaten. Ein Wagen mit weit geöffnetem Schlag wartete vor der Türe. Er stieg ein, zwei Soldaten und der Kommissar folgten ihm. Der Schlag wurde geschlossen, und der Wagen fuhr Richtung Marseille los.

»Adieu, Dantès! Adieu, Edmond!« rief Mercédès, weit über das Balkongeländer gebeugt.

Der Gefangene hörte diesen letzten Gruß, der gleich einem Schluchzen aus dem zerrissenen Herzen seiner Verlobten stieg. Er streckte den Kopf zum Fenster der Kutsche hinaus, rief noch »Auf Wiedersehen, Mercédès!« und war schon hinter einer Ecke des Forts Saint-Nicolas verschwunden.

»Erwarten Sie mich hier«, sagte der Reeder. »Ich nehme den ersten Wagen, den ich treffe, eile nach Marseille und komme wieder, sobald ich etwas herausgefunden habe.«

»Gehen Sie«, riefen alle Stimmen, »gehen Sie, und kommen Sie recht bald wieder!«

Nach diesem zweifachen Weggang trat unter allen, die geblieben waren, ein Moment schrecklicher Betäubung ein. Der Greis und Mercédès verharrten einige Zeit, jeder in seinem eigenen Schmerz versunken. Endlich aber begegneten sich ihre Augen, sie erkannten sich als zwei von demselben Hieb getroffene Opfer und stürzten einander in die Arme. Unterdessen kam Fernand zurück, schenkte sich ein Glas Wasser ein, trank und setzte sich auf einen Stuhl. Der Zufall fügte es, daß Mercédès aus den Armen des Greises auf einen Stuhl in der Nähe sank. Instinktiv rückte Fernand mit dem seinigen von ihr ab.

»Er war's«, sagte Caderousse zu Danglars, der den Katalanen nicht aus den Augen gelassen hatte.

»Ach, das glaube ich nicht«, antwortete Danglars, »er ist zu einfältig. Jedenfalls möge der Streich auf denjenigen zurückfallen, der ihn geführt hat!«

»Du sprichst nicht von dem, der dazu geraten hat«, erwiderte Caderousse.

»Ach du meine Güte«, versetzte Danglars, »als ob man für alles verantwortlich wäre, was man so in die Luft spricht.«

»Ja, dann nämlich, wenn das, was man in die Luft spricht, auf die Spitze zurückfällt!«

Mittlerweile hatten sich Grüppchen gebildet, die die Verhaf-

tung auf unterschiedlichste Art interpretierten.

»Und Sie, Danglars«, fragte eine Stimme, »was halten *Sie* von diesem Ereignis?«

»Meiner Treu«, antwortete Danglars, »ich vermute, daß er einige Ballen verbotener Waren mitgebracht hat.«

»Aber wenn es das wäre, so müßten *Sie* es doch wissen, Danglars. Sie sind schließlich der Zahlmeister, oder?«

»Ja, das stimmt schon, aber der Zahlmeister kennt nur die Posten, die man ihm auch angibt. Ich weiß, daß wir Baumwolle geladen haben, daß wir die Ladung in Alexandria bei Monsieur Pastret und in Smyrna bei Monsieur Pascal übernommen haben, das ist alles. Fragen Sie mich also nicht weiter.«

»Oh! Ich erinnere mich nun«, murmelte der arme Vater, an diese letzte Hoffnung sich klammernd, »daß er gestern zu mir gesagt hat, er habe eine Kiste Kaffee und eine Kiste Tabak für mich mitgebracht.«

»Sehen Sie«, sagte Danglars, »das ist es. In unserer Abwesenheit wird die Zollbehörde einen Besuch an Bord der *Pharaon* gemacht und das kleine Geheimnis entdeckt haben.«

Mercédès konnte das alles nicht glauben, und der Schmerz, den sie bis jetzt unterdrückt hatte, brach sich plötzlich in heftigem Schluchzen Bahn.

»Nun, nun, Kopf hoch!« sagte Vater Dantès, ohne genau zu wissen, was er sprach.

»Kopf hoch!« wiederholte Danglars.

»Kopf hoch!« versuchte Fernand zu murmeln, aber seine Worte preßten ihm die Brust zusammen, seine Lippen zuckten, und kein Ton glitt über seine Lippen.

»Meine Herren«, rief einer von den als Schildwache am Balkon gebliebenen Gästen, »meine Herren, ein Wagen. Ach! Es ist Monsieur Morrel! Kopf hoch! Kopf hoch! Er bringt uns bestimmt gute Nachricht.«

Mercédès und der alte Vater eilten dem Reeder entgegen

und trafen an der Tür mit ihm zusammen. Monsieur Morrel war sehr blaß.

»Und?« riefen sie zugleich.

»Ja, meine Freunde«, und der Reeder schüttelte den Kopf, »die Sache ist ernster, als wir glauben.«

»Aber, Monsieur«, rief Mercédès, »er ist unschuldig.«

»Ich glaube es«, erwiderte Monsieur Morrel, »allein man beschuldigt ihn...«

»Wessen?« fragte der alte Dantès.

»Ein bonapartistischer Agent zu sein.«

Diejenigen meiner Leser, die zu der Zeit gelebt haben, in welcher diese Geschichte sich ereignet hat, werden sich erinnern, welche schreckliche Anschuldigung jene zur damaligen Epoche war, die Monsieur Morrel soeben ausgesprochen hatte. Mercédès stieß einen Schrei aus, der Greis fiel auf einen Stuhl.

»Ha!« murmelte Caderousse. »Sie haben mich getäuscht, Danglars, und der Spaß ist doch gemacht worden. Doch ich will diesen Greis und dieses junge Mädchen nicht vor Schmerz sterben lassen und werde ihnen alles sagen.«

»Schweig, Idiot!« rief Danglars gedämpft aus und ergriff die Hand von Caderousse. »Oder ich stehe nicht für dich ein. Wer sagt dir, daß sich Dantès nicht wirklich strafbar gemacht hat? Das Schiff hat vor Elba geankert, er ist dort an Land gegangen, und er ist den ganzen Tag in Porto Ferraio geblieben. Fände man bei ihm einen Brief, der ihn kompromittiert, so würden jene, die ihn unterstützt haben, als seine Komplizen gelten.«

Caderousse begriff mit dem schnellen Instinkt des Egoisten die Stichhaltigkeit dieser Schlußfolgerung. Er schaute Danglars mit furcht- und schmerzverstörten Augen an, und statt eines Schrittes, den er vorwärts getan hatte, machte er zwei rückwärts.

»Warten wir also erstmal«, murmelte er.

»Ja, warten wir«, sagte Danglars zurück. »Ist er unschuldig, wird man ihn freilassen, ist er schuldig, hat es keinen Sinn, sich für einen Verschwörer in Schwierigkeiten zu bringen.«

»Also gehen wir. Ich kann nicht länger hier bleiben.«

»Ja, komm«, versetzte Danglars, sehr erfreut, einen Gefährten für den gemeinsamen Rückzug zu finden, »komm, sie sollen sich aus dem Schlamassel selbst herausziehen, wie sie können.«

Sie gingen. Fernand, von neuem die Stütze des jungen Mädchens geworden, nahm Mercédès bei der Hand und brachte sie wieder in das Dorf der Katalanen. Die Freunde von Dantès geleiteten ihrerseits den fast ohnmächtigen Greis in die Allées de Meilhan zurück. Bald verbreitete sich das Gerücht, daß Dantès als bonapartistischer Agent verhaftet worden sei, in der ganzen Stadt.

»Hätten Sie das für möglich gehalten, mein lieber Danglars?« fragte Monsieur Morrel, als er wieder auf seinen Zahlmeister und auf Caderousse traf. Er selbst war in großer Eile wieder in die Stadt gefahren, um vom Stellvertreter des Staatsanwaltes, Monsieur de Villefort, den er ein wenig kannte, Genaueres über Edmonds Schicksal zu erfahren. »Hätten Sie das für möglich gehalten?«

»Ei, Monsieur«, antwortete Danglars, »ich habe Ihnen gesagt, daß Dantès ohne Grund bei Elba vor Anker ging, und mir das, Sie wissen es, damals schon verdächtig schien.«

»Hatten Sie Ihren Verdacht noch anderen mitgeteilt, außer mir?«

»Ich werde mich hüten«, flüsterte Danglars. »Sie wissen wohl, daß man Sie wegen Ihres Onkels, Monsieur Policar Morrel, der unter dem anderen gedient hat und seine Gedanken nicht verhehlt, in Verdacht hat, Napoleons Abdankung zu bedauern, und ich hätte gefürchtet, Edmond und folglich Ihnen zu schaden. Dies gehört zu den Dingen, die ein Angestell-

ter seinem Reeder zu sagen, aber vor anderen streng geheim-zuhalten schuldig ist.«

»Gut, Danglars! Gut!« entgegnete der Reeder. »Sie sind ein guter Mann, daher hätte ich sie nicht vergessen, wenn der arme Dantès Kapitän der *Pharaon* geworden wäre.«

»Wieso, Monsieur?«

»Ja, ich hatte schon einmal Dantès gefragt, was er von Ihnen halte und ob er irgend etwas dagegen einzuwenden hätte, Sie auf Ihrem Posten zu belassen, denn, ich weiß nicht, aber ich glaubte eine gewisse Kälte zwischen Ihnen und ihm bemerkt zu haben.«

»Und was antwortete er Ihnen?«

»Daß er glaube, in einem Fall, den er mir nicht genauer erzählte, Ihnen gegenüber Unrecht gehabt zu haben, daß aber jede Person, die das Vertrauen des Reeders genieße, auch das seinige besitze.«

»Der Heuchler!« murmelte Danglars.

»Der arme Junge!« sagte Caderousse. »Er war einfach ein vortrefflicher junger Mann.«

»Ja«, äußerte Monsieur Morrel, »aber mittlerweile ist die *Pharaon* ohne Kapitän.«

»Oh!« erwiderte Danglars. »Hoffen wir, daß Dantès in Freiheit ist, wenn wir in drei Monaten wieder auslaufen.«

»Ohne Zweifel, aber bis dahin?«

»Nun, bis es soweit ist, bin ja ich da, Monsieur Morrel«, antwortete Danglars. »Sie wissen, daß ich die Leitung eines Schiffes so gut kenne wie ein weitgereister Kapitän. Es wird Ihnen sogar einen Vorteil bringen, sich meiner zu bedienen. Wenn nämlich Edmond aus dem Gefängnis kommt, brauchen Sie sich bei niemandem zu bedanken. Er wird wieder seinen Posten einnehmen und ich den meinigen, weiter nichts.«

»Ich danke, Danglars«, sagte der Reeder, »auf diese Art gleicht sich wirklich alles aus, übernehmen Sie also das

Kommando, ich ermächtige Sie dazu, und überwachen Sie das Löschen der Fracht. Was auch immer für eine Katastrophe uns Menschen treffen möge, die Geschäfte dürfen nicht darunter leiden.«

»Seien Sie unbesorgt, Monsieur. Aber könnte man wenigstens den guten Edmond besuchen?«

»Das werde ich Ihnen bald sagen können, Danglars. Ich will mit Monsieur de Villefort sprechen und mich bei ihm zugunsten des Gefangenen zu verwenden suchen. Ich weiß zwar, daß er Royalist bis auf die Knochen ist, doch, was Teufels! Auch als Royalist und Stellvertreter des Staatsanwaltes ist er doch auch ein Mensch, und ich halte ihn nicht für böse.«

»Nein«, versetzte Danglars, »aber ich habe sagen gehört, er sei sehr ehrgeizig, und das kommt sich recht nahe.«

»Nun«, sagte Morrel mit einem Seufzer, »wir werden sehen. Gehen Sie an Bord, ich folge Ihnen dahin nach.« Und er verließ die beiden Freunde, um den Weg nach dem Justizpalast einzuschlagen.

»Du siehst«, sagte Danglars zu Caderousse, »welche Wendung die Sache nimmt. Hast Du jetzt noch Lust, Dantès beizustehen?«

»Gewiß nicht, aber es ist denn doch eine schreckliche Sache, wenn ein Spaß solche Folgen hat.«

»Ei, wer hat ihn gemacht? Weder du noch ich, sondern Fernand, oder? Du weißt genau, daß ich das Papier in einen Winkel geworfen habe, und ich glaube sogar, es zerrissen zu haben.«

»Nein, nein«, versetzte Caderousse. »Oh! Was dies betrifft, bin ich mir ganz sicher. Ich hab's in dem Winkel der Laube gesehen, ganz zerknittert, ganz zusammengerollt, und ich wünschte, daß es noch dort wäre, wo ich es vor mir sehe.«

»Was willst du? Fernand wird es aufgehoben, Fernand wird es abgeschrieben haben. Oder er hat es abschreiben lassen.

Fernand hat sich vielleicht nicht einmal die Mühe gemacht und hat, da fällt mir ein, mein Gott!... er hat vielleicht meinen eigenen Brief abgesendet. Zum Glück hatte ich meine Handschrift verstellt!«

»Du wußtest also, daß Dantès ein Verschwörer war?«

»Ich? Ich wußte ganz und gar nichts. Wie ich Dir schon sagte, ich habe geglaubt, einen Spaß zu machen, weiter nichts. Es scheint, daß ich, wie ein Harlekin, lachend die Wahrheit gesagt habe.«

»Gleichviel«, erwiderte Caderousse, »ich gäbe viel darum, wenn diese ganze Geschichte nicht vorgefallen oder zumindest *ich* nicht in diese Geschichte verwickelt wäre; du wirst sehen, daß sie uns noch Unglück bringt, Danglars.«

»Wenn sie jemandem Unglück bringen muß, so dem wahren Schuldigen, und der wahre Schuldige ist Fernand, nicht wir. Welches Unglück kann uns deiner Meinung nach zustoßen? Wir brauchen uns nur ruhig zu verhalten, ohne ein Wort über all das zu verlieren, und der Sturm wird vorüberbrausen, ohne daß der Blitz einschlägt.«

»Amen!« sagte Caderousse, verabschiedete sich von Danglars mit einer knappen Geste des Abschieds und trat den Heimweg in die Allées de Meilhan an, unter stetem Kopfschütteln und mit sich selbst sprechend, wie es Leute in tiefen Gedanken zu tun pflegen.

»So!«, sagte Danglars vor sich hin, »alles verläuft nach Wunsch. Ich bin nun vorerst Kapitän, und wenn dieser Schwachkopf Caderousse schweigen kann, bald auch auf Dauer. Es bleibt also nur der Fall übrig, daß die Justiz Dantès freiläße. – Aber« fügte er lächelnd hinzu, »die Justiz ist die Justiz, und ich verlasse mich deshalb auf sie.«

Und somit sprang er in eine Barke und befahl dem Bootsmann, ihn zur *Pharaon* zu rudern, wohin ihn der Reeder, wie man sich erinnert, bestellt hatte.

6. KAPITEL

Der stellvertretende Staatsanwalt des Königs

In der Rue du Grand-Cours, gegenüber de Fontaine des Méduses, in einem jener alten, von Puget in aristokratischem Stil gebauten Häuser fand am selben Tag, zur selben Stunde ebenfalls ein Verlobungsmahl statt. Nur waren die Teilnehmer dieser anderen Szene keine Leute aus dem Volk, keine Matrosen und Soldaten. Sie standen an der Spitze der Marseiller Gesellschaft. Ehemalige Beamte, die unter dem Usurpator ihre Entlassung eingereicht hatten, waren darunter sowie alte Offiziere, die aus unseren Reihen desertiert waren, um in die royalistische Armee von Condé einzutreten, auch junge Leute, die von ihrer immer noch wegen ihrer Existenz zitternden Familie im Haß gegen jenen Mann erzogen wurden, den fünf Jahre der Verbannung zu einem Märtyrer und fünfzehn Jahre der Restauration zu einem Gott machen sollten! Man saß an der Tafel, und die Unterhaltung drehte sich lärmend um alle Leidenschaften jener Zeit, die sich im Süden um so schrecklicher, hartnäckiger und erbitterter gebärden, wo sich seit fünfhundert Jahren der religiöse Haß zum politischen Haß gesellt.

Der Kaiser und jetzige König der Insel Elba, einer fünf- bis sechstausend-Seelen-Gemeinde, er, der einstige Herrscher eines ganzen Erdteils, dem hundertzwanzig Millionen Untertanen in zehn verschiedenen Sprachen ›Es lebe Napoleon!‹ zugejubelt hatten, er wurde in diesen Kreisen als ein für Frankreich und den Thron für immer verlorener Mann betrachtet. Die Beamten deckten seine politischen Mißgriffe auf, die Militärs sprachen nur von Moskau und Leipzig, die Frauen von seiner Ehescheidung von Josephine. Es dünkte dieser ausgelassen fröhlichen und nicht einmal über den Sturz des Mannes, sondern über die Vernichtung eines Prinzips triumphierenden Gesellschaft, daß für sie ein neues Leben begann und daß sie aus einem peinigenden Traum erwachte. Ein mit

dem Ludwigskreuz dekorierten Greis stand auf und schlug seinen Gästen vor, auf die Gesundheit König Ludwigs XVIII. anzustoßen. Es war der Marquis de Saint-Méran. Dieser Toast, der an den Verbannten von Hartwell und zugleich an den König von Frankreich, den Friedensbringer erinnerte, löste lärmende Zustimmung aus. Die Gläser wurden auf englische Manier erhoben, die Damen lösten ihre Blumensträuße und bestreuten damit das Tischtuch. Ein fast poetischer Enthusiasmus machte sich breit.

»Sie würden eingestehen, wenn sie da wären«, sagte die Marquise von Saint-Méran, eine Frau mit trockenem Auge, dünnen Lippen, von aristokratischer und, angesichts ihrer fünfzig Jahre, noch eleganter Haltung, »sie würden eingestehen, alle diese Revolutionäre, die uns fortgejagt haben und die wir nun unsererseits gelassen in unseren alten Schlössern, die sie unter der Schreckensregierung für ein Stück Brot kauften, Verschwörungspläne schmieden lassen, sie würden alle eingestehen, daß die wahre Ergebenheit auf unserer Seite war, weil wir an der vom Zusammenbruch bedrohten Monarchie festhielten, während *sie* die aufgehende Sonne begrüßten und ihr Glück machten und dabei das unserige zugrunde richteten. Sie würden eingestehen, daß unser König zurecht Ludwig der Vielgeliebte heißt, während ihr Usurpator immer nur Napoleon der Verfluchte gewesen ist, nicht wahr, Villefort?«

»Sie sagten, Frau Marquise?... « antwortete der junge Mann, dem diese Frage galt. »Verzeihen Sie mir, ich habe Ihr Gespräch nicht verfolgt.«

»Ei, lassen Sie diese Kinder, Marquise«, äußerte der alte Mann, der den Toast ausgebracht hatte, »diese Kinder wollen heiraten, und haben natürlich von etwas anderem zu sprechen als von Politik.«

»Ich bitte Sie um Verzeihung, liebe Maman«, sagte eine junge und schöne Person mit blondem Haar und dunklen Augen, in denen das Weiße wie Perlmutter schimmerte. »Ich gebe Ihnen Monsieur de Villefort zurück, dessen ich mich für einen

Augenblick bemächtigt hatte, Monsieur de Villefort, meine Mutter spricht mit Ihnen...«

»Und ich bin bereit, Madame zu antworten, wenn sie die Frage, die ich nicht recht verstanden habe, gütig wiederholen mag.«

»Es sei Ihnen verziehen, Renée«, erwiderte die Marquise mit einem zärtlichen Lächeln, das man mit Erstaunen in diesem trockenen Gesichte blühen sah. Aber das weibliche Herz ist eben so beschaffen, daß doch, wie sehr es auch von der Luft der Vorurteile und von den Mühen der Etikette ausgetrocknet wird, immer ein fruchtbarer und blühender Winkel darin vorhanden bleibt, nämlich jener, den Gott der Mutterliebe geweiht hat. »Es sei Ihnen verziehen... Ich sagte eben, Villefort, daß die Bonapartisten weder unsere Überzeugung noch unsere Begeisterung noch unsere Ergebenheit besaßen.«

»Oh! Madame, sie besaßen aber etwas, das dies alles ersetzt: den Fanatismus. Napoleon ist der Mohammed des Abendlandes; er ist für alle diese gemeinen, aber höchst ehrgeizigen Menschen nicht nur ein Gesetzgeber und Gebieter, sondern auch ein Vorbild, das Vorbild der Gleichheit.«

»Der Gleichheit!« rief die Marquise aus. »Napoleon das Vorbild der Gleichheit! Und für was halten Sie dann Monsieur de Robespierre? Mir dünkt, Sie wollen ihm seinen Platz rauben, um ihn dem Korsen zu geben, wir sind jedoch mir *einer* Usurpation schon reichlich bedient, scheint mir.«

»Nein, Madame«, versetzte Villefort, »ich lasse jeden auf seinem Podest: Robespierre auf der Place Louis XV, auf seinem Schafott und Napoleon auf der Place Vendôme auf seiner Säule, nur hat jener eine Gleichheit eingeführt, die niedriger machte, und dieser eine Gleichheit, die erhöhte. Der eine hat die Könige auf das Niveau des Schafotts herabgezogen, der andere hat das Volk auf das Niveau des Thrones emporgehoben. Damit will ich nicht sagen«, fügte Villefort lachend hinzu, »daß nicht beide infame Revolutionäre waren und daß der

9. Thermidor und der 4. April 1814 nicht zwei Glückstage für Frankreich sind, die es wert sind, von den Freunden der Ordnung und Monarchie gleichermaßen gefeiert zu werden. Doch dies erklärt auch, wie Napoleon, obgleich er gefallen ist, um sich, wie ich hoffe, nie wieder zu erheben, einige Anhänger behalten hat. Was wollen Sie, Marquise? Cromwell, der nicht die Hälfte von all dem gewesen ist, was Napoleon je war, hatte auch die seinigen!«

»Wissen Sie, daß das, was Sie da soeben sagten, Villefort, auf eine Meile nach Revolution riecht? Aber ich verzeihe Ihnen, denn es ist wohl unmöglich, der Sohn eines Girondisten zu sein und nicht eine gewisse Neigung zur Schreckensherrschaft zu verspüren.«

Eine lebhafte Röte stieg Villefort ins Gesicht. »Mein Vater war Girondist, Madame«, sagte er, »es ist wahr, aber mein Vater hat nicht für den Tod des Königs gestimmt. Mein Vater ist von demselben Regime geächtet worden, das *Sie* ächtete, und es fehlte wenig, daß er seinen Kopf auf dasselbe Schafott trug, welches jenen Ihres Vaters fallen sah.«

»Ja«, erwiderte die Marquise, ohne daß diese blutige Erinnerung die mindeste Veränderung in ihren Zügen bewirkte, »nur hätten es beide wegen einander konträr entgegengesetzten Überzeugungen bestiegen. Dies zeigt sich darin, daß meine ganze Familie den verbannten Prinzen die Treue gehalten hat, während Ihr Vater nichts Eiligeres zu tun hatte, als sich der neuen Regierung anzuschließen, und daß, nachdem der Bürger Noirtier Girondist gewesen war, der Graf Noirtier Senator geworden ist.«

»Mutter!« mischte sich Renée ein, »Sie wissen, daß verabredet war, nicht mehr von diesen schlimmen Erinnerungen zu sprechen.«

»Madame«, antwortete Villefort, »ich schließe mich Mademoiselle de Saint-Méran an und möchte Sie sehr inständig darum bitten, die Vergangenheit der Vergessenheit anheimfal-

len zu lassen. Was nützen gegenseitige Beschuldigungen in Angelegenheiten, die selbst Gott nicht zu ändern vermag? Gott kann nur die Zukunft ändern, das Vergangene kann selbst er nicht umgestalten. Wir können es zwar nicht leugnen, aber einen Schleier darüber werfen. Also! Ich habe mich nicht nur von den Ansichten, sondern selbst vom Namen meines Vaters getrennt. Mein Vater ist Bonapartist gewesen oder ist es vielleicht noch jetzt und heißt Noirtier. Ich bin Royalist und heiße de Villefort. Lassen Sie in dem alten Stamme einen Rest revolutionären Saftes versiegen, Madame, und sehen Sie nur den Sproß, der sich von diesem Stamme wegneigt, ohne sich völlig davon losmachen zu können, und ich möchte fast sagen, ohne es zu wollen.«

»Bravo, Villefort«, äußerte der Marquis, »bravo, gut geantwortet! Auch ich habe der Marquise immer das Vergessen des Vergangenen gepredigt, ohne sie je dahin bringen zu können. Sie werden, hoffe ich, erfolgreicher sein als ich.«

»Ja, gut«, versetzte die Marquise, »vergessen wir das Vergangene, ich verlange es nicht besser, und es bleibt dabei. Aber Villefort sei wenigstens für die Zukunft unbeugsam. Vergessen Sie nicht, Villefort, daß wir Seiner Majestät für Sie gebürgt, daß auch Seine Majestät auf unsere Empfehlung hin«, sie reichte ihm die Hand, »gerne zu vergessen geruhen, wie ich auf Ihre Bitte hin vergesse. Nur bedenken Sie, wenn Ihnen irgendein Verschwörer der Justiz in die Hände fällt, werden die Augen um so schärfer auf Sie gerichtet sein, als man weiß, daß Sie aus einer Familie stammen, die vielleicht mit diesen Verschwörern in Verbindung steht.«

»Ah! Madame«, entgegnete Villefort, »mein Beruf und vor allem die Zeit, in der wir leben, gebieten mir, gewissenhaft zu sein. Und das werde ich! Ich habe schon einige politische Prozesse zu führen gehabt und in dieser Beziehung meine Proben abgelegt. Leider sind wir noch nicht am Ziele.«

»Glauben Sie?« fragte die Marquise.

»Ich fürchte es. Napoleon ist auf der Insel Elba sehr nahe bei Frankreich, seine Gegenwart, fast in Sichtweite unserer Küsten, nährt die Hoffnung seiner Anhänger. Marseille ist voll von Offizieren auf Halbsold, die täglich, unter nichtigem Vorwand, mit den Royalisten Handel suchen. Daher die Duellle zwischen Personen von Stand und daher auch die Zunahme von Morden im Volk.«

»Ja«, sagte der Graf de Salvieux, ein alter Freund von Monsieur de Saint-Méran und Kammerherr des Grafen von Artois, »aber Sie wissen, daß die Heilige Allianz ihn wegschaffen will?«

»Ich habe davon gehört. Es war zur Zeit unserer Abreise von Paris davon die Rede«, antwortete Monsieur de Saint-Méran. »Und wohin schickt man ihn?«

»Nach Sankt Helena.«

»Nach Sankt Helena! Wo soll denn das sein?« fragte die Marquise.

»Eine Insel, zweitausend Meilen von hier, jenseits des Äquators«, erklärte der Graf.

»Das laß ich mir gefallen! Wie Villefort schon sagte, es ist eine große Torheit, einen solchen Mann zwischen Korsika, wo er geboren ist, zwischen Neapel, wo sein Schwager noch herrscht, und mit Blick auf Italien zu lassen, aus dem er ein Königreich für seinen Sohn machen wollte.«

»Leider«, bemerkte Villefort, »binden uns die Verträge von 1814, und man kann Napoleon nichts anhaben, ohne diese Verträge zu verletzen.«

»Nun denn, so wird man sie eben verletzen«, äußerte Monsieur de Salvieux. »Hat *er* es so genau genommen, als es sich darum handelte, den unglücklichen Herzog von Enghien erschießen zu lassen?«

»Ja«, versetzte die Marquise, »es bleibt dabei: die Heilige Allianz befreit Europa von Napoleon, und Villefort befreit

Marseille von seinen Anhängern. Der König herrscht oder herrscht nicht. Wenn er herrscht, muß seine Regierung stark und seine Beamten müssen unbeugsam sein. Nur so ist dem Übel zuvorzukommen.«

»Leider«, sagte Villefort lächelnd, »kommt auch ein stellvertretender Staatsanwalt des Königs erst dran, wenn das Übel schon geschehen ist.«

»Dann liegt es an ihm, es wiedergutzumachen.«

»Da muß ich Ihnen noch sagen, Madame, daß wir das Übel nicht wiedergutmachen, sondern daß wir es rächen, weiter nichts.«

»Oh! Monsieur de Villefort«, sagte eine junge und hübsche Person, die Tochter des Grafen de Salvieux und Freundin von Mademoiselle de Saint-Méran, »trachten Sie doch danach, einen hübschen Prozeß zu bekommen, solange wir in Marseille sein werden. Ich habe nie ein Schwurgericht gesehen, und man sagt, daß es sehr sonderbar sein soll.«

»In der Tat, sehr sonderbar, mein Fräulein«, erwiderte der stellvertretende Staatsanwalt, »denn anstatt eines fiktiven Trauerspieles ist es ein wirkliches Drama und anstatt gespielter Leiden sind es wirkliche Leiden. Ein Mann, den man da sieht, kehrt, anstatt entspannt wieder heimzugehen, um im Kreise der Familie sein Abendessen zu verzehren, ruhig zu Bette zu gehen und am nächsten Tag wieder von vorn zu beginnen, ein Mann, den man da sieht, kehrt danach nur in sein Gefängnis zurück, wo der Henker auf ihn wartet. Sie sehen wohl, daß es für Personen von zarten Nerven, die etwas wirklich Aufregendes suchen, keinen Anblick gibt, der diesen aufwiegt. Seien Sie unbesorgt, Mademoiselle, wenn es soweit ist, werde ich Ihnen diesen Anblick verschaffen.«

»Er läßt uns zittern... und lacht dabei!« sagte Renée kreidebleich.

»Was wollen Sie?« versetzte Villefort, »es ist eine Art Duell... Ich habe schon fünf- oder sechsmal die Todesstrafe ge-

gen Angeklagte in politischen und anderen Prozessen erwirkt... ach Gott, wer weiß, wie viele Dolche zur Stunde im Finstern geschliffen werden oder bereits gegen mich gekehrt sind?«

»O mein Gott!« sagte Renée, dem schwarz vor Augen wurde. »Meinen Sie das ernst, Monsieur de Villefort?«

»Todernst, Mademoiselle«, antwortete der junge Beamte mit einem Lächeln auf den Lippen. »Und mit diesen hübschen Prozessen, die Mademoiselle wünscht, um ihrer Neugier zu genügen, und die ich wünsche, um meinen Ehrgeiz zu befriedigen, wird die Lage sich nur verschärfen. Glauben Sie, daß Napoleons Soldaten, die gewohnt sind, blindlings auf den Feind loszugehen, überlegen, bevor sie eine Patrone losbrennen oder mit dem Bajonett angreifen? Nun, glauben Sie, daß diese Leute dann mehr überlegen, wenn es darum geht, einen Mann zu töten, den sie für ihren persönlichen Feind halten, als um einen Russen, einen Österreicher oder einen Ungarn, den sie nie zuvor gesehen haben? Übrigens muß dies so sein, sehen Sie, sonst hätte unser Stand keine Entschuldigung. Ich selbst, wenn ich im Auge eines Angeklagten den leuchtenden Blitz der Wut funkeln sehe, fühle mich ganz ermutigt, ich steigere mich hinein. Es ist kein Prozeß mehr, es ist ein Kampf! Ich kämpfe mit ihm, er pariert und geht gleich wieder zum Angriff über, ich wiederhole den Stoß mit verdoppelter Kraft, und der Kampf endet, wie alle anderen Kämpfe durch einen Sieg oder durch eine Niederlage. Das ist's, was man unter einem Plädoyer versteht, dies ist die Gefahr, welche die Beredsamkeit bringt. Ein Angeklagter, der mir nach meiner Rede zulächelt, würde den Glauben in mir erregen, schlecht gesprochen zu haben, daß, was ich geredet, farblos, ohne Kraft und ungenügend war. Stellen Sie sich also das Gefühl des Stolzes vor, das den Staatsanwalt ergreift, der von der Schuld des Angeklagten überzeugt ist, der seinen Täter erbleichen und unter dem Gewicht der Beweise und unter dem Donner der Beredsamkeit einbrechen sieht. Dieser Kopf senkt

sich und er wird fallen.«

Renée stieß einen leichten Schrei aus.

»Der kann reden«, sagte einer der Gäste.

»Solche Männer brauchen wir in Zeiten wie der unserigen!«
äußerte ein anderer.

»Daher«, bemerkte ein dritter, »sind Sie in Ihrer letzten Strafsache herrlich gewesen, mein lieber Villefort. Sie wissen, jenen Mann, der seinen Vater ermordete, hatten Sie buchstäblich getötet, bevor der Henker ihm auch nur ein Haar krümmen konnte.«

»Ach, um Vtermörder tut es mir nicht leid«, sagte Renée.
»Für solche Menschen gibt es keine genügend großen Qualen, aber um die unglücklichen politischen Angeklagten!«

»Die politischen Angeklagten!« rief die Marquise aus. »Dies ist noch schlimmer, Renée, denn der König ist der Vater der Nation und den König vom Thron stürzen oder töten zu wollen, heißt den Vater von zweiunddreißig Millionen Menschen töten zu wollen.«

»Oh! Das ist gleichviel, Monsieur de Villefort«, äußerte Renée. »Sie versprechen mir, Nachsicht mit jenen zu haben, die ich Ihnen ans Herz legen werde?«

»Seien Sie unbesorgt«, antwortete Villefort mit seinem charmantesten Lächeln, »wir werden meine Anklageschriften miteinander entwerfen.«

»Meine Liebe«, sagte die Marquise, »kümmern Sie sich lieber um Ihre Kolibris, um Ihre Spaniels und Ihren Schmuck, und lassen Sie Ihren künftigen Gemahl seinen Beruf erfüllen. Jetzt ruhen die Waffen, und der Richterstand genießt Ansehen; es gibt einen diesbezüglichen lateinischen Spruch von großem Scharfsinn.«

»*Cedant arma togae*«, * sagte Villefort und verneigte sich.

* Die Waffen mögen der Toga weichen.

»Ich hätte es nicht gewagt, Lateinisch zu sprechen«, erwiderte die Marquise.

»Ich glaube, daß es mir lieber wäre, wenn Sie Arzt wären«, bemerkte Renée. »Der Racheengel hat mich, obwohl er ein Engel ist, immer sehr erschreckt.«

»Gute Renée!« murmelte Villefort, das junge Mädchen verliebt betrachtend.

»Töchterchen«, sagte der Marquis, »Monsieur de Villefort wird der moralische und politische Arzt dieser Provinz sein, glauben Sie mir, da hat er eine schöne Rolle zu spielen.«

»Und es wird ein Mittel sein, jene vergessen zu machen, die sein Vater gespielt hat«, stichelte die unverbesserliche Marquise.

»Madame«, äußerte Villefort mit seinem traurigsten Lächeln, »ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß mein Vater, ich hoffe es wenigstens, den Irrtümern seiner Vergangenheit abgeschworen hat und daß er ein eifriger Förderer der Religion und der Ordnung, vielleicht sogar ein besserer Royalist als ich, geworden ist, denn er ist es aus Reue, ich bin es nur aus Leidenschaft.«

Und nach dieser schönen Formulierung blickte sich Villefort umher, um die Wirkung seiner Beredsamkeit auf die Gäste zu beurteilen, wie er im Gerichtssaal in einer solchen Situation die Zuhörer zu beobachten pflegte.

»Nun, mein lieber Villefort«, ergriff der Graf de Salvieux das Wort, »dies ist gerade das, was ich vorgestern in den Tuileries jenem Minister des königlichen Hauses antwortete, der von mir Genaueres über die sonderbare eheliche Verbindung zwischen dem Sohne eines Girondisten und der Tochter eines Offiziers der Armee von Condé verlangte, und der Minister hat sehr gut begriffen. Diese systematische Verschmelzung ist ganz im Sinne von Ludwig XVIII. Denn der König, der, ohne, daß wir es vermuteten, unser Gespräch mithörte, unterbrach uns mit den Worten: ›Villefort, ich möchte nachdrücklich

darauf hinweisen, daß der König nicht den Namen Noirtier ausgesprochen, sondern vielmehr den Namen Villefort betont hat, ›Villefort‹, sagte also der König, ›wird es weit bringen, er ist für sein Alter schon ein sehr reifer Mann und gehört zu meiner Partei. Ich habe mit Vergnügen gesehen, daß der Marquis und die Marquise de Saint-Méran ihn zum Schwiegersohn wählten, und ich hätte ihnen diese Verbindung angeraten, wenn sie nicht selbst zuerst mich um die Erlaubnis, sie einzugehen, würden gebeten haben.‹«

»Der König hat dies gesagt, Graf?« rief Villefort entzückt aus.

»Ich wiederhole seine eigenen Worte, und wenn der Marquis offenherzig sein will, wird er bekennen, daß das, was ich Ihnen soeben sagte, vollkommen mit dem übereinstimmt, was der König selbst zu ihm gesagt, als er vor sechs Monaten mit ihm von einem Heiratsplan zwischen seiner Tochter und Ihnen sprach.«

»Es ist wahr«, bestätigte der Marquis.

»Oh! Ich werde also diesem würdigen Fürsten alles danken. Was täte ich aber auch nicht, um ihnen zu dienen!«

»So ist's recht«, erwiderte die Marquise, »so liebe ich Sie. Soll nur in diesem Moment ein Verschwörer kommen, Sie werden ihm den rechten Empfang bereiten!«

»Und ich, meine Mutter«, versetzte Renée, »ich bitte Gott, daß er Sie nicht erhöere, daß er Monsieur de Villefort nur kleine Diebe, windige Schuldner und furchtsame Diebe sende. Dann werde ich ruhig schlafen.«

»Dies ist«, bemerkte Villefort lachend, »als ob Sie dem Arzte nur Patienten mit Kopfweh, Masern und Wespenstichen wünschten, lauter Dinge, die nur die Haut angreifen. Wenn Sie dagegen mich als Staatsanwalt sehen wollen, wünschen Sie mir solche schrecklichen Krankheiten, deren Heilung dem Arzte Ehre macht.«

In diesem Moment und wie wenn der Zufall nur auf die Äu-

berung de Villeforts Wunsch gewartet hätte, um ihn zu erhören, trat ein Kammerdiener ein und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Villefort verließ sofort die Tafel, entschuldigte sich und kam einige Augenblicke später heiteren Gesichts mit und einem Lächeln auf den Lippen zurück. Renée schaute ihn mit Liebe an, denn, wenn man ihn so einherschreiten sah, mit seinen blauen Augen, seinem matten Teint und seinem schwarzen Backenbart, der sein Gesicht umrahmte, war er wirklich ein eleganter und schöner junger Mann. Das ganze Wesen des jungen Mädchens schien an seinen Lippen zu hängen, in Erwartung, daß er die Ursache seines plötzlichen Verschwindens erklären werde.

»Tja«, sagte Villefort, »Sie wünschten eben erst, mein Fräulein, einen Arzt zum Mann zu bekommen. Ich habe wenigstens mit Äskulaps Jüngern«, so sagte man noch im Jahre 1815, »eines gemein: Meine Zeit gehört mir nie allein. Und so kommt man, um mich selbst an Ihrer Seite, selbst bei meiner Verlobungsfeier zu stören.«

»Und weshalb stört man Sie, Monsieur?« fragte das schöne junge Mädchen mit einer leichten Unruhe.

»Ach, wegen eines Kranken, der, wenn man dem Glauben schenken darf, was man mir sagt, in größten Schwierigkeiten wäre. Diesmal ist es ein ernster Fall und die Krankheit streift das Schafott.«

»O mein Gott!« rief Renée erblassend aus.

»Wirklich?« fragte die Verlobungsgesellschaft einstimmig.

»Es scheint, daß man soeben ein kleines bonapartistisches Komplott aufgedeckt hat.«

»Ist es möglich!« rief die Marquise aus.

»Hier ist ein Brief, der jemanden schwer belastet!«

Und Villefort las:

Der Herr Staatsanwalt des Königs wird von einem Freund

des Thrones und der Religion in Kenntnis gesetzt, daß ein gewisser Edmond Dantès – Erster Offizier des Schiffes Pharaon – diesen Morgen aus Smyrna angekommen, nachdem er in Neapel und Porto Ferraio gelandet ist, von Murat mit einem Brief für den Usurpator, und vom Usurpator mit einem Brief für das bonapartistische Komitee in Paris beauftragt gewesen ist. Man wird den Beweis seines Verbrechens bei seiner Verhaftung bekommen; denn man wird diesen Brief entweder bei ihm oder bei seinem Vater oder in seiner Kajüte an Bord der Pharaon finden

»Aber dieser Brief«, bemerkte Renée, »ist zum einen nur ein anonymes Brief und zum andern an den Herrn Staatsanwalt adressiert und nicht an Sie.«

»Ja, aber der Staatsanwalt ist abwesend. So ist der Brief an seinen Sekretär gelangt, der den Auftrag hat, die Briefe zu öffnen. Er hat also auch diesen geöffnet, mich suchen lassen, und da er mich nicht fand, Befehl zur Verhaftung gegeben.«

»Der Täter ist also bereits verhaftet!« rief die Marquise erleichtert aus.

»Das heißt: der Angeklagte«, bemerkte Renée.

»Ja, Madame«, antwortete Villefort, »und wie ich soeben Mademoiselle Renée zu sagen die Ehre hatte: Wenn man den erwähnten Brief findet, ist der Kranke sehr krank.«

»Und wo ist dieser Unglückliche?« fragte Renée.

»Er wartet in meiner Wohnung.«

»Gehen Sie, mein Freund«, sagte der Marquis, »versäumen Sie Ihre Pflichten nicht, um bei uns zu bleiben, wenn der Dienst an Ihrem König anderswo Ihrer harret. Gehen Sie also dorthin, wo Sie gebraucht werden.«

»Oh! Monsieur de Villefort«, bat Renée, die Hände faltend, »seien Sie nachsichtig, heute ist unsere Verlobung!«

Villefort ging um die Tafel herum und sagte, auf die Lehne von Renées Stuhl gestützt: »Um Ihnen eine Unruhe zu erspa-

ren, werde ich tun, was ich kann, liebe Renée. Aber wenn die Indizien eindeutig sind, wenn sich die Beschuldigung als richtig erweist, wird man wohl dieses bonapartistische Unkraut ausreißen müssen.«

Renée bebte bei dem Wort ›ausreißen‹, denn dieses Unkraut, das ausgerissen werden sollte, hatte einen Kopf.

»Papperlapapp!« sagte die Marquise. »Hören Sie dieses kleine Mädchen nicht an, Villefort. Sie wird sich daran gewöhnen.«

Und die Marquise reichte Villefort ihre dürre Hand, die er zum Abschied küßte, dabei immer Renée anschauend und mit den Augen sagend: »Es ist *Ihre* Hand, die ich küsse, oder wenigstens in diesem Augenblick küssen möchte.«

»Traurige Vorzeichen!« murmelte Renée.

»Wahrhaftig, mein Fräulein«, äußerte die Marquise, »Sie haben ein kindisches Wesen an sich, das mich noch zur Ver zweiflung bringt. Ich möchte Sie doch fragen, was das Geschick des Staates mit Ihren Gefühlsphantasien und Ihren Herzensempfindlichkeiten zu schaffen haben!«

»O Mutter!« sagte Renée leise zu sich.

»Ich bitte um Gnade für diese schlechte Royalistin, Marquise«, sagte de Villefort. »Ich verspreche Ihnen, meinen Beruf als Stellvertreter des Staatsanwalts gewissenhaft zu erfüllen, das heißt ganz schrecklich streng zu sein.«

Doch zu gleicher Zeit, da der Beamte diese Worte an die Marquise richtete, warf der Verlobte heimlich seiner Verlobten einen Blick zu, und dieser Blick sagte: »Seien Sie unbesorgt, Renée. Um Ihrer Liebe willen werde ich nachsichtig sein.«

Renée beantwortete diesen Blick mit ihrem süßesten Lächeln, und Villefort entfernte sich, das Paradies in seinem Herzen.

7. KAPITEL

Das Verhör

Kaum hatte de Villefort den Speisesaal verlassen, als er seine heitere Maske ablegte, um die ernste Miene eines Mannes aufzusetzen, der zu dem erhabenen Amte berufen ist, durch sein Urteil über das Schicksal seiner Mitmenschen zu entscheiden. Nun aber, ungeachtet der sonstigen Beweglichkeit seiner Physiognomie, einer Beweglichkeit, die er wie ein professioneller Schauspieler mehr als einmal vor seinem Spiegel trainiert hatte, hatte er diesmal Mühe, seine Stirne in würdevolle Falten zu legen und seine Züge zu verdüstern. In der Tat, abgesehen von der Erinnerung an die politische Orientierung seines Vaters, die, wenn er sich nicht dezidiert davon distanzierte, seine Zukunft vereiteln konnte, war Gérard de Villefort an diesem Tag so glücklich, als es einem Menschen möglich ist. Von Haus aus reich, bekleidete er mit siebenundzwanzig Jahren ein hohes Staatsamt, er heiratete eine junge und schöne Frau, die er liebte, zwar nicht mit Leidenschaft, aber mit Verstand, so wie ein stellvertretender Staatsanwalt des Königs eben lieben kann. Des weiteren gehörte Mademoiselle Saint-Méran, seine Verlobte, einer jener Familien an, die sich damals der größten Gunst des Hofes erfreuen konnten – neben Renées außergewöhnlicher Schönheit ein nicht zu unterschätzender Vorzug. Nebst dem Einfluß ihres Vaters und ihrer Mutter, den jene, da Renée ein Einzelkind war, ganz ihrem Schwiegersohn zugutekommen lassen konnten, brachte sie schließlich ihrem Zukünftigen auch eine Mitgift von fünfzigtausend Talern ein, die sich, dank der ›Hoffnungen‹, wie die Kuppler grausamerweise sagen, dereinst um ein Erbe von einer halben Million vermehren konnte. Alle diese Elemente zusammen bildeten also für Villefort eine Gesamtsumme geradezu blendenden Glücks, so daß es ihm dünkte, selbst in der Sonne Flecken zu sehen, wenn er längere Zeit sein Innenleben

mit dem Auge der Seele angeschaut hatte.

An der Türe stieß er auf den Polizeikommissar, der auf ihn wartete. Der Anblick dieses schwarzen Mannes stürzte ihn sogleich aus den Höhen des siebten Himmels wieder auf die harte Erde herab, auf der wir wandeln. Er verstellte sein Gesicht, wie gesagt, und sprach, auf den Justizbeamten zugehend: »Da bin ich, Monsieur. Ich habe den Brief gelesen, und Sie taten recht, diesen Menschen zu verhaften. Nun geben Sie mir alle Details, die Sie über ihn und seine Verschwörung gesammelt haben.«

»Von der Verschwörung, Monsieur, wissen wir noch nichts«, versetzte der Kommissar. »Alle ihm abgenommenen Papiere sind gebündelt und versiegelt in Ihrem Büro deponiert. Was den Beschuldigten betrifft, haben Sie aus dem Briefe, der ihn belastet, selbst ersehen: Er ist ein gewisser Edmond Dantès, Erster Offizier an Bord des Dreimasters *Pharaon*, das im Baumwollhandel mit Alexandria und Smyrna steht und dem Hause Morrel & Sohn in Marseille gehört.«

»War er, bevor er in der Handelsmarine diente, bei der Kriegsmarine?«

»O nein, Monsieur, er ist ein ganz junger Mensch.«

»Wie alt?«

»Neunzehn oder höchstens zwanzig Jahre.«

In diesem Moment, Villefort passierte gerade die Grande-Rue an der Ecke Rue des Conseils, trat ein Mann an ihn heran, der offenbar auf ihn gewartet hatte: Monsieur Morrel.

»Ah! Monsieur de Villefort«, rief der brave Mann aus, als er den stellvertretenden Staatsanwalt erblickte, »wie gut, daß ich Sie treffe. Stellen Sie sich vor, man hat soeben das seltsamste, unerhörteste Mißverständnis begangen, man hat den Ersten Offizier meines Schiffes verhaftet, Edmond Dantès.«

»Ich weiß, Monsieur«, erwiderte Villefort, »und ich begeben mich soeben nach Hause, um ihn zu verhören.«

»Oh! Monsieur!« fuhr der Reeder fort, von seiner Freundschaft für den jungen Mann hingerissen, »Sie kennen denjenigen nicht, den man anklagt, aber ich kenne ihn. Stellen Sie sich den sanftmütigsten, den rechtschaffensten Menschen vor, und ich möchte fast sagen, den Mann, der seinen Dienst in der ganzen Handelsmarine am besten verrichtet. Oh, Monsieur de Villefort, ich möchte ihn Ihnen sehr nachdrücklich ans Herz legen.«

Villefort, wie man es wissen konnte, gehörte der vornehmen Oberschicht Marseilles an, während Morrel ein Mann des Volkes war. Der eine war ultraroyalistisch eingestellt, der andere stand im Verdacht eines heimlichen Bonapartismus. Villefort schaute Morrel verächtlich an und antwortete ihm kalt: »Sie wissen, Monsieur, daß man sanft in seinem Privatleben, rechtschaffen in seinen Geschäften, geschickt in seinem Beruf sein kann und sich dennoch, politisch gesehen, einiges zuschulden kommen lassen kann. Das müssen Sie doch wissen, Monsieur, nicht wahr?«

Und der Beamte betonte seine letzten Worte, als wenn der Reeder gemeint gewesen wäre. Sein forschender Blick versuchte in die Tiefe des Herzens dieses Mannes vorzudringen, der keck genug war, sich für einen anderen zu verwenden, während er wissen sollte, daß er selbst der Nachsicht bedürfe. Morrel errötete, denn er fühlte, daß sein Gewissen in bezug auf politische Ansichten nicht ganz rein war, und zudem hatte ihn etwas verwirrt, was ihm Dantès von seiner Unterredung mit dem Großmarschall und den Worten des Kaisers erzählt hatte. Er fügte hinzu, immer mit dem Ausdruck innigster Anteilnahme: »Ich bitte Sie inständig, Monsieur de Villefort, seien Sie so gerecht, wie Sie es sein müssen, so, wie Sie es immer sind, und geben Sie uns recht bald den armen Dantès zurück!«

Das ›geben Sie *uns* zurück‹ dröhnte in dem Ohr des stellvertretenden Staatsanwalts des Königs wahrlich revolutionär.

»Ei, ei!« sagte er ganz leise bei sich. »›Geben Sie uns zu-

rück? Sollte dieser Dantès mit irgendeinem Verschwörernest dieser Carbonari in Verbindung stehen, da sein Beschützer so ganz selbstverständlich ›uns‹ sagt? Man hat ihn in einer Schenke verhaftet, sagte mir, wenn ich mich recht entsinne, der Kommissar, ›in zahlreicher Gesellschaft‹ hat er hinzugefügt. Na, das wird wohl eines ihrer konspirativen Treffen gewesen sein.« Hierauf antwortete er, wieder an Morrel gewandt: »Monsieur, Sie dürfen völlig unbesorgt sein und werden meine Gerechtigkeit nicht vergebens angerufen haben, wenn der Angeklagte unschuldig ist. Wenn er dagegen schuldig ist, werde ich wohl gezwungen sein, meine Pflicht zu tun. Tja, wir leben in einer schwierigen Zeit, Monsieur, in der es ein schlimmes Beispiel wäre, einen Verbrecher ungestraft davonkommen zu lassen.«

Und mit diesen Worten, da sie an der Türe seines Hauses angekommen waren, das an der Rückseite des Justizpalasts lag, trat er majestätisch ein, nachdem er mit einer eisigen Höflichkeit den unglücklichen Reeder begrüßt hatte, der wie versteinert stehen blieb, wo Villefort ihn verlassen hatte.

Das Vorzimmer war voll von Gendarmen und Polizeibeamten. Mitten unter ihnen, strengstens bewacht und mit haßerfüllten Blicken beäugt, stand ruhig und unbeweglich der Gefangene da. Villefort ging durch das Zimmer, warf einen Seitenblick auf Dantès, nachdem er den Packen Papiere genommen hatte, den ihm einer der Beamten überreicht hatte, und verschwand mit den Worten: »Man bringe den Gefangenen!«

Wie flüchtig auch dieser Blick gewesen war, er hatte Villefort genügt, um sich einen Eindruck von dem Menschen zu machen, den er verhören sollte. Ihm war die Intelligenz in dieser breiten und offenen Stirne nicht entgangen, der Mut in diesen festen Augen unter den zusammengezogenen Brauen und die Ungezwungenheit auf diesen vollen und halbgeöffneten Lippen, die eine doppelte Reihe elfenbeinweißer Zähne sehen ließen. Der erste Eindruck war also für Dantès günstig gewesen. Aber Villefort hatte so oft diesen Ausspruch aus der

hohen Politik gehört, man müsse seinem ersten Eindruck mißtrauen, besonders wenn er positiv sei, daß er mit dieser Maxime sofort wieder seinen Eindruck relativierte, ohne sich über die Gegensätzlichkeit dieses Verfahrens Rechenschaft abzulegen. Er unterdrückte folglich die guten Instinkte, die sich seines Herzens bemächtigen wollten und scheinbar einen Angriff auf seine Vernunft starteten, ordnete vor dem Spiegel seine Amtsmiene und setzte sich, düster und drohend, an seinen Schreibtisch.

Einen Augenblick nach ihm trat Dantès ein. Der junge Mann war noch immer blaß, aber ruhig und lächelnd. Er verbeugte sich vor seinem Richter mit ungezwungener Höflichkeit, mit den Augen einen Sitzplatz suchend, wie wenn er im Salon des Reeders Morrel gewesen wäre. Dann erst begegnete er Villeforts mattem Blick, jenem typischen Blick von Justizbeamten, die nicht wollen, daß man ihre Gedanken lese, und ihre Augen in undurchsichtiges Glas verwandeln. Dieser Blick lehrte ihn, daß er vor der Justiz stand, einer düster drohenden Gestalt.

»Wer sind Sie, und wie heißen Sie?« fragte Villefort und blätterte in jenen Notizen, die ihm bei seinem Eintreten der Beamte überreicht hatte. Sie hatten innerhalb einer Stunde schon einen beachtlichen Umfang angenommen, so schnell umklammert bezahltes Spitzeltum jenen unglücklichen Menschen, den man den Angeklagten nennt.

»Ich heiße Edmond Dantès, Monsieur«, antwortete der junge Mann mit ruhiger und sonorer Stimme, »und bin Erster Offizier an Bord des Schiffes *Pharaon*, das der Reederei Morrel & Sohn gehört.«

»Wie alt?« fuhr Villefort zu fragen fort.

»Neunzehn Jahre«, antwortete Dantès.

»Was taten Sie in dem Augenblick, als Sie verhaftet wurden?«

»Ich befand mich bei meiner Verlobungsfeier, Monsieur«, versetzte Dantès mit leicht bewegter Stimme, so schmerzlich

war der Kontrast jener Freudenmomente und dieser traurigen Zeremonie. Und um so heller leuchtete das strahlende Antlitz von Mercédès angesichts der düsteren Miene Monsieur Villeforts vor seinem geistigen Auge.

»Sie befanden sich bei Ihrer Verlobungsfeier?« fragte der stellvertretende Staatsanwalt, wider seinen Willen bebend.

»Ja, Monsieur, ich bin im Begriffe, ein Mädchen zu heiraten, das ich seit drei Jahren liebe!«

Villefort, obgleich gewöhnlich unempfindsam, war doch ob dieses Zusammentreffens sehr überrascht, und die bewegte Stimme des inmitten seines Glückes überfallenen Dantès brachte eine Saite der Sympathie in der Tiefe seiner Seele zum Klingen. Auch er heiratete, auch er war glücklich, und man störte sein Glück, damit er beitragen sollte, die Freude eines Menschen zu vernichten, der seinem Glücke schon nahe stand! »Diese geradezu philosophische Parallelität der Ereignisse«, dachte er, »wird bei meiner Rückkehr in den Salon von Monsieur de Saint-Méran wie eine Bombe einschlagen.« Und während Dantès auf neue Fragen wartete, war Villefort schon dabei, in seinem Geiste jene beifallheischenden Antithesen zu ordnen, aus denen Redner ihre Phrasen zusammenfügen, die bisweilen in ihnen den Glauben an ihre eigene Beredsamkeit erregen. Als seine kleine innerliche Rede fertig war, lächelte Villefort ob ihrer Wirkung und sagte, auf Dantès zurückkommend: »Fahren Sie fort, Monsieur.«

»Worin soll ich fortfahren?« fragte Dantès.

»Na, in der Aufklärung der Justiz.«

»Wenn mir die Justiz sagt, über welchen Punkt sie aufgeklärt zu werden wünscht, werde ich alles sagen, was ich weiß. Nur«, fügte er lächelnd hinzu, »möchte ich vorausschicken, daß ich nicht viel Interessantes weiß.«

»Haben Sie unter dem Usurpator gedient?«

»Ich sollte zur Kriegsmarine einberufen werden, als er gestürzt wurde.«

»Man sagt, Ihre politischen Ansichten seien überspannt«, äußerte Villefort, dem man nichts dergleichen gemeldet hatte, der aber keine Bedenken trug, die Frage zu stellen, wie man eine Anklage vorträgt.

»Meine politischen Ansichten, Monsieur! Ach! Es ist fast schon eine Schande, es zu sagen, aber ich habe niemals das gehabt, was man eine Ansicht nennt. Ich zähle kaum neunzehn Jahre, wie ich die Ehre gehabt habe, Ihnen zu sagen. Ich bin nichts, ich bin nicht dazu bestimmt, irgendeine Rolle zu spielen. Das wenige, was ich bin und was ich sein werde, wenn man mir die Stelle verleiht, nach der ich strebe, habe ich Monsieur Morrel zu verdanken. Daher beschränken sich alle meine, ich kann nicht sagen politischen, eher privaten Ansichten, auf diese drei Gefühle: Ich liebe meinen Vater, ich achte Monsieur Morrel und bete Mercédès, meine Verlobte, an. Dies ist alles, Monsieur, was ich der Justiz sagen kann, Sie sehen, daß dies für dieselbe wenig interessant ist.«

In dem Maße, als Dantès sprach, betrachtete Villefort sein so sanftes und zugleich offenes Gesicht und fühlte die Erinnerung an die Worte von Renée wieder in sich auftauchen, die, ohne den Beschuldigten zu kennen, ihn um Nachsicht gebeten hatte. Bei seiner Erfahrung mit dem Verbrechen und den Verbrechern sah er aus jedem Worte von Dantès den Beweis seiner Unschuld leuchten. In der Tat überschüttete dieser Jüngling, ja Knabe, in seiner herzerfrischend natürlichen, beredten Art sogar den stellvertretenden Staatsanwalt mit jener sanften, liebevollen Beredsamkeit, von der sein Herz überfloß, die man nie findet, wenn man sie sucht. Sie war erfüllt von einer Liebe für alle, weil er glücklich war und weil das Glück selbst die Bösen gut macht. Edmond hatte im Blick, in seiner Stimme und seinen Gesten, wie hart und streng auch Villefort gegen ihn gewesen war, nur Freundlichkeit und Güte für den, der ihn verhörte.

»Meine Herren!« sagte Villefort bei sich. »Das ist ein ganz charmanter Bursche, und ich werde keine große Mühe haben,

mir einen guten Empfang bei Renée zu bereiten, wenn ich der ersten Anempfehlung entspreche, die sie mir gemacht hat. Dies wird mir einen freundlichen Händedruck in der Öffentlichkeit einbringen und einen süßen Kuß in einem Winkel.«

Und angesichts dieser doppelt hoffnungsvollen Aussichten heiterte sich Villeforts Gesicht so sichtbar auf, daß Dantès, der allen Bewegungen der Physiognomie seines Richters gefolgt war, lächeln mußte.

»Monsieur«, sagte Villefort, »ist Ihnen bekannt, daß Sie offenbar Feinde haben?«

»Ich... Feinde?« erwiderte Dantès. »Ich habe das Glück, noch allzu unbedeutend zu sein, als daß meine Stellung mir welche machen sollte. Was meinen vielleicht etwas lebhaften Charakter betrifft, so habe ich immer versucht, mich meinen Untergebenen gegenüber im Zaum zu halten. Ich habe zehn bis zwölf Matrosen unter meinem Befehl. Man frage sie, Monsieur, und sie werden Ihnen sagen, daß sie mich lieben und achten, nicht wie einen Vater, dazu bin ich zu jung, aber doch wie einen älteren Bruder.«

»Nun«, versetzte Villefort, »wenn keine Feinde, haben Sie vielleicht Neider? Sie stehen kurz davor, mit neunzehn Jahren zum Kapitän ernannt zu werden. Das ist in Ihrem Stande ein hoher Posten. Sie heiraten ein hübsches Mädchen, das Sie liebt. Das ist ein seltenes Glück in allen Ständen auf Erden. Diese beiden Begünstigungen des Schicksals könnten Neider auf den Plan rufen.«

»Ja, Sie haben recht, Sie müssen die Menschen besser kennen als ich. Das ist wohl möglich, doch wenn diese Neider unter meinen Freunden sein sollten, so gestehe ich Ihnen, daß es mir lieber ist, sie nicht zu kennen, um nicht gezwungen zu sein, sie zu hassen.«

»Sie haben Unrecht, Monsieur! Man muß immer so klar als möglich seine Umgebung kennen. Sie scheinen mir ein so würdiger junger Mann, daß ich Ihretwegen von den gewöhnli-

chen Regeln des gerichtlichen Verfahrens abweichen und Ihnen helfen will, Licht in die Sache zu bringen, indem ich Ihnen die Denunziation mitteile, die Sie zu mir gebracht hat. Hier ist das beschuldigende Papier. Kennen Sie die Handschrift?»

Und Villefort zog den Brief aus seiner Tasche und reichte ihn Dantès. Dantès betrachtete ihn und las. Eine Wolke schwebte über seiner Stirne und er sagte: »Nein, Monsieur, ich kenne diese Handschrift nicht. Sie ist verstellt und dennoch von ziemlich freier Form. Jedenfalls hat dies eine geübte Hand geschrieben. Ich bin sehr glücklich«, fügte er mit einem dankbaren Blick auf Villefort hinzu, »mit einem solchen Manne zu tun zu haben, wie Sie sind, denn in der Tat ist mein Neider offenbar ein wirklicher Feind.«

Und an dem Blitz, der durch die Augen des jungen Mannes zuckte, als er diese Worte sprach, konnte Villefort die ganze geballte Energie erkennen, die unter dieser anfänglichen Sanftmut verborgen lag.

»Antworten Sie mir nun freimütig, Monsieur«, sagte der stellvertretende Staatsanwalt, »nicht wie ein Angeklagter seinem Richter, sondern wie ein zu Unrecht beschuldigter Mann einem andern Manne antwortet, der sich einfach für ihn interessiert: Was ist Wahres an dieser anonymen Anklage?« Und Villefort warf voller Entrüstung den Brief auf den Tisch, den ihm Dantès soeben zurückgegeben hatte.

»Alles und nichts, Monsieur. Vernehmen Sie die reine Wahrheit, bei meiner Seemannsehre, bei meiner Liebe zu Mercédès, bei dem Leben meines Vaters.«

»Sprechen Sie, Monsieur«, sagte Villefort laut und fügte dann in Gedanken hinzu: »Wenn Renée mich sehen könnte, würde sie, wie ich hoffe, mit mir zufrieden sein, und mich keinen Kopfabstecher mehr nennen.«

»Also, nachdem wir Neapel verlassen hatten, erkrankte Kapitän Leclère an einem Gehirnfieber. Da wir keinen Arzt an

Bord hatten und er nirgendwo landen, sondern nur schnell Elba erreichen wollte, verschlimmerte sich seine Krankheit so sehr, daß er, als er gegen Ende des dritten Tages seinen nahen Tod fühlte, mich rufen ließ. »Mein lieber Dantès«, sagte er zu mir, »schwören Sie mir bei Ihrer Ehre, das zu tun, was ich Ihnen sagen werde, es ist von höchster Wichtigkeit.« – »Ich schwöre, Kapitän«, antwortete ich. – »Nun, da nach meinem Tode das Kommando des Schiffes auf Sie als meinem Ersten Offizier übergeht, werden Sie das Kommando übernehmen, nach der Insel Elba steuern, in Porto Ferraio landen, nach dem Großmarschall fragen und ihm diesen Brief übergeben. Vielleicht wird er Ihnen dann einen anderen Brief überreichen und Sie mit irgendeiner Mission beauftragen. Diese Mission, welche *mir* vorbehalten war, werden *Sie*, Dantès, statt meiner vollziehen und die ganze Ehre wird *Ihnen* zuteil werden.« – »Ich werde es tun, Kapitän, doch vielleicht kommt man nicht so ungehindert zum Großmarschall, wie Sie glauben.« – »Hier ist ein Ring, der Ihnen Zutritt verschaffen und alle Hindernisse aus dem Weg räumen wird.« Und mit diesen Worten gab er mir einen Ring. Es war höchste Zeit, denn bereits zwei Stunden danach trat das Delirium bei ihm ein. Am andern Tag starb er.«

»Und was taten Sie dann?«

»Was ich tun *mußte*, Monsieur, was jeder andere an meiner Stelle getan hätte. In allen Fällen ist der letzte Wunsch eines Sterbenden heilig, doch bei den Seeleuten ist der Wunsch eines Vorgesetzten Befehl, der zu vollziehen ist. Ich segelte also nach Elba, wo ich am anderen Tage ankam, genehmigte der Mannschaft aber keinen Landgang, sondern ging allein von Bord. Man machte, wie ich es vorhergesehen hatte, einige Schwierigkeiten, mich zum Großmarschall vorzulassen; aber als ich ihm den Ring schickte, der mir als Erkennungszeichen dienen sollte, taten sich plötzlich alle Türen vor mir auf. Er empfing mich, fragte mich über die letzten Stunden des unglücklichen Leclère aus, und gab mir, wie dieser vermutet

hatte, einen Brief mit dem Auftrag, ihn persönlich nach Paris zu bringen. Ich versprach es ihm, schließlich vollzog ich dadurch den letzten Willen meines Kapitäns. Ich ging zurück an Bord und segelte nach Marseille, wo ich gestern einlief, ich ordnete schnell alle Formalitäten mit Zoll- und Quarantänebehörden, dann eilte ich zu meiner Geliebten, die ich schöner und liebender als jemals vorfand. Durch Vermittlung von Monsieur Morrel konnten wir alle kirchlichen Hürden überwinden, zuletzt, Monsieur, wohnte ich, wie ich Ihnen gesagt habe, meinem Verlobungsmahl bei. Ich sollte in einer Stunde getraut werden und gedachte morgen nach Paris zu reisen, als ich auf jene Denunziation, die Sie jetzt ebensosehr wie ich zu verachten scheinen, verhaftet wurde.«

»Ja, ja«, murmelte Villefort, »dies alles scheint mir die Wahrheit zu sein, und wenn Sie sich strafbar gemacht haben, so wegen Ihrer Unvorsichtigkeit, wäre auch diese Unvorsichtigkeit in Anbetracht der Befehle Ihres Kapitäns eine legitime. Geben Sie mir den Brief, den Sie auf Elba erhielten. Geben Sie mir Ihr Wort, sich auf die erste Aufforderung wieder zu stellen, und kehren Sie zu Ihren Freunden zurück.«

»Ich bin also frei, Monsieur?« rief Dantès in höchster Freude aus.

»Ja, nur geben Sie mir vorher diesen Brief.«

»Er muß vor Ihnen liegen, Monsieur, denn man hat ihn mir mit meinen anderen Papieren genommen, von denen ich einige in diesem Aktenbündel erkenne.«

»Warten Sie«, sagte der stellvertretende Staatsanwalt zu Dantès, der bereits seine Handschuhe und seinen Hut nahm, »warten Sie. An wen ist er adressiert?«

»An Monsieur Noirtier, Rue Coq-Héron, in Paris«, antwortete Dantès.

Wäre der Blitz in Villefort eingeschlagen, er hätte ihn nicht schneller und unvermuteter getroffen. Villefort fiel in seinen Armstuhl zurück, von dem er sich halb erhoben hatte, um

nach dem Packen Papiere zu greifen, die man Dantès genommen, und ihn gehetzt durchblättern zog er den verhängnisvollen Brief daraus hervor, auf den er einen Blick unaussprechlichen Entsetzens warf.

»Monsieur Noirtier, Rue Coq-Héron Hausnummer 13«, murmelte er und wurde blasser und blasser.

»Ja, Monsieur«, versetzte Dantès erstaunt, »kennen Sie ihn?«

»Nein, nein«, antwortete Villefort hastig, »ein treuer Diener des Königs kennt keine Verschwörer.«

»Es handelt sich also um eine Verschwörung?« fragte Dantès, der, nachdem er sich schon für frei gehalten hatte, von einem noch größeren Schrecken als dem ersten ergriffen wurde. »Jedenfalls, Monsieur, wie ich Ihnen sagte, war mir der Inhalt dieser Depesche völlig unbekannt. Man hat sie mir nur gegeben.«

»Ja«, erwiderte Villefort mit dumpfer Stimme, »aber Sie kennen den Namen des Adressaten.«

»Um ihm den Brief zuzustellen, Monsieur, mußte ich ihn wohl kennen, oder?«

»Haben Sie diesen Brief jemandem gezeigt?« fragte Villefort, weiterlesend und immer wieder erbleichend.

»Niemandem, Monsieur, mein Ehrenwort!«

»Weiß niemand, daß Sie der Überbringer eines Briefes sind, der von der Insel Elba kommt und an Monsieur Noirtier adressiert ist?«

»Niemand, Monsieur, außer dem, der ihn mir aushändigte.«

»Das ist zuviel, das ist noch immer zuviel«, murmelte Villefort.

Villeforts Stimme verdüsterte sich immer stärker, je näher er dem Ende des Briefes kam. Seine weißen Lippen, seine zitternden Hände, seine glühenden Augen ließen im Innern von Dantès die schlimmsten Befürchtungen aufsteigen.

Als er fertig gelesen hatte, ließ Villefort den Kopf in seine Hände sinken und verharrte einen Augenblick tief gebeugt.

»O mein Gott! Was gibt es denn, Monsieur?« fragte Dantès furchtsam.

Villefort antwortete nicht. Nach einigen Momenten erhob er wieder sein blasses und verzerrtes Gesicht und las den Brief zum zweiten Male.

»Und Sie sagen, daß Sie nicht wissen, was dieser Brief enthält?« versetzte Villefort.

»Mein Ehrenwort, ich wiederhole es Ihnen, Monsieur«, sagte Dantès, »ich weiß es nicht. Aber was haben Sie denn, mein Gott! Ist Ihnen nicht wohl? Soll ich läuten? Soll ich rufen?«

»Nein, Monsieur«, antwortete Villefort und erhob sich rasch, »rühren Sie sich nicht von der Stelle, sprechen Sie kein Wort. Hier Befehle zu erteilen, ist *meine* Sache, nicht die Ihre.«

»Monsieur«, entgegnete Dantès gekränkt, »ich wollte Ihnen doch nur zu Hilfe kommen. Entschuldigen Sie bitte mein Anbieten.«

»Ich brauche nichts. Eine vorübergehende Schwäche, das ist alles. Denken Sie an sich und nicht an mich: Antworten Sie!«

Dantès wartete auf die Frage, die dieses Verlangen ankündigte, aber vergebens. Villefort sank wieder in seinen Amtssessel, fuhr mit seiner eiskalten Hand über seine schweißtriebende Stirn und begann den Brief zum dritten Mal zu lesen.

»O Gott, o Gott! Wenn er weiß, was dieser Brief enthält«, murmelte er, »und wenn er erfährt, daß Noirtier der Vater von Villefort ist, bin ich verloren, für immer verloren.« Und von Zeit zu Zeit schaute er Edmond an, wie wenn sein Blick jene unsichtbare Schranke hätte zertrümmern können, welche jene Geheimnisse in das Herz einschließt, die der Mund hütet. »Oh! Zögern wir nicht«, rief er plötzlich aus, »es gibt nur eine Möglichkeit.«

»Aber um Himmelswillen, Monsieur«, versetzte der unglückliche junge Mann, »wenn Sie an mir zweifeln, wenn Sie einen Verdacht gegen mich hegen, verhören Sie mich, und ich bin bereit, Ihnen zu antworten.«

Villefort nahm sich mit heftiger Selbstüberwindung zusammen und fragte in einem Tone, dem er Zuversicht geben wollte: »Monsieur, die schwersten Belastungen gehen für Sie aus diesem Verhör hervor. Es liegt dabei nicht in meiner Macht, wie ich es anfangs gehofft hatte, Ihnen gleich auf der Stelle wieder die Freiheit zu geben. Ich muß, bevor ich eine solche Maßregel ergreife, mit dem Untersuchungsrichter Rücksprache halten. Aber Sie haben ja gesehen, wie ich mich Ihnen gegenüber verhalten habe.«

»Oh ja, Monsieur!« rief Dantès aus. »Und ich danke Ihnen, denn Sie sind für mich wohl mehr ein Freund als ein Richter gewesen.«

»Nun, Monsieur, ich werde Sie noch einige Zeit als Gefangenen behalten, selbstverständlich so kurz, als es in meiner Macht steht. Der Hauptpunkt, der einer Klärung bedürfte und der zwischen uns besteht, ist dieser Brief, und Sie sehen...«

Villefort näherte sich dem Kamin, warf den Brief in das Feuer und verweilte, bis er sich in Asche aufgelöst hatte.

»Und Sie sehen«, wiederholte er, »ich vernichte ihn.«

»Oh!« rief Dantès aus, »Monsieur, Sie sind mehr als die Gerechtigkeit, Sie sind die Güte.«

»Aber hören Sie mich an«, fügte Villefort hinzu, »Sie sehen nach einer solchen Handlung ein, daß Sie Vertrauen zu mir haben können, nicht wahr?«

»Ah! Monsieur, befehlen Sie, und ich werde Ihre Befehle befolgen.«

»Nein«, erwiderte Villefort und ging langsam auf den jungen Mann zu, »nein, was ich Ihnen geben will, sind keine Befehle, es sind Ratschläge, wissen Sie.«

»Sprechen Sie, und ich werde sie wie Befehle vollziehen.«

»Ich werde Sie bis zum Abend hier im Justizpalast behalten. Vielleicht wird noch jemand kommen, um Sie zu verhören. Sagen Sie alles, was Sie mir erzählt haben, aber kein Wort von diesem Brief.«

»Ich verspreche es Ihnen, Monsieur.«

Nun war es Villefort, der zu bitten schien, und der Angeklagte war es, der den Richter beruhigte.

»Sie begreifen«, sagte er mit einem Blick auf die Asche, die noch immer die Form des Papiers erkennen ließ und über die Flammen tanzten, »da nun dieser Brief vernichtet ist, wissen nur Sie und ich, daß er existiert hat. Man kann Ihnen denselben nicht mehr vorlegen. Leugnen Sie ihn also, wenn man Sie danach befragt, leugnen Sie kühn, und Sie sind gerettet.«

»Ich werde leugnen, Monsieur, seien Sie unbesorgt«, versetzte Dantès.

»Gut, gut«, erwiderte Villefort und griff nach einer Klingelschnur, hielt dann im Läuten inne und fragte: »War dies der einzige Brief, den Sie hatten?«

»Der einzige.«

»Schwören Sie!«

Dantès hob die Hand: »Ich schwöre.«

Die Klingel tönte, und der Polizeikommissar trat ein. Villefort näherte sich dem Beamten und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Der Kommissar antwortete durch ein einfaches Kopfnicken.

»Folgen Sie diesem Herrn«, sagte Villefort zu Dantès. Dantès verbeugte sich, warf Villefort einen letzten Blick des Dankes zu und ging. Kaum war die Tür hinter ihm geschlossen, als Villefort die Kräfte schwanden, und er fast ohnmächtig auf einen Armstuhl sank. Nach einer Weile murmelte er:

»O mein Gott! Wovon hängen Leben und Glück ab! Wäre der Staatsanwalt in Marseille gewesen und der Untersu-

chungsrichter statt meiner geholt worden, so wäre ich verloren und dieses Papier, dieses verfluchte Papier hätte mich in den Abgrund gestürzt. Ah, mein Vater, mein Vater, werden Sie denn immer ein Hindernis meines Glücks auf dieser Welt sein, und muß ich ewig mit Ihrer Vergangenheit kämpfen?« Dann schien plötzlich ein unerwarteter Schimmer durch seinen Geist zu zucken und erhellte sein Gesicht. Ein Lächeln glitt über seinen verzerrten Mund, seine verstörten Augen wurden starr und schienen bei einem Gedanken zu verweilen. »Ha, genau«, sagte er, »ja, dieser Brief, der mich verderben sollte, wird vielleicht mein Glück sein. Auf, Villefort, frisch ans Werk!«

Und nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß der Angeklagte nicht mehr im Vorzimmer war, verließ auch der stellvertretende Staatsanwalt des Königs den Raum und machte sich schnell auf den Weg zum Haus seiner Verlobten.

8. KAPITEL

Im Château d'If

Als er das Vorzimmer betrat, gab der Polizeikommissar zwei Gendarmen ein Zeichen, worauf sie sich, einer links, einer rechts von Dantès, aufstellten. Man öffnete eine Tür, die die Wohnung des Staatsanwalts mit dem Justizpalast verband, und ging einige Zeit einen jener langen, hohen Korridore entlang, die jeder, der sie durchwandert, schaudern lassen, auch wenn er eigentlich keinen Grund hat zu schaudern. Wie Villeforts Wohnung in den Justizpalast führte, so führte der Justizpalast weiter in das Gefängnis, ein düsterer Anbau, der aus seinen vielen tief klaffenden Maueröffnungen neugierig nach dem Glockenturm von Accoules zu schielen schien, der vor ihm emporragte.

Nachdem Dantès den Korridor mit seinen vielen Knicken passiert hatte, erblickte er eine eisenvergitterte Tür vor sich. Der Polizeikommissar tat mit einem eisernen Klopfer drei Schläge, die in Dantès widerhallten, wie wenn sie auf seinem Herz geführt worden wären. Die Tür ging auf, die zwei Gendarmen schoben ihren zögernden Gefangenen sachte vorwärts, Dantès schritt über die furchtbare Schwelle, und die Tür krachte hinter ihm ins Schloß. Er atmete eine andere Luft, eine giftige, dumpfe Luft – er war im Gefängnis.

Man führte ihn in ein vergittertes und verriegeltes, aber immerhin ziemlich reinliches Zimmer. Daraus ergab sich, daß ihm der Anblick seines Aufenthaltsorts nicht zu große Besorgnis einflößte. Zudem klangen die Worte des stellvertretenden Staatsanwalts, die mit einer scheinbar von Anteilnahme erfüllten Stimme ausgesprochen worden waren, in den Ohren Dantès wie eine süße hoffnungsvolle Verheißung. Es war bereits vier Uhr, als Dantès in seine Zelle geführt wurde. Man schrieb, wie gesagt, den 1. März. Zu dieser Jahreszeit gehen die Tage früh zuende, und so brach für den Gefangenen die Nacht bald an. Nun gewann der Gehörsinn die Oberhand über die Fähigkeit, zu sehen, welche erloschen war. Bei dem kleinsten Geräusch, das bis zu ihm drang, überzeugt, daß man komme, ihn in Freiheit zu setzen, sprang er immer wieder rasch auf und machte einen Schritt zur Tür. Aber bald entfernte sich das Geräusch, in einer anderen Richtung verhallend, und Dantès sank auf seinen Schemel zurück. Endlich, gegen zehn Uhr nachts, in dem Moment, als Dantès die Hoffnung zu verlieren begann, ließ sich ein neues Geräusch vernehmen, das diesmal wirklich auf seinen Raum zuzukommen schien. Tatsächlich hallten Schritte im Korridor und verstummten vor seiner Tür. Ein Schlüssel wurde im Schloß umgedreht, die Riegel klirrten, und die massive Eichentür schwang auf und ließ plötzlich das Licht zweier Fackeln in das Zimmer dringen. Im Fackelschein sah Dantès die Säbel und Musketen von vier Gendarmen glänzen. Er hatte zwei Schritte vorwärts ge-

tan, blieb regungslos stehen, als er diese nochmalige Verstärkung der Waffengewalt bemerkte.

»Kommen Sie, um mich abzuholen?« fragte Dantès.

»Ja«, antwortete einer von den Gendarmen.

»Im Namen des Herrn stellvertretenden Staatsanwalts?«

»Ich denke schon.«

»Gut«, erwiderte Dantès, »ich bin bereit, Ihnen zu folgen.«

Die Überzeugung, daß man kam, um ihn im Namen von Monsieur de Villefort abzuholen, nahm dem unglücklichen jungen Mann jede Besorgnis. Er trat also selbst in die Mitte seiner Bewacher. Ein Wagen wartete am Haustor, der Kutscher saß auf seinem Bock, einen Gefreiten neben sich.

»Ist denn dieser Wagen für *mich* da?« fragte Dantès.

»Für Sie«, antwortete ein Gendarm. »Steigen Sie ein!«

Dantès wollte etwas sagen, aber da ging der Kutschenschlag auf, und Dantès fühlte, wie er hineingeschoben wurde. Er besaß weder die Möglichkeit noch die Absicht, Widerstand zu leisten. Schon saß er im Fond des Wagens zwischen zwei Gendarmen; die zwei anderen setzten sich auf den Vordersitz, und das schwerfällige Fahrzeug fuhr mit düsterem Rollen los. Der Gefangene warf die Augen auf die Fensteröffnungen. Sie waren vergittert, er hatte nur das Gefängnis gewechselt, bloß daß dieses beweglich war und ihn rollend an ein unbekanntes Ziel führte, hinter so dichtgereihten Gitterstangen, daß man kaum die Hand durch sie hindurchstecken konnte. Dantès erkannte jedoch, daß man den Weg durch die Rue Caisserie nahm und die Rue Saint-Laurent und Rue Tamaris in Richtung Hafenkai hinabfuhr. Bald sah er durch die eigenen Gitterstangen und durch die Gitterstangen des Gebäudes, das man soeben passierte, die Lichter der Hafenwache glänzen.

Der Wagen hielt an, der Gefreite stieg ab und näherte sich der Hauptwache. Ein Dutzend Soldaten kamen heraus und stellte sich in Reih und Glied auf. Dantès sah ihre Gewehre im

Schimmer der Straßenlaternen des Kais blitzen.

»Sollte man«, fragte er sich, »meinetwegen eine solche militärische Macht entfalten?«

Der Gefreite, ohne ein einziges Wort zu sprechen, beantwortete diese Frage, indem er den verschließbaren Kutschenschlag öffnete. Dantès sah zwischen den beiden Reihen von Soldaten eine für ihn freigelassene Gasse, die vom Wagen bis zum Hafenbecken führte. Die beiden Gendarmen auf dem Vordersitz stiegen zuerst aus, dann ließ man ihn aussteigen, schließlich folgten ihm die beiden, zwischen denen er gesessen hatte. Man ging auf einen Nachen zu, den ein Matrose der Zollbehörde neben dem Kai an einer Kette hielt. Die Soldaten schauten den vorbeigehenden Dantès mit plumper Neugier an. Im Handumdrehen hatte man ihn ans Heck des Schiffes verfrachtet, stets umringt von seinen vier Gendarmen, während der Gefreite am Bug blieb. Ein heftiger Stoß entfernte das Boot vom Ufer, vier Männer arbeiteten sich mit kräftigen Ruderschlägen der niedrigen und steilen Küste zu. Auf einen Zuruf aus der Barke hin senkte sich die Kette, die die Hafeneinfahrt versperrt, und Dantès befand sich außerhalb des Hafens auf offener See. Das erste Gefühl des Gefangenen, als er sich wieder an der frischen Luft befand, war ein Gefühl von Freude. Luft ist fast Freiheit. Er atmete mit voller Brust jenen frischen Wind ein, der alle unbekannten Düfte der Nacht und des Meeres auf seinen Schwingen trägt. Aber bald stieß er einen Seufzer aus, denn man kam auch an der »Réserve« vorbei, wo er am Vormittag noch in der Stunde vor seiner Verhaftung so glücklich gewesen war, und das fröhliche Getümmel eines Festes schlug durch zwei hellerleuchtete Fensteröffnungen an sein Ohr. Dantès faltete die Hände, hob die Augen zum Himmel empor und betete. Die Barke setzte ihren Weg fort, vorbei an der Tête de Mort, befand sich nun gegenüber der Pharobucht, um als nächstes auch den militärischen Stützpunkt hinter sich zu lassen, ein für Dantès unbegreifliches Manöver.

»Aber wohin bringen Sie mich denn?« fragte er.

»Sie werden es gleich erfahren.«

»Doch wenn...«

»Es ist uns verboten, Ihnen irgendeine Erklärung zu geben.«

Dantès war halber Soldat. Untergebene auszufragen, denen es verboten ist, zu antworten, schien ihm abgeschmackt, und so schwieg er. Nun tauchten die seltsamsten Gedanken in seinem Innern auf. Da man in einer solchen Barke keine weite Fahrt machen konnte, da kein Schiff in der Gegend vor Anker lag, wohin man sich begab, dachte er, man wolle ihn an einem entfernteren Punkt der Küste an Land setzen, mit der Bemerkung, daß er frei sei. Er war nicht gefesselt, man hatte keinen Versuch gemacht, ihm Handschellen anzulegen. Dies schien ihm ein gutes Zeichen, und hatte nicht der stellvertretende Staatsanwalt, der sich so überaus freundlich ihm gegenüber verhalten hatte, zu ihm gesagt, daß er, wenn er nicht den unseligen Namen Noirtier ausspräche, nichts zu befürchten habe? Hatte nicht Villefort in seiner Gegenwart jenen gefährlichen Brief vernichtet, den einzigen Beweis, den er noch gegen ihn besaß?

Er wartete also, stumm und nachdenklich, und versuchte mit dem an Dunkelheit gewöhnten Seemannsauge und seinem ausgeprägten Orientierungssinn, durch die finstere Nacht zu dringen. Man hatte die Insel Ratonneau rechts gelassen, wo ein Leuchtturm strahlte, und war, sich immer an der Küste haltend, auf die Höhe der Bucht der Katalanen gekommen. Hier verdoppelte der Gefangene die Energie seiner Blicke, hier war Mercédès, und ständig meinte er, vom düsteren Ufer die undeutliche Gestalt einer Frau sich abheben zu sehen. Warum sagte denn keine Ahnung Mercédès, daß ihr Geliebter dreihundert Schritte von ihr vorüberfahre! Ein einziges Licht brannte bei den Katalanen. Die Richtung dieses Lichtes prüfend, schloß Dantès, daß es das Zimmer seiner Verlobten erhelle. Mercédès war die einzige in der ganzen kleinen Kolo-

nie, die wach war. Mercédès würde ihn bestimmt hören, wenn er einen lauten Schrei ausstieß. Eine falsche Scham hielt ihn zurück. Was würden wohl seine Bewacher sagen, wenn er wie ein „Wahnsinniger zu schreien begänne? Er blieb also stumm, die Augen auf dieses Licht geheftet. Inzwischen setzte die Barke ihren Weg fort, aber der Gefangene dachte nicht an die Barke und den Weg, den sie nahm, er dachte an Mercédès. Bald wurde das Licht durch einen Küstenvorsprung verdeckt. Dantès kehrte sich um und gewahrte, daß seine Barke auf das offene Meer hinaussteuerte. Während er gedankenverloren Ausschau hielt, hatte man Segel gesetzt und die Ruder eingezogen, und die Barke glitt nun vom Wind getrieben weiter. Ungeachtet des Widerwillens, welchen Dantès empfand, neue Fragen an den Gendarm zu stellen, beugte er sich zu ihm, faßte ihn bei der Hand und sagte:

»Kamerad, im Namen Ihres Gewissens und bei Ihrer Soldatenehre beschwöre ich Sie, Mitleid mit mir zu haben und mir zu antworten. Ich bin Kapitän Dantès, ein guter und staats-treuer Franzose, obgleich angeklagt, ich weiß nicht welcher Verrätere. Wohin bringen Sie mich? Sagen Sie es mir, und auf mein Wort, das Wort eines Seemanns, ich werde mich in Ihre Pflichten fügen und mich in mein Schicksal ergeben«.

Der Gendarm kratzte sich hinter dem Ohr und schaute seinen Kameraden an. Dieser machte eine Bewegung, welche beiläufig sagen wollte: »Da wir schon einmal so weit gekommen sind, ist es jetzt eigentlich egal«, und der Gendarm wandte sich zu Dantès: »Sie sind Marseiller und Seemann und fragen mich, wohin wir fahren?«

»Ja, denn auf meine Ehre, ich weiß es nicht.«

»Vermuten Sie es nicht?«

»Durchaus nicht.«

»Das ist doch nicht möglich!«

»Ich schwöre es Ihnen bei allem, was mir heilig ist. Antworten Sie mir also, ich bitte Sie!«

»Aber die Order?«

»Die Order verbietet Ihnen nicht, mir zu sagen, was ich in zehn Minuten ohnehin erfahren werde, in einer halben Stunde, in einer Stunde vielleicht. Nur ersparen Sie mir Jahrhunderte der Ungewißheit. Ich bitte Sie darum, wie wenn Sie mein Freund wären. Sehen Sie, ich will mich weder auflehnen noch entfliehen. Zudem könnte ich ja auch gar nicht. Wohin fahren wir?«

»Auch wenn Sie keine Binde um die Augen haben oder nie aus dem Hafen von Marseille herausgekommen sind, müssen Sie doch erraten, wohin Sie fahren?«

»Nein.«

»So schauen Sie um sich.«

Dantès stand auf, schaute nach dem Punkt, auf den das Schiff Kurs zu nehmen schien, und sah etwa sechshundert Fuß vor ihnen den schwarzen und steilen Felsen sich aufrichten, auf dem wie ein mächtiger Feuerstein, das finstere Château d'If emporragte. Die groteske Form dieses Gefängnis, das eine solche angsteinflößende Aura des Schreckens verbreitet, diese Festung, um die sich seit dreihundert Jahren in Marseille schaurige Sagen ranken, so plötzlich, so völlig unvermutet vor sich auftauchen zu sehen, hatte auf Dantès eine vergleichbare Wirkung, wie es der Anblick des Schafotts auf den zum Tode Verurteilten hervorbringt.

»Ah! O mein Gott!« brüllte er los. »Das Château d'If! Was sollen wir da?«

Der Gendarm lächelte.

»Man führt mich doch nicht hin, um dort eingesperrt zu werden?« fuhr Dantès fort. »Das Château d'If ist ein Staatsgefängnis, nur für große politische Verbrecher bestimmt. Ich habe kein Verbrechen begangen. Gibt es im Château d'If einen Untersuchungsrichter, irgendwelche Beamte?«

»Ich vermute«, antwortete der Gendarm, »daß es dort nur

einen Gouverneur, einen Kerkermeister, eine Garnison und gutgefügte Mauern gibt. Na, na, mein Freund, spielen Sie nicht den Erstaunten, denn ich müßte den Eindruck gewinnen, daß Sie meine Gefälligkeit mit Spott vergelten.«

Dantès drückte die Hand des Gendarmen, als wolle er sie zerquetschen.

»Sie meinen also«, fragte er, »daß man mich ins Château d'If bringt, um mich dort einzukerkern?«

»Wahrscheinlich«, versetzte der Gendarm, »jedenfalls aber, Kamerad, ist es nicht nötig, mich so stark zu drücken.«

»Ohne weitere Untersuchung, ohne weitere Formalitäten?« fragte der junge Mann.

»Alle Formalitäten sind erfüllt, die Untersuchung ist abgeschlossen.«

»Also ungeachtet des Versprechens des Monsieur de Villefort?«

»Ich weiß nicht, ob Monsieur de Villefort Ihnen ein Versprechen gemacht hat«, antwortete der Gendarm, »aber so viel weiß ich, daß wir nach Château d'If fahren. He... he..., was treiben Sie denn? Kameraden, zu mir!«

Mit einer blitzschnellen Bewegung hatte Dantès sich in das Meer stürzen wollen, doch das geübte Auge des Gendarmen war schneller. Vier kräftige Hände hatten ihn schon gepackt, bevor seine Füße den Boden der Barke verlassen konnten. Er sank vor Wut heulend in den Bauch des Schiffs zurück.

»Grandios!« rief der Gendarm aus, ihm das Knie auf die Brust setzend. »So halten Sie Ihr Seemannswort! Traue man nur diesen Leuten aus dem Süden! So, mein lieber Freund, eine Bewegung, eine einzige, und ich jage Ihnen eine Kugel durch den Kopf. Ich habe mich nicht an meine erste Order gehalten, aber ich schwöre Ihnen, daß ich die zweite halten werde.«

Und wirklich richtete er seinen Karabiner auf Dantès, der

fühlte, wie sich die Mündung des Laufes wie ein Ring von Eis gegen seine Schläfe preßte. Einen Augenblick hatte er den Gedanken gefaßt, die verbotene Bewegung zu machen, und somit gewaltsam das unerwartete Unglück zu beenden, das sich auf ihn herabgestürzt und ihn plötzlich mit seinen Geierklauen gepackt hatte, aber gerade weil dieses Unglück so unerwartet war, dachte Dantès, daß es nicht von Dauer sein konnte. Ferner erinnerte er sich wieder an die Versprechungen von Monsieur de Villefort. Zudem schien ihm, wobei man ihm wohl recht geben muß, dieser Tod in einer Barke durch die Hand eines Gendarmen häßlich und billig. Er sank also wieder auf den Boden der Barke zurück, indem er ein Wutgeheul ausstieß und wie rasend an seinen Händen nagte. Fast im selben Moment erschütterte ein heftiger Stoß das Fahrzeug, einer von den Schiffen sprang auf den Felsen, den das Vorderende der Barke soeben berührt hatte, ein Seil schnarrte, als es von einem Block rollte, und Dantès merkte, daß man angekommen war und das kleine Boot vertäute. In der Tat nötigten ihn seine Wächter, die ihn bei den Armen und am Jackenkragen zugleich festhielten, aufzustehen, zwangen ihn an Land zu steigen und geleiteten ihn zu den Stufen, die zum Portal der Zitadelle hinaufführen, während ihnen der mit einer Musketen und aufgepflanztem Bajonett bewaffnete Gefreite von hinten folgte.

Dantès kam nicht mehr in den Sinn, vergeblichen Widerstand zu leisten. Sein langsamer Gang war eher Ausdruck einer Lähmung als von Opposition. Er war betäubt und wankte wie ein Betrunkener. Er sah wieder Soldaten, die auf der steilen Böschung staffelförmig aufgestellt waren, er spürte die Treppe, die ihn nötigte, die Füße zu heben. Er gewahrte, daß er unter einem Torbogen durchging und sich dieses Tor wieder hinter ihm schloß, aber dies alles mechanisch, wie durch einen Nebel, ohne etwas Bestimmtes zu unterscheiden! Er sah selbst das Meer nicht mehr und verspürte nur noch diesen unermeßlichen Schmerz der Gefangenen, die den Zwischen-

raum, der das Hier vom Dort trennt, mit dem niederschmetternden Gefühl anstarren, nicht fähig zu sein, ihn zu überschreiten. Es wurde einen Augenblick haltgemacht, währenddessen er seine Gedanken wieder zu sammeln suchte. Er schaute um sich her. Er stand in einem viereckigen, von vier hohen Mauern gebildeten Hofe. Man hörte den langsamen und regelmäßigen Schritt der Schildwachen, und jedesmal, wenn sie in den Kegel von Lichtern traten, die aus dem Innern der Burg drangen und sich auf den Mauern widerspiegelten, sah man die Mündungen ihrer Gewehre funkeln. Etwa zehn Minuten lang wartete das Grüppchen.

Überzeugt, daß Dantès nicht mehr entfliehen könne, hatten die Gendarmen ihn losgelassen. Man schien Befehle zu erwarten, und diese Befehle kamen.

»Wo ist der Gefangene?« fragte eine Stimme.

»Hier ist er«, antworteten die Gendarmen.

»Er folge mir, ich werde ihn in seine Zelle führen.«

»Gehen Sie!« sagten die Gendarmen und schoben Dantès vorwärts.

Der Gefangene folgte seinem Führer, der ihn wirklich in einen fast unterirdischen Saal geleitete, dessen nackte und feuchte Mauern vom Dunst vieler vergossener Tränen zu triefen schienen. Eine kleine Lampe, deren Docht in stinkendem Fett schwamm, erhellte die flimmernden Wände dieses abscheulichen Ortes und zeigte Dantès seinen Führer, wohl einen untergeordneten Gefangenenwärter, schlecht gekleidet und mit gemeinen Zügen.

»Dies ist Ihr Zimmer für diese Nacht«, sagte er. »Es ist zu spät, der Herr Gouverneur hat sich schon zu Bett begeben. Vielleicht wird er morgen nach dem Erwachen und nach Durchsicht der Befehle, die Sie betreffen, Ihnen eine andere Wohnung anweisen. Inzwischen haben Sie hier Brot. In dem Krug da ist Wasser, dort hinten im Winkel liegt Stroh. Das ist doch alles, was ein Gefangener wünschen kann. Gute Nacht!«

Und bevor Dantès daran denken konnte, den Mund zu öffnen, um ihm zu antworten, bevor er bemerkt hatte, wohin der Gefangenenwärter das Brot gelegt, wohin den Krug gestellt und bevor er nach dem Winkel geblickt hatte, wo das Stroh seiner harnte, das bestimmt war, die Stelle eines Bettes zu vertreten, hatte der Wärter die kleine Lampe genommen und mit dem Verschließen der Tür dem Gefangenen jenen bleichen Lichtschein entzogen, der ihm wie ein zuckender Blitz die tiefenden Kerkermauern gezeigt hatte. Dann befand er sich allein in der Finsternis und Stille, ebenso stumm und ebenso düster wie dieses Gewölbe, dessen eisige Kälte über seine brennende Stirn strich.

Als die ersten Strahlen des Tages wieder ein wenig Helle in dieses Verließ gebracht hatten, kam der Kerkermeister mit einer neuen Anweisung: den Gefangenen zu lassen, wo er sei. Dantès hatte sich nicht vom Fleck gerührt. Eine eiserne Hand schien ihn an die Stelle geklammert zu haben, auf welcher er am vorigen Abend stehen geblieben war, nur waren seine Augen, verschwollen vom feuchten Dunst seiner Tränen, kaum noch zu sehen. Er stand regungslos da und starrte zu Boden. So hatte er die ganze Nacht verlebt, aufrecht und ohne einen Augenblick zu schlafen. Der Gefangenenwärter näherte sich ihm vorsichtig, schlich um ihn herum, aber Dantès schien ihn nicht zu sehen. Er klopfte ihm auf die Schulter, Dantès fuhr zusammen und schüttelte den Kopf.

»Haben Sie denn nicht geschlafen?« fragte der Wärter.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Dantès.

Der Kerkermeister schaute ihn erstaunt an.

»Haben Sie keinen Hunger?« fuhr er fort.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Dantès wieder.

»Wollen Sie etwas?«

»Ich möchte den Gouverneur sprechen.«

Der Gefangenenwärter zuckte die Achseln und entfernte

sich. Dantès folgte ihm mit den Augen, streckte die Hand nach der halbgeöffneten Tür aus, aber die Tür krachte wieder zu. Dann schien ein lautes Schluchzen seine Brust zu zersprengen. Seine Tränen schossen wie zwei Bäche aus seinen geschwellenen Augen hervor. Er sank auf die Knie, die Stirn auf dem Boden, und betete lange, in seinem Geiste sein ganzes vergangenes Leben verzweifelt durchforstend nach einer Antwort auf die Frage, welches Verbrechen er in diesem noch so jungen Leben begangen habe, das eine so grausame Strafe rechtfertigte. So verfloß der Tag, kaum daß er einige Bissen Brot aß und einige Tropfen Wasser trank. Bald saß er gedankenverloren da, bald durchwanderte er sein ganzes Gefängnis, wie ein wildes Tier, das in einem eisernen Käfig eingeschlossen ist.

Vor allem *ein* Gedanke machte ihn schier rasend, daß er nämlich während der Überfahrt, in seiner Unkenntnis über seinen Bestimmungsort, so ruhig und brav geblieben war, da er doch zehnmal sich hätte in das Meer stürzen können, und einmal im Wasser, infolge seiner Schwimmkünste, die ihn zu einem der gewandtesten Taucher von Marseille machten, unter der Wasseroberfläche verschwinden, seinen Wächtern entkommen, die Küste erreichen, fliehen, sich in irgendeiner abgelegenen Bucht verbergen, irgendein genuesisches oder katalanisches Fahrzeug erwarten, nach Italien und Spanien segeln und von dort aus Mercédès schreiben können, zu ihm zu kommen. Um seinen Lebensunterhalt war er in keinem Lande besorgt. Güte Seeleute sind selten. Er sprach das Italienische wie ein Toskaner, das Spanische wie ein Stadtkind Kastiliens. Er hätte mit Mercédès, mit seinem Vater frei und glücklich gelebt, denn seinen Vater hätte er zu sich geholt. Statt dessen war er jetzt ein Häftling, eingesperrt im Château d'If, in diesem unüberwindlichen Kerker, ohne zu wissen, was aus seinem Vater würde, was aus Mercédès würde, und dies alles, weil er den Versprechungen Villeforts geglaubt hatte. Es war zum wahnsinnig werden. Dantès wälzte sich wütend auf sei-

nem frischen Stroh, das ihm der Kerkermeister gebracht hatte. Am anderen Tage, zur selben Stunde, trat sein Gefangenewart wieder ein.

»Wohlan«, fragte er Dantès, »sind Sie heute vernünftiger als gestern?«

Dantès antwortete nicht.

»Na«, sagte jener, »nur Mut!... Wünschen Sie etwas, was ich für Sie tun kann?... So sagen Sie doch etwas!«

»Ich wünsche mit dem Gouverneur zu sprechen.«

»Ei«, versetzte der Gefangenewart ungeduldig, »ich hab's Ihnen schon gesagt, daß das unmöglich ist.«

»Warum ist das unmöglich?«

»Weil es nach der Gefängnisordnung einem Gefangenen nicht erlaubt ist, es zu verlangen.«

»Und was ist durch diese Gefängnisordnung hier erlaubt?« fragte Dantès.

»Besseres Essen gegen Bezahlung, der Spaziergang und ein paar Bücher.«

»Ich brauche keine Bücher, ich habe keine Lust, spazierenzugehen und finde das Essen gut. Ich will also nur eines: den Gouverneur sprechen...«

»Wenn Sie mich durch die Wiederholung immer derselben Sache langweilen«, sagte der Gefangenewart, »bringe ich Ihnen gar nichts mehr zu essen.«

»Na und?« erwiderte Dantès. »Wenn Du mir nichts mehr zu essen bringst, werde ich Hungers sterben, weiter nichts.«

Der Ton, in dem Dantès diese Worte aussprach, bewies dem Gefangenewart, daß sein Gefangener glücklich wäre, sterben zu können. Da aber jeder Gefangene rechnungsmäßig seinem Gefangenewart täglich fast zehn Sous einbringt, erwog jener schnell das Defizit, welches aus Dantès' Tod für ihn erfolgen würde, und fuhr mit einem sanfteren Tone fort: »Hören Sie, was Sie da wünschen, ist unmöglich; verlangen

Sie es also nicht mehr, denn es ist noch nie vorgekommen, daß der Gouverneur in die Zelle eines Gefangenen auf dessen Ersuchen hin gekommen wäre. Führen Sie sich also lieber ordentlich auf, dann wird man Ihnen bald den Spaziergang erlauben, und es ist möglich, daß eines Tages, während Sie spaziergehen, der Gouverneur vorbeikommen wird, dann mögen Sie ihn fragen, und ob er Ihnen antworten will, ist hernach *seine* Sache.«

»Aber wie lange muß ich warten«, fragte Dantès, »bis dieser Zufall einmal eintritt?«

»Ach«, meinte der Gefangenenwärter, »einen Monat, drei Monate, sechs Monate, vielleicht ein Jahr.«

»So lange kann ich nicht warten«, versetzte Dantès, »ich will ihn auf der Stelle sprechen.«

»Ach«, riet der Gefangenenwärter, »verzehren Sie sich nicht so nach einem einzigen, unmöglichen Wunsch oder Sie werden wahnsinnig, bevor vierzehn Tage vergehen.«

»Ah! Glaubst du!« fauchte Dantès ihn an.

»Ja, wahnsinnig. Das fängt immer so an. Wir haben ein Beispiel hier. Das Gehirn des Abbé, der vor Ihnen diese Zelle bewohnte, ist schließlich dadurch verrückt geworden, daß er unaufhörlich dem Gouverneur eine Million bot, wenn er ihn freiließe.«

»Und wie lange ist es her, daß er diese Zelle verlassen hat?«

»Zwei Jahre.«

»Hat man ihm die Freiheit wiedergegeben?«

»Oh nein! Man hat ihn in den Kerker gesteckt.«

»Hör zu«, sagte Dantès, »ich bin kein Abbé, ich bin nicht wahnsinnig, vielleicht kann ich es werden, aber zur Zeit habe ich leider noch meinen gesunden Menschenverstand. Ich will dir einen anderen Vorschlag machen.«

»Welchen?«

»Ich werde dir keine Million bieten, denn ich könnte sie dir

nicht bieten, aber ich werde dir hundert Taler geben, wenn du willst. Fahre dafür nach Marseille, geh in das katalanische Dorf zu einem jungen Mädchen mit Namen Mercédès, und stelle ihr einen Brief zu, ach, nicht einmal einen Brief, nur zwei Zeilen.«

»Wenn ich diese zwei Zeilen überbrächte und entdeckt würde, verlöre ich meinen Posten, der mir jährlich tausend Livres einträgt, abgerechnet die Nebeneinnahmen und Kost und Logis. Sie sehen also, daß ich ein großer Dummkopf wäre, den Verlust von tausend Livres zu riskieren, um dafür hundert zu gewinnen.«

»Nun gut«, versetzte Dantès, »hör zu und merk dir gut: Wenn du dich weigerst, den Gouverneur davon in Kenntnis zu setzen, daß ich ihn zu sprechen wünsche, wenn du dich weigerst, Mercédès zwei Zeilen zu bringen oder sie wenigstens zu benachrichtigen, daß ich hier bin, werde ich eines Tages, hinter meiner Türe versteckt, auf dich warten und dir in dem Moment, wenn du hereinkommst, den Schädel mit diesem Schemel zerschmettern.«

»Er droht mir!« rief der Gefangenenwärter aus und machte verteidigungsbereit einen Satz nach hinten. »Ganz gewiß spukt es schon in Ihrem Kopf. Der Abbé hat genauso angefangen wie Sie, und in drei Tagen werden Sie wie er ein Verrückter sein, den man fesseln muß. Zum Glück gibt es für solche Fälle Kerker im Château d'If!«

Dantès ergriff den Schemel und schwang ihn über seinen Kopf.

»Gut! Gut!« sagte der Gefangenenwärter. »Weil Sie es denn durchaus wollen, wird man den Gouverneur verständigen.«

»Das laß ich mir gefallen!« erwiderte Dantès, stellte seinen Schemel wieder auf den Boden und setzte sich mit gesenktem Kopf und mit verstörtem Blick, wie wenn er wirklich wahn-sinnig würde.

Der Gefangenenwärter verließ die Zelle und kam einen Au-

genblick später mit vier Soldaten und einem Korporal zurück. »Auf Befehl des Gouverneurs«, sagte er, »bringen Sie den Gefangenen ein Stockwerk tiefer.«

»In den Kerker also?« erwiderte der Korporal.

»In den Kerker! Man muß die Narren zu den Narren tun.«

Die vier Soldaten ergriffen Dantès, der ihnen in einem Zustand völliger Apathie ohne Widerstand folgte. Man ließ ihn fünfzehn Stufen abwärts steigen und öffnete die Türe eines Kerkers, in den er murmelnd trat: »Er hat recht, man muß die Narren zu den Narren tun!«

Die Türe wurde wieder verschlossen, und Dantès tappte vor sich hin mit ausgestreckten Händen, bis er die Mauer spürte. Dann setzte er sich in einen Winkel, rührte sich nicht mehr und starrte in die Finsternis, während seine Augen, die sich nach und nach an das Dunkel gewöhnten, einzelne Gegenstände zu unterscheiden begannen. Der Gefangenewärter hatte recht. Es fehlte sehr wenig, daß Dantès wahnsinnig wurde.

9. KAPITEL

Der Verlobungsabend

Villefort, wie gesagt, hatte sich auf den Rückweg zur Place du Grand-Cours gemacht und fand, als er wieder in das Haus von Madame de Saint-Méran trat, die Gäste, die er an der Tafel zurückgelassen hatte, nun bereits im Salon, wo sie den Kaffee nahmen. Renée wartete auf ihn mit einer von der ganzen übrigen Gesellschaft geteilten Ungeduld. Daher wurde er mit allgemeinem Hallo begrüßt.

»Nun, Sie alter Kopfabstecher, Sie Säule unseres Staatsgebäudes, Sie royalistischer Brutus«, rief einer aus, »was war los? Lassen Sie hören!«

»Sind wir von einer neuen Schreckensherrschaft bedroht?« fragte ein anderer.

»Sollte der korsische Werwolf aus seiner Höhle gekrochen sein?« fragte ein dritter.

»Frau Marquise«, sagte Villefort und trat vor seine künftige Schwiegermutter hin, »ich komme, Sie um Entschuldigung zu bitten, wenn ich genötigt bin, Sie gleich wieder zu verlassen... Herr Marquis, könnte ich die Ehre haben, einige Worte unter vier Augen mit Ihnen zu wechseln?«

»Oho! Ist denn die Sache so ernst?« fragte die Marquise, indem sie die Wolke bemerkte, welche Villeforts Stirn verfärbte.

»So ernst, daß ich gezwungen bin, für einige Tage von Ihnen Abschied zu nehmen. Sie sehen also«, fuhr er zu Renée gewandt fort, »daß die Sache ernst sein muß.«

»Sie reisen, Monsieur?« rief Renée aus, unfähig, die Gemütsruhe zu verbergen, die ihr diese unerwartete Nachricht verursachte.

»Ach ja, Mademoiselle!« antwortete Villefort. »Ich muß.«

»Aber wohin reisen Sie denn?« fragte die Marquise.

»Dies ist ein Justizgeheimnis, Madame. Wenn jedoch jemand von den Anwesenden Angelegenheiten in Paris zu regeln hat, so wird einer von meinen Freunden, der heute dort hin abreist, sie mit Vergnügen besorgen.«

Alle schauten sich verwundert an.

»Sie haben eine kurze Unterredung verlangt?« fragte der Marquis.

»Ja, gehen wir in Ihr Arbeitszimmer, wenn es gestattet ist.«

Der Marquis nahm Villeforts Arm und ging mit ihm fort.

»Nun denn!« fragte der Marquis, nachdem sie das Arbeitszimmer betreten hatten. »Um was geht es? Sprechen Sie!«

»Es gehen Dinge vor, die ich für höchst wichtig halte, und

die meine sofortige Abreise nach Paris nötig machen. Nun, Marquis, entschuldigen Sie die indiskrete Frage: Haben Sie Staatsanleihen?»

»Mein ganzes Vermögen, ungefähr sechs- bis siebenhunderttausend Francs, besteht aus Wertpapieren.«

»Verkaufen Sie, Marquis, verkaufen Sie, oder Sie sind ruiniert!«

»Aber wie soll ich von hier aus verkaufen?»

»Sie haben einen Makler für solche Geschäfte, nicht wahr?»

»Ja!«

»Geben Sie mir eine briefliche Weisung für ihn mit, daß er verkaufen soll, ohne eine Minute zu verlieren, ohne eine Sekunde zu verlieren! Vielleicht komme ich aber selbst schon zu spät!«

»Teufel!« versetzte der Marquis. »Verlieren wir keine Zeit.«

Und er setzte sich an den Tisch und schrieb an seinen Makler einen Brief, worin er ihn beauftragte, zu jedem Preis zu verkaufen.

»Nun, da ich diesen Brief habe«, sagte Villefort und legte ihn sorgfältig in seine Briefftasche, »brauche ich noch einen.«

»An wen?»

»An den König.«

»An den König?»

»Ja.«

»Ich wage es nicht, so mir nichts dir nichts an den König zu schreiben.«

»Daher ersuche ich nicht *Sie* darum, sondern überlasse es Ihnen, Monsieur de Salvieux darum anzugehen. Er muß mir einen Brief mitgeben, mittels dessen ich bei seiner Majestät vorgelassen werde, ohne allen Förmlichkeiten der Bitte um Audienz unterworfen zu werden, die mich kostbare Zeit kosten könnten.«

»Kennen Sie nicht den königlichen Siegelbewahrer, der ohne Einschränkung Zutritt in den Tuileries hat und durch dessen Vermittlung Sie bei Tag und bei Nacht zum König gelangen können?«

»Ja, gewiß, aber es ist überflüssig, daß ich mit einem anderen das Verdienst der Nachricht teile, die ich bringe, verstehen Sie? Der Siegelbewahrer würde mich ganz natürlich in die zweite Reihe drängen und mir den Vorteil meiner Reise entziehen. Ich sage Ihnen nur eines, Marquis. Meine Laufbahn ist gesichert, wenn ich der erste bin, der in den Tuileries ankommt, denn ich werde dem König einen Dienst erweisen, den er nicht vergessen dürfen wird.«

»In diesem Falle, mein Lieber, packen Sie, ich rufe inzwischen Salvieux und bewege ihn dazu, diesen Brief zu schreiben, der Ihnen als Passierschein dienen soll.«

»Gut, verlieren Sie keine Zeit, denn in einer Viertelstunde muß ich in der Kutsche sitzen.«

»Lassen Sie Ihren Wagen vor der Tür halten.«

»Sie werden mich doch bei der Marquise gebührend entschuldigen, nicht wahr, und bei Mademoiselle de Saint-Méran, die ich an einem solchen Tag mit tiefstem Bedauern verlasse?«

»Sie werden sie beide nachher in meinem Arbeitszimmer vorfinden und von ihnen Abschied nehmen können.«

»Tausend Dank! Kümmern Sie sich nun um meinen Brief!«

Der Marquis schellte, und ein Lakai erschien.

»Sagen Sie dem Grafen de Salvieux, daß ich ihn erwarte«, befahl der Marquis. »Und Sie, gehen Sie«, ermunterte er Villefort.

»Gut, ich gehe und bin gleich wieder da.«

Und Villefort eilte davon, aber an der Haustüre fiel ihm ein, daß ein Stellvertreter des Staatsanwalts seiner Majestät, den man eiligen Schrittes die Straße hinunterhasten sähe, die gan-

zen Stadt in Aufruhr zu versetzen riskieren würde. An seiner Haustür sah er im Dunkeln eine Gestalt wie ein weißes Gespenst, die regungslos dand und auf ihn wartete. Es war das schöne Mädchen, die Katalanin, die, als sie keine Nachrichten von Edmond erhalten hatte, bei Einbruch der Nacht aus dem Dorf geschlichen war, um sich persönlich nach den Umständen der Verhaftung ihres Geliebten zu erkundigen. Bei Villeforts Herannahen löste sie sich von der Mauer, an die sie sich gelehnt hatte, und vertrat ihm den Weg.

Dantès hatte mit dem stellvertretenden Staatsanwalt von seiner Verlobten gesprochen, und Mercédès mußte gar nicht ihren Namen nennen, um von Villefort erkannt zu werden. Er war von der Schönheit und Würde dieser Frau überrascht, und als sie ihn fragte, was aus ihrem Geliebten geworden sei, schien es ihm, daß *er* der Angeklagte und *sie* der Richter sei.

»Der Mann, von dem Sie sprechen«, sagte Villefort barsch, »hat sich eines schweren Vergehens schuldig gemacht, und ich kann nichts für ihn tun, Mademoiselle.«

Mercédès schluchzte tief auf, und als Villefort vorüberzugehen versuchte, hielt sie ihn noch einmal an. »Sagen Sie mir doch wenigstens, wo er ist«, bat sie, »damit ich mich erkundigen kann, ob er tot ist oder lebt.«

»Ich weiß es nicht. Ich habe mit dem Fall nichts mehr zu tun«, antwortete Villefort.

Und von ihrem starren Blick und ihrer flehenden Haltung in Verlegenheit gebracht, schob er Mercédès beiseite, trat ein und schloß rasch die Tür hinter sich, wie um diesen Schmerz, mit dem er konfrontiert worden war, draußen zu lassen. Aber der Schmerz läßt sich nicht so wegdrängen. Es ist wie mit dem tödlichen Pfeil, von dem Virgil spricht, den verwundete Krieger mit sich forttragen. Villefort trat ein und schloß die Tür wieder, aber in seinem Salon angekommen, fühlte er, daß ihm die Knie ihren Dienst versagten, er stieß einen Seufzer aus, der einem Schluchzen glich, und sank in einen Armses-

sel. Doch dann wurzelte auf dem Grund dieses kranken Herzens der erste Keim eines tödlichen Geschwüres. Jener Mann, den er seinem Ehrgeiz opferte, jener Unschuldige, der für Villeforts straffälligen Vater büßte, erschien vor seinen Augen, blaß und drohend, Hand in Hand mit seiner Verlobten, die ebenso blaß war wie er. Im Gefolge der beiden waren die Gewissensbisse, doch nicht etwa jene, die den Gepeinigten emporreißen, wie die Furien der antiken Tragödie, sondern jene dumpfen und schmerzlichen Schläge, die in gewissen Momenten im Herzen dröhnen und es bei der Erinnerung an eine vollbrachte Tat grausam foltern, Wunden einbrennend, deren stechende Qualen einen Dauerschmerz hinterlassen, der ewig weiter fressend bis zum Tode währt. Ein letztes Mal trat in der Seele dieses Mannes ein Moment von Unschlüssigkeit ein. Schon oft hatte er ohne eine andere Gemütsbewegung als der des Kampfes zwischen Richter und Angeklagtem für Todesstrafe plädiert, und die Erinnerung an diese Angeklagten, die infolge seiner donnernden Beredsamkeit, die die Richter oder die Geschworenen beeindruckt hatte, hingerichtet wurden, hatte nicht einmal ein flüchtiges Wölkchen auf seiner Stirn zurückgelassen, denn diese Angeklagten waren schuldig, oder wenigstens hielt Villefort sie dafür. Aber diesmal war es etwas ganz anderes; er hatte soeben die lebenslängliche Kerkerstrafe über einen Unschuldigen verhängt, über einen Unschuldigen, der glücklich werden sollte, und dessen Freiheit er nicht nur, sondern dessen Glück er auch zerstörte. Diesmal war er nicht mehr Richter, er war Henker! Als ihm das bewußt wurde, fühlte er jenes dumpfe Pochen, das wir geschildert haben und das ihm bisher unbekannt war, in der Tiefe seines Herzens widerhallen und seine Brust mit unbestimmter Sorge erfüllen, so wie durch einen heftigen, instinktiven Schmerz der Verwundete gewarnt wird, den Finger seiner offenen, blutenden Wunde zu nähern, bevor sie sich nicht wieder geschlossen hat. Aber die Wunde, die in Villefort klaffte, gehörte zu jenen, die sich nicht mehr schließen oder

sich nur schließen, um blutender und schmerzender als je zuvor wieder aufzubrechen. Hätte in diesem kurzen Augenblick Renées sanfte Stimme, um Gnade bittend, in seinem Ohr geklungen, wäre die schöne Mercédès eingetreten und hätte zu ihm gesagt: »Im Namen Gottes, der uns sieht und uns richtet, geben Sie mir meinen Verlobten zurück«, ja, dieses unter der Last halbgesenkte Haupt hätte vollends nachgegeben und er hätte ohne sich zu fragen, welche Konsequenzen für ihn daraus erwachsen könnten, mit seinen eiskalten Händen den Befehl unterzeichnet, Dantès in Freiheit zu setzen. Aber keine Stimme unterbrach wispernd die Stille, und die Tür öffnete sich nur, um Villeforts Kammerdiener einzulassen, der mit der Meldung kam, daß die Pferde an den Reisewagen angespannt seien.

Villefort erhob sich oder sprang vielmehr wie ein Mann empor, der einen innerlichen Kampf mit einem Sieg beendet, eilte an sein Schreibpult und steckte alles Gold in seine Taschen, das in den Schubladen lag. Die Hand auf seiner Stirne und unzusammenhängende Worte murmelnd machte er in seinem Zimmer ein paar Schritte hierhin, dann dorthin, und schließlich, als er spürte, daß sein Kammerdiener ihm den Mantel über die Schultern gelegt hatte, riß er sich los, sprang in den Wagen und befahl mit kurzen Worten, in die Rue du Grand-Cours zu Monsieur de Saint-Méran zu fahren. Der unglückliche Dantès war verurteilt!

Wie Monsieur de Saint-Méran es versprochen hatte, fand Villefort die Marquise und Renée im Arbeitszimmer. Als er Renée gegenüberstand, bebte der junge Mann, denn er glaubte, daß sie ihn ein weiteres Mal um die Freilassung von Dantès bitten würde. Aber ach, man muß es sagen, das schöne junge Mädchen war nur mit *einer* Sache beschäftigt, mit Villeforts Abreise. Sie liebte Villefort; Villefort sollte in dem Moment, als er ihr Ehemann werden sollte, abreisen. Villefort konnte die Zeit seiner Rückkehr nicht genau sagen, und Renée, anstatt Dantès zu bedauern, verwünschte den Mann, der

sie durch sein Verbrechen von ihrem Geliebten trennte.

Was sollte da Mercédès sagen! Die Arme war an einer Ecke der Rue de la Loge auf Fernand gestoßen, der ihr gefolgt war. Sie war zu den Katalanen heimgekehrt und hatte sich, vom Schmerz zerrissen, verzweifelt auf ihr Bett geworfen. Fernand kniete vor ihrem Bett, ihre eisige Hand drückend, und Mercédès fiel es nicht ein, sie zurückzuziehen. Er bedeckte sie mit heißen Küssen, die Mercédès nicht einmal spürte. So brachte sie die Nacht zu. Die Lampe erlosch, als das Öl zur Neige ging. Sie sah die Finsternis ebensowenig, als sie das Licht gesehen hatte, und der Tag kam wieder, ohne daß sie den Tag sah. Der Schmerz hatte eine Binde über ihre Augen gezogen, die sie nur Edmond sehen ließ.

»Ah! Sie sind da!« sprach sie, als sie Fernand zum erstenmal bemerkte.

»Seit gestern habe ich Sie nicht verlassen«, antwortete Fernand mit einem schmerzlichen Seufzer.

Monsieur Morrel hatte sich nicht geschlagen gegeben. Er hatte erfahren, daß Dantès wegen des Verlaufs seines Verhörs ins Gefängnis geführt worden sei. Er war dann zu allen seinen Freunden geeilt, hatte alle Personen in Marseille besucht, die Einfluß haben konnten, aber schon war das Gerücht verbreitet, der junge Mann sei unter der Anklage, ein bonapartistischer Agent zu sein, verhaftet worden, und da zu jener Zeit die Kühnsten jeden Versuch Napoleons, den Thron wieder zu besteigen, für ein größtewahnsinniges Hirngespinnst hielten, hatte er überall nur Kälte, Furcht und Ablehnung erfahren und war hoffnungslos mit dem Eingeständnis, daß die Lage ernst sei und niemand etwas tun könne, heimgekehrt.

Caderousse war sehr unruhig und voll Angst. Doch anstatt wie Monsieur Morrel zu versuchen, draußen etwas zugunsten von Dantès zu tun, hatte er sich mit zwei Flaschen Johannisbeerwein eingeschlossen und seinen Kummer im Alkohol zu ersäufen versucht. Aber in dem geistigen Zustand, worin er

sich befand, waren zwei Flaschen zu wenig, um seinen Verstand auszulöschen, wenn auch zu betrunken, um Nachschub zu holen, aber auch nicht betrunken genug, als daß der Rausch seine Erinnerungen weggeschwemmt hätte. So saß er, auf die Ellenbogen gestützt, gegenüber den zwei leeren Flaschen an seinem wackelnden Tisch und sah im flackernden Kerzenschein alle jene Gespenster tanzen, die einst E.T. A. Hoffmann wie schwarzen und phantastischen Staub auf seine punschgetränkten Manuskripte gestreut hat.

Allein Danglars war weder unruhig noch in Ängsten. Danglars war sogar fröhlich, denn er harte sich an seinem Feind gerächt und sich an Bord der *Pharaon* seinen Platz gesichert, den er zu verlieren gefürchtet hatte. Danglars gehörte zu jenen berechnenden Menschen, die mit einer Feder hinter dem Ohr und mit einem Tintenfaß an Stelle des Herzens geboren werden. Für ihn war alles auf dieser Welt Subtraktion oder Multiplikation, und eine Zahl schien ihm wertvoller als ein Mensch, wenn diese Zahl die Endsumme zu vermehren vermochte, die dieser Mensch ansonsten hätte vermindern können. Danglars hatte sich also zu seiner gewohnten Zeit zu Bett gelegt.

Nachdem Villefort den gewünschten Brief von Monsieur de Salvieux erhalten hatte, adressiert an den Herrn Grafen von Blacas, küßte Villefort Renée auf beide Wangen, küßte der Frau von Saint-Méran die Hand, drückte jene des Marquis und eilte mit der Post auf der Straße nach Aix-en-Provence fort.

Vater Dantès verging vor Kummer und Schmerz.

Was aus Edmond geworden ist, wissen wir ja.

10. KAPITEL

Das kleine Arbeitszimmer in den Tuilerien

Verlassen wir Villefort auf der Straße nach Paris, auf der er nach Zahlung eines verdreifachten Trinkgelds an die Postillon dahinfliegt, und begeben wir uns durch zwei oder drei Vorzimmer in jenes kleine Kabinett in den Tuilerien, das, wie bekannt ist, das Lieblingszimmer sowohl von Napoleon als auch von Ludwig XVIII. war und nunmehr auch jenes unseres Königs Louis Philippe ist. In diesem Raum saß an einem Tisch aus Nußbaum, den er von Hartwell mitgebracht hatte und aus einer hochgestellten Persönlichkeiten eigentümlichen seltsamen Grille ganz besonders liebte, Ludwig XVIII. und hörte mit halbem Ohr einen Mann von fünfzig bis zweiundfünfzig Jahren mit ergrautem Haar und edlem und ernstem Gesicht an. Nebenbei schrieb er weiter Randnotizen in einen Band mit Werken des Horaz, eine ziemlich fehlerhafte, aber weitverbreitete Ausgabe von Gryphius, die Seiner Majestät reichlich Stoff für scharfsinnige philosophische Bemerkungen bot.

»Was meinten Sie, Monsieur?« fragte der König.

»Daß ich äußerst besorgt bin, Sire.«

»Wirklich? Sollten Sie im Traume sieben fette Kühe und sieben magere Kühe gesehen haben?«

»Nein, Sire, denn dies würde uns nur sieben fruchtbare Jahre und sieben Hungerjahre verkünden, und bei einem so fürsorgenden König, wie Eure Majestät sind, ist keine Not zu befürchten.«

»Welche andere Landplage meinen Sie also, mein lieber Blacas?«

»Sire, ich glaube... ich habe alle Ursache zu glauben, daß aus dem Süden ein Sturm im Anzug ist...«

»Nun, mein lieber Graf«, antwortete Ludwig XVIII. »da

sind Sie wohl schlecht unterrichtet, denn ich weiß im Gegensatz dazu ganz bestimmt, daß in jener Gegend sehr schönes Wetter ist.«

Obgleich ein geistvoller Mann, ließ Ludwig XVIII. mitunter auch einen Kalauer nicht aus.

»Sire«, sagte Monsieur de Blacas, »möchten Eure Majestät nicht, und wäre es auch nur zur Beruhigung eines treuen Dieners, zuverlässige Männer in das Languedoc, in die Provence und die Dauphiné senden, die Ihnen einen Stimmungsbericht über diese drei Provinzen liefern sollten?«

»*Conimus surdis*«, versetzte der König, während er fortfuhr, seinen Horaz mit Notizen zu versehen.

»Sire«, erwiderte der Höfling und lachte, um den Anschein zu erwecken, er habe den halben Vers des Dichters aus *Venusia* verstanden, »Eure Majestät haben vermutlich recht, auf die gute Gesinnung der Franzosen zu zählen, aber ich befürchte, nicht gänzlich unrecht zu haben, wenn ich irgendeinen verzeifelten Putschversuch ahne.«

»Von wessen Seite?«

»Von Bonaparte, oder wenigstens von seiner Partei.«

»Mein lieber Blacas«, entgegnete der König, »wollen Sie mich erschrecken? Sie halten mich von der Arbeit ab.«

»Sire, ich möchte die Sorglosigkeit Eurer Majestät teilen können.«

»Warten Sie, mein Leber Graf, warten Sie. Ich muß hier noch rasch eine sehr kluge Anmerkung zu *Pastor quum trahe-ret* machen... Einen Augenblick, und dann können Sie fortfahren.«

Es trat eine Pause des Schweigens ein, in der Ludwig XVIII. mit einer Schrift, die er so klein als möglich hielt, eine neue Randnotiz in seinen Horaz schrieb. Dann, als er fertig war, sagte er: »Fahren Sie fort, mein lieber Herzog«, und erhob sich mit der zufriedenen Miene eines Mannes, der glaubt, eine

Idee zu haben, während er nur die Idee eines anderen kommentiert, »fahren Sie fort, ich höre.«

»Sire«, setzte Monsieur de Blacas ein weiteres Mal an, »ich bin genötigt, Ihnen zu sagen, daß nicht etwa grundlose Gerüchte oder aus der Luft gegriffene Vermutungen mich beunruhigen. Es ist ein wohlgesinnter, mein volles Vertrauen verdienender Mann, von mir beauftragt, den Süden zu überwachen...«, der Graf zögerte, diese Worte auszusprechen, »der soeben mit der Post ankam, um mir zu sagen: ›Der König ist in großer Gefahr.‹ Und da bin ich sofort herbeigeeilt, Sire...«

»*Mala ducis avi domum*«, las Ludwig XVIII. laut, weiterhin vertieft in seine Horazstudien.

»Befehlen Eure Majestät, nicht länger über dieses Thema zu sprechen?«

»Nein, nein, mein lieber Graf. Aber greifen Sie doch einmal da hinunter... links... Dort werden Sie den Bericht des Polizeiministers vom gestrigen Datum finden... Doch sehen Sie, da kommt er selbst... Nicht wahr, Sie melden Monsieur Dandré?« unterbrach sich Ludwig XVIII. und wandte sich an die Türwache, die soeben den Polizeiminister melden wollte.

»Ja, Sire, der Herr Polizeiminister, Baron Dandré.«

»Ach ja, richtig, Baron«, schmunzelte der König. »Treten Sie ein, Baron, und erzählen Sie dem Grafen, was Sie Neues von Monsieur de Bonaparte wissen. Verschweigen Sie nichts, wie ernst die Lage auch sein mag. Nun, ist die Insel Elba ein Vulkan? Werden wir die Flammenhölle eines Krieges aus ihr hervorbrechen sehen? *Bella, horrida bella!*«

»Haben Eure Majestät«, sagte der Minister, »den gestrigen Bericht genau zu erwägen geruht?«

»Ja, ja, aber sagen Sie selbst dem Grafen, was dieser Bericht enthält. Er findet ihn nicht. Setzen Sie ihm in allen Einzelheiten auseinander, was der Usurpator auf seiner Insel so alles tut.«

»Monsieur«, sagte der Baron zum Grafen, »alle guten Diener Seiner Majestät müssen sich zu den neuesten Nachrichten Glück wünschen, die uns von der Insel Elba zukommen. Bonaparte...«

Der Minister schaute Ludwig XVIII. an, der, mit dem Schreiben einer Anmerkung beschäftigt, nicht einmal den Kopf hob.

»Bonaparte«, fuhr der Baron fort, »langweilt sich tödlich. Er bringt ganze Tage damit zu, seinen Bergleuten von Porto Longone bei der Arbeit zuzusehen.«

»Und er kratzt sich, um sich zu zerstreuen«, sagte der König.

»Er kratzt sich?« Der Herzog war verblüfft. »Was wollen Seine Majestät damit sagen?«

»Na, mein lieber Herzog, haben Sie vergessen, daß dieser große Mann, dieser Heroe, dieser Halbgott von einer Hautkrankheit befallen ist, die ihn verschlingt, Prurigo?«

»Des weiteren«, fuhr der Polizeiminister fort, »scheint es gesichert, daß der Usurpator in kurzer Zeit dem Wahnsinn verfallen sein wird.«

»Dem Wahnsinn?«

»Ja, ja, so sehr, daß man ihn vermutlich sogar fesseln muß. Sein Verstand wird schwach. Bald weint er heiße Tränen, bald lacht er aus voller Kehle. Zu einer anderen Zeit bringt er Stunden am Ufer damit zu, Kieselsteine ins Meer zu werfen, und hat ein Stein fünf, sechs Sprünge über das Wasser gemacht, so ist er so zufrieden, wie wenn er ein zweites Maren-go oder ein neues Austerlitz gewonnen hätte. Sie werden zugeben, daß dies Zeichen von Wahnsinn sind?«

»Oder von Weisheit, Herr Baron, oder von Weisheit«, bemerkte Ludwig XVIII. lachend. »Mit diesem Kieselsteinspiel ergötzen sich schon die großen Feldherren des Altertums. Nehmen Sie Scipio Africanus in der Lebensbeschreibung Plu-

tarchs.«

Die Sorglosigkeit der beiden anderen stimmte Monsieur de Blacas nachdenklich. Villefort, der ihm nicht sein ganzes Geheimnis hatte anvertrauen wollen, um nicht einem anderen das Verdienst zu überlassen, der Überbringer so bedeutender Nachrichten zu sein, hatte ihm immerhin genug gesagt, um ihn in tiefste Sorge zu versetzen.

»Weiter, weiter, Dandré!«, sagte der König. »Blacas ist offenbar noch nicht ganz überzeugt. Erzählen Sie von der Bekehrung des Usurpators.«

Der Polizeiminister verneigte sich.

»Bekehrung des Usurpators!« murmelte der Herzog und sah dabei den König und seinen Minister an, die sich in ihren Wechselreden ergänzten wie zwei Schäfer bei Vergil. »Inwiefern ist der Usurpator bekehrt?«

»Absolut, mein lieber Herzog.«

»Auf den Sieg des Guten! Erklären Sie sich, Baron.«

»Es geht nämlich um folgendes, verehrter Herzog«, sagte der Minister mit der ernstesten Miene der Welt. »Kürzlich hat Napoleon eine Militärparade abgehalten, und als einige seiner alten Haudegen, wie er sie nennt, den Wunsch äußerten, nach Frankreich zurückzukehren, hat er sie mit der Ermahnung entlassen, ihrem guten König brav zu dienen. Das hat er wortwörtlich gesagt, verehrter Herzog, ich habe es aus einer sicheren Quelle.«

»Nun, Blacas, was sagen Sie dazu?« fragte der König, der soeben dabei war, in einem umfangreichen, geöffnet vor ihm liegenden Wörterbuch nachzuschlagen, und hielt für einen Augenblick inne.

»Ich sage, Sire, daß einer von uns sich täuscht, der Herr Polizeiminister oder ich. Da dies aber unmöglich der Herr Polizeiminister sein kann, schließlich sind das Heil und die Ehre Eurer Majestät seiner Obhut anvertraut, so bin wahrscheinlich

ich im Irrtum. Ich jedoch, Sire, würde an der Stelle Eurer Majestät jene Person befragen, von der ich Ihnen erzählt habe, ich möchte sogar dringend darum bitten, daß Eure Majestät ihr diese Ehre erweisen.«

»Gerne, lieber Herzog! Auf Ihre Empfehlung hin werde ich empfangen, wen immer Sie wollen. Aber ich will ihn mit den Waffen in der Hand empfangen. Herr Minister, besitzen Sie einen jüngeren Bericht als diesen, denn dieser ist vom 20. Februar datiert, und wir haben schon den 3. März?«

»Nein, Sire, aber ich erwarte stündlich einen neuen. Ich war seit dem Morgen nicht zu erreichen, vielleicht ist er während meiner Abwesenheit eingetroffen.«

»Gehen Sie in die Präfektur, und liegt einer dort, so bringen Sie ihn, ist keiner da,... nun...«, lachte Ludwig XVIII. »so schreiben Sie einen. Das macht man doch so, oder?«

»Oh! Sire«, antwortete der Minister, »Gott sei Dank, in dieser Hinsicht ist es nicht nötig, etwas zu erfinden. Jeden Tag trudeln die detailliertesten Denunziationen in unseren Büros ein, welche von einer Menge armer Schlucker herrühren, die ein wenig Dankbarkeit für Dienste erhoffen, die sie nicht leisten können, aber leisten möchten. Sie setzen auf den Zufall und hoffen, daß eines Tages irgendein unerwartetes Ereignis ihren Vorhersagungen einen Anschein von Wirklichkeit verleihen möge.«

»Gut, gehen Sie, Monsieur«, versetzte Ludwig XVIII. »und denken Sie daran, daß ich Sie erwarte.«

»Ich gehe nur hin und sehe nach, Sire. In zehn Minuten bin ich wieder da.«

»Und ich, Sire«, sagte Monsieur de Blacas, »ich will meinen Boten holen.«

»So warten Sie doch!« hielt ihn Ludwig XVIII. zurück. »Wissen Sie, Blacas, vielleicht sollte ich Ihnen ein anderes Wappen verleihen: Ich gebe Ihnen einen Adler mit ausgebreiteten Schwingen, der mit den Klauen seine Beute festhält, die

vergeblich zu fliehen versucht. Dazu die Devise *Tenax*.«

»Sire, ich höre«, sagte Monsieur de Blacas, mittlerweile stocksauer vor Ungeduld.

»Ich möchte Sie noch um Ihre Meinung zu dieser Stelle fragen: *Molli fugiens anhelitu*. Sie wissen, es ist von dem Hirsch die Rede, der vor dem Wolf flieht. Sind Sie nicht selbst Jäger und Jagdmeister unserer Wolfsjagd? Wie finden Sie bei diesem doppelten Titel das: *molli anhelitu*?«

»Bewunderungswürdig, Sire, aber mein Bote ist wie der Hirsch, von dem Sie sprechen, denn er hat zweihundertzwanzig Meilen mit der Post zurückgelegt, und das in kaum drei Tagen.«

»Soviel Anstrengung und Mühe, mein lieber Graf, wo wir doch den Telegraphen haben, der nur drei bis vier Stunden braucht, und ohne daß er dabei im geringsten aus der Puste kommt.«

»Ah! Sire, Sie belohnen diesen armen jungen Mann sehr schlecht, der so weit herkommt und mit so großem Eifer, um Eurer Majestät eine überaus wertvolle Nachricht zu bringen. Empfangen Sie ihn gut, ich bitte Sie darum, wär es auch nur wegen Monsieur de Salvieux, der ihn mir empfiehlt.«

»Monsieur de Salvieux, der Kammerherr meines Bruders?...«

»Derselbe.«

»In der Tat, er ist in Marseille.«

»Von dort schreibt er mir.«

»Schreibt er Ihnen auch von einer angeblichen Verschwörung?«

»Nein, aber er empfiehlt mir Monsieur de Villefort und ersucht mich, ihn bei Eurer Majestät einzuführen.«

»Monsieur de Villefort!« rief der König aus. »Warum nannten Sie mir seinen Namen nicht gleich?« fuhr der König fort, und in seinem Antlitz war ein Hauch von Sorge zu erkennen.

»Sire, ich glaubte, daß Eurer Majestät dieser Name unbekannt sei.«

»Nein, nein, mein lieber Blacas. Er ist ein ernster, aufstrebender, und sehr ehrgeiziger Geist, und, bei Gott, Sie kennen dem Namen nach auch seinen Vater, diesen Noirtier.«

»Noirtier, den Girondisten? Den Senator Noirtier?«

»Genau den.«

»Und Eure Majestät haben den Sohn eines solchen Mannes angestellt?«

»Mein lieber Graf, ich sagte Ihnen, daß Villefort ehrgeizig ist. Um sein Ziel zu erreichen, würde Villefort alles opfern, selbst seinen Vater.«

»Darf ich ihn also eintreten lassen, Sire?«

»Auf der Stelle, Graf. Wo ist er?«

»Er erwartet mich unten in meinem Wagen.«

Der Graf entfernte sich mit der Gewandtheit eines jungen Mannes, seine aufrechte Königstreue machte ihn zu einem Jüngling von zwanzig Jahren.

Ludwig XVIII. blieb allein zurück, blickte wieder auf seinen halbgeöffneten Horaz und murmelte: »*Justum et tenacem propositi virum.*«

Monsieur de Blacas kam mit derselben Schnelligkeit wieder herauf, mit der er hinabgelaufen war. Aber im Vorzimmer war er genötigt, sich auf den Auftrag des Königs zu berufen, denn Villeforts staubbedeckte Kleidung, sein Reiseanzug, woran nichts mit der Hofgala übereinstimmte, hatte die Empfindlichkeit des königlichen Zeremonienmeisters, Monsieur de Brézès, erregt, der entsetzt war, daß dieser junge Mann so anmaßend sein könne, in diesem Aufzug vor dem König zu erscheinen. Doch der Graf behob alle diese Schwierigkeiten mit einem einzigen Wort: »Befehl Seiner Majestät!«. So wurde Villefort, alle weiteren Einwände des Zeremonienmeisters zu Ehren seines Fürsten übergehend, vorgelassen. Der König

saß noch immer dort, wo ihn der Herzog verlassen hatte. Als sich die Tür öffnete, stand Villefort dem König genau gegenüber, und der junge Beamte blieb unvermittelt stehen.

»Treten Sie doch ein, Monsieur de Villefort«, sagte der König, »treten Sie ein!«

Villefort verbeugte sich und tat einige Schritte vorwärts, in der Erwartung, vom König angesprochen zu werden.

»Monsieur de Villefort«, begann Ludwig XVIII. »der Herzog von Blacas behauptet, daß Sie uns etwas Wichtiges zu sagen hätten.«

»Sire, der Herzog hat recht, und ich hoffe, daß Eure Majestät selbst es so sehen werden.«

»Zuerst und vor allen Dingen, Monsieur, ist Ihrer Meinung nach das Übel wirklich so groß, wie man mir glauben machen will?«

»Sire, ich halte es für akut, aber aufgrund meiner Eile ist es noch nicht zu spät, wie ich hoffe.«

»Sprechen Sie ausführlich, wenn Sie wollen, Monsieur«, versetzte der König, der nun selbst anfang, von der Aufregtheit angesteckt zu werden, die die Miene von Monsieur de Blacas kennzeichnete und Villeforts Stimme veränderte. »Sprechen Sie, und vor allem, fangen Sie beim Anfang an. Ich lege in allen Angelegenheiten großen Wert auf die Ordnung.«

»Sire«, erwiderte Villefort, »ich werde Eurer Majestät getreu Bericht erstatten, jedoch mit der Bitte mich zu entschuldigen, wenn aufgrund meiner inneren Unruhe irgend etwas in meinen Worten dunkel bleiben sollte.«

Ein rascher Blick auf den König nach dieser einschmeichelnden Vorrede versicherte Villefort des Wohlwollens seines erlauchten Zuhörers, und er fuhr fort: »Sire, ich bin so schnell als möglich nach Paris gekommen, um Eurer Majestät anzuzeigen, daß ich in meinem Zuständigkeitsbereich nicht etwa eines von jenen gemeinen und folgenlosen Komplotten

entdeckt habe, wie sie täglich in den untersten Schichten des Volkes und der Armee gesponnen werden, sondern eine wirkliche Verschwörung, einen Sturm, der nichts Geringeres als den Thron Eurer Majestät bedroht. Sire, der Usurpator rüstet drei Schiffe aus, er brütet irgendeinen Plan, vielleicht einen großwahn sinnigen, vielleicht aber einen mit schrecklichen Folgen, wie verrückt er auch sein mag. Zu dieser Stunde muß er die Insel Elba verlassen haben, um ich weiß nicht wohin zu segeln, jedoch sicher, um eine Landung zu versuchen, entweder bei Neapel oder an den Küsten der Toskana oder möglicherweise gar in Frankreich. Eurer Majestät ist es nicht unbekannt, daß der Herrscher über Elba Verbindungen mit Italien und Frankreich unterhalten hat.«

»Ja, Monsieur, ich weiß es«, sagte der König sehr aufgeregt, »und noch vor kurzem hat man Nachricht gehabt, daß bonapartistische Zusammenkünfte in der Rue Saint-Jacques gehalten wurden. Doch fahren Sie fort, ich bitte Sie: Wie sind Sie zu diesen Details gekommen?«

»Sire, sie sind das Ergebnis eines Verhörs, das ich mit einem Mann aus Marseille vornahm, den ich seit langer Zeit überwachte und gerade am Tage meiner Abreise verhaftete. Dieser Mann, ein ungestümer Seemann, den ich schon lange einer bonapartistischen Gesinnung verdächtigte, war heimlich auf der Insel Elba. Er hat den Großmarschall gesprochen, der ihm eine mündliche Mission an einen Bonapartisten in Paris übertrug, dessen Namen zu nennen ich ihn nicht bewegen konnte. Ziel dieser Mission war es, das Volk auf eine Rückkehr des Usurpators vorzubereiten – ich mache Sie darauf aufmerksam, Sire, daß ich wörtlich aus dem Verhör zitiere – eine Rückkehr, die nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.«

»Und wo ist dieser Mann?« fragte Ludwig XVIII.

»Im Gefängnis, Sire.«

»Und die Sache erschien Ihnen wichtig?«

»So wichtig, Sire, daß ich, da dieses Ereignis mich inmitten eines Familienfestes überraschte, genauer gesagt, gerade am Tag meiner Verlobung, alles verließ, Verlobte und Freunde, alles auf einen späteren Zeitpunkt vertagte, um hierher zu kommen und Eurer Majestät sowohl die Befürchtungen, die mich ergriffen, als auch die Versicherung meiner Ergebenheit zu Füßen zu legen.«

»Es ist wahr«, äußerte Ludwig XVIII. »gab es da nicht ein Heiratsprojekt zwischen Ihnen und Mademoiselle de Saint-Méran?«

»Ja, sie ist die Tochter eines der treuesten Diener Eurer Majestät.«

»Ja, ja, doch kommen wir auf dieses Komplott zurück, Monsieur de Villefort.«

»Sire, ich fürchte, daß es mehr ist als ein Komplott, ich fürchte, es ist eine Verschwörung.«

»Eine Verschwörung zu gegenwärtiger Zeit«, versetzte Ludwig XVIII. lächelnd, »ist leicht auszubrüten, aber schwer durchzuführen, schon deshalb, weil wir, erst kürzlich wieder rechtmäßig auf den Thron unserer Ahnen gehoben, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich im Auge behalten. Seit zehn Monaten verdoppeln meine Minister ihre Wachsamkeit, um die Mittelmeerküste gut zu schützen. Wenn Bonaparte in Neapel landete, so wäre die ganze Koalition auf den Beinen, bevor er nach Piombino käme, landete er in der Toskana, so beträte er ein feindliches Land, wenn er in Frankreich landet, so wird's mit einer Handvoll Menschen sein, und wir werden leicht damit fertig werden, da er von der Bevölkerung verflucht wird. Beruhigen Sie sich also, Monsieur, aber rechnen Sie deshalb nicht minder auf unsere königliche Dankbarkeit.«

»Ah! Da ist Monsieur Dandré«, rief der Herzog de Blacas aus.

Wirklich erschien in diesem Moment der Polizeiminister auf

der Schwelle der Tür, blaß, zitternd und mit einem flackern-
den Blick, als sei er von etwas geblendet worden. Villefort
machte Anstalten, sich zurückzuziehen, aber ein Händedruck
von Monsieur de Blacas hielt ihn zurück.

11. KAPITEL

Der korsische Werwolf

Beim Anblick dieses verstörten Gesichts stieß Ludwig XVIII.
heftig den Tisch zurück, an dem er saß.

»Was fehlt Ihnen denn, Herr Baron?« rief er aus. »Sie
scheinen sehr bewegt. Beziehen sich diese Unruhe, diese Un-
schlüssigkeit auf das, was Monsieur de Blacas sagte, und auf
das, was Monsieur de Villefort mir soeben bestätigt hat?«

Monsieur de Blacas trat rasch auf den Baron zu, aber der
Schrecken des Höflings hinderte den Stolz des Staatsmannes,
zu sehr zu triumphieren, denn in der Tat war es in einer sol-
chen Situation weit vorteilhafter für ihn, vom Polizeipräfekten
gedemütigt zu werden, als diesen wegen einer solchen Sache
zu demütigen.

»Sire«, stammelte der Baron.

»Frisch heraus, was gibt's?« fragte Ludwig XVIII.

Der Polizeiminister warf sich in einem Anfall von Verzweif-
lung vor dem König zu Füßen, der stirnrunzelnd einen Schritt
rückwärts machte.

»Oh! Sire, welch ein entsetzliches Unglück! Ich bedauerns-
wertes Geschöpf. Ich werde mich nie darüber trösten.«

»Monsieur«, erwiderte Ludwig XVIII. »ich befehle Ihnen zu
sprechen.«

»Nun denn, der Usurpator hat am 25. Februar Elba verlassen
und ist am 1. März gelandet.«

»Wo? In Italien?« stieß der König hervor.

»In Frankreich, Sire, in einem kleinen Hafen bei Antibes, im Golf von Juan-les-Pins.«

»Der Usurpator ist in Frankreich bei Antibes, im Golf von Juan-les-Pins, zweihundertfünfzig Meilen von Paris am 1. März gelandet, und Sie erfahren diese Nachricht erst heute, am 3. März! Monsieur, was Sie mir da sagen, ist schlichtweg unmöglich, man muß Ihnen eine falsche Meldung gemacht haben, oder Sie sind verrückt.«

»Ach! Sire, was ich Ihnen melde, ist nur allzu wahr.«

Ludwig XVIII. machte eine unbeschreibliche Geste, in der Zorn und Schrecken zusammenstießen, und richtete sich in seiner ganzen Größe auf, wie wenn dieser unerwartete Schlag sein Herz und zugleich sein Gesicht getroffen hätte.

»In Frankreich!« rief er aus. »Der Usurpator in Frankreich! Man überwachte also diesen Mann nicht? Oder man war etwa, wer weiß, mit ihm einverstanden?...«

»Oh! Sire«, versetzte Herzog de Blacas, »einen Mann wie den Polizeiminister kann man nicht der Verrätereie beschuldigen. Sire, wir alle waren blind, und der Baron hat die allgemeine Blindheit geteilt, weiter nichts.«

»Aber...«, setzte Villefort an, plötzlich innehaltend. Dann fuhr er, mit einer Verbeugung fort: »Ah! Verzeihen Sie, verzeihen Sie, Sire, mein Eifer reißt mich hin. Mögen Eure Majestät mich entschuldigen.«

»Sprechen Sie, Monsieur, sprechen Sie freimütig«, äußerte Ludwig XVIII. »Sie allein haben uns von dem Übel in Kenntnis gesetzt, helfen Sie uns, ein Mittel dagegen zu finden.«

»Sire«, sagte Villefort, »der Usurpator wird im Süden verachtet. Es dünkt mir, daß man, wenn er sich in den Süden wagt, die Provence und den Languedoc leicht gegen ihn aufstacheln kann.«

»Ja, gewiß«, versetzte der Minister, »aber er nähert sich

über Gap und Sisteron.«

»Er nähert sich, er nähert sich!« japste Ludwig XVIII. »Er marschiert also nach Paris?«

Das peinlich berührte Schweigen des Polizeiministers war gleichbedeutend mit einem vollkommenen Geständnis.

»Und glauben Sie, Monsieur«, fragte der König Villefort, »daß man die Dauphiné erheben könne wie die Provence?«

»Sire, ich bedaure, Eurer Majestät eine unangenehme Wahrheit sagen zu müssen, aber der Geist der Dauphiné ist weit entfernt, jenem der Provence und von Languedoc zu gleichen. Diese Bergbewohner sind alle Bonapartisten, Sire.«

»Nun«, murmelte Ludwig XVIII. »ich muß zugeben, er war gut unterrichtet. Und wie viele Leute hat er bei sich?«

»Sire, ich weiß es nicht«, antwortete der Polizeiminister.

»Wie! Sie wissen es nicht! Sie haben vergessen, sich nach diesem Punkt zu erkundigen! Natürlich, ist ja auch nicht so wichtig«, fügte er mit einem vernichtenden Lächeln hinzu.

»Sire, die Depesche brachte nur die Meldung von der Landung und der Marschroute des Usurpators.«

»Wie hat uns denn diese Depesche erreicht?« fragte der König.

Der Minister senkte den Kopf, und eine lebhafte Röte überflog sein Gesicht.

»Durch den Telegraphen, Sire.«

Ludwig XVIII. trat einen Schritt vor und kreuzte die Arme, wie es Napoleon gemacht hätte.

»So sollen also«, deklamierte er, vor Zorn erblassend, »sieben verbündete Armeen diesen Mann gestürzt haben, ein Wunder des Himmels soll mich nach fünfundzwanzigjähriger Verbannung wieder auf den Thron meines Vaters gehoben haben, ich soll während dieser fünfundzwanzig Jahre die Menschen und die Zustände dieses Landes, das mir verheißen war, Frankreich, studiert, untersucht und analysiert haben,

damit, am Ziele meiner Wünsche angekommen, eine Macht, die ich in meinen Händen hielt, sich in ihre Bestandteile auflöse und mit unter sich begrabe!«

»Sire, das ist Schicksal«, murmelte der Minister, im Gefühle, daß ein solcher für das Schicksal leichter Schlag genüge, einen Menschen zu vernichten.

»Es ist also wahr, was unsere Feinde einst über uns sagten: ›Nichts gelernt und nichts vergessen.‹ Wäre ich wie er verraten worden, könnte ich mich wohl noch trösten. Statt dessen bin ich umgeben von Leuten, die ich in Amt und Würden gebracht habe und die aufmerksamer über mich wachen sollen als über sich selbst, denn mein Glück ist das ihre. Vor mir waren sie nichts, nach mir werden sie nichts sein, und ich werde elendiglich an ihrer Unfähigkeit, ihrer Dummheit zugrunde gehen. Ach ja, Monsieur, Sie haben recht, das ist Schicksal.«

Der Minister wand sich unter diesem schrecklichen Fluch.

Monsieur de Blacas wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Villefort lächelte insgeheim, da er spürte, wie seine Bedeutung wuchs.

»Stürzen«, fuhr Ludwig XVIII. fort, der auf den ersten Blick den Abgrund erkannt hatte, über dem die Monarchie bereits schwebte, »stürzen, und seinen Sturz durch den Telegraphen erfahren! Oh! Ich möchte lieber das Schafott meines Bruders Ludwig XVI. besteigen, als so über die Hintertreppe der Tuileries hinunterzugehen, das Opfer von Umständen, die an Lächerlichkeit nicht zu überbieten sind. Lächerlichkeit! Sie wissen nicht, Monsieur, was das in Frankreich bedeutet!«

»Sire! Sire!« röchelte der Minister. »Erbarmen!«

»Kommen Sie näher, Monsieur de Villefort«, fuhr der König fort und wandte sich zu dem jungen Manne, der regungslos im Hintergrund stand und den Gang dieser Unterredung beobachtete, bei der verzweifelt um das Geschick eines Königreiches gerungen wurde, »kommen Sie näher und sagen

Sie dem Monsieur, daß man im voraus alles wissen konnte, was er nicht gewußt hat.«

»Sire, es war praktisch unmöglich, die Pläne zu erraten, die dieser Mann vor jedermann verbarg«, murmelte der Minister.

»Praktisch unmöglich! Ja, dies ist ein großes Wort, Monsieur, leider gibt es große Worte wie große Männer. Ich habe sie gemessen. Praktisch unmöglich! Für einen Minister, der eine Verwaltung, Büros, Agenten, Spitzel, Spione und andert-halb Millionen Francs geheime Fonds hat, war es »praktisch unmöglich« zu wissen, was in sechzig Meilen vor der französischen Küste vorgeht! Da, sehen Sie diesen Monsieur an, der keines von diesen Hilfsmitteln zu seiner Verfügung hatte, diesen Monsieur, einen einfachen Beamten, der mehr davon wußte, als Sie mit Ihrer ganzen Polizei, und der meine Krone gerettet hätte, würde er, wie Sie, das Recht gehabt haben, einen Telegraphen zu benutzen.«

Der Blick des Polizeiministers wandte sich mit einem Ausdruck tiefen Unwillens zu Villefort, der den Kopf mit der Bescheidenheit des Triumphes neigte.

»Ich sage dies nicht Ihretwegen, mein lieber Blacas«, fuhr Ludwig XVIII. fort, »denn wenn Sie nichts entdeckt haben, Sie, so haben Sie mindestens den guten Gedanken gehabt, in Ihrem Argwohn zu verharren. Ein anderer als Sie hätte vielleicht die Eröffnung des Monsieur Villefort für unbedeutend und wohl auch als von geldgierigem Ehrgeiz eingegeben erachtet.«

Diese Worte spielten auf jene an, welche der Polizeiminister eine Stunde zuvor mit so großer Zuversicht ausgesprochen hatte. Villefort begriff das Spiel des Königs. Ein anderer hätte sich vielleicht vom berauschten Lobe hinreißen lassen, aber er fürchtete, sich den Polizeiminister zum ewigen Feinde zu machen, obgleich er fühlte, daß dieser unwiderruflich verloren sei. In der Tat konnte der Minister, der in der Fülle seiner Macht Napoleons Geheimnis nicht zu erforschen ver-

mochte, in den letzten Zuckungen seines Überlebenskampfes das Geheimnis Villeforts noch erfahren. Er mußte dazu nur Dantès verhören. Er kam daher dem Minister zu Hilfe, anstatt ihn zu belasten.

»Sire«, sagte Villefort, »die Schnelligkeit des Ereignisses mag Eurer Majestät beweisen, daß nur Gott es hätte verhindern können, indem er einen Sturm auf hoher See hätte losbrausen lassen. Was Eure Majestät bei mir für als Folge besonderer Scharfsichtigkeit erachten, verdanke ich geradezu dem Zufall. Als ergebener Diener habe ich diesen Zufall benutzt, weiter nichts. Gewähren Sie mir nicht mehr, Sire, um nicht später diesen ersten Eindruck revidieren zu müssen, den Sie von mir gefaßt haben mögen.«

Der Polizeiminister dankte dem jungen Mann mit einem bedekten Blicke, und Villefort sah ein, daß ihm seine Absicht gelungen sei, nämlich, ohne etwas von der Dankbarkeit des Königs zu verlieren, einen Freund gewonnen zu haben, auf den er gegebenenfalls zählen könnte.

»Gut«, sagte der König, »und nun, meine Herren«, fuhr er fort und blickte Monsieur de Blacas und den Polizeiminister an, »bedarf ich Ihrer nicht mehr. Sie können sich entfernen. Was zu tun bleibt, gehört in den Zuständigkeitsbereich des Kriegsministers.«

»Zum Glück, Sire«, äußerte Monsieur de Blacas, »können wir uns auf die Armee verlassen. Eure Majestät wissen, wie sehr alle Berichte Sie Ihrer Regierung ergeben schildern.«

»Sprechen Sie mir nicht von Berichten, Herzog. Ich kenne jetzt das Vertrauen, das man in Berichte setzen kann. Ach, da eben von Berichten die Rede ist, Herr Baron, was haben Sie neues hinsichtlich des Vorfalls in der Rue Saint-Jacques erfahren?«

»Hinsichtlich des Vorfalls in der Rue Saint-Jacques!« platzte Villefort heraus, der sich einfach nicht zurückhalten konnte. Doch plötzlich innehaltend sagte er: »Verzeihung, Sire, meine

Ergebenheit für Eure Majestät läßt mich fortwährend, nicht die Ehrfurcht, die ich für Sie hege, diese Ehrfurcht ist allzu tief in meinem Herz eingegraben, sondern die Vorschriften der Etikette vergessen.«

»Sprechen Sie, Monsieur, keine Scheu«, versetzte Ludwig XVIII. »Sie haben heute das Recht erworben zu fragen.«

»Sire«, meldete sich der Polizeiminister zu Wort, »gerade heute kam ich in der Absicht, Eurer Majestät die neuen Aufschlüsse vorzulegen, die ich über dieses Ereignis gesammelt hatte, als die Aufmerksamkeit Eurer Majestät durch die schreckliche Katastrophe am Golf von Juan-les-Pins abgelenkt wurde. Jetzt haben diese Aufschlüsse für den König wohl keine Bedeutung mehr.«

»Im Gegenteil, Monsieur, im Gegenteil«, sagte Ludwig XVIII. »Diese Sache scheint mir in unmittelbarer Beziehung zu jener zu stehen, die uns beschäftigt, und vielleicht wird uns der Tod von General Quesnel auf die Spur einer großen Verschwörung im Inneren führen.«

Bei dem Namen des Generals Quesnel lief es Villefort kalt den Rücken hinunter.

»In der Tat, Sire«, versetzte der Polizeiminister, »nach allem, was wir wissen, dürfte sich dieser Todesfall nicht als Selbstmord herausstellen, wie man anfangs glaubte, sondern als Mord. General Quesnel verließ, wie es scheint, einen bonapartistischen Club, als er spurlos verschwand. Ein Unbekannter hatte ihn am selben Morgen besucht und in die Rue Saint-Jacques bestellt. Der Kammerdiener des Generals, der ihn gerade frisierte, als dieser Unbekannte in sein Zimmer geführt wurde, hat zwar ›Rue Saint-Jacques‹ verstanden, sich aber leider die Nummer nicht gemerkt.«

Je mehr der Polizeiminister dem König Ludwig XVIII. von seinen Erkenntnissen mitteilte, desto schneller wechselten Röte und Blässe im Antlitz de Villefort, der an seinen Lippen zu hängen schien. Der König wandte sich zu ihm.

»Ist es nicht auch *Ihre* Ansicht wie die meinige, Monsieur de Villefort, daß der General Quesnel, den man dem Usurpator für zugetan halten konnte, der aber in Wirklichkeit ganz *mir* ergeben war, als das Opfer eines bonapartistischen Hinterhaltes gefallen sei?«

»Es ist wahrscheinlich, Sire«, antwortete Villefort, »aber weiß man nichts Näheres?«

»Man ist dem Mann auf der Spur, der sich mit dem General getroffen hatte.«

»Man ist ihm auf der Spur?« wiederholte Villefort.

»Ja, der Kammerdiener hat seine Personalbeschreibung mitgeteilt. Es ist ein Mann von fünfzig bis zweiundfünfzig Jahren, braunes Haar, mit schwarzen, von dichten Brauen überschatteten Augen. Er trägt einen Backenbart und war mit einem blauen, zugeknöpften Gehrock angetan, und am Knopfloch sah man das Ordensband der Offiziere der Ehrenlegion. Gestern folgte man einem Individuum, dessen Äußeres demjenigen entspricht, das ich soeben erwähnte. Man verlor ihn aber an der Ecke der Rue de la Jussienne und der Rue Coq-Héron aus den Augen.«

Villefort mußte sich auf die Lehne eines Armstuhles stützen, denn je länger der Polizeiminister sprach, desto mehr fühlte er, daß ihn seine Beine nicht mehr trugen. Doch als er hörte, daß der Unbekannte den Nachstellungen des Agenten entkommen sei, der ihm folgte, atmete er auf.

»Sie werden diesen Mann suchen, Monsieur«, sagte der König zum Polizeiminister, »denn wenn, wie alles mich zu glauben bestimmt, der General, der uns gerade jetzt so nützlich gewesen wäre, das Opfer eines Mordes geworden ist, so will ich, daß seine Mörder, Bonapartisten oder nicht, ohne Erbarmen bestraft werden.«

Villefort mußte seine ganze Kaltblütigkeit zusammenraffen, um den Schrecken nicht zu verraten, den ihm diese Anordnung des Königs einjagte.

»Sonderbar!« fuhr Ludwig XVIII. schlechtgelaunt fort, »die Polizei glaubt alles gesagt zu haben, wenn sie sagt ›Ein Mord ist begangen worden‹, und alles getan zu haben, wenn sie nachschiebt ›Man ist den Tätern auf der Spur‹.«

»Sire, wenigstens in dieser Angelegenheit sollen Eure Majestät zufriedengestellt werden, wie ich hoffe.«

»Gut, wir wollen sehen. Ich will Sie nicht länger aufhalten, Baron. Monsieur de Villefort, Sie müssen durch diese lange Reise ermüdet sein. Versuchen Sie auszuruhen. Sie sind ohne Zweifel bei Ihrem Vater abgestiegen?«

Villefort wurde schwarz vor Augen.

»Nein, Sire«, antwortete er, »ich bin im ›Hôtel de Madrid‹ in der Rue de Tournon abgestiegen.«

»Sie haben aber Monsieur Noirtier besucht?«

»Sire, ich habe mich sogleich zu Herzog de Blacas führen lassen.«

»Aber Sie werden ihn wenigstens besuchen?«

»Ich glaube nicht, Sire.«

»Ah! Das ist recht«, sagte Ludwig XVIII. und lächelte dabei auf eine Art, die bewies, daß er diese bohrenden Fragen nicht ohne Absicht gestellt hatte, »ich vergaß, daß Kälte zwischen Ihnen und Monsieur Noirtier herrscht. Dies ist ein weiteres Opfer für die königliche Sache, wofür ich Sie entschädigen muß.«

»Sire, die Güte, welche Eure Majestät mir bezeigen, ist eine Belohnung, welche meinen ganzen Ehrgeiz so sehr übersteigt, daß ich nichts anderes mehr vom König zu erbitten weiß.«

»Gleichviel, Monsieur, und wir werden Sie nicht vergessen, seien Sie unbesorgt. Inzwischen«, sagte der König, nahm das Kreuz der Ehrenlegion, das er gewöhnlich auf seinem blauen Rock neben dem Saint-Louis-Kreuz und oberhalb der Ordensplakette Notre-Dame-du-mont-Carmel-et-de-Saint-Lazare trug, und überreichte es Villefort, »inzwischen empfangen Sie

immerhin dieses Kreuz.«

»Sire«, erwiderte Villefort, »Eure Majestät irren sich, das ist das Offizierskreuz.«

»Mein Gott, Monsieur«, versetzte Ludwig XVIII. »nehmen Sie es, wie es ist, ich habe keine Zeit, ein anderes holen zu lassen. Blacas, Sie werden dafür sorgen, daß dem Monsieur de Villefort die Urkunde nachgereicht wird.«

Die Augen Villeforts wurden feucht vor stolzer Freude. Er nahm das Kreuz und küßte es.

»Und nun«, fragte er, »mit welchen Befehlen geruhen Eure Majestät mich zu beehren?«

»Verschaffen Sie sich zunächst die nötige Ruhe und bedenken Sie, daß Sie mir, wenn auch nicht in Paris, so doch in Marseille von größtem Nutzen sein können.«

»Sire«, antwortete Villefort mit einer Verbeugung, »in einer Stunde werde ich Paris verlassen haben.«

»Gehen Sie, Monsieur«, sagte der König, »und sollte ich Sie vergessen – das Gedächtnis der Könige ist kurz – so scheuen Sie sich nicht, mich zu erinnern... Herr Baron, geben Sie Befehl, den Kriegsminister zu holen. Blacas, Sie bleiben!«

»Ah! Monsieur«, sagte der Polizeiminister zu Villefort, als sie gemeinsam die Tuilerien verließen, »Sie treten durch die gute Tür ein, Ihr Glück ist gemacht.«

»Aber wird es von langer Dauer sein?« murmelte Villefort und verneigte sich vor dem Minister, dessen Laufbahn zu Ende war. Er blickte sich suchend nach einer Kutsche um, die ihn nach Hause bringen sollte. Eine Droschke fuhr am Kai entlang, Villefort machte ein Handzeichen, und der Kutscher steuerte auf ihn zu. Villefort nannte seine Adresse, warf sich in den Fond des Wagens und überließ sich den Träumereien seines Ehrgeizes. Zehn Minuten später war er in seiner Wohnung angekommen. Er gab Anweisung, seine Pferde in zwei Stunden bereitzuhalten und verlangte nach dem Mittagessen.

Als er sich eben zu Tisch begeben wollte, erscholl die Türglocke unter einer selbstbewußten, kräftigen Hand. Der Hausdiener öffnete, und Villefort hörte eine Stimme, die seinen Namen aussprach.

»Wer kann schon wissen, daß ich hier bin?« fragte der junge Mann. In diesem Moment trat der Diener ein.

»Nun«, fragte Villefort, »was gibt es denn? Wer hat geläutet? Wer verlangt nach mir?«

»Ein Fremder, der seinen Namen nicht nennen will.«

»Wie? Ein Fremder, der seinen Namen nicht nennen will? Und was will dieser Fremde?«

»Er will Monsieur sprechen.«

»Mich?«

»Ja.«

»Hat er meinen Namen genannt?«

»Jawohl.«

»Und wie sieht dieser Fremde aus?«

»Monsieur, er ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren.«

»Klein? Groß?«

»Ungefähr von Ihrer Größe, Monsieur.«

»Dunkel oder blond?«

»Dunkel, sehr dunkel. Schwarze Haare, schwarze Augen, schwarze Brauen.«

»Und wie ist er gekleidet?« fragte Villefort rasch.

»Er trägt einen blauen, von oben bis unten zugeknöpften Gehrock, geschmückt mit einem Orden der Ehrenlegion.«

»Er ist es!« murmelte Villefort erblassend.

»Verflucht!« rief das Individuum, dessen Beschreibung wir bereits gegeben haben, und erschien auf der Schwelle. »Das sind mir saubere Manieren! Ist es in Marseille Sitte, daß die Söhne ihre Väter im Vorzimmer warten lassen?«

»Mein Vater!« rief Villefort aus. »Ich hatte mich also nicht getäuscht. Ich dachte mir, daß *Sie* es seien.«

»Wenn Sie dachten, daß *ich* es sei«, brummte der Neuankömmling, stellte seinen Stock in eine Ecke und legte seinen Hut auf einen Stuhl, »so erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, mein lieber Gérard, daß es eben nicht nett von Ihnen ist, mich so lange warten zu lassen.«

»Lassen Sie uns allein, Germain«, sagte Villefort.

Der Kammerdiener entfernte sich mit sichtbaren Zeichen des Erstaunens.

12. KAPITEL

Vater und Sohn

Monsieur Noirtier, denn er war es wirklich, der soeben eingetreten war, folgte dem Diener mit den Augen, bis er die Tür wieder hinter sich zugemacht hatte. Dann, ohne Zweifel aus Sorge, der Diener könne im Vorzimmer horchen, riß er sie wieder auf. Diese Vorsicht war nicht aus der Luft gegriffen, und die Schnelligkeit, womit Meister Germain sich entfernte, bewies, daß er von der Sünde nicht ausgenommen war, die unsere Stammeltern ins Verderben stürzte. Monsieur Noirtier gab sich nun die Mühe, auch die Tür des Vorzimmers zu schließen, kam zurück, sperrte auch die des Schlafzimmers ab, reichte Villefort die Hand, der allen seinen Bewegungen mit einem Erstaunen gefolgt war, von dem er sich noch nicht erholt hatte, und sagte zu dem jungen Mann, indem er ihn mit einem Lächeln anblickte, dessen Ausdruck zu erraten ziemlich schwierig war: »Ah! Mein lieber Gérard, weißt du, daß du nicht sehr entzückt wirkst, mich zu sehen?«

»Aber natürlich bin ich entzückt, mein Vater«, antwortete Villefort, »nur war ich, wie ich gestehen muß, weit davon

entfernt, Ihren Besuch zu erwarten, der mich etwas überrascht hat.«

»Aber, mein lieber Freund«, versetzte Monsieur Noirtier und nahm Platz, »es dünkt mir, daß ich dasselbe zu Ihnen sagen könnte. Wie? Sie melden mir Ihre Verlobung in Marseille für den 28. Februar, und am 3. März sind Sie in Paris!«

»Wenn ich hier bin, mein Vater«, sagte Gérard und machte einen Schritt auf Monsieur Noirtier zu, »so beklagen Sie sich nicht darüber, denn ich bin Ihretwegen hierhergekommen, und diese Reise wird Sie vielleicht retten.«

»Ah! Wahrhaftig?« entgegnete Monsieur Noirtier und streckte sich nachlässig in seinem Armsessel aus. »Wahrhaftig? Erzählen Sie doch, Herr Beamter, das muß kurios sein.«

»Mein Vater, haben Sie von einem gewissen bonapartistischen Club gehört, der in der Rue Saint-Jacques besteht?«

»Hausnummer 53. Ja, ich bin der Vizepräsident.«

»Mein Vater, Ihre Kaltblütigkeit macht mich schauern!«

»Was willst du, mein Lieber, wenn man von den Mitgliedern der Bergpartei geächtet gewesen ist, wenn man Paris in einem Heukarren verlassen hat, wenn man in der Heide von Bordeaux von den Spürhunden des Monsieur de Robespierre umstellt wurde, so härtet dies zu vielen Dingen ab. Fahr also fort. Wohlan! Was ist in diesem Club in der Rue Saint-Jacques denn vorgefallen?«

»Es ist dort vorgefallen, daß man den General Quesnel hinkommen ließ und daß der Herr General, der um neun Uhr abends von zu Hause weggegangen war, zwei Tage später aus der Seine gefischt wurde.«

»Und wer hat Ihnen diese hübsche Geschichte erzählt?«

»Der König selbst, Monsieur!«

»Nun denn, als Gegenleistung für diese Geschichte«, fuhr Noirtier fort, »will ich Ihnen auch eine Neuigkeit berichten.«

»Mein Vater, ich glaube bereits zu wissen, was Sie mir sa-

gen wollen.«

»Ah! Sie wissen von der Landung seiner Majestät des Kaisers?«

»Still, mein Vater, ich bitte Sie, zunächst Ihretwegen und dann meinetwegen. Ja, ich wußte diese Neuigkeit, und ich wußte sie sogar früher als Sie, denn drei Tage lang jagte ich von Marseille nach Paris, wütend darüber, nicht den Gedanken, der mir schier das Gehirn versengte, die zweihundert Meilen mir voraus schleudern zu können.«

»Drei Tage! Sind Sie verrückt? Vor drei Tagen war der Kaiser noch nicht gelandet.«

»Gleichviel, ich wußte von dem Plan.«

»Und wie?«

»Durch einen Brief, der von der Insel Elba an *Sie* adressiert war, und den ich aus der Briefftasche des Boten gezogen habe. Wäre dieser Brief in die Hände eines anderen gefallen, so hätte man Sie, mein Vater, zur Stunde bereits erschossen.«

Villeforts Vater begann zu lachen. »Nun, nun«, sagte er, »die Restauration scheint vom Kaiserreich gelernt zu haben, Unannehmlichkeiten schnell zu beseitigen. Erschossen! Mein Lieber, wie geht es bei Ihnen so rasch! Und wo ist dieser Brief? Ich kenne Sie zu gut, um zu fürchten, daß Sie ihn aus den Händen gegeben haben!«

»Ich habe ihn verbrannt, aus Sorge, es könnte auch nur ein winziges Stück davon übrigbleiben. Dieser Brief war Ihr Todesurteil.«

»Und der Verlust Ihrer Zukunft«, versetzte Noirtier kalt. »Ja, ich begreife schon, aber ich muß mich nicht sorgen, da Sie mich beschützen.«

»Ich tue Besseres als dies, Monsieur, ich rette Sie.«

»Ah! Teufel auch! Es wird ja immer dramatischer; erklären Sie sich.«

»Monsieur, ich komme auf diesen Club in der Rue Saint-

Jacques zurück.«

»Es scheint, daß dieser Club den Herren von der Polizei am Herzen liegt. Warum haben sie ihn dann nicht besser gesucht? Sie hätten ihn bestimmt gefunden.«

»Sie haben ihn nicht gefunden, aber sie sind ihm auf der Spur.«

»Dies ist das herkömmliche Wort dafür, ich weiß wohl. Wenn die Polizei die Spur verloren hat, sagt sie, daß sie auf der Spur sei, und die Regierung wartet ruhig den Tag ab, an dem sie mit hängenden Ohren kommen und sagen wird, daß auch diese Spur verloren sei.«

»Ja, aber man hat eine Leiche gefunden, der General ist getötet worden, und in allen Ländern der Welt nennt man dies Mord.«

»Mord, sagen Sie? Gehen Sie, nichts beweist, daß der General das Opfer eines Mordes gewesen sei. Man findet täglich Leute in der Seine, die sich aus Verzweiflung hineingestürzt haben oder darin ertrunken sind, weil sie nicht schwimmen konnten.«

»Mein Vater, Sie wissen sehr wohl, daß der General sich nicht aus Verzweiflung ertränkt hat und daß man im Januar nicht in der Seine badet. Nein! Nein! Täuschen Sie sich nicht, dieser Tod ist als Mord schon richtig bezeichnet.«

»Und wer hat ihn so bezeichnet?«

»Der König selbst.«

»Der König! Ich glaubte, er sei Philosoph genug, um zu begreifen, daß es in der Politik keinen Mord gibt. In der Politik, mein Lieber, Sie wissen es so gut wie ich, gibt es keine Menschen, sondern Ideen, keine Gefühle, sondern Interessen. In der Politik tötet man nicht einen Menschen, man beseitigt ein Hindernis, weiter nichts. Wollen Sie wissen, wie es in dieser Angelegenheit zugegangen ist? Nun gut, ich will es Ihnen erzählen. Man glaubte, auf General Quesnel zählen zu kön-

nen, man hatte ihn uns von dort unten empfohlen. Einer von uns geht zu ihm und lädt ihn ein, sich in die Rue Saint-Jacques zu einer Versammlung zu begeben, wo er Freunde finden wird. Er kommt hin, und man enthüllt ihm den ganzen Plan, die Abfahrt von Elba, die beabsichtigte Landung. Dann, als er alles gehört, alles verstanden hat, so daß ihm nichts mehr zu erfahren übrigbleibt, eröffnet er, daß er Royalist sei. Nun schauen sich alle an, man läßt ihn schwören, er tut es, aber mit solchem Widerwillen, daß *so* zu schwören, wahrhaftig Gott versuchen hieß. Wohlan, trotzdem hat man den General fortgehen lassen, frei, völlig frei. Er ist nicht heimgekehrt, was wollen Sie, mein Lieber? Er ist von uns fortgegangen, er wird den Weg verfehlt haben, weiter nichts. Ein Mord! In der Tat, Sie setzen mich in Erstaunen, Villefort, daß Sie als stellvertretender Staatsanwalt auf so armselige Beweise eine Anklage gründen. Ist es mir jemals in den Sinn gekommen, Ihnen, wenn Sie Ihrem Berufe als Royalist entsprechen und einem von den meinigen den Kopf abschlagen lassen, zu sagen: »Mein Sohn, Sie haben einen Mord begangen!« Nein, ich würde sagen: »In Ordnung, Monsieur, diesmal waren Sie Sieger, aber morgen gibt es eine Revanche.«

»Aber, mein Vater, hüten Sie sich, diese Revanche wird schrecklich sein, wenn *wir* sie nehmen werden.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Sie rechnen auf die Rückkehr des Kaisers?«

»Ich gesteh's.«

»Sie täuschen sich, mein Vater. Er wird nicht zehn Meilen im Innern Frankreichs zurücklegen, ohne verfolgt, umstellt, wie ein wildes Tier gefangen zu werden.«

»Mein lieber Freund, der Kaiser ist in diesem Moment auf dem Weg nach Grenoble. Am 10. oder 12. wird er in Lyon und am 20. oder 25. in Paris sein.«

»Die Bevölkerung wird sich erheben.«

»Um ihm entgegenzugehen.«

»Er hat nur wenige Mann bei sich, und man wird Armeen gegen ihn schicken.«

»Die ihm als Leibwache dienen werden, um in die Hauptstadt einzuziehen. Wahrhaftig, mein lieber Gérard, Sie sind noch ein Kind. Sie glauben, gut unterrichtet zu sein, weil ein Telegraph drei oder vier Tage nach der Landung Ihnen gemeldet hat: ›Der Usurpator ist mit einigen Mann in Cannes gelandet. Man verfolgt ihn.‹ Aber wo ist er? Was treibt er? Sie wissen nichts davon. Man verfolgt ihn. Das ist alles, was Sie wissen, nun denn, man wird ihn bis Paris verfolgen, ohne ein Zündkraut abzubrennen.«

»Grenoble und Lyon sind treue Städte, die ihm eine unüberschreitbare Schranke entgegenstellen werden.«

»Grenoble wird ihm seine Tore mit Begeisterung öffnen, ganz Lyon wird ihm entgegenziehen. Glauben Sie mir, wir sind ebensogut unterrichtet wie Ihr, und unsere Polizei ist soviel wert wie die Eurige. Wollen Sie einen Beweis davon? Er liegt darin, daß Sie mir Ihre Reise zu verheimlichen wünschen, und ich dennoch Ihre Ankunft eine halbe Stunde, nachdem Sie die Stadtgrenze passiert haben, gewußt habe. Sie haben Ihre Abreise nur Ihrem Postillon mitgeteilt. Nun, ich kenne Ihre Adresse, wie Sie daran erkennen können, daß ich gerade in dem Moment zu Ihnen komme, da Sie sich zu Tisch setzen wollen. Läuten Sie also und verlangen Sie ein zweites Gedeck. Wir werden miteinander zu Mittag speisen.«

»Wahrhaftig«, versetzte Villefort und schaute seinen Vater verblüfft an, »wahrhaftig, Sie erscheinen mir gut unterrichtet.«

»Ach, mein Gott, das ist doch selbstverständlich. Ihr, die Ihr die Gewalt in Händen habt, besitzt nur die Mittel, die mit Geld zu kaufen sind. Wir, die wir seiner harren, wir haben jene, welche die Opferbereitschaft gewährt.«

»Die Opferbereitschaft?« fragte Villefort lachend.

»Ja, die Opferbereitschaft, so bezeichnet man mit einem

schöneren Ausdruck den Ehrgeiz der Hoffnung.«

Und Villeforts Vater streckte selbst die Hand nach der Klingelschnur aus, um den Diener zu rufen, da sein Sohn keine Anstalten machte zu läuten. Villefort hielt seinen Arm fest.

»Warten Sie, Vater«, sagte der junge Mann, »noch ein Wort.«

»Sprechen Sie!«

»Wie schlecht auch die royalistische Polizei sein mag, so weiß sie doch eine schreckliche Sache.«

»Welche?«

»Das Aussehen des Mannes, der am Morgen des Tages, an dem General Quesnel verschwunden ist, zu ihm gekommen ist.«

»Ah! Diese wackeren Polizisten wissen das? Und wie lautet seine Beschreibung?«

»Gesichtsfarbe: dunkel; Haare, Backenbart und Augen: schwarz; Gehrock: blau, bis ans Kinn zugeknöpft, das Ordensband eines Offiziers der Ehrenlegion im Knopfloch, breitkrepziger Hut und Spazierstock.«

»Ah! Ah! Das alles weiß sie«, sagte Noirtier. »Und warum hat sie den Mann dann noch nicht gepackt?«

»Weil sie ihn gestern oder vorgestern an der Ecke der Rue Coq-Héron aus den Augen verloren hat.«

»Wenn ich Ihnen sagte, daß Ihre Polizei ein Haufen Trottel ist?«

»Ich stelle dies nicht in Abrede, aber von einem Augenblick zum andern kann sie ihn finden.«

»Ja«, versetzte Noirtier, sich sorglos umschauend, »ja, wenn dieser Mann nicht gewarnt ist. Aber er ist es, und«, fügte er lächelnd bei, »er wird Gesicht und Anzug ändern.«

Bei diesen Worten stand er auf, legte seinen Oberrock und seine Krawatte ab, ging zu einem Tisch, auf welchem die Toi-

lettenartikel seines Sohnes bereitgestellt waren, nahm ein Rasiermesser, seifte sich das Gesicht ein und rasierte sich mit sicherer Hand jenen kompromittierenden Backenbart weg, der ein so wertvolles Indiz der Polizei war. Villefort folgte seinem Tun mit einem Schrecken, der nicht frei von Bewunderung war. Nach der Rasur frisierete sich Noirtier etwas anders, nahm statt seiner schwarzen Krawatte eine farbige, die obenauf in einem geöffneten Reisekoffer lag und ihm gerade in die Augen fiel, zog statt seines blauen, hochgeknöpften Gehrocks einen de Villeforts an, der sich durch seine kastanienbraune Farbe und einen anderen Schnitt völlig von seinem eigenen unterschied, probierte vor dem Spiegel den hohen schmal-krempigen Hut des jungen Mannes, schien mit der Art, wie er ihm paßte, zufrieden und ließ seinen Spazierstock in der Ecke des Kamines stehen und dafür in seiner nervigen Hand ein kleines Bambusstöckchen pfeifen, mit dem der elegante Staatsanwalt seinem Gange jene anmutige Haltung verlieh, die eine seiner Haupteigenschaften war.

»Nun«, fragte er und drehte sich wieder zu seinem erstaunten Sohn um, als die Verwandlung vollendet war, »nun, glaubst du, daß deine Polizei mich jetzt immer noch wieder erkennt?«

»Nein, mein Vater«, stammelte Villefort, »wenigstens hoffe ich es.«

»Nun, mein lieber Gérard«, fuhr Noirtier fort, »verlasse ich mich auf deine Klugheit, für das Verschwinden der Gegenstände zu sorgen, die ich deiner Obhut übertrage.«

»Oh! Seien Sie unbesorgt, mein Vater«, erwiderte Villefort.

»Ja, ja, und nun glaube ich, daß du recht hast und daß du mir wirklich das Leben könntest gerettet haben. Doch sei unbesorgt, ich werde dir das nächstens vergelten.«

Villefort schüttelte den Kopf.

»Du bist nicht überzeugt?«

»Ich hoffe wenigstens, daß Sie sich täuschen.«

»Wirst du den König wiedersehen?«

»Vielleicht.«

»Willst du in seinen Augen als Prophet gelten?«

»Die Unglückspropheten sind am Hof nicht willkommen, mein Vater.«

»Ja, aber früher oder später läßt man ihnen Gerechtigkeit widerfahren, und im Fall einer zweiten Restauration wird man dich für einen großen Mann halten.«

»Und was soll ich dem König sagen?«

»Sag ihm: ›Sire, man täuscht Sie über die Stimmung in Frankreich, über die Gesinnung der Städte, über den Geist der Armee. Derjenige, den Sie in Paris den korsischen Werwolf und in Nevers noch immer den Usurpator nennen, wird in Lyon bereits Bonaparte und in Grenoble gar der Kaiser genannt. Sie halten ihn für umstellt, verfolgt, auf der Flucht, aber er eilt schnell, wie der Adler, den er mit sich zurückbringt. Seine Soldaten, die Sie vor Hunger sterbend, von Erschöpfung vernichtet und zudem bereit wähten, zu desertieren, vermehren sich wie die Schneeteilchen um die herabstürzende Lawine. Sire, reisen Sie ab, überlassen Sie Frankreich seinem wahren Gebieter, jenem, der es erobert hat. Reisen Sie ab, Sire. Nicht, daß Ihr Leben in Gefahr wäre – Ihr Gegner ist stark genug, Ihnen Gnade zu gewähren –, sondern weil es für einen Enkel Ludwigs des Heiligen demütigend ist, dem Manne von Arcole, von Marengo und von Austerlitz das Leben zu verdanken!« Sag ihm dies, Gérard, oder lieber nein, sag ihm nichts, verheimliche deine Reise, rühme dich dessen nicht, was zu tun du nach Paris gekommen bist und getan hast. Nimm die nächste Postkutsche. Wenn du gejagt bist, um herzukommen, so friß die Meilen, um zurückzukehren. Schleiche dich nachts in Marseille ein, geh in deine Wohnung durch eine Hintertüre und bleibe darin sehr sanft, sehr demütig, sehr zurückgezogen und vor allem sehr harmlos, denn diesmal, ich schwöre es dir, werden wir als kräftige Männer handeln, die

ihre Feinde kennen. Gehen Sie, mein Sohn, gehen Sie, mein lieber Gérard, und wenn Sie diesem väterlichen Befehl gehorchen, oder, wenn es Ihnen lieber ist, auf diesen Ratschlag eines Freundes hören, werden wir Sie auf Ihrem Posten erhalten. Dies wird«, fügte Noirtier lächelnd an, »für Sie ein Mittel sein, mich zum zweiten Male zu retten, wenn die politische Waage Sie dereinst wieder hinauf und mich hinab bringt. Adieu, mein lieber Gérard. Bei Ihrer nächsten Reise steigen Sie aber bei mir ab, versprochen?«

Und Noirtier entfernte sich bei diesen Worten mit jener Ruhe, die ihn während dieser so schwierigen Unterredung keinen Augenblick verlassen hatte. Blaß und aufgeregt eilte Villefort an das Fenster, zog halb den Vorhang zurück und sah ihn ruhig und gelassen an zwei, drei Männern von verdächtigem Aussehen vorbeischreiten, die hinter Ecksteinen und an Straßenmündungen im Hinterhalt lagen und vielleicht da waren, um den Mann mit dem schwarzen Backenbart, dem blauen Gehrock und dem breitkrempigen Hut zu verhaften. Villefort blieb mit pochendem Herzen stehen, bis sein Vater an der Kreuzung Bussy verschwunden war. Dann stürzte er sich auf die Gegenstände, die sein Vater zurückgelassen hatte, stopfte in den hintersten Winkel seines Reisekoffers die schwarze Krawatte und den blauen Gehrock, knüllte den Hut zusammen und quetschte ihn in die unterste Schublade eines Schrankes und zerbrach noch den Spazierstock in drei Stücke, die er den Flammen übergab. Dann setzte er eine Reisemütze auf, rief einen Diener, untersagte ihm mit einem Blick die tausend Fragen, die der am liebsten gestellt hätte, bezahlte seine Zeche beim Wirt und sprang in seinen Wagen, der schon angespannt seiner harnte. In Lyon erfuhr er, daß Bonaparte in Grenoble eingerückt sei, und kam mitten durch die Aufregung, die auf seinem ganzen Reiseweg herrschte, in Marseille an, erfüllt von Rauschzuständen, die mit dem Ehrgeiz und den ersten Erfolgen in das Herz eines Menschen einziehen.

13. KAPITEL

Die hundert Tage

Monsieur Noirtier war ein guter Prophet, und die Ereignisse nahmen schnell den Verlauf, den er vorausgesagt hatte. Jedermann kennt Napoleons Rückkehr von der Insel Elba, diese außergewöhnliche, wundersame Rückkehr, die, in der Vergangenheit ohne Vorbild, wahrscheinlich auch in der Zukunft ohne Nachahmung bleiben wird. Ludwig XVIII. versuchte nur schwach, diesen harten Stoß zu parieren, sein geringes Vertrauen auf die Menschen raubte ihm sein Vertrauen in die Veränderbarkeit der Ereignisse. Das Königtum, oder vielmehr die vom König kaum wieder gebildete Monarchie, bebte in ihren noch unsicheren Grundfesten, und eine einzige Bewegung des Kaisers veranlaßte den Einsturz dieses ganzen Gebäudes, eines unförmigen Gemischs von alten Vorurteilen und neuen Ideen.

Villefort hatte also von seinem König nur eine für den Augenblick nicht nur unnütze, sondern sogar gefährliche Dankbarkeitsbezeugung erhalten und prahlte klugerweise nicht öffentlich mit seinem Offizierskreuz der Ehrenlegion, obgleich Monsieur de Blacas dem Auftrag des Königs gemäß ihm die Urkunde dazu hatte sorgfältig ausfertigen lassen. Napoleon hätte Villefort sicher sofort abgesetzt ohne die Protektion von Noirtier, der am Hof der hundert Tage sowohl durch die Gefahren, denen er getrotzt hatte, als auch durch die geleisteten Dienste schier allmächtig geworden war. So beschützten, wie er ihm versprochen hatte, der Girondist von 1793 und der Senator von 1806 denjenigen, der ihn am Tage vorher beschützt hatte. Villeforts ganze Macht während dieser kurzen Verschwörung des Kaiserreichs, dessen zweiter Sturz übrigens sehr leicht vorauszusehen war, beschränkte sich also darauf, das Geheimnis zu unterdrücken, das Dantès hätte bekannt machen können. Nur der Staatsanwalt wurde abgesetzt, da er

verdächtig war, nur ein lauer Bonapartist zu sein. Doch kaum war die kaiserliche Gewalt wiederhergestellt, das heißt kaum bewohnte der Kaiser jenen Tuilerien-Palast wieder, den Ludwig XVIII. soeben verlassen hatte, und begann die zahlreichen, immer weiter voneinander sich entfernenden Befehle von jenem kleinen Arbeitszimmer aus zu erlassen, in welches wir gemeinsam mit Villefort unsere Leser geführt haben, und auf dessen Nußbaumtisch er noch die geöffnete, halb volle Tabaksdose Ludwigs XVIII. fand, als Marseille, ungeachtet der Haltung seiner Behörden, in seiner Mitte die im Süden nie erloschenen Feuerbrände des Bürgerkriegs schwelen fühlte. Damals hat wenig gefehlt und die Repressalien wären weiter getrieben worden, als zu dem bißchen Radau, womit man in ihren Wohnungen eingeschlossene Royalisten belagerte, oder zu öffentlichen Beschimpfungen, mit denen man jene verfolgte, welche auszugehen wagten.

Es war natürlich, daß auch die Macht des würdigen Reeders, der, wie wir sagten, zur Volkspartei gehörte, im Rahmen der politischen Veränderungen zunahm, wir wollen nicht gerade sagen, ins Unendliche stieg, denn Monsieur Morrel galt als vorsichtiger und etwas schüchterner Mann, wie alle, die durch langsamen und mühevollen Handel Vermögen erworben haben. Aber er war dennoch imstande, wenn er auch von bonapartistischen Eiferern als Gemäßigter behandelt wurde, sogar mehr als nur imstande, die Stimme zu erheben, um Beschwerde einzulegen. Diese Beschwerde, wie man leicht errät, hatte auf Dantès Bezug. Villefort war trotz des Sturzes seines Vorgesetzten auf seinem Posten sitzengeblieben, und seine Heirat war zwar beschlossen, jedoch auf glücklichere Zeiten verschoben worden. Hielt sich der Kaiser auf dem Thron, so brauchte Gérard eine andere Heiratsverbindung, und sein Vater übernahm es, sie ihm zu verschaffen. Führte eine zweite Restauration Ludwig XVIII. wieder nach Frankreich, so verdoppelte sich der Einfluß von Monsieur de Saint-Méran so wie der seinige, und die beabsichtigte Heirat würde passender

als jemals.

Der Stellvertreter des Staatsanwaltes war also momentan der erste Beamte in Marseille, als eines Morgens die Tür aufging und Monsieur Morrel gemeldet wurde. Ein anderer wäre dem Reeder entgegengegangen, und dieses Entgegenkommen wäre ein Zeichen seiner Schwäche gewesen. Doch Villefort besaß als ein kluger Mann, wenn nicht die Erfahrung, so doch wenigstens einen sicheren Instinkt in allen Angelegenheiten. Er ließ Morrel im Vorzimmer warten, wie er es unter der Restauration getan hätte. Monsieur Morrel wähnte, Villefort niedergeschlagen anzutreffen, doch er fand ihn, wie er ihn sechs Wochen früher gesehen hatte, nämlich ruhig, fest und voll von jener kalten Höflichkeit, der unüberschreitbarsten aller Schranken, die den Mann von Stand vom gemeinen Manne trennt. Er war in Villeforts Zimmer mit der Überzeugung getreten, daß der Beamte bei seinem Anblick erzittern würde, doch ganz im Gegenteil. Es überlief ihn förmlich ein Schauder angesichts dieses Mannes, der ihn mit fragender Miene erwartete, den Ellbogen auf seinen Schreibtisch und das Kinn auf seine Hand gestützt. Er blieb an der Tür stehen. Villefort schaute ihn an, wie wenn es ihn einige Mühe kostete, ihn wiederzuerkennen. Endlich, nach einigen Sekunden aufmerksamer Betrachtung und Stille, während der der rechtschaffene Reeder seinen Hut in den Händen hin- und herdrehte, sagte Villefort:

»Monsieur Morrel, wenn ich nicht irre?«

»Ja, Monsieur, derselbe«, antwortete der Reeder.

»Kommen Sie doch näher«, fuhr der Beamte fort und machte eine gönnerhafte Geste, »und sagen Sie mir, welchem Umstande ich die Ehre Ihres Besuches verdanke.«

»Vermuten Sie es nicht, Monsieur?« fragte Morrel.

»Nein, nicht im mindesten, was jedoch nicht hindert, daß ich ganz geneigt bin, Ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen, wenn es in meiner Macht liegt.«

»Es hängt völlig von Ihnen ab, Monsieur«, versetzte Morrel.

»Erklären Sie sich.«

»Monsieur«, fuhr der Reeder fort, seine Zuversicht im Sprechen wieder gewinnend und zudem gestärkt durch die Gerechtigkeit seiner Sache und die Bedeutung seiner Stellung, »Sie erinnern sich, daß ich einige Tage vor der verbreiteten Nachricht von der Landung Seiner Majestät des Kaisers gekommen war, um Ihre Nachsicht für einen unglücklichen Jüngling, einen Seemann, Erster Offizier an Bord meiner Brigg, in Anspruch zu nehmen. Er war angeklagt, wenn Sie sich dessen erinnern, mit Elba in Verbindung zu stehen. Diese Verbindung, zur damaligen Zeit ein Verbrechen, begründet jetzt wohl Ansprüche auf eine Gunstbezeugung. Sie dienten damals Ludwig XVIII. und haben seiner nicht geschont, Monsieur. Es war Ihre Pflicht. Jetzt dienen Sie Napoleon, und Sie müssen ihn beschützen. Dies ist wieder Ihre Pflicht. Ich komme also, um Sie zu fragen, was aus ihm geworden ist.«

Villefort machte eine heftige Anstrengung der Selbstbeherrschung. »Der Name dieses Mannes?« fragte er. »Hätten Sie die Güte, mir seinen Namen zu sagen.«

»Edmond Dantès.«

Villefort wäre es tausendmal lieber gewesen, in einem Duell auf fünfundzwanzig Schritt den ersten Schuß seines Gegners zu erwarten, als diesen Namen so ganz in der Nähe ausgesprochen zu hören. Dennoch verzog er keine Miene.

»Auf diese Art«, sagte Villefort bei sich, »wird man mich nicht beschuldigen können, die Verhaftung dieses jungen Mannes zu einer persönlichen Sache gemacht zu haben.«

»Dantès?« wiederholte er. »Edmond Dantès, sagen Sie?«

»Ja, Monsieur.«

Villefort schlug nun ein dickes Register auf, das in einem nahen Fache lag, ging zu einem Tisch und vom Tisch wieder zum Aktenschränk, wandte sich schließlich zum Reeder um

und fragte ihn mit dem natürlichsten Gesichtsausdruck: »Sind Sie sicher, daß Sie sich nicht irren, Monsieur?«

Wäre Morrel etwas gerissener oder über diese Angelegenheit besser unterrichtet gewesen, so hätte er es sonderbar gefunden, daß der stellvertretende Staatsanwalt sich dazu herabließ, auf diese seinem Wirkungskreis völlig fremde Frage zu antworten, und es wäre ihm aufgefallen, daß Villefort ihn nicht an die Gefangenenregistratur, an die Gefängnisleitung oder an den Präfekten des Départements wies. Doch Morrel, der bei Villefort vergebens Furcht suchte, bemerkte an ihm von dem Moment an, da er gar keine Furcht feststellen konnte, nur Willfährigkeit. Villefort hatte es richtig getroffen.

»Nein, Monsieur«, antwortete Morrel, »ich irre mich nicht, zudem kenne ich den armen Jungen seit zehn Jahren und habe ihn seit vier Jahren in meinen Diensten. Ich kam, Sie erinnern sich doch, vor sechs Wochen, um Sie zu bitten, Milde walten zu lassen, wie ich heute komme, um Sie zu bitten, die Gerechtigkeit sprechen zu lassen. Sie empfingen mich sogar ziemlich unfreundlich und antworteten mir sehr schlechtgelaunt. Ah, dies geschah wohl, weil die Royalisten damals gegen die Bonapartisten so hart verfahren!«

»Monsieur«, erwiderte Villefort mit seiner gewöhnlichen Behendigkeit und Kaltblütigkeit, »ich war damals Royalist und hielt die Bourbons nicht nur für die legitimen Erben des Thrones, sondern auch für die von der Nation erwählten. Doch die wunderbare Rückkehr, deren Zeugen wir waren, bewies mir, daß ich mich täuschte: Napoleons Genie hat gesiegt, der geliebte Monarch ist der legitime Monarch.«

»Das laß ich mir gefallen«, rief Morrel mit seiner guten plumpen Freimütigkeit aus, »Sie machen mir Vergnügen, so mit mir zu sprechen, und es läßt mich für Edmond hoffen.«

»Warten Sie«, versetzte Villefort, ein neues Register durchblätternd, »ich hab's... ein Seemann, nicht wahr, der eine Katalanin heiratete? Ja, ja. Oh, ich erinnere mich: Der Fall war

sehr wichtig.«

»Wieso?«

»Wissen Sie, daß er, als er meine Wohnung verließ, in das Gefängnis des Justizpalastes geführt wurde?«

»Ja, und?«

»Nun, ich habe einen Bericht nach Paris gesandt und auch alle bei ihm vorgefundenen Papiere mitgeschickt. Dies war meine Pflicht. Was wollen Sie? Und acht Tage nach seiner Verhaftung wurde der Gefangene weggebracht.«

»Weggebracht!« rief Morrel aus. »Aber was hat man mit dem armen Jungen tun können?«

»Oh, beruhigen Sie sich, er wird nach Fenestrelles, nach Pignerol oder auf die Inseln Sainte-Marguerite gebracht worden sein, was man im Verwaltungsjargon ›in die Fremde schicken‹ nennt, und eines schönen Morgens werden Sie ihn zurückkommen sehen, um das Kommando seines Schiffes zu übernehmen.«

»Er komme, wann er will, sein Posten bleibt ihm vorbehalten. Aber warum ist er nicht schon zurückgekehrt? Es dünkt mir, daß es das erste Geschäft der kaiserlichen Justiz gewesen wäre, all jene freizulassen, die von der königlichen Justiz eingekerkert wurden.«

»Beschuldigen Sie nicht leichtfertig, mein lieber Monsieur Morrel«, antwortete Villefort, »in allen Dingen muß man nach den Gesetzen verfahren. Der Einkerkerbefehl war von oben gekommen, auch der Freilassungsbefehl muß von oben erfolgen. Nun aber ist Napoleon seit kaum vierzehn Tagen zurückgekehrt. Da können die Begnadigungsdekrete kaum schon alle verschickt sein.«

»Aber gibt es kein Mittel«, fragte Morrel, »die Formalitäten zu beschleunigen? Jetzt, da wir gewonnen haben, besitze ich einigen Einfluß, ich kann die Aufhebung des Urteils bewirken.«

»Es ist kein Urteil gefällt worden.«

»Des Verhaftungsprotokolls sodann.«

»In politischen Fällen gibt es kein Verhaftungsprotokoll. Bisweilen haben die Regierungen ein Interesse daran, einen Menschen verschwinden zu lassen, ohne daß er eine Spur seiner Bahn zurückläßt. Die Verhaftungsprotokolle würden zu Nachforschungen führen.«

»So war's vielleicht unter den Bourbons, aber jetzt doch nicht mehr.«

»So ist's zu allen Zeiten, mein lieber Monsieur Morrel. Die Regierungen folgen und gleichen einander. Die unter Ludwig XIV eingeführte Maschinerie des Strafvollzugs funktioniert noch heute – bis auf die Bastille. Der Kaiser hat es mit den Bestimmungen hinsichtlich seiner Gefängnisse noch viel genauer genommen als der Sonnenkönig selbst, und die Zahl der Eingekerkerten, von denen die Register keine Spur enthalten, ist unberechenbar.«

So großes Wohlwollen hätte manch einen mißtrauisch gemacht, doch Morrel hegte nicht einmal den Hauch eines Verdachts.

»Welchen Rat, Monsieur de Villefort«, fragte er, »würden Sie mir denn geben, der die Rückkehr des armen Dantès beschleunigen könnte?«

»Einen einzigen, Monsieur: Verfassen Sie ein Gesuch an den Justizminister.«

»Oh, Monsieur, wir wissen doch alle, was Gesuche zu bedeuten haben. Der Minister empfängt deren täglich zweihundert und liest nicht vier.«

»Ja«, erwiderte Villefort, »aber er wird ein Gesuch lesen, dem ich einige Zeilen voranstelle und das ich mit meiner eigenen Adresse versehe.«

»Und Sie übernehmen es, Monsieur, ihm dieses Gesuch zu übermitteln?«

»Mit dem größten Vergnügen. Dantès mag sich damals strafbar gemacht haben, aber jetzt ist er unschuldig, und es ist meine jetzige Pflicht, demjenigen wieder die Freiheit zu geben, den ins Gefängnis zu schicken meine damalige Pflicht gewesen ist.«

Villefort kam dadurch der Gefahr einer wenig wahrscheinlichen, aber möglichen Untersuchung zuvor, einer Untersuchung, die ihn rettungslos in den Abgrund stürzen konnte.

»Doch, wie schreibt man an den Minister?«

»Setzen Sie sich hierher, Monsieur Morrel«, antwortete Villefort, dem Reeder seinen Platz abtretend, »ich will Ihnen diktieren, verlieren wir keine Zeit, wir haben deren schon allzuviel verloren.«

»Ja, Monsieur, bedenken wir, daß der arme Junge wartet, leidet und vielleicht verzweifelt.«

Villefort bebte bei dem Gedanken an diesen Gefangenen, den er still und heimlich zur Hölle wünschte, allein er hatte sich schon zu weit eingelassen, um zurückzuweichen. Dantès mußte unter den Rädern seines Ehrgeizes zermalmt werden. Villefort diktierte ein Gesuch, worin er, unzweifelhaft mit guten Absichten, den Patriotismus von Dantès und die von ihm der bonapartistischen Sache geleisteten Dienste übertrieb. In diesem Gesuche war Dantès einer der tätigen Agenten der Rückkehr Napoleons geworden. Beim Anblick einer solchen Eingabe mußte der Minister einfach gleich auf der Stelle Gerechtigkeit walten lassen, wenn es nicht schon geschehen war. Nach Abfassung des Gesuchs las Villefort es noch einmal laut vor.

»So, das Gesuch haben wir«, sagte er, »und nun verlassen Sie sich auf mich.«

»Und wird das Schreiben bald abgehen, Monsieur?«

»Heute noch.«

»Mit persönlichen Zeilen von Ihnen?«

»Die besten Zeilen, die ich beifügen kann, Monsieur, können nur die Wahrheit dessen bestätigen, was Sie in diesem Gesuch sagen.« Und nun setzte sich Villefort und brachte an einer Ecke des Gesuchs sein Siegel an.

»Was ist jetzt zu tun, Monsieur?« fragte Morrel.

»Zu warten«, antwortete Villefort. »Ich Sorge für alles Weitere.«

Diese Versicherung gab Morrel die Hoffnung zurück. Er verließ den stellvertretenden Staatsanwalt, entzückt von ihm, und verkündete dem alten Vater von Dantès, daß er seinen Sohn bald wiedersehen würde. Villefort, anstatt das Gesuch nach Paris zu schicken, bewahrte es sorgfältig auf, da es, rettete es gegenwärtig Dantès, ihn so schrecklich in der Zukunft kompromittieren konnte, denn er setzte voraus, was die Verfassung Europas und die Wendung der Ereignisse bereits vorauszusetzen gestatteten: eine zweite Restauration. Dantès blieb also Gefangener. Verloren in der Tiefe seines Kerkers hörte er weder das furchtbare Getöse vom Sturz des Throns Ludwigs XVIII. noch den weit furchtbareren Donner des einstürzenden Kaiserreichs.

Villefort dagegen hatte den Gang der Dinge wachsam verfolgt und angestrengt auf alles gelauscht. Noch zweimal während dieses kaiserlichen Intermezzos, das man ›die hundert Tage‹ nannte, war Morrel wieder zur Betreibung der Sache bei Villefort vorbeigekommen, immer auf die Freilassung von Dantès drängend, und war jedesmal von Villefort mit Verheißungen und Hoffnungen beruhigt worden. Endlich kam Waterloo, und Morrel erschien nicht wieder bei Villefort. Der Reeder hatte für seinen jungen Freund alles Menschenmögliche getan. Neuerliche Versuche unter dieser zweiten Restauration anzustellen, hätte nur bedeutet, sich selbst unnütz in Gefahr zu bringen.

Ludwig XVIII. bestieg wieder den Thron. Villefort, für den Marseille ein Ort voller belastender Erinnerungen geworden

war, erbat und erhielt den in Toulouse freigewordenen Posten des Staatsanwalts. Vierzehn Tage nach dem Umzug an seinen neuen Wohnort heiratete er Mademoiselle Renée de Saint-Méran, deren Vater mehr als jemals bei Hofe galt. So blieb Dantès während der hundert Tage und nach Waterloo hinter Riegeln, vergessen, wenn nicht von den Menschen, so wenigstens von Gott.

Danglars begriff die volle Bedeutung seines Dantès gespielten Streiches, als er Napoleon nach Frankreich zurückkommen sah. Seine Denunziation hatte gut getroffen, und, wie alle Menschen von einer gewissen Befähigung für das Verbrechen und von mittelmäßiger Intelligenz für das gewöhnliche Leben, hatte er dieses wunderliche Zusammentreffen ›einen Beschluß der Vorsehung‹ genannt. Als aber Napoleon wieder in Paris war und seine Stimme wieder gebieterisch und mächtig klang, fürchtete sich Danglars. Jeden Augenblick erwartete er, Dantès wieder zu begegnen, Dantès, der alles herausgefunden hatte, Dantès den Rächer. So eröffnete er Monsieur Morrel den Wunsch, den Seedienst zu quittieren, und ließ sich von ihm an einen spanischen Kaufmann weiterempfehlen, bei dem er als untergeordneter Kontorangestellter gegen Ende März eintrat, zehn bis zwölf Tage nach Napoleons Rückkehr in die Tuilerien. Er reiste also nach Madrid, und man hörte nichts mehr von ihm.

Fernand begriff nichts dergleichen. Dantès war nicht da, dies war alles, was er wünschte. Was war aus ihm geworden? Es interessierte ihn nicht, und er fragte nicht danach. In der ganzen Zeit, die seit Dantès' Verschwinden vergangen war, dachte er nur darüber nach, wie er Mercédès über die Hintergründe dieser Abwesenheit täuschen könnte, oder schmiedete Auswanderungs- und Entführungspläne. Bisweilen auch, und dies waren die düsteren Stunden seines Lebens, setzte er sich auf die äußerste Spitze von Kap Pharo, an jene Stelle, von wo aus man Marseille und zugleich das Dorf der Katalanen sehen kann, und lauerte traurig und unbeweglich wie ein Raubvogel,

ob er nicht auf einer dieser beiden Straßen den schönen jungen Mann mit freiem Schritt und erhobenen Hauptes zurückkommen sähe, der auch für ihn der Inbegriff einer schrecklichen Rache geworden war. Für diesen Fall war Fernands Plan klar: mit einer Flintenkugel Dantès den Kopf zu zerschmettern und sich anschließend selbst zu töten, um seinen Mord zu vertuschen. Aber Fernand täuschte sich. Er hätte sich niemals selbst getötet, denn er hoffte noch immer auf Mercédès.

Unterdessen und inmitten so schmerzlicher Schwankungen bot das Kaiserreich einen letzten Heerbann von Soldaten auf, und alle Männer, die imstande waren, die Waffen zu tragen, stürzten auf die schallende Stimme des Kaisers hin über Frankreichs Grenzen. Fernand zog wie die übrigen mit, seine Hütte und Mercédès verlassend und von jenem finsternen und schrecklichen Gedanken gefoltet, daß vielleicht hinter seinem Rücken sein Nebenbuhler zurückkehren und diejenige heiraten könnte, die er liebte. Was das junge Mädchen betrifft, so hatten das Mitleid, das er scheinbar ihrem Unglück entgegenbrachte, und die Aufmerksamkeit, mit der er ihren leisesten Wünschen entgegenkam, jene Wirkung hervorgebracht, die der Anschein von Ergebenheit auf edelmütige Herzen immer hat. Mercédès hatte Fernand immer mit freundschaftlichen Gefühlen geliebt, nun steigerte sich ihre Freundschaft für ihn zu einem neuen Gefühl von Dankbarkeit.

»Mein Bruder«, sagte sie und schnallte den Tornister des Einberufenen auf den Schultern des Katalanen fest, »mein Bruder, mein einziger Freund! Lassen Sie sich nicht töten, lassen Sie mich nicht allein auf dieser Welt zurück, in der ich weine und worin ich allein stehen werde, sobald Sie nicht mehr am Leben sind!«

Diese im Moment des Abschieds gesprochenen Worte fachten Fernands Hoffnung wieder an. Wenn Dantès nicht zurückkehrte, konnte Mercédès dereinst ihm gehören. Mercédès blieb allein auf diesem kahlen Boden, der ihr nie so unfruchtbar geschienen, mit dem unermeßlichen Meer als Horizont.

Ganz in Tränen gebadet, wie jene Wahnsinnige, deren schmerzliche Geschichte man uns manchmal erzählt, sah man sie unaufhörlich durch das kleine katalanische Dorf irren, bald stille stehend unter der heißen Sonne des Südens, aufrecht, unbeweglich, stumm wie eine Statue und Marseille betrachtend, bald am Rande der Küste sitzend, dem Ächzen des Meeres lauschend, das so endlos war wie ihr Schmerz. Jedesmal wieder fragte sie sich dann, ob es nicht besser wäre, sich vorwärts zu neigen, sich ihrem eigenen Gewicht zu überlassen, den Abgrund zu öffnen und sich in ihn zu stürzen, als so die grausamen Leiden hoffnungslosen Wartens zu ertragen. Nicht an Mut fehlte es Mercédès zur Ausführung dieser Absicht, die Religion war es, die ihr zu Hilfe kam und sie vor dem Selbstmord bewahrte.

Caderousse wurde wie Fernand einberufen, nur weil er um acht Jahre älter als der Katalane und verheiratet war, kam er bloß zum dritten Heerbann und wurde an die Küste beordert.

Der alte Dantès, den nur noch die Hoffnung stützte, verlor auch sie beim Sturz des Kaisers. Fünf Monate, auf den Tag genau, nach der Trennung von seinem Sohn und fast zur selben Stunde, als Edmond verhaftet worden war, tat er in den Armen von Mercédès seinen letzten Atemzug. Monsieur Morrel übernahm sämtliche Beerdigungskosten und bezahlte die armseligen kleinen Schulden, die der Greis während seiner Krankheit gemacht hatte. Es gehörte mehr als Wohltätigkeit, es gehörte Mut dazu, so zu handeln, denn der Süden stand in Flammen, und den Vater eines so gefährlichen Bonapartisten wie Dantès zu unterstützen, selbst auf seinem Totenbett, war ein Verbrechen.

14. KAPITEL

Der wütende Gefangene und der verrückte Gefangene

Etwa ein Jahr nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. trat der Herr Generalinspektor der Gefängnisse eine Untersuchungsreise an. Dantès vernahm aus der Tiefe seines Kerkers das Poltern und Scharren der Vorbereitungen, die oben viel Lärm machten, aber unten wertlose Klänge für jedes andere Ohr als das eines Gefangenen waren, der gewöhnt ist, in der Stille der Nacht die Spinne zu hören, die ihr Netz webt und den regelmäßigen Fall des Wassertropfens, der eine Stunde braucht, um sich an der Decke seines Kerkers zu bilden. Er erriet, daß bei den Lebenden etwas Ungewöhnliches vorgehe. Er bewohnte seit so langer Zeit ein Grab, daß er sich bereits für tot hielt.

In der Tat besuchte der Inspektor nacheinander Kammern, Zellen und Kerker. Mehrere Gefangene wurden befragt, natürlich nur jene, die ihre Sanftmut oder Dummheit dem Wohlwollen der Verwaltung empfahl. Der Inspektor fragte sie, wie die Verpflegung sei und ob sie irgendwelche Beschwerden vorzubringen hätten. Sie antworteten einstimmig, daß das Essen abscheulich sei und daß sie ihre Freiheit verlangten. Der Inspektor fragte sie dann, ob sie ihm sonst nichts zu sagen hätten. Sie schüttelten den Kopf. Welch ein anderes Gut als die Freiheit können Gefangene verlangen?

Der Inspektor wandte sich lächelnd um und sagte zum Gouverneur: »Ich weiß nicht, warum man uns diese unnützen Untersuchungen machen läßt. Wer *ein* Gefängnis kennt, kennt hundert, wer *einen* Gefangenen anhört, hört tausend an. Es kommt immer dasselbe heraus: schlecht genährt und unschuldig. Haben Sie noch andere?«

»Ja, wir haben die gefährlichen oder verrückten Gefangenen, die wir im Kerker verwahren.«

»Nun«, sagte der Inspektor mit einer Miene großer Müdigkeit, »wir wollen unseren Beruf vollständig erfüllen. Steigen wir in die Kerker hinab!«

»Warten Sie«, sagte der Gouverneur, »damit man wenigstens zwei Mann hole. Die Gefangenen begehen bisweilen, und wäre es auch nur aus Lebensüberdruß und um zum Tode verurteilt zu werden, unnütze Verzweiflungstaten. Sie könnten das Opfer einer solchen Tat werden.«

»Treffen Sie also Ihre Vorsichtsmaßnahmen«, erwiderte der Inspektor.

Wirklich ließ man zwei Soldaten kommen und begann über eine so triefende, so stinkende, so schimmelige Treppe hinabzusteigen, daß schon der Gang durch einen solchen Ort Augen, Geruchssinn und Atemwege beschwerlich angriff.

»Oh!« sagte der Inspektor, indem er auf der Hälfte des Weges stehenblieb. »Wer zum Teufel kann da wohnen?«

»Einer der gefährlichsten Verschwörer. Vor ihm sind wir eindringlich gewarnt worden, er ist zu allem fähig.«

»Ist er allein?«

»Selbstverständlich.«

»Wie lange ist er schon da?«

»Ungefähr seit einem Jahr.«

»Ist er gleich bei seiner Ankunft in diesen Kerker gesteckt worden?«

»Nein, Monsieur, sondern erst, nachdem er den Wärter, der beauftragt ist, ihm sein Essen zu bringen, ermorden wollte.«

»Er wollte den Wärter ermorden?«

»Ja, Monsieur, ihn da, der uns gerade leuchtet. Nicht wahr, Antoine?«

»Ja, er hat mich umbringen wollen«, nickte der Gefangenwärter eifrig.

»Ah! Dieser Mensch ist also verrückt?«

»Er ist schlimmer als verrückt«, versetzte der Gefangenewärter, »er ist ein wahrer Teufel.«

»Wollen Sie, daß ich eine Beschwerde über ihn weiterleite?« fragte der Inspektor den Gouverneur.

»Überflüssig, Monsieur, er ist ohnehin gestraft genug. Zudem ist er schon fast dem Wahnsinn verfallen, und aller Erfahrung nach, die unsere Beobachtungen uns verschaffen, wird er vor Verlauf eines weiteren Jahres völlig verrückt sein.«

»Mein Gott, desto besser für ihn«, äußerte der Inspektor. »Ist er einmal ein vollständiger Narr, so wird er weniger leiden.«

Dieser Inspektor war, wie man sieht, ein Mann voll Menschenfreundlichkeit und seines philanthropischen Amtes sehr würdig.

»Sie haben recht, Monsieur«, entgegnete der Gouverneur, »und Ihre Bemerkung beweist, daß Sie den Gegenstand tief studiert haben. So haben wir des weiteren in einem Kerker, der von diesem nur ungefähr zwanzig Schritt entfernt ist, und in den man über eine andere Treppe hinabgeht, einen alten Abbé, einen ehemaligen Parteiführer in Italien, der sich seit 1811 hier befindet. Er wurde gegen Ende des Jahres 1813 verrückt und ist seit jener Zeit nicht mehr wiederzuerkennen. Er weint, er lacht, er magert ab, er wird fett. Wollen Sie ihn lieber sehen als diesen hier? Seine Verrücktheit ist durchaus amüsant und wird Sie nicht belasten.«

»Ich möchte beide sehen«, antwortete der Inspektor. »Man muß seinen Beruf gewissenhaft erfüllen.«

Der Beamte machte seine erste Inspektionsreise und wollte bei der Regierung einen guten Eindruck hinterlassen.

»Gehen wir also zuerst zu diesem hinein.«

»Gerne«, meinte der Gouverneur.

Und er gab dem Gefangenewärter ein Zeichen, die Tür zu

öffnen. Bei dem Knarren der massiven Schlösser, bei dem Ächzen der rostigen Angeln, die sich um ihre Zapfen drehten, hob Dantès den Kopf empor. Er kauerte in einer Ecke seines Kerkers, wo er mit einer unaussprechlichen Dankbarkeit den dünnen Lichtstrahl empfing, der durch ein enges, vergittertes Luftloch schlüpfte. Bei dem Anblick des von den Fackeln zweier Gefangenenwärtern beleuchteten unbekannten Mannes, der von zwei Soldaten begleitet wurde und mit dem der Gouverneur, den Hut in der Hand, sprach, erriet Dantès, um was es sich handelte, und sprang mit gefalteten Händen vorwärts, als er endlich eine Gelegenheit sich darboten sah, eine höhere Autorität anzuflehen: Die Soldaten kreuzten sogleich die Bajonette, denn sie glaubten, daß der Gefangene aus bösen Absichten auf den Inspektor hinstürze; selbst der Inspektor wich einen Schritt zurück. Dantès erkannte, daß man ihn als einen Menschen geschildert hatte, den man fürchten müsse. Er vereinigte also in seinem Blick alles, was von Sanftmut und Demut im Herzen eines Menschen liegen kann, und versuchte, indem er sich mit einer Art frommer Beredsamkeit ausdrückte, das Gemüt seines Besuchers zu rühren. Der Inspektor hörte die Rede von Dantès bis zum Ende an und sagte hierauf, sich zum Gouverneur wendend, mit leiser Stimme: »Er wird der Frömmigkeit verfallen; er ist bereits zu sanfteren Gesinnungen geneigt. Sehen Sie, er kennt noch die Furcht. Er ist vor den Bajonetten zurückgefahren, ein Wahnsinniger aber schreckt vor nichts zurück. Ich habe in Charenton in diesen Fragen sehr sonderbare Beobachtungen angestellt.«

Dann zum Gefangenen gewandt, fragte er:

»Kurz, verlangen Sie etwas?«

»Ich verlange zu wissen, welches Verbrechen ich begangen habe! Ich verlange, daß man mich vor ein ordentliches Gericht stelle! Ich verlange, daß ein Prozeß durchgeführt wird! Ich verlange endlich, daß man mich erschieße, wenn ich schuldig bin, aber auch, daß man mich in Freiheit setze, wenn ich unschuldig bin!...«

»Ist die Verpflegung in Ordnung?« fragte der Inspektor.

»Ja, ich glaube, ich weiß es nicht, aber darum geht es auch nicht. Was wirklich wichtig sein muß, nicht nur mir unglücklichem Gefangenen, sondern auch allen Beamten im Dienste der Gerechtigkeit, auch dem König, der über uns herrscht, ist: daß ein Unschuldiger nicht das Opfer einer infamen Denunziation sein darf, und nicht, seinen Henkern fluchend, hinter seinen Riegeln sterbe...«

»Sie sind heute sehr demütig«, sagte der Gouverneur. »Sie sind nicht immer so gewesen. Sie sprachen ganz anders, mein lieber Freund, an dem Tag, als Sie Ihren Wächter totschiessen wollten.«

»Es ist wahr, Monsieur«, sagte Dantès, »und ich bitte diesen Mann demütigst um Verzeihung, der immer gut gegen mich gewesen ist, aber was wollen Sie, ich war wahnsinnig, ich war wütend...«

»Und Sie sind es nicht mehr?«

»Nein, Monsieur, denn die Gefangenschaft hat mich gebeugt, gebrochen, vernichtet. Ich bin schon so lange hier...«

»So lange? Wann sind Sie denn verhaftet worden?« fragte der Inspektor.

»Am 28. Februar 1815 um zwei Uhr nachmittags.«

Der Inspektor rechnete.

»Wir haben heute den 30. Juli 1816. Was sprechen Sie denn? Sie sind erst seit sieben Monaten Gefangener.«

»Erst sieben Monate!« versetzte Dantès. »Ah! Monsieur, Sie wissen nicht, was es heißt, sieben Monate im Kerker zu sein! Sieben Jahre, sieben Jahrhunderte, besonders für einen Mann, der, wie ich, seinem Glück nahestand, für einen Mann, der, wie ich, ein geliebtes Mädchen heiraten wollte, für einen Mann, der eine ehrenvolle Laufbahn vor sich sah, und dem plötzlich alles entgleitet, der aus der Mitte des schönsten Tages in die tiefste Nacht sinkt, der seine Laufbahn zerstört

sieht, der nicht weiß, ob ihn jene, die ihn liebte, noch immer liebt, der nicht weiß, ob sein alter Vater tot ist oder lebt! Siebzehn Monate Kerker für einen an die Meeresluft, an die Unabhängigkeit des Seemanns, an den weiten Raum, an die Unermeßlichkeit, an das Unendliche gewöhnten Mann, Monsieur, siebzehn Monate Kerker sind mehr, als alle Verbrechen verdienen, die die menschliche Sprache mit den abscheulichsten Namen belegt! Haben Sie also Erbarmen mit mir, Monsieur, und verlangen Sie für mich nicht Nachsicht, sondern Strenge, nicht Gnade, sondern einen Urteilspruch! Richter, Monsieur! Ich verlange nur einen Richter. Man kann einem Angeklagten nicht seinen Richter verweigern.«

»Gut«, versetzte der Inspektor, »man wird sehen.«

Dann sagte er und drehte sich zum Gouverneur um:

»Wahrhaftig, der arme Teufel tut mir leid. Wenn wir wieder hinaufkommen, werden Sie mir seinen Eintrag im Gefangenregister zeigen.«

»Allerdings«, entgegnete der Gouverneur, »aber ich glaube, daß Sie schreckliche Anklagen gegen ihn finden werden.«

»Monsieur«, fuhr Dantès fort, »ich weiß, daß Sie mich nicht aus Ihrer eigenen Entscheidung aus dem Gefängnisse herauslassen können, aber Sie können meine Bitte an die zuständige Behörde weiterleiten, Sie können eine Untersuchung veranlassen, Sie können endlich einen Strafprozeß gegen mich einleiten lassen. Ein Gerichtsurteil ist alles, was ich verlange, damit ich endlich erfahre, was für ein Verbrechen ich begangen habe und zu welcher Strafe ich verurteilt bin, denn, sehen Sie, die Ungewißheit ist die ärgste aller Qualen.«

»Leuchten Sie mir«, sagte der Inspektor.

»Monsieur«, rief Dantès aus, »ich merke an dem Klang Ihrer Stimme, daß Sie gerührt sind. Monsieur, sagen Sie mir, ich dürfe hoffen.«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen«, versetzte der Inspektor.
»Ich kann Ihnen nur versprechen, Ihren Fall genau zu prüfen.«

»Oh! Dann, Monsieur, bin ich frei, bin ich gerettet!«

»Wer hat Sie verhaften lassen?« fragte der Inspektor.

»Monsieur de Villefort«, antwortete Dantès, »suchen Sie ihn auf und setzen Sie sich mit ihm in Verbindung.«

»Monsieur de Villefort ist seit einem Jahr nicht mehr in Marseille, sondern in Nîmes.«

»Ah! Jetzt wundert es mich nicht mehr«, murmelte Dantès, »mein einziger Gönner ist fort.«

»Hatte Monsieur de Villefort irgendeinen Beweggrund, Sie zu hassen?«

»Keinen, Monsieur, und er war sogar sehr wohlwollend gegen mich.«

»Ich werde also den Bemerkungen vertrauen dürfen, die er über Sie zurückgelassen hat oder die er mir zustellen wird?«

»Vollkommen, Monsieur.«

»Gut. So warten Sie.«

Dantès sank auf die Knie, die beiden Hände zum Himmel erhebend und ein Gebet murmelnd, worin er Gott für diesen Mann dankte, der in seinen Kerker hinabgestiegen war, gleich dem Heiland, der die Seelen aus der Hölle erlöst. Die Türe wurde wieder zugesperrt, aber die mit dem Inspektor hinabgestiegene Hoffnung war im Kerker von Dantès eingeschlossen geblieben.

»Wollen Sie das Gefangenenregister gleich sehen«, fragte der Gouverneur, »oder erst in den Kerker des Abbé gehen?«

»Bringen wir die Kerker auf einmal hinter uns«, entschied der Inspektor. »Wenn ich wieder an das Tageslicht hinaufsteige, hätte ich vielleicht nicht mehr den Mut, meine traurige Mission fortzusetzen.«

»Ah! Dieser ist kein Gefangener wie der andere, und seine Verrücktheit ist weniger betrübend als die Vernunft seines Nachbarn.«

»Und worin besteht seine Verrücktheit?«

»Oh! Das ist sehr sonderbar: Er hält sich für den Besitzer eines unermeßlichen Schatzes. Im ersten Jahr seiner Gefangenschaft hat er der Regierung eine Million anbieten lassen, wenn sie ihn in Freiheit setzen wolle, im zweiten Jahr zwei Millionen, im dritten drei und so weiter. Er ist nun im fünften Jahr seiner Gefangenschaft. Ich wette mit Ihnen, er wird Sie um eine geheime Unterredung ersuchen und Ihnen fünf Millionen anbieten.«

»Ah! Ah! Dies ist wirklich seltsam«, äußerte der Inspektor.
»Und wie heißt dieser Millionär?«

»Abbé Faria.«

»Nummer 27?« las der Inspektor an der Tür.

»Hier ist er. Machen Sie auf, Antoine!«

Der Wärter gehorchte, und der neugierige Blick des Inspektors tauchte in den Kerker des »verrückten Abbé«, dies war der Name, den man allgemein dem Gefangenen gab. Mitten in diesem Verlies in einem Kreis, der mit einem von der Mauer abgelösten Stück Gips auf dem Boden gezogen war, lag ein fast nackter Mann, so sehr waren die Kleider in Fetzen zerfallen. Er zeichnete in diesen Kreis sehr zierliche geometrische Linien und schien ebenso beschäftigt, sein Problem zu lösen, wie Archimedes es war, als er von einem Soldaten des Marcellus getötet wurde. Daher rührte er sich selbst dann nicht, als die Türe des Gefängnisses lärmend aufschwang, und schien erst zu erwachen, als das Licht der Fackeln mit einem ungewohnten Glanze den feuchten Boden erhellte, auf dem er arbeitete. Dann wandte er sich um und sah mit Erstaunen die zahlreiche Gesellschaft, die sich in seinem Kerker drängte. Er raffte sich rasch auf, nahm eine zu Füßen seines armseligen Bettes geworfene Decke und bedeckte sich hastig, um vor den Augen der Fremden in einem schicklicheren Zustand zu erscheinen.

»Verlangen Sie etwas?« fragte der Inspektor, ohne seine

Formel zu verändern.

»Monsieur«, antwortete der Abbé, »ich verlange nichts.«

»Sie verstehen mich nicht«, versetzte der Inspektor, »ich bin ein Beamter der Regierung, ich habe den Auftrag, die Gefängnisse zu besuchen und die Beschwerden der Gefangenen anzuhören.«

»Oh! Dann, Monsieur, ist es etwas anderes«, rief der Abbé erfreut aus, »und ich hoffe, daß wir uns verständigen werden.«

»Sehen Sie«, flüsterte der Gouverneur, »fängt's nicht so an, wie ich's Ihnen ankündigte?«

»Monsieur«, fing der Gefangene an, »ich bin Abbé Faria und wurde in Rom geboren. Ich war zwanzig Jahre lang Sekretär von Kardinal Rospigliosi. Anfang des Jahres 1811 bin ich verhaftet worden, ich weiß nicht genau warum. Seit dieser Zeit fordere ich von den italienischen und französischen Behörden meine Freilassung.«

»Warum bei den italienischen Behörden?« fragte der Gouverneur.

»Weil ich in Piombino verhaftet wurde, und weil ich vermutete, daß, wie Mailand und Florenz, Piombino der Hauptsitz irgendeines französischen Departements geworden ist.«

Der Inspektor und der Gouverneur schauten sich lachend an.

»Teufel, mein Lieber«, sagte der Inspektor, »Ihre Nachrichten aus Italien sind nicht gerade auf dem neuesten Stand.«

»Sie datieren vom Tag meiner Festnahme, Monsieur«, erwiderte der Abbé Faria, »und da Seine Majestät der Kaiser das Königtum von Rom für den ihm soeben vom Himmel geschenkten Sohn geschaffen hatte, nehme ich an, daß er, den Lauf seiner Eroberungen fortsetzend, den Traum von Machiavelli und Cesare Borgia vollendet hat, nämlich ganz Italien in einem einzigen Königreich zu vereinen.«

»Monsieur«, sagte der Inspektor, »zum Glück hat die Vor-

sehung diesen riesenhaften Plan, von dem Sie mir ein ziemlich eifriger Anhänger scheinen, ein wenig verändert.«

»Es ist die einzige Möglichkeit, aus Italien einen starken, unabhängigen und glücklichen Staat zu machen«, versetzte der Abbé.

»Das mag sein«, entgegnete der Inspektor, »aber ich bin nicht hierhergekommen, um von Ihnen über ultramontane Politik belehrt zu werden, sondern um Sie, was ich schon tat, zu fragen, ob Sie über Ihre Verpflegung und Wohnung irgendwelche Beschwerden an mich haben.«

»Das Essen ist wie in allen Gefängnissen«, antwortete der Abbé, »nämlich sehr schlecht. Die Wohnung, wie Sie selbst sehen, ist feucht und ungesund, aber für einen Kerker dennoch ziemlich erträglich. Aber das ist nicht wichtig, sondern folgendes: Ich habe der Regierung Offenbarungen von der höchsten Wichtigkeit und vom größten Interesse zu machen.«

»Gleich kommt's«, flüsterte der Gouverneur dem Inspektor zu.

»Deshalb fühle ich mich so glücklich, Sie zu sehen«, fuhr der Abbé fort, »obgleich Sie mich in einer sehr wichtigen Berechnung gestört haben, die, wenn sie gelingt, vielleicht das Planetensystem von Newton verändern wird. Können Sie die Gewogenheit haben, mir eine geheime Unterredung zu bewilligen?«

»Na, was habe ich gesagt?« grinste der Gouverneur den Inspektor an.

»Sie kennen Ihre Leute«, antwortete dieser lächelnd. Dann sagte er, zu Faria sich wendend: »Monsieur, was Sie verlangen, ist unmöglich.«

»Wenn es sich aber darum handelte«, versetzte der Abbé, »der Regierung den Gewinn einer ungeheuren Summe zu verschaffen, einer Summe von fünf Millionen zum Beispiel?«

»Meine Herren«, sagte der Inspektor verblüfft zum Gouver-

neur, »Sie hatten sogar die Zahl vorhergesagt.«

»Nun«, fuhr der Abbé fort, als er bemerkte, daß der Inspektor Anzeichen machte, sich zu entfernen, »es ist nicht unbedingt notwendig, daß wir allein sind, der Herr Gouverneur kann unserer Unterredung beiwohnen.«

»Mein lieber Monsieur«, äußerte der Gouverneur, »leider wissen wir im voraus und auswendig, was Sie sagen werden. Es ist von Ihren Schätzen die Rede, nicht wahr?«

Faria schaute den spöttischen Mann mit Augen an, in denen ein unbeteiligter Beobachter gewiß den Blitz der Vernunft und der Wahrheitsliebe hätte leuchten sehen.

»Allerdings«, antwortete er, »wovon soll ich Ihrer Meinung nach sprechen, wenn nicht davon?«

»Herr Inspektor«, fuhr der Gouverneur fort, »ich kann Ihnen diese Geschichte ebensogut erzählen wie der Abbé, denn seit vier, fünf Jahren klingen mir die Ohren davon.«

»Dies beweist, Herr Gouverneur«, bemerkte der Abbé, »daß Sie wie jene Menschen sind, von denen die Heilige Schrift sagt, sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht.«

»Mein lieber Monsieur«, sagte der Inspektor, »die Regierung ist reich und bedarf Gott sei Dank Ihres Geldes nicht. Behalten Sie es also bis zu jenem Tage auf, an dem Sie das Gefängnis verlassen werden.«

Mit weitaufgerissenen Augen griff der Abbé nach der Hand des Inspektors.

»Aber wenn ich dieses Gefängnis nicht verlasse?« stieß er hervor. »Wenn man mich, gegen alle Gerechtigkeit, in diesem Kerker zurückhält, wenn ich darin sterbe, ohne mein Geheimnis jemandem vermacht zu haben, wird dieser Schatz nicht verloren sein? War es nicht besser, wenn die Regierung und auch ich Nutzen daraus zögen? Man könnte sich sogar auf sechs Millionen einigen, Monsieur, ja, ich würde sechs Milli-

onen abtreten und mit dem Rest mich begnügen, wenn man mir wieder die Freiheit geben will.«

»Auf mein Wort«, sagte der Inspektor halblaut, »wüßte man nicht, daß dieser Mann verrückt ist, so möchte man, bei dem Brustton der Überzeugung, in dem er spricht, glauben, daß er die Wahrheit redet.«

»Ich bin nicht verrückt, Monsieur, und rede natürlich die Wahrheit«, versetzte Faria, der mit einer Gefangenen eigentümlichen Schärfe der Sinne jedes Wort des Inspektors verstanden hatte. »Dieser Schatz, von ich Ihnen erzähle, existiert wirklich, und ich biete Ihnen an, einen Vertrag mit Ihnen zu unterzeichnen, infolgedessen Sie mich an den von mir bezeichneten Ort führen werden. Man wird den Boden vor unseren Augen umgraben, und wenn ich lüge, wenn man nichts findet, wenn ich verrückt bin, wie Sie sagen, nun denn, dann sollen Sie mich wieder in denselben Kerker zurückführen, worin ich ewig bleibe und worin ich sterben werde, ohne auch mehr irgend etwas, weder von Ihnen noch von irgend jemanden zu verlangen.«

Der Gouverneur begann zu lachen. »Liegt Ihr Schatz nicht weit von hier?« fragte er.

»Hundert Meilen ungefähr«, antwortete Faria.

»Die Sache ist nicht übel ausgedacht«, versetzte der Gouverneur, »wenn alle Gefangenen sich den Spaß machen wollten, ihre Wächter hundert Meilen weit spazierenzuführen, und wenn die Wächter einwilligten, einen solchen Spaziergang zu machen, so wäre dies eine vortreffliche Aussicht, welche die Gefangenen bekämen, durchzubrennen, sobald sie die Gelegenheit dazu fänden, und während einer solchen Reise würde sich die Gelegenheit gewiß darbieten.«

»Leider ist dies ein bekanntes Mittel«, bestätigte der Inspektor, »und der Herr hat nicht einmal das Verdienst, der Erfinder zu sein.« Dann wandte er sich zum Abbé und sprach: »Ich habe Sie gefragt, ob die Verpflegung in Ordnung ist.«

»Monsieur«, antwortete Faria, »schwören Sie mir auf das Kruzifix, mich zu befreien, wenn ich Ihnen die Wahrheit gesagt habe, und ich werde Ihnen den Ort bezeichnen, wo der Schatz vergraben liegt.«

»Ist die Verpflegung in Ordnung?« wiederholte der Inspektor.

»Monsieur, auf diese Art riskieren Sie nichts, und Sie können sehen, daß ich es nicht sage, um mir eine Aussicht zu verschaffen, zu entfliehen, weil ich im Gefängnis bleiben werde, während man die Reise machen wird.«

»Sie beantworten meine Frage nicht«, erwiderte der Inspektor ungeduldig.

»Und Sie antworten nicht auf meine Bitte!« schrie ihn der Abbé an. »Seien Sie also verflucht wie alle übrigen Uneinsichtigen, die mir nicht glauben wollten! Sie wollen mein Gold nicht? Dann werde ich es behalten! Sie verweigern mir die Freiheit? Gott wird sie mir senden. Gehen Sie, ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.«

Und der Abbé schleuderte seine Decke von sich, hob sein Stück Gips auf und setzte sich wieder mitten in seinen Kreis, worin er mit seinen Linien und Ziffern fortfuhr.

»Was macht er da?« fragte der Inspektor im Hinausgehen.

»Er zählt seine Schätze«, antwortete der Gouverneur.

Faria beantwortete diesen Spott mit einem Blick voll der tiefsten Verachtung. Sie entfernten sich. Der Wärter verschloß hinter sich die Tür wieder.

»Er wird früher vermutlich wirklich einige Schätze besessen haben«, äußerte der Inspektor, während sie die Treppe hinaufstiegen.

»Oder er hat geträumt, sie zu besitzen«, erwiderte der Gouverneur, »und ist am folgenden Morgen als Verrückter erwacht.«

So endete für den Abbé Faria das Abenteuer. Er blieb Ge-

fangener, und infolge dieses Besuches vergrößerte sich noch sein Ruf als Verrückter der amüsanten Art. Der Inspektor hielt sein Versprechen, das er Dantès gegeben hatte. In der Wohnung des Gouverneurs ließ er sich das Gefangenenregister vorlegen. Neben seinen Namen war eine Anmerkung geschrieben. Sie lautete:

EDMOND DANTÈS	{	<i>Unverbesserlicher Bonapartist; hat die Rückkehr von Elba tatkräftig unterstützt; ist im engsten Gewahrsam und unter schärfster Überwachung zu halten.</i>

Diese Bemerkung unterschied sich in Handschrift und Tinte von dem Rest des Registers, was bewies, daß sie erst nach der Einkerkierung von Dantès eingefügt worden war. Die Beschuldigung klang zu bestimmt, um zu versuchen, sie zu hinterfragen. Der Inspektor schrieb also unter diese Anmerkung: »Obige Anmerkung gesehen, nichts zu machen.«

Dieser Besuch hatte Dantès sozusagen neues Leben eingehaucht. Bei seiner Verhaftung hatte er vergessen, die Tage zu zählen, aber der Inspektor hatte ihm ein neues Datum gegeben und Dantès es diesmal nicht vergessen. Er schrieb mit einem von der Decke abgekratzten Stück Gips an die hinter ihm befindliche Mauer: 30. Juli 1816. Von diesem Tag an machte er täglich einen Strich, um das Zeitgefühl nicht mehr zu verlieren. Tage verflossen, Wochen, Monate, Dantès wartete immer noch. Zunächst hatte er damit begonnen, bis zum voraussichtlichen Zeitpunkt seiner Freilassung eine Frist von vierzehn Tagen festzusetzen. Wenn ihn auch nur die Hälfte der Anteilnahme, die er allem Anschein nach empfunden hatte, beseelte, mußten dem Inspektor zur Erledigung seiner Angelegenheit vierzehn Tage genügen. Nach Ablauf dieser vierzehn Tage sagte Dantès bei sich, daß es von ihm unvernünftig sei, zu

glauben, daß der Inspektor sich noch vor seiner Rückkehr nach Paris mit dieser Angelegenheit beschäftigen würde. Nun konnte aber seine Rückkehr nach Paris erst nach Beendigung seiner amtlichen Reise stattfinden, und diese Reise konnte noch einen Monat oder auch zwei Monate dauern. Er korrigierte die Frist: drei Monate statt vierzehn Tage. Als auch die drei Monate verflossen waren, berücksichtigte er noch etwas anderes und einigte sich innerlich auf sechs Monate. Als aber auch diese sechs Monate vorüber waren, stellte er eines Tages fest, als er die Tage noch einmal genau nachzählte, daß er zehneinhalb Monate gewartet hatte. Während dieser zehneinhalb Monate war im Gefängnis keine Änderung eingetreten, keine tröstende Nachricht ihm zugekommen. Der Gefangenwärter, wenn er ihn fragte, blieb stumm, wie gewöhnlich. Dantès begann an seinen Sinnen zu zweifeln, zu glauben, daß, was er für eine Erinnerung seines Gedächtnisses halte, nur ein Gehirngespinnst und jener tröstende Engel, der ihm in seinem Gefängnis erschienen war, nur auf den Schwingen eines Traumes herabgeschwebt war.

Nach Verlauf eines Jahres wurde der Gouverneur versetzt, der bisherige übernahm die Kommandantur über die Festung Harn. Er nahm mehrere Untergebene mit, unter anderem auch den Gefangenwärter von Dantès. Ein neuer Gouverneur trat seinen Posten an. Ihm war es zu umständlich, die Namen all seiner Gefangenen zu lernen, und so ließ er sich nur ihre Nummern vorlegen. Dieses grauerregende Mittelklassehotel hatte fünfzig Zimmer. Seine Bewohner wurden nach der Nummer ihres Zimmers benannt, und der unglückliche junge Mann hörte auf, nach seinem Vornamen Edmond oder nach seinem Zunamen Dantès zu heißen. Er hieß nun Nummer 34.

15. KAPITEL

Die Nummer 34 und die Nummer 27

Dantès durchlebte alle Grade des Unglücks, das die in ihrem Gefängnis vergessenen Gefangenen erdulden müssen. Es begann mit dem Stolz, der eine Folge der Hoffnung und des Bewußtseins seiner Unschuld ist. Dann kam er dahin, an seiner Unschuld zu zweifeln, was die Meinung des Gouverneurs hinsichtlich einer Geistesverwirrung rechtfertigte. Zuletzt stürzte er aus der Höhe seines Stolzes in die dunkelste Tiefe, und er begann zu beten, aber noch nicht zu Gott, sondern zu den Menschen. Gott ist die letzte Zuflucht: Der Unglückliche, der eigentlich mit Gott anfangen sollte, wendet sich ihm erst dann zu, wenn alle Hoffnung erschöpft ist.

Dantès bat also, man möchte ihn aus seinem Kerker holen, um ihn in einen anderen zu stecken, wäre er auch finsterner und tiefer. Eine Veränderung, selbst eine nachteilige, wäre doch immer eine Veränderung und verschaffte Dantès auf einige Tage Zerstreuung. Er bat um die Bewilligung des Spaziergangs, um Luft, Bücher, Instrumente. Nichts von alldem wurde ihm bewilligt; aber gleichviel, immer wieder bat er darum. Er hatte sich daran gewöhnt, mit seinem neuen Gefangenenwärter zu sprechen, obgleich er noch stummer war als der vorige, aber mit einem Menschen zu reden, selbst mit einem stummen, war wieder ein Vergnügen. Dantès sprach, um den Klang seiner eigenen Stimme zu vernehmen. Er hatte zu sprechen versucht, wenn er allein war, doch dann fürchtete er sich. Früher, damals, als er noch in Freiheit war, hatte sich Dantès oft ein Schreckbild von diesen Kammern der Gefangenen entworfen, angefüllt mit Vagabunden, Banditen und Mördern, deren niedrige Lust im Zusammenspiel unverständlicher Orgien und schrecklicher Freundschaftsbündnisse besteht. Er verfiel auf den Wunsch, in eine solche Kammer geworfen zu werden, um andere Gesichter als jenes seines un-

empfindsamen Gefangenenwärters zu sehen, der nicht sprechen wollte. Er sehnte sich nach dem Leben eines Galeerensträflings mit dessen entehrender Kleidung, der Kette am Fuß und dem Brandmal auf der Schulter. Die waren wenigstens in der Gesellschaft ihresgleichen, sie atmeten die frische Meeresluft ein, sie sahen den Himmel, die Galeerensträflinge waren eigentlich recht glücklich.

Eines Tages bat er den Gefangenenwärter inständig, für ihn um einen Gefährten nachzusuchen, wer auch immer er wäre, und sollte dieser Gefährte selbst jener verrückte Abbé sein, von dem er sprechen gehört. Unter der äußeren Schale des Gefangenenwärters, wie hart sie auch sein mag, bleibt immer ein wenig vom Menschen übrig. Dieser hatte oft im Grunde seines Herzens, und obwohl sein Gesicht nichts davon verriet, diesen unglücklichen jungen Mann bedauert, dem die Gefangenschaft so schwerfiel. Er meldete die Bitte der Nummer 34 dem Gouverneur, doch dieser bildete sich mit der Vorsicht eines Politikers ein, Dantès könne die Gefangenen aufwiegeln, irgendein Komplott schmieden, bei irgendeinem Fluchtversuch sich von einem Freund helfen lassen, und schmetterte die Bitte ab. Dantès hatte sämtliche menschlichen Mittel ausgeschöpft. Nun wandte er sich an Gott, wie wir prophezeit haben.

Alle frommen Gedanken dieser Welt, die geeignet sind, einen vom Schicksal gebeugten Unglücklichen wieder aufzurichten, labten seinen Geist. Er rief sich wieder die Gebete ins Gedächtnis zurück, die seine Mutter ihn gelehrt hatte, und entdeckte in ihnen einen früher nicht gekannten Sinn. Für den glücklichen Menschen bleibt das Gebet eine monotone und sinnleere Aneinanderreihung von Wörtern bis zu dem Tage, an dem der Schmerz dem Leidenden diese erhabene Sprache erklärt, vermittelt derer er mit Gott spricht.

Er betete also, nicht mit Inbrunst, aber mit Wut. Seine Gebete hinausschreiend, erschrak er nicht mehr vor dem Klang seiner Stimme. Dann versank er in regelrechte Ekstase. Er sah

Gott bei jedem Wort, das er aussprach, über ihm leuchten. Alle Ereignisse seines unbedeutenden und verlorenen Lebens schrieb er dem Willen dieses mächtigen Gottes zu, zog Lehren daraus und nahm sich vor, sie zu beherzigen. Und am Ende eines jeden Gebetes stand der eigennützige Wunsch, den die Menschen öfter an andere Menschen als an Gott richten: »Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.«

Ungeachtet seiner inbrünstigen Gebete blieb Dantès Gefangener. Bald verdüsterte sich sein Verstand, und eine Wolke verdichtete sich vor seinen Augen. Dantès war ein einfacher Mann und ohne Bildung. Die Vergangenheit war für ihn mit einem dichten Schleier bedeckt geblieben, den die Wissenschaft lüftet. Er konnte in der Einsamkeit seines Kerkers und in der Öde seines Wissens sich nicht die verflossenen Jahrhunderte vergegenwärtigen, nicht untergegangene Völker wiederbeleben, Städte des Altertums wiedererbauen, welche die Einbildungskraft immer größer und poetischer erscheinen läßt als sie waren, und die vor unseren Augen vorüberziehen, riesenhaft und von der Flamme des Himmels erleuchtet wie die babylonischen Gemälde eines John Martin. Dantès besaß nur seine eigene, so kurze Vergangenheit, seine so düstere Gegenwart, seine so zweifelhafte Zukunft: neunzehn Jahre des Lichts, um darüber in einer vielleicht ewigen Nacht zu brüten! Keine Zerstreung konnte ihm also zu Hilfe kommen, sein energischer Geist, dem nichts lieber gewesen wäre, als einen Flug durch die Jahrhunderte zu machen, war gezwungen, Gefangener zu bleiben, wie ein Adler in einem Käfig. Schließlich drehte er sich nur noch um einen einzigen Gedanken, nämlich um den, daß sein Glück ohne erkennbare Ursache und durch ein unerhörtes Mißgeschick vernichtet sei. Er verfolgte wie besessen diesen Gedanken, betrachtete ihn von allen Seiten und verzehrte ihn sozusagen gierig wie der grausame Ugolino in Dante Alighieris Hölle den Schädel des Erzbischofs Roger verzehrt. Dantès hatte nur einen vergänglichen

Glauben gehabt. Er verlor ihn, wie andere ihn nach dem Erfolge verlieren, nur war ihm kein Vorteil daraus erwachsen. Die Raserei folgte der Askese: Edmond stieß Gotteslästerungen aus, daß der Gefangenenwärter darob mit Entsetzen zurückfuhr. Er warf seinen Leib an die Mauern seines Gefängnisses, er tobte wütend gegen alles, was ihn umgab, insbesondere gegen sich selbst, bei dem mindesten Ärger, den ihm ein Sandkorn, ein Strohhälmchen, ein Lufthauch erregte. Dann tauchte auch immer wieder jener Denunziationsbrief, den er gesehen, den Villefort ihm gezeigt, den er berührt hatte, in seinem Geiste auf. Jede Zeile flammte an der Wand wie das *Mane, Thekel, Phares* von Belsazar. Er gestand sich ein, daß wohl der Haß der Menschen und nicht die Rache Gottes ihn in den Abgrund gestürzt hatte, in dem er nun hockte, und wünschte diesen unbekannten Menschen alle Folterqualen, die ihm seine glühende Einbildungskraft eingaben, und fand, daß die schrecklichen für sie noch zu mild und vor allem viel zu kurz wären. Denn nach der Marter kommt der Tod, und mit dem Tod, wenn nicht die Ruhe, so zumindest die Schmerzunempfindlichkeit, was fast dasselbe ist.

Der Gedanke, daß mit dem Tode die Ruhe komme, den er häufig in bezug auf seine Feinde aussprach, und daß derjenige, der sich wirklich grausam rächen wolle, anderer Mittel als des Todes bedürfe, führte ihn zu einem anderen: Er versank in der düsteren Lethargie von Selbstmordgedanken. Wehe jenem, der am Abgrund des Unglücks bei dieser düsteren Idee verweilt! Sie ist wie ein totes Meer, auf dessen Oberfläche sich der Azur scheinbar reiner Fluten hindehnt, doch steigt ein Schwimmer hinein, so fühlt er seine Füße mehr und mehr in einem pechartigen Schlamm kleben, der ihn an sich zieht, einsaugt, verschlingt. Einmal davon erfaßt, ist, wenn ihm nicht die göttliche Hilfe beisteht, alles verloren und jede Anstrengung, die er versucht, schleudert ihn noch rascher dem Tod entgegen. Dieser Zustand moralischen Todeskampfes ist jedoch weniger schrecklich als das ihm vorangegangene Lei-

den und die Strafe, die ihm vielleicht folgen wird. Es ist eine Art schwindelerregender Tröstungen, die uns den Abgrund zeigt, aber auf dem Grunde des Abgrundes das Nichts. An diesem Punkte angekommen, fand Edmond einigen Trost in dem Gedanken, und alle seine Schmerzen, alle seine Leiden, dieser Zug von Gespenstern, die sie in ihrem Gefolge mit-schleppten, schienen aus jenem Winkel seines Gefängnisses zu fliehen, wohin der Engel des Todes seinen leisen Fuß setzen konnte. Dantès schaute mit Ruhe auf sein vergangenes Leben, mit Schrecken auf sein künftiges, und wählte diesen Mittelweg, der ihn zu einer Zufluchtsstätte zu führen schien.

»Bisweilen«, sagte er sich dann, »bisweilen habe ich auf meinen weiten Fahrten, als ich noch ein Mensch war, und dieser Mensch frei und mächtig anderen Menschen Befehle gab, die auch vollzogen wurden, den Himmel sich verfinstern, das Meer beben und grollen, den Sturm in einem Winkel des Himmels brüten und gleich einem riesigen Adler die beiden Horizonte mit seinen zwei Schwingen peitschen sehen. Dann fühlte ich, daß mein Schiff nur noch ein ärmlicher Schutz war, denn mein Schiff, leicht wie eine Feder in der Hand eines Riesen, zitterte und bebte selbst. Bald erkannte ich in dem Donner des Sturmwindes, in den Wasserbergen, die über meinem Kopfe zerbarsten, im furchtbaren Tosen der Wogen und dem Anblick spitzer Felsen den Tod, und der Tod erschreckte mich, und ich machte alle Anstrengungen, ihm zu entgehen, und vereinigte alle Kräfte des Menschen und die ganze Intelligenz des Seemannes, um mit Gott zu kämpfen!... Dies tat ich, weil ich damals glücklich war, dies tat ich, weil am Leben bleiben glücklich bleiben hieß, dies tat ich, weil ich diesen Tod nicht gerufen und nicht gewählt hatte, dies tat ich endlich, weil mir der Schlaf auf diesem Bett von Meergras und Kieseln wenig erquicklich schien, dies tat ich, weil ich mich entrüstete. Ich, der ich mich für ein nach dem Ebenbild Gottes geschaffenes Wesen hielt, sollte nach meinem Tode den Seemöwen und Geiern zum Fraß dienen! Jetzt aber ist es etwas

anderes: Ich habe alles verloren, was mir das Leben lieb machen konnte. Jetzt lächelt mir der Tod zu wie die Amme dem Kind, das sie wiegt. Jetzt aber sterbe ich nach meinem Belieben und entschlummere müde und kraftlos, wie ich nach einem jener Abende der Verzweiflung und der Wut entschlummerte, an denen ich dreitausendmal meine Zelle abgeschritten habe, dreißigtausend Schritte, das sind fast zehn Meilen.«

Sobald dieser Gedanke in der Seele des jungen Mannes gekeimt hatte, wurde er sanfter und freundlicher. Er fand sich leichter mit seinem harten Bett und seinem harten Brot ab, aß weniger, schlief nicht mehr und fand diesen Rest von Existenz fast erträglich, überzeugt, ihn ablegen zu können, wann er wollte, wie man ein abgenütztes Kleidungsstück ablegt. Es gab zwei Mittel zu sterben: Das eine war einfach. Er brauchte bloß sein Taschentuch an eine Fensterstange zu knüpfen und sich zu erhängen, das andere bestand darin, so zu tun, als ob er esse und dabei Hungers zu sterben. Das erste widerstrebte Dantès sehr. Er war mit dem schrecklichen Anblick von Seeräubern aufgewachsen, die man an den Rahen der Schiffe aufknüpfte. Das Aufhängen schien ihm sohin eine ehrlose Todesart, die er nicht bei sich selbst anwenden wollte. Er wählte die zweite und begann mit ihrer Ausführung noch am selben Tage.

Beinahe vier Jahre waren unter den von uns erzählten Seelennöten verflossen. Am Ende des zweiten Jahres hatte Dantès aufgehört, die Tage zu zählen, und war wieder in den Zustand völliger Zeitlosigkeit zurückgefallen, aus der ihn zuletzt der Inspektor gezogen hatte. Dantès hatte gesagt: »Ich will sterben«, und sich seine Todesart gewählt. Dann hatte er sie sich fest vorgenommen und aus Furcht, von seinem Entschluß noch einmal abzurücken, sich selbst geschworen, so zu sterben. »Wenn man mir mein Mittag- und Abendessen bringt«, dachte er, »werde ich die Speisen zum Fenster hinauswerfen, und es wird so aussehen, wie wenn ich sie gegessen hätte.«

Er führte alles so durch, wie er sich gelobt hatte. Zweimal

täglich warf er durch die kleine vergitterte Öffnung, die ihm nur den Himmel zu sehen vergönnte, seine Lebensmittel, anfangs fröhlich, dann zögernd, dann bedauernd. Er mußte sich seinen geleisteten Eid immer wieder in Erinnerung rufen, um die Kraft zu haben, diesen schrecklichen Plan fortzusetzen. Die Speisen, die ihn ehemals anwidernten, ließ der nagenden Hunger dem Auge appetitlich, dem Geruchssinn auserlesen erscheinen. Bisweilen hielt er die Schüssel mit dem Essen eine Stunde lang in seiner Hand, den Blick auf das verfaulte Stück Fleisch geheftet oder auf den stinkenden Fisch, das schwarze und schimmelige Brot. Dies waren die letzten Instinkte des Lebens, die noch in ihm kämpften und von Zeit zu Zeit seinen Entschluß ins Wanken brachten. Dann kam ihm sein Kerker nicht mehr so düster vor, seine Lage dünkte ihm minder verzweifelt. Er war noch jung, er mochte fünf- bis sechsundzwanzig Jahre zählen, er konnte vielleicht noch fünfzig Jahre leben, also zweimal so lange, als er gelebt hatte. Welche Ereignisse konnten während dieses Zeitverlaufes die Türen aufsprengen, die Mauern von Château d'If niederreißen und ihm die Freiheit wiedergeben! Dann näherte er seine Zähne dem Mahl, das er, ein freiwilliger Tantalus, selbst von seinem Munde vorenthielt, dann aber gedachte er wieder seines Schwures, und diese edelmütige Natur fürchtete zu sehr, sich selbst zu verachten, um eidbrüchig zu werden. Er verbrauchte also streng und unbarmherzig den kleinen Rest seiner Existenz, und irgendwann kam der Tag, an dem er nicht einmal mehr die Kraft besaß, aufzustehen, um das Abendessen durch die Luke seines Kerkers zu werfen. Am nächsten Tag sah er nicht mehr, er hörte kaum. Der Gefangenenerwärter hielt ihn für schwerkrank. Edmond hoffte auf einen baldigen Tod. So verfloß der Tag. Edmond fühlte eine unbestimmte Erstarrung, der es nicht an einem gewissen Wohlbehagen gebrach, nach und nach sich seiner bemächtigen. Die nervösen Zuckungen seines Magens hatten sich gelindert, die Glut des Durstes verlöschte. Als er die Augen schloß, sah er einen Rei-

gen schimmernder Lichter, ähnlich den Irrlichtern, die bei Nacht über den Mooren tanzen: Dies war die Dämmerung jenes unbekannten Landes, das man den Tod nennt.

Plötzlich, eines Abends gegen neun Uhr, hörte er ein dumpfes Geräusch an der Wand, an der er im Bette lag. So viele ekelerregende Tiere pflegten in diesem Kerker ihr Geräusch zu machen, daß Edmond seinen Schlaf nach und nach daran gewöhnt hatte, durch eine so unbedeutende Sache sich nicht stören zu lassen. Aber diesmal, sei es, daß seine Sinne durch die Askese geschärft waren oder daß das Geräusch wirklich lauter als sonst war oder daß in diesem äußersten Moment alles an Bedeutung gewinnt, Edmond wurde wegen dieses Geräusches unruhig und hob den Kopf auf, um besser zu hören. Es war ein gleichmäßiges Scharren, das von einer ungeheuren Klaue herzurühren schien oder einem gewaltigen Zahn oder auch vom Druck irgendeines Werkzeugs auf die Steine. Das Gehirn des jungen Mannes, obgleich schwach geworden, wurde von der banalen, dem Geiste der Gefangenen beständig gegenwärtigen Idee ›Freiheit...!‹ durchzuckt. Dieses Geräusch kam so exakt zu dem Zeitpunkt, da für ihn alles Geräusch aufhörte, daß es ihm dünkte, Gott zeige sich endlich barmherzig mit seinen Leiden und sende ihm dieses Geräusch, um ihm zu bedeuten, am Rande des Grabes innezuhalten, an dem sein Fuß bereits ins Rutschen geraten war. Wer konnte wissen, ob nicht einer von seinen Freunden, eines von jenen vielgeliebten Wesen, an die er bis zum Verlust seines Verstandes gedacht hatte, in diesem Moment sich mit ihm beschäftigte, und die Entfernung, die sie trennte, zu verkleinern suchte? Doch nein, gewiß täuschte sich Edmond und es war einer von jenen Träumen, die einen vor dem Eingang ins Totenreich umschwirren. Doch Edmond hörte das Geräusch noch immer. Es war drei Stunden vernehmbar, dann hörte Edmond das Gepolter eines Einsturzes, wonach das Geräusch verstummte. Einige Stunden später begann es wieder lauter und näher. Edmond begann sich für diese Arbeit zu interessieren,

die ihm Gesellschaft leistete. Da trat plötzlich der Gefangenwärter ein. Vor acht Tagen hatte er den Entschluß gefaßt zu sterben, und seit vier Tagen setzte er den Plan um. So lange hatte Edmond kein Wort zu diesem Menschen gesprochen, ihm keine Antwort gegeben, als er ihn anredete, um ihn zu fragen, von welcher Krankheit er befallen zu sein glaube, und sich gegen die Wandseite umgekehrt, wenn er von ihm zu aufmerksam angeschaut wurde. Aber heute konnte der Gefangenwärter dieses dumpfe Dröhnen hören, beunruhigt werden, ihm ein Ende machen, und somit ich weiß nicht welche Hoffnung vereiteln, deren Gedanke allein die letzten Augenblicke von Dantès entzückte.

Der Gefangenwärter brachte das Frühstück. Dantès setzte sich in seinem Bett auf und begann, seine Stimme erhebend, über alle möglichen Gegenstände zu sprechen, über die schlechte Qualität der Lebensmittel, die er brachte, über die Kälte, die man in diesem Kerker ausstehe, brummend und schimpfend, um so noch lauter schreien zu können und die Geduld des Gefangenwärters zu erschöpfen. Dabei hatte jener gerade an diesem Tage für den kranken Gefangenen Kraftsuppe und frisches Brot erbeten und ihm auch gebracht. Zum Glück glaubte er, daß Dantès im Fieberdelirium sei. Er stellte die Speisen wie immer auf den groben, wackligen Tisch und entfernte sich. Wieder allein, horchte Edmond mit Freude weiter. Das Geräusch wurde so deutlich, daß der junge Mann es nun ohne Anstrengung vernehmen konnte.

»Kein Zweifel«, sagte er bei sich, »da dieses Geräusch, obwohl es schon Tag ist, andauert, so muß es irgendein unglücklicher Gefangener sein, einer wie ich, der an seiner Befreiung arbeitet. Oh! Wenn ich bei ihm wäre, wie wollte ich ihm helfen.«

Dann zog plötzlich eine düstere Wolke über die Hoffnungsmorgenröte in diesem an das Unglück gewöhnten Gehirn, das menschliche Freuden nur mühsam wieder fassen konnte, denn plötzlich kam ihm der Gedanke, dieses Geräusch

könnte auch von einigen Arbeitern verursacht werden, die der Gouverneur mit der Ausbesserung einer anstoßenden Zelle beauftragt habe.

Es war leicht, das herauszufinden, aber warum sollte er eine Frage wagen? Gewiß war es ganz einfach, die Ankunft des Gefangenenvärters zu erwarten, ihn auf dieses Geräusch aufmerksam zu machen, und die Miene zu sehen, die er, wenn er es vernahm, machen würde. Aber eine solche Befriedigung sich verschaffen, hieß dies nicht sehr langfristige Interessen wegen einer sehr kurzen Befriedigung verraten? Leider wurde Edmonds Kopf, eine leere Glocke, von dem Summen einer Idee betäubt. Er war so schwach, daß sein Geist wie eine Dunstwolke wabert und sich zu keinem Gedanken verdichten konnte. Edmond sah nur ein einziges Mittel, seinem Nachdenken Deutlichkeit, seiner Urteilkraft Klarheit zu verschaffen. Er wandte die Augen zu der noch dampfenden Kraftbrühe, die der Wärter soeben auf den Tisch gestellt hatte, stand auf, wankte zu ihr hin, nahm die Tasse, brachte sie an seine Lippen und trank die Flüssigkeit mit einem unaussprechlichen Gefühl des Wohlbehagens aus. Er besaß die Willenskraft, es dabei bewenden zu lassen, denn er hatte gehört, daß unglückliche, halbverhungerte Schiffbrüchige nach ihrer Errettung gestorben waren, weil sie eine zu nahrhafte Speise gierig in sich hineingeschlungen hatten. Edmond legte das Brot auf den Tisch, das er fast schon an seinem Munde hielt und legte sich wieder zu Bett. Edmond wollte nicht sterben.

Bald fühlte er, daß es in seinem Gehirn wieder Tag wurde, alle seine unbestimmten und kaum wahrnehmbaren Ideen nahmen auf diesem wunderbaren Schachbrett wieder ihren Platz ein, auf dem vielleicht ein Feld mehr ausreicht, die Überlegenheit des Menschen über das Tier zu begründen. Er konnte denken und seine Gedanken auch in die richtigen Wege leiten.

Dann sagte er bei sich: »Man muß die Probe machen, aber ohne den Gefangenen allzusehr zu erschrecken. Ist es ein ge-

wöhnlicher Arbeiter, so brauche ich nur an die Wand zu klopfen, und er wird seine Arbeit einstellen, um herauszufinden, wer klopft und warum er klopft. Wenn aber seine Arbeit nicht bloß erlaubt, sondern auch befohlen ist, wird er sie bald wieder fortsetzen. Ist es dagegen ein Gefangener, wird mein Geräusch ihn erschrecken. Er wird fürchten, entdeckt zu werden, seine Arbeit einstellen und erst heute abend wieder fortsetzen, wenn er glaubt, daß jedermann im Bett liegt und schläft.«

Sofort stand Edmond wieder auf. Diesmal wankten seine Beine nicht und kein Schleier flimmerte vor seinen Augen. Er ging in einen Winkel seines Kerkers, machte einen durch die Feuchtigkeit unterhöhlten Stein los und klopfte damit dreimal an die Wand, gerade an die Stelle, wo das Geräusch am deutlichsten war. Beim ersten Schlag hatte das Geräusch wie durch einen Zauberspruch aufgehört. Edmond horchte mit gespitzten Ohren. Eine Stunde verfloß, zwei Stunden verflossen, kein neues Geräusch ließ sich vernehmen. Edmond hatte eine lautlose Stille auf der anderen Seite der Mauer ausgelöst. Voll Hoffnung aß Edmond einige Bissen Brot, trank einige Tropfen Wasser und befand sich, in Folge der kräftigen Konstitution, die ihm die Natur verliehen hatte, wieder wie früher. Der Tag verging, die Stille hielt immer noch an. Die Nacht kam, ohne daß das Geräusch wieder begonnen hätte.

»Es ist ein Gefangener!« dachte sich Edmond mit unaussprechlicher Freude. Sein Kopf glühte, und das Leben strömte mit Edmonds neuem Willen, etwas zu tun, wieder ein. Die Nacht ging vorüber, ohne daß sich das mindeste Geräusch vernehmen ließ. Edmond machte in dieser Nacht kein Auge zu.

Ein neuer brach an. Der Kerkermeister kam wieder und brachte die Verpflegung. Edmond hatte die gestrige schon verzehrt und machte sich gleich über die neue her, unaufhörlich nach jenem Geräusch lauschend, das sich nicht mehr hören ließ, fürchtend, es möchte für immer aufgehört haben. Zehn bis zwölf Meilen legte er in seinem Kerker zurück,

stundenlang die eisernen Gitterstangen seines Luftloches rüttelnd, um durch diese seit langem verlernte Übung seinen Gliedern wieder Elastizität und Kraft zu verleihen. So bereite-
te er sich darauf vor, den Ringkampf mit seinem künftigen Schicksal wiederaufzunehmen, wie ein Kämpfer, der seine Arme dehnt und seinen Körper mit Öl reibt, bevor er in die Arena tritt. In den Pausen dieser fieberhaften Tätigkeit horchte er, ob das Geräusch nicht wieder beginne, wurde über die Vorsicht dieses Gefangenen ungeduldig, der nicht erriet, daß er in seinem Befreiungswerk von einem anderen Gefangenen gestört worden war, der mindestens ebenso große Eile hatte freizukommen wie er.

Drei Tage verflossen, zweiundsiebzig peinliche Stunden, Minute für Minute gezählt! Endlich, eines Abends, nachdem der Wärter seinen letzten Besuch gemacht hatte, als Dantès zum hundertsten Mal sein Ohr an die Wand schmiegte, dünkte es ihm, daß eine unmerkliche Erschütterung bis zu seinem Kopf dringe, der an den schweigsamen Steinen lehnte. Dantès trat zurück, um sein angegriffenes Gehirn sich erholen zu lassen, machte einige Schritte quer durch das Verlies und hielt sein Ohr wieder an dieselbe Stelle. Kein Zweifel, auf der anderen Seite ging etwas vor! Der Gefangene hatte die Gefährlichkeit seines Verfahrens eingesehen, ein anderes gewählt und setzte, sein Werk zielstrebig fortsetzend, statt des Meißels nun offenbar einen Hebel ein. Durch diese Entdeckung kühn geworden, beschloß Edmond, dem unermüdlichen Arbeiter zu Hilfe zu kommen. Er rückte sein Bett weg, hinter dem, wie ihm dünkte, das Befreiungswerk sich erfüllte, und forschte nach einem Gegenstand, mit dem er die Mauer bearbeiten, den feuchten Mörtel entfernen und endlich einen Stein loslösen könnte. Nichts bot sich seinen Augen dar. Er besaß weder ein Messer noch ein spitzes Werkzeug, nur Eisen an seinen Gitterstangen, und hatte sich so oft überzeugt, daß seine Gitterstangen fest eingefügt seien, daß es sich selbst nicht mehr der Mühe lohnte, ihre Erschütterung zu versuchen.

Seine ganze Einrichtung bestand aus Bett, Stuhl, Tisch, Eimer und Krug. Am Bett waren zwar eiserne Zapfen, aber diese Zapfen durch Schrauben in das Loch gedreht worden. Man hätte einen Schraubenzieher gebraucht, um die Schrauben zu entfernen und die Zapfen herauszureißen. Am Tisch und am Stuhl war nichts, am Eimer ehemals ein Henkel gewesen, aber dieser Henkel war entfernt worden. Es gab nur noch ein einziges Hilfsmittel für Dantès, nämlich seinen Krug zu zerbrechen und sich mit einer größeren Scherbe ans Werk zu machen. Er ließ den Krug auf das Pflaster fallen. Der Krug zersprang in tausend Scherben. Dantès wählte zwei, drei scharfkantige Stücke aus, verbarg sie in einem Strohsack und ließ die übrigen zerstreut auf dem Boden liegen. Das Zerbrechen eines Krugs war ein zu natürliches Ereignis, um sich darüber zu beunruhigen. Edmond hatte die ganze Nacht zum Arbeiten, aber er kam schlecht voran, da er aufgrund der Finsternis nur blind herumtappend arbeiten konnte, und er spürte bald, daß er das ungeeignete Werkzeug auf einem härteren Stein abstumpfte. Er schob also sein Bett wieder zurück und erwartete den Tag. Mit der Hoffnung war auch die Geduld wieder zu ihm gekommen. Er horchte die ganze Nacht und hörte den unbekannten Bergmann, der sein unterirdisches Werk fortsetzte.

Der Tag kam, der Gefangenewart trat ein. Dantès sagte zu ihm, daß der Krug seiner Hand entglitten und zerbrochen sei, als er am vorigen Abend daraus getrunken habe. Der Wärter entfernte sich brummend, um einen neuen Krug zu holen, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, die Scherben des alten mitzunehmen. Er kam einen Augenblick später zurück, mahnte den Gefangenen zu mehr Geschicklichkeit und ging. Dantès hörte mit einer unbeschreiblichen Freude das Knarren des Schlosses, das ihm früher jedesmal das Herz zusammenpreßte. Er hörte das Geräusch der Schritte sich entfernen. Dann, als endlich der letzte Nachhall verklungen war, sprang er zu seinem armseligen Lager, rückte es weg und konnte beim

Schimmer des schwachen Taglichts, das in seinen Kerker drang, die unnütze Arbeit sehen, die er in der vergangenen Nacht getan, indem er die Steine selbst, anstatt den sie umgebenden Mörtel angekratzt hatte.

Durch die Feuchtigkeit war der Mörtel porös geworden. Dantès sah mit freudigem Herzpochen, daß er sich stückweise ablösen ließ. Freilich waren diese Stücke fast so winzig wie Staubkörnchen, aber nach Ablauf einer halben Stunde hatte Dantès doch etwa eine Handvoll davon losgemacht. Ein Mathematiker hätte berechnen können, daß man bei etwa zweijähriger Fortsetzung dieser Arbeit, vorausgesetzt, daß man nicht auf den Felsen stieße, einen Weg von zwei Fuß Breite und Höhe und von siebenundzwanzig Fuß Tiefe aushöhlen könnten. Der Gefangene machte sich nun Vorwürfe, zu dieser Arbeit nicht jene langen, immer langsamer und stets gleich verflissenen Stunden verwendet zu haben, die er in der Hoffnung mit Gebeten und in Verzweiflung verlor. Seit seiner ungefähr sechsjährigen Haft in diesem Kerker, welche Arbeit, wie langsam sie auch war, hätte er vollenden können! Und dieser Gedanke beseelte ihn mit neuem Eifer.

In drei Tagen gelang es ihm, mit unerhörten Vorsichtsmaßnahmen, allen Mörtel wegzuscharren und den Stein sichtbar zu machen. Die Mauer war aus Bruchsteinen gemacht, und zur Erhöhung ihrer Dauerhaftigkeit war stellenweise ein Quaderstein in sie eingefügt. Einen solchen Quaderstein hatte er fast ganz freigelegt, und es handelte sich nun darum, ihn in seinem Gefüge zu erschüttern. Dantès versuchte es mit seinen Fingernägeln, aber sie waren dazu ungenügend. Die in die Zwischenräume gebrachten Krugscherben zerbrachen, als Dantès sie wie Hebel anwenden wollte. Dantès erhob sich, den Angstschweiß auf der Stirn. Sollte er denn schon jetzt, zu Beginn, aufgehalten werden und untätig und nutzlos warten müssen, bis sein Nachbar, der vielleicht selbst ermüden konnte, alles vollendet hätte?

Dann tauchte ein Gedanke in ihm auf. Er blieb lächelnd ste-

hen. Seine schweißfeuchte Stirn trocknete von selbst. Der Gefangenewärter brachte täglich die Suppe von Dantès in einem Topf aus Weißblech. Dieser Topf enthielt seine Suppe und jene eines zweiten Gefangenen, denn Dantès hatte bemerkt, daß die Kasserolle ganz voll oder halb leer war, je nachdem, ob der Gefangenewärter die Essensausgabe bei ihm oder bei seinem Gefährten anfang. Diese Kasserolle hatte einen eisernen Stiel. Auf ihn hatte es Dantès abgesehen und würde ihn, auf Verlangen, mit zehn Jahren seines Lebens bezahlt haben.

Der Gefangenewärter goß den Inhalt dieser Kasserolle in den Teller von Dantès. Nach dem Essen seiner Suppe mit einem hölzernen Löffel wusch Dantès diesen Teller, der so täglich gebraucht wurde. Am Abend stellte Dantès seinen Teller auf den Boden, auf halbem Weg zwischen Tür und Tisch, der Kerkermeister trat beim Hereinkommen auf diesen Teller und zerbrach ihn in tausend Stücke. Diesmal konnte man Dantès keinen Vorwurf machen. Natürlich war es dumm von ihm gewesen, seinen Teller auf dem Boden zu lassen, aber auch dumm vom Gefangenewärter, nicht auf seine Füße zu schauen. Der Wärter begnügte sich also zu brummen. Dann blickte er umher, in welches Gefäß er die Suppe gießen könnte. Das Mobiliar von Dantès beschränkte sich auf diesen einzigen Teller; es gab keine Wahl.

»Lassen Sie die Kasserolle da«, sagte Dantès, »Sie können sie wieder mitnehmen, wenn Sie mir morgen früh mein Frühstück bringen.«

Dieser Rat schmeichelte der Faulheit des Gefangenewärters, der somit nicht hinauf, herab und wieder hinauf zu gehen brauchte. Er ließ die Kasserolle da. Dantès bebte vor Freude. Diesmal aß er rasch die Suppe und das Fleisch, das man, wie in Gefängnissen üblich, in der Suppe schwimmend servierte. Dann, nach einer Stunde des Wartens, um gewiß zu sein, daß der Gefangenewärter sich nicht anders besinnen würde, rückte er sein Bett weg, nahm die Kasserolle, steckte das En-

de des Stieles zwischen den mörtelfreien Quaderstein und die anstoßenden Bruchsteine und begann die Hebelarbeit. Ein leichtes Nachgeben bewies Dantès, daß sein Werk gelang. Wirklich war nach Verlauf einer halben Stunde der Stein aus der Mauer gezogen, worin er eine Vertiefung von mehr als anderthalb Fuß im Durchmesser zurückließ. Dantès hob sorgfältig allen Mörtel auf, trug ihn in die Winkel seines Gefängnisses, kratzte etwas Erde mit einer Scherbe vom Boden ab und bedeckte den Mörtelstaub wieder mit Erde. Dann, da er diese Nacht nützen wollte, in der der Zufall oder vielmehr die von ihm ersonnene kluge Kombination ein so wertvolles Werkzeug in seine Hände gebracht hatte, fuhr er fort, mit großem Eifer weiterzukratzen. Mit Tagesanbruch schob er den Stein wieder in sein Loch, rückte sein Bett wieder an die Mauer und legte sich nieder.

Das Frühstück bestand aus einem Stück Brot. Der Wärter trat ein und legte es auf den Tisch.

»Nun, bringen Sie mir keinen neuen Teller?« fragte Dantès.

»Nein«, antwortete der andere, »Sie sind ein Alleszerbrecher, Sie haben Ihren Krug in Scherben fallen lassen, und Sie sind schuld, daß ich Ihren Teller zertrat. Wenn alle Gefangenen solche Verwüstungen anstellen würden wie Sie, so könnte die Regierung nicht genug aufreiben. Man läßt Ihnen die Kasserolle, man wird Ihnen Ihre Suppe hineingießen, und auf diese Art werden Sie vielleicht Ihren Hausrat nicht zerbrechen.«

Dantès hob die Augen zum Himmel empor und faltete seine Hände unter seiner Bettdecke. Das Stück Eisen, das ihm blieb, erregte in seinem Herzen einen freudigeren Aufschwung von Dankbarkeit gegen die Vorsehung als es jemals in seinem vergangenen Leben die größten ihm zuteil gewordenen Wohltaten vermocht hatten. Nur bemerkte er, daß, seitdem *er* zu arbeiten begann, der Gefangene nicht mehr arbeitete. Gleichviel, dies war kein Grund, sein Werk aufzugeben: Wenn sein Nachbar nicht zu ihm kam, so wollte er zu ihm gehen.

Den ganzen Tag arbeitete er ohne Unterlaß; am Abend hatte er mit Hilfe seines neuen Werkzeugs mehr als zehn Hände voll Schutt von Bruchsteinen, Gips und Mörtel aus der Mauer gezogen. Als die Stunde des Besuches kam, machte er den umgebogenen Stiel seiner Kasserolle aufs Beste wieder gerade und stellte sie wieder an ihren gewöhnlichen Platz. Der Gefangenewartler goß die gewöhnliche Ration Suppe und Fleisch hinein oder vielmehr Suppe und Fisch, denn dieser Tag war ein Fastentag, und drei Tage in jeder Woche ließ man die Gefangenen fasten. Dies wäre wieder ein Mittel gewesen, die Zeit zu berechnen, hätte nicht Dantès seit langer Zeit diese Berechnung aufgegeben. Nach dem Eingießen der Suppe entfernte sich der Wärter wieder. Diesmal wollte Dantès sich Gewißheit verschaffen, ob sein Nachbar wirklich zu arbeiten aufgehört habe: Er horchte. Alles war ruhig, wie während jener drei Tage, an denen die Arbeiten unterbrochen worden waren. Dantès seufzte. Offenbar mißtraute ihm sein Nachbar. Deswegen verlor er aber den Mut nicht und arbeitete die ganze Nacht hindurch. Allein, nach zwei- bis dreistündiger Arbeit stieß er auf ein Hindernis, das Eisen griff nicht mehr und glitt über eine ebene Oberfläche hin. Dantès betastete das Hindernis mit seinen Händen und stellte fest, daß er auf einen Balken gestoßen war. Dieser Balken durchzog oder vielmehr versperrte völlig das von Dantès begonnene Loch. Der unglückliche junge Mann hatte ein solches Hindernis nicht erwartet.

»O mein Gott, mein Gott!« rief er aus. »Ich hatte Dich doch so innig gebeten, daß ich hoffte, Du habest mich erhört. Mein Gott! Nachdem Du mir die Freiheit des Lebens genommen, mein Gott, nachdem Du mir die Ruhe des Todes entzogen, mein Gott, der Du mich wieder in das Dasein gerufen, mein Gott, hab Erbarmen mit mir, laß mich nicht in Verzweiflung sterben!«

»Wer spricht von Gott und von Verzweiflung zu gleicher Zeit?« fragte deutlich vernehmbar eine Stimme, die aus der Tiefe der Erde heraufzukommen schien, und, durch die Un-

durchlässigkeit der Materie gedämpft, mit einem Grabesklange zu dem jungen Manne gelang.

Edmond spürte, wie sich ihm die Haare sträubten, und rutschte auf seinen Knien zurück. »Ah«, murmelte er, »ich höre einen Menschen sprechen.«

Seit vier bis fünf Jahren hatte Edmond nur seinen Gefangenwärter sprechen hören, und für den Gefangenen ist so einer kein Mensch: Er ist eine lebendige Tür, ein Teil dieser Tür aus Eichenholz, er ist eine Gitterstange aus Fleisch, Teil der eisernen Gitterstangen.

»Um Himmels willen!« rief Dantès aus. »Sie, der Sie gesprochen haben, sprechen Sie ruhig weiter, auch wenn Ihre Stimme mich erschreckt hat.«

»Wer sind Sie?« fragte die Stimme.

»Ein unglücklicher Gefangener«, erwiderte Dantès, der gerne antwortete.

»Aus welchem Land?«

»Franzose.«

»Ihr Name?«

»Edmond Dantès.«

»Ihr Beruf?«

»Seemann.«

»Seit wann sind Sie hier?«

»Seit dem 28. Februar 1815.«

»Ihr Verbrechen?«

»Ich bin unschuldig.«

»Doch wessen beschuldigt man Sie?«

»Für die Rückkehr des Kaisers konspiriert zu haben.«

»Wie? Für die Rückkehr des Kaisers? Der Kaiser ist also nicht mehr auf dem Thron?«

»Er hat im Jahre 1814 in Fontainebleau abgedankt und ist

auf die Insel Elba verbannt worden. Aber seit wann sind denn Sie selbst hier, daß Sie dies alles nicht wissen?«

»Seit 1811.«

Dantès schauderte. Dieser Mann war vier Jahre länger im Kerker als er.

»Es ist gut, graben Sie nicht mehr«, versetzte die Stimme hastig, »nur sagen Sie mir, bis zu welcher Höhe die von Ihnen gemachte Aushöhlung reicht?«

»Auf Bodenhöhe.«

»Wie ist sie versteckt?«

»Hinter meinem Bett.«

»Hat man Ihr Bett, seitdem Sie im Gefängnis sind, je von seinem Platz gerückt?«

»Niemals.«

»Wohin führt Ihre Zelle?«

»In den Gang.«

»Und der Gang?«

»Mündet in den Hof.«

»Ach!« murmelte die Stimme.

»O mein Gott! Was ist mit Ihnen?« rief Dantès.

»Was mit mir ist? Ich habe mich geirrt, die Unvollkommenheit meiner Zeichnungen hat mich getäuscht, das Fehlen eines Kompasses hat mich ins Verderben gestürzt, eine fehlerhafte Linie auf meinem Plan beträgt in Wirklichkeit fünfzehn Fuß, so daß ich die Mauer, durch die Sie graben, für jene der Zitadelle hielt.«

»Dann kämen Sie aber ans Meer?«

»Das wollte ich auch.«

»Und wenn es Ihnen gelungen wäre?«

»Ich wäre geschwommen, hätte eine von den Inseln erreicht, die Château d'If umgeben, die Insel Daume, die Insel Tibou-

len oder auch die Küste, und dann wäre ich gerettet.«

»Hätten Sie denn so weit schwimmen können?«

»Gott würde mir die Kraft verliehen haben, aber jetzt ist alles verloren!«

»Alles?«

»Ja, verstopfen Sie Ihre Öffnung wieder sorgfältig, arbeiten Sie nicht mehr weiter, beschäftigen Sie sich mit nichts und erwarten Sie von mir Nachricht.«

»Wer sind Sie... sagen Sie mir wenigstens, wer Sie sind?«

»Ich bin... ich bin die Nummer 27.«

»Sie mißtrauen mir also?« fragte Dantès.

Edmond glaubte, ein bitteres Lachen durch das Gewölbe dringen und zu ihm tönen zu hören.

»Oh! Ich bin ein guter Christ«, rief er in der Ahnung aus, daß dieser Mann ihn zu verlassen gedachte. »Ich schwöre Ihnen bei dem Erlöser, daß ich mich lieber töten würde, als Ihren Henkern und den meinigen gegenüber auch nur einen Schatten der Wahrheit durchblicken zu lassen, aber, um Himmels willen, berauben Sie mich Ihrer Gegenwart nicht, entziehen Sie mir Ihre Stimme nicht, oder, ich schwöre es Ihnen, denn ich bin am Ende meiner Kraft, ich zerschmettere mir den Schädel an der Mauer, und Sie werden sich meinen Tod vorzuwerfen haben!«

»Wie alt sind Sie?« fuhr der unbekannte Gefährte fort. »Ihre Stimme scheint mir jene eines jungen Mannes zu sein?«

»Ich weiß mein Alter nicht, denn ich habe die Zeit nicht gemessen, seitdem ich hier bin. Ich weiß nur soviel, daß ich nahe daran war, neunzehn Jahre alt zu werden, als ich am 28. Februar 1815 verhaftet wurde.«

»Noch nicht ganz sechsundzwanzig Jahre«, murmelte die Stimme. »Nun, in diesem Alter ist man noch kein Verräter.«

»Oh! Nein! Nein! Ich schwör's Ihnen«, wiederholte Dantès. »Ich hab's Ihnen schon gesagt und sag's Ihnen wieder, ich

werde mich lieber in Stücke hauen lassen, als Sie verraten.«

»Es war richtig, mit mir zu sprechen, es war richtig, mich zu bitten, denn ich wollte einen anderen Plan entwerfen und mich von Ihnen entfernen. Doch Ihr Alter beruhigt mich. Ich werde zu Ihnen kommen, erwarten Sie mich.«

»Wann?«

»Ich muß unsere Aussichten berechnen. Ich werde Ihnen ein Zeichen geben.«

»Aber Sie werden mich nicht aufgeben, Sie werden mich nicht allein lassen, Sie werden zu mir zurückkommen oder mir erlauben, zu Ihnen zu gehen. Wir werden miteinander entfliehen, und wenn wir nicht entfliehen können, miteinander sprechen, Sie von den Leuten, die Sie lieben, ich von den Leuten, die ich liebe. Sie müssen doch irgend jemand lieben?«

»Ich bin allein auf der Welt.«

»Dann werden Sie mich lieben, mich. Wenn Sie jung sind, werde ich Ihr Kamerad, wenn Sie alt sind, Ihr Sohn sein. Ich habe einen Vater, der siebzig Jahre zählen muß, wenn er noch lebt. Ich liebte nur ihn und ein junges Mädchen mit Namen Mercédès. Mein Vater hat mich nicht vergessen, davon bin ich überzeugt, aber Gott weiß, ob sie noch an mich denkt... Ich werde Sie lieben, wie ich meinen Vater liebte...«

»Gut!« sagte der Gefangene. »Bis morgen!«

Diese wenigen Worte wurden in einem Ton gesprochen, der Dantès beruhigte. Er verlangte nicht deren mehr, stand wieder auf, traf hinsichtlich des aus der Mauer gezogenen Schutts die schon früher angewendeten Vorsichtsmaßregeln und schob sein Bett wieder an die Wand. Von nun an überließ sich Dantès völlig seinem Glück. Er sollte nicht mehr allein sein, vielleicht sogar frei werden. Selbst gesetzt den schlimmsten Fall und er Hiebe Gefangener, so hatte er immerhin einen Gefährten bekommen. Geteilte Gefangenschaft ist nur mehr eine halbe Gefangenschaft, gemeinschaftliche Klagen sind fast Gebete, Gebete von zwei Personen sind beinahe Danksagungen.

Den ganzen Tag ging Dantès mit vor Freude pochendem Herzen in seinem Kerker auf und ab. Bisweilen nahm ihm diese Freude den Atem. Er setzte sich auf sein Bett, mit der Hand seine Brust pressend. Bei dem mindesten Geräusch, das er im Korridor hörte, sprang er zur Tür. Bisweilen fuhr ihm die Furcht durch den Kopf, man könnte ihn von diesem Mann trennen, den er nicht einmal kannte und doch schon wie einen Freund liebte. Für diesen Fall war sein Entschluß gefaßt: in dem Moment, da der Gefangenewart sein Bett wegschöbe und sich bückte, um das Mauerloch zu untersuchen, wollte er ihm mit dem Stein, auf dem sein Krug stand, den Schädel einschlagen. Man würde ihn zum Tode verurteilen, dies wußte er wohl, aber war er nicht schon nahe daran gewesen, vor Langeweile und Verzweiflung zu sterben, als dieses wunder-same Geräusch ihn dem Leben zurückgab?

Am Abend kam der Gefangenewart, Dantès lag auf seinem Bett. Von da aus glaubte er die unvollendete Öffnung besser bewachen zu können. Offenbar schaute er den lästigen Besucher mit einem sonderbaren Blick an, denn dieser sagte zu ihm: »Na, wollen Sie wieder verrückt werden?«

Dantès antwortete nicht, aus Furcht, seine bewegte Stimme möchte ihn verraten. Der Gefangenewart ging kopfschüttelnd fort. Nach Anbruch der Nacht glaubte Dantès, daß sein Nachbar die Stille und Finsternis benutzen würde, um das Gespräch mit ihm wieder anzuknüpfen, aber er täuschte sich. Die Nacht verfloß, ohne daß irgendein Geräusch sein fieberhaftes Warten beendete. Doch am andern Tag, nach dem Mittagsbesuch des Kerkermeisters, hörte er drei Schläge mit gleichmäßigen Pausen dazwischen, und nachdem er sein Bett von der Wand weggezerrt hatte, stürzte er auf die Knie.

»Sind Sie es?« fragte er. »Hier bin ich!«

»Ist Ihr Wärter weg?« fragte die Stimme.

»Ja«, antwortete Dantès, »er wird erst abends wiederkommen... wir haben zwölf Stunden der Freiheit!«

»Ich kann also weitermachen?« fragte die Stimme.

»Oh! Ja! Ja! Ohne Aufschub, gleich auf der Stelle, ich bitte Sie inständig.«

Sogleich schien der Haufen Erde, auf den Dantès, halb im Dunkel verloren, seine beiden Hände stützte, unter ihm zu weichen; er zog sich zurück, während eine losgelöste Masse von Erde und Steinen in ein Loch stürzte, das sich unter der von ihm gegrabenen Öffnung auftat. Dann sah er auf dem Grund dieses düsteren Lochs, dessen Tiefe er nicht abschätzen konnte, einen Kopf, Schultern und endlich einen ganzen Menschen erscheinen, der mit ziemlicher Behendigkeit aus der Vertiefung herausstieg.

16. KAPITEL

Ein italienischer Gelehrter

Dantès schloß den neuen, so lange und so ungeduldig erwarteten Freund in seine Arme und zog ihn ans Fenster, um ihn in dem schwachen Tageslicht, das in den Kerker drang, besser erkennen zu können. Es war ein Mann von mittlerer Größe mit mehr durch das Denken als durch das Alter weiß gewordenen Haaren, mit durchdringenden Augen, verborgen unter dichten, ergrauenden Brauen und einem noch schwarzen Bart, der ihm bis auf seine Brust reichte. Das magere, von tiefen Falten zerfurchte Gesicht und der kühne Schwung seiner charakteristischen Züge offenbarten einen Mann, der mehr gewohnt war, seine moralischen Fähigkeiten als seine physischen Kräfte zu üben. Die Stirn des Gastes war schweißbedeckt. Seine Kleidung betreffend, war es unmöglich, ihre ursprüngliche Form zu erkennen, denn sie zerfiel in Fetzen. Er schien wenigstens fünfundsechzig Jahre alt zu sein, obgleich eine gewisse Kraft in der Bewegung anzeigte, daß er viel-

leicht weniger Jahre zählte und in der langen Gefangenschaft gealtert war. Er nahm die enthusiastischen Beteuerungen des jungen Mannes mit einer Art von Vergnügen auf. Sein zu Eis erstarrtes Gemüt schien sich durch die Begegnung mit dieser glühenden Seele einen Augenblick zu erwärmen und zu schmelzen. Er dankte ihm für seine Herzlichkeit mit einer gewissen Wärme, obgleich seine Enttäuschung groß gewesen war, da einen zweiten Kerker zu finden, wo er die Freiheit zu gewinnen hoffte.

»Zunächst wollen wir sehen«, sagte er, »wie es möglich ist, den Augen Ihrer Wärter die Spuren meines Durchganges zu entziehen. Unsere ganze künftige Ruhe ist davon abhängig, daß sie nichts von dem mitbekommen, was geschehen ist.«

Dann bückte er sich zu der Öffnung hinab, nahm den Stein, den er ungeachtet seines Gewichtes leicht aufhob, und schob ihn in das Loch.

»Dieser Stein ist sehr nachlässig herausgebrochen worden«, bemerkte er kopfschüttelnd. »Sie haben wohl keine Werkzeuge?«

»Und Sie«, fragte Dantès mit Erstaunen, »haben Sie denn welche?«

»Ich habe mir einige gemacht. Mit Ausnahme einer Feile hab' ich alles, was ich brauche: Meißel, Zange, Hebel.«

»Oh! Ich wäre neugierig, diese Erzeugnisse Ihrer Geduld und Ihrer Geschicklichkeit zu sehen«, erwiderte Dantès.

»Sehen Sie, da ist ein Meißel.« Und er zeigte ihm eine starke spitze Klinge, mit einem Stiel aus einem Stück Buchenholz.

»Womit haben Sie denn dies gemacht?« fragte Dantès.

»Aus einem meiner Bettpfosten. Mit diesem Werkzeug habe ich den ganzen Weg gegraben, der mich hierher führt: etwa fünfzig Fuß.«

»Fünfzig Fuß!« rief Dantès etwas erschrocken aus.

»Sprechen Sie leiser, junger Mann, sprechen Sie leiser«, erwiderte der Unbekannte und schaute sich um. »Es geschieht oft, daß man an den Türen der Gefangenen horcht.«

»Man weiß, daß ich allein bin.«

»Trotzdem.«

»Und Sie sagen, daß Sie fünfzig Fuß durchbrochen haben, um hierher zu kommen?«

»Ja, dies ist ungefähr die Entfernung zwischen meiner Zelle und der Ihrigen. Nur habe ich meine krumme Linie schlecht berechnet, in Ermangelung geometrischer Instrumente, um meine Verhältnisskala herzustellen: Anstatt einer Ellipse von vierzig Fuß mußte ich eine solche von fünfzig Fuß vorfinden. Ich glaubte, wie ich Ihnen sagte, an die äußere Mauer zu kommen, diese Mauer zu durchgraben und mich ins Meer zu stürzen. Ich habe den Korridor entlang gegraben, an den Ihr Kerker stößt, anstatt mich unter ihm durchzuarbeiten. Meine ganze Arbeit ist verloren, denn dieser Korridor führt in einen Hof voller Wächter.«

»Es ist wahr«, versetzte Dantès, »aber dieser Korridor zieht sich nur an einer Seite meiner Kammer entlang, und meine Kammer hat vier Seiten.«

»Ja, gewiß, aber da ist gleich eine, deren Mauer der Felsen bildet: es bedürfe einer zehnjährigen Arbeit von zehn mit allen ihren Werkzeugen versehenen Bergarbeitern, um diesen Felsen zu durchbrechen. Jene andere muß an die Fundamente der Wohnung des Gouverneurs anschließen: wir würden in die höchstwahrscheinlich zugesperrten Kellerräume geraten und wären gefangen. Die andere Seite geht... warten Sie doch... wohin geht die andere Seite?«

Diese Seite war von einer Schießscharte durchbrochen, durch welche das Licht eindrang. Diese Schießscharte, die sich immer enger werdend bis zu dem Punkt erstreckte, wo sie dem Tageslicht den Eingang gewährte, und durch die gewiß kein Kind hätte schlüpfen können, war überdies mit drei Rei-

hen eiserner Gitterstangen besetzt, die den argwöhnischsten Gefangenenwärter beruhigen durfte. Um einen Fluchtversuch brauchte er sich hier keine Sorgen zu machen. Dennoch zog der andere Gefangene, noch während er diese Frage stellte, den Tisch unter das Fenster.

»Steigen Sie auf diesen Tisch!« sagte er zu Dantès.

Der gehorchte, stieg auf den Tisch, stemmte, die Absichten seines Gefährten erratend, den Rücken an die Mauer und hielt ihm beide Hände hin. Sein Gefährte stieg dann hurtiger, als sein Alter es vermuten ließ, mit der Gewandtheit einer Katze oder Eidechse zuerst auf den Tisch, dann vom Tisch in die verschränkten Hände von Dantès, und von seinen Händen auf seine Schultern. Tiefgebeugt, denn das Kerkergewölbe hinderte ihn, sich aufzurichten, steckte er seinen Kopf zwischen die erste Reihe der Eisenstangen und konnte dann von oben nach unten schauen. Schon einen Augenblick später zog er schnell den Kopf zurück.

»Oh! Oh!« seufzte er. »Ich hatte es vermutet.«

Und er glitt an Dantès herunter auf den Tisch und sprang dann auf den Boden.

»Was hatten Sie vermutet?« fragte der junge Mann und sprang gleichfalls neben ihm herab.

Der alte Gefangene dachte nach.

»Ja«, sagte er, »so ist's. Die vierte Seite Ihres Kerkers stößt an eine äußere Galerie, eine Art Rundgang, wo die Patrouillen passieren und die Posten wachen.«

»Wissen Sie es gewiß?«

»Ich habe den Tschako eines Soldaten und den Lauf seines Gewehres gesehen und mich nur aus Furcht, er könnte mich bemerken, so rasch zurückgezogen.«

»Und jetzt?« fragte Dantès.

»Jetzt sehen Sie, daß es unmöglich ist, aus ihrem Kerker zu entfliehen.«

»Somit?...« fuhr der junge Mann in seinem fragenden Ton fort.

»Somit geschehe der Wille Gottes«, antwortete der alte Gefangene. Und ein Gepräge inniger Ergebenheit drückte sich den Zügen des Greises auf. Dantès schaute diesen Mann, der so abgeklärt auf eine seit so langer Zeit genährte Hoffnung verzichtete, mit einem mit Bewunderung vermischten Erstaunen an.

»Wollen Sie mir nun sagen, wer Sie sind?« fragte Dantès.

»O mein Gott! Ja, wenn Sie dies noch interessieren kann, jetzt, da ich Ihnen nicht mehr zu nützen vermag.«

»Sie können mir nützlich sein, indem Sie mich trösten und mich stützen, denn Sie scheinen ein Starker unter den Starken zu sein.«

Der Abbé lächelte traurig. »Ich bin Abbé Faria«, sagte er, »Gefangener seit 1811 im Château d'If, wie Sie wissen. Allein, ich war zuvor schon drei Jahre in der Festung Fenestrelles eingesperrt. Im Jahre 1811 hat man mich von Piemont nach Frankreich gebracht. Damals erfuhr ich, daß zu jener Zeit das Schicksal Napoleon, dem es so geneigt zu sein schien, einen Sohn geschenkt hatte und daß man diesen Sohn in der Wiege zum König von Rom ernannt habe. Ich war damals weit entfernt, das zu vermuten, was Sie mir soeben erzählten: daß vier Jahre später dieser Koloß gestürzt wurde. Wer herrscht jetzt in Frankreich? Napoleon II.?«

»Nein, Ludwig XVIII.«

»Ludwig XVIII. der Bruder Ludwigs XVI.? Die Beschlüsse des Himmels sind sonderbar und geheimnisvoll! Welche Absicht hegte denn die Vorsehung, den Mann zu erniedrigen, den sie erhöht, und jenen zu erhöhen, den sie erniedrigt hatte?«

Dantès betrachtete diesen Mann, der einen Augenblick sein eigenes Geschick vergaß, um sich so mit den Geschicken der Welt zu beschäftigen.

»Ja, ja«, fuhr er fort, »es ist wie in England: Nach Karl I. Cromwell, nach Cromwell Karl II. und vielleicht wie nach Jakob II. ein Prinz von Oranien, ein Statthalter, der sich zum König aufwerfen wird, und dann neue Zugeständnisse an das Volk, dann eine Konstitution, dann die Freiheit. Sie werden sehen, junger Mann«, sagte er, drehte sich zu Dantès um und schaute ihn an mit leuchtenden und forschenden Augen, wie sie die Propheten gehabt haben mußten. »Sie sind noch in dem Alter, es zu sehen, Sie werden es sehen.«

»Ja, wenn ich hier herauskomme.«

»Ah! Richtig«, versetzte Abbé Faria, »wir sind Gefangene. Es gibt Momente, wo ich es vergesse und wo ich, weil mein Auge durch die mich umschließenden Mauern dringt, in Freiheit zu sein glaube.«

»Aber warum sind Sie eingeschlossen?«

»Weil ich im Jahre 1807 den Plan geträumt habe, den Napoleon im Jahre 1811 verwirklichen wollte. Weil ich wie Machiavelli statt all dieser Fürstlein, die aus Italien ein Nest kleiner tyrannischer Königreiche machten, ein großes und einziges Reich wollte, einig und stark. Weil ich meinen Cesare Borgia in einem gekrönten Einfaltspinsel zu finden glaubte, der vorgab, mich zu begreifen, um mich besser verraten zu können. Dies war das Projekt von Alexander VI. und von Clemens VII. Es ist bisher noch immer gescheitert. Und weil sogar sie es vergebens unternahmen und Napoleon es auch nicht vollbringen konnte, muß Italien wohl verflucht sein.«

Und der Greis neigte den Kopf. Dantès begriff nicht, wie ein Mann für dergleichen Interessen sein Leben wagen konnte. Er kannte Napoleon, weil er ihn gesehen und gesprochen hatte, dagegen war ihm völlig unbekannt, wer Clemens VII. und Alexander VI. waren.

»Sind Sie nicht«, fragte Dantès, der die im Château d'If verbreitete Meinung zu teilen begann, »sind Sie nicht jener Priester, den man für krank hält?«

»Den man für verrückt hält, wollen Sie sagen, nicht wahr?«

»Ich wagte es nicht zu äußern«, antwortete Dantès lächelnd.

»Ja, ja«, fuhr Faria mit einem bitteren Lächeln fort, »ja, ich gelte für einen Narren, ich unterhalte seit so langer Zeit die Besucher dieses Gefängnisses und würde die kleinen Kinder ergötzen, wenn es Kinder gäbe in der Behausung des hoffnungslosen Schmerzes.«

Dantès blieb einen Augenblick unbeweglich und stumm.

»Sie verzichten also auf eine Flucht?« fragte er ihn.

»Ich halte eine Flucht für unmöglich. Es heißt, sich gegen Gott aufzulehnen, wenn man das versucht, dessen Vollbringung Gott nicht will.«

»Warum sich entmutigen? Man würde auch von der Vorsehung zuviel verlangen, wollte man auf das Gelingen des ersten Versuches hoffen! Können Sie nicht nach einer andern Richtung hin das weiterführen, was Sie in dieser gemacht haben?«

»Wissen Sie eigentlich, was ich alles getan habe, daß Sie so einfach von Weiterführen sprechen? Wissen Sie, daß ich vier Jahre brauchte, um die Werkzeuge zu machen, die ich besitze? Daß ich seit zwei Jahren eine granitharte Erde ausscharre und aushöhle? Wissen Sie, daß ich Steine aus ihren Fugen bringen mußte, die ich ehemals nicht bewegen zu können geglaubt hätte? Daß ganze Tage allein mit dieser titanischen Arbeit verwendet wurden und daß ich bisweilen abends mich glücklich fühlte, wenn ich einen Quadratzoll von diesem alten Mörtel entfernt hatte, der so hart geworden war wie der Stein selbst. Wissen Sie, daß ich, um all diese Erde und all diese Steine wegzuschaffen, die ich aushob, durch das Gewölbe einer Treppe graben mußte, in deren hohlen Raum all dieser Schutt nach und nach geworfen wurde, so daß der hohle Raum jetzt voll ist, und ich keine Handvoll Staub mehr unterzubringen wüßte? Und wissen Sie, daß ich das Ziel all meiner Mühen zu erreichen glaubte, daß ich die rechte Kraft in mir

fühlte, dieses Werk zu vollenden, und daß nun Gott dieses Ziel nicht nur ein Stück von mir zurückzieht, sondern es auch, ich weiß nicht wohin, gänzlich entrückt? Ah! Ich sage es Ihnen, ich wiederhole es Ihnen, ich werde fortan nichts mehr tun, um zu versuchen, meine Freiheit wieder zu erringen, weil es Gottes Wille ist, daß sie für immer verloren ist.«

Edmond senkte den Kopf, um diesem Manne nicht zu gestehen, daß die Freude, einen Gefährten zu haben, ihn daran hinderte, den Schmerz zu bemitleiden, wie er es hätte tun sollen, den der Gefangene wegen des Mißlingens seines Fluchtversuchs empfand. Abbé Faria ließ sich auf Edmonds Bett nieder, während Edmond stehenblieb. Der junge Mann hatte niemals an Flucht gedacht. Es gibt Dinge, die so unmöglich scheinen, daß man nicht einmal den Gedanken faßt, sie zu versuchen, und daß man sie aus Instinkt vermeidet. Fünfzig Fuß unter der Erde graben, auf diese Operation eine dreijährige Arbeit verwenden, um, wenn sie gelingt, an einen Abgrund zu gelangen, der senkrecht in das Meer führt, sich von einer Höhe von fünfzig, sechzig, vielleicht von hundert Fuß hinabstürzen, um sich im Fall den Kopf an irgendeinem Felsen zu zerschmettern, wenn man nicht zuvor schon im Kugelhagel der Schildwachen stirbt, dann, wenn man allen diesen Gefahren entgeht, noch eine Meile weit schwimmen, dies war zuviel, um sich nicht in sein Geschick zu ergeben, und wir haben gesehen, daß Dantès nahe daran war, diese Resignation bis zur Hingabe an den Tod zu steigern. Doch jetzt, da der junge Mann gesehen hatte, wie sich ein Greis mit so großer Energie an das Leben klammerte und ihm damit ein Beispiel verzweifelter Entschlußkraft gab, begann er nachzudenken und seinen Mut zu bemessen. Ein anderer hatte das versucht, was auszuführen ihm nicht einmal in den Sinn gekommen war. Ein anderer, weniger jung, weniger stark und weniger gewandt als er, hatte sich durch große Geschicklichkeit und Geduld alle Werkzeuge verschafft, die für solch eine unglaubliche Arbeit nötig waren, die nur durch eine kleine Fehlberechnung vereitelt zu

werden drohte. Ein anderer hatte dies alles getan, für Dantès war also nichts unmöglich.

Faria hatte fünfzig Fuß durchbrochen, er würde hundert durchbrechen, Faria, mit fünfzig Jahren, drei Jahre auf sein Werk verwendet, er war nur halb so alt wie Faria und würde sechs darauf verwenden! Faria, Abbé, Gelehrter, Priester, hatte nicht gefürchtet, das Hinüberkommen vom Château d'If auf die Insel Daume, nach Ratonneau oder Lemaire zu wagen. Sollte also Edmond, der Seemann, Dantès, der kühne Taucher, der so oft einen Korallenzweig vom Grund des Meeres geholt, zögern, eine Meile weit zu schwimmen? Eine Stunde? Nun, war er denn nicht stundenlang im Meer geblieben, ohne das Ufer zu betreten? Nein, nein, Dantès bedurfte nur eines ermutigenden Beispiels. Alles, was ein anderer getan hat oder hätte tun können, Dantès wird es tun. Der junge Mann sann einen Augenblick nach.

»Ich habe gefunden, was Sie suchten«, sagte er zu dem Alten.

Faria bebte.

»Sie?« fragte er und hob seinen Kopf wieder mit einer Miene, die andeutete, daß, wenn Dantès die Wahrheit sprach, die Entmutigung seines Gefährten nicht lange dauern würde. »Lassen Sie hören, was haben Sie gefunden?«

»Der Gang, den Sie durchbrochen haben, um von Ihnen hierher zu kommen, zieht sich in derselben Richtung hin, wie die äußere Galerie, nicht wahr?«

»Ja!«

»Er kann nur etwa fünfzehn Schritte davon entfernt sein?«

»Höchstens.«

»Wohlan, wir graben gegen die Mitte des Korridors einen Weg in der Form eines Kreuzbalkens. Diesmal nehmen Sie Ihr Maß richtiger. Wir münden in die äußere Galerie aus, wir töten die Schildwache und entfliehen. Zum Gelingen dieses

Planes ist nur Mut nötig. Sie besitzen ihn, und mir fehlt es nicht an Kraft. Von der Geduld spreche ich nicht. Sie haben Ihre Beweise geliefert, und ich werde die meinigen nachliefern.«

»Einen Augenblick«, versetzte der Abbé. »Sie haben nicht gewußt, mein lieber Gefährte, von welcher Art mein Mut ist und welchen Gebrauch ich von meiner Stärke zu machen gedanke. Was die Geduld betrifft, meine ich, hinreichend geduldig gewesen zu sein, indem ich an jedem Morgen das Werk der Nacht und in jeder Nacht das Werk des Tages wieder begann. Doch nun hören Sie mich genau an, junger Mann, es geschah, weil ich Gott zu dienen glaubte, indem ich eines von seinen Geschöpfen befreite, das, unschuldig, nicht hätte verurteilt werden dürfen.«

»Wohlan«, fragte Dantès, »ist dies nicht noch immer der Fall, oder haben Sie sich für schuldig erkannt, seitdem Sie mich getroffen haben? Sagen Sie!«

»Nein, aber ich will es auch nicht werden. Bisher glaubte ich, es nur mit Sachen zu tun zu haben, und nun schlagen Sie mir vor, mit Menschen anzubinden. Ich konnte eine Mauer durchbohren und eine Treppe zerstören, aber ich werde keine Brust durchbohren und keine Existenz zerstören.«

Dantès machte eine leichte Geste des Erstaunens.

»Wie«, sagte er, »obwohl Sie frei werden könnten, würden Sie durch einen solchen Gewissenszweifel zurückgehalten?«

»Warum«, fragte Faria, »haben Sie denn nicht selbst eines Abends Ihren Gefangenenwärter mit dem Fuß Ihres Tisches totgeschlagen, seine Kleider angezogen und zu entfliehen versucht?«

»Weil mir der Gedanke nicht gekommen ist«, antwortete Dantès.

»Es geschah, weil Sie einen solchen instinktiven Abscheu vor einem Verbrechen dieser Art fühlten, daß Sie nicht einmal daran dachten«, erklärte der alte Mann, »denn in einfachen

und erlaubten Dingen sagen uns unsere natürlichen Neigungen, daß wir von der Linie unseres Rechtes nicht abweichen. Der Tiger, welcher aufgrund seiner Natur Blut vergießt, bedarf nur der Witterung durch seinen Geruchssinn, die ihm einen Fang auf Griffweite verkündet, und sogleich springt er die Beute an, stürzt sich darauf und zerreißt sie. Dies ist sein Instinkt, und er gehorcht ihm. Ein Mensch dagegen hat Abscheu vor dem Blutvergießen. Nicht die gesellschaftlichen Gesetze sind es, die den Mord ächten, die natürlichen Gesetze halten ihn zurück.«

Dantès war bestürzt: Sollte dies wirklich die Erklärung dessen sein, was wider sein Wissen in seinem Geist vorgegangen war?

»Ferner habe ich«, fuhr Faria fort, »seit meiner bald zwölfjährigen Haft alle bekannt gewordenen Fluchtversuche in meinem Geist wieder und wieder untersucht und erkannt, daß die gewaltsamen nur selten gelangen. Die gelungenen Fluchtversuche, die mit vollkommenem Erfolg gekrönten Entweichungen sind die durchdachten, die sorgfältig und langsam vorbereiteten Entweichungen. Auf diese Art ist der Herzog de Beaufort aus dem Schloß Vincennes entwichen, der Abbé Dubuquoi aus Fort-L'Évêque und Latude aus der Bastille. Es gibt auch welche, die der Zufall bieten kann. Diese sind die besten. Warten wir eine Gelegenheit ab, glauben Sie mir, und wenn diese Gelegenheit sich zeigt, nutzen wir sie.«

»Sie haben warten können«, entgegnete Dantès seufzend. »Diese lange Arbeit gewährte Ihnen eine unablässige Beschäftigung, und arbeiteten Sie nicht, um sich zu zerstreuen, so gaben Ihnen Ihre Hoffnungen Trost.«

»Es ist wahr«, erwiderte der Abbé lächelnd, »zudem beschäftigte ich mich nicht bloß damit.«

»Was taten Sie denn sonst?«

»Ich schrieb oder studierte.«

»Man gab Ihnen also Papier, Federn und Tinte?«

»Nein, ich machte sie mir selbst.«

»Sie machten sich Federn und Tinte!« rief Dantès aus.

»Ja.«

Dantès schaute diesen Mann mit Bewunderung an. Nur fiel es ihm noch schwer, seinen Worten zu glauben. Faria bemerkte diesen leichten Zweifel.

»Wenn Sie mich besuchen«, sagte er zu ihm, »werde ich Ihnen ein ganzes Werk zeigen, das Resultat der Gedanken, der Nachforschungen und Überlegungen meines ganzen Lebens, erdacht im Schatten des Kolosseums in Rom, am Fuße der Sankt-Markussäule in Venedig, an den Ufern des Arno zu Florenz, und ich hätte wohl nicht geglaubt, daß eines Tages meine Kerkermeister mir die Muße gönnen würden, es in den vier Wänden von Château d'If auszuführen. Es ist eine Abhandlung über die Möglichkeit einer allgemeinen Monarchie in Italien. Das Werk wird einen dicken Quartband geben.«

»Und Sie haben es irgendwo niedergeschrieben?«

»Auf zwei Hemden. Ich habe ein Verfahren erfunden, Leinwand glatt und eben wie Pergament zu machen.«

»Sie sind also Chemiker?«

»Ein wenig. Ich habe Lavoisier gekannt und stand in enger Verbindung mit Cabanis.«

»Aber zu einem solchen Werke bedurften Sie historischer Quellen. Sie haben also Bücher?«

»In meiner Bibliothek in Rom besaß ich rund fünftausend Bände. Durch vieles Lesen und Wiederlesen habe ich herausgefunden, daß man mit hundertfünfzig gut gewählten Werken, wenn nicht den vollständigen Umfang der menschlichen Kenntnisse, so wenigstens all das hat, was ein Mensch wissen muß. Ich habe drei Jahre meines Lebens dem Lesen und Wiederlesen dieser hundertfünfzig Bücher geweiht, so daß ich sie beinahe auswendig wußte, als ich verhaftet wurde. In meinem Gefängnis habe ich vermöge einer geringen Gedächtnisan-

strengung mich völlig an sie erinnert. So könnte ich Ihnen Thukydides, Xenophon, Plutarch, Titus Livius, Tacitus, Straba, Jornandes, Dante, Montaigne, Shakespeare, Spinoza, Machiavelli und Bossuet rezitieren. Ich habe jetzt nur die wichtigsten aufgezählt.«

»Sie verstehen also mehrere Sprachen?«

»Ich spreche fünf lebende Sprachen: Deutsch, Französisch, Italienisch, Englisch und Spanisch. Mit Hilfe des Altgriechischen verstehe ich das Neugriechische, nur spreche ich es schlecht. Doch ich lerne es gerade.«

»Sie lernen es?« fragte Dantès.

»Ja, ich habe mir ein Wörterbuch aus den Wörtern gemacht, die ich weiß. Ich habe sie geordnet, kombiniert, dergestalt hin- und hergewendet, daß sie mir genügen, meine Gedanken auszudrücken. Ich weiß ungefähr tausend Wörter. Dies ist alles, was ich, streng genommen, brauche, obgleich in den Wörterbüchern hunderttausend Wörter stehen. Ich werde nicht als Redner glänzen können, aber mich vortrefflich verständlich machen, und dies genügt mir.«

In immer ehrfürchtigeres Erstaunen versetzt, begann Edmond die Fähigkeiten dieses sonderbaren Mannes fast übernatürlich zu finden. Er wollte wenigstens irgendwo eine Lücke bei seinem Gegenüber feststellen und fuhr fort: »Aber wenn man Ihnen keine Federn gegeben hat, mit was konnten Sie denn diese umfangreiche Abhandlung schreiben?«

»Ich habe mir vortreffliche gemacht, die man den gewöhnlichen sogar vorziehen würde, wenn der Stoff bekannt wäre, aus denen sie bestehen: aus den Knorpeln der Köpfe jener äußerst großen Merlane, die man uns bisweilen an Fasttagen aufischt. Daher sehe ich immer die Mittwoche, die Freitage und die Sonnabende mit großem Vergnügen kommen, denn sie geben mir die Hoffnung, meinen Federnvorrat zu vermehren. Meine historischen Arbeiten sind, ich gestehe es, meine süßeste Beschäftigung. In die Tiefen der Vergangenheit hin-

untersteigend, vergesse ich die Gegenwart, frei und unabhängig in der Geschichte umherstreifend, erinnere ich mich nicht mehr, daß ich ein Gefangener bin.«

»Aber die Tinte?« fragte Dantès. »Woraus haben Sie die Tinte hergestellt?«

»Ehedem war ein Kamin in meinem Kerker«, antwortete Faria. »Dieser Kamin wurde offenbar schon einige Zeit vor meiner Ankunft vermauert, aber viele Jahre lang wurde darin Feuer gemacht. Das ganze Innere ist also mit Ruß überzogen. Ich löse diesen Ruß in einer kleinen Portion des Weins auf, den man mir an jedem Sonntag gönnt, und dies liefert mir vortreffliche Tinte. Um besonders wichtige Stellen hervorzuheben, welche die Augen auf sich ziehen sollen, steche ich in meine Finger und schreibe mit meinem Blut.«

»Wann werde ich dies alles sehen können?« fragte Dantès.

»Wann Sie wollen«, antwortete Faria.

»Oh! Dann sofort!« rief der junge Mann aus.

»Folgen Sie mir also«, versetzte der Abbé.

Und er kroch in den unterirdischen Gang und verschwand. Dantès folgte ihm.

17. KAPITEL

Der Kerker des Abbé

Als Dantès gebückt, aber doch mit ziemlicher Leichtigkeit dem unterirdischen Weg gefolgt war, kam er an dem entgegengesetzten Ende des Gangs an, der in die Zelle des Abbé führte. Dort verengte sich der Weg und bot kaum genügend Raum, um einen Mensch kriechend durchschlüpfen zu lassen. Der Kerker des Abbé war gepflastert. Er hatte eine von diesen Steinplatten angehoben, die sich im finstersten Winkel be-

fand, und die mühsame Arbeit begonnen, deren Ende Dantès gesehen hatte. Nachdem er die Steinplatte an ihrem Platz wieder eingefügt hatte, breitete der Abbé eine alte Matte darüber. Diese Vorsichtsmaßregel genügte, sie den Augen der Gefangenwärter zu entziehen. Kaum war der junge Mann eingetreten und stand aufrecht, als er diesen geheimnisvollen Raum mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete. Dem ersten Anblick bot er nichts Besonderes dar.

»Gut«, sagte der Abbé, »es ist erst Viertel vor eins, und wir haben noch einige Stunden vor uns.«

Dantès schaute sich um und forschte, auf welcher Uhr der Abbé die Stunde so genau habe ablesen können.

»Sehen Sie diesen Sonnenstrahl, der durch mein Fenster kommt«, sagte der Abbé, »und betrachten Sie die auf der Mauer von mir gezogenen Linien. Vermittelst dieser Linien, die die doppelte Drehung der Erde und ihre ellipsenförmige Umlaufbahn um die Sonne berücksichtigen, weiß ich die Zeit genauer, als wenn ich eine Uhr hätte, denn diese weicht mal von der wahren Zeit ab, während die Erde und die Sonne niemals abweichen.«

Dantès hatte von dieser Erklärung nichts begriffen. Er hatte immer geglaubt, wenn er die Sonne hinter den Bergen aufsteigen und im Mittelmeer untergehen sah, daß sie gehe und nicht die Erde. Diese doppelte Drehung der Erdkugel, die er bewohnte, und von der er doch nie etwas gespürt hatte, schien ihm fast unmöglich. In jedem Wort seines Gefährten sah er Geheimnisse von Wissenschaften, deren Ergründung ihm ebenso bewundernswürdig dünkte, als jene der Gold- und Diamantenminen, die er fast noch als Kind auf einer Reise nach Guzarate und Golconde besucht hatte.

»Es drängt mich«, sagte er zum Abbé, »Ihre Schätze zu betrachten.«

Der Abbé ging zum Kamin, rückte mit dem Meißel, den er noch immer in der Hand hielt, den Stein weg, der ehemals den

Herd bildete und einen ziemlich großen Hohlraum verbarg. Darin waren alle jene Gegenstände eingeschlossen, von denen er Dantès erzählt hatte.

»Was wollen Sie zuerst sehen?« fragte er.

»Zeigen Sie mir Ihr großes Werk über die Monarchie von Italien.«

Faria zog aus dem kostbaren Schrank drei bis vier wie Papyrusblätter gerollte Leinwandrollen, ungefähr vier Zoll breite und achtzehn Zoll lange Leinwandstreifen. Diese nummerierten Bänder waren über und über in einer Sprache beschrieben, welche Dantès lesen konnte, nämlich in der Muttersprache des Abbé, Italienisch, einer Sprache, die Dantès als Provençale fließend beherrschte.

»Sehen Sie«, sagte er zu ihm, »alles ist fertig. Vor etwa acht Tagen habe ich das Wort ›Ende‹ an den Schluß des hundertachtundsechzigsten Streifens geschrieben. Zwei von meinen Hemden und alle meine Taschentücher sind dazu verwendet worden. Wenn ich jemals wieder freikomme und ich finde in ganz Italien einen Buchdrucker, der es wagt, mein Werk zu drucken, so ist mein Ruf gegründet.«

»Ja«, versetzte Dantès, »das glaube ich gerne. Und nun zeigen Sie mir auch, ich bitte Sie, die Federn, mit denen Sie dieses Werk geschrieben haben.«

»Hier sind sie«, sagte Faria.

Und er zeigte dem jungen Mann ein sechs Zoll langes Stöckchen von der Dicke eines Pinselstiels, an dessen Ende mit einem Faden einer jener Knorpel gebunden war. Er trug noch die Spur jener Tinte, von welcher der Abbé mit Dantès gesprochen hatte. Die Feder lief wie eine gewöhnliche auch in eine gespaltene, schnabelförmige Spitze aus. Dantès betrachtete sie genau und schien mit den Augen das Werkzeug zu suchen, mit dem man sie auf eine so richtige Art schneiden konnte.

»Ach ja«, sagte Faria, »das Federmesser, nicht wahr? Das ist mein Meisterstück. Ich habe es, so wie das Messer hier, aus

einem alten eisernen Leuchter gemacht.«

Das Federmesser war scharf wie ein Rasiermesser. Es bot den besonderen Vorteil, daß es als Messer und zugleich als Dolch zu gebrauchen war. Dantès betrachtete diese verschiedenen Gegenstände mit derselben Aufmerksamkeit, wie er bisweilen in den Kuriositätenbuden von Marseille die von Wilden verfertigten und von weitgereisten Kapitänen aus den südlichen Meeren mitgebrachten Werkzeuge gemustert hatte.

»Mein Verfahren hinsichtlich der Tinte kennen Sie bereits«, äußerte Faria. »Ich bereite immer so viel vor, wie ich eben brauche.«

»Nun wundert mich nur eins«, erwiderte Dantès, »nämlich: daß Ihnen zu all dieser Arbeit die Tage genügt haben.«

»Ich hatte auch die Nächte«, versetzte Faria.

»Die Nächte? Besitzen Sie denn die Natur der Katzen und können Sie auch im Dunkeln sehen?«

»Nein, aber Gott hat dem Menschen die Intelligenz gegeben, um der Dürftigkeit seiner Sinne zu Hilfe zu kommen. Ich habe mir Licht verschafft.«

»Und wie?«

»Von dem Fleische, das man mir bringt, trenne ich das Fett. Ich lasse es zerschmelzen und bereite mir daraus eine Art dicken Öls. Sehen Sie, das ist mein Licht.« Und der Abbé zeigte Dantès eine Art von Lämpchen, das jenen glich, die zur Straßenbeleuchtung dienen.

»Aber Feuer?«

»Sehen Sie diese zwei Kiesel und die verbrannte Leinwand.«

»Aber Schwefelhölzchen?«

»Ich gab vor, eine Hautkrankheit zu haben, und verlangte Schwefel, den man mir bewilligte.«

Dantès legte die Gegenstände, die er in der Hand hielt, auf den Tisch und senkte den Kopf, vernichtet ob der Beharrlich-

keit und Kraft dieses Geistes.

»Dies ist nicht alles«, fuhr Faria fort, »denn man soll nicht alle seine Schätze in ein einziges Versteck tun. Verstecken wir das wieder.«

Sie legten die Steinplatte an ihren Platz, der Abbé streute ein wenig Sand darauf, fuhr mit seinem Fuß darüber, um jede Spur einer Veränderung der einstigen Anordnung zu verwischen, trat zu seinem Bett und rückte es weg. Hinter dem Kopfende war ein Loch, durch einen Stein verdeckt, der fast lückenlos abschloß, und in diesem Loch lag eine fünfundzwanzig bis dreißig Fuß lange Strickleiter. Dantès untersuchte sie genau. An ihrer Festigkeit konnte es keinen Zweifel geben.

»Wer hat Ihnen den nötigen Strick zu diesem wahren Wunderwerk geliefert?« fragte Dantès.

»Anfangs einige Hemden, die ich besaß, dann die Leintücher meines Bettes, die ich während meiner dreijährigen Gefangenschaft zu Fenestrelles aufgetrennt habe. Als man mich in das Château d'If verlegte, fand ich eine Möglichkeit, meine Fäden mitzunehmen. Hier habe ich dann mit der Arbeit weitergemacht.«

»Bemerkte man nicht, daß Ihre Betttücher keinen Saum mehr hatten?«

»Ich nähte sie wieder.«

»Womit?«

»Mit dieser Nadel.« Und der Abbé, einen Fetzen seiner Kleider beiseite schiebend, zeigte Dantès eine lange, spitze Fischgräte, in die ein Faden gezogen war, die er bei sich trug.

»Ja«, fuhr Faria fort, »anfangs hatte ich vor, diese Gitterstangen aus ihren Fugen zu bringen und durch dieses Fenster zu entfliehen, das ein wenig breiter als das Ihrige ist, wie Sie sehen. Aber ich bemerkte, daß dieses Fenster in einen Innenhof geht, und verzichtete auf dieses Vorhaben als ein zu gewagtes. Ich behielt jedoch diese Strickleiter für einen unvor-

hergesehenen Fall auf, zu einer von jenen Fluchtmöglichkeiten, über die ich mit Ihnen sprach und die der Zufall verschafft.«

Dantès dachte, während er immer noch die Strickleiter zu untersuchen schien, diesmal an etwas ganz anderes. Eine Idee war in seinem Innern aufgestiegen, nämlich daß dieser so intelligente, so listige, so scharfsinnige Geist vielleicht das Dunkel seines eigenen Unglücks klar durchschauen könnte, das er selbst nie zu erforschen vermochte.

»An was denken Sie?« fragte der Abbé lächelnd. Er deutete die Nachdenklichkeit, in die Dantès versunken war, als nun auf den höchsten Grad gesteigerte Bewunderung.

»Ich denke zunächst an die ungeheure Summe von Intelligenz, die Sie aufwenden mußten, um an das Ziel zu kommen, das Sie erreicht haben. Was hätten Sie erst in der Freiheit vollbracht?«

»Nichts. Vielleicht hätte sich diese Überfülle meines Gehirns an Nichtigkeiten verschwendet. Das Unglück ist nötig, um gewisse geheimnisvolle, in der menschlichen Intelligenz verborgene Goldadern zu ergraben. Man bedarf des Drucks, um das Pulver zu entzünden. Die Gefangenschaft hat alle meine unbestimmten Fähigkeiten auf einen einzigen Punkt vereinigt. Sie drängen sich in einem engen Raum, und, Sie wissen es, aus dem Zusammenstoß der Wolken entsteht die Elektrizität, aus der Elektrizität der Blitz, aus dem Blitz das Licht.«

»Nein, ich weiß nichts«, erwiderte Dantès, wegen seiner Unwissenheit niedergeschlagen. »Ein Teil Ihrer Äußerungen besteht für mich aus sinnleeren Worten. Sie können sich glücklich schätzen, so gelehrt zu sein.«

Der Abbé lächelte.

»Sie sagten eben, daß Sie an zwei Sachen denken? Sie haben mich nur von der ersten in Kenntnis gesetzt. Welche ist die zweite?«

»Die zweite ist, daß Sie mir Ihr Leben erzählten und das meinige gar nicht kennen.«

»Ihr Leben, junger Mann, ist wohl zu kurz, um Ereignisse von einiger Wichtigkeit zu enthalten.«

»Es enthält ein unermeßliches Unglück«, versetzte Dantès, »ein Unglück, das ich nicht verschuldet habe, und ich möchte, um nicht mehr Gott zu lästern, was ich bisweilen getan, wegen meines Unglücks den Menschen ihren jeweiligen Anteil an der Schuld beimessen können.«

»Sie halten sich also, was die Tat betrifft, deren man Sie bezichtigt, für unschuldig?«

»Völlig unschuldig, bei dem Leben der einzigen zwei Menschen, die mir teuer sind, beim Leben meines Vaters und meiner Mercédès.«

»Nun«, sagte der Abbé, indem er sein Versteck wieder schloß und das Bett wieder an seinen Platz schob, »erzählen Sie mir doch Ihre Geschichte.«

Dantès erzählte nun das, was er seine Geschichte nannte, die sich auf eine Reise nach Indien und zwei oder drei in die Levante beschränkte. Dann kam er auf seine letzte Fahrt zu sprechen, auf den Tod von Kapitän Leclère, auf das für den Großmarschall bestimmte Paket, auf seine Unterredung mit selbigem, auf den an einen Monsieur Noirtier adressierten Brief, den er von ihm erhalten hatte und zum Schluß auf seine Ankunft in Marseille, auf den Besuch bei seinem Vater, auf seine Liebe zu Mercédès, auf sein Verlobungsmahl, auf die Verhaftung und das Verhör und sein provisorisches Gefängnis im Justizpalast und auf sein jetziges im Château d'If. Über die Zeit danach wußte Dantès nichts mehr zu sagen, nicht einmal wie lange er sich nun schon als Gefangener hier befand. Am Ende der Erzählung versank der Abbé in tiefes Nachsinnen.

»Es gibt«, versetzte er nach einer kurzen Pause, »einen sehr tief sinnigen Rechtsgrundsatz, welcher auf das hinausläuft, was ich Ihnen soeben sagte, nämlich daß, sofern ein böser

Gedanke nicht aus einem verderbten Plan entspringt, die menschliche Natur dem Verbrechen eigentlich widerstrebt. Die Zivilisation hat uns jedoch Bedürfnisse, Laster und übersteigerte Gelüste gegeben, die bisweilen genügend Einfluß haben, uns dazu zu bringen, unsere guten Instinkte zu unterdrücken und uns zum Bösen führen. Daher diese Maxime: »Wenn Sie den Schuldigen entdecken wollen, suchen Sie zunächst denjenigen, dem das begangene Verbrechen nützlich sein kann.« Wem konnte Ihr Verschwinden nützlich sein?«

»Niemandem, mein Gott! Ich war doch so unbedeutend.«

»Sagen Sie das nicht, denn dieser Antwort gebricht es an Logik und zugleich an Philosophie. Alles ist relativ, mein lieber Freund, vom König an, der seinem Nachfolger im Wege steht, bis zu dem Angestellten, der dem Arbeitslosen hinderlich ist. Jeder hindert jenen, der nach ihm kommt, oder jenen, der an seiner Seite geht. Wenn der König stirbt, erbt der Nachfolger eine Krone. Wenn der Angestellte stirbt, erbt sein Nachfolger ein Gehalt von zwölfhundert Livres. Diese zwölfhundert Livres Gehalt sind für ihn, was die Zivilliste für den König ist. Sie sind ebenso notwendig, um zu überleben, wie die Millionen einem König. Jedes Individuum, von der untersten bis zur obersten Stufe der gesellschaftlichen Leiter, gruppiert um sich eine ganze Welt von Interessen, die ihre Wirbel und ihre krummen Atome hat wie die Welten von Descartes. Nur werden diese Welten immer ausgedehnter, je höher sie emporsteigen. Es ist eine umgekehrte Spiralfeder, die durch ein Gleichgewichtsspiel sich auf der Spitze hält. Kommen wir also auf Ihre Welt zurück. Sie waren kurz davor, zum Kapitän der *Pharaon* ernannt zu werden?«

»Ja.«

»Sie waren im Begriff, ein junges Mädchen zu heiraten?«

»Ja.«

»Hatte jemand ein Interesse daran, daß Sie nicht Kapitän der *Pharaon* werden sollten? Hatte jemand ein Interesse daran,

daß Sie Mercédès nicht heiraten sollten? Beantworten Sie zunächst die erste Frage, denn die Ordnung ist der Schlüssel zu allen Problemen. Ich wiederhole also: Hatte jemand ein Interesse daran, daß Sie nicht Kapitän der *Pharaon* werden sollten?»

»Nein. Ich war an Bord sehr beliebt. Wenn die Matrosen einen Chef hätten wählen dürfen, ich bin überzeugt, sie würden mich gewählt haben. Ein einziger Mann hatte einen Grund, mir zu zürnen: Ich geriet drei Monate zuvor in einen Streit mit ihm und schlug ihm ein Duell vor, das er ablehnte.«

»Aha!... Wie hieß dieser Mann?»

»Danglars.«

»Was war er an Bord?»

»Zahlmeister.«

»Hätten Sie ihn auf seinem Posten belassen, wenn Sie Kapitän geworden wären?»

»Nicht, wenn es von mir abgehangen hätte, denn ich bemerkte in seinen Rechnungen einige Unterschlagungen.«

»Gut. Nun sagen Sie mir, ob Ihrer letzten Unterredung mit diesem Kapitän Leclère jemand beigewohnt hat?»

»Nein, wir waren allein.«

»Konnte jemand Ihre Unterredung hören?»

»Ja, denn die Türe war offen, und sogar... warten Sie... ja, ja, Danglars ist gerade in dem Augenblick vorübergegangen, als Kapitän Leclère mir das für den Großmarschall bestimmte Paket übergab.«

»Gut«, stellte der Abbé fest, »wir sind auf der richtigen Fährte. Haben Sie jemand mit sich an Land genommen, als Sie bei Elba ankerten?»

»Niemand.«

»Man hat Ihnen einen Brief übergeben?»

»Ja, der Großmarschall.«

»Was haben Sie mit diesem Brief gemacht?«

»Ich habe ihn in meine Briefftasche gelegt.«

»Sie hatten also Ihre Briefftasche bei sich. Wie konnte eine Briefftasche, die ein offizielles Schreiben enthielt, in der Jackentasche eines Seemanns Platz haben?«

»Sie haben recht, die Briefftasche war an Bord.«

»Sie haben also erst an Bord den Brief in diese Briefftasche getan?«

»Ja.«

»Was haben Sie mit dem Briefe von Porto Ferraio bis an Bord gemacht?«

»Ich trug ihn in der Hand.«

»Als Sie wieder an Bord der *Pharaon* gingen, konnte also jeder sehen, Danglars wie die übrigen, daß Sie einen Brief in der Hand trugen?«

»Ja.«

»Nun, passen Sie auf. Sammeln Sie all Ihre Erinnerungen zusammen: wissen Sie noch, in welchen Ausdrücken die Denunziation geschrieben war?«

»O ja! Ich habe sie dreimal gelesen, und jedes Wort ist mir im Gedächtnis geblieben.«

»Wiederholen Sie sie mir.«

Dantès sann einen Augenblick nach.

»Sie lautet«, sagte er, »wortwörtlich so: ›Der Herr Staatsanwalt des Königs wird von einem Freund des Thrones und der Religion in Kenntnis gesetzt, daß ein gewisser Edmond Dantès – Erster Offizier des Schiffes Pharaon – diesen Morgen aus Smyrna angekommen, nachdem er in Neapel und Porto Ferraio gelandet ist, von Murat mit einem Brief für den Usurpator und vom Usurpator mit einem Brief für das bonapartistische Komitee in Paris beauftragt gewesen ist. Man wird den Beweis seines Verbrechens bei seiner Verhaftung

bekommen; denn man wird diesen Brief entweder bei ihm oder bei seinem Vater oder in seiner Kajüte an Bord der Pharaon finden.«

Der Abbé zuckte die Achseln.

»Es ist sonnenklar«, sagte er, »daß Sie offenbar ein sehr argloses und sehr gutes Herz haben, wenn Sie die Sache nicht gleich anfangs durchschaut haben.«

»Glauben Sie?« rief Dantès aus. »Ah! Das wäre richtig niederträchtig!«

»Welche Handschrift hatte Danglars gewöhnlich?«

»Eine schöne Kurrentschrift.«

»Welche Handschrift hatte der anonyme Brief?«

»Eine etwas verdrehte.«

Der Abbé lächelte.

»Eine verstellte Schrift, nicht wahr?«

»Aber doch sehr sicher, um verstellt zu sein.«

»Warten Sie!« versetzte jener. Er nahm seine Feder oder vielmehr das, was er so nannte, tauchte sie in die Tinte und schrieb mit der linken Hand auf eine ausgebreitete Leinwand einige von den ersten Zeilen der Denunziation. Dantès fuhr zurück und schaute den Abbé fast erschrocken an.

»Oh! Es ist erstaunlich«, rief er aus, »wie diese Handschrift jener gleicht.«

»Dies kommt daher, daß die Denunziation mit der linken Hand geschrieben wurde. Mir ist einmal aufgefallen«, fuhr er fort, »daß alles mit der rechten Hand Geschriebene sich unterscheidet und alles mit der linken Hand Geschriebene sich gleicht.«

»Sie haben wirklich alles gesehen und alles beobachtet.«

»Fahren wir fort.«

»Ja, oh ja!«

»Gehen wir zur zweiten Frage über.«

»Ich höre.«

»Hatte jemand ein Interesse daran, daß Sie Mercédès nicht heiraten sollten? «

»Ja, ein junger Mann, der sie liebte.«

»Sein Name?«

»Fernand.«

»Dies ist ein spanischer Name?«

»Er war Katalane.«

»Halten Sie ihn für fähig, den Brief geschrieben zu haben?«

»Nein. Der hätte mir einen Messerstich versetzt, sonst nichts.«

»Gut. Mord liegt in der spanischen Natur, Feigheit nicht.«

»Zudem«, fuhr Dantès fort, »kannte er die in der Denunziation enthaltenen Details nicht.«

»Haben Sie sie niemanden mitgeteilt?«

»Niemanden.«

»Nicht einmal Ihrer Geliebten?«

»Nicht einmal meiner Verlobten.«

»So ist es Danglars!«

»Oh! Jetzt glaube ich es.«

»Warten Sie... Kannte Danglars Fernand?«

»Nein... doch... Ich erinnere mich.«

»Und?«

»Einen Tag vor meiner Vermählung habe ich sie in der Laube von Meister Pamphile an einem Tisch beisammen sitzen sehen. Danglars war freundschaftlich und scherzhaft, Fernand blaß und verstört.«

»Waren sie allein?«

»Nein, sie hatten einen dritten Gefährten bei sich, einen Bekannten von mir, der sie bestimmt miteinander bekanntgemacht hat, ein Schneider namens Caderousse. Der war aber

schon betrunken. Aber warten Sie... Warten Sie! Warum habe ich mich nicht daran erinnert? Neben dem Tisch, an dem sie tranken, befanden sich ein Tintenfaß, Papier und Federn.« Dantès schlug sich mit der Hand an die Stirn. »Oh! Dort, dort wird man den Brief geschrieben haben. Oh! Diese Niederträchtigen! Diese Niederträchtigen!«

»Wollen Sie noch etwas wissen?« fragte der Abbé lachend.

»Ja, ja, da Sie doch alles ergründen, da Sie in allen Dingen klar sehen. Ich möchte erfahren, warum man mich nur einmal verhört, warum man mir keine Richter gegeben und warum man mich ohne Richterspruch verurteilt hat.«

»Oh! Dies ist ein wenig schwieriger«, versetzte der Abbé. »Die Justiz hat düstere und geheimnisvolle Gänge, die schwer zu erforschen sind. Was wir bis jetzt wegen Ihrer beiden Feinde getan haben, war ein Kinderspiel. Sie werden mir deshalb genauere Angaben machen müssen.«

»Nun, fragen Sie mich aus, denn Sie sehen in meinem Leben wahrhaftig klarer als ich selbst.«

»Wer hat Sie verhört? Der Staatsanwalt, sein Stellvertreter oder der Untersuchungsrichter?«

»Der stellvertretende Staatsanwalt.«

»Jung oder alt?«

»Jung. Siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Jahre.«

»Gut, dann war er noch nicht korrupt, aber schon ehrgeizig«, bemerkte der Abbé. »Wie waren seine Manieren Ihnen gegenüber?«

»Eher sanft als streng.«

»Haben Sie ihm alles erzählt?«

»Alles.«

»Hat sich sein Verhalten im Laufe des Verhörs geändert?«

»Einen Augenblick lang wurde es anders, als er den Brief gelesen hatte, der mich kompromittierte. Er schien am Boden

zerstört von meinem Unglück.«

»Von Ihrem Unglück?«

»Ja.«

»Sind Sie wirklich überzeugt, daß es Ihr Unglück war, das er beklagte?«

»Wenigstens hat er mir einen großen Beweis seiner Sympathie gegeben.«

»Welchen?«

»Er hat das einzige Aktenstück verbrannt, das mich belasten konnte.«

»Welches Aktenstück? Die Denunziation?«

»Nein, den Brief.«

»Wissen Sie es gewiß?«

»Es ist vor meinen Augen geschehen.«

»Das ist etwas anderes. Dieser Mann könnte ein schlimmer Bösewicht sein, als ich anfangs glaubte.«

»Sie machen mich schaudern, bei meiner Ehre!« erwiderte Dantès. »Ist denn die Welt nur mit Tigern und Krokodilen bevölkert?«

»Ja, nur sind die zweibeinigen Tiger und Krokodile gefährlicher als die anderen. Er hat den Brief verbrannt, sagen Sie?«

»Ja, und er sagte zu mir: ›Sie sehen, daß nur dieser Beweis gegen Sie vorliegt, und ich vernichte ihn.««

»Dieses Benehmen ist zu erhaben, um natürlich zu sein.«

»Glauben Sie?«

»Ich bin davon überzeugt. An wen war dieser Brief adressiert?«

»An Monsieur Noirtier, Rue Coq-Héron, Hausnummer 13, in Paris.«

»Gibt es einen Anlaß zu der Vermutung, daß Ihr stellvertretender Staatsanwalt irgendein Interesse daran hatte, daß dieser

Brief verschwand?«

»Möglicherweise, denn er ließ mich wiederholt, in meinem Interesse, wie er sagte, versprechen, mit niemandem von diesem Brief zu sprechen, und er ließ mich sogar schwören, den Namen zu verschweigen, der als Adresse angegeben war.«

»Noirtier...«, murmelte der Abbé, »Noirtier! Ich kannte einen Noirtier am Hofe der ehemaligen Königin von Etrurien, einen Noirtier, der in der Revolutionszeit Girondist war. Wie hieß Ihr stellvertretender Staatsanwalt?«

»De Villefort.«

Der Abbé brach in schallendes Gelächter aus. Dantès blickte ihn mit Erstaunen an.

»Was haben Sie?« fragte er.

»Sehen Sie diesen Strahl von Tageslicht?« fragte ihn der Abbé.

»Ja.«

»Nun, mir ist jetzt alles noch klarer als dieser durchsichtige und leuchtende Strahl. Armes Kind! Armer junger Mann! Und dieser Beamte war gut zu Ihnen?«

»Ja.«

»Dieser würdige Vertreter des Staatsanwalts hat den Brief verbrannt, vernichtet?«

»Ja.«

»Dieser ehrbare Lieferant des Scharfrichters hat Sie schwören lassen, niemals den Namen Noirtier auszusprechen?«

»Ja.«

»Dieser Noirtier, Sie armer Blinder, wissen Sie, wer dieser Noirtier war? Dieser Noirtier war sein Vater!«

Hätte der Blitz vor den Füßen von Dantès eingeschlagen und einen Abgrund gerissen, in dessen Tiefe die Hölle sich auf täte, die Wirkung auf Dantès hätte nicht so schnell, so elektrisierend, so vernichtend sein können als diese unerwar-

teten Worte. Er stand auf und faßte seinen Kopf mit beiden Händen, wie um ihn am Zerplatzen zu hindern.

»Sein Vater! Sein Vater!« schrie er.

»Ja, sein Vater, der Noirtier de Villefort heißt«, erwiderte der Abbé.

Nun zuckte ein blitzschnelles Licht durch das Gehirn des Gefangenen und alles, was vorher im Dunkel lag, wurde augenblicklich von sonnenhellem Tageslicht erleuchtet. Villeforts Zögern während des Verhörs, das Vernichten des Briefs, der geforderte Eid, diese fast flehende Stimme des Beamten, alles kehrte in sein Gedächtnis zurück. Er stieß einen Schrei aus, wankte einen Augenblick wie ein Betrunkener, stürzte dann zur Öffnung, die von der Zelle des Abbé in die seinige führte, und rief: »Ich muß allein sein, um über all das nachzudenken.«

In seinem Kerker angekommen, sank er auf sein Bett, wo der Gefangenenwärter ihn abends fand, aufrecht sitzend, mit starren Augen, verzerrten Zügen, aber unbeweglich und stumm wie eine Statue. Während dieser Stunden des Nachsinnens, die wie Sekunden verflossen, hatte er einen schrecklichen Entschluß gefaßt und einen furchtbaren Eid geschworen! Nur, die Voraussetzung dafür, diesen Eid zu halten und diesen Entschluß umzusetzen, war, daß er dereinst aus dem Kerker komme!

Eine Stimme weckte Dantès aus seinem Brüten. Es war jene von Abbé Faria, der nach dem Besuch seines Gefangenenwärters kam, um Dantès einzuladen, mit ihm zu Abend zu essen. Sein Status als allgemein anerkannter Verrückter und vor allem als amüsanter Verrückter verhalf dem alten Gefangenen zu einigen Privilegien, wie jenem, ein etwas weißeres Brot und sonntags ein kleines Fläschchen Wein zu bekommen. Nun war aber gerade ein Sonntag, und der Abbé lud seinen jungen Gefährten ein, sein Brot und seinen Wein zu teilen. Dantès folgte ihm. Alle Falten seines Gesichtes hatten sich

wieder geglättet und ihren gewöhnlichen Platz eingenommen, aber mit einer Starrheit und Festigkeit, die einen gefaßten Entschluß verrieten. Der Abbé schaute ihn aufmerksam an.

»Es tut mir leid, Ihnen in Ihren Nachforschungen geholfen und das gesagt zu haben, was ich sagte«, äußerte er.

»Warum?« fragte Dantès.

»Weil ich ein Gefühl in Ihr Herz geträufelt habe, das vorher nicht darin war: die Rache.«

Dantès lächelte. »Sprechen wir von etwas anderem«, erwiderte er.

Der Abbé schaute ihn wieder einen Augenblick an und schüttelte traurig den Kopf. Dann sprach er, wie Dantès ihn gebeten hatte, von etwas anderem.

Der alte Gefangene war einer von jenen Menschen, deren Gespräch, wie jenes von Leuten, die viel gelitten haben, zahlreiche Lehren und viele interessante Themen enthielt. Aber es war nicht selbstsüchtig, und dieser Unglückliche sprach nie von seinen Leiden. Dantès horchte auf jedes seiner Worte mit Bewunderung. Die einen standen im Einklang mit den Ideen, die er bereits hatte, und mit Kenntnissen, die er als Seemann besaß. Die anderen berührten unbekannte Gegenstände und zeigten dem jungen Mann wie die Nordlichter, die in den australischen Breiten den Schiffen den Weg weisen, neue, von ihren phantastischen Strahlen erleuchtete Landschaften und Horizonte. Dantès sah ein, welches Glück für ein interessiertes Publikum darin liegen würde, diesem erhabenen Geiste auf die moralischen, philosophischen oder gesellschaftlichen Höhen zu folgen, auf denen er sich spielerisch zu bewegen pflegte.

»Sie sollten mich ein wenig von dem lehren, was Sie wissen«, sagte Dantès, »wär' es auch nur, um sich mit mir nicht zu langweilen. Es dünkt mir, daß Ihnen jetzt die Einsamkeit lieber sein muß als ein Gefährte ohne Bildung und ohne Begriffsvermögen wie ich. Wenn Sie meine Bitte gewähren, so

verpflichte ich mich, mit Ihnen nicht mehr vom Entfliehen zu sprechen.«

Der Abbé lächelte. »Ach, mein Kind«, versetzte er, »das menschliche Wissen ist sehr beschränkt, und wenn ich Sie Mathematik, Physik, Geschichte und die drei bis vier lebenden Sprachen gelehrt habe, die ich spreche, werden Sie wissen, was ich weiß. Nun würde ich aber kaum zwei Jahre dazu brauchen, dieses ganze Wissen von meinem Geiste auf den Ihrigen zu übertragen.«

»Zwei Jahre!« staunte Dantès. »Sie glauben, daß ich all diese Sachen in zwei Jahren lernen könnte?«

»In ihrer Anwendung... nein, in ihren Prinzipien... ja. Lernen ist nicht gleichbedeutend mit Wissen. Es gibt Wissende und Weise. Das Gedächtnis macht die einen, die Philosophie macht die anderen.«

»Kann man denn die Philosophie nicht lernen?«

»Die Philosophie läßt sich nicht lernen. Die Philosophie ist die Vereinigung der erworbenen Wissenschaften durch das Genie, das sie anwendet. Die Philosophie ist die glänzende Wolke, auf welche Christus den Fuß gesetzt hat, um wieder zum Himmel emporzuschweben.«

»Nun«, fragte Dantès, »was werden Sie mich zuerst lehren? Es drängt mich zu beginnen, ich dürfte nach Wissen.«

»Alles!« antwortete der Abbé.

Und wirklich setzten die beiden Gefangenen von diesem Abend an einen Bildungsplan fest, dessen Ausführung am nächsten Tag begann. Dantès besaß ein hervorragendes Gedächtnis und eine außerordentliche Auffassungsgabe. Die mathematische Anlage seines Geistes befähigte ihn, alles durch die Berechnung zu begreifen, während die romantische Ader des Seemanns alles milderte, was die auf der Trockenheit der Zahlen oder auf der Richtigkeit der Linien basierende Demonstration allzu Materiell an sich haben konnte. Übrigens beherrschte er schon Italienisch und ein wenig Neugrie-

chisch, das er auf seinen Reisen in das Morgenland gelernt hatte. Mit diesen beiden Sprachen begriff er bald den Mechanismus aller übrigen, und nach Verlauf von sechs Monaten begann er Spanisch, Englisch und Deutsch zu sprechen. Wie er zu Abbé Faria gesagt hatte, sei es, daß die ihm durch das Studieren gewährte Zerstreuung die Freiheit ersetze, oder daß er, wie schon gesehen, sich streng an einmal gegebene Versprechen hielt, er sprach nicht mehr vom Entfliehen, und die Tage verflossen ihm schnell und lehrreich. Am Ende eines Jahres war er ein anderer Mensch. Aber Dantès bemerkte, daß Abbé Faria, trotz der Zerstreuung, die seine Gegenwart dessen Gefangenschaft gebracht hatte, jeden Tag düsterer wurde. Ein unablässiger und ewiger Gedanke schien seinen Geist zu belagern. Er versank in tiefe Träumereien, seufzte unwillkürlich, stand plötzlich auf, kreuzte die Arme und durchschritt finsternen Blickes sein Gefängnis. Eines Tages blieb er plötzlich mitten in einem jener hundertmal wiederholten Kreise stehen, die er in seinem Kerker beschrieb, und rief aus: »Ah! Wenn doch nur keine Schildwache dort wäre!«

»Es wird dort keine Schildwache geben, wenn Sie es nur wollen«, erwiderte Dantès, der seinem Gedanken durch die Hülle seines Gehirns wie durch einen Kristall gefolgt war.

»Ach! Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt«, versetzte der Abbé, »ein Mord widert mich an.«

»Und dennoch wäre dieser Mord, sofern er begangen würde, eine Folge unseres Überlebenswillens, eines Gefühls der Selbstverteidigung.«

»Gleichviel... ich kann das nicht...«

»Aber Sie denken dennoch daran?«

»Unablässig, unablässig«, murmelte der Abbé.

»Und Sie haben einen Ausweg gefunden, nicht wahr?« fragte Dantès rasch.

»Ja, wenn man eine blinde und taube Schildwache auf die Galerie stellen könnte.«

»Sie wird blind sein, sie wird taub sein«, entgegnete der junge Mann mit einer Entschlossenheit, die den Abbé erschreckte.

»Nein! Nein!« rief er aus. »Unmöglich!«

Dantès wollte ihn bei diesem Stoff des Gespräches festhalten, aber der Abbé schüttelte den Kopf und weigerte sich, weiter zu antworten. Drei Monate vergingen.

»Sind Sie stark?« fragte der Abbé eines Tages Dantès. Dantès nahm ohne zu antworten, den Meißel, bog ihn wie ein Hufeisen und machte ihn wieder gerade.

»Würden Sie sich verpflichten, die Schildwache nur im äußersten Notfall zu töten?«

»Ja, bei meiner Ehre.«

»Dann könnten wir unseren Plan ausführen«, äußerte der Abbé.

»Und wieviel Zeit würden wir brauchen, ihn auszuführen?«

»Wenigstens ein Jahr.«

»Aber wir könnten die Arbeit beginnen.«

»Sofort.«

»Oh! Sehen Sie, jetzt haben wir ein Jahr verloren!« rief Dantès aus.

»Glauben Sie wirklich, daß wir es verloren haben?« fragte der Abbé.

»Oh! Verzeihung! Ich bitte Sie um Verzeihung!« erwiderte Dantès errötend.

»Still!« sagte der Abbé. »Der Mensch bleibt immer nur Mensch, und Sie sind noch immer einer der besten, die ich kannte. Nun sehen Sie sich meinen Plan an.«

Der Abbé zeigte jetzt Dantès einen von ihm gezeichneten Plan. Er zeigte seine Zelle und die von Dantès sowie den Gang, der beide verband. In der Mitte des Ganges brachte er einen Stollen an, wie man sie in den Minen baut. Dieser Stoll-

len führte die beiden Gefangenen unter die Galerie, auf der die Schildwache auf und ab ging. Einmal da angekommen, würde sie einen breiten Schacht graben und eine von den Steinplatten aus ihren Fugen heben, die den Fußboden der Galerie bildeten. Zum rechten Zeitpunkt würde die Steinplatte unter dem Gewicht des wachhabenden Soldaten nachgeben, der, von dem Loch verschlungen, verschwinden würde. Dantès sollte sich auf ihn, der von seinem Sturz ganz betäubt wäre, in diesem Zustand der Wehrlosigkeit stürzen, ihn binden und knebeln, und beide stiegen dann durch ein Fenster dieser Galerie mit Hilfe der Strickleiter die äußere Mauer hinab und flüchteten. Dantès klatschte in die Hände, und seine Augen funkelten vor Freude. Dieser Plan war so einfach, daß er einfach gelingen mußte.

Noch am nächsten Tag machten sich die zwei Bergmänner mit um so größerem Eifer an ihr Werk, als diese Arbeit auf eine lange Zeit der Ruhe folgte und aller Wahrscheinlichkeit nach nur eine Fortsetzung des innersten und geheimen Gedankens eines jeden von ihnen war. Nichts unterbrach sie als die Zeit, zu welcher jeder von ihnen heimkehren mußte, um den Besuch des Gefangenenwärters zu empfangen. Sie hatten sich übrigens daran gewöhnt, an dem kaum vernehmbaren Geräusch der Schritte den Zeitpunkt zu erkennen, in dem dieser Mann herabging, und keiner von beiden wurde jemals überrascht. Die Erde, die sie aus dem neuen Gang heraus schafften und die zuletzt den alten Gang versperrt hätte, wurde nach und nach und mit unerhörten Vorsichtsmaßregeln, durch das eine oder das andere der beiden Fenster des Kerkers von Dantès oder des Kerkers von Faria geworfen. Man zerrieb sie sorgfältig, und der Nachtwind wehte sie fort, ohne eine Spur zurückzulassen.

Mehr als ein Jahr verfloß bei dieser Arbeit, zu deren Ausführungen sie keine anderen Werkzeuge besaßen, als einen Meißel, ein Messer und einen hölzernen Hebel. Während dieses Jahres, und ohne die Arbeit zu unterbrechen, fuhr Faria

fort, Dantès zu unterrichten, indem er bald in der einen, bald in der anderen Sprache mit ihm redete. Er lehrte ihn die Geschichte der Völker und der großen Männer, welche bisweilen eine von jenen leuchtenden Spuren hinter sich zurücklassen, die man Ruhm nennt. Der Abbé, ein Mann von Welt, zeigte zudem in seinen Manieren eine Art von majestätischer Melancholie, wovon Dantès, durch die ihm von der Natur verliehene Anpassungsfähigkeit sich jene elegante Feinheit aneignete, die ihm fehlte, und jene aristokratischen Formen, die man nur durch den Umgang mit höheren Ständen und durch die Gesellschaft überlegener Männer erwirbt.

Nach Verlauf von fünfzehn Monaten war der Gang vollendet, der Schacht unter der Galerie fertig. Man hörte die Schildwache auf- und abgehen, und die beiden Arbeiter, die genötigt waren, eine finstere und mondlose Nacht zu erwarten, um ihre Flucht noch sicherer zu machen, hegten nur noch die einzige Furcht, den allzu aufgelockerten Boden von selbst unter den Tritten des Soldaten einbrechen zu sehen. Diesem Mißgeschick wurde dadurch vorgebeugt, daß man eine Art von kleinen Balken, den man in dem Fundament gefunden hatte, als Stütze anbrachte. Dantès war beschäftigt, ihn einzufügen, als er plötzlich Abbé Faria, der im Kerker des jungen Mannes geblieben war, um einen Bolzen zur Befestigung der Strickleiter zu spitzen, ihn mit angsterfüllter Stimme rufen hörte. Dantès kehrte schnell zurück und sah den Abbé blaß, mit schweißbedeckter Stirn und mit gekrampften Händen mitten in der Kammer stehen.

»O mein Gott«, rief Dantès aus, »was ist denn los? Was fehlt Ihnen denn?«

»Schnell! Schnell!« erwiderte der Abbé, »hören Sie mich an.«

Dantès betrachtete das erdfahle Gesicht von Faria, seine mit einem bläulichen Ring umgebenen Augen, seine weißen Lippen, seine gesträubten Haare und ließ den Meißel, den er in seiner Hand hielt, erschrocken zu Boden fallen.

»Aber was gibt es denn?« rief Edmond aus.

»Ich bin verloren!« versetzte der Abbé, »Hören Sie mich an. Ein schreckliches, vielleicht tödliches Übel wird mich befallen. Der Anfall naht heran, ich fühle ihn. Schon im Jahr vor meiner Einkerkierung wurde ich davon ergriffen. Gegen dieses Übel gibt es nur ein einziges Mittel. Ich will es Ihnen sagen: Eilen Sie schnell in meine Kammer, heben Sie den Fuß des Bettes auf; dieser Fuß ist hohl. Sie werden ein kleines Kristallfläschchen, zur Hälfte mit einer roten Flüssigkeit angefüllt, finden. Bringen Sie es oder vielmehr... nein, nein, ich könnte hier überrascht werden... helfen Sie mir, in meine Kammer zurückzukehren, solange ich noch einige Kräfte habe. Wer weiß, was sich ereignen kann und wie lange der Anfall dauern wird?«

Dantès stieg, ohne den Kopf zu verlieren, obgleich das Unglück, das ihn traf, unermesslich war, in den unterirdischen Gang hinab, schleppte seinen unglücklichen Gefährten hinter sich her, brachte ihn mit ungeheurer Mühe bis ans andere Ende und gelangte wieder in die Kammer des Abbé, den er auf sein Bett legte.

»Ich danke Ihnen«, flüsterte der Abbé, an allen seinen Gliedern zitternd, wie wenn er aus einem Eiswasser käme. »Jetzt beginnt das Übel, eine Starrsucht wird mich befallen. Vielleicht werde ich keine Bewegung machen, vielleicht keine Klage ausstoßen, aber vielleicht auch schäumen, steif werden, schreien. Achten Sie darauf, daß man mein Schreien nicht hört, das ist wichtig, denn dann würde man mir vielleicht eine andere Kammer anweisen und wir wären für immer getrennt. Wenn Sie mich regungslos sehen, kalt und tot, sozusagen, nur in diesem Augenblick, verstehen Sie mich wohl, dann drücken Sie mir mit dem Messer die Zähne auseinander, träufeln mir acht bis zehn Tropfen von dieser Flüssigkeit in den Mund, und vielleicht werde ich mich wieder erholen.«

»Vielleicht?« rief Dantès schmerzerfüllt aus.

»Zu mir! Zu mir!« stöhnte der Abbé. »Ich st... ich ster...«

Der Anfall war so plötzlich und so heftig, daß der unglückliche Gefangene nicht einmal das begonnene Wort ausreden konnte, eine Wolke zog über seine Stirn, drängend und düster wie die Stürme des Meeres. Die Krisis erweiterte seine Augen, verzerrte seinen Mund, färbte seine Wangen purpurrot. Er warf sich hin und her, schäumte, brüllte, doch wie er es selbst gewünscht hatte, erstickte Dantès dieses Schreien mit seiner Decke. Dies währte zwei Stunden, dann, träger als eine tote Masse, weißer und kälter als Marmor, zerknickter als niedergetrampelt Schilf, sank er zusammen, streckte sich in einer letzten Verkrampfung und wurde aschfahl. Edmond wartete, bis der scheinbare Tod sich des ganzen Leibes bemächtigt hatte und selbst das Herz erstarrt hatte. Dann nahm er das Messer, brachte die Klinge zwischen die Zähne, drückte mit unendlicher Mühe die verkrampften Kiefer auseinander, zählte die zehn Tropfen der roten Flüssigkeit Tropfen für Tropfen ab und wartete. Eine Stunde verstrich, ohne daß der Greis die leiseste Bewegung machte. Dantès fürchtete, zu lange gewartet zu haben, und schaute ihn an, mit beiden Händen in seinen Haaren wühlend, da erschien endlich eine schwache Färbung auf seinen Wangen, seine Augen, beständig offen und matt geblieben, gewannen wieder ihren Blick, ein schwacher Seufzer entschlüpfte seinem Munde und er machte eine Bewegung.

»Gerettet! Gerettet!« rief Dantès aus. Der Gefangene konnte noch nicht reden, aber er streckte mit sichtbarer Angst die Hand nach der Tür aus. Dantès horchte und hörte die Schritte des Gefangenewarters. Es sollte gleich sieben Uhr schlagen, und Dantès hatte keinen Gedanken an die Zeit verschwendet. Der junge Mann hechtete zur Öffnung, kroch hinein, schloß sie mit der Steinplatte über seinem Kopfe und eilte in seine Zelle zurück. Einen Augenblick später sprang auch seine Tür auf, und der Gefangenewart fand den Gefangenen wie gewöhnlich auf seinem Bett sitzend. Kaum hatte er ihm den Rü-

cken zugewandt, kaum hatte sich das Geräusch der Schritte im Korridor verloren, als Dantès von Sorgen gequält, ohne an das Essen zu denken, den eben zurückgelegten Weg wieder aufnahm und, die Steinplatte mit seinem Kopf anhebend, in die Kammer des Abbé trat. Dieser war wieder bei Besinnung, lag aber noch immer unbewegt und kraftlos auf sein Bett hingestreckt.

»Ich habe nicht zu hoffen gewagt, Sie wiederzusehen«, sagte er zu Dantès.

»Warum?« fragte der junge Mann. »Glaubten Sie denn wirklich zu sterben?«

»Nein, aber alles ist zu Ihrer Flucht bereitet, und ich dachte, daß Sie fliehen würden.«

Die Röte der Entrüstung färbte die Wangen des jungen Mannes.

»Ohne Sie!« rief er aus. »Haben Sie mich wirklich dessen fähig gehalten?«

»Nun sehe ich, daß ich mich wirklich getäuscht habe«, versetzte der Kranke. »Ah! Ich bin sehr schwach, zerschlagen, vernichtet.«

»Nur Mut! Ihre Kräfte werden zurückkehren«, äußerte Dantès, setzte sich an Farias Bett und ergriff seine Hände. Der Abbé schüttelte den Kopf.

»Das letzte Mal«, sagte er, »dauerte der Anfall eine halbe Stunde. Danach hatte ich nur Hunger und stand allein wieder auf. Heute kann ich weder mein Bein noch meinen rechten Arm rühren. Mein Kopf ist etwas durcheinander, was eine Blutung im Gehirn beweist. Bei einem dritten Anfall werde ich völlig gelähmt bleiben oder auf der Stelle daran sterben.«

»Nein, nein, beruhigen Sie sich, Sie werden nicht sterben. Dieser dritte Anfall, wenn er eintreten sollte, wird Sie in Freiheit finden. Wir werden Sie retten, wie diesmal und besser als diesmal, denn wir werden alle nötige Hilfe bekommen.«

»Mein Freund«, versetzte der Greis, »täuschen Sie sich nicht. Die soeben vorübergegangene Krisis hat mich zu ewiger Gefangenschaft verdammt, denn um zu fliehen, muß man gehen können.«

»Nun denn, wir werden warten, acht Tage, ein Monat, zwei Monate, wenn es sein muß: In diesem Zeitraum werden Ihre Kräfte zurückkehren. Alles ist für unsere Flucht vorbereitet, und es steht uns frei, die Stunde und den Moment dafür selbst zu wählen. An dem Tag, da Sie sich stark genug fühlen, um zu schwimmen, wohlan, an jenem Tag werden wir unseren Plan ausführen.«

»Ich werde nicht mehr schwimmen«, sagte Faria. »Dieser Arm ist gelähmt, nicht für einen Tag, sondern für immer. Heben Sie ihn selbst auf und überzeugen Sie sich, wie schwer er ist.«

Der junge Mann hob den Arm auf, der tot und gefühllos zurücksank. Er stieß einen Seufzer aus.

»Nun sind Sie überzeugt, nicht wahr, Edmond?« fuhr Faria fort. »Glauben Sie mir, ich weiß, was ich sage. Seit ich das erste Mal von diesem Übel befallen wurde, habe ich nicht aufgehört, darüber nachzudenken. Ich erwartete ihn, denn er ist eine Familienkrankheit. Mein Vater ist bei der dritten Krisis gestorben, mein Großvater auch. Der Arzt, welcher mir diese Flüssigkeit bereitete und kein anderer ist als der berühmte Cabanis, hat mir dasselbe Los prophezeit.«

»Der Arzt täuscht sich«, rief Dantès, »übrigens hindert mich Ihre Lähmung nicht. Ich werde Sie auf meine Schultern nehmen und Sie stützend schwimmen.«

»Mein Lieber«, sagte der Abbé, »Sie sind Seemann, Sie sind Schwimmer, Sie werden folglich wissen, daß ein mit einer solchen Last beladener Mann im Meere nicht fünfzig Faden zurücklegen würde. Hören Sie auf, sich von Chimären täuschen zu lassen, von denen Ihr vortreffliches Herz selbst nicht hintergangen wird. Ich werde also hierbleiben, bis die Stunde

meiner Befreiung schlägt, die jetzt keine andere mehr sein kann, als jene des Todes. Was Sie betrifft, gehen Sie, fliehen Sie! Sie sind jung, gewandt und stark. Kümmern Sie sich nicht um mich, ich entbinde Sie von Ihrem Versprechen.«

»Gut«, versetzte Dantès. »Dann werde ich auch bleiben.« Dann stand er auf, streckte dem Greis feierlich eine Hand entgegen und sagte: »Bei dem Blute Christi schwöre ich, Sie erst nach Ihrem Tode zu verlassen!«

Faria betrachtete diesen so edlen, so einfachen, so erhabenen jungen Mann und las in seinen durch den Ausdruck der Demut beseelten Zügen die reinste Aufrichtigkeit seiner Zuneigung und die Innigkeit seines Schwurs.

»Nun denn«, erwiderte der Kranke, »ich nehme an. Danke.« Dann reichte er ihm die Hand und fügte hinzu: »Sie werden vielleicht für diese uneigennützigte Ergebenheit belohnt werden. Aber da ich nicht entfliehen kann und Sie nicht entfliehen wollen, ist es nötig, daß wir den Stollen unter der Galerie verschließen, den wir gegraben haben. Der Wachsoldat könnte beim Darübergehen den helleren Klang der unterminierten Stelle bemerken und einen Inspektor darauf aufmerksam machen, und dann würden wir entdeckt und getrennt. Das müssen Sie tun, denn ich kann Ihnen leider nicht mehr helfen. Verwenden Sie die ganze Nacht darauf, wenn es sein muß, und kommen Sie erst morgen früh nach dem Besuch des Kerkermeisters zu mir, ich muß Ihnen etwas Wichtiges sagen.«

Dantès nahm die Hand des Abbé, der ihn mit einem Lächeln beruhigte, und ging mit dem Gehorsam und dem Respekt, den er für seinen alten Freund empfand.

18. KAPITEL

Der Schatz

Als Dantès am Morgen des nächsten Tages in die Zelle seines Mitgefangenen trat, fand er Faria aufrecht im Strahl des durch das enge Fenster einfallenden Lichts sitzend und mit einer ruhigen Miene vor. Er hielt in seiner linken Hand, der einzigen, wie man sich erinnert, deren Gebrauch ihm geblieben war, ein Stück Papier, das offenbar normalerweise eng gerollt war, denn es hatte die Form eines nach Ausdehnung strebenden Zylinders. Wortlos zeigte er Dantès das Papier.

»Was ist das?« fragte dieser.

»Sehen Sie es sich genau an«, antwortete der Abbé lächelnd.

»Ich betrachte es höchst aufmerksam«, sagte Dantès, »und sehe nur ein halbverbranntes Papier, auf das mit einer sonderbaren Tinte gotische Buchstaben geschrieben sind.«

»Dieses Papier, mein Freund«, versetzte Faria, »ist, ich kann es Ihnen nun gestehen, da ich Sie geprüft habe, dieses Papier ist mein Schatz, dessen Hälfte, von heute an gerechnet, Ihnen gehört.«

Kalter Schweiß perlte Dantès von der Stirn. Bis zu diesem Tage, und wie lange war das bereits, hatte er es vermieden, Faria auf diesen Schatz anzusprechen, der der Grund war, warum auf dem armen Abbé der Ruf, ein Verrückter zu sein, lastete. Mit seinem instinktiven Taktgefühl hatte Edmond es vorgezogen, diese schmerzlich schwingende Saite nicht zu berühren, und Faria seinerseits hatte ebenfalls geschwiegen. Er hatte das Schweigen des Greises für eine Rückkehr zur Vernunft gehalten. Jetzt schienen diese wenigen, Faria nach einer so schrecklichen Krisis entschlüpfen Worte einen schweren Rückfall in die Verrücktheit anzudeuten.

»Ihr Schatz?« stotterte Dantès.

Faria lächelte.

»Ja«, antwortete er, »in allen Beziehungen zeigen Sie ein edelmütiges Herz, Edmond, und ich begreife aus Ihrer Blässe und aus Ihrem Beben, was in diesem Moment in Ihnen vorgeht. Nein, seien Sie unbesorgt, ich bin nicht wahnsinnig, dieser Schatz existiert, Dantès, und ist es auch nicht mir gegeben, ihn zu besitzen, so werden doch Sie ihn bekommen. Niemand hat mich anhören, niemand mir glauben wollen, weil man mich für einen Verrückten hielt, aber Sie, der Sie wissen, daß ich es nicht bin, hören Sie mich an, und Sie werden mir nachher glauben, wenn Sie wollen.«

»O je!« murmelte Edmond bei sich. »Es ist ein Rückfall bei ihm eingetreten. Dieses Unglück fehlte mir noch.« Dann sagte er ganz laut zu Faria: »Mein Freund, Ihr Anfall hat Sie vielleicht ermüdet. Wollen Sie nicht ein wenig ruhen? Morgen, wenn Sie es wünschen, werde ich Ihre Geschichte anhören, aber heute will ich Sie pflegen, weiter nichts. Zudem«, fuhr er lächelnd fort, »ist denn ein Schatz für uns etwas so Dringendes?«

»Sehr dringend, Edmond«, antwortete der Greis, »wer weiß, ob nicht morgen, vielleicht übermorgen, der dritte Anfall sich einstellt? Bedenken Sie, daß dann alles zu Ende wäre... Ja, es ist wahr, oft habe ich mit einem bitteren Vergnügen an jene Reichtümer gedacht, die das Glück von zehn Familien begründen könnten, verloren für jene Menschen, die mich verfolgten. Dieser Gedanke war meine Rache, und ich genoß sie langsam in der Nacht meines Kerkers und in der Verzweiflung meiner Gefangenschaft. Jetzt aber, da ich der Welt Ihetwegen verziehen habe, jetzt, da ich Sie jung und zukunftsreich sehe, jetzt, da ich an all das denke, was Glückliches für Sie aus einer solchen Offenbarung entstehen kann, schrecke ich vor einem Aufschub zurück und ich zittere, so vielen vergrabenen Reichtümern nicht einen so würdigen Besitzer zu sichern, wie Sie sind.«

Edmond wandte den Kopf seufzend ab.

»Sie beharren in Ihrer Ungläubigkeit, Edmond«, fuhr Faria

fort. »Meine Stimme hat Sie nicht überzeugt. Ich sehe, daß Sie der Beweise bedürfen. Wohlan! Lesen Sie dieses Papier, das ich nie jemandem gezeigt habe.«

»Morgen, mein Freund«, sagte Edmond, dem es widerstrebte, sich auf die Verrücktheit des Greises einzulassen, »ich glaubte, es sei verabredet, daß wir erst morgen davon sprechen würden?«

»Wir werden erst morgen davon sprechen; aber lesen Sie dieses Papier heute.«

»Ich will ihn nicht erzürnen«, dachte Edmond. Und er nahm das Papier, dessen eine Hälfte ohne Zweifel aufgrund irgendeines Unfalls fehlte, und las:

*besaß, und daß nur ich die Existenz di
ungefähr zwei Millionen römische T
kann, und den er, wenn er den zwanzig
hebt, die Zählung von der östlichen
an, in gerader Linie, beginn
Zwei Öffnungen befinden sich in
Schatz liegt in dem entlegens
welchen Schatz ich ihm vermache
Eigentum abtrete, als meinem einzig*

25. April 149

CES

»Na?« sagte Faria, als der junge Mann mit dem Lesen fertig war.

»Ich sehe hier nur verstümmelte Zeilen«, erwiderte Dantès, »unzusammenhängende Worte. Die Buchstaben sind durch die Einwirkung des Feuers unleserlich und bleiben unverständlich.«

»Für Sie, mein Freund, der Sie sie zum ersten Mal lesen,

aber nicht für mich, der ich mich in vielen schlaflosen Nächten damit beschäftigte, jeden Satz rekonstruierte, jeden Gedanken vervollständigte.«

»Und Sie glauben, den verlorengegangenen Sinn wiedergefunden zu haben?«

»Ich bin mir sogar sicher. Urteilen Sie selbst, aber vernehmen Sie zuerst die Geschichte dieses Papiers.«

»Still!« rief Dantès aus. »Schritte!... da kommt jemand... ich gehe... adieu!«

Und Dantès, glücklich, der Geschichte und der Erklärung zu entgehen, die nur das Unglück seines Freundes bestätigt hätten, schlüpfte wie eine Natter durch den engen Gang, während Faria, durch den Schrecken zu einer Art von Tätigkeit befähigt, mit dem Fuß die Steinplatte zurückstieß und sie mit der Matte bedeckte, um die Veränderung zu verbergen, die er nicht mehr unsichtbar machen konnte.

Es war der Gouverneur, der durch den Gefangenewart von Farias Unfall erfahren hatte und nun kam, um sich von der Schwere desselben persönlich zu überzeugen. Faria empfing ihn sitzend, vermied jede verräterische Bewegung, so daß es ihm gelang, vor dem Gouverneur die Lähmung zu verbergen, die bereits die eine Hälfte seines Körpers tödlich getroffen hatte. Er fürchtete, daß ihn der Gouverneur, vom Mitleid gerührt, in ein gesundes Gefängnis versetzen und sofort von seinem jungen Gefährten trennen würde; aber zum Glück war dies nicht der Fall, und der Gouverneur entfernte sich mit der Überzeugung, daß sein armer Narr, für den er im Grunde seines Herzens ein gewisses Wohlwollen fühlte, nur von einer leichten Unpäßlichkeit befallen sei.

Indessen versuchte Edmond, auf seinem Bett sitzend und den Kopf in seinen Händen, seine Gedanken zu sammeln. Alles war in Faria, seitdem er ihn kannte, so vernünftig, so groß und von solcher Logik, daß er diese in allen Belangen höchste Verständigkeit in ihrer Verbindung mit der Unver-

nunft in diesem einen Punkt nicht begreifen konnte. Täuschte sich Faria hinsichtlich seines Schatzes oder täuschte sich jedermann hinsichtlich Farias?

Dantès blieb den ganzen Tag in seiner Kammer, da er nicht wagte, zu seinem Freund zurückzukehren. Er versuchte auf diese Art den Moment hinauszuschieben, in dem er die Gewißheit erlangen sollte, daß der Abbé verrückt sei. Dies wäre schrecklich für ihn gewesen. Aber als gegen Abend, nach der gewöhnlichen Besuchszeit, Faria den jungen Mann nicht zurückkommen sah, versuchte er selbst durch den Zwischenraum zu kommen, der die beiden trennte. Edmond schauderte, als er die schmerzvollen Anstrengungen hörte, die der Greis machte, um sich vorwärts zu schleppen. Sein Bein war steif, und mit seinem Arm konnte er sich nicht mehr helfen. Edmond war genötigt, ihn zu sich hereinzuziehen, denn allein hätte er nie durch die schmale Öffnung zu kommen vermocht, die in die Zelle von Dantès führte.

»Da bin ich, unbarmherzig auf Ihre Verfolgung erpicht«, sagte er mit einem von Wohlwollen strahlenden Lächeln. »Sie glaubten meiner Freigebigkeit entgehen zu können, aber es wird nichts daraus werden. Hören Sie also!«

Edmond sah, daß er sich darin fügen müsse, er ließ den Greis sich auf sein Bett setzen, und nahm neben ihm auf seinem Schemel Platz.

»Sie wissen«, sagte der Abbé, »daß ich der Sekretär, der Vertraute, der Freund des Kardinals Spada war, des letzten der Fürsten dieses Namens. Ich verdanke diesem würdigen Seigneur alles, was mir in diesem Leben an Glück zuteil wurde. Er war nicht reich, wiewohl die Reichtümer seiner Familie sprichwörtlich waren, und ich oft die Redensart ›Reich wie ein Spada‹ hörte. Aber er lebte, aufgrund der öffentlichen Meinung, mit diesem Ruf des Reichtums. Sein Palast war mein Paradies. Ich unterrichtete seine Neffen, die aber schon gestorben sind, und als er allein in der Welt stand, vergalt ich ihm durch eine unbedingte Fügung in seinen Willen alles, was

er seit zehn Jahren für mich getan hatte. Das Haus des Kardinals besaß bald keine Geheimnisse mehr für mich. Ich hatte Seine Exzellenz oft damit beschäftigt gesehen, alte Bücher zu durchstöbern und im Staub von Familienmanuskripten zu wühlen. Eines Tages, da ich ihm diese unnützen Nachtwachen und die daraus folgende Müdigkeit zum Vorwurf machte, schaute er mich bitter lächelnd an und schlug vor mir ein Buch auf, eine Geschichte der Stadt Rom. Dort, im zwanzigsten Kapitel des *Lebens von Papst Alexander VI.* standen folgende Zeilen, die ich niemals vergessen konnte:

Die großen Kriege in der Romagna waren beendet. Cesare Borgia, der ihre Eroberung durchgeführt hatte, brauchte Geld, um ganz Italien zu kaufen. Auch der Papst hatte Geld nötig, um mit Ludwig XII. dem König von Frankreich, fertig zu werden, der ungeachtet seiner jüngsten Unglücksfälle noch nicht geschlagen war. Es handelte sich also darum, eine gute Spekulation zu machen, was in diesem armen, erschöpften Italien schwierig wurde. Seine Heiligkeit beschloss, zwei Kardinäle zu ernennen.

Zwei vornehme Persönlichkeiten Roms – mit Bedacht zwei reiche – wählend, brachte die Spekulation dem Heiligen Vater folgendes ein: Erstens konnte er die großen und herrlichen Ämter verkaufen, welche die beiden künftigen Kardinäle zur Zeit besaßen, zweitens auf einen glänzenden Preis aus dem Verkauf dieser beiden Hüte rechnen. Es blieb noch ein dritter Spekulationsteil übrig, von dem bald die Rede sein wird. Der Papst und Cesare Borgia fanden bald die zwei künftigen Kardinäle: Es waren Giovanni Rospigliosi, der allein vier der höchsten Würden des Heiligen Stuhles bekleidete, und Cesare Spada, einen der vornehmsten und reichsten Römer. Beide fühlten den Wert einer solchen Gunst des Papstes. Sie waren ehrfürchtig. Sowie sie gefunden waren, fand Cesare bald Interessenten für ihre bisherigen Ämter. So geschah es, daß Rospigliosi und Spada bezahlten, um Kardinäle zu werden, und daß acht andere bezahlten, um das zu werden, was die

beiden neu ernannten Kardinäle früher waren. In die Geldkassen der Spekulanten flossen 800000 Taler.

Gehen wir nun zum letzten Teile der Spekulation über. Nachdem der Papst Rospigliosi und Spada mit Gunstbezeugungen überhäuft und ihnen die Insignien der Kardinalswürde zugestellt hatte, luden der Papst und Cesare Borgia diese zwei Kardinäle zum Mittagmahl ein. Sie waren überzeugt, daß die zwei Kardinäle, um die nicht bloß moralische Schuld ihrer Dankbarkeit zu bezahlen, gezwungen waren, ihr Vermögen zu Geld zu machen und es herbeizuschaffen, um ihren Wohnsitz in Rom zu nehmen. Dies gab Anlaß zu einem Zwist zwischen dem Heiligen Vater und dessen Sohn. Cesare schlug vor, daß man eines von jenen Mitteln anwenden könnte, die er immer für seine engsten Freunde bereit hielt, nämlich vor allem den berühmten Schlüssel, mit welchem einen bestimmten Schrank aufzuschließen man gewisse Leute bat. Dieser Schlüssel war mit einer kleinen eisernen Spitze versehen, scheinbar eine Nachlässigkeit des Handwerkers. Wenn man andrückte, um den Schrank zu öffnen, dessen Schloß nicht leicht nachgab, so stach man sich mit dieser kleinen Spitze und starb daran am anderen Tag. Es gab auch einen Ring mit einem Löwenkopf, den Cesare an seinen Finger steckte, wenn er gewisse Händedrücke gab. Der Löwe biß in die Haut dieser begünstigten Hände, und der Biß war nach vierundzwanzig Stunden tödlich. Cesare schlug also seinem Vater vor, von den Kardinälen den Schrank öffnen zu lassen, oder jedem einen herzlichen Händedruck zu geben. Aber Alexander VI. antwortete ihm: ›Geizen wir nicht mit einem Mittagmahl, wenn es sich um diese vortrefflichen Kardinäle Spada und Rospigliosi handelt. Eine Ahnung sagt mir, daß wir die Ausgaben für das Essen wiedergewinnen werden. Zudem vergessen Sie, Cesare, daß eine Unverdaulichkeit schnell ihren Gang nimmt, während ein Stich oder Biß erst nach einem oder zwei Tagen sich entscheidet.‹ Cesare stimmte dieser Ansicht zu. Hören Sie, warum die Kardinäle zum Mittagessen eingeladen wurden. Man

deckte die Tafel im Weingarten, den der Papst bei San Pietro in Vincoli besaß, ein anmutiger Aufenthaltsort, den die Kardinäle dem Hörensagen nach gut kannten. Rospigliosi, von seiner neuen Würde völlig überrascht, setzte seinen Magen und seine beste Miene in Bereitschaft. Spada, ein vorsichtiger Mann, der einzig und allein seinen Neffen liebte, einen jungen, äußerst hoffnungsvollen Kapitän, nahm Papier und Feder und machte sein Testament. Er ließ dann diesem Neffen sagen, er möchte in der Umgebung des Weingartens auf ihn warten. Allein, es scheint, daß der Bediente ihn nicht antraf.

Spada kannte, was es mit diesen Einladungen auf sich hatte. Seitdem das im höchsten Grade zivilisierte Christentum seinen Fortschritt nach Rom gebracht hatte, kam kein Zenturio mehr im Namen des Tyrannen zu jemandem, um ihm zu sagen: ›Cäsar wünscht, daß Du stirbst‹, sondern es war ein Legat aus dem Lateran, der erschien, um im Namen des Papstes mit einem Lächeln auf den Lippen zu sagen: ›Seine Heiligkeit wünschen, daß Sie mit Ihr zu Mittag speisen‹. Spada ging gegen zwei Uhr zu dem Weingarten von San Pietro in Vincoli: der Papst wartete dort auf ihn. Das erste Gesicht, welches Spada in die Augen fiel, war jenes seines festlich geschmückten, äußerst anmutigen Neffen, den Cesare Borgia mit Schmeicheleien überhäufte. Spada erblick, und Cesare, der einen Blick voll Ironie auf ihn warf, ließ merken, daß er alles vorhergesehen, daß er die Falle gut gelegt habe. Man speiste zu Mittag. Spada hatte seinen Neffen bloß fragen können: ›Haben Sie meine Botschaft erhalten?‹ Der Neffe verneinte und war sich über die Bedeutung dieser Frage sofort im klaren. Es war zu spät, denn er hatte soeben ein Glas hervorragenden Weines getrunken, das ihm der päpstliche Mundschenk serviert hatte. Spada sah in demselben Moment eine andere Flasche bringen, von der man ihm freigiebig anbot. Eine Stunde später erklärte ein Arzt, beide seien durch den Genuß giftiger Morcheln zu Tode gekommen. Spada starb auf der Schwelle des Weingartens, sein Neffe verschied an seiner

Haustür. Letzterer konnte noch ein Zeichen machen, das seine Frau aber nicht verstand. Sogleich beeilten sich Cesare und der Papst, sich des Nachlasses unter dem Vorwand zu bemächtigen, nach den Papieren der Verstorbenen zu forschen. Aber das Erbe bestand aus einem Stück Papier, auf das Spada geschrieben hatte:

Ich vermache meinem vielgeliebten Neffen meine Geldkisten, meine Bücher, unter diesen mein Brevier mit den goldenen Ecken, und wünsche, daß er seines ihm wohlgesonnenen Onkels eingedenk bleibe.

Die Erben suchten vergebens weiter, bewunderten das Brevier, nahmen die Möbel in Beschlag und erkannten, daß Spada, der angeblich reiche Mann, wirklich der armseligste aller Onkel war: keine Spur von Schätzen, abgesehen von den Schätzen der Wissenschaft, verschlossen in der Bibliothek und in den Laboratorien, die er zurückgelassen hatte. Dies war alles. Cesare und sein Vater suchten, durchwühlten, schauten überall. Man fand nichts oder doch sehr wenig, Goldschmiedearbeiten für vielleicht ein- oder zweitausend römische Taler und ungefähr ebensoviel Silbergeld. Aber der Neffe hatte bei seiner Heimkehr noch die Zeit gehabt, zu seiner Frau zu sagen: ›Suchen Sie unter den Papieren meines Onkels, und es wird sich ein wirkliches Testament finden.‹ Man suchte vielleicht noch emsiger, als es die erlauchten Erben getan hatten, aber vergebens: Es blieb bei zwei Palästen und einem Weingarten hinter dem Palatin. Aber zur damaligen Zeit hatte Grundbesitz einen mittelmäßigen Wert. Die beiden Paläste und der Weingarten, als der Raubsucht des Papstes und seines Sohnes unwürdig, wurden der Familie belassen. Monate und Jahre verflossen: Alexander VI. starb den Gifttod, Sie wissen durch welchen Mißgriff. Cesare, im selben Augenblick vergiftet wie jener, kam mit einem Wechsel der Haut davon, wie eine Schlange, und wurde mit einer neuen Hülle bekleidet, auf

der das Gift Flecken zurückgelassen hatte, denjenigen ähnlich, die man auf dem Fell eines Tigers sieht. Gezwungen, Rom zu verlassen, wurde er schließlich in einem nächtlichen und von der Geschichte fast vergessenen Scharmützel unter ungeklärten Umständen getötet. Nach dem Tod des Papstes und der Verbannung seines Sohnes erwartete man allgemein, die Familie würde wieder das fürstliche Leben beginnen, welches sie zur Zeit des Kardinals Spada führte, aber es geschah nicht so: Die Spada blieben in ungesicherten Verhältnissen. Ein ewiges Geheimnis lastete auf dieser düsteren Angelegenheit, und ein weitverbreitetes Gerücht lautete, daß Cesare, ein besserer Politiker als sein Vater, dem Papst das Vermögen der beiden Kardinäle entzogen habe. Ich sage »der beiden«, weil der Kardinal Rospigliosi, der keine Vorsichtsmaßregel getroffen, völlig geplündert wurde. – Bis jetzt«, unterbrach sich Faria lächelnd, »scheint Ihnen dies nicht allzu unsinnig, nicht wahr?«

»Oh! Mein Freund«, antwortete Dantès, »ich habe vielmehr den Eindruck, eine interessante Chronik zu lesen. Fahren Sie fort, ich bitte Sie.«

»Ich fahre fort. – Die Familie gewöhnte sich an diese düstere Angelegenheit. Die Jahre verstrichen. Unter den Nachkömmlingen wurden die einen Soldaten, die anderen Diplomaten, die einen Priester, andere Bankiers, einige bereicherten sich, andere ruinierten sich vollends. Ich komme zum letzten der Familie, zu jenem, dessen Sekretär ich war, zum Grafen von Spada. Er hatte sich mir gegenüber oft über das Mißverhältnis seines Vermögens zu seinem Rang beklagt, und ich hatte ihm daher geraten, das kleine Vermögen, das ihm noch blieb, in Leibrenten anzulegen. Er folgte meinem Rat und verdoppelte so sein Einkommen. Das berühmte Brevier war bei der Familie geblieben, und der Graf von Spada war sein Besitzer. Man hatte es vom Vater auf den Sohn übertragen, denn die bizarre Klausel des einzigen aufgefundenen Testaments hatte es zu einer wahren Reliquie gemacht, und es wur-

de in der Familie mit abergläubischer Verehrung gehütet. Es war ein mit den schönsten gotischen Malereien illuminiertes Buch und von all dem Gold so schwer, daß es an großen Festtagen immer ein Bedienter vor dem Kardinal hertragen mußte.

Beim Anblick dieser Papiere aller Art, Urkunden, Verträge, Pergamente, die man in den Archiven der Familie aufbewahrte und die von dem vergifteten Kardinal herrührten, begann auch ich, wie zwanzig Diener, zwanzig Intendanten, zwanzig Sekretäre vor mir, diese furchtbaren Aktenstöße zu durchsuchen. Trotz meines Eifers und der Gewissenhaftigkeit meiner Nachforschungen fand ich rein gar nichts. Dennoch hatte ich eine genaue, fast Tag für Tag verzeichnende Geschichte der Familie Borgia gelesen und sogar selbst eine geschrieben, zu dem einzigen Zweck, mir Gewißheit zu verschaffen, ob sich das Vermögen jener Fürsten mit dem Tod meines Kardinals, Cesare Spada, vergrößert habe, und nichts in dieser Richtung gefunden, außer der Einverleibung des Nachlasses des Kardinals Rospigliosi, seines Unglücksgefährten. Ich war mir also beinahe sicher, daß die Erbschaft weder den Borgia noch der Familie zugekommen, sondern herrenlos geblieben sei, wie jene Schätze in den arabischen Märchen, die im Schoße der Erde schlummern, unter der Aufsicht eines Geistes. Tausendundabertausendmal schlug ich die Einnahmen und Ausgaben der Familie seit drei Jahrhunderten nach, rechnete hin und her, aber alles war vergeblich. Ich verharrte in meiner Unwissenheit und der Graf von Spada in seinem Elend.

Mein Gönner starb. Von einer Leibrente hatte er seine Familienpapiere, seine aus fünftausend Bänden bestehende Bibliothek und sein berühmtes Brevier ausgenommen. Er vermachte mir all dies nebst tausend römischen Talern, die er in bar besaß, unter der Bedingung, daß ich jährlich Seelenmessen zu seinem Andenken lesen lassen, einen Stammbaum entwerfen und eine Geschichte des Hauses schreiben sollte, was ich gewissenhaft getan habe...

Gedulden Sie sich, mein lieber Edmond, wir nähern uns

dem Ende. Im Jahre 1807, einen Monat vor meiner Verhaftung und vierzehn Tage nach dem Tod des Grafen von Spada, am 25. Dezember – Sie werden gleich begreifen, warum das Datum dieses merkwürdigen Tages in meinem Gedächtnis geblieben ist – las ich zum tausendstenmal in diesen Papieren, die ich zu ordnen hatte. Da der Palast fortan einem Fremden gehörte, wollte ich Rom verlassen, um mich, zwölftausend Livres, die ich besaß, meine Bibliothek und mein berühmtes Brevier im Gepäck, in Florenz anzusiedeln. Von diesen anhaltenden Studien ermüdet, zudem übel gelaunt wegen eines ziemlich schweren Mittagessens, das ich zu mir genommen hatte, ließ ich den Kopf auf meine beiden Hände sinken und schlief ein. Es war drei Uhr nachmittags. Ich erwachte, als die Uhr sechs Uhr schlug. Ich hob den Kopf empor und fand mich in der tiefsten Finsternis. Ich schellte, daß man mir Licht bringe, niemand kam. Ich beschloß also, mir selbst zu helfen, übrigens eine Philosophengewohnheit, die ich mir ohnehin angewöhnen wollte. Ich faßte mit der einen Hand eine bereitliegende Wachskerze, mit der andern suchte ich, da keine Schwefelhölzchen in ihrer Büchse lagen, ein Papier, um es an einem letzten im Kamin schwelenden Flämmchen anzuzünden. Da ich jedoch fürchtete, in der Finsternis ein kostbares Papier statt eines wertlosen zu nehmen, zögerte ich, erinnerte mich aber nun, in dem berühmten neben mir auf dem Tisch liegenden Brevier ein altes, oben ganz vergilbtes Papier gesehen zu haben, das dem Anschein nach zum Einmerken benutzt wurde und Jahrhunderte hinweg durch die Ehrfurcht der Erben an Ort und Stelle verblieben war. Im Finstern tappend suchte ich dieses entbehrliche Papier. Ich fand es, rollte es zusammen und zündete es an der erlöschenden Flamme an. Aber unter meinen Fingern, wie durch Zauber, sah ich, je höher das Feuer stieg, gelbliche Buchstaben aus dem weißen Papiere hervortreten und auf dem Blatt erscheinen. Ich drückte das Blatt mit meinen Händen zusammen, löschte das Feuer aus, zündete die Kerze unmittelbar am Herd an, faltete un-

glaublich aufgeregt den zerknitterten Brief wieder auseinander und erkannte, daß diese nur unter der Einwirkung von starker Wärme erschienenen Buchstaben mit einer geheimnisvollen, unsichtbaren Tinte geschrieben waren. Die Flamme hatte etwa mehr als ein Drittel des Papiers verzehrt. Es ist jenes Papier, das Sie heute morgen sahen. Lesen Sie es noch einmal, Dantès, und wenn Sie es noch einmal gelesen haben, werde ich Ihnen die unterbrochenen Sätze und den unvollständigen Sinn ergänzen.«

Faria reichte Dantès triumphierend das Papier, der diesmal begierig die folgenden, mit einer rotgelben, rostähnlichen Tinte geschriebenen Worte las:

*Heute, den 25. April 1498
Alexander VI. zum Mittagessen ein-
tend, daß Sie, mit der Bezahl
nicht begnügend, mich beerben und mi-
giftung gestorbenen Kardinäle C
bereiten wollen, eröffne i
meinem Universalerben, daß ich
kennt, weil er ihn mit mir besu-
Grotten der kleinen Insel Monte
graben habe, was ich an Gold- und
gemünztem Golde, Edelsteinen, Diamante
besaß, und daß nur ich die Existenz di-
ungefähr zwei Millionen römische T
kann, und den er, wenn er den zwanzig
hebt, die Zählung von der östlichen
an, in gerader Linie, beginn
Zwei Öffnungen befinden sich in
Schatz liegt in dem entlegens
welchen Schatz ich ihm vermache
Eigentum abtrete, als meinem einzig*

25. April 149

»Nun lesen Sie dieses andere Papier«, sagte der Abbé und reichte Dantès ein zweites Blatt mit anderen Zeilenbruchstücken. Dantès nahm es und las:

*, von Seiner Heiligkeit
geladen und befürcht
ung meines Hutes sich
r das Los der an Ver
rapara und Bentivoglio
ch meinem Neffen Guido Spada,
an einem Orte, den er
cht hat, nämlich in den
Christo, alles ver
Silberbarren,
n, Kleinodien
eses Schatzes weiß, der
aler betragen
sten Stein auf
kleinen Bucht
end, finden wird.
diesen Grotten: Der
ten Winkel der zweiten,
und zu vollem
en Erben.*

8.

ARE SPADA

Faria beobachtete ihn mit loderndem Blick.

»Und jetzt«, sagte er, als er bemerkt hatte, daß Dantès zur letzten Zeile gekommen war, »fügen Sie die beiden Bruchstücke aneinander und urteilen Sie selbst.«

Dantès gehorchte. Die beiden aneinandergefügten Bruchstücke gaben folgenden Gesamteinhalt:

Heute, den 23. April 1498... von Seiner Heiligkeit... Alexander VI. zum Mittagessen ein... geladen und befürchtend, daß Sie, mit der Bezahl... ung meines Hutes sich... nicht begnügend, mich beerben und mi... r das Los der an Ver... giftung gestorbenen Kardinäle C... rapara und Bentivoglio... bereiten wollen, eröffne i... ch meinem Neffen Guido Spada, ... meinem Universalerben, daß ich... an einem Orte, den er... kennt, weil er ihn mit mir besu... cht hat, nämlich in den... Grotten der kleinen Insel Monte... Christo, alles ver... graben habe, was ich an Gold- und... Silberbarren, ... gemünztem Golde, Edelsteinen, Diamante... n, Kleinodien... besaß, und daß nur ich die Existenz dieses Schatzes weiß, der... ungefähr zwei Millionen römische T... aler betragen... kann, und den er, wenn er den zwanzigsten Stein auf... hebt, die Zählung von der östlichen... kleinen Bucht... an, in gerader Linie, beginn... end, finden wird... Zwei Öffnungen befinden sich in... diesen Grotten: Der... Schatz liegt in dem entlegens...ten Winkel der zweiten, ... welchen Schatz ich ihm vermache... und zu vollem... Eigentume abtrete, als meinem einzig... en Erben.

25. April 1498.

CES... ARE SPADA.

»Nun denn, begreifen Sie endlich?« fragte Faria.

»Dies war die Erklärung des Kardinals Spada und das Testament, das man so lange suchte?« erwiderte Edmond noch ungläubig.

»Ja, tausendmal ja.«

»Wer hat es wieder so hergestellt?«

»Ich. Mit Hilfe des übriggebliebenen Bruchstücks habe ich den Rest erraten, indem ich die Länge der Zeilen durch jene des Papiers ausmaß und indem ich über den sichtbaren Sinn in den verborgenen Sinn eindrang, wie man sich in einem unterirdischen Gang durch den Rest eines von oben kommenden Lichts forthilft.«

»Und was taten Sie, als Sie glaubten, die richtige Lösung gefunden zu haben?«

»Ich wollte abreisen und bin auch auf der Stelle abgereist. Ich nahm den Anfang meines großen Werkes über die Einheit eines Königreichs Italien mit mir, aber seit langer Zeit hatte die kaiserliche Polizei, die, entgegen Napoleons Willen, seitdem ihm ein Sohn geboren worden war, die Trennung der Provinzen wollte, die Augen auf mich gerichtet. Meine hastige Abreise, deren Ursache zu erraten sie weit entfernt war, erregte ihren Verdacht, und in dem Moment, als ich mich in Piombino einschiffte, wurde ich verhaftet. – Und jetzt«, fuhr Faria mit einem fast väterlichen Blick auf Dantès fort, »jetzt, mein Freund, wissen Sie ebensoviel davon wie ich. Wenn wir jemals miteinander entfliehen, gehört die Hälfte des Schatzes Ihnen, wenn ich hier sterbe und Sie allein entfliehen, ist er ganz Ihr Eigentum.«

»Aber, hat dieser Schatz«, fragte Dantès zögernd, »keinen legitimeren Besitzer auf dieser Welt als uns?«

»Nein, nein, beruhigen Sie sich, die Familie ist völlig ausgestorben. Zudem hat der letzte Graf Spada mich zu seinem Erben bestimmt. Indem er mir dieses symbolische Brevier vermachte, hat er mir auch den Inhalt desselben vermacht. Nein, nein, beruhigen Sie sich. Wenn wir dieses Vermögen haben, können wir es ohne Gewissensbisse besitzen.«

»Und Sie sagen, dieser Schatz betrage...«

»Zwei Millionen römische Taler, ungefähr dreizehn Millionen nach heutiger Währung.«

»Unmöglich!« versetzte Dantès, über diese ungeheure

Summe erschrocken.

»Unmöglich? Und warum?« fragte der Greis. »Die Familie Spada war eine der ältesten und mächtigsten Familien des fünfzehnten Jahrhunderts. Übrigens sind zu jenen Zeiten, wo es an jeder Spekulation und Industrie fehlte, Anhäufungen von Gold und Kleinodien nicht selten. Es gibt noch jetzt römische Familien, die vor Hunger sterben und fast eine Million in Diamanten und anderen Edelsteinen besitzen, die sie, aufgrund der Erbvorschriften des Majorats, nicht veräußern dürfen.«

Edmond glaubte zu träumen. Er schwebte zwischen Ungläubigkeit und Freude.

»Ich habe Ihnen dieses Geheimnis so lange verschwiegen«, fuhr Faria fort, »zunächst, um Sie zu prüfen, und dann, um Sie zu überraschen. Wären wir vor meinem Starrsuchtanfall geflohen, so hätte ich Sie nach Monte-Christo geführt, nun«, fügte er mit einem Seufzer hinzu, »werden Sie mich hinführen. Nun, Dantès, Sie danken mir nicht?«

»Dieser Schatz gehört Ihnen, mein Freund«, antwortete Dantès, »er gehört Ihnen allein, und ich habe kein Anrecht darauf. Ich bin kein Verwandter von Ihnen.«

»Sie sind mein Sohn, Dantès«, rief der Greis aus. »Sie sind das Kind meiner Gefangenschaft. Mein Stand verpflichtet mich zum Zölibat. Gott hat Sie mir gesandt, um den Mann zu trösten, der nicht Vater, und zugleich den Gefangenen, der nicht frei sein konnte.«

Und Faria streckte den ihm noch gebliebenen Arm nach dem jungen Manne aus, der ihm weinend um den Hals fiel.

19. KAPITEL

Der dritte Anfall

Nun, da dieser Schatz, der so lange Zeit für den Abbé Gegenstand des Nachsinnens gewesen war, das künftige Glück desjenigen sichern konnte, den Faria wirklich wie einen Sohn liebte, hatte der Schatz in seinen Augen seinen Wert verdoppelt. Täglich verweilte er lange bei der Größe dieses Schatzes, Dantès ausmalend, was in unseren modernen Zeiten ein Mann mit einem Vermögen von dreizehn bis vierzehn Millionen seinen Freunden alles Gutes tun könnte. Dann verdüsterte sich das Gesicht von Dantès, denn sein Racheschwur kam ihm wieder in den Sinn, und er dachte, wieviel in unseren modernen Zeiten ein Mann mit einem Vermögen von dreizehn bis vierzehn Millionen seinen Feinden Böses zufügen könnte.

Der Abbé kannte die Insel Monte Christo nicht, aber Dantès kannte sie. Er war oft an dieser, etwa fünfundzwanzig Meilen vor Pianosa, zwischen Korsika und Elba liegenden Insel vorübergefahren und einmal sogar dort gelandet. Sie war völlig öde, ist es immer gewesen und ist es noch heute. Monte Christo ist ein Felsen von fast kegelförmiger Gestalt, dem Aussehen nach einst von irgendeiner vulkanisch verursachten Flutwelle aus der Tiefe des Meeres an seine Oberfläche gehoben. Dantès zeichnete den Plan der Insel für Faria, und Faria gab Dantès Ratschläge, welche Mittel zum Heben des Schatzes anzuwenden seien. Aber Dantès war weit entfernt, ebenso enthusiastisch und vor allem ebenso zuversichtlich zu sein wie der Greis. Natürlich war er nun völlig davon überzeugt, daß Faria nicht verrückt sei, und die Art, auf welche er zu einer Überzeugung gekommen war, die zuvor noch den Glauben an Farias Wahnsinn in ihm erregt hatte, verdoppelte noch seine Bewunderung für ihn. Er konnte aber auch nicht glauben, daß dieser Schatz, angenommen, daß er je existierte, noch immer existiere, und hielt er den Schatz auch nicht für

ein reines Phantasieprodukt, so glaubte er doch, er sei nicht mehr vorhanden.

Inzwischen, wie wenn das Schicksal den Gefangenen ihre letzte Hoffnung hätte rauben und ihnen andeuten wollen, daß sie zu ewiger Gefangenschaft verurteilt seien, begegnete ihnen ein neues Unglück. Die am Meerufer gelegene Galerie, die seit langer Zeit vom Einsturz bedroht war, wurde wiederhergestellt. Man hatte das Fundament repariert und mit ungeheuren Felsbrocken das von Dantès schon halb zugeschüttete Loch verstopft. Ohne diese Vorsichtsmaßregel, welche, wie man sich erinnert, der Abbé dem jungen Manne angeraten hatte, wäre ihr Unglück noch weit größer gewesen, denn man hätte ihren Fluchtversuch entdeckt und sie zweifellos getrennt: Eine neue Tür, stärker und unbezwingbarer als die anderen, hatte sich also wieder über ihnen geschlossen.

»Sie sehen wohl, Faria«, sagte Dantès mit sanfter Traurigkeit, »daß Gott mir sogar das Verdienst dessen entziehen will, was Sie meine Ergebenheit für Sie nennen. Ich versprach Ihnen, ewig bei Ihnen zu bleiben, und ich habe jetzt nicht mehr die Freiheit, mein Versprechen nicht zu halten. Ich werde den Schatz ebensowenig bekommen wie Sie, und keiner von uns wird von hier wegkommen. Übrigens ist mein wahrer Schatz, sehen Sie, mein Freund, nicht jener, der meiner hinter den finsternen Wänden von Monte Christo harnte. Es ist Ihre Gegenwart, unser Beisammensein fünf bis sechs Stunden täglich, trotz unserer Gefangenenwärter. Dieser Schatz besteht aus jenen Strahlen Ihrer Intelligenz, womit Sie meinen Verstand erleuchtet, und aus jenen Sprachen, die Sie meinem Gedächtnisse eingepflanzt haben und die darin ihre philologischen Wurzeln ausbreiten. Diese verschiedenen Wissenschaften, die Sie mir durch die tiefe Kenntnis, welche Sie darin besitzen, und durch die Klarheit der Grundsätze, auf die Sie dieselben zurückführen, so leicht machten, sie sind mein Schatz, Freund, und Sie sind es, der mich reich und glücklich macht. Glauben Sie mir und trösten Sie sich, dies hat größeren Wert

für mich als tonnenweise Gold und Kisten voll Diamanten, wären Sie auch unzweifelhaft vorhanden und nicht von der Art jener Wolken, die man am Morgen über dem Meer schweben sieht, die man für festes Land hält und die doch verdunsten, sich verflüchtigen und verschwinden, je näher man ihnen kommt. Sie möglichst lange bei mir haben, Ihre beredte Stimme hören, meinen Geist bereichern, meine Seele stählen, meine ganze Natur zu großen und schrecklichen Dingen befähigen, wenn ich jemals frei bin, sie so gut anfüllen, auf daß die Verzweiflung, der ich mich zu überlassen bereit war, als ich Sie kennenlernte, keinen Platz mehr darin finde, dies ist mein Glück. Dieses ist kein Phantasieprodukt. Darum stehe ich tief in Ihrer Schuld. Und alle Herrscher dieser Erde, wären sie auch ein Cesare Borgia, vermöchten nicht, es mir zu rauben.«

Daher waren die folgenden Tage, wenn nicht glückliche, wenigstens ziemlich schnell verflossene Tage für die beiden Unglücklichen. Faria, der so viele Jahre hindurch über den Schatz geschwiegen hatte, sprach nun bei jeder Gelegenheit davon. Wie er es vorausgesehen hatte, blieb er am rechten Arm und am linken Bein gelähmt und hatte beinahe jede Hoffnung verloren, sich selbst des Schatzes je erfreuen zu können. Aber er träumte für seinen jungen Gefährten immer noch von einer Befreiung oder Flucht und erfreute sich ihrer selbst für seinen Freund. Aus Furcht, der Brief könnte einmal verlegt werden oder verlorengehen, hatte er Dantès genötigt, ihn auswendig zu lernen, und Dantès kannte ihn nun vom ersten bis zum letzten „Wort. Dann vernichtete er den zweiten Teil. Nun war er überzeugt, daß man den ersten finden und wegnehmen könnte, ohne den wahren Sinn des Ganzen zu erraten. Bisweilen verbrachte Faria ganze Stunden damit, Dantès Unterweisungen zu erteilen, Unterweisungen, die ihm am Tage seiner Freiheit nützen sollten. War er einmal frei, so sollte er von dem Tag, von der Stunde, von dem Moment seiner Freiheit an, nur mehr den einzigen Gedanken hegen, ir-

gendwie nach Monte Christo zu kommen, dort unter irgendeinem unverdächtigen Vorwand allein zu bleiben, und, war er erst einmal dort und auch allein, zu versuchen, die wunderbaren Grotten wiederzufinden und am bezeichneten Ort nachzugraben. Der bezeichnete Ort, wie man sich erinnert, war der entlegenste Winkel der zweiten Öffnung.

Indessen verflossen die Stunden, wenn auch nicht schnell, so wenigstens erträglich. Faria, ohne seine Hand und seinen Fuß wieder gebrauchen zu können, hatte, wie gesagt, die ganze Klarheit seiner Intelligenz wiedergewonnen, und nach und nach, außer den von uns erwähnten moralischen Kenntnissen, seinem jungen Gefährten auch jene ruhige und erhabene Kunst des Gefangenen gelehrt, der aus nichts etwas zu machen versteht; Faria aus Furcht zu altern, Dantès aus Besorgnis, sich an seine fast vergessene Vergangenheit zu erinnern, die in der tiefsten Tiefe seines Gedächtnisses nur mehr wie ein fernes, in der Nacht entrücktes Licht dämmerte. Alles ging so wie bei jenen Existenzen, die nicht vom Unglück zerstört wurden und die mechanisch und ruhig unter den Augen der Vorsehung vor sich hinleben. Aber unter dieser oberflächlichen Ruhe lagen in dem Herzen des jungen Mannes und vielleicht auch in jenem des Greises manche unterdrückte Regungen, manche erstickte Seufzer, die hervorbrachen, wenn Faria allein und Edmond in seine Kammer zurückgekehrt war.

Eines Nachts fuhr Edmond erschrocken aus dem Schlaf auf, in der Meinung, man habe ihn gerufen. Er öffnete die Augen und versuchte, die tiefe Finsternis zu durchdringen. Sein Name oder vielmehr eine klagende Stimme, die silbenweise seinen Namen auszusprechen sich bemühte, drang an sein Ohr. Er stand von seinem Bett auf, den Angstschweiß auf der Stirn, und horchte. Kein Zweifel mehr, die klagende Stimme kam aus dem Kerker seines Gefährten.

»Großer Gott!« murmelte Dantès. »Sollte es soweit sein...?«

Und er rückte sein Bett weg, zog den Stein beiseite, kroch

eilig in den Gang und erreichte das entgegengesetzte Ende, wo die Steinplatte entfernt war. Im Schimmer dieser unförmigen und flackernden Lampe, von der wir sprachen, sah Edmond den Greis, blaß, noch aufrecht stehend, aber sich an sein Bettgestell klammernd. Seine Züge waren durch jene furchterlichen Symptome verzerrt, die er bereits kannte und die ihn bei ihrem ersten Erscheinen so sehr erschreckt hatten.

»Nun denn, mein Freund«, sagte Faria resigniert, »Sie begreifen, nicht wahr, und bedürfen keiner weiteren Erklärungen?«

Edmond stieß einen schmerzlichen Schrei aus, und stürzte, völlig den Kopf verlierend, laut rufend zur Tür: »Zu Hilfe! Zu Hilfe!«

Faria hatte noch die Kraft, ihn am Arm zurückzuhalten.

»Still!« sagte er. »Oder Sie sind verloren. Denken wir nur noch an Sie, mein Freund, Ihnen Ihre Gefangenschaft erträglich oder Ihre Flucht möglich zu machen. Sie würden Jahre brauchen, um alles wieder zu tun, was ich hier getan habe, und was durch die Kunde unserer Wächter von unserer Bekanntschaft sogleich zerstört wäre. Machen Sie sich übrigens keine Sorgen, mein Freund, der Kerker, den ich verlassen werde, wird nicht lange leer bleiben und ein anderer Unglücklicher meine Stelle einnehmen. Diesem anderen werden Sie als ein Rettungsendel erscheinen. Dieser wird vielleicht jung, stark und geduldig sein wie Sie. Dieser wird Ihnen zu Ihrer Flucht verhelfen können, während ich sie verhinderte. Sie werden keinen halben Leichnam mehr haben, an Sie gefesselt, um jede Ihrer Bewegungen zu lähmen. Gewiß, Gott tut endlich etwas für Sie. Er gibt Ihnen mehr, als er Ihnen nimmt, und es ist wohl Zeit, daß ich sterbe.«

Edmond konnte nur die Hände ringen und ausrufen: »Oh! Mein Freund, mein Freund, schweigen Sie!« Dann raffte er seine durch diesen unvorhergesehenen Schlag erschütterte Kraft und seinen durch die Worte des Greises gebeugten Mut

zusammen und fügte hinzu: »Oh! Ich habe Sie schon einmal gerettet, ich werde Sie auch beim zweiten Mal retten.«

Und er hob den Fuß des Bettes auf und zog das Fläschchen hervor, worin noch ein Drittel der roten Flüssigkeit war.

»Sehen Sie«, sagte er, »wir haben noch von diesem retten-den Trank. Schnell, schnell, sagen Sie mir, was ich tun muß. Ist diesmal anders zu verfahren? Sprechen Sie, mein Freund, ich höre.«

»Es gibt keine Hoffnung mehr«, erwiderte Faria, den Kopf schüttelnd, »und es liegt auch nichts daran. Gott will, daß der Mensch, den er erschaffen und in dessen Herz er die tiefver-wurzelte Liebe zum Leben gelegt hat, alles tut, was er tun kann, um diese oft so schmerzvolle, aber immer so sehr ge-liebte Existenz zu bewahren.«

»O ja, ja«, rief Dantès aus, »und ich werde Sie retten, das sage ich Ihnen.«

»Wohlan, versuchen Sie es also. Frost ergreift mich, und ich fühle, wie mir das Blut in das Gehirn strömt. Jenes furchtbare Zittern, das meine Zähne klappern läßt und meine Knochen voneinander zu trennen scheint, beginnt meinen Leib zu schütteln. In fünf Minuten wird das Übel ausbrechen, in einer Viertelstunde wird von mir nur mehr eine Leiche übrig sein.«

»O nein!« rief Dantès mit schmerzzerrissenem Herzen aus.

»Machen Sie es wie beim erstenmal, nur warten Sie nicht so lange. Alle Springfedern des Lebens sind jetzt sehr abgenützt, und der Tod«, fuhr er fort, auf die Lähmung seines Armes und Beinesweisend, »wird nur mehr die Hälfte seiner Arbeit zu verrichten haben. Wenn Sie, nachdem Sie mir zwölf Tropfen statt zehn in den Mund geträufelt haben, sehen, daß ich nicht zu mir komme, dann gießen Sie mir den Rest ein. Nun tragen Sie mich auf mein Bett. Ich kann mich nicht mehr aufrecht halten.«

Edmond umschlang den Greis mit seinen Armen und legte ihn auf das Bett.

»Nun, mein Freund«, sagte Faria, »Sie einziger Trost meines elenden Lebens, den mir der Himmel ein wenig spät, aber dennoch als ein unschätzbares Geschenk gegeben hat, für das ich ihm in dem Moment danke, da ich mich auf ewig von Ihnen trenne, ich wünsche Ihnen alles Glück und alles Wohlergehen, das Sie verdienen. – Mein Sohn, ich segne Sie!«

Der junge Mann sank auf die Knie, seinen Kopf auf das Bett des Greises stützend.

»Hören Sie aber vor allem, was ich Ihnen in diesem letzten Augenblick sage: Der Schatz der Spada existiert. Gott ermöglicht, daß für mich keine Entfernung, kein Hindernis mehr besteht. Ich sehe ihn, im Boden der zweiten Grotte. Meine Augen dringen in die Tiefe der Erde und sind von so vielen Reichtümern geblendet... Wenn es Ihnen gelingt, zu entfliehen, so erinnern Sie sich, daß der arme Abbé, den jedermann für verrückt hielt, es nicht war. Eilen Sie nach Monte Christo, nutzen Sie unser Vermögen, nutzen Sie es, Sie haben genug gelitten.«

Ein zweites heftiges Schütteln unterbrach den Greis. Dantès hob den Kopf wieder auf, er sah die Augen, die plötzlich so rot unterlaufen waren, daß man hätte meinen können, eine Blutwelle sei von seiner Brust in seine Stirn gestiegen.

»Adieu! Adieu!« murmelte der Greis, krampfhaft die Hand des jungen Mannes fassend. »Adieu!«

»Oh! Noch nicht, noch nicht!« rief dieser aus. »Verlassen Sie mich noch nicht! O mein Gott, steh ihm bei... zu Hilfe!... zu Hilfe!«

»Still! Still!« murmelte der Sterbende. »Damit man uns nicht trennt, wenn Sie mich retten.«

»Sie haben recht. O ja, ja, seien Sie unbesorgt, ich werde Sie retten. Übrigens, obgleich Sie sehr leiden, scheinen Sie doch weniger zu leiden als das erstemal.«

»Oh! Geben Sie sich keinen falschen Hoffnungen hin! Ich leide weniger, weil weniger Kraft zu leiden in mir ist. In Ih-

rem Alter hat man Glauben an das Leben. Es ist das Privilegium der Jugend, zu glauben und zu hoffen, aber die Greise sehen den Tod klarer. Oh! Da ist er... er kommt... es ist aus... meine Sehkraft verschwindet... mein Verstand entflieht... Ihre Hand, Dantès, adieu!... Adieu!« Und mit einer letzten Anstrengung sich wieder erhebend, in der er all seine verbliebene Kraft zusammendrängte, preßte er hervor: »Monte Christo! Vergessen Sie Monte Christo nicht!«

Und er sank auf sein Bett zurück.

Die Krisis war schrecklich: Verzernte Glieder, geschwollene Augenlider, blutiger Schaum, ein bewegungsloser Leib, dies war alles, was auf diesem Schmerzenslager statt des intelligenten Wesens blieb, das einen Augenblick früher sich darauf hingestreckt hatte. Dantès nahm die Lampe, stellte sie am Kopfende auf einen Mauervorsprung, von wo aus ihr flackernder Schimmer mit einem seltsamen und phantastischen Schein dieses entstellte Gesicht und diesen untätigen und starren Leib beleuchtete. Hier harnte er unerschrocken mit gespannten Blicken des Augenblicks, das rettende Mittel anzuwenden. Als er diesen Moment für gekommen hielt, nahm er das Messer, sperrte die Zähne auseinander, die einen schwächeren Widerstand als das erste Mal boten, zählte zwölf Tropfen, einen nach dem andern, und wartete. Das Fläschchen enthielt ungefähr noch das Doppelte von dem, was er verwendet hatte. Er wartete zehn Minuten, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, nichts rührte sich. Zitternd, mit gesträubten Haaren, eiskalten Schweiß auf der Stirn, zählte Dantès die Sekunden an den Schlägen seines Herzens. Dann dachte er, daß es Zeit wäre, den letzten Versuch zu machen. Er näherte das Fläschchen Farias dunkelblauen Lippen, und ohne die offen gebliebenen Kinnladen gewaltsam voneinander drücken zu müssen, goß er ihm die ganze Flüssigkeit ein, die es enthielt. Das Mittel löste eine galvanische Reaktion aus, ein heftiges Zittern schüttelte die Glieder des Greises, seine Augen öffneten sich wieder, furchtbar anzuschauen, er stieß einen Seufzer aus, der

einem Schrei glich, dann fiel der ganze bebende Leib nach und nach in seinen vorherigen Zustand der Unbeweglichkeit zurück. Nur die Augen blieben offen.

Eine halbe Stunde, eine Stunde, anderthalb Stunden verflossen. Während dieser anderthalb Stunden der Angst fühlte Edmond, über seinen Freund gebückt, mit der Hand auf dem Herzen desselben, diesen Leib nach und nach erstarren und die Herzschläge immer dumpfer und tiefer langsam verstummen. Zuletzt war kein Leben übrig, ein letztes Pochen des Herzens, das Gesicht wurde erdfahl, die Augen blieben offen, aber der Blick brach.

Es war sechs Uhr morgens. Der Tag brach an und sein matter, in den Kerker dringender Strahl ließ das erlöschende Licht der Lampe erbleichen. Unheimliche Schatten zuckten über das Gesicht des Leichnams und verliehen ihm bisweilen den Anschein von Leben. Solange dieser Kampf des Tages mit der Nacht währte, konnte Dantès noch zweifeln, als aber der Tag endgültig Sieger blieb, begriff er, daß er allein mit einem Leichnam war. Dann erfaßte ihn ein gewaltiger und unüberwindlicher Schrecken. Er wagte nicht mehr, die Hand zu drücken, die vom Bett herunterhing. Er wagte nicht mehr, jene starren und blassen Augen anzuschauen, die er vergebens zu schließen versuchte und die sich immer wieder öffneten. Er löschte die Lampe, verbarg sie sorgfältig und entfloh, die Steinplatte über seinem Kopf so gut als möglich wieder einfügend. Zudem war es höchste Zeit, der Gefangenenerwärter sollte kommen. Diesmal begann er seinen Rundgang bei Dantès. Nachdem er dessen Kerker verlassen hatte, wollte er in Farias Zelle gehen, um ihm Frühstück und Wäsche zu bringen. Doch deutete nichts an diesem Mann darauf hin, daß er von dem geschehenen Unfall irgend etwas bemerkte. Er ging hinaus.

Dantès wurde nun von einer unbeschreiblichen Ungeduld ergriffen, zu wissen, was im Kerker seines unglücklichen Freundes vorgehen würde; er kehrte also in den unterirdischen Gang zurück und kam gerade rechtzeitig an, um die Hilferufe

des Gefangenewärters zu hören. Bald traten die übrigen Gefangenewärter ein, man vernahm jenen schwerfälligen und regelmäßigen Gang, der Soldaten selbst außerhalb ihres Dienstes eigentümlich ist. Den Soldaten folgte der Gouverneur. Edmond hörte das Knarren des Betts, auf dem man den Leichnam hin und her bewegte. Er hörte die Stimme des Gouverneurs, der befahl, ihm Wasser ins Gesicht zu spritzen, und der, als er sah, daß der Gefangene trotzdem nicht zu sich kam, den Arzt holen ließ. Der Gouverneur ging fort, und einige Worte des Mitleids, vermischt mit spöttischem Lachen, klangen in die Ohren von Dantès.

»Nun, nun«, sagte der eine, »der Narr hat sich zu seinen Schätzen begeben. Glückliche Reise!«

»Er wird mit allen seinen Millionen nicht soviel haben, sein Leichentuch zu bezahlen«, äußerte der andere.

»Oh,« bemerkte eine dritte Stimme, »die Leichentücher von Château d'If kosten nicht viel.«

»Vielleicht«, meinte einer von denen, die zuerst gesprochen hatten, »wird man für ihn, da er ein Priester ist, etwas mehr tun.«

»In diesem Fall wird er die Ehre des Sackes bekommen.«

Edmond horchte, überhörte kein Wort, verstand aber nicht viel von allem. Bald verloren sich die Stimmen, und es dünkte ihm, daß die Anwesenden die Kammer verließen. Er wagte es jedoch nicht, dahin zurückzukehren. Man konnte irgendeinen Wärter zur Bewachung des Toten zurückgelassen haben. Ungefähr nach einer Stunde wurde die Stille von einem schwachen Geräusch belebt, das immer stärker wurde. Es war der Gouverneur, der zurückkam, gefolgt vom Arzt und mehreren Offizieren. Eine Pause des Schweigens trat ein. Offenbar trat der Arzt an das Bett und untersuchte den Leichnam. Bald begannen die Fragen. Der Arzt erklärte das Übel, dem der Gefangene zum Opfer gefallen war, und stellte seinen Tod fest. Fragen und Antworten geschahen mit einer Gleichgültigkeit,

die Dantès entrüstete. Es dünkte ihm, daß jedermann einen Teil der Liebe gegen den armen Abbé fühlen mußte, die er gegen ihn fühlte.

»Was Sie mir da sagen, tut mir leid«, sagte der Gouverneur, in Erwiderung der vom Arzte ausgesprochenen Gewißheit, daß der Greis wirklich tot sei. »Er war ein sanfter, harmloser, durch seine Verrücktheit amüsanter Gefangener und außerordentlich leicht zu bewachen.«

»Oh«, bemerkte der Kerkermeister, »man hätte ihn gar nicht zu bewachen brauchen. Der wäre wohl fünfzig Jahre dageblieben, ich schwöre, ohne einen einzigen Fluchtversuch zu unternehmen.«

»Ich glaube doch«, äußerte der Gouverneur, »daß es notwendig ist, ungeachtet Ihrer Überzeugung – nicht etwa, daß ich an Ihren Fähigkeiten zweifle, sondern wegen meiner eigenen Verantwortung –, uns Gewißheit zu verschaffen, daß der Gefangene wirklich tot ist.«

Es entstand eine Pause lautloser Stille, in der, wie der lauschende Dantès mutmaßte, der Arzt den Leichnam zum zweiten Mal untersuchte und betastete.

»Sie dürfen unbesorgt sein«, versetzte nun der Arzt. »Er ist gewiß tot, ich bürgе Ihnen dafür.«

»Sie wissen, Monsieur«, erwiderte der Gouverneur beharrlich, »daß wir uns in dergleichen Fällen mit der einfachen Prüfung nicht begnügen. Wenn Sie also, trotz aller Anzeichen, Ihre Pflicht durch Berücksichtigung der vom Gesetz vorgeschriebenen Formalitäten erfüllen.«

»Man glühe die Eisen«, gab der Arzt nach. »Es ist aber wirklich eine völlig überflüssige Vorsichtsmaßregel.«

Der Befehl, die Eisen zu glühen, ließ Dantès frösteln. Man hörte eilige Schritte, das Ächzen der Türe, einiges Hin- und Herrennen im Inneren, und einige Augenblicke später trat ein Gehilfe des Kerkermeisters ein und sagte:

»Hier ist die Glutpfanne mit einem Eisen.«

Nun trat für einen Augenblick Stille ein, dann hörte man das Zischen des verbrannten Fleisches, und ein qualmiger, ekelhafter Geruch drang selbst durch die Mauer, hinter der Dantès mit Entsetzen horchte. Bei diesem Geruch von verkohlten Menschenteilen rann dem jungen Mann der Schweiß herunter, und er glaubte ohnmächtig zu werden.

»Sie sehen, Monsieur, daß er wirklich tot ist«, äußerte der Arzt. »Die Brandprobe an den Fußsohlen ist entscheidend. Der arme Narr ist von seiner Verrücktheit geheilt und aus seiner Gefangenschaft befreit.«

»Hieß er nicht Faria?« fragte einer von den Offizieren, die den Gouverneur begleiteten.

»Ja, Monsieur, und wie er behauptete, war es ein alter Name. Übrigens sehr gelehrt und sogar ziemlich vernünftig hinsichtlich aller Punkte, die sich nicht auf seinen Schatz bezogen. Aber was diesen betrifft, ich muß es gestehen, blieb er starrköpfig.«

»Dies ist der Gemütszustand«, dozierte der Arzt, »den wir die Monomanie nennen.«

»Hatten Sie sich nie über ihn zu beklagen?« fragte der Gouverneur den Kerkermeister, der den Auftrag hatte, dem Abbé das Essen zu bringen.

»Niemals, Herr Gouverneur«, antwortete dieser, »niemals, aber auch wirklich gar nie, im Gegenteil. Er ergötzte mich ehedem sogar, indem er mir Geschichten erzählte. Eines Tages, da meine Frau krank war, gab er mir auch ein Rezept, das sie geheilt hat.«

»Aha!« versetzte der Arzt. »Ich wußte nicht, daß ich es mit einem Kollegen zu tun hatte. Ich hoffe, Herr Gouverneur«, fügte er lachend hinzu, »daß Sie ihn dementsprechend behandeln werden.«

»Ja, ja, seien Sie unbesorgt. Er wird anständig begraben

werden: in dem neuesten Sack, den man finden kann. Sind Sie zufrieden?«

»Müssen wir die letzte Förmlichkeit in Ihrer Gegenwart vollziehen, Monsieur?« fragte der Gehilfe.

»Allerdings, aber schnell, ich kann nicht den ganzen Tag in dieser Zelle bleiben.«

Ein neues Gehen und Kommen ließ sich vernehmen. Kurz darauf drang das Rauschen von zerknitterter Leinwand zu den Ohren von Dantès. Das Bettgestell quietschte in seinen Verankerungen. Ein dumpfer Schritt, wie von einem Menschen, der eine Last aufhebt, ertönte auf dem Pflaster, dann quietschte das Bett von neuem unter der Last, die man darauflegte.

»Bis heute abend!« sagte der Gouverneur.

»Wird eine Messe gelesen?« fragte einer von den Offizieren.

»Unmöglich«, antwortete der Gouverneur. »Der Kaplan des Château hat mich gestern um Urlaub gebeten, um eine kleine Reise von acht Tagen nach Hyères zu machen. Ich habe ihm für meine Gefangenen während dieser Reise gebürgt. Der arme Abbé hätte sich nur nicht so beeilen müssen, und er hätte sein Requiem bekommen.«

»Ach was!« sagte der Arzt mit der den Vertretern seines Berufes eigenen Gottlosigkeit. »Er ist Priester, Gott wird auf den Stand Rücksicht nehmen und der Hölle nicht das böse Vergnügen gewähren, ihr einen Priester zu senden.«

Ein lautes Gelächter folgte diesem schlechten Scherz. Inzwischen nähte man den Leichnam in den Sack ein.

»Bis heute abend«, sagte der Gouverneur, als man fertig war.

»Um wieviel Uhr?« fragte ein Gehilfe.

»Gegen zehn oder elf.«

»Soll man den Toten bewachen?«

»Wozu? Man soll den Kerker zusperren, wie wenn er lebte,

weiter nichts.«

Dann entfernten sich die Schritte, die Stimmen wurden immer schwächer, das Knarren der Tür mit ihrem kreischenden Schloß und ihren klirrenden Riegeln ließ sich vernehmen. Ein düsteres Schweigen als das der Einsamkeit, das Schweigen des Todes, erfaßte alles, selbst die zu Eis erstarrte Seele des jungen Mannes. Dann hob er langsam die Steinplatte mit seinem Kopf auf und warf einen forschenden Blick in die Zelle: Sie war leer. Dantès schlüpfte aus dem Gang heraus.

20. KAPITEL

Der Friedhof von Château d'If

Auf dem Bett, seiner Länge nach gelegt und schwach erhellt vom Licht eines nebligen Tages, der durch das Fenster drang, sah man einen Sack von grobem Leinen, unter dessen weiten Falten eine lange und starre Gestalt sich in Umrissen abzeichnete. Dies war das letzte Bettuch Farias, jenes Leinentuch, das, wie die Gehilfen gesagt hatten, so wenig kostete. So war denn alles vorüber, eine körperliche Trennung bestand bereits zwischen Dantès und seinem alten Freund. Er konnte diese Augen nicht mehr sehen, die offen geblieben waren, wie um von jenseits des Todes zurückzuschauen. Er konnte nicht mehr diese erfinderische Hand drücken, die für ihn den Schleier gehoben hatte, der verborgene Dinge verhüllte. Faria, der nützliche, der gute Gefährte, an den er sich so sehr gewöhnt hatte, existierte nur noch in seiner Erinnerung. Dann setzte er sich an das Kopfende dieses schrecklichen Bettes und versank in eine finstere und bittere Melancholie.

Allein! Er stand wieder allein da! Er war wieder von Stille umgeben, stand wieder dem Nichts gegenüber! Allein, ohne das Antlitz, ohne die Stimme des einzigen menschlichen

Wesens, das ihn noch an die Erde band! War es da nicht besser, wie Faria zu scheiden und Gott um das Rätsel des Lebens zu fragen, müßte man auch durch die grauenvolle Pforte der Leiden schreiten? Der Gedanke an Selbstmord, durch seinen Freund verscheucht, durch seine Gegenwart verdrängt, kehrte zurück und tauchte neben Farias Leichnam wie ein Gespenst auf.

»Wenn ich sterben könnte«, sagte Dantès, »ginge ich hin, wohin *er* geht, und fände ihn gewiß wieder. Aber wie sterben? Das ist sehr leicht«, fügte er lachend hinzu. »Ich werde hierbleiben, mich auf den ersten, der eintritt, stürzen, ihn erwürgen, und man wird mich guillotiniern.«

Doch da bei großen Leiden wie bei großen Stürmen der Abgrund immer zwischen zwei Wellenkämmen liegt, schreckte Dantès vor dem Gedanken an diesen verachtungswürdigen Tod zurück und ging schnell von dieser Verzweiflung zu einer glühenden Sehnsucht nach Leben und Freiheit über.

»Sterben, oh nein!« rief er aus. »Es lohnt nicht der Mühe, so lange gelebt, so vieles gelitten zu haben, um jetzt zu sterben. Zum Sterben war früher die rechte Zeit, als ich vor Jahren den Entschluß dazu faßte, aber jetzt hieße es wahrlich, meinem elenden Schicksal allzusehr nachzuhelfen. Nein, ich will leben, nein, ich will bis zum Ende kämpfen, nein, ich will jenes Glück wieder erobern, daß man mir geraubt hat. Ich vergaß, daß ich, anstatt zu sterben, meine Henker bestrafen und vielleicht auch, wer weiß, einige Freunde belohnen muß. Allein, man vergißt mich hier, und ich werde diesen Kerker nur wie Faria verlassen.«

Bei diesem Wort stand Edmond regungslos, mit starren Augen, wie ein Mann, den ein plötzlicher Gedanke durchzuckte, aber zugleich erschreckte. Plötzlich stand er auf, fuhr mit der Hand an seine Stirn, wie wenn der Schwindel ihn ergriffen hätte, ging einigemal im Kerker auf und ab, kehrte zurück und blieb vor dem Bett stehen...

»Oh! Oh!« murmelte er. »Wer sendet mir diesen Gedanken? Bist Du es, mein Gott? Weil nur die Toten frei von hier wegkommen, so will ich den Platz des Toten einnehmen.«

Und ohne die Zeit zu nehmen, diesen Entschluß zu erwägen, wie um den Gedanken keine Gelegenheit zu geben, diesen verzweifelten Entschluß zu verhindern, bückte er sich über den gräßlichen Sack, öffnete ihn mit Farias Messer, zog die Leiche heraus, trug sie in seine Zelle, legte sie in sein Bett, wand ihr den Leinwandfetzen um den Kopf, den er gewöhnlich selbst trug, zog seine Decke über sie, küßte zum letztenmal diese eisige Stirn, versuchte, diese widerspenstigen Augen zu schließen, die noch immer offen standen, schrecklich durch die Abwesenheit des Denkvermögens, drehte den Kopf gegen die Mauer, damit der sein Abendessen bringende Wärter glauben sollte, daß er im Bette liege, wie er es häufig zu tun pflegte, kehrte in den Gang zurück, rückte von da aus sein Bett an die Mauer, kroch wieder in die andere Kammer, nahm aus dem Schrank Nadel und Faden, zog seine Lumpen aus, damit man ja unter der Leinwand das nackte Fleisch fühle, schlüpfte in den aufgeschnittenen Sack, nahm die Haltung der Leiche an und nähte den Schlitz wieder von innen zu. Man hätte sein Herz pochen hören, wäre man unglücklicherweise in diesem Augenblick eingetreten.

Dantès hätte wohl bis nach dem Abendrundgang warten können, aber er fürchtete, der Gouverneur könnte bis dahin seinen Entschluß ändern und die Leiche fortbringen lassen. In diesem Fall wäre seine letzte Hoffnung verloren gewesen. Sein Plan war nun nicht mehr rückgängig zu machen. Er gedachte folgendes zu tun: Sollten die Totengräber während des Tragens merken, daß sie einen Lebenden statt eines Toten schleppten, würde ihnen Dantès keine Zeit zur Besinnung lassen und mit einem kräftigen Messerschnitt den Sack von oben bis unten aufschlitzen. Während sie sich von ihrem Schrecken erholten, würde er entfliehen. Versuchten sie ihn aufzuhalten, so machte er vom Messer Gebrauch. Sollten sie

ihn auf den Friedhof bringen und ihn in eine Grube legen, so ließe er sich mit Erde bedecken. Sobald es Nacht wäre, würde er sich, kaum daß die Totengräber sich abgewendet, einen Weg durch die weiche Erde bahnen und fliehen. Er hoffte, das Gewicht der Erde würde nicht so schwer sein, daß er sie nicht wegdrücken könnte. Täuschte er sich, und war die Erde allzu schwer, so würde er ersticken, um so besser. Dann war wenigstens alles vorüber!

Dantès hatte seit dem vorigen Tage nichts gegessen, aber am Morgen nicht an den Hunger gedacht, und er dachte auch jetzt nicht daran. Die Lage war zu unsicher, um ihm die Zeit zu lassen, bei irgendeiner anderen Idee zu verweilen. Die erste Gefahr, die Dantès drohte, bestand darin, daß der Gefangenwärter, wenn er ihm um sieben Uhr sein Abendessen brachte, die Verwechslung bemerkte. Glücklicherweise hatte Dantès, entweder aus Menschenhaß oder aus Müdigkeit, den Gefangenwärter mindestens schon zwanzigmal im Bett liegend empfangen. In diesem Fall stellte der Kerkermeister gewöhnlich sein Brot und seine Suppe auf den Tisch und entfernte sich, ohne ihn anzusprechen. Aber diesmal konnte der Gefangenwärter ja von seinem gewöhnlichen Stummsein eine Ausnahme machen, Dantès ansprechen und sich, wenn er keine Antwort erhielt, dem Bett nähern, und alles war entdeckt.

Als die siebte Abendstunde herannahte, brach die Angst in Dantès vollständig aus. Seine auf sein Herz gelegte Hand versuchte, den lauten Herzschlag zu unterdrücken, während er mit der anderen den Schweiß trocknete, der seine Schläfen entlang herabrieselte. Bisweilen durchzuckten Schauer seinen ganzen Leib und preßten ihm das Herz wie mit einem eiskalten Schraubstock zusammen. Dann glaubte er sterben zu müssen. Die Stunden verflossen, ohne daß sich im Château irgend etwas rührte, und Dantès erkannte, daß er dieser ersten Gefahr entgangen sei. Dies war ein gutes Zeichen. Endlich ließen sich gegen die vom Gouverneur festgesetzte Stunde

Schritte auf der Treppe vernehmen. Edmond begriff, daß der Moment gekommen war, und raffte seinen ganzen Mut zusammen. Er hielt den Atem an und hätte sich glücklich gefühlt, zugleich die beschleunigten Pulsschläge seiner Adern zurückhalten zu können. Man blieb bei der Türe stehen. Der Schritt war doppelt. Dantès erriet, daß es die beiden Totengräber waren, die ihn holten. Diese Vermutung wurde zur Gewißheit, als er das Geräusch hörte, das sie machten, als sie die Bahre niederstellten. Die Tür ging auf, ein dämmeriges Licht drang zu den Augen von Dantès. Durch die ihn bedeckende Leinwand sah er, wie sich zwei Schatten seinem Bett näherten. Ein dritter blieb an der Tür stehen, eine Laterne in der Hand. Jeder der beiden Männer, die an sein Bett herangetreten waren, faßte den Sack an einem seiner Enden.

»Wie schwer er doch ist für so einen mageren alten Mann!« sagte der eine von ihnen, der den Kopf von Dantès anhub.

»Man sagt, daß jedes Lebensjahr den Knochen ein halbes Pfund an Gewicht hinzufügt«, erwiderte der andere, indem er Dantès bei den Füßen packte.

»Hast du deinen Knoten gemacht?« fragte der erste.

»Es wäre recht dumm, uns unnützes Gewicht aufzuladen«, versetzte der zweite, »ich werde ihn erst unten machen.«

»Du hast recht. Gehen wir also.«

»Wozu dieser Knoten?« fragte sich Dantès.

Man trug den vermeintlichen Toten vom Bett zur Bahre. Edmond machte sich steif, um die Rolle eines Toten desto besser zu spielen. Er wurde auf die Bahre gelegt, und der Zug, dem der Mann mit der Laterne voranleuchtete, bewegte sich die Treppe hinauf.

Plötzlich umströmte Dantès die frische und scharfe Nachtluft. Er erkannte den Mistral. Dies war ein plötzlicher Eindruck voll Wonne und zugleich voll Angst. Die Träger machten etwa zwanzig Schritte, dann blieben sie stehen und stellten die Tragbahre auf den Boden. Einer von den Trägern entfernte

sich, und Dantès hörte seine Schuhe auf den Steinplatten hallen.

»Wo bin ich denn?« fragte er sich.

»Weißt Du, daß er gar nicht so leicht ist?« sagte jener, der bei Dantès geblieben war, indem er sich auf den Rand der Tragbahre setzte.

Dantès' erstes Gefühl war wegzurücken, doch zu seinem Glück unterließ er es.

»Leuchte mir doch, du Hornochse«, sagte jener Träger, der weggegangen war, »oder ich finde nie, was ich suche.«

Der Mann mit der Laterne kam dem Befehl nach, obgleich er, wie man gesehen hat, in ziemlich unfreundlichen Worten erteilt wurde.

»Was sucht er denn?« fragte sich Dantès. »Bestimmt eine Grabschaufel.«

Ein Ausdruck der Befriedigung zeigte an, daß der Totengräber das Gesuchte gefunden hatte.

»Na endlich!« äußerte der andere. »Das hat aber lange gedauert.«

»Ja«, lautete die Antwort, »aber er wird durch das Warten nichts verloren haben.«

Bei diesen Worten näherte er sich Edmond, der hörte, wie ein schwerer und dröhnender Körper neben ihn hingelegt wurde. Im selben Augenblick umschlang ein Strick seine Füße und drückte sie rasch und schmerzhaft zusammen.

»Nun, ist der Knoten gemacht?« fragte jener Totengräber, welcher untätig geblieben war.

»Gut sogar«, antwortete der andere, »das kannst du mir glauben.«

»Also dann! Vorwärts!«

Und die aufgehobene Tragbahre trat den Weg an.

Man machte etwa fünfzig Schritte, dann blieb man stehen,

um eine Türe zu öffnen, und weiter ging's. Das Brausen der Brecher, die an dem Felsen zerschlugen, auf dem das Château stand, dröhnte immer lauter an das Ohr von Dantès, je weiter man vorwärts kam.

»Gräßliches Wetter!« sagte einer der Träger. »Heute nacht ist es nicht gerade schön, um ins Meer zu gehen.«

»Ja, der Abbé läuft große Gefahr, naß zu werden«, versetzte der andere, und beide brachen in ein schallendes Gelächter aus.

Dantès begriff den Scherz nicht ganz, aber seine Haare sträubten sich deshalb nicht weniger auf seinem Kopf.

»So, da sind wir schon«, äußerte der erste.

»Noch ein Stück, noch ein Stück!« befahl der andere. »Du weißt wohl, daß der letzte, auf den Felsen zerschmettert, unterwegs hängengeblieben ist, und daß der Gouverneur am anderen Tage zu uns gesagt hat, wir seien Faulpelze.«

Man machte noch vier oder fünf Schritte, immer aufwärts steigend. Dann fühlte Dantès, daß man ihn am Kopf und bei den Füßen faßte und hin- und herschaukelte.

»Eins!« riefen die Totengräber.

»Zwei!«

»Und drei!«

Im selben Augenblick fühlte sich Dantès wirklich in eine unermessliche Leere geschleudert. Wie ein verwundeter Vogel durchzog er die Lüfte und stürzte immer tiefer, erfüllt von einem Schrecken, der ihm das Herz zu Eis erstarrte. Obwohl er durch irgend etwas Schweres nach unten gezogen wurde, das seinen raschen Flug beschleunigte, dünkte ihm doch dieser Sturz ein Jahrhundert zu währen. Endlich zischte er wie ein Pfeil mit einem furchtbaren Rauschen in eiskaltes Wasser, das ihm einen Schrei entriß, der jedoch im Untertauchen sofort wieder erstickt wurde.

Dantès war ins Meer geworfen worden, und ein an seine

Füße gebundener Sechsenddreißigpfänder zog ihn in die Tiefe.

Das Meer ist der Friedhof von Château d'If.

21. KAPITEL

Die Insel Tiboulén

Obwohl betäubt und fast erstickt, hatte Dantès die Geistesgegenwart, seinen Atem anzuhalten. Und da er, wie gesagt, auf alle Fälle vorbereitet war, schnitt er mit dem aufgeklappten Messer, das er in seiner rechten Hand hielt, rasch den Sack auf und streckte den Arm und dann den Kopf heraus. Allein, er fühlte sich, trotz seiner verzweifelten Bemühungen, die Kugel anzuheben, weiter in die Tiefe gezogen. Er krümmte sich und tastete nach dem Strick, der seine Beine fesselte, und durchschnitt ihn in einer letzten Anstrengung gerade noch in dem Moment, da er bereits zu ersticken drohte. Mit einem kräftigen Beinschlag gelangte er dann befreit an die Meeresoberfläche, während die Kugel das Leinentuch, das beinahe sein Leichentuch geworden wäre, in unbekannte Tiefen riß.

Dantès nahm sich nur so viel Zeit, um Atem zu schöpfen, und tauchte dann zum zweitenmal unter, denn die dringendste Vorsichtsmaßregel, die er treffen mußte, war, den Blicken zu entgehen.

Als er wieder auftauchte, war er schon mindestens fünfzig Fuß vom Ort seines Sturzes entfernt. Er sah über seinem Kopf einen schwarzen und stürmischen Himmel mit einigen vom Winde gefegten, rasch dahinziehenden Wolken und bisweilen eine kleine, von einem Stern erhellte Lücke in Azur. Vor seinen Augen breitete sich die düstere und brausende Fläche hin, deren tobende Wogen einen Sturm ankündigten, während hinter ihm, schwärzer als das Meer, schwärzer als der Himmel,

gleich einem drohenden Gespenste, der Granitriese auftragte, dessen finstere Spitze einem Arm glich, ausgestreckt, seine Beute wieder zu fassen. Auf dem höchsten Felsen beleuchtete eine Laterne zwei Schatten, die sich, wie Dantès sorgenvoll zu sehen glaubte, nach dem Meer hinabzubeugen schienen. Die Totengräber mußten den Schrei gehört haben, den er im freien Fall ausgestoßen hatte. Er tauchte deshalb von neuem unter und legte eine ziemlich weite Strecke unter Wasser zurück. Dieses Kunststück war ihm vertraut und versammelte früher in der Bucht Pharo zahlreiche Bewunderer, die ihn sehr oft für den geschicktesten Schwimmer von Marseille erklärt hatten. Als er wieder an die Oberfläche des Meeres kam, war die Laterne verschwunden.

Er mußte sich orientieren. Von allen Château d'If umgebenen Inseln sind Ratonneau und Pomègue die nächsten, aber beide sind bewohnt. Dasselbe gilt für die kleine Insel Daume. Die sichersten Inseln waren also Tiboulou oder Lemaire. Sie liegen etwa eine Meile vom Château d'If entfernt. Dennoch beschloß Dantès, eine von diesen beiden Inseln zu erreichen. Wie sollte er jedoch diese Inseln mitten in der Nacht, die ihn immer dichter umhüllte, finden? Da sah er plötzlich den Leuchtturm von Planier wie einen Stern glänzen. In gerader Richtung auf den Leuchtturm zu mußte er die Insel Tiboulou links passieren. Wenn er sich also einfach etwas links hielt, mußte die Insel auf seinem Weg liegen. Aber, wie gesagt, es war vom Château d'If mindestens eine Meile bis dahin.

Oft, wenn Faria den jungen Mann in seinem Gefängnis niedergeschlagen und träge herumsitzen sah, ermahnte er ihn: »Dantès, geben Sie sich nicht dieser Verweichlichung hin; Sie werden ertrinken, wenn Sie zu entfliehen versuchen und Ihre Kräfte nicht gestählt worden sind.«

Diese Worte klangen Dantès im schweren und salzigen Gewoge in den Ohren, und er beeilte sich emporzukommen und die Wogen zu teilen, um zu sehen, ob seine Kräfte wirklich nicht nachgelassen hatten. Er bemerkte mit Freuden, daß die

erzwungene Untätigkeit seiner Stärke und Gewandtheit nichts entzogen hatte, und fühlte, daß er noch immer Meister des Elements war, in dem er sich schon als Kind verlor. Zudem verdoppelte die Furcht, diese flinke Verfolgerin, die Kraft von Dantès. Er horchte über die Wellenkämme, ob nicht irgendein Lärm zu ihm gelange. Sooft er oben auf einer Welle mitschwamm, kreiste sein schneller Blick über den sichtbaren Horizont und versuchte, die dichte Finsternis zu durchdringen. Jede Welle, die etwas höher als die anderen Wellen war, schien ihm eine Barke seiner Verfolger, und dann verdoppelte er seine Anstrengungen, was ihn zwar voranbrachte, auf die Dauer aber seine Kräfte bald erschöpfen mußte. Er schwamm jedoch immer weiter, und schon bald war das Château im nächtlichen Dunst verschwunden. Er sah es nicht mehr, fühlte es aber noch. Eine Stunde verging, in der Dantès, aufgewühlt von einem Gefühl der Freiheit, das seine ganze Person durchglühte, fortfuhr, in der von ihm gewählten Richtung die Wellen zu durchschneiden.

»Nun schwimme ich bald eine Stunde lang«, sagte er bei sich, »aber wegen des Gegenwindes habe ich bestimmt ein Viertel meiner Schnelligkeit verloren. Dennoch kann ich, sofern ich mich hinsichtlich der Richtung nicht täuschte, jetzt nicht mehr weit von Tiboulens entfernt sein. Aber wenn ich mich getäuscht hätte?«

Ein Schauer rieselte durch den ganzen Leib des Schwimmers. Er versuchte, einen Augenblick auf der Stelle zu treten, um etwas auszuruhen, aber das Meer toste immer wilder, und er erkannte bald die Nutzlosigkeit dieses Erleichterungsmittels, auf das er gerechnet hatte.

»Nun gut«, sagte er, »meinetwegen, ich werde schwimmen, so lange es geht, bis meine Arme ermüden, bis meine Beine steif werden, die Krämpfe meinen Körper ergreifen, und dann werde ich ertrinken.«

Und er begann wieder mit der Kraft und dem Schwung der Verzweiflung zu schwimmen. Plötzlich hatte er den Eindruck,

daß der ohnehin schon finstere Himmel sich noch mehr verdüsterte, daß eine große, schwere dichte Wolke sich auf ihn herabsenke. Gleichzeitig spürte er einen heftigen Schmerz am Knie. Die Einbildungskraft, mit ihrer unberechenbaren Schnelligkeit, sagte ihm, eine Kugel habe ihn getroffen und er werde sogleich den Knall eines Flintenschusses hören. Aber der Knall kam nicht. Dantès streckte die Hand aus und fühlte einen Widerstand. Er zog das andere Bein an und spürte Boden unter den Füßen. Dann erkannte er, was er da für eine Wolke gehalten hatte. Zwanzig Schritte vor ihm erhob sich eine Felsenmasse von sonderbaren Formen, die man für einen ungeheuren Herd halten konnte, der im Moment größter Erhitzung versteinert worden war: Es war die Insel Tiboulén.

Dantès stand auf, machte einige Schritte vorwärts und streckte sich, Gott dankend, auf den scharfkantigen Granit hin, der ihm jetzt weicher vorkam, als ihm jemals das weichste Bett geschienen hatte. Dann, trotz Wind und Sturm und trotz des heftigen Regens, der einsetzte, sank er, müde und völlig erschöpft, in jenen köstlichen Schlaf des Menschen, dessen Körper ruht, dessen Geist aber im Bewußtsein eines unverhofften Glücks wacht.

Nach einer Stunde schreckte Edmond durch das Krachen eines furchtbaren Donnerschlags hoch. Der Sturm tobte entfesselt im weiten Raum und peitschte die Luft mit seinem rasenden Flug. Bisweilen schoß ein Blitz wie eine Feuerschlange vom Himmel herab, Wogen und Wolken erhellend, die sich einander entgegenwälzten wie die Fluten des unermesslichen Chaos.

Dantès, mit dem erfahrenen Blick des Seemanns, hatte sich nicht getäuscht. Er war an der ersten der beiden Inseln gelandet, die wirklich Tiboulén ist. Nackt, öde und nicht den mindesten Schutz bietend – so kannte er sie. Aber wenn der Sturm sich gelegt hatte, wollte er sich wieder ins Meer stürzen und schwimmend die Insel Lemaire erreichen, die zwar ebenso unfruchtbar, aber breiter und folglich gastlicher war. Ein

überhängender Felsen gewährte Dantès vorübergehend Unterschlupf. Er flüchtete sich dorthin, und fast zugleich brach der Sturm in seiner ganzen Wut aus. Edmond fühlte den Felsen beben, unter dem er Schutz suchte. Die Wogen, die am Fuß der riesigen Pyramide zerschellten, spritzten bis zu ihm herauf. Obwohl in Sicherheit, wurde er doch inmitten dieses schauerlichen Getöses, inmitten dieser blendenden Blitze, von einem Schwindelgefühl erfaßt, und es schien ihm, daß die Insel unter ihm erzitterte und von einem Augenblick zum andern, gleich einem vor Anker liegenden Schiffe, ihr Ankertau zerreißen und ihn mitten in den unvorstellbaren Strudel schleudern würde.

Da fiel ihm ein, daß er seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte, und er verspürte Hunger und Durst. Dantès streckte die Hände aus, beugte sich vor und trank Wasser des Sturmregens aus den Mulden im Felsen. Als er sich wieder aufrichtete, erleuchtete ein Blitz, der den Himmel bis zum Fuß des strahlenden Throns Gottes aufzureißen schien, den Raum. Im Schimmer dieses Blitzes entdeckte Dantès zwischen der Insel Lemaire und dem Kap Croiselle, etwa eine Viertelmeile von ihm entfernt, ein kleines, vom Sturmwind und von der Flut hin- und her gezerktes Fischerboot, von der Höhe einer Woge in den nächsten Abgrund stürzend, und das ihm wie ein Gespenst erschien. Eine Sekunde später tauchte das Phantom wieder auf dem Kamm einer anderen Welle empor, mit schrecklicher Schnelligkeit heranschießend. Dantès wollte schreien und suchte irgendeinen Wäschefetzen, um ihn in der Luft zu schwenken und ihnen ein Zeichen zu geben, daß sie Gefahr liefen zugrunde zu gehen. Sie sahen es aber wohl selbst. Im Licht eines zweiten Blitzes erblickte der junge Mann vier Männer, die sich an Masten und Taue klammerten, ein fünfter hielt sich an der Stange des zerbrochenen Steuerruders fest. Er sah die Männer, und sie sahen ohne Zweifel auch ihn, denn verzweiflungsvolle Schreie schlugen auf den Schwingen eines pfeifenden Windstoßes an sein Ohr. Ober-

halb des wie ein Schilfrohr gebogenen Mastes klatschte in der Luft mit hastigen Schlägen ein zerfetztes Segel. Plötzlich zerrissen die letzten Bande, die es noch zurückhielten, und es verschwand, in die finsternen Tiefen des Meeres geschleudert, ähnlich jenen großen weißen Vögeln, deren Umrisse auf den schwarzen Wolken sichtbar werden. Gleichzeitig war ein furchtbares Krachen zu vernehmen. Todeskampfschreie gellten bis zu Dantès herauf. Gleich einer an ihren Felsen geklammerten Sphinx, von wo aus er in den Abgrund schaute, zeigte ihm ein neuer Blitz das zerschmetterte Fahrzeug und zwischen den Trümmern Köpfe mit verzweifelten Zügen, zum Himmel emporgestreckte Arme. Dann versank alles in finsterner Nacht. Das schreckliche Schauspiel hatte nur die Dauer des Blitzes gehabt.

Dantès stürzte zum schlüpfrigen Abhang der Felsen, auf die Gefahr hin, selbst ins Meer zu rutschen. Er schaute, er lauschte, doch er hörte und sah nichts mehr: keine Schreie, keine menschlichen Anstrengungen mehr. Der Sturm allein, diese große Sache Gottes, fuhr fort, mit den Winden zu heulen und mit den Wogen zu schäumen. Nach und nach legte sich der Wind, der Himmel wälzte gegen Westen hin gewaltige graue und sozusagen vom Sturm entfärbte Wolken. Der blaue Himmel erschien wieder mit den strahlender als je zuvor funkelnden Sternen. Bald malte gegen Osten ein langer rötlicher Streifen am Horizont blauschwarze Schlangenlinien, die Wellen wurden gelb, ein plötzlicher Schimmer verklärte ihre Kanten und verwandelte ihre schaumigen Kämme in Goldmähnen. Dies war der Tag.

Dantès blieb unbeweglich und stumm vor diesem erhabenen Schauspiel stehen, als ob er es zum erstenmal sähe. Und in der Tat hatte er es während seines Aufenthalts im Château d'If vergessen. Er wandte sich gegen die Festung, mit einem langen Rundumblick Land und Meer erforschend. Der finstere Bau tauchte aus dem Schoße der Wogen mit jener imposanten Majestät unbeweglicher Dinge empor, welche zugleich zu

überwachen und zu gebieten scheinen.

Es mochte fünf Uhr morgens sein. Das Meer wurde immer ruhiger.

»In zwei bis drei Stunden«, sagte Edmond bei sich, »wird der Kerkermeister wieder in meine Kammer kommen, die Leiche meines armen Freundes finden, sie erkennen, mich vergebens suchen und Lärm schlagen. Dann wird man die Öffnung und den Gang entdecken. Man wird die Männer fragen, die mich ins Meer warfen und den Schrei gehört haben mußten, den ich ausstieß. Sofort werden sich mit bewaffneten Soldaten gefüllte Barken auf die Spur des unglücklichen Flüchtlings setzen, von dem man weiß, daß er nicht weit entfernt sein kann. Mit einem Kanonensignal wird man die ganze Küste in Kenntnis setzen, daß einem Menschen, der herumirrend, nackt und ausgehungert angetroffen wird, kein Asyl gegeben werden darf. Die Spione und Häscher von Marseille werden Kunde erhalten und an der Küste suchen, während der Gouverneur des Châteaus das Meer durchkämmen lassen wird. Was soll dann aus mir werden, zu Wasser umstellt, zu Lande umzingelt? Ich habe Hunger, mich friert. Sogar das rettende Messer habe ich fahren lassen, weil es mich am Schwimmen gehindert hat. Ich bin dem erstbesten Bauern preisgegeben, der sich mit meiner Auslieferung zwanzig Francs verdienen will. Ich habe keine Kraft, keinen Gedanken, keinen Entschluß mehr. O mein Gott, mein Gott! Sieh, ob ich genug gelitten habe und ob Du mehr für mich tun kannst, als ich selbst vermag!«

In dem Moment, da Edmond in einer Art Delirium, ausgelöst durch die totale Erschöpfung und das nur mehr schwache Denkvermögen, ängstlich gegen das Château d'If gewendet, dieses inbrünstige Gebet sprach, sah er, wie sich vor der Spitze der Insel Pomègue ein dreieckiges Segel am Horizont abzeichnete und gleich einer Möwe, die im Flug die Wellen streift, ein kleines Schiff erschien, das auf der noch halbdunklen Fläche des Meeres nur das Auge eines Seemannes als eine

genuesische Tartane erkennen konnte. Es kam aus dem Hafen von Marseille und gewann die hohe See, den funkelnden Schaum vor dem spitzen Bug hertreibend, der seinen prallen Flanken eine leichtere Bahn brach.

»Oh!« rief Edmond aus. »In einer halben Stunde könnte ich dieses Schiff einholen, müßte ich nicht fürchten, ausgefragt, als flüchtiger Sträfling erkannt und nach Marseille zurückgebracht zu werden! Was soll ich tun? Was zu ihnen sagen? Welches Märchen erfinden, womit ich sie täuschen kann? Alle diese Leute sind Schmuggler, halbe Seeräuber. Unter dem Vorwand der Küstenfahrrerei treiben sie Seeräuberei. Wahrscheinlich verkaufen sie mich lieber, als eine gute Tat zu tun, die ihnen nichts einbringt. Ich will warten. Aber noch länger warten ist unmöglich. Ich sterbe vor Hunger. In wenigen Stunden wird das bißchen Kraft, das ich noch besitze, dahin sein. Zudem naht die Stunde des Besuchs. Es ist noch nicht Alarm geschlagen worden. Vielleicht argwöhnt man auch gar nichts. Ich kann mich für einen Matrosen dieses kleinen Schiffs ausgeben, das heute nacht gekentert ist. Diesem Märchen wird es nicht an Wahrscheinlichkeit fehlen, niemand wird zurückkommen, um mir zu widersprechen. Sie sind alle von den Tiefen des Meeres verschlungen.«

Und während er diese Worte sprach, wandte Dantès die Augen zu der Stelle, wo das kleine Schiff zerschellt war, und fuhr zusammen. An der einen Felsspitze war die phrygische Mütze eines schiffbrüchigen Matrosen hängengeblieben, und ganz nahe dabei schaukelten einige Trümmer des Schiffkieses, träge Balken, die das Meer an den Sockel der Insel stieß und zurücktrieb, an die sie wie kraftlose Rammböcke schlugen. Der Entschluß war schnell gefaßt. Dantès sprang wieder ins Meer, schwamm auf die Mütze zu, setzte sie auf, ergriff einen Balken und schlug die geeignete Richtung ein, um den Kurs zu kreuzen, den das Boot einhalten mußte.

»Nun bin ich gerettet«, murmelte er, und diese Überzeugung gab ihm seine Kräfte wieder. Bald gewährte er, daß die Tarta-

ne wegen des Gegenwindes zwischen dem Château d'If und dem Turm von Planier im Zickzack lavierte. Einen Augenblick fürchtete Dantès, das kleine Schiff könnte, anstatt dicht an der Küste entlangzusegeln, in die offene See fahren, wie zum Beispiel er es getan hätte, wären Korsika oder Sardinien sein Ziel gewesen; aber an der Art, wie es manövrierte, erkannte der Schwimmer bald, daß es, nach der Gewohnheit der Schiffe, die nach Italien gehen, zwischen der Insel Jaros und der Insel Calasareigne passieren wollte.

Unterdessen näherten sich das Schiff und der Schwimmer einander unmerklich an. Das kleine Boot kam durch eines seiner Kreuzmanöver etwa auf eine Viertelmeile in die Nähe von Dantès. Er erhob sich dann auf den Wellen, seine Mütze als Notsignal schwenkend. Aber niemand auf dem Schiff, das abdrehte und wieder ein Stück in die andere Richtung segelte, sah ihn. Dantès dachte daran zu rufen, doch er maß mit dem Auge den Zwischenraum und sah ein, daß seine Stimme, vom Meereswind und vom Wogengetöse fortgerissen und übertönt, nicht bis zum Schiff gelangen würde. Nun beglückwünschte er sich zu seiner Vorsichtsmaßregel, einen Balken mitgenommen zu haben. Geschwächt, wie er war, hätte er sich vielleicht nicht auf dem Meer halten können, bis er die Tartane eingeholt hätte, und hätte sicherlich, wenn die Tartane, was möglich war, vorüberfuhr, ohne ihn zu sehen, die Küste nie erreichen können. Obgleich Dantès sich über den voraussichtlichen Kurs des Schiffes ziemlich sicher war, begleitete er es doch mit den Augen ängstlich bis zu dem Punkt, wo er es wenden und auf sich zukommen sah. Dann schwamm er ihm entgegen. Allein, bevor sie zusammentrafen, begann das Schiff schon wieder zu wenden. Jetzt erhob sich Dantès mit äußerster Anstrengung fast aufrecht aus dem Wasser, schwenkte seine Mütze und stieß, gleich in Seenot geratenen Matrosen, einen jener kläglichen Schreie aus, die wie das Stöhnen eines Meergeistes klingen.

Diesmal sah und hörte man ihn. Die Tartane unterbrach ihr

Manöver und wendete den Bug zu ihm. Zur gleichen Zeit konnte man sehen, daß sie sich anschickte, eine Schaluppe zu Wasser zu lassen. Als bald kam ihm eine mit zwei Männern besetzte Schaluppe, die das Meer mit ihrem Doppelruder schlug, entgegen. Dantès ließ den Balken fahren, dessen er nicht mehr zu bedürfen glaubte, und schwamm mit kräftigen Zügen weiter, um jenen, die ihm entgegenkamen, die Hälfte des Weges zu ersparen. Der Schwimmer hatte jedoch auf kaum mehr vorhandene Kräfte gerechnet, und er fühlte, wie nützlich ihm jenes Stück Holz gewesen war, das bereits hundert Schritte weit von ihm träge im Wasser trieb. Seine Arme begannen zu erstarren, seine Beine hatten ihre Gelenkigkeit verloren, seine Bewegungen liefen nur mehr schwer und ruckweise ab, seine Brust keuchte. Er stieß einen zweiten Schrei aus. Die beiden Ruderer verdoppelten ihre Anstrengung, und einer der beiden rief ihm auf italienisch zu: »Nur Mut!« Dieses Wort erreichte ihn in dem Augenblick, als eine Woge, die er nicht mehr zu bewältigen vermochte, über seinen Kopf schwappte und ihn mit Schaum bedeckte. Er tauchte wieder auf, das Wasser mit den ungleichen und verzweifelten Bewegungen eines Ertrinkenden schlagend, stieß einen dritten Schrei aus und fühlte sich untergehen, wie wenn er die tödliche Kugel noch am Fuß gehabt hätte. Das Wasser rauschte über seinen Kopf hin, und durch die Wasseroberfläche sah er den bleifarbenen Himmel mit schwarzen Flecken. Eine gewaltige Anstrengung brachte ihn wieder über Wasser. Es war ihm, als packte ihn jemand bei den Haaren. Dann sah und hörte er nichts mehr. Er war ohnmächtig.

Als er die Augen wieder öffnete, befand er sich auf dem Oberdeck der Tartane, die ihren Weg fortsetzte. Sein erster Blick forschte, welche Richtung sie nahm. Man entfernte sich immer mehr vom Château d'If.

Dantès war so erschöpft, daß sein Freudenschrei für einen Schmerzenslaut gehalten wurde. Er lag, wie gesagt, auf dem Oberdeck. Ein Matrose rieb ihm mit einer wollenen Decke die

Glieder. Ein anderer, den er als denjenigen erkannte, welcher ihm Mut zugerufen hatte, steckte ihm die Mündung einer Kürbisflasche in den Mund. Ein dritter, ein alter Seemann, der Kapitän und Schiffseigner zugleich war, schaute ihn mit jenem Gefühl selbstsüchtigen Mitleids an, welches im allgemeinen die Menschen angesichts eines Unglücks fühlen, dem sie am vorigen Tage entgangen sind und das sie am folgenden Tag treffen kann. Einige Tropfen Rum aus der Kürbisflasche belebten das entkräftete Herz des jungen Mannes wieder, während seine Glieder wieder an Elastizität gewannen, weil der vor ihm kniende Matrose ihn weiter mit der Wolldecke abrieb.

»Wer sind Sie?« fragte der Patron in gebrochenem Französisch.

»Ich bin ein Matrose aus Malta«, antwortete Dantès in gebrochenem Italienisch. »Wir kamen von Syrakus und führten Wein und Südfrüchte. Der Sturm in dieser Nacht hat uns bei Kap Morgiou erwischt, und wir sind an jenem Felsen gekentert, den Sie dort hinten sehen.«

»Woher kommen Sie jetzt?«

»Von jenem Felsen. Ich hatte das Glück, mich an ihn klammern zu können, während unser armer Kapitän sich den Schädel daran zerschmetterte. Unsere übrigen drei Gefährten sind ertrunken. Ich glaube, daß ich der einzige Überlebende bin. Ich bemerkte Ihr Schiff, und weil ich befürchtete, auf dieser öden und wüsten Insel lange warten zu müssen, wagte ich mich auf eines der Trümmer unseres Fahrzeuges, um zu versuchen, zu Ihnen zu kommen. Ich danke Ihnen«, fügte Dantès hinzu, »Sie haben mir das Leben gerettet. Ich war dem Tod nahe, als einer Ihrer Matrosen mich bei den Haaren packte.«

»Das war ich«, versetzte ein Matrose mit einem ehrlichen und offenen, von einem schwarzen Backenbart umrahmten Gesicht. »Es war höchste Zeit, denn Sie gingen schon unter.«

»Ja«, sagte Dantès, ihm die Hand reichend, »ja, mein Freund, und ich danke Ihnen noch einmal.«

»Meine Güte«, erwiderte der Seemann, »ich habe erst gezögert, mit Ihrem sechs Zoll langen Bart und mit Ihren Haaren von einem Fuß Länge sahen Sie mehr einem Räuber als einem ehrlichen Mann gleich.«

Dantès erinnerte sich, daß er sich in der Zeit seiner Haft im Château d'If wirklich weder die Haare geschnitten noch sich rasiert hatte.

»Ja«, sagte er, »ich hatte in einem Augenblick der Gefahr Unsrer-Lieben-Frau-del-Pie-de-la-Grotta das Gelübde getan, mir zehn Jahre lang weder die Haare zu schneiden noch mich zu rasieren. Heute läuft mein Gelübde aus, und ich wäre an meinem Jahrestag beinahe ertrunken.«

»Was sollen wir nun mit Ihnen machen?« fragte der Schiffseigner.

»Ach!« antwortete Dantès. »Was Sie wollen. Die Feluke, auf der ich war, ist verloren, der Kapitän ist tot. Ich bin, wie Sie sehen, diesem Schicksal entkommen, aber völlig nackt. Zum Glück bin ich ein ziemlich guter Matrose. Setzen Sie mich in dem nächsten Hafen an Land, in den Sie einlaufen werden, und ich werde auf einem Handelsschiff leicht wieder Anstellung finden.«

»Kennen Sie das Mittelmeer?«

»Ich befahre es seit meiner Kindheit.«

»Sind Ihnen die guten Ankerplätze bekannt?«

»Es gibt darin wenige Häfen, in die ich nicht einlaufen oder aus denen ich nicht auslaufen kann mit geschlossenen Augen.«

»So, so«, meinte der Matrose, der Dantès Mut zugerufen hatte. »Also, Chef, sagen Sie was. Wenn der Kamerad die Wahrheit sagt, was spricht dann dagegen, daß er bei uns bleibt?«

»Ja, wenn er die Wahrheit spricht«, antwortete der Eigner mit einer Miene des Zweifels, »aber in dem Zustand, in dem sich der arme Teufel befindet, verspricht man viel und leistet dann, was man gerade so vermag.«

»Ich werde mehr leisten, als ich versprochen habe«, sagte Dantès.

»Oho!« erwiderte der Kapitän lachend. »Wir werden sehen.«

»Wann Sie wollen«, entgegnete Dantès und stand auf. »Wohin fahren Sie?«

»Nach Livorno.«

»Nun, warum segeln Sie dann nicht, anstatt im Zickzackkurs zu fahren, durch den Sie kostbare Zeit verlieren, dicht am Wind?«

»Weil wir dann direkt auf die Insel Rion zufahren würden.«

»Sie werden auf zwanzig Faden daran vorüberfahren.«

»Übernehmen Sie also das Ruder«, sagte der Kapitän, »und wir wollen Ihr Wissen beurteilen.«

Der junge Mann setzte sich an das Ruder, überzeugte sich durch einen leichten Druck von der Lenkbarkeit des Schiffes, und als er sah, daß es, ohne von einer Feinheit ersten Ranges zu sein, nicht widerstrebte, befahl er: »An die Brassens und Bulltaue!«

Die vier Matrosen, aus denen die Schiffsmannschaft bestand, eilten auf ihre Posten, während der Kapitän zuschaute.

»Holt ein!« fuhr Dantès fort. Die Matrosen gehorchten ohne Zögern.

»Leinen fest! Gut!« Auch dieser Befehl wurde vollzogen wie die beiden früheren, und das kleine Fahrzeug begann, anstatt weiter zu kreuzen, sich der Insel Rion zu nähern, an welcher es, wie Dantès vorhergesagt hatte, auf seiner Steuerbordseite in einer Entfernung von etwa zwanzig Faden vorüberfuhr.

»Bravo!« rief der Kapitän.

»Bravo!« wiederholten die Matrosen.

Und alle schauten verwundert diesen Mann an, dessen Blick wieder einen klugen Ausdruck und dessen Körper wieder Kraft gewonnen hatte, die man in ihm nicht mehr vermutet hätte.

»Sie sehen«, sagte Dantès, das Steuerruder verlassend, »daß ich Ihnen wenigstens während der Überfahrt einigermaßen werde nützen können. Wenn Sie mich in Livorno nicht mehr behalten wollen, nun denn, so lassen Sie mich dort, und ich werde Ihnen von meiner ersten Heuer meine Verpflegung bis dahin vergüten und die Kleider, die Sie mir leihen.«

»Gut! Gut!« erwiderte der Kapitän. »Wir werden uns schon einig, wenn Sie vernünftig sind.«

»Jeder Mann hat seinen Wert«, versetzte Dantès. »Was Sie den Kameraden geben, das geben Sie mir auch, und alles ist abgetan.«

»Das geht aber nicht«, bemerkte der Matrose, der Dantès aus dem Meere gezogen hatte, »denn Sie verstehen den Dienst besser als wir.«

»Was zum Teufel geht dich das an, Jacopo?« fuhr ihn der Kapitän an. »Jedem steht es frei, sich für die Summe zu verpflichten, die ihm beliebt.«

»Richtig«, erwiderte Jacopo. »Ich habe ja auch nur gemeint.«

»Nun gut, du kannst noch viel Besseres tun, wenn du diesem braven Jungen, der ganz nackt ist, eine Hose und eine Jacke leihst, sofern du noch etwas zum Wechseln hast.«

»Das nicht«, sagte Jacopo, »aber ich habe noch ein Hemd und eine Hose.«

»Das ist alles, was ich brauche«, äußerte Dantès. »Ich danke Ihnen, mein Freund.«

Jacopo schlüpfte durch die Luke und kehrte schnell mit den

beiden Kleidungsstücken zurück, die Dantès mit einem unbeschreiblichen Wonnegefühl anzog.

»Brauchen Sie jetzt noch etwas?« fragte der Patron.

»Ein Stück Brot und einen zweiten Schluck von dem vorzüglichen Rum, den ich schon gekostet habe, denn es ist sehr lange her, daß ich nichts mehr zu mir genommen habe.«

Wirklich waren es beinahe vierzig Stunden. Man brachte Dantès ein Stück Brot, und Jacopo reichte ihm die Kürbisflasche.

»Ruder backbord!« rief der Kapitän dem Steuermann zu.

Dantès schaute in dieselbe Richtung, während er die Kürbisflasche an seinen Mund bringen wollte, ließ aber die Flasche auf halbem Wege sinken.

»Da schau an«, sagte der Kapitän, »was ist denn auf Château d'If los?«

In der Tat war soeben eine kleine weiße Wolke, welche Dantès' Aufmerksamkeit erregt hatte, erschienen und krönte die Schießscharten der südlichen Bastion von Château d'If. Eine Sekunde nachher verhallte das Krachen eines fernen Donners an Bord der Tartane. Die Matrosen hoben die Köpfe empor und schauten einander an.

»Was hat das zu bedeuten?« fragte der Kapitän.

»Irgendein Gefangener wird heute nacht entflohen sein«, antwortete Dantès, »und man löst die Alarmkanone.«

Der Kapitän warf einen Blick auf den jungen Mann, der bei diesen Worten die Kürbisflasche angesetzt hatte. Aber er sah ihn die Flüssigkeit so ruhig und zufrieden schlürfen, daß, wenn auch nur irgendein Verdacht sich in ihm regte, dieser ihn nur durchzuckte und gleich wieder verschwand.

»Dieser Rum ist teuflisch stark«, meinte Dantès, mit seinem Hemdsärmel seine schweißtriefende Stirn trocknend.

»Jedenfalls«, murmelte der Patron und musterte ihn, »ist es um so besser, wenn er es ist, denn ich habe einen hervorra-

genden Mann dazubekommen.«

Unter dem Vorwand, müde zu sein, bat nun Dantès darum, sich an das Steuerruder setzen zu dürfen. Der Steuermann, sehr erfreut darüber, abgelöst zu werden, warf dem Kapitän einen fragenden Blick zu, der ihm mit einem Kopfnicken ein Zeichen gab, daß er das Ruder seinem neuen Gefährten überlassen könne. Von diesem Platz aus konnte Dantès fortwährend Richtung Marseille schauen.

»Den Wievielten des Monats haben wir eigentlich?« fragte Dantès Jacopo, der sich neben ihn gesetzt hatte, als das Château d'If aus dem Blickfeld verschwand.

»Den 28. Februar«, antwortete dieser.

»Und welches Jahr?« fragte Dantès wieder.

»Wie, welches Jahr? Sie fragen, welches Jahr?«

»Ja«, antwortete der junge Mann, »ich frage, welches Jahr.«

»Sie haben das laufende Jahr vergessen?«

»Warum nicht? Ich habe heute nacht eine solche Angst ausgestanden«, erwiderte Dantès lachend, »daß ich beinahe den Verstand verlor und mein Gedächtnis dadurch ganz zerrüttet wurde. Ich frage Sie also, von welchem Jahr wir den 28. Februar haben?«

»Vom Jahr 1829«, versetzte Jacopo.

Auf den Tag genau vor vierzehn Jahren war Dantès verhaftet worden. Mit neunzehn Jahren ins Château d'If gekommen, verließ er es mit dreiunddreißig.

Ein schmerzliches Lächeln zuckte über seine Lippen. Er fragte sich, was aus Mercédès während der Zeit, da sie ihn für tot halten mußte, geworden sein mochte. Dann entzündete sich ein Blick des Hasses in seinen Augen bei der Erinnerung an jene drei Männer, denen er eine so lange und so schmerzreiche Gefangenschaft verdankte, und er erneuerte gegen Danglars, Fernand und Villefort den schon im Kerker ausgesprochenen Schwur unversöhnlicher Rache. Dieser Schwur

war keine leere Drohung mehr, denn jetzt hätte gewiß der schnellste Segler des ganzen Mittelmeers die kleine Tartane nicht mehr eingeholt, die mit geblähten Segeln nach Livorno fuhr.

22. KAPITEL

Die Schmuggler

Dantès war noch keinen Tag an Bord, als er schon merkte, mit wem er es zu tun hatte. Ohne in der Schule des Abbé Faria gewesen zu sein, sprach der würdige Kapitän der *Jeune Amélie* – so hieß die genuesische Tartane – so ziemlich alle Sprachen, die um jenen großen See herum, den man das Mittelmeer nennt, gesprochen werden, vom Arabischen bis zum Provenzalischen. Dies verschaffte ihm, der sich dadurch Dolmetscher, diese stets langweiligen und bisweilen indiskreten Personen, ersparen konnte, eine große Erleichterung im Austausch sowohl mit den Schiffen, denen er auf hoher See begegnete, als auch den kleinen Barken, welche er die Küsten entlang traf. Und er hatte es auch leichter mit jenen Menschen ohne Namen, ohne Vaterland, ohne sozialen Stand, von denen es auf den Steinplatten der Kais, die an die Meerhäfen grenzen, nur so wimmelt und die aus geheimnisvollen und verborgenen Quellen leben, welche man im Überirdischen vermuten muß, weil mit bloßem Auge nichts erkennbar ist, was ihnen sonst die Existenz sichern könnte. Man errät, daß Dantès sich an Bord eines Schmugglerschiffes befand.

Daher hatte der Kapitän Dantès anfangs mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen. Er war allen Zöllnern der Küste wohlbekannt, und da zwischen diesen Herren und ihm ein Wettstreit der schlauesten, einander sich überbietenden Kniffe bestand, hatte er Dantès anfangs geradezu für einen Vertreter

der Steuerbehörde gehalten, der diese listigen Mittel anwendete, um einige Geschäftsgeheimnisse zu erforschen. Da aber Dantès die Probe so glänzend bestanden hatte, als er dicht am Wind segelte, war er gänzlich beruhigt. Beim Anblick jenes leichten, oberhalb der Bastion von Château d'If wie ein Federbusch wogenden Rauches, und als er das Krachen des fernem Schusses hörte, war noch einmal einen Augenblick lang der Gedanke in ihm aufgetaucht, er habe soeben denjenigen an Bord genommen, dem man, wie bei dem Ein- und Auszug der Könige, die Ehrenbezeugungen der Kanone erweise. Dies beunruhigte ihn schon weniger, man muß es gestehen, als wenn der neue Ankömmling ein Zollbeamter gewesen wäre. Doch diese zweite Vermutung verschwand angesichts der vollkommenen Ruhe seines neuen Matrosen ebenso schnell wie die erste.

Edmond genoß also den Vorteil, zu wissen, wer sein Kapitän war, ohne daß sein Kapitän wissen konnte, wer er war. Gleich von welcher Seite der alte Seemann oder seine Kameraden ihn angreifen mochten, er hielt stand. Er gab sich keine Blöße, erzählte viel über Neapel und Malta, die er wie Marseille kannte, und blieb bei seiner ersten Version mit einer Beharrlichkeit, die seinem Gedächtnis zur Ehre gereichte. So ließ sich denn der Genueser, wie schlau er auch war, von Edmond täuschen, zu dessen Gunsten seine Sanftmut, seine nautische Erfahrung und vor allem die Vollendung, in der er sich verstellte, sprachen. Vielleicht glich der Genueser auch jenen verständigen Leuten, die immer nur wissen, was sie wissen sollen, und nur glauben, was zu glauben sie ein Interesse haben. In diesem für beide Seiten angenehmen Verhältnis kam man in Livorno an.

Edmond sollte da eine erste Prüfung bewältigen, nämlich zu erfahren, ob er sich nach vierzehn Jahren, seit denen er sich nicht mehr gesehen hatte, noch selbst kennen würde. Er hatte eine ziemlich genaue Idee von seinem Aussehen als Jüngling bewahrt und sollte sich nun als Mann sehen. In den Augen

seiner Kameraden war sein Gelübde erfüllt. Schon zwanzigmal war er in Livorno eingelaufen. Er kannte einen Barbier in der Via San Fernando und ging zu ihm, um sich den Bart abnehmen und die Haare schneiden zu lassen. Der Barbier betrachtete mit Erstaunen den Mann mit den langen Haaren und dem dichten, schwarzen Bart, der einem jener schönen Köpfe Tizians glich. Zu jener Zeit war es noch nicht in Mode, Bart und Haare so üppig zu tragen, heutzutage dagegen würde ein Barbier staunen, daß ein mit so außerordentlichen körperlichen Vorteilen begnadeter Mann sich derselben freiwillig berauben wolle. Der Barbier von Livorno machte sich ohne eine diesbezügliche Bemerkung ans Werk.

Nachdem er fertig war, Edmond sein Kinn völlig rasiert fühlte und seine Haare auf Normallänge zurechtgestutzt waren, verlangte Edmond einen Spiegel und betrachtete sich darin.

Er zählte nun, wie gesagt, dreiunddreißig Jahre, und diese vierzehn Kerkerjahre hatten sozusagen eine große moralische Veränderung in seinem Gesicht bewirkt. Dantès war nach Château d'If mit dem runden, heiteren und blühenden Gesicht des glücklichen Jünglings gekommen, dem die ersten Schritte in das Leben leichtfielen, und der auf die Zukunft wie auf die natürliche Fortsetzung der Vergangenheit rechnete. Alles war sehr verändert. Sein ovales Gesicht war länglich geworden, um seinen lächelnden Mund verliefen jene festen und ausgeprägten Furchen, die auf Entschlossenheit hinweisen. Seine Brauen hatten sich unter einer einzigen und nachdenklichen Falte gewölbt. Seine Augen trugen den Ausdruck einer tiefen Traurigkeit, und aus ihrer Tiefe schossen bisweilen düstere Blitze von Menschenscheu und Haß. Sein Teint, so lange Zeit dem Tageslicht und den Strahlen der Sonne entzogen, zeigte jene matte Farbe, welche die aristokratische Schönheit der Männer des Nordens bildet, wenn ihr Gesicht von schwarzen Haaren umrahmt ist. Zudem hatte sein erworbenes Wissen sein ganzes Antlitz mit einer Aura zuversichtlicher Klugheit

verklärt. Dazu kam, daß er, obgleich von Natur aus ziemlich hochgewachsen, jene gedrungene Stärke eines seine Kräfte immer in sich konzentrierenden Körpers erworben hatte. Der Eleganz einer sehnigen und schlanken Figur war die Festigkeit gerundeter und muskulöser Formen gefolgt. Gebete, Schluchzen und Verwünschungen hatten seiner Stimme bald einen Klang von sonderbarer Sanftheit, bald einen harten und fast rauen Ton verliehen. So hatten auch seine Augen, unaufhörlich im Dämmerlicht und im Dunkel, gleich jenen der Hyäne und des Wolfes, die sonderbare Fähigkeit erhalten, die Gegenstände bei Nacht zu unterscheiden.

Edmond lächelte, als er sich sah. Es war unmöglich, daß sein bester Freund, sofern ihm überhaupt ein Freund geblieben war, ihn wiedererkannte. Er erkannte sich ja selbst nicht mehr.

Der Kapitän der *Jeune Amélie*, dem viel daran gelegen war, unter seinen Leuten solch einen wertvollen Mann wie Edmond zu halten, hatte ihm einige Vorschüsse auf künftige Gewinnanteile angeboten, und Edmond hatte angenommen.

Seine erste Sorge, als er das Haus des Barbiers verließ, der soeben diese erste Verwandlung mit ihm vorgenommen, war also, in einen Laden zu gehen und einen vollständigen Matrosenanzug zu kaufen. Dieser Anzug ist, wie man weiß, sehr schlicht. Er besteht aus einer weißen Hose, aus einem gestreiften Hemd und aus einer phrygischen Mütze. So gekleidet brachte Edmond zunächst Jacopo das von ihm entliehene Hemd und die Hose zurück und erschien dann wieder vor dem Kapitän der *Jeune Amélie*, dem er seine Geschichte wiederholen mußte. Der Kapitän vermochte kaum, in diesem koketten und eleganten Matrosen den Mann mit dem dichten Bart, mit den schilfgrasdurchmischten Haaren und dem in Meerwasser gebadeten Körper wiederzuerkennen, den er nackt und sterbend an Deck seines Schiffes gezogen hatte. Von seinem guten Aussehen beeindruckt, erneuerte er danach Dantès gegenüber seinen Vorschlag, für immer bei ihm zu bleiben, aber

Dantès wollte, seiner eigenen Pläne wegen, nur für drei Monate annehmen.

Übrigens war die Schiffsmannschaft der *Jeune Amélie* sehr tätig und stand unter dem Befehl eines Kapitäns, der keine Zeit zu verlieren pflegte. Er hielt sich seit kaum acht Tagen in Livorno auf, als die prallen Flanken des Schiffes schon mit farbigem Musselin angefüllt waren, mit verbotener Baumwolle, mit englischem Pulver und mit Tabak, auf den die staatliche Tabakregie ihr Siegel zu drücken vergessen hatte. Es handelte sich nun darum, dies alles, heimlich und ohne von irgend jemand gesehen zu werden, aus Livorno fortzuschaffen und an der Küste Korsikas auszuladen, wo gewisse Spekulanten es übernehmen würden, um die Ladung in Frankreich einzuschmuggeln.

Man fuhr ab. Edmond durchschnitt von neuem jenes azurblaue Meer, den ersten Horizont seiner Jugend, das er in seinen Kerkerträumen so oft gesehen hatte. Er ließ Gorgone rechts und Pianosa links liegen und näherte sich der Heimat Paolis und Napoleons.

Als der Kapitän am anderen Tag an Deck ging, was er immer frühzeitig tat, fand er Dantès über die Reling gelehnt, mit einem sonderbaren Ausdruck einen Haufen von Granitfelsen betrachtend, den die aufgehende Sonne mit rosigem Licht umwogte. Es war die Insel Monte Christo. Die *Jeune Amélie* fuhr auf etwa eine dreiviertel Meile steuerbord daran vorüber und setzte ihren Weg nach Korsika fort.

Als er diese Insel mit dem für ihn so klangvollen Namen passierte, dachte Dantès, daß er nur in das Meer zu springen brauchte, um in einer halben Stunde an dieser Stätte der Verheißung zu sein. Was sollte er aber dort ohne Werkzeug tun, um seinen Schatz zu entdecken, und ohne Waffen, ihn zu verteidigen. Was würden zudem die Matrosen sagen? Was würde der Kapitän denken? Er mußte warten. Zum Glück verstand sich Dantès auf das Warten: Er hatte vierzehn Jahre auf seine Freiheit gewartet, er konnte nun, da er frei war, wohl sechs

Monate oder ein Jahr auf den Reichtum warten. Hätte er nicht die Freiheit ohne den Reichtum angenommen, wenn Sie ihm angeboten worden wäre? War dieser Reichtum nicht ohnehin ein Hirngespinnst? War er, im kranken Gehirn des armen Abbé Faria geboren, nicht mit ihm gestorben? Freilich lautete jener Brief des Kardinals Spada auffallend bestimmt. Und Dantès wiederholte in seinem Gedächtnis den Brief, von dem er nicht ein einziges Wort vergessen hatte, vom Anfang bis zum Ende.

Der Abend kam. Edmond sah die Insel in alle Farben übergehen, welche die Dämmerung erzeugt, und sie dann im Dunkel verschwinden. Er aber, mit seinem an Kerkerdunkel gewöhnten Blick, sah sie noch immer, denn er verweilte bis zuletzt auf dem Vordeck.

Am anderen Tag erwachte man auf der Höhe von Aleria. Tagsüber mußte man vor der Küste kreuzen, abends leuchteten Feuer an der Küste. An der Anordnung dieser Feuer erkannte man, daß man gefahrlos landen konnte, zog anstatt der Flagge an der Segelstange des kleinen Schiffs eine Laterne auf und näherte sich auf Flintenschußweite dem Gestade. Dantès hatte bemerkt, daß der Kapitän der *Jeune Amélie*, ohne Zweifel um die Annäherung an die Küste gebührend feiern zu können, zwei kleine Kanonen ähnlich Feldschlangen von Verteidigungsanlagen hatte aufpflanzen lassen, die, ohne großen Lärm zu machen, eine hübsche Viertelpfundkugel tausend Schritt weit entsenden konnten. Aber für diesen Abend war diese Vorsichtsmaßregel überflüssig. Alles verlief aufs ruhigste und artigste von der Welt. Vier Schaluppen näherten sich mit schwachen Geräuschen dem Schiff, welches, vermutlich um ihnen eine Ehrenbezeugung zu erweisen, seine eigene Schaluppe zu Wasser ließ. Diese fünf Schaluppen verstanden ihr Geschäft so gut, daß um zwei Uhr morgens die ganze Ladung von Bord der *Jeune Amélie* aufs Festland gebracht war.

Noch in der Nacht – so ein ordnungsliebender Mann war der Kapitän der *Jeune Amélie* – wurde die Verteilung der Prämie vorgenommen, jedermann erhielt als Anteil hundert toskani-

sche Livres, also etwa achtzig Francs unseres Geldes.

Aber die Expedition war noch nicht zu Ende. Man steuerte auf Sardinien zu, denn es ging nun darum, das Schiff neu zu beladen, dessen Fracht soeben gelöscht worden war. Das zweite Unternehmen verlief so reibungslos wie das erste. Die *Jeune Amélie* hatte eine Glückssträhne.

Die neue Ladung war für das Herzogtum Lucca bestimmt. Sie bestand fast gänzlich aus Havannazigarren und Jerez- und Malagawein. Hier mußte man ein Scharmützel mit dem Zoll bestehen, diesem ewigen Feind des Kapitäns der *Jeune Amélie*. Ein Zöllner blieb auf dem Platz, und zwei Matrosen wurden verwundet. Dantès war einer von diesen zwei Matrosen. Eine Kugel drang ihm durch das Fleisch der linken Schulter.

Dantès war beinahe glücklich angesichts dieser kleinen Schlacht und fast vergnügt angesichts seiner Wunde. Diese harten Lehren hatten ihm gezeigt, daß er fähig war, der Gefahr zu trotzen und mutig Schmerz zu ertragen. Er hatte der Gefahr lächelnd ins Auge geblickt, und als die Kugel ihn traf, wie der griechische Philosoph gesagt: »Schmerz, du bist kein Übel!«

Ferner hatte er sich den tödlich verwundeten Zöllner genau angesehen. Und dieser Anblick hatte nur wenig Eindruck auf ihn gemacht: Sei es, weil in diesem Treffen sein Blut in Wallung geraten war, sei es, weil in seinem Inneren menschliche Gefühle langsam abstarben. Dantès befand sich auf der Bahn, die er einhalten, und schritt auf das Ziel zu, das er erreichen wollte: Sein Herz begann in seiner Brust zu versteinern.

Übrigens war Jacopo, der ihn für tot gehalten hatte, als er ihn fallen sah, sofort zu ihm geeilt, hatte ihn aufgehoben und dann als ein vortrefflicher Kamerad gepflegt. Diese Welt war also nicht so gut, wie Doktor Pangloss glaubte, aber auch nicht so schlecht, wie Dantès meinte. Denn jener Mann, der von seinem Kameraden eigentlich nichts zu erwarten hatte, als seinen Anteil an der Prise zu erben, empfand eine lebhaft

Betrübnis, als er glaubte, ihn getötet zu sehen.

Zum Glück war Edmond, wie gesagt, nur verwundet. Dank gewisser früher gesammelter und von alten sardinischen Weibern an die Schmuggler verkaufter Kräuter, schloß sich die Wunde sehr schnell wieder. Edmond wollte nun Jacopo auf die Probe stellen und bot ihm für die von ihm erhaltene Pflege seinen Anteil, aber Jacopo schlug ihn mit Entrüstung aus. Aus dieser freundschaftlichen Ergebenheit, die Jacopo vom ersten Moment des Zusammentreffens an Edmond gegenüber an den Tag gelegt hatte, folgte, daß Edmond Jacopo eine gewisse Zuneigung schenkte. Mehr verlangte Jacopo nicht. Instinktiv hatte er jene hochgradige Überlegenheit Edmonds über seine Lage erraten, jene Überlegenheit, die vor den anderen zu verbergen Edmond gelungen war. Der wackere Seemann begnügte sich mit dem wenigen, das Edmond ihm gewährte.

Daher wurde Edmond während der langen Tage an Bord, wenn das Schiff über die azurblaue See sicher dahinglitt und bei günstigem Wind nur das Steuerruder besetzt werden mußte, eine Seekarte in der Hand, Jacopos Lehrmeister, so wie der arme Abbé Paria der seinige gewesen war. Er zeigte ihm die Lage der Küsten, erklärte ihm die Abweichungen des Kompasses und lehrte ihn, in dem großen, über unseren Köpfen aufgeschlagenen Buch zu lesen, das man Himmel nennt und in das Gott mit diamantenen Buchstaben auf Azur geschrieben hat. Und wenn Jacopo ihn fragte: »Wozu nützt es, all das einem armen Matrosen wie mir zu lernen?« antwortete Edmond: »Wer weiß? Du kannst vielleicht Kapitän eines Schiffes werden. Dein Landsmann Bonaparte ist sogar Kaiser geworden.«

Wir haben zu sagen vergessen, daß Jacopo Korse war. Dreieinhalb Monate waren mit diesen aufeinanderfolgenden Fahrten verfloßen. Edmond war ein ebenso geschickter Küstenfahrer geworden, als er ehemals ein kühner Seemann war. Er hatte mit allen Schmugglern an der Küste Bekanntschaft geschlossen und alle jene freimaurerischen Zeichen gelernt, mit-

tels welcher diese halben Seeräuber sich wechselseitig erkannten. Er war zwanzigmal vor seiner Insel Monte Christo hin und her gefahren, ohne aber ein einziges Mal Gelegenheit gefunden zu haben, dort zu landen. Er hatte also den Entschluß gefaßt, unmittelbar nach Ablauf seiner Verpflichtung gegenüber dem Kapitän der *Jeune Amélie*, auf eigene Rechnung eine kleine Barke zu mieten – Dantès konnte es mit einer Summe von etwa hundert Piastern, dem Ertrag seiner verschiedenen Fahrten – und sich unter irgendeinem Vorwand nach der Insel Monte Christo zu begeben. Dort wollte er in aller Ruhe seine Nachforschungen anstellen. Nicht in aller Ruhe vielleicht, denn er würde ohne Zweifel von seinen Begleitern belauert. Allein, auf dieser Welt muß man schon etwas wagen. Der Kerker hatte Edmond vorsichtig gemacht, und er hätte es vorgezogen, nichts zu wagen. Doch obwohl er seine ganze Phantasie aufbrachte, trotz ihrer Fruchtbarkeit, fand er keinen anderen Weg, auf die so heiß ersehnte Insel zu kommen, als sich hinbringen zu lassen.

Dantès befand sich noch in diesem Zustand der Unschlüssigkeit, als der Kapitän, der großes Vertrauen in ihn setzte und große Lust hatte, ihn in seinem Dienst zu behalten, ihn eines Abends beim Arm nahm und in eine Schenke in der Via del Oglio führte, wo sich die bessere Sorte der Schmuggler in Livorno zu versammeln pflegte. Dort wurde für gewöhnlich die Lage an den Küsten beraten. Dantès hatte schon zwei- bis dreimal diese Seebörse besucht und sich beim Anblick dieser kühnen Seeräuber, die ein ganzes Küstenland von einer Länge von etwa zweitausend Meilen belieferten, gefragt, über welche Macht ein Mann verfügen könnte, der es schaffte, alle diese vereinigten oder auseinanderlaufenden Fäden nach seinem Willen zu lenken.

Diesmal war von einer wichtigen Angelegenheit die Rede. Es handelte sich um ein mit türkischen Teppichen, Stoffen aus der Levante und Kaschmir beladenes Schiff. Nun ging es darum, ein neutrales Gebiet zu finden, wo die Übergabe gesche-

hen konnte, und sodann zu versuchen, diese Dinge an die französische Küste zu schaffen. Die Prämie war außerordentlich groß, wenn der Coup gelang: Jedem Mann winkten fünfzig bis sechzig Piaster Gewinn. Der Kapitän der *Jeune Amélie* schlug die Insel Monte Christo vor. Sie war völlig öde, frei von Soldaten und Zöllnern und schien zur Zeit des heidnischen Olympos von Merkur mitten ins Meer gesetzt worden zu sein, diesem Gott der Handelsleute und der Diebe, zwei Berufen, die wir getrennt voneinander sehen und die das Altertum offenbar in ein und dieselbe Kategorie einordnete.

Bei dem Namen Monte Christo bebte Dantès vor Freude. Er stand auf, um seine Aufregung zu verbergen, und durchschritt die verräucherte Schenke, in der alle Mundarten der bekannten Welt in der fränkischen Sprache zusammenschmolzen.

Als er wieder zu den beiden Sprechenden hinzutrat, war es beschlossene Sache, daß man Monte Christo anlaufen wollte und zu dieser Expedition in der kommenden Nacht abfahren würde. Edmond, um Rat gefragt, äußerte die Einschätzung, daß die Insel größtmögliche Sicherheit biete und daß große Unternehmungen, um zu gelingen, rasch ausgeführt werden müßten. An dem festgesetzten Plan wurde also nichts geändert. Es wurde verabredet, am anderen Tag abends unter Segel zu gehen und zu versuchen, bei ruhiger See und günstigem Wind drei Tage später in den Gewässern der neutralen Insel zu sein.

23. KAPITEL

Die Insel Monte Christo

Endlich sollte Dantès, durch einen jener unverhofften Glücksfälle, die bisweilen denjenigen lächeln, auf denen lange Zeit ein schweres Schicksal gelastet hat, durch ein einfaches und

natürliches Mittel an sein Ziel gelangen und die Insel betreten, ohne bei irgend jemandem einen Verdacht zu erregen. Eine Nacht nur trennte ihn von der lange erwarteten Abreise.

Diese Nacht war eine der unruhigsten, die Dantès je erlebt hatte. Nacheinander stellten sich alle guten und schlimmen Wechselfälle seinem Geiste dar. Wenn er die Augen schloß, sah er den Brief des Kardinals Spada in flammenden Buchstaben an die Wand geschrieben. Wenn er für einen Augenblick einschlief, wirbelten die tollsten Träume in seinem Kopf herum. Er stieg in Grotten, gepflastert mit Smaragden, Wänden aus Rubinen, Stalaktiten von Diamant. Perlen fielen tropfenweise herab, wie gewöhnlich unterirdisches Wasser durchsickert. Edmond, entzückt und staunend, füllte seine Taschen mit Edelsteinen. Dann kehrte er an das Tageslicht zurück und mußte feststellen, daß sich die Edelsteine in ordinäre Kiesel verwandelt hatten. Hierauf versuchte er, in diese wunderbaren, nur halb gesehenen Grotten zurückzukehren, aber der Weg krümmte sich in endlosen Spiralwindungen. Der Eingang war wieder unsichtbar geworden. Vergebens suchte er in seinem ermüdeten Gedächtnis jenes magische und geheimnisvolle Wort, das dem arabischen Fischer Ali Babas so überaus prächtige Höhlen eröffnete. Alles war vergebens. Der verschwundene Schatz war wieder das Eigentum der Erdgeister geworden, denen er ihn zu entführen einen Augenblick lang die Hoffnung gehabt hatte.

Der Tag kam für ihn fast ebenso fiebrig, wie die Nacht gewesen war. Aber er unterstützte die Phantasie der Nacht mit seinem Verstand, und Dantès konnte sich einen bis dahin unbestimmten und schwankenden Plan in seinem Kopf zurechtlegen.

Der Abend brach an, und ihm folgten die Vorbereitungen zur Abreise. Diese Vorbereitungen waren für Dantès eine Möglichkeit, seine Aufregung zu verbergen. Nach und nach hatte er die Autorität gewonnen, über seine Gefährten zu kommandieren, als wäre er der Herr des Schiffs, und da seine

Befehle klar, bestimmt und leicht ausführbar waren, gehorchten ihm seine Gefährten nicht nur ohne Zögern, sondern auch mit Vergnügen. Der alte Seemann ließ ihn gewähren. Auch er hatte die Überlegenheit von Dantès über seine Gefährten und über ihn selbst anerkannt. Er sah in dem jungen Manne seinen natürlichen Nachfolger und bedauerte, keine Tochter zu haben, um Edmond durch dieses vornehme Ehebündnis an sich zu ketten.

Um sieben Uhr abends war alles fertig, um sieben Uhr zehn umsegelte man den Leuchtturm, als er sich gerade entzündete. Das Meer war ruhig, mit einem von Südost kommenden frischen Wind. Man fuhr unter einem azurblauen Himmel, an dem auch Gott nach und nach seine Leuchttürme anzündete, von denen jeder eine Welt ist. Dantès erklärte, jedermann könne sich zur Ruhe begeben, er werde das Ruder übernehmen. Wenn der Malteser (so nannte man Dantès) eine solche Erklärung abgab, so genügte das, und jeder legte sich ruhig nieder. Dantès, aus der Einsamkeit in die Welt zurückgeschleudert, empfand von Zeit zu Zeit das gebieterische Bedürfnis der Einsamkeit. Welche Einsamkeit ist nun aber unermeßlicher und zugleich poetischer als jene eines Schiffs, das im Dunkel der Nacht, im Schweigen der Unermeßlichkeit und unter den Augen Gottes einsam auf dem Meere dahingleitet? Diesmal war die Einsamkeit von seinen Gedanken belebt, die Nacht von seinen Illusionen erhellt, das Schweigen von seinen Verheißungen beseelt.

Als der Kapitän wieder erwachte, fuhr das Schiff mit vollen Segeln. Es gab kein Fleckchen Segeltuch, das nicht vom Wind gebläht war. Man legte mehr als zweieinhalb Meilen in der Stunde zurück. Die Insel Monte Christo wuchs am Horizont.

Edmond übergab das Schiff wieder seinem Herrn und legte sich nun auch in seine Hängematte. Allein, trotz seiner schlaflosen Nacht konnte er keinen Augenblick die Augen schließen. Zwei Stunden später stieg er wieder an Deck. Das Schiff war eben dabei, Elba zu umsegeln. Man befand sich auf der

Höhe von Maricana und oberhalb der flachen und grünen Insel Pianosa. Man sah die leuchtende Spitze von Monte Christo zum Azur des Himmels emporragen.

Dantès befahl dem Steuermann, den Ruderstock an Backbord zu setzen, um Pianosa rechts hinter sich zu lassen. Er hatte berechnet, daß dieses Manöver den Weg um zwei bis drei Knoten abkürzen mußte.

Gegen fünf Uhr abends war die Insel in voller Größe sichtbar. Man konnte die geringsten Einzelheiten unterscheiden infolge jener atmosphärischen Klarheit, die den Strahlen der untergehenden Sonne eigentümlich ist. Edmond verschlang mit den Augen dieses Felsmassiv, das in allen Farben der Abenddämmerung schillerte, vom lebhaften Rosa bis zu einem dunklen Blau. Bisweilen stieg ihm die Hitze ins Gesicht, seine Stirne rötete sich, und eine Purpurwolke verschwamm vor seinen Augen. Niemals fühlte ein Spieler, der sein ganzes Vermögen gesetzt hatte, vor dem Fallen der Würfel jene Angst, die Edmond in seinen heftigen Hoffnungsanfällen empfand.

Die Nacht kam. Um zehn Uhr abends landete man. Die *Jeune Amélie* traf zuerst am vereinbarten Platz ein. Dantès konnte sich, ungeachtet seiner gewöhnlichen Selbstbeherrschung, nicht zurückhalten. Er war der erste, der an das Ufer sprang. Hätte er es gewagt, er hätte wie Brutus den Boden geküßt. Es war stockfinstere Nacht, aber um elf Uhr tauchte der Mond mitten aus dem Meer auf und versilberte jede gekräuselte Welle. Dann begannen seine Strahlen, je höher er emporstieg, die aufgetürmten Felsen dieses zweiten Pelion mit weißen Lichtkaskaden zu überschütten.

Die Insel war der Mannschaft der *Jeune Amélie* bekannt. Sie gehörte zu ihren gewöhnlichen Ankerplätzen. Dantès hatte sie bei jeder seiner Reisen in die Levante gesehen, aber nie ihren Boden betreten. Er fragte Jacopo: »Wo übernachten wir?«

»An Bord der Tartane«, antwortete der Seemann.

»War es in den Grotten nicht besser?«

»In welchen Grotten?«

»In den Grotten der Insel.«

»Ich kenne da keine Grotten«, sagte Jacopo.

Dantès brach kalter Schweiß auf der Stirn aus.

»Es gibt keine Grotten auf Monte Christo?« fragte er.

»Nein.«

Dantès blieb einen Augenblick betäubt, dann kam ihm in den Sinn, daß möglicherweise irgendein Ereignis diese Grotten vor kurzem verschüttet hatte, oder sie sogar schon von Kardinal Spada vorsichtshalber verstopft worden waren. In diesem Fall brauchte man nur die versteckte Öffnung wiederzufinden. Es war vergeblich, sie während der Nacht zu suchen. Dantès verschob also die Nachforschung auf den anderen Tag, zudem zeigte ein Signal eine halbe Meile entfernt im Meer an, daß der Augenblick gekommen sei, sich um die Geschäfte zu kümmern. Das säumige Schiff, durch das Signal beruhigt, welches dem zuletzt Ankommenden zu erkennen geben sollte, daß er in aller Ruhe herannahen könne, erschien bald, weiß und schweigsam wie ein Gespenst, und warf auf Kabellänge vor der Küste Anker. Sogleich begann der Transport.

Dantès stellte sich während der Arbeit das Jubelhurra vor, zu dem er all diese Männer mit einem einzigen Worte begeistern könnte, hätte er nur laut den unablässigen Gedanken ausgesprochen, der ganz leise in seinem Ohr und seinem Herzen summt. Aber weit davon entfernt, das herrliche Geheimnis zu offenbaren, fürchtete er, schon zuviel davon gesagt und durch sein ständiges Hin- und Herlaufen, seine wiederholten Fragen, seine ängstlichen Blicke und seine Gedankenverlorenheit schon Verdacht erregt zu haben. Zum Glück, zumindest unter diesen Umständen, hatte eine sehr schmerzliche Vergangenheit in seinem Gesicht einen untilgbaren Ausdruck von Traurigkeit hinterlassen. Die spärlichen Freudenschim-

mer unter dieser Wolke waren somit eigentlich nur Blitze.

Niemand argwöhnte also etwas, und als Dantès am anderen Tag eine Flinte, Blei und Pulver nahm und den Wunsch äußerte, eine von jenen zahllosen wilden Ziegen zu schießen, die man von Felsen zu Felsen springen sah, schrieb man diesen Ausflug der Jagdlust oder der Sehnsucht nach Einsamkeit zu. Nur Jacopo wollte unbedingt mitgehen. Dantès wollte sich nicht widersetzen, aus Besorgnis, durch dieses Widerstreben gegen die Begleitung Verdacht zu erregen. Aber kaum hatte er eine Viertelmeile zurückgelegt und Gelegenheit gefunden, zu schießen und eine Ziege zu erlegen, als er Jacopo mit der Beute zu seinen Kameraden zurückschickte, um sie zu bitten, sie zu braten, und wenn dies geschehen wäre, ihm durch einen Flintenschuß ein Zeichen zu geben, zum Essen zu kommen. Einige getrocknete Früchte und eine in Stroh eingepackte Flasche Montepulciano-Wein sollten das Mahl vervollständigen.

Dantès setzte seinen Weg fort, wobei er sich von Zeit zu Zeit umdrehte. Auf dem Gipfel eines Felsens angekommen, sah er tausend Fuß unter sich seine Gefährten, die Jacopo soeben wieder erreicht hatte und die sich an die Zubereitung des Frühstücks machten, das durch Edmonds Geschicklichkeit um eine Hauptspeise bereichert worden war. Edmond betrachtete sie mit dem sanften und traurigen Lächeln des überlegenen Mannes.

»In zwei Stunden«, sagte er bei sich, »werden diese Leute, um fünfzig Piaster reicher, wieder absegeln, um, ihr Leben wagend, fünfzig weitere zu gewinnen, und dann, um sechshundert Livres reicher, zurückkehren, um ihren Schatz in irgendeiner Stadt mit dem Stolz der Sultane und der Zuversicht der Nabobs zu vergeuden. Heute läßt mich die Hoffnung ihren Reichtum verachten, der mir das reine Elend zu sein scheint. Morgen vielleicht zwingt mich die Enttäuschung dazu, dieses reine Elend als das höchste Glück zu betrachten... O nein!« rief Edmond aus. »Das wird nicht geschehen. Der kluge und unfehlbare Faria wird sich nicht in dieser einzigen Sache ge-

täuscht haben. Sonst wäre es ebensogut zu sterben, als weiter dieses armselige und jämmerliche Leben zu führen.«

Dantès, der vor drei Monaten nur nach Freiheit strebte, genügte somit schon nicht mehr die Freiheit, er strebte nach Reichtum. Der Fehler lag nicht bei Dantès, sondern bei Gott, der die Macht des Menschen beschränkte, ihm aber zugleich unendliche Fähigkeit zu wünschen verliehen hat.

Unterdessen hatte sich Dantès auf einem zwischen zwei Felsenwänden versteckten Weg, einem von einem Sturzbach ausgehöhlten Pfad, der wahrscheinlich noch niemals von einem menschlichen Fuß betreten worden war, der Stelle genähert, wo, wie er vermutete, die Grotten sein mußten. Fortwährend dem Meeresufer folgend und die unbedeutendsten Gegenstände mit ernster Aufmerksamkeit prüfend, glaubte er an bestimmten Felsen Einkerbungen von Menschenhand zu bemerken. Die Zeit, die über jeden Körper ihren Moosmantel breitet wie über moralische Angelegenheiten ihren Mantel des Vergessens, schien diese Zeichen mit einer gewissen Regelmäßigkeit und vermutlich um eine Spur anzudeuten geachtet zu haben. Bisweilen jedoch verschwanden sie unter mächtigen, blühenden Myrtengebüschen oder unter parasitären Moosgeflechten. Edmond mußte dann die Zweige beiseitebiegen oder die Moose abheben, um die Wegzeichen wiederzufinden, die ihn in diese Art von Labyrinth führten. Diese Zeichen hatten Edmond Hoffnung gemacht. Warum sollte nicht der Kardinal sie hinterlassen haben, damit sie im Falle eines nicht vorhersehbaren unglücklichen Ereignisses, seinem Nefen als Wegweiser dienen könnten? Dieser einsame Ort war wohl für jemanden gut geeignet, der einen Schatz vergraben wollte. Nur fragte es sich, ob diese Zeichen treulos die Augen anderer als derjenigen, für die sie gedacht waren, angelockt hatten? Hatte die Insel der dunklen Wunder ihr herrliches Geheimnis treu bewahrt?

Etwa sechzig Schritte vom Hafen entfernt, schien es Edmond jedoch, den die Bodengestalt fortwährend vor seinen

Gefährten verbarg, daß die Kerben aufhörten, zumindest mündeten sie in keine Grotte ein. Ein gewaltiger runder Felsblock, auf festem Grund ruhend, war das einzige Ziel, wohin sie zu führen schienen. Edmond vermutete, daß er, anstatt am Ende zu sein, im Gegenteil vielleicht am Anfang sei. Er kehrte also um und ging den Weg wieder zurück.

Inzwischen bereiteten seine Gefährten das Frühstück, schöpften Wasser an der Quelle, trugen Brot und Früchte an Land und brieten die Ziege. Gerade in dem Moment, als sie die Ziege von ihrem improvisierten Bratspieß zogen, wurden sie Edmond gewahr, der leicht und kühn wie eine Gemse, von Felsen zu Felsen sprang. Sie feuerten eine Flinte los, um ihm das Zeichen zu geben. Der Jäger schlug daraufhin eine andere Richtung ein und kam eilig gelaufen. Doch in dem Augenblick, da alle mit den Augen seiner Art von Flug folgten und seine Gewandtheit und Verwegenheit kommentierten, glitt Edmond gleichsam um ihre Besorgnisse zu begründen, aus. Man sah ihn auf dem Gipfel eines Felsens wanken und mit einem Schrei verschwinden. Mit einem Satz waren alle aufgesprungen, denn alle hatten Edmond gern, trotz seiner Überlegenheit. Jacopo war jedoch der erste, der ihn erreichte.

Er fand Edmond hingestreckt, blutend und fast bewußtlos. Er mußte von einer Höhe von zwölf bis fünfzehn Fuß herabgerollt sein. Man flößte ihm einige Tropfen Rum ein, und dieses Mittel, welches sich schon einmal bei ihm als wirksam bewährt hatte, brachte dieselbe Wirkung hervor wie das erstemal.

Edmond öffnete die Augen wieder, beklagte sich über heftige Schmerzen im Knie, eine große Schwere im Kopf und unerträgliche Stiche in den Lenden. Man wollte ihn zum Ufer hinuntertragen. Doch obgleich Jacopo sie dirigierte, erklärte Edmond, als man ihn berührte, unter Stöhnen, daß er nicht die Kraft habe, den Transport zu ertragen. Man begreift, daß von einem Frühstück für Dantès keine Rede war. Aber er verlangte, daß seine Kameraden, für die nicht dieselben Gründe be-

standen, Diät zu halten wie für ihn, zum Lager zurückkehren sollten. Die Seeleute ließen sich nicht lange bitten, denn sie hatten Hunger. Der Duft der Ziege wehte bis zu ihnen, und zwischen Seewölfen werden keine Zeremonien abgehalten.

Eine Stunde später kamen sie wieder. Alles, was Edmond vermocht hatte, bestand darin, sich eine Strecke von zwölf Schritten fortzuschleppen, um sich an einen moosigen Felsen zu lehnen. Allein, Dantès' Schmerzen, weit davon entfernt sich zu legen, schienen an Heftigkeit zugenommen zu haben. Der alte Kapitän, der abreisen mußte, um seine Ladung an der Grenze zwischen Piemont und Frankreich, zwischen Nizza und Fréjus an Land zu bringen, beharrte darauf, daß Dantès aufzustehen versuchen sollte. Dantès machte übermenschliche Anstrengungen, um diesem Ansinnen zu genügen, aber bei jeder Anstrengung sank er wehklagend und erblassend zurück.

»Er hat sich die Lenden gebrochen«, sagte der Kapitän ganz leise. »Gleichviel, er ist ein guter Kamerad, und man darf ihn nicht verlassen. Versuchen wir ihn in die Tartane zu transportieren.« Aber Dantès erklärte, er wolle lieber sterben, wo er liege, als die grimmigen Schmerzen ertragen, welche die Bewegung ihm verursachen würde, wie schwach sie auch wäre.

»Nun denn«, fuhr der Kapitän fort, »geschehe was mag, man soll nicht sagen, daß wir einen tapferen Gefährten wie dich hilflos zurückgelassen haben. Wir werden heute abend nicht abfahren.«

Über diese Äußerung staunten die Matrosen sehr, obwohl keiner sich dagegen auflehnte, im Gegenteil. Der Kapitän war ein strenger Mann, und man sah ihn jetzt zum erstenmal auf ein Unternehmen verzichten oder doch seine Ausführung verschieben. Daher wollte Dantès nicht zulassen, daß man zu seinen Gunsten eine so schwere Verletzung der an Bord eingeführten Disziplinvorschriften begehe.

»Nein«, antwortete er dem Kapitän, »ich bin ungeschickt gewesen und trage mit Recht die Folgen meiner Ungeschick-

lichkeit. Lassen Sie mir einen kleinen Vorrat an Zwieback, eine Flinte, Pulver und Kugeln zurück, um Ziegen zu schießen oder um mich zu verteidigen, und eine Hacke, um mir, wenn Sie allzulange brauchen, mich abzuholen, eine Art von Haus zu bauen.«

»Aber du wirst den Hungertod sterben«, versetzte der Kapitän.

»Das ist mir immer noch lieber«, erwiderte Edmond, »als diese unerhörten Schmerzen auszuhalten, die mir eine einzige Bewegung verursacht.«

Der Kapitän wandte sich in Richtung des Schiffes um, das sich, als wäre es schon im Begriff auszulaufen, in dem kleinen Hafen wiegte, bereit, nach Vollendung seiner Toilette in See zu stechen.

»Was meinst du, was wir tun sollen, Malteser?« fragte er. »Wir können dich nicht so zurücklassen. Aber dableiben können wir auch nicht.«

»Fahren Sie, fahren Sie!« rief Dantès aus.

»Wir werden mindestens acht Tage weg sein«, bemerkte der Kapitän, »und zudem werden wir einen Umweg machen müssen, um dich abzuholen.«

»Hören Sie«, sagte Dantès, »wenn Sie von heute an in zwei bis drei Tagen irgendeinem Fischerboot oder einem anderen begegnen, das in diese Gegend des Meeres kommt, so erzählen Sie ihm von mir. Ich werde fünfundzwanzig Piaster für meine Rückkehr nach Livorno bezahlen. Wenn Sie keines finden, so kommen Sie wieder.«

Der Kapitän schüttelte den Kopf.

»Hören Sie, Kapitän Baldi, es gibt ein Mittel, alles ins Lot zu bringen«, äußerte Jacopo. »Sie fahren, und ich bleibe bei dem Verwundeten, um ihn zu pflegen.«

»Du würdest auf deinen Anteil verzichten«, fragte Edmond, »um bei mir zu bleiben?«

»Ja«, antwortete Jacopo, »und zwar ohne Bedauern.«

»Du bist ein braver Junge, Jacopo«, sagte Edmond, »und Gott wird dich für deinen guten Willen belohnen, aber ich brauche niemand. Danke! Mit ein paar Tagen Ruhe werde ich mich wieder erholen. Ich hoffe, in diesen Felsen gewisse, gegen Quetschungen vortreffliche Kräuter zu finden.«

Ein sonderbares Lächeln zuckte über seine Lippen. Er drückte Jacopo herzlich die Hand, aber er verharrte unerschütterlich in seinem Entschluß, dazubleiben und vor allem allein dazubleiben.

Die Schmuggler ließen Edmond zurück, was er verlangte, und entfernten sich, nicht ohne sich mehrmals umzukehren und ihm, sooft sie sich umkehrten, alle Zeichen eines herzlichen Lebewohls zu machen, welches Edmond nur mit einer Hand erwiderte, wie wenn er den übrigen Teil seines Leibes nicht bewegen könnte. Dann, als sie verschwunden waren, murmelte Dantès lächelnd: »Es ist sonderbar, daß man ausgerechnet unter solchen Menschen Proben der Freundschaft und Beweise von Ergebenheit findet.«

Dann schleppte er sich vorsichtig bis auf den Gipfel eines Felsens, von wo aus er freien Ausblick auf das Meer hatte, und sah die Tartane unter Segel gehen, die Anker lichten, sich sanft schaukeln wie eine Möwe, die sich zum Flug anschickt, und abfahren. Nach Verlauf einer Stunde war sie völlig verschwunden; wenigstens war sie es von der Stelle aus, wo der Verwundete geblieben war.

Dann erhob er sich wieder, gelenkiger und leichter als eine Ziege zwischen Myrten und Mastix auf diesen wüsten Felsen, nahm mit der einen Hand seine Flinte, mit der andern seine Hacke und eilte zu jenem Felsen, an welchem die Einkerbungen mündeten, die er auf den Felsen bemerkt hatte.

»Und nun«, rief er aus, sich an die Geschichte vom arabischen Fischer erinnernd, die ihm Faria erzählt hatte, »nun, Sesam, öffne dich!«

24. KAPITEL

Geblandet

Die Sonne war etwa im ersten Drittel ihres Laufes angekommen, und ihre Maistralen fielen heiß und belebend auf die Felsen, die ihre Hitze selbst zu empfinden schienen. Tausende von Grillen, unsichtbar im Heidekraut, ließen ihr eintöniges und unablässiges Zirpen vernehmen. Die Blätter von Myrten und Olivenbäumen raschelten säuselnd und erzeugten einen fast metallischen Ton. Bei jedem Schritt, den Edmond auf dem aufgeheizten Granit machte, mußte er Eidechsen ausweichen, die sich wie Smaragde ausnahmen. Man sah in der Ferne auf den steilen Abhängen der Insel die Wildziegen springen, die bisweilen Jäger auf die Insel locken. Kurz: Die Insel war bewohnt, belebt, beseelt, und doch fühlte sich dort Edmond allein in der Hand Gottes.

Er empfand ein der Furcht ziemlich ähnliches Gefühl. Dies war jenes Mißtrauen gegen den hellen Tag, welches uns selbst in der Einöde die Vermutung aufdrängt, forschenden Blicken ausgesetzt zu sein. Dieses Gefühl war so stark, daß Edmond, als er sich gerade ans Werk machen wollte, stehenblieb, seine Hacke weglegte, seine Flinte wieder ergriff, noch einmal den höchsten Felsen der Insel erklomm und von da einen weiten Blick auf alles warf, was ihn umgab. Doch was seine Aufmerksamkeit fesselte, war, wir müssen es gestehen, weder jenes poetische Korsika, dessen Häuser er sogar erkennen konnte, noch das benachbarte, ihm fast unbekannte Sardinien noch die Insel Elba mit ihren vielen Erinnerungen und auch nicht jene schwache Linie, die sich am Horizont hinstreckte und dem geübten Auge des Seemanns das prächtige Genua und das handeltreibende Livorno wies. Nein, sondern die Brigantine war es, die mit Tagesanbruch abgesegelt war, und die soeben ausgelaufene Tartane. Jene schickte sich gerade an, in der Gegend von Bonifacio zu verschwinden; diese segelte in

entgegengesetzter Richtung an der Küste Korsikas entlang, das sie gleich umfahren würde.

Dieser Anblick beruhigte Edmond. Er wandte dann die Augen auf jene Gegenstände, die ihn unmittelbar umgaben. Er wirkte auf dem höchsten Punkte der kegelförmigen Insel wie eine winzige Statue auf einem überdimensionalen Sockel; unter ihm kein Mensch, um sich herum kein Schiff, nichts als das azurblaue Meer, das an die Grundfesten der Insel schlug und diesen ewigen Schlag mit einer Silberborte säumte. Dann stieg er schnellen Schrittes herab, aber doch sehr vorsichtig. Er fürchtete jetzt besonders einen ähnlichen Unfall, wie jenen, den er so geschickt und so überzeugend vorgespielt hatte.

Dantès hatte, wie gesagt, die auf jenen Felsen zurückgelassenen Einkerbungen nun in entgegengesetzter Richtung verfolgt und gesehen, daß dieser Weg zu einer Art von kleinem verborgenem Schlupfhafen führte, der wie ein antikes Nymphenbad wirkte. Diese Bucht war an ihrer Mündung breit und in ihrer Mitte tief genug, daß ein kleines Schiff hineinfahren und sich darin verbergen konnte. So ließ er sich vom Faden der Schlußfolgerungen leiten, wie er Abbé Faria den Geist auf so sinnreiche Weise in das Labyrinth der Wahrscheinlichkeiten hatte führen sehen, und kam zu dem Ergebnis, daß der Kardinal, dem es darum zu tun gewesen war, nicht bemerkt zu werden, in diesem Schlupfhafen geankert haben mußte, sein kleines Schiff darin versteckt, den durch Einkerbungen bezeichneten Weg verfolgt und am Ende dieses Weges seinen Schatz vergraben habe. Diese Vermutung hatte Dantès zu dem kegelförmigen Felsblock zurückgeführt.

Nur etwas beunruhigte Edmond und brachte seine Überlegungen wieder völlig durcheinander: Wie konnte man, ohne über riesenhafte Kräfte zu verfügen, diesen Felsblock, der vielleicht fünf- bis sechstausend Pfund wog, an seinen jetzigen Standort heraufziehen?

Plötzlich tauchte ein Gedanke in Dantès auf.

»Anstatt ihn hinaufzuheben«, sagte er bei sich, »wird man ihn hinuntergelassen haben.«

Und er eilte auf den Felsen hinauf, um seinen vorherigen Lageplatz zu suchen. Wirklich sah er bald eine abschüssige Stelle, über die der Felsenblock hinuntergerutscht und auf dem Platz liegengeblieben war, wo ein anderer Felsen von dem Umfang eines gewöhnlichen Quaders ihm als Unterlage diente. Steine und Geröll waren wieder sorgfältig verwischt worden, um jede Veränderung unsichtbar zu machen. Diese Art von kleiner Maurerarbeit hatte man wieder mit Erde bedeckt, Gras war darauf gewachsen, das Moos wucherte, Samen von Myrten und Mastixbäumen hatten gewurzelt, und der alte Felsblock schien an den Boden gekittet.

Dantès nahm vorsichtig die Erde weg und begriff die äußerst ausgeklügelten Vorkehrungen oder glaubte sie zumindest zu begreifen. Nun begann er, mit seiner Hacke die mit der Zeit festgewordenen Ablagerungen zu entfernen. Nach einer Arbeit von zehn Minuten gab die Schicht nach, und eine Öffnung entstand, in die man den Arm stecken konnte. Dantès fällte den stärksten Olivenbaum, den er zu finden vermochte, hieb seine Äste weg, steckte ihn in das Loch, um ihn als Hebel zu gebrauchen. Doch der Felsblock war zu schwer und zugleich von dem unteren Felsen zu festgekeilt, um von einer menschlichen Kraft, selbst von jener eines Herkules, erschüttert zu werden. Dantès sah nun ein, daß er die Unterlage selbst angreifen müsse. Aber wie?

Dantès schaute sich um, wie es alle in Verlegenheit befindlichen Personen tun, und sein Blick fiel auf das volle Pulverhorn, das ihm sein Freund Jacopo zurückgelassen. Er lächelte. Die höllische Erfindung sollte sein Werk verrichten.

Mit Hilfe seiner Hacke höhlt Dantès zwischen dem oberen Felsenblock und jenem, auf dem er ruhte, einen Minengang, wie ihn die Straßenbauer zu machen pflegen, wenn sie der Muskelkraft des Menschen eine allzu große Anstrengung ersparen wollen. Dann füllte er ihn mit Pulver, löste sein Ta-

schentuch in einzelne Fäden auf, sättigte sie mit Salpeter und machte sich so eine Lunte. Dantès entzündete sie und entfernte sich.

Die Explosion ließ nicht lange auf sich warten. Der obere Felsblock wurde einen Augenblick durch die ungeheure Wucht angehoben, der untere Felsen zerbarst in Stücke. Durch die anfangs von Dantès gemachte kleine Öffnung stob eine ganze Welt schwirrender Insekten und eine riesige Natter, die Hüterin dieses geheimnisvollen Ganges, schlängelte sich bläulich schimmernd fort und verschwand.

Dantès näherte sich. Der obere, nunmehr haltlose Felsblock neigte sich dem Abgrund zu. Der unerschrockene Forscher ging um ihn herum, wählte die instabilste Stelle, setzte den Hebel mit einem Ende an und stemmte sich, gleich Sisyphus, mit seiner ganzen Kraft gegen den Felsblock, der, schon durch diese Bewegungen erschüttert, ins Wanken geriet. Dantès verdoppelte seine Anstrengungen. Man hätte ihn für einen von jenen Titanen halten können, die Berge ausrissen, um dem Gebieter der Götter den Krieg zu erklären. Endlich gab der Felsblock nach, rollte, sprang, stürzte und verschwand, vom Meer verschlungen.

Er ließ einen kreisförmigen Platz zurück. Zu sehen war ein in die Mitte einer viereckigen Steinplatte eingefügter eiserner Ring. Dantès stieß einen Schrei der Freude und des Erstaunens aus. Nie hatte ein herrlicherer Erfolg einen ersten Versuch gekrönt.

Er wollte fortfahren, aber seine Beine zitterten so stark, sein Herz schlug so heftig, eine Wolke schimmerte so brennend vor seinen Augen, daß er einzuhalten genötigt war. Doch dieser Moment des Zögerns verflog mit der Schnelligkeit eines Blitzes.

Edmond steckte seinen Hebel in den Ring, hob ihn kräftig auf, und die eingefügte Steinplatte öffnete sich. Sie enthüllte eine Art von Treppe, die jäh abfiel und sich im Dunkel einer

immer finstern Grotte verlор. Ein anderer wäre hinabgeeilt, hätte Freudenrufe ausgestoßen. Dantès blieb stehen, erblaßte und zögerte.

»Komm«, sagte er bei sich, »sei ein Mann! An Widrigkeiten gewöhnt, lassen wir uns von keiner Enttäuschung betrüben. Oder sollte ich ohne das völlig umsonst gelitten haben? Das Herz bricht, wenn es sich, durch rastlose Hoffnung übermäßig geschwellt, wieder zusammen- und in die kalte Wirklichkeit zurückzieht. Faria hat geträumt. Der Kardinal Spada hat in dieser Grotte gar nichts vergraben. Vielleicht ist er nie dagewesen, oder, wenn er dagewesen ist, so ist Cesare Borgia, dieser furchtlose Abenteurer, dieser unermüdliche und finstere Dieb, nach ihm gekommen, hat die Spur entdeckt, ist denselben Zeichen gefolgt wie ich, hat den Stein aufgehoben, ist vor mir hinabgestiegen und hat nach sich nichts mehr zu holen übriggelassen.«

Er blieb einen Moment unbeweglich und nachdenklich stehen, die Augen auf diese dunkle und nach unten führende Öffnung geheftet.

»Oder... eigentlich habe ich ja jetzt nichts mehr zu verlieren. Jetzt, nachdem ich mir gesagt habe, daß es unsinnig ist, noch irgendeine Hoffnung zu hegen, kann ich also dieses Abenteuer aus purer Neugier für mich zu Ende führen. Basta.«

Noch immer stand er unbeweglich da und dachte nach.

»Ja, ja, das ist ein Abenteurer, seinen Platz in dem licht- und schattengemischten Leben jenes königlichen Banditen zu finden. In diesem Gewebe seltsamer Ereignisse, welches das bunte Durcheinander seines Daseins bildet, mußte sich dieses märchenhafte Ereignis wie selbstverständlich an alles andere anschließen. Ja, Borgia ist eines Nachts hierhergekommen, eine Fackel in der einen Hand, einen Degen in der anderen. Zwanzig Schritt von ihm entfernt, vielleicht am Fuße dieses Felsens, suchten zwei seiner Knechte düster und drohend Er-

de, Luft und Meer mit den Augen ab, während ihr Gebieter eintrat, wie ich es tun will, mit seinem furchtbaren und flammenden Arm die Finsternis zerstreud. Ja! Doch was wird Cesare mit den Knechten getan haben, denen er so sein Geheimnis preisgab?« fragte sich Dantès. »Was man mit Alarichs Totengräbern tat, die man mit dem Verstorbenen begrub«, antwortete er sich selbst lächelnd und fuhr fort: »Wenn er jedoch gekommen war, wenn er den Schatz gefunden und mitgenommen hätte, so hätte es Borgia, dieser Mann, der Italien mit einer Artischocke verglich, die er Blatt für Blatt verzehrte, bestimmt für Zeitverschwendung gehalten, den Felsblock wieder auf seinen Platz zu rollen. Gehen wir!«

Dann stieg er hinab, das Lächeln des Zweifels auf seinen Lippen und das letzte Wort menschlicher Weisheit murmelnd: »Vielleicht...«

Aber anstatt der Finsternis, die er zu finden erwartete, anstatt einer staubigen und stickigen Luft, sah Dantès nur einen sanften, in ein bläuliches Licht aufgelösten Schimmer. Luft und Licht drangen nicht nur durch die soeben geschaffene Öffnung, sondern auch durch unsichtbare Felsspalten in der äußeren Schicht, durch die man den blauen Himmel erblickte, wo die säuselnden Zweige grüner Eichen und die dornigen, verschlungenen Ranken der Brombeersträucher sich im Wind wiegten. Dantès verweilte zunächst einige Sekunden in der Grotte, deren Klima eher lauwarm als feucht und eher wohlriechend als schal war. Die Temperatur war dieselbe wie auf der Insel, und der bläuliche Schimmer ersetzte die Sonne. Sein Blick, zudem, wie wir wissen, an Dunkelheit gewöhnt, konnte so in die hintersten Winkel der Höhle dringen. Sie war von Granit, dessen gesprenkelte Oberfläche wie Diamant funkelte.

»Ach«, sagte Edmond lächelnd bei sich, »bestimmt sind dies alle Schätze, die der Kardinal zurückgelassen hat, und der gute Abbé, im Traum diese hellstrahlenden Wände sehend, wird sich in seinen reichen Hoffnungen gewiegt haben!«

Aber Dantès erinnerte sich an die Worte des Testaments, die er auswendig wußte: ›Im entlegensten Winkel der zweiten Öffnung‹, sagte dieses Testament. Nun aber war Dantès gerade mal in die erste Grotte gekommen; er mußte jetzt den Eingang in die zweite suchen.

Dantès orientierte sich. Diese zweite Grotte mußte natürlicherweise in das Innere der Insel führen. Er untersuchte aufmerksam die Gesteinsschichten und klopfte eine der Wände ab, wo der ohne Zweifel mit Absicht gut getarnte Zugang sein mußte. Die Hacke hallte einen Augenblick und entlockte dem Felsen einen matten Klang, dessen Dichtheit Dantès den Schweiß auf die Stirn trieb. Endlich dünkte es dem beharrlichen Bergmann, daß ein Teil der Granitwand den Schlägen mit einem dumpferen und tieferen Echo antwortete. Er näherte seinen glühenden Blick der Wand und merkte mit dem Spürsinn des Gefangenen, was vielleicht kein anderer gemerkt hätte: Dort mußte eine Öffnung sein.

Um jedoch keine vergebliche Arbeit zu leisten, untersuchte Dantès, der wie Cesare Borgia den Wert der Zeit studiert hatte, die übrigen Wände mit seiner Hacke, klopfte mit dem Kolben seiner Flinte auf den Boden, entfernte den Sand an verdächtigen Stellen und kehrte, als er nichts gefunden und nichts aufgespürt hatte, zu jenem Teil der Mauer zurück, der jenen tröstenden Klang vernehmen ließ.

Er hämmerte von neuem und mit größerer Kraft. Dann sah er eine sonderbare Sache. Unter den Schlägen des Werkzeuges löste sich eine Art Verputz los, wie man ihn auf Mauern für Freskenmalereien anbringt, und fiel schuppenweise ab, einen weißlichen und glatten Stein, gewöhnlichen Quadersteinen ähnlich, freilegend. Man hatte die Öffnung im Felsen mit Steinen von anderer Beschaffenheit verschlossen, darauf diesen Verputz angebracht und darauf wiederum die Farbe und das Kristallische des Granits nachgeahmt. Nun hämmerte Dantès mit dem spitzen Ende der Hacke, das einen Zoll in diese Mauertür drang. Hier mußte er also graben.

Infolge eines sonderbaren Geheimnisses der menschlichen Natur überließ sich, je mehr Dantès die sich häufenden Beweise, daß Faria sich nicht getäuscht habe, eigentlich beruhigen sollten, sein verzagendes Herz um so mehr dem Zweifel, ja fast der Entmutigung. Diese neue Entdeckung, die ihm neue Kraft hätte verleihen sollen, raubte ihm die verbleibende. Die Hacke glitt herab und fiel ihm fast aus seinen Händen. Er legte sie auf den Boden, trocknete seine Stirn und ging wieder hinaus ans Tageslicht, indem er sich selbst den Vorwand schuf, nachzusehen, ob ihn niemand belauere, in Wirklichkeit aber, weil er der Luft bedurfte und fühlte, daß er gleich in Ohnmacht fallen würde.

Die Insel war öde, und die Sonne, in ihrem Zenit, schien sie mit ihrem Flammenauge zu bedecken. In der Ferne breiteten kleine Fischerbarken ihre Schwingen auf dem saphirblauen Meere aus. Dantès hatte noch nichts zu sich genommen, aber jetzt etwas zu essen, hätte zuviel Zeit gekostet. Er begnügte sich mit einem Schluck Rum und kehrte mit gestärktem Herzen in die Grotte zurück. Die Hacke, welche ihm so schwer geschienen, war wieder leicht geworden. Er hob sie auf wie eine Feder und machte sich wieder an die Arbeit. Nach einigen Hieben bemerkte er, daß die Steine nicht vermörtelt, sondern nur übereinandergeschichtet und mit dem erwähnten Verputz bedeckt waren. Er zwängte die Spitze der Hacke in eine von den Spalten, drückte auf den Stiel und sah mit Freude den Stein wie in Angeln sich drehen und zu seinen Füßen fallen. Von nun an brauchte Dantès nur noch jeden Stein mit dem Eisenzahn seiner Hacke zu sich zu ziehen, und jeder Stein rollte neben den ersten hin.

Gleich durch die erste Öffnung konnte Dantès eintreten. Einige Augenblicke zögern hieß die Gewißheit verschieben, sich an die Hoffnung klammern. Endlich, nach einer neuerlichen kurzen Unschlüssigkeit, beugte sich Dantès von der ersten Grotte in die zweite. Diese zweite Grotte war niedriger, düsterer und verbreitete eine unheimlichere Atmosphäre als

die erste. Die Luft, die nur durch die soeben geschaffene Öffnung drang, hatte jenen giftigen Geruch, den Dantès in der ersten Grotte nicht zu finden erstaunt gewesen war. Dantès ließ der äußeren Luft Zeit, diese tote Atmosphäre wieder aufzufrischen und trat dann ein.

Zur Linken der Öffnung war eine tiefe und düstere Ecke. Aber, wie gesagt, für das Auge von Dantès gab es keine Finsternis. Er tastete mit den Augen die zweite Grotte ab: Sie war so leer wie die erste. Der Schatz, wenn er denn existierte, war in dieser düsteren Ecke vergraben.

Die Stunde der Angst war gekommen. Zwei Fuß Erde aufzugraben war alles, was für Dantès höchste Freude und tiefste Verzweiflung trennte. Er näherte sich der Ecke und griff, wie von einem plötzlichen Entschluß erfaßt, kühn den Boden an.

Bei dem fünften oder sechsten Hieb mit der Hacke dröhnte das Eisen auf Eisen. Nie brachte die schaurige Sturmglöcke, nie die klagevolle Totenglocke eine solche Wirkung auf denjenigen hervor, der sie hörte. Ganz gleich, auf was Dantès sonst gestoßen sein konnte, er wäre gewiß nicht blasser geworden. Er suchte neben der Stelle, wo er schon gegraben hatte, und traf auf denselben Widerstand, aber nicht denselben Klang.

»Das ist eine hölzerne, eisenbeschlagene Kiste«, sagte er.

In diesem Augenblick huschte ein Schatten vorüber und nahm für einen Augenblick das Licht. Dantès ließ die Hacke fallen, ergriff seine Flinte, sprang durch die Öffnung und eilte dem Tageslicht zu. Eine wilde Ziege war über den oberen Eingang der Grotte gesprungen und weidete einige Schritte weiter weg. Dies wäre eine gute Gelegenheit gewesen, sich ein Mittagessen zu verschaffen, aber Dantès fürchtete, der Knall der Flinte könnte jemanden herbeilocken. Er dachte einen Augenblick nach, hieb ein harziges Bäumchen um, zündete es an dem noch rauchenden Feuer an, an welchem die Schmuggler ihr Frühstück zubereitet hatten, und kehrte mit

dieser Fackel zurück. Er wollte von dem, was zu sehen war, nicht das mindeste verlieren.

Er hielt die Fackel über das unförmige und unvollendete Loch und sah, daß er sich nicht getäuscht hatte: Seine Hiebe hatten abwechselnd das Eisen und das Holz getroffen. Er steckte seine Fackel in den Boden und machte sich wieder ans Werk.

Bald war eine Stelle von etwa drei Fuß Länge und zwei Fuß Breite abgeräumt, und Dantès konnte eine, mit ziseliertem Eisen beschlagene Eichenholztruhe erkennen. In der Mitte des Deckels strahlte auf einer silbernen Platte, der die Erde ihren Glanz nicht nehmen konnte, das Wappen der Familie Spada, nämlich ein auf einem typisch italienischen ovalen Schild pfahlförmig stehender Degen, überwölbt von einem Kardinalshut. Dantès erkannte es sofort, denn Abbé Faria hatte es ihm oft gezeichnet. Nun gab es keinen Zweifel mehr; der Schatz lag wirklich da. Man hätte nicht so viele Vorsichtsmaßregeln getroffen, um eine leere Kiste wieder an diesen Platz zu stellen.

Einen Augenblick später war alles um die Kiste herum weggeräumt, und Dantès sah nach und nach das Schloß in der Mitte, zwischen zwei Vorhängeschlössern, und die Tragegriffe an den beiden Seiten erscheinen. Alles war ziseliert, wie zu jener Zeit üblich, wo die Kunst die gemeinsten Metalle wertvoll machte.

Dantès faßte die Kiste bei den Griffen und versuchte, sie aufzuheben. Doch das war unmöglich.

Dantès versuchte sie zu öffnen. Doch das Schloß und die Vorhängeschlösser waren abgesperrt, diese treuen Hüter schienen ihren Schatz nicht herausrücken zu wollen.

Dantès steckte die breite Seite seiner Hacke zwischen Kiste und Deckel, drückte auf den Hackenstiel, und der Deckel zerbarst mit einem Krachen. Eine breite Öffnung in den Brettern machte die Schlösser überflüssig. Auch sie fielen herab, wäh-

rend sie noch mit ihren hartnäckigen Klauen die im Sturz zerfallenden Bretter umklammerten. Die Truhe war geöffnet.

Dantès fühlte sich von einem schwindligen Fieber ergriffen. Er griff nach seiner Flinte, spannte sie und legte sie neben sich. Zuerst schloß er die Augen, wie es die Kinder machen, um in der funkelnden Nacht ihrer Einbildungskraft mehr Sterne zu sehen, als sie deren an einem noch so erleuchteten Himmel zählen können, dann öffnete er sie wieder und erstarrte geblendet.

Die Kiste war in drei Fächer unterteilt.

Im ersten schimmerten Goldmünzen mit mattem Glanz. Im zweiten lagen, schlecht poliert, aber ordentlich aufgereiht Goldbarren, die ihren Wert nur aus dem Gewicht bezogen. Im dritten halbvollen endlich wühlte Edmond handvollweise Diamanten, Perlen, Rubine heraus, die wie ein funkelnder Regen zurückkollerten und dabei das Geräusch von Hagel auf Fensterscheiben erzeugten. Nachdem Edmond mit zitternden Händen das Gold und die Edelsteine berührt, betastet und durchwühlt hatte, richtete er sich wieder auf und rannte durch die Höhlen mit der fiebrigen Erregung eines Menschen, der dem Wahnsinn nahe ist, nach draußen. Er sprang auf einen Felsen, von dem aus das Meer zu überschauen war, konnte aber nichts entdecken. Er war allein, ganz allein mit seinen unzählbaren, einzigartigen, märchenhaften Reichtümern, die nur ihm gehörten.

Doch... träumte oder wachte er? War es nur ein flüchtiges Traumbild, oder umfaßte er tatsächlich die Wirklichkeit?

Es drängte ihn, sein Gold wiederzusehen, und doch fühlte er, daß er in diesem Augenblick nicht die Kraft hatte, den Anblick zu ertragen. Er preßte beide Hände an den Kopf, wie um zu verhindern, daß ihm der Verstand entfliehe. Dann raste er über die ganze Insel, ohne, wir wollen nicht sagen einen Weg, denn es gibt keinen auf der Insel Monte Christo, aber ohne eine bestimmte Richtung zu verfolgen, verscheuchte die

Wildziegen und erschreckte mit seinem Geschrei und seinen Gebärden die Seevögel. Hierauf kam er auf einem Umweg zurück, stürzte, immer noch zweifelnd, von der ersten Grotte in die zweite und stand wieder jener Gold- und Diamantenmine gegenüber.

Diesmal fiel er auf die Knie, preßte mit seinen beiden Händen sein pochendes Herz zusammen und murmelte ein nur Gott verständliches Gebet. Bald fühlte er sich ruhiger und folglich glücklicher. Erst jetzt glaubte er sein Glück. Nun begann er, sein Vermögen zu zählen. Tausend Goldbarren, jeder zwei bis drei Pfund schwer, lagen da. Dann schichtete er fünfundzwanzigtausend Goldtaler auf, von denen jeder achtzig Francs unseres gegenwärtigen Geldes wert sein mochte, alle mit den Bildnissen Papst Alexanders VI. und dessen Vorgängern; da war die Abteilung noch nicht zur Hälfte geleert. Endlich maß er zehnmal so viel an Perlen, Kleinodien, Diamanten, wie seine beiden Hände umschließen konnten. Viele davon waren von den besten Goldschmieden jener Zeit gefaßt worden und besaßen neben dem Materialwert einen bedeutenden Arbeitswert.

Dantès sah, wie der Tag zu Ende ging und nach und nach erlosch. Er fürchtete, überrascht zu werden, wenn er in der Höhle bliebe, und verließ sie mit dem Gewehr in der Hand. Ein Stück Zwieback und einige Schluck Wein bildeten sein Nachtmahl. Dann legte er die Steinplatte wieder an ihren Ort, legte sich darauf und schlief nur wenige Stunden, den Eingang in die Grotte mit seinem Körper bedeckend. Diese Nacht war eine von jenen köstlichen und zugleich schrecklichen Nächten, deren dieser sehr emotionale Mann in seinem Leben schon einige zugebracht hatte.

25. KAPITEL

Der Unbekannte

Der Tag brach an. Dantès erwartete ihn schon lange mit offenen Augen. Bei seinen ersten Strahlen stand er auf und stieg, wie am vorigen Tag auf den höchsten Felsen der Insel, um Ausschau zu halten. Alles war öde wie am gestrigen Tag.

Edmond kletterte wieder hinunter, hob den Stein weg, füllte seine Taschen mit Edelsteinen. Dann fügte er, so gut er konnte, die Bretter und Schlösser der Kiste wieder ein, bedeckte sie mit Erde, stampfte sie fest, streute Sand darauf, um die frisch aufgegrabene Stelle dem übrigen Boden gleichzumachen und verließ die Grotte. Oben setzte er die Steinplatte wieder an ihren Ort, häufte Steine von verschiedener Größe darauf, stopfte Erde in die Fugen, pflanzte Myrten und Heidekraut hinein und begoß diese neuen Pflanzungen, damit sie wie alte aussahen. Sodann verwischte er die Spuren seiner vielen Tritte um diese Stelle herum und wartete ungeduldig auf seine Gefährten.

In der Tat handelte es sich jetzt nicht mehr darum, seine Zeit mit dem Anschauen des Goldes und der Diamanten zu vergeuden und wie ein unnütze Schätze bewachender Drache auf Monte Christo zu bleiben. Nun mußte er in das Leben, unter die Menschen zurückkehren und in der Gesellschaft den Rang, den Einfluß und die Macht behaupten, die in dieser Welt der Reichtum verleiht, die erste und größte Macht, worüber der Mensch verfügen kann.

Die Schmuggler kamen am sechsten Tag zurück. Dantès erkannte von weitem die *Jeune Amélie* an ihrer Form und der Art, wie sie sich vorwärts bewegte. Er schleppte sich zum Hafen wie der verwundete Philoktet und verkündete seinen Gefährten, als sie landeten, immer noch jammernd, eine spürbare Besserung. Dann hörte er die Erzählungen der Abenteurer an. Es war ihnen zwar gelungen, die Ladung zu übergeben,

aber kaum wieder losgefahren, erhielten sie die Nachricht, daß ein Wachschiff aus dem Hafen von Toulon ausgelaufen sei und Kurs auf sie nehme. Sie waren dann in Windeseile geflohen, bedauernd, daß Dantès, der es verstehe, einem Schiff eine überlegene Geschwindigkeit zu verleihen, nicht da sei, um es zu steuern. Wirklich hatten sie bald das Schiff bemerkt, das auf sie Jagd machte, waren ihm aber mit Hilfe der Nacht unter Umsegelung des Kaps von Korsika, entkommen. Kurz, diese Reise war nicht schlecht gewesen, und alle, besonders Jacopo, bedauerten, daß Dantès nicht dabei war, um seinen Anteil an dem Gewinn zu haben, den sie eintrug, einen Anteil, der fünfzig Piaster betrug.

Edmond blieb ungerührt. Er lächelte nicht einmal bei der Aufzählung all der Vorteile, in deren Genuß er gekommen wäre, hätte er die Insel verlassen können. Und da die *Jeune Amélie* nur nach Monte Christo gekommen war, um ihn zu holen, begab er sich noch am selben Abend an Bord und folgte dem Kapitän nach Livorno.

In Livorno ging er zu einem Juden und verkaufte vier von seinen kleinsten Diamanten, jeden für fünfundzwanzigtausend Francs. Der Jude hätte sich erkundigen können, wie ein Fischer in den Besitz solcher Gegenstände komme, aber er ließ es schön bleiben, da er an jedem tausend Francs gewann. Am anderen Tag kaufte er ein nagelneues Schiff, das er Jacopo schenkte, und legte auf dieses Geschenk noch hundert Piaster drauf, damit er eine Mannschaft anheuern konnte. Allerdings unter der Bedingung, daß Jacopo sich nach Marseille begeben und sich nach einem Greis erkundigen sollte namens Louis Dantès, der in den Allées de Meilhan wohne, sowie nach einem jungen Mädchen, das im katalanischen Dorf zu Hause sei und Mercédès heiße.

Jacopo glaubte zu träumen. Edmond erzählte ihm dann, daß er nur aus einer Laune heraus Seemann geworden sei, weil ihm seine Familie das nötige Geld für seinen Unterhalt versage, daß er jedoch bei seiner Ankunft in Livorno den Nach-

laß eines Onkels erhalten habe, der ihn zu seinem einzigen Erben einsetzte. Dantès' hohe Bildung verlieh dieser Erzählung eine solche Glaubwürdigkeit, daß Jacopo keinen Augenblick zweifelte, sein bisheriger Gefährte habe ihm die Wahrheit gesagt. Da auch die Dienstzeit Edmonds an Bord der *Jeune Amélie* abgelaufen war, nahm er seinen Abschied von dem alten Seemann, der ihn anfangs zurückhalten wollte, aber, als er wie Jacopo die Geschichte von der Erbschaft vernommen hatte, nicht länger versuchte, seinem ehemaligen Matrosen den Entschluß auszureden.

Am anderen Tag segelte Jacopo nach Marseille. Er hatte mit Edmond vereinbart, sich auf Monte Christo wiederzutreffen.

Am selben Tag reiste Dantès ab, ohne zu sagen, wohin er gehe, nachdem er sich von der Mannschaft der *Jeune Amélie* mit einem großzügigen Geldgeschenk und von dem Kapitän mit dem Versprechen verabschiedet hatte, ihm früher oder später von sich Nachricht zu geben. Dantès begab sich nach Genua.

Als er dort ankam, unternahm man gerade eine Probefahrt mit einer kleinen, von einem Engländer bestellten Jacht, welcher, da er von dem Ruhm der Genueser als den besten Schiffsbaumeistern des Mittelmeers gehört hatte, eine in Genua gebaute Jacht zu besitzen gewünscht hatte. Der Engländer hatte sich mit einem Preis von vierzigtausend Francs einverstanden erklärt, Dantès bot sechzigtausend dafür, unter der Bedingung, daß man ihm das Schiff noch am selben Tage übergebe. Der Engländer war bis zur Fertigstellung des Schiffes in die Schweiz gereist und sollte erst in drei bis vier Wochen zurückkommen. Der Schiffsbauer dachte also, noch genug Zeit zu haben, ein anderes aus der Werft zu bringen. Dantès führte ihn zu einem Juden, ging mit diesem in ein Hinterzimmer, und der Jude zahlte dem Schiffsbaumeister sechzigtausend Francs aus.

Der Schiffsbauer bot Dantès seine Dienste an, ihm eine Mannschaft zusammenzustellen, aber Dantès dankte ihm mit

der Bemerkung, daß er allein zu segeln pflege. Er wünsche nur noch, daß man in der kleinen Kajüte, am Kopfende des Bettes einen verborgenen Schrank einbaue, mit drei gleichfalls verborgenen Fächern, und gab noch die notwendigen Maße für die Fächer an, die am nächsten Tag angefertigt wurden. Zwei Stunden später verließ Dantès den Hafen von Genua, von den Blicken der schaulustigen Menge gefolgt, die diesen spanischen Seigneur sehen wollte, der allein zu segeln pflegte.

Dantès konnte mit dem Schiff hervorragend umgehen: Nur mittels des Steuerruders, ohne es verlassen zu brauchen, ließ er sein Schiff alle beliebigen Manöver ausführen. Man hätte es für ein vernunftbegabtes Wesen halten können, bereit, auf den leisesten Druck hin zu gehorchen, und Dantès gestand sich selbst ein, daß die Genueser ihren Ruf als die besten Schiffsbauer der Welt verdienten. Die Neugierigen schauten dem kleinen Fahrzeug nach, bis sie es aus den Augen verloren, und ergingen sich dann in den verschiedensten Vermutungen, wohin er sich wohl begeben: Die einen meinten nach Korsika, die anderen nach der Insel Elba, jene wollten wetten, er gehe nach Spanien, diese waren der festen Überzeugung, daß er nach Afrika fahre. Keiner dachte daran, die Insel Monte Christo zu nennen.

Dantès begab sich jedoch nach Monte Christo. Er kam gegen Ende des zweiten Tages dort an. Das Schiff war ein vortrefflicher Segler und legte den Weg in fünfunddreißig Stunden zurück. Dantès hatte sich den Verlauf der Küste genauestens eingeprägt und warf, anstatt in dem gewöhnlichen Hafen zu landen, in der Bucht den Anker.

Die Insel war öde. Niemand schien dort gelandet zu sein, seitdem Dantès abgereist war. Er ging zu seinem Schatz. Alles war in dem Zustand, wie er es verlassen hatte.

Am folgenden Abend transportierte er das unermeßliche Vermögen an Bord der Jacht und verschloß es in die drei Fächer des verborgenen Schrankes.

Dantès wartete noch acht Tage. In diesen acht Tagen manövrierte er die Jacht ständig um die Insel herum und studierte sie wie ein Stallmeister sein Pferd. Nach Ablauf dieser Zeit kannte er alle ihre guten Eigenschaften und auch ihre Mängel.

Am achten Tag erblickte Dantès ein kleines Schiff, das unter vollen Segeln herankam, und erkannte darin Jacopos Barke. Er gab ein Zeichen, das Jacopo beantwortete, und zwei Stunden später lag die Barke neben der Jacht.

Jede der beiden von Dantès gestellten Fragen erhielt eine traurige Antwort: Der alte Dantès war gestorben, Mercédès war verschwunden.

Edmond vernahm diese beiden Nachrichten scheinbar unbewegt, aber er ging sofort an Land, mit dem Befehl, daß ihm niemand folge.

Nach zwei Stunden kam er zurück. Zwei Männer von Jacopos Barke verfügten sich auf seine Jacht, um bei dem Auslaufmanöver zu helfen, und er befahl, Kurs auf Marseille zu nehmen. Den Tod seines Vaters hatte er geahnt, aber was war aus Mercédès geworden?

Ohne sein Geheimnis zu verraten, konnte Edmond einem Detektiv keine ausreichenden Anweisungen geben. Zudem wollte er noch weitere Erkundigungen einholen, hinsichtlich welcher er nur auf sich selbst vertraute. Sein Spiegelbild in Livorno hatte ihn gelehrt, daß er nicht Gefahr lief, erkannt zu werden, auch standen ihm jetzt alle Mittel zur Verfügung, sich zu verkleiden. Eines Morgens also lief die Jacht, von der kleinen Barke gefolgt, mutig in den Hafen von Marseille ein und hielt gerade der Stelle gegenüber, wo man ihn an jenem unglückseligen Abend Richtung Château d'If eingeschifft hatte. Nicht ohne eine gewisse Sorge sah Dantès in einem Nachen der Gesundheitsbehörde einen Gendarmen auf sich zukommen. Aber Dantès reichte ihm selbstbewußt einen englischen, in Livorno gekauften Paß, und mittels dieses fremden Passierscheins, der in Frankreich mehr als der unsrige respektiert

wird, konnte er ohne Schwierigkeiten an Land gehen.

Das erste, was Dantès erblickte, als er die Canebière betrat, war einer von den ehemaligen Matrosen der *Pharaon*. Dieser Mann hatte unter seinen Befehlen gedient und konnte geeignet sein, um Dantès über den Umfang seiner Veränderung zu beruhigen. Er ging geradewegs auf diesen Mann zu und stellte ihm mehrere Fragen, auf welche dieser antwortete, ohne durch seine Worte oder sein Gesicht auch nur irgendwie ahnen zu lassen, daß er sich erinnerte, seinen Gesprächspartner jemals zuvor gesehen zu haben. Dantès gab dem Matrosen zum Dank für seine Auskünfte ein Geldstück. Einen Augenblick nachher hörte er, daß ihm der brave Mann hinterherlief. Dantès drehte sich um.

»Verzeihen Sie, Monsieur«, sagte der Matrose, »Sie haben sich offenbar geirrt. Sie haben wohl gemeint, mir ein Vierzigsousstück zu schenken, und haben mir aber einen doppelten Napoleon gegeben.«

»Ich habe mich wirklich geirrt«, versetzte Dantès, »da aber Ihre Ehrlichkeit eine Belohnung verdient, so ist hier ein zweiter. Nehmen Sie ihn bitte, um mit Ihren Kameraden auf meine Gesundheit zu trinken.«

Der Matrose war über dieses Geschenk so verblüfft, daß er nicht einmal daran dachte, ihm zu danken. Er sah ihn weggehen und sagte: »Das ist irgendein Nabob, der aus Indien kommt.«

Dantès setzte seinen Weg fort. Jeder Schritt, den er machte, preßte sein Herz mit einer neuen Gemütsbewegung zusammen. Alle Erinnerungen aus seiner Kindheit, unauslöschliche, seiner Vorstellungskraft ewig gegenwärtige Erinnerungen, umgaben ihn. Bei jedem Ortswechsel, an jeder Straßenkreuzung, an jedem Eckstein tauchten neue auf. Am Ende der Rue de Noailles angekommen, fühlte er angesichts der Allées de Meilhan, wie ihm die Knie versagten, und er wäre beinahe unter die Räder eines Wagens gestürzt. Schließlich gelangte er

zu dem Haus, in dem sein Vater gewohnt hatte. Der wilde Wein und die Kapuzinerblumen waren von dem Dachstübchen verschwunden, wo die Hand des guten alten Mannes sie ehemals so sorgfältig festgebunden hatte.

Dantès lehnte sich an einen Baum und blieb eine Zeitlang nachdenklich stehen, die oberen Stockwerke dieses ärmlichen, kleinen Hauses betrachtend. Endlich näherte er sich der Tür, trat über die Schwelle, fragte, ob nicht eine Wohnung leer stehe, und bestand, obgleich sie bewohnt war, so lange darauf, jenes fünfte Stockwerk zu besichtigen, bis der Hausmeister hinaufging und im Namen eines Fremden die Mieter um Erlaubnis bat, die beiden Zimmer herzuzeigen, aus denen es bestand.

Die Mieter der kleinen Wohnung waren ein junger Mann und eine junge Frau, die erst vor acht Tagen geheiratet hatten. Als Dantès die beiden jungen Leute sah, entrang sich ein tiefer Seufzer seiner Brust.

Übrigens erinnerte Dantès nichts mehr an die Wohnung seines Vaters. Es fehlte die damalige Tapete, alle alten Möbel, diese Freunde aus Edmonds Kindheit, waren verschwunden, wenn sie auch in der Erinnerung in allen ihren Einzelheiten gegenwärtig waren. Nur die Wände waren noch dieselben. Dantès wandte sich gegen das Bett um: Es stand auf demselben Platz wie jenes des Vormieters. Wider Edmonds Willen traten ihm Tränen in die Augen. An diesem Ort mußte der Greis, den Namen seines Sohnes auf den Lippen, gestorben sein.

Mit Erstaunen schauten die beiden jungen Leute diesen Mann mit dem ernstesten Gesicht an, über dessen Wangen zwei schwere Tropfen flossen, ohne daß er eine Miene verzog. Da aber jeder Schmerz etwas Religiöses hat, stellten die jungen Leute keine Fragen an den Unbekannten, sondern zogen sich zurück, um ihn ungestört weinen zu lassen. Als er fortging, begleiteten sie ihn mit der Äußerung hinaus, daß er wiederkommen könne, wann immer es ihm beliebe, und daß ihre

ärmliche Wohnung ihm stets gastfreundlich offenstehe.

Als er an dem Stockwerk darunter vorüberkam, blieb Edmond vor einer anderen Tür stehen und fragte, ob der Schneider Caderousse noch immer da wohne. Doch der Hausmeister antwortete ihm, daß der Mann, von dem er spreche, schlechte Geschäfte gemacht habe und jetzt auf der Straße von Bellegarde nach Beaucaire ein kleines Wirtshaus besitze.

Dantès ging hinab, fragte nach der Adresse des Eigentümers des Hauses in den Allées de Meilhan, suchte ihn auf, ließ sich unter dem Namen Lord Wilmore melden – dieser Name und dieser Titel waren in seinem Paß eingetragen – und kaufte ihm das Häuschen für die Summe von fünfundzwanzigtausend Francs ab. Dies waren mindestens zehntausend Francs mehr, als sein tatsächlicher Wert betrug. Doch Dantès hätte auch eine halbe Million bezahlt, hätte sie jemand verlangt.

Noch am selben Tage wurde den jungen Leuten aus dem fünften Stock von dem Notar, der den Kaufvertrag angefertigt hatte, mitgeteilt, daß ihnen der neue Eigentümer die Wahl einer anderen Wohnung im ganzen Hause ließe, ohne die Miete zu erhöhen, unter der einzigen Bedingung, ihm die beiden von ihnen bewohnten Zimmer abzutreten. Dieses seltsame Ereignis beschäftigte über acht Tage alle Bewohner der Allées de Meilhan und ließ tausend Vermutungen aufsprießen, von denen nicht eine einzige richtig war. Aber was die Köpfe vor allen Dingen verwirrte und allen Leuten unbegreiflich schien, war der Umstand, daß man abends beobachtete, wie derselbe Mann, den man in dem Haus in den Allées de Meilhan gesehen hatte, in dem kleinen Dorf der Katalanen spazierte und in ein ärmliches Fischerhaus trat. Dort blieb er länger als eine Stunde, um sich nach mehreren Personen zu erkundigen, die gestorben oder seit fünfzehn bis sechzehn Jahren verschwunden waren. Am anderen Tag erhielten die Leute, bei denen er eingetreten war, um all diese Fragen zu stellen, eine nagelneue katalanische Barke zum Geschenk, die noch mit zwei Schleppnetzen und einem Grundnetz ausgestat-

tet war.

Diese braven Leute hätten dem großzügigen Frager gerne gedankt. Doch man hatte ihn, nachdem er sie verlassen und einem Seemann noch einige Aufträge gegeben hatte, ein Pferd besteigen und Marseille durch die Porte d'Aix verlassen sehen.

26. KAPITEL

Das Wirtshaus zum Pont du Gard

Jene, die wie ich zu Fuß durch das südliche Frankreich gereist sind, haben zwischen Bellegarde und Beaucaire, etwa auf der Hälfte des Weges zwischen dem Dorf und der Stadt, jedoch ein bißchen näher bei Beaucaire als bei Bellegarde, bestimmt auch ein kleines Wirtshaus bemerkt, an welchem ein blechernes Schild hängt, das beim leisesten Windhauch zu knarren beginnt und mit einer etwas unbeholfenen Abbildung des Pont du Gard verziert ist. Dieses kleine Wirtshaus liegt, wenn man dem Lauf der Rhône folgt, auf der linken Seite der Straße, wobei der Fluß hinter dem Haus vorbeiströmt. Es hat sogar, was man im Languedoc allgemein als Garten bezeichnet. Das heißt, während die eine Seite ihre Tür den Reisenden öffnet, stößt die entgegengesetzte an eine Einfriedung, in der einige verkrüppelte Olivenbäume und ein paar vereinzelte wilde Feigenbäume mit vom Staub versilbertem Laub herumstehen. In den Zwischenräumen wächst kein anderes Gemüse als etwas Knoblauch, Peperoni und Schalotten. In einer Ecke dieses Gartens schließlich schwingt gleich einer vergessenen Schildwache, eine große sonnenschirmförmige Fichte melancholisch ihren biegsamen Stamm empor, deren fächerartig auslaufender Wipfel bei dreißig Grad Hitze kracht. All diese Bäume, große und kleine, krümmen sich mit der Zeit unter

dem Einfluß des Mistral, einer der drei Landplagen der Provence. Die beiden anderen, wie man weiß oder nicht weiß, sind die Durance und das Parlament. Hie und da vegetieren in dem einem großen Staubsee gleichenden platten Umland einzelne Weizenhalme, die ein paar Gärtner der Gegend ohne Zweifel aus purer Neugier hochpäppeln und von denen jeder einer Zikade als Sitzplatz dient, die in dieser thebaischen Einöde den Wanderer mit ihrem schrillenden und eintönigen Gesang verfolgt.

Seit ungefähr sieben oder acht Jahren wurde dieses kleine Wirtshaus von einem Mann und einer Frau geführt, deren ganzes Personal aus einer Magd namens Trinette und einem Stallburschen, der auf den Namen Pacaud hörte, bestand. Diese zweifache Unterstützung reichte im übrigen bei weitem aus, das Haus zu bestellen, seit man von Beaucaire nach Aigues-Mortes einen Kanal gegraben hatte, und somit die schnelleren Schiffe die Postkutsche verdrängten. Dieser Kanal verlief, um das Unglück des armen Wirtes perfekt zu machen, zwischen der Rhône, die ihn speiste, und der Straße, die austrocknete, etwa hundert Schritte entfernt von der Herberge, von der wir eine kurze, aber wahrheitsgetreue Beschreibung gegeben haben.

Der Wirt dieser kleinen Herberge war ein Mann von vierzig bis zweiundvierzig Jahren, groß, dürr und sehnig, von echt südlichem Typus, mit tiefliegenden und blitzenden Augen, Adlernase und weißen Zähnen wie bei einem Raubtier. Seine Haare, die trotz des ersten Ansturms des Alters sich nicht entschließen konnten, weiß zu werden, waren, wie sein Bart, der wie ein Halsband wirkte, dicht, kraus und nur von wenigen grauen Haaren durchmischt. Sein von Natur aus dunkler Teint hatte sich mit einer neuen nußbraunen Schicht bedeckt, und zwar seit der arme Teufel die Gewohnheit angenommen hatte, vom Morgen bis zum Abend auf der Schwelle seines Hauses zu verweilen, um Ausschau zu halten, ob nicht irgendein Gast gegangen oder gefahren komme. Es war ein fast immer ver-

gebliches Warten, währenddessen er sein Gesicht gegen die versengende Glut der Sonne nur durch ein rotes, nach Art der spanischen Maultiertreiber um seinen Kopf gewundenes Taschentuch verwahrte. Dieser Mann war unser alter Bekannter Gaspard Caderousse.

Seine Frau dagegen, die mit ihrem Mädchennamen Madeleine Radelle hieß, war eine blasse, magere und kränkliche Frau. In der Gegend von Arles geboren, hatte sie, wenn auch Spuren der traditionellen Schönheit der Ariesierinnen bewahrend, ihr Gesicht durch fast ununterbrochene Anfälle von einem jener schleichenden und unter den Gemeinden in der Nähe der Tümpel von Aigues-Mortes und der Sümpfe der Camargue weitverbreiteten Fieber verkümmern sehen. Sie hielt sich daher beinahe immer, vor Kälte mit den Zähnen klappernd, im Hintergrund ihres im ersten Stock befindlichen Zimmers auf, entweder in einem Armstuhl ausgestreckt oder in ihrem Bett sitzend, während ihr Mann wie gewöhnlich an der Tür Wache stand. Dies dehnte er um so lieber aus, als jedesmal, wenn er sich bei seiner keifenden Ehehälfte befand, sie ihn mit ihrem ewigen Klagen gegen das Schicksal verfolgte, mit Klagen, auf die ihr Mann nur folgende philosophische Worte zu erwidern pflegte: »Schweig, Carconte! Gott will es so!«

Ihr Spitzname rührte daher, daß Madeleine Radelle in dem zwischen Salon und Lambesc gelegenen Dorf Carconte geboren worden war. Nun aber hatte ihr Mann, nach einer Sitte der Gegend, welche will, daß man die Leute fast immer bei einem Spitznamen, anstatt bei ihrem eigentlichen Namen ruft, diese Benennung dem Namen Madeleine vorgezogen, der für seine raue Sprache vielleicht auch zu sanft und zu wohlklingend war.

Man möge jedoch, ungeachtet seiner scheinbaren Ergebnisse in die Ratschlüsse der Vorsehung, ja nicht glauben, daß unser Wirt die Jämmerlichkeit seiner Lage nicht tief empfand, in welche dieser niederträchtige Kanal von Beaucaire ihn ver-

setzt hatte, oder daß er für die rastlosen Klagen, mit denen seine Frau ihn verfolgte, gänzlich unempfindlich gewesen wäre. Er war, wie alle Südländer, ein nüchterner Mann und ohne große Bedürfnisse, aber eitel in bezug auf Äußerlichkeiten. Daher ließ er zur Zeit seines Wohlstandes weder die Festtage, an denen die Stiere der Gegend feierlich mit dem Brennzeichen versehen werden, noch eine Prozession zur Besänftigung des Flußungeheuers Tarasque vorübergehen, ohne mit Carconte dabei zu erscheinen; er in der malerischen Tracht der Männer des Südens, die etwas Katalanisches und zugleich Andalusisches an sich hat, sie in der anmutigen Kleidung der Frauen von Arles, die Griechenland und Armenien entlehnt zu sein scheint. Aber nach und nach waren die Uhrketten, Halsbänder, vielfarbigen Gürtel, bestickten Jäckchen, Samtwesten, die Strümpfe mit eleganten Einsätzen, die bunten Gamaschen und auch die Schuhe mit den silbernen Schnallen verschwunden. Und als Gaspard Caderousse sich nicht mehr auf der Höhe seines Glanzes zeigen konnte, hatte er für sich und seine Frau auf diesen ganzen weltlichen Prunk verzichtet. Es nagte ihm still am Herzen, den fröhlichen Lärm bis zu seinem ärmlichen Wirtshaus erschallen zu hören, das er fortan wohl mehr um ein Dach über dem Kopf zu haben, als um Geschäfte zu machen, behielt.

Caderousse hatte sich also, seiner Gewohnheit nach, einen Teil des Morgens vor der Tür aufgehalten und ließ seinen melancholischen Blick von einem kleinen, gemähten Wiesenstück, auf dem einige Hühner pickten, nach den beiden Enden der öden Landstraße schweifen, die sich von der einen Seite gegen Mittag und von der anderen gegen Mitternacht hin entfernte, als plötzlich die schrillende Stimme seiner Frau ihn nötigte, seinen Posten zu verlassen. Er ging brummend hinein und in den ersten Stock hinauf, ließ aber dennoch die Tür weit offenstehen, wie um die Reisenden einzuladen, ihn im Vorübergehen nicht zu vergessen.

In dem Moment, als Caderousse hineinging, war die Land-

straße, von der wir gesprochen haben und die sein Blick absuchte, ebenso öde und einsam wie eine Wüste zur Mittagszeit. Sie dehnte sich weiß und endlos zwischen zwei Reihen verkümmerter Bäume hin, und man begriff vollkommen, daß kein Reisender, dem die Wahl einer anderen Tagesstunde freistand, sich in diese furchtbare Sahara wagte. Dennoch, all dem zum Trotz, Caderousse hätte, wäre er nur etwas länger auf seinem Posten geblieben, von Bellegarde her einen Reiter und ein Pferd kommen sehen, jenen ordentlichen und einvernehmlichen Gang einhaltend, der das Einverständnis zwischen dem Mann und dem Tier anzeigt. Es war ein Wallach, ein hervorragender Paßgänger, der Reiter war ein, ungeachtet der sengenden Hitze der Mittagssonne, schwarzgekleideter Priester mit einem Dreispitz auf dem Kopf. Die beiden bewegten sich vernünftigerweise nur in einem sehr mäßigen Trab vorwärts.

An der Tür angelangt, hielt das Paar an. Es wäre schwierig zu entscheiden gewesen, ob das Pferd den Mann anhielt oder der Mann das Pferd. Jedenfalls stieg der Reiter ab und band das Tier, es am Zügel führend, an die Ecke eines zerbrochenen Fensterladens, der nur noch an einer einzigen Angel hing. Dann ging der Priester, mit einem roten baumwollenen Taschentuch seine schweißtriefende Stirn trocknend, zur Tür und klopfte mit der eisenbeschlagenen Spitze des Stockes, den er in der Hand hielt, auf die Schwelle. Mit einem Satz sprang ein großer schwarzer Hund auf und machte bellend und seine weißen, spitzen Zähne fletschend einige Schritte, eine doppelt feindliche Kundgebung, die belegte, wie wenig er an Besuche gewöhnt war. Im selben Augenblick erschütterte ein schwerfälliger Gang die hölzerne Treppe, die sich die Mauer entlangzog, und der Wirt der ärmlichen Behausung kam gebückt im Rückwärtsgang zur Tür herab, an welcher der Priester stand.

»Da bin ich!« sagte Caderousse erstaunt. »Da bin ich! Willst du wohl still sein, Margottin! Fürchten Sie sich nicht, Monsi-

eur, er bellt, aber er beißt nicht. Sie wünschen Wein, nicht wahr? Es ist ja auch verflucht heiß. Oh, verzeihen Sie!« fügte Caderousse hinzu, als er sah, von welchem Stand der Reisende war, mit dem er zu tun hatte. »Verzeihen Sie vielmals, ich wußte nicht, wen zu empfangen ich die Ehre habe. Was wünschen Sie? Was wünschen Sie, Herr Abbé? Ich stehe Ihnen zu Diensten.«

Der Priester schaute den Mann einige Sekunden lang mit auffallender Aufmerksamkeit an und schien sogar seinerseits die Aufmerksamkeit des Wirtes auf sich zu ziehen. Als er aber sah, daß die Züge desselben kein anderes Gefühl als das des Erstaunens, keine Antwort zu erhalten, ausdrückten, meinte er, daß es Zeit sei, diesem Erstaunen ein Ende zu machen, und fragte mit einem sehr deutlichen italienischen Akzent: »Sind Sie nicht Monsieur Caderousse?«

»Ja, Monsieur«, antwortete der Wirt, vielleicht noch erstaunter über die Frage, als er es über das Schweigen gewesen war, »ich bin in der Tat Gaspard Caderousse, zu Diensten.«

»Gaspard Caderousse... ja, ich glaube, dies ist der Vor- und der Zuname. Sie wohnten in den Allées de Meilhan, nicht wahr, im vierten Stock?«

»So ist es.«

»Und Sie übten das Schneiderhandwerk aus?«

»Ja, aber das Geschäft hat eine schlechte Wendung genommen. In diesem spitzbübischen Marseille ist es so heiß, daß man sich dort zuletzt, glaube ich, gar nicht mehr einkleiden wird. Doch, da eben von der Hitze die Rede ist, wollen Sie sich nicht erfrischen, Herr Abbé?«

»Allerdings. Bringen Sie mir eine Flasche von Ihrem besten Wein, und wir werden, wenn es Ihnen beliebt, unseren Plausch dort wieder fortsetzen, wo wir stehengeblieben sind.«

»Ganz wie Sie wünschen, Herr Abbé«, versetzte Caderousse.

Und um sich die Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, eine seiner letzten Flaschen Cahors-Wein, die ihm noch geblieben waren, an den Mann zu bringen, beeilte sich Caderousse, eine Falltür aufzuziehen, die mitten im Fußboden des Zimmers im Erdgeschoß, das als Gastraum und Küche zugleich diente, angebracht war. Als er nach fünf Minuten zurückkam, fand er den Abbé auf einer Bank sitzend, die Ellbogen auf einen langen Tisch gestützt. Margottin hatte mit ihm, in der Erwartung, daß ungewöhnlicherweise dieser Reisende etwas zu sich nehmen werde, Frieden geschlossen und legte ihm seinen entfleischten Hals auf den Oberschenkel und hob ihm seinen kraftlosen Blick entgegen.

»Sind Sie allein?« fragte der Abbé seinen Wirt, während ihm dieser die Flasche und ein Glas hinstellte.

»Oh, mein Gott, ja, allein oder beinahe allein, Herr Abbé. Ich habe eine Frau, die mir in nichts helfen kann, weil sie immer krank ist, die arme Carconte.«

»Ah! Sie sind verheiratet«, erwiderte der Priester mit einer Art von Anteilnahme, indem er einen Blick um sich warf, der den geringen Wert des spärlichen Mobiliars der ärmlichen Haushaltung zu schätzen schien.

»Sie stellen fest, daß ich nicht reich bin, nicht wahr, Herr Abbé?« sagte Caderousse seufzend. »Doch, glauben Sie mir, es genügt nicht, ein ehrlicher Mann zu sein, um in dieser Welt weiterzukommen.«

Der Abbé heftete einen durchdringenden Blick auf ihn.

»Ja, ein ehrlicher Mann zu sein, dessen kann ich mich rühmen, Monsieur«, äußerte der Wirt, dem Blick des Abbé standhaltend, eine Hand auf seiner Brust und mit dem Kopf heftig nickend, »heutzutage kann dies nicht jedermann von sich behaupten.«

»Um so besser, wenn das wahr ist, wessen Sie sich rühmen«, entgegnete der Abbé, »denn früher oder später, davon bin ich fest überzeugt, wird der ehrliche Mann belohnt und

der schlechte bestraft.«

»Es ist Ihr Beruf, dies zu sagen, Herr Abbé. Es ist Ihr Beruf, dies zu sagen«, meinte Caderousse verbittert. »Übrigens steht es einem frei, das nicht zu glauben, was Sie sagen.«

»Sie haben unrecht, so zu sprechen, Monsieur«, sagte der Abbé, »denn vielleicht werde ich selbst Ihnen bald einen Beweis dessen geben, was ich behaupte.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Caderousse mit erstaunter Miene.

»Ich will damit sagen, daß ich mich vor allem davon überzeugen muß, ob Sie wirklich derjenige sind, den ich suche.«

»Welche Beweise soll ich Ihnen geben?«

»Haben Sie 1814, 1815 einen Seemann mit Namen Dantès gekannt?«

»Dantès? Ob ich den armen Edmond gekannt habe? Das will ich meinen. Er war sogar einer meiner besten Freunde«, rief Caderousse aus, dessen Gesicht Purpurröte übergoß, während sich das klare und selbstbewußt blickende Auge des Abbé zu erweitern schien, um denjenigen ganz zu durchdringen, den er ausfragte.

»Ja, ich glaube auch, daß er Edmond hieß.«

»Freilich hieß der Junge Edmond, so sicher wie ich Gaspard Caderousse heiße. Und was ist aus dem armen Edmond geworden, Monsieur?« fuhr der Wirt fort. »Sollten Sie ihn gekannt haben? Lebt er noch? Ist er frei? Ist er glücklich?«

»Er ist als Gefangener gestorben, verzweifelter und elender, als die Galeerensklaven, die im Zuchthaus von Toulon ihre Kugel hinter sich herschleppen«, antwortete der Abbé.

Eine Leichenblässe verdrängte die Röte auf Caderousses Gesicht, die es anfangs überzogen hatte. Er wandte sich ab, und der Abbé sah ihn mit einem Zipfel des roten Taschentuches, das ihm als Kopfbedeckung diente, eine Träne trocknen.

»Armer Junge«, murmelte Caderousse. »Nun denn, das ist

wieder ein Beweis für das, was ich zu Ihnen sagte, Herr Abbé, daß der gute Gott nur gegen die Schlechten gut ist. Ach!«, fuhr Caderousse in der blumigen Sprache der südlichen Bewohner fort, »diese Welt wird immer schlechter. Möchte doch zwei Tage lang Pulver und eine Stunde lang Feuer vom Himmel fallen, damit alles aus wäre!«

»Sie scheinen diesen Jungen recht gern zu haben, Monsieur?« fragte der Abbé.

»Ja, ich hatte ihn wirklich sehr gern«, antwortete Caderousse, »obgleich ich mir vorwerfen muß, ihn einen Augenblick um sein Glück beneidet zu haben. Aber seitdem, ich schwöre es Ihnen, so wahr ich Caderousse bin, habe ich sein unglückliches Schicksal sehr beklagt.«

Ein Moment des Schweigens trat ein, währenddessen der starre Blick des Abbé nicht im mindesten abließ, den bewegten Gesichtsausdruck des Wirts zu erforschen.

»Und haben Sie den armen Jungen gekannt?« fuhr Caderousse fort.

»Ich wurde an sein Sterbebett gerufen, um ihm die letzten Tröstungen der Religion zu bringen«, antwortete der Abbé.

»Und woran ist er gestorben?« fragte Caderousse mit erstickter Stimme.

»Woran stirbt man im Kerker, wenn man mit dreißig Jahren darin stirbt, wenn nicht am Kerker selbst?«

Caderousse wischte den Schweiß ab, der von seiner Stirn rann.

»Das Sonderbare an der ganzen Sache ist«, äußerte der Abbé, »daß mir Dantès auf dem Sterbebett auf das Kruzifix – und er küßte dabei die Füße des Gekreuzigten – immer geschworen hat, er wisse die eigentliche Ursache seiner Gefangenschaft nicht.«

»Das ist wahr, das ist wahr«, murmelte Caderousse, »er konnte sie nicht wissen. Nein, Herr Abbé, der arme Junge log

nicht.«

»Deshalb hat er mich beauftragt, sein Unglück zu ergründen, das er selbst nie ergründen konnte, und sein Andenken wieder in Ehren zu bringen, wenn dieses Andenken einen Makel sollte bekommen haben.« Und der immer starrer werdende Blick des Abbé verschlang gleichsam den fast düsteren Ausdruck, der auf dem Gesicht von Caderousse erschien.

»Ein reicher Engländer«, fuhr der Abbé fort, »sein Kamerad im Unglück, der bei der zweiten Restauration das Gefängnis verlassen konnte, war Besitzer eines Diamanten von großem Werte. Das Gefängnis verlassend, wollte er Dantès, der ihn, als er einmal von einer Krankheit befallen wurde, wie ein Bruder gepflegt hatte, einen Beweis seiner Dankbarkeit geben und schenkte ihm diesen Diamanten. Dantès, anstatt ihn zur Bestechung seiner Kerkermeister zu benützen, die ihn übrigens hätten nehmen und Dantès nachher verraten können, bewahrte ihn stets sorgfältig für den Fall seiner Freilassung aus dem Kerker auf. Wenn er aus dem Gefängnis freigekommen wäre, wäre sein Glück allein durch den Verkauf dieses Diamanten gesichert gewesen.«

»Es war also, wie Sie sagen«, fragte Caderousse mit glühenden Augen, »ein sehr wertvoller Diamant?«

»Alles ist relativ«, antwortete der Abbé. »Wertvoll für Edmond zumindest. Dieser Diamant war auf fünfzigtausend Francs geschätzt.«

»Fünfzigtausend Francs!« rief Caderousse aus. »War er denn so groß wie eine Nuß?«

»Nicht ganz«, versetzte der Abbé. »Doch Sie sollten selbst darüber urteilen, denn ich habe ihn bei mir.«

Caderousse schien unter den Kleidern des Abbé den Gegenstand zu suchen, von dem er sprach. Der Abbé zog aus seiner Tasche ein kleines Futteral aus schwarzem Chagrinder, öffnete es und ließ vor den geblendeten Augen von Caderousse das funkelnde, in einen Ring von bewundernswürdiger

Arbeit gefaßte Wunder glänzen.

»Und der ist fünfzigtausend Francs wert?« fragte Caderousse gierig.

»Ohne die Fassung, die selbst einen gewissen Wert hat«, antwortete der Abbé, klappte das Futteral wieder zu und steckte den Diamanten in seine Tasche, der tief in der Erinnerung von Caderousse noch weiterfunkelte.

»Doch wie kamen Sie in den Besitz dieses Diamanten, Herr Abbé?« fragte Caderousse. »Hat Edmond Sie zu seinem Erben eingesetzt?«

»Nein, aber zu seinem Testamentsvollstrecker. ›Ich hatte drei Freunde und eine Verlobte«, sagte er zu mir. ›Alle vier, dessen bin ich gewiß, bedauern innig meinen Verlust, einer von diesen guten Freunden hieß Caderousse.««

Caderousse zuckte zusammen.

»»Der zweite««, fuhr der Abbé fort, scheinbar ohne die Gemütsbewegung von Caderousse zu bemerken, »»der zweite hieß Danglars, der dritte«, fügte er hinzu, ›mochte mich auch, obwohl er mein Nebenbuhler war.««

Ein teuflisches Grinsen erhellte die Züge von Caderousse, der eine Bewegung machte, um den Abbé zu unterbrechen.

»Warten Sie«, sagte der Abbé, »lassen Sie mich zu Ende sprechen, und wenn Sie mir irgend etwas zu sagen haben, so können Sie es gleich nachher tun.

›Der dritte mochte mich auch, obwohl er mein Nebenbuhler war, und hieß Fernand. Was meine Verlobte betrifft, so war ihr Name...‹ Ich erinnere mich des Namens der Verlobten nicht mehr«, äußerte der Abbé.

»Mercédès«, sagte Caderousse.

»Ach ja, richtig«, versetzte der Abbé mit einem erstickten Seufzer, »Mercédès.«

»Nun?« fragte Caderousse.

»Geben Sie mir eine Flasche Wasser«, erwiderte der Abbé.

Caderousse beeilte sich, diesem Verlangen nachzukommen. Der Abbé füllte das Glas und trank einige Schlucke.

»Wo waren wir stehengeblieben?« fragte er und setzte sein Glas auf dem Tisch ab.

»Die Verlobte hieß Mercédès.«

»Ach ja, das war's. »Sie gehen nach Marseille...« Es ist immer noch Dantès, der spricht. Sie verstehen?«

»Vollkommen.«

»Sie verkaufen diesen Diamanten, teilen den Erlös durch fünf und verteilen ihn unter diese guten Freunde, die einzigen Wesen, die mich auf Erden geliebt haben.«

»Warum durch fünf?« fragte Caderousse. »Sie haben mir nur vier Personen genannt!«

»Weil die fünfte Person gestorben ist, wie man mir sagte... Die fünfte Person war der Vater von Dantès.«

»Ach ja!« versetzte Caderousse, von den verschiedenen Leidenschaften ergriffen, die ihn bestürmten. »Ach ja! Der arme Mann ist gestorben.«

»Ich habe davon in Marseille gehört«, erwiderte der Abbé und bemühte sich um den Anschein von Gleichgültigkeit, »aber dieser Todesfall hat sich schon vor so langer Zeit ereignet, daß ich nichts Näheres darüber erfahren konnte... Sollten Sie von dem Tod dieses Greises etwas wissen?«

»Ja, ja«, antwortete Caderousse, »wer kann dies besser wissen als ich?... Ich wohnte ja Tür an Tür mit dem guten alten Mann... Ach, mein Gott! Ja, kaum ein Jahr nach dem Verschwinden seines Sohnes starb der arme Greis!«

»Woran starb er denn?«

»Die Ärzte haben die Krankheit genannt: eine Magen-Darm-Entzündung, glaube ich. Die, die ihn kannten, sagten aber, er sei vor Kummer gestorben... und ich, der ihn fast sterben sah, ich sage, er starb...« Caderousse hielt inne.

»Woran starb er?« fragte der Priester ängstlich.

»Nun, er starb vor Hunger.«

»Vor Hunger!« rief der Abbé aus und sprang von seiner Bank auf. »Vor Hunger! Die geringsten Tiere kommen nicht vor Hunger um. Die auf der Straße streunenden Hunde finden eine mitleidige Hand, die ihnen ein Stück Brot zuwirft! Und ein Mensch, ein Christ ist inmitten von andern Menschen vor Hunger gestorben, die sich Christen nannten wie er! Unmöglich! Oh, das ist unmöglich!«

»Ich habe gesagt, was ich gesagt habe«, entgegnete Caderousse.

»Und du hast unrecht«, sagte eine Stimme auf der Treppe. »Warum mischst du dich da ein?«

Die beiden Männer drehten sich um und sahen durch die Stangen des Treppengeländers den kränklichen Kopf von Carconte. Sie hatte sich bis dorthin geschleppt und belauschte das Gespräch auf der obersten Stufe sitzend, den Kopf auf ihre Knie gestützt.

»Warum mischst du dich selbst ein, Frau?« fuhr sie Caderousse an. »Der Monsieur verlangt Auskünfte, und die Höflichkeit gebietet, daß ich sie ihm gebe.«

»Ja, aber die Vorsicht gebietet, daß du sie ihm verweigerst. Wer sagt dir, in welcher Absicht man dich zum Sprechen bringen will, Dummkopf?«

»In einer vortrefflichen, Madame, dafür bürgе ich«, versetzte der Abbé. »Ihr Mann hat also nichts zu befürchten, insofern er freimütig antwortet.«

»Nichts zu befürchten... ja, man beginnt immer mit schönen Verheißungen, dann begnügt man sich zu sagen, daß man nichts zu befürchten habe, nachher geht man fort, ohne etwas von dem zu halten, was man gesagt hat, und eines schönen Morgens fällt das Unglück auf die armen Leute herab, ohne daß man weiß, woher es kommt.«

»Seien Sie unbesorgt, gute Frau«, erwiderte der Abbé, »von

meiner Seite wird das Unglück nicht über Sie kommen, das verspreche ich Ihnen.«

Carconte brummte einige unverständliche Worte, ließ ihren Augenblick emporgehobenen Kopf wieder auf ihre Knie sinken, fortwährend von Schüttelfrost gebeutelt, und ihren Mann das Gespräch fortsetzen, postierte sich aber so, daß ihr kein Wort entgehen konnte. Inzwischen hatte der Abbé einige Schluck Wasser getrunken und sich wieder erholt.

»War denn dieser unglückliche Greis«, fragte er weiter, »von jedermann so verlassen, daß er eines solchen Todes gestorben ist?«

»Oh, Monsieur«, antwortete Caderousse, »weder Mercédès, die Katalanin, noch Monsieur Morrel haben ihn verlassen, aber der arme Greis hatte eine gewaltige Abneigung gegen Fernand gefaßt, gegen denselben«, fuhr Caderousse mit einem ironischen Lächeln fort, »den Dantès Ihnen gegenüber als einen seiner Freunde bezeichnete.«

»War er es denn nicht?« fragte der Abbé.

»Gaspard, Gaspard«, murmelte die Frau von ihrer Treppe herab, »gib acht, was du sagst!«

Caderousse machte eine ungeduldige Bewegung und, ohne die Unterbrechende einer Erwiderung zu würdigen, antwortete er dem Abbé: »Kann man der Freund desjenigen sein, auf dessen Frau man es abgesehen hat? Dantès, der eine Seele von Mensch war, nannte alle diese Leute seine Freunde... Der arme Edmond! Im Grunde ist es besser, daß er nichts davon gewußt hat. Es hätte ihn zuviel Kraft gekostet, ihnen im Augenblick seines Todes zu verzeihen. Und was man auch sagen mag«, fuhr Caderousse in seiner Sprache fort, der es nicht an einer Art von rauher Poesie fehlte, »ich fürchte mich noch mehr vor den Verwünschungen der Toten als vor dem Haß der Lebenden.«

»Dummkopf!« zischte Carconte.

»Sie wissen also«, fragte der Abbé, »was Fernand Edmond

angetan hat?«

»Ob ich es weiß? Das will ich meinen!«

»Nun, so sprechen Sie!«

»Gaspard, tu, was du willst, du bist der Herr im Haus«, warf die Frau ein, »aber wenn du mir in dieser Sache glauben wolltest, würdest du jetzt nichts sagen.«

»Ich glaube, daß du diesmal recht hast«, gab Caderousse zu.

»Sie wollen also nichts sagen?« fragte der Abbé.

»Wozu?« versetzte Caderousse. »Wenn der Junge noch lebte und zu mir käme, um ein für allemal alle seine Freunde und seine Feinde kennenzulernen, wär es etwas anderes. Aber er liegt unter der Erde, wie Sie mir gesagt haben, er kann keinen Haß mehr hegen, er kann sich nicht mehr rächen, lassen wir alles auf sich beruhen.«

»Sie wollen also«, fragte der Abbé, »daß ich jenen Leuten, die Sie als nichtswürdige und falsche Freunde bezeichnen, eine für die Treue bestimmte Belohnung gäbe?«

»Es ist wahr, Sie haben recht«, entgegnete Caderousse, »was wäre zudem für die jetzt das Vermächtnis des armen Edmond? Ein Tropfen Wasser, der ins Meer fällt.«

»Abgesehen davon, daß diese Leute dich mit einem Fingerschnipsen vernichten können«, äußerte die Frau.

»Wieso? Sind denn diese Leute reich und mächtig geworden?«

»Sie kennen also ihre Geschichte nicht?«

»Nein. Erzählen Sie.«

Caderousse schien einen Augenblick nachzusinnen.

»Nein, wahrhaftig«, erwiderte er, »es würde zu lange dauern.«

»Es steht Ihnen frei, zu schweigen, mein Freund«, sagte der Abbé betont gleichgültig, »und ich achte Ihre Bedenken. Zudem ist das, was Sie tun, eines wirklich guten Menschen wür-

dig. Sprechen wir also nicht mehr davon. Womit war ich beauftragt? Lediglich mit einer Förmlichkeit. Ich werde also diesen Diamanten verkaufen.«

Und er zog den Diamanten aus seiner Tasche, öffnete das Futteral und ließ ihn zum zweitenmal vor den geblendeten Augen von Caderousse funkeln.

»Komm und sieh dir das an, Frau!« stieß dieser mit rauher Stimme hervor.

»Ein Diamant!« rief Carconte aus, stand auf und ging mit ziemlich festem Schritt die Treppe hinab. »Was ist denn das für ein Diamant?«

»Hast du denn nicht gehört, Frau?« fragte Caderousse. »Es ist ein Diamant, den der Junge uns vermacht hat. Zunächst seinem Vater, dann seinen drei Freunden, Fernand, Danglars und mir, und Mercédès, seiner Verlobten. Dieser Diamant ist fünfzigtausend Francs wert.«

»Oh! So ein schöner Schmuck!« rief sie aus.

»Ein Fünftel dieser Summe gehört also uns?« vergewisserte sich Caderousse.

»Ja, Monsieur«, antwortete der Abbé, »ferner der Anteil des Vaters von Dantès, den unter Sie vier zu verteilen ich mich für ermächtigt halte.«

»Und warum unter uns vier?« fragte Carconte.

»Weil Sie die vier Freunde von Edmond sind.«

»Verräter sind keine Freunde«, murmelte dumpf die Frau.

»Ja, ja«, versetzte Caderousse, »dies sagte ich auch. Es ist fast eine Entweihung, fast ein Sakrileg, den Verrat, vielleicht gar das Verbrechen zu belohnen.«

»Sie haben es so gewollt«, äußerte der Abbé ruhig und steckte den Diamanten wieder in die Tasche seines Priestergewands, »geben Sie mir nun die Adressen von Edmonds Freunden, damit ich seinen letzten Willen vollziehen kann.«

Der Schweiß quoll in dicken Tropfen von der Stirn von Ca-

derousse. Er sah den Abbé aufstehen und sich zur Tür wenden, wie um einen Blick nach seinem Pferd zu werfen, und zurückkommen.

Caderousse und seine Frau schauten sich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an.

»Der Diamant könnte uns ganz allein gehören«, flüsterte Caderousse.

»Glaubst du wirklich?« erwiderte die Frau.

»Ein Priester wird uns doch nicht täuschen wollen.«

»Tu, was du willst«, sagte die Frau. »Ich mische mich nicht ein.«

Und sie stieg wieder die Treppe hinauf, vom Schüttelfrost erfaßt. Ihre Zähne klapperten ungeachtet der glühenden Hitze. Auf der letzten Stufe blieb sie einen Augenblick stehen.

»Überlege es dir gut, Gaspard«, sagte sie.

»Ich bin entschlossen«, antwortete Caderousse.

Carconte trat seufzend in ihr Zimmer. Man hörte die Decke unter ihren Schritten knarren, bis sie ihren Armstuhl erreicht hatte, in den sie schwerfällig sank.

»Zu was sind Sie entschlossen?« fragte der Abbé.

»Ihnen alles zu sagen«, erwiderte jener.

»Ich glaube auch, dies ist das Beste, was Sie tun können«, äußerte der Abbé. »Nicht daß Sie glauben, mir liege viel daran, Dinge zu erfahren, die Sie vor mir verheimlichen wollen. Aber es wird besser sein, wenn Sie mir Hilfestellung leisten können, das Vermächtnis nach den Wünschen des Erblassers zu verteilen.«

»Ich hoffe es«, erwiderte Caderousse mit von der Röte der Hoffnung und Habgier entflammten Wangen.

»Ich höre«, sagte der Abbé.

»Warten Sie«, versetzte Caderousse, »man könnte uns im interessantesten Moment unterbrechen, und dies wäre unan-

genehm. Zudem ist es nicht nötig, daß jemand Ihre Anwesenheit mitbekommt.«

Und er ging zur Tür seines Wirtshauses, die er abspernte und an der er, zu noch größerer Vorsicht, den Riegel für die Nacht vorschob. Inzwischen hatte sich der Abbé einen Sitzplatz gesucht, um alles bequem zu hören, und sich solchermaßen in eine Ecke gesetzt, daß er selbst im Dunkel blieb, während das Licht das Antlitz des Wirtes ganz erhellen mußte. Mit gesenktem Kopf, gefalteten oder vielmehr verkrampften Händen, machte er sich bereit, mit gespannter Aufmerksamkeit zu lauschen. Caderousse rückte eine Bank herbei und setzte sich ihm gegenüber.

»Denk daran, daß ich dich zu nichts dränge«, sagte die zitternde Stimme von Carconte, wie wenn sie durch den Fußboden den Beginn der Szene hätte sehen können.

»Schon gut, schon gut«, erwiderte Caderousse. »Sprechen wir nicht mehr davon. Ich nehme alles auf mich.« Und er begann.

27. KAPITEL

Der Bericht

»Bevor ich beginne, Monsieur«, sagte Caderousse, »muß ich Sie bitten, mir etwas zu versprechen.«

»Und was?« fragte der Abbé.

»Daß, was immer Sie für einen Gebrauch von den genaueren Auskünften machen, die ich Ihnen geben werde, niemals herauskommt, daß sie von mir herrühren. Denn jene, von welchen die Rede sein wird, sind reich und mächtig, und wenn sie mich nur mit der Fingerspitze berührten, würden sie mich wie Glas zerbrechen.«

»Seien Sie unbesorgt, mein Freund«, erwiderte der Abbé, »ich bin Priester, und Beichten bleiben in meiner Brust verschlossen. Bedenken Sie, daß wir keinen anderen Zweck haben, als den letzten Willen unseres Freundes auf eine würdige Art zu vollziehen. Sprechen Sie daher ohne Vorbehalte sowie ohne Haß. Sprechen Sie die Wahrheit, die volle Wahrheit. Ich kenne die Personen nicht, von denen Sie mir erzählen werden, und werde sie wahrscheinlich nie kennenlernen. Zudem bin ich Italiener und kein Franzose. Ich gehöre Gott an und nicht den Menschen und werde in mein Kloster zurückkehren, das ich nur verlassen habe, um den letzten Willen eines Sterbenden zu vollziehen.«

Dieses bestimmt vorgetragene Versprechen schien Caderousse einige Zuversicht zu verleihen.

»Nun denn, in diesem Fall«, sagte er, »bin ich einverstanden. Ich werde sogar noch mehr erzählen. Ich muß sie hinsichtlich jener Freunde enttäuschen, die der arme Edmond für aufrichtig und ergeben hielt.«

»Fangen wir bitte bei seinem Vater an«, entgegnete der Abbé. »Edmond hat mir viel von diesem Greis erzählt, dem er mit inniger Liebe zugetan war.«

»Die Geschichte ist so traurig, Monsieur«, bemerkte Caderousse kopfschüttelnd. »Den Anfang kennen Sie wahrscheinlich?«

»Ja«, antwortete der Abbé. »Edmond hat mir die ganze Sache bis zu dem Punkt erzählt, wo er in einer kleinen Schenke bei Marseille verhaftet wurde.«

»In der ›Réserve‹. O mein Gott! Ja, ich seh es heute noch, als ob ich dort wäre.«

»War es nicht bei seinem Verlobungsmahl?«

»Ja, und das Mahl nahm nach einem fröhlichen Anfang ein trauriges Ende. Ein Polizeikommissar, von vier Soldaten begleitet, trat ein, und Dantès wurde verhaftet.«

»Soweit ist es mir bekannt, Monsieur«, sagte der Priester. »Dantès selbst wußte sonst nichts, außer was seine Person betraf. Denn er hat nie wieder eine von den fünf von mir genannten Personen gesehen, noch irgend etwas von ihnen gehört.«

»Nun, als Dantès verhaftet war, eilte Monsieur Morrel fort, um Erkundigungen einzuziehen. Sie waren nicht ermutigend. Der Greis kehrte allein in sein Haus zurück, legte weinend seine Hochzeitskleidung zusammen, ging den ganzen Tag in seinem Zimmer auf und ab und begab sich nachts nicht zu Bette. Ich wohnte unter ihm und hörte ihn die ganze Nacht gehen. Ich selbst, wie ich gestehen muß, schlief ebensowenig. Der Gram dieses armen Vaters bereitete mir großen Kummer, und jeder seiner Schritte zermalmte mir das Herz, als hätte er wirklich seinen Fuß auf meine Brust gesetzt. Am andern Tag ging Mercédès nach Marseille, um bei Monsieur de Villefort vorstellig zu werden. Sie erwirkte nichts, besuchte aber bei dieser Gelegenheit auch den alten Mann. Als sie ihn so düster und niedergeschlagen sah und erfuhr, daß er die Nacht außerhalb des Betts verlebt und seit dem Vortag nichts gegessen hatte, wollte sie ihn mitnehmen, um sich um ihn zu kümmern. Doch der Greis wollte sich durchaus nicht darauf einlassen.

»Nein«, sagte er, »ich werde das Haus nie verlassen, denn mein armer Sohn liebt mich über alles und wird, wenn er aus dem Kerker kommt, zuerst zu mir eilen. Was würde er sagen, wenn ich nicht da wäre, um ihn zu erwarten?« Ich hörte das alles vom Flur aus, denn ich wünschte, Mercédès möchte den Greis dazu bewegen, mit ihr zu gehen. Die Tag und Nacht über meinem Kopfe hallenden Schritte ließen mir nicht einen Augenblick Ruhe.«

»Gingen Sie denn nicht selbst zu dem alten Mann hinauf, um ihn zu trösten?« fragte der Priester.

»Ach, Monsieur«, antwortete Caderousse, »man tröstet nur jene, die getröstet werden wollen, und er wollte nicht. Zudem schien er, ich weiß nicht, warum, einen Widerwillen zu haben,

mich zu sehen. In einer Nacht jedoch, da ich sein Schluchzen hörte, konnte ich nicht widerstehen und ging hinauf. Als ich aber an der Tür ankam, schluchzte er nicht mehr, er betete. Was für beredete Worte und erbarmungswürdige Bitten er zum Himmel schickte, vermag ich Ihnen nicht zu wiederholen, Monsieur. Es war mehr als Frömmigkeit, es war mehr als Schmerz. Daher sagte ich, der ich kein Heuchler bin und die Jesuiten nicht ausstehen kann, an diesem Tag zu mir: Es ist ein wahres Glück, daß ich allein bin und daß der gute Gott mir keine Kinder geschickt hat, denn wäre ich Vater und fühlte einen solchen Schmerz, wie ihn der arme alte Mann zu ertragen hat, und könnte weder in meinem Gedächtnis noch in meinem Herzen all das finden, was er zu dem guten Gotte sprach, so müßte ich mich sofort ins Meer stürzen, um nicht so lange zu leiden.«

»Armer Vater!« murmelte der Priester.

»Von Tag zu Tag lebte er immer noch einsamer und abgeschlossener. Monsieur Morrel oder Mercédès besuchten ihn oft, aber seine Tür war versperrt, und obgleich ich überzeugt war, daß er sich zu Hause befand, antwortete er doch nicht. Eines Tages, als er Mercédès entgegen seiner Gewohnheit hereingelassen hatte und das arme Kind, selbst der Verzweiflung nahe, ihn zu trösten versuchte, sagte er zu ihr: »Glaub mir, meine Tochter, er ist tot... und während wir ihn erwarten, erwartet er uns... Ich bin sehr glücklich, denn ich bin der Älteste und folglich der erste, der ihn wiedersehen wird.«

Wie gut man auch sein mag, sehen Sie, so hört man doch bald auf, nach den Leuten zu sehen, die uns traurig machen. Der alte Dantès blieb zuletzt ganz allein. Ich sah bisweilen noch Leute hinaufgehen, die mir nicht bekannt waren und die mit einem schlecht versteckten Paket herunterkamen. Inzwischen weiß ich, was diese Pakete bedeuteten. Er verkaufte nach und nach, was er besaß, um zu überleben. Schließlich waren auch die letzten Habseligkeiten des guten alten Mannes verkauft. Er blieb die Miete von drei Monaten schuldig, und

man drohte, ihn hinauszuerwerfen. Er bat noch um eine Frist von acht Tagen, die man ihm bewilligte. Das weiß ich, weil der Hauseigentümer, nachdem er seine Wohnung verlassen hatte, zu mir kam. Während der ersten drei Tage hörte ich ihn wie immer auf und ab gehen. Aber am vierten Tag hörte ich nichts mehr. Ich riß mich zusammen und ging hinauf. Die Tür war geschlossen. Durch das Schlüsselloch bemerkte ich ihn, aber so blaß und so zusammengesunken, daß ich, da ich ihn für sehr krank hielt, Monsieur Morrel benachrichtigen ließ und selbst zu Mercédès rannte. Beide eilten rasch herbei. Monsieur Morrel brachte einen Arzt mit, der eine Magen-Darm-Entzündung feststellte und ihm eine Diät verordnete. Ich war dabei, Monsieur, und werde das Lächeln des Greises bei dieser Verordnung nie vergessen. Von nun an öffnete er seine Tür bereitwillig, denn er besaß eine Rechtfertigung dafür, nichts mehr zu essen, der Arzt hatte ihm ja Diät verordnet.«

Der Abbé stöhnte leise auf.

»Diese Geschichte erweckt ihre Anteilnahme, nicht wahr, Monsieur?« fragte Caderousse.

»Ja«, antwortete der Abbé, »sie ist rührend.«

»Mercédès kam wieder. Sie fand ihn so verändert, daß sie ihn, wie zuvor schon, in ihre Wohnung bringen lassen wollte. Dies war auch die Meinung von Monsieur Morrel, der ihn sogar mit Gewalt hintransportieren lassen wollte. Aber der Greis schrie so sehr, daß sie zurückschreckten. Mercédès blieb am Kopfende seines Betts sitzen, während Monsieur Morrel sich entfernte, aber der Katalanin noch mit einem Zeichen bedeutete, daß er auf dem Kaminsims eine Börse zurückgelassen hatte. Aber der Greis wollte mit Berufung auf die ärztliche Verordnung nichts zu sich nehmen. Endlich, nach neun Tagen der Verzweiflung und Enthaltensamkeit, verschied der Greis, verfluchte jene, die sein Unglück verursacht hatten, und sagte zu Mercédès: ›Wenn Sie meinen Edmond wiedersehen, so sagen Sie ihm, daß ich ihm, bevor ich starb,

noch meinen Segen gegeben habe.«

Der Abbé stand auf, ging zweimal durchs Zimmer und drückte eine zitternde Hand an seine trockene Kehle.

»Und Sie glauben, er starb...«

»Vor Hunger... Monsieur, vor Hunger«, antwortete Caderousse, »ich bürgе dafür. Es ist ebenso wahr, als wir zwei Christen hier sind.«

Der Abbé ergriff mit einer verkrampften Hand das noch halbvolle Glas Wasser, leerte es in einem Zug und setzte sich mit geröteten Augen und blassen Wangen wieder hin.

»Gestehen Sie selbst, daß dies ein großes Unglück ist«, sagte er mit rauher Stimme.

»Um so größer, Monsieur, als Gott keine Schuld daran trägt, und nur die Menschen es veranlaßt haben.«

»Kommen wir nun zu jenen Männern«, sagte der Abbé, »bedenken Sie aber wohl«, fuhr er mit einer fast drohenden Miene fort, »daß Sie sich verpflichtet haben, mir alles zu sagen. Nun, wer sind jene Männer, die den Sohn vor Verzweiflung und den Vater vor Hunger sterben ließen?«

»Zwei Männer, die auf ihn neidisch waren, Monsieur, der eine aus Liebe, der andere aus Ehrgeiz: Fernand und Danglars.«

»Und wie hat sich dieser Neid geäußert? Sprechen Sie!«

»Sie zeigten Edmond als einen bonapartistischen Agenten an.«

»Aber welcher der beiden zeigte ihn an? Welcher von beiden war der Hauptschuldige?«

»Beide, Monsieur, der eine schrieb den Brief, der andere trug ihn auf die Post.«

»Und wo wurde dieser Brief geschrieben?«

»In der ›Réserve‹, am Tag vor der Vermählung.«

»Es ist wohl so, es ist wohl so«, murmelte der Abbé. »Oh,

Faria! Faria! Wie kanntest du die Menschen und die Dinge!«

»Was sagten Sie, Monsieur?« fragte Caderousse.

»Nichts«, antwortete der Priester, »fahren Sie fort.«

»Danglars war es, der die Denunziation mit der linken Hand schrieb, um seine Handschrift unkenntlich zu machen, und Fernand schickte sie ab.«

»Aber«, rief der Abbé plötzlich, »Sie waren dabei, Sie!«

»Ich?« erwiderte Caderousse bestürzt. »Wer hat Ihnen gesagt, daß ich dabei war?«

Der Abbé sah ein, daß er zu vorschnell gewesen war.

»Niemand«, antwortete er, »aber um über alle Einzelheiten so gut unterrichtet zu sein, müssen Sie Zeuge gewesen sein?«

»Es ist wahr«, versetzte Caderousse mit erstickter Stimme, »ich war dabei.«

»Und Sie haben sich dieser Niederträchtigkeit nicht widersetzt?« fragte der Abbé. »Dann sind Sie ein Mitschuldiger.«

»Monsieur«, erwiderte Caderousse, »die zwei hatten mir so sehr mit Alkohol zugesetzt, daß ich beinahe den Verstand verlor. Ich sah nur mehr durch eine Wolke. Ich sagte alles, was ein Mann in diesem Zustand sagen kann, aber beide antworteten, sie wollten sich nur einen Spaß machen, und dieser Spaß würde keine Folgen haben.«

»Am anderen Tag, Monsieur, am anderen Tag mußten Sie aber doch sehen, daß er Folgen hatte. Und dennoch sagten Sie nichts, obwohl Sie bei der Verhaftung anwesend waren.«

»Ja, Monsieur, ich war anwesend, ich wollte alles sagen, aber Danglars hielt mich zurück. ›Wenn er schuldig ist‹, sagte er zu mir, ›wenn er wirklich auf der Insel Elba landete, wenn er wirklich mit der Überbringung eines Briefs für das bonapartistische Komitee in Paris beauftragt war, wenn man diesen Brief bei ihm findet, wird man jene, die sich für ihn eingesetzt haben, für seine Komplizen halten.‹ Ich fürchtete mich vor der Politik, wie sie damals betrieben wurde. Ich gesteh es, ich

schwieg. Dies war eine Feigheit, ich gebe es zu, aber kein Verbrechen.«

»Ich begreife, Sie ließen den Dingen ihren Lauf, weiter nichts.«

»Ja, Monsieur«, erwiderte Caderousse, »und dies verursacht mir Tag und Nacht Gewissensbisse. Ich bitte deshalb Gott oft um Verzeihung, ich schwöre es Ihnen, um so mehr, als dieses Verhalten, das einzige, das ich mir im Verlauf meines Lebens vorzuwerfen habe, ohne Zweifel die Ursache meines Unglücks ist. Ich büße für einen Augenblick der Selbstsucht. Daher sag ich auch immer zur Carconte, wenn sie sich beklagt: Schweig Frau, Gott will es so!«

Und Caderousse senkte den Kopf mit allen Zeichen wahrer Reue.

»Gut, Monsieur«, sagte der Abbé, »Sie haben freimütig gesprochen. Sich auf solche Art selbst anzuklagen verdient Verzeihung.«

»Leider ist Edmond gestorben«, versetzte Caderousse, »ohne mir zu verzeihen.«

»Er wußte es nicht«, bemerkte der Abbé.

»Aber er weiß es vielleicht jetzt«, versetzte Caderousse. »Man sagt, daß die Toten alles erfahren.«

Eine kurze Pause des Schweigens trat ein. Der Abbé war aufgestanden und ging nachdenklich herum. Dann kehrte er an seinen Platz zurück und setzte sich wieder.

»Sie haben schon einige Male einen gewissen Monsieur Morrel erwähnt«, sagte er. »Wer war dieser Mann?«

»Er war der Reeder der *Pharaon*, der Arbeitgeber von Dantès.«

»Und welche Rolle hat dieser Mann in der ganzen traurigen Geschichte gespielt?«

»Die Rolle eines ehrlichen, mutigen und liebevollen Mannes, Monsieur. Zwanzigmal verwendete er sich für Edmond.

Als der Kaiser zurückkehrte, schrieb, bat, drohte er so anhaltend, daß er bei der zweiten Restauration als Bonapartist besonderer Verfolgung ausgesetzt war. Zehnmal, wie ich Ihnen sagte, suchte er den Vater von Dantès auf, um ihn zu sich zu nehmen. Und einen Tag oder zwei Tage vor seinem Tod hatte er, wie ich Ihnen ebenfalls schon erzählte, eine Börse auf dem Kaminsims zurückgelassen, mit deren Inhalt man die Schulden des guten, alten Mannes beglich und die Kosten seiner Beerdigung bestritt, so daß der arme Greis wenigstens sterben konnte, wie er gelebt hatte, nämlich ohne jemandem einen Schaden zuzufügen. Ich besitze die Börse noch immer, eine große Börse aus rotem Garn.«

»Und lebt dieser Monsieur Morrel noch?« fragte der Abbé.

»Ja«, antwortete Caderousse.

»In diesem Fall«, fuhr der Abbé fort, »muß er ein von Gott gesegneter Mann, muß reich sein... und glücklich?«

Caderousse lächelte bitter.

»Ja, so glücklich wie ich«, erwiderte er.

»Wie? Sollte Monsieur Morrel unglücklich sein?« rief der Abbé aus.

»Er steht kurz vor der Armut, Monsieur, und was noch schlimmer ist, er steht der Schande nahe.«

»Wie das?«

»Ja«, fuhr Caderousse fort, »es ist wirklich so. Nach zwanzigjähriger Arbeit, nachdem er den ehrenvollsten Platz im Handel von Marseille errungen hat, ist Monsieur Morrel gänzlich ruiniert. Er hat in zwei Jahren fünf Schiffe verloren und durch drei furchtbare Bankrotte gelitten. Jetzt hat er keine andere Hoffnung mehr als die nämliche *Pharaon*, die der arme Dantès befehligte und die mit einer Ladung Cochenille und Indigo aus Indien zurückkehren soll. Bleibt dieses Schiff aus wie die anderen, so ist er verloren.«

»Hat der Unglückliche Frau und Kinder?« fragte der Abbé.

»Ja, er hat eine Frau, die sich in dieser Lage wie eine Heilige benimmt. Er hat eine Tochter, die einen Mann heiraten soll, den sie liebt, den aber seine Familie das vermögenslose Mädchen nicht mehr heiraten lassen will. Und er hat schließlich einen Sohn, Leutnant in der Armee. Sie begreifen wohl, daß dies alles den Gram des armen lieben Mannes verdoppelt anstatt lindert. Wäre er allein, so würde er sich eine Kugel durch den Kopf jagen, und alles wäre überstanden.«

»Das ist ja gräßlich!« murmelte der Abbé.

»Da sehen Sie, wie Gott die Tugenden belohnt, Monsieur«, sagte Caderousse. »Ich, der ich nie eine schlechte Tat beging, ausgenommen die, von der ich Ihnen erzählte, lebe in Armut. Wenn ich meine arme Frau am Fieber sterben sehe, ohne etwas für sie tun zu können, werde ich vor Hunger sterben, wie der Vater von Dantès starb, während Fernand und Danglars sich in ihrem Gold wälzen.«

»Wieso?«

»Weil ihnen alles gelang, während ehrlichen Menschen alles mißlingt.«

»Was ist aus Danglars geworden, dem Hauptschuldigen, nicht wahr, dem Anstifter?«

»Was aus ihm geworden ist? Er hat Marseille verlassen. Er ist auf Empfehlung von Monsieur Morrel, der sein Verbrechen nicht kannte, als untergeordneter Handelsbevollmächtigter in die Dienste eines spanischen Bankiers getreten. Zur Zeit des spanischen Krieges hat er sich an den Lieferungen der französischen Armee beteiligt und Glück gehabt. Dann spekulierte er mit diesem ersten Geld in Staatspapieren, verdreifachte und vervierfachte sein Kapital und heiratete, als Witwer der Tochter seines Bankiers, eine Witwe, Frau von Nargonne, die Tochter von Monsieur von Servieux, eines Kammerherrn des Königs, der in der größten Gunst steht. Er wurde Millionär. Man machte ihn zum Baron, so daß er jetzt Baron Danglars ist. Er besitzt ein Palais in der Rue du Mont-Blanc,

zehn Pferde in seinen Ställen, sechs Lakaïen in seinem Vorzimmer und ich weiß nicht, wie viele Millionen in seinen Kassen.«

»Ha!« sagte der Abbé in einem sonderbaren Ton. »Und ist er glücklich?«

»Ach, glücklich, wer kann das schon sagen? Das Unglück oder das Glück, das ist das Geheimnis der Wände, die Wände haben Ohren, aber sie haben keine Zunge. Wenn man mit einem großen Vermögen glücklich ist, so ist Danglars glücklich.«

»Und Fernand?«

»Fernand? Das ist noch besser.«

»Aber wie hat ein armer katalanischer Fischer ohne alle finanziellen Mittel und ohne Bildung sein Glück machen können? Dies begreife ich nicht, wie ich gestehen muß.«

»Das begreift niemand. Es muß in seinem Leben ein besonderes Geheimnis existieren, das niemand kennt.«

»Aber auf welchen sichtbaren Stufen ist er denn zu so einem großen Vermögen oder zu einer so hohen Stellung emporgestiegen?«

»Zu beidem, Monsieur, zu beidem. Er besitzt Vermögen und Stellung miteinander.«

»Sie erzählen mir da ein Märchen, was?«

»Man könnte es fast meinen, aber hören Sie zu, und Sie werden begreifen. Einige Tage vor der Rückkehr Napoleons wurde Fernand einberufen. Die Bourbonen ließen ihn ruhig bei den Katalanen. Aber Napoleon kam zurück, eine allgemeine Truppenaushebung wurde per Dekret verordnet, und Fernand mußte weggehen. Auch ich mußte einrücken, da ich aber älter war als Fernand und soeben meine arme Frau geheiratet hatte, wurde ich bloß an die Küsten gesandt. Fernand, zur kämpfenden Truppe berufen, erreichte mit seinem Regiment die Grenze und wohnte der Schlacht bei Ligny bei. In

der Nacht, welche der Schlacht folgte, war er Ordonnanz vor der Tür eines Generals, der geheime Kontakte mit dem Feind unterhielt. Noch in derselben Nacht wollte der General zu den Engländern überlaufen. Er schlug Fernand vor, ihn zu begleiten. Fernand nahm das Angebot an, verließ seinen Posten und folgte dem General. Was Fernand vor ein Kriegsgericht gebracht hätte, wenn Napoleon auf dem Thron geblieben wäre, diente ihm bei den Bourbonen als Empfehlung. Er kehrte mit der Epaulette eines Unterleutnants nach Frankreich zurück, und da der General, der in hoher Gunst steht, ihn weiter protegierte, wurde er 1823 im spanischen Krieg Hauptmann, übrigens gerade in dem Moment, als Danglars seine ersten Spekulationen wagte. Fernand war Spanier. Er wurde nach Madrid gesandt, um dort die Stimmung unter seinen Landsleuten zu eruieren. Er traf dort Danglars wieder, traf verschiedene Vereinbarungen mit ihm und versprach seinem General Unterstützung durch die Royalisten der Hauptstadt und der Provinzen. Er empfing Versprechen, ging seinerseits Verpflichtungen ein und führte sein Regiment auf nur ihm bekannten Wegen über die von den Royalisten bewachten Bergpässe. Kurz, er leistete in diesem kurzen Feldzug solche Dienste, daß er nach der Einnahme des Trocadero zum Oberst ernannt wurde und das Offizierskreuz der Ehrenlegion zusammen mit dem Baronstitel erhielt.«

»Schicksal! Schicksal!« murmelte der Abbé.

»Ja, aber hören Sie weiter, das ist noch nicht alles. Nach Beendigung des spanischen Krieges war Fernands Laufbahn durch den langen Frieden bedroht, der allem Anschein nach in Europa herrschen würde. Nur Griechenland hatte sich gegen die Türkei erhoben und soeben seinen Unabhängigkeitskrieg begonnen. Alle Augen waren auf Athen gerichtet. Es war Mode, die Griechen zu bedauern und zu unterstützen. Die französische Regierung duldete, ohne offene Hilfestellung zu leisten, wie sie wissen, vereinzelte Truppenbewegungen in diese Gegend. Fernand erbat und erhielt die Erlaubnis, in

Griechenland zu dienen, wurde jedoch immer in den Listen der Armee fortgeführt. Einige Zeit später erfuhr man, daß der Baron de Morcerf – so konnte er sich jetzt nennen – als Generalinstruktor in die Dienste von Ali Pascha getreten sei. Ali Pascha wurde getötet, wie Sie wissen. Doch bevor er starb, belohnte er Fernands Dienste, indem er ihm eine bedeutende Summe schenkte, mit der Fernand nach Frankreich zurückkam. Dort wurde ihm sein Rang als Generalleutnant bestätigt.«

»So daß er heute...?« begann der Abbé.

»So daß er heute«, vollendete Caderousse, »ein prachtvolles Palais in der Rue du Helder, Hausnummer 27, in Paris besitzt.«

Der Abbé öffnete den Mund, hielt einen Augenblick wie ein unschlüssiger Mann inne, sagte aber dann, um Selbstbeherrschung bemüht: »Und Mercédès? Man hat mir versichert, daß sie verschwunden sei?«

»Verschwunden«, antwortete Caderousse, »wie die Sonne verschwindet, um am anderen Tag desto glänzender wieder aufzugehen.«

»Hat sie denn auch Glück gehabt?« fragte der Abbé mit einem ironischen Lächeln.

»Mercédès ist jetzt eine der vornehmsten Damen von Paris«, erwiderte Caderousse.

»Fahren Sie fort«, sagte der Abbé. »Ich glaube, die Erzählung eines Traumes zu hören. Aber auch ich habe so außerordentliche Dinge gesehen, daß ich über jene, die Sie mir mitteilen, weniger staunen muß.«

»Mercédès war anfangs völlig verzweifelt über den Schicksalsschlag, der ihr Edmond raubte. Ich habe Ihnen ihre dringenden Bitten bei Monsieur de Villefort und ihre große Sorge für den Vater von Dantès geschildert. Inmitten ihrer Verzweiflung erfaßte sie ein neuer Schmerz, die Abreise Fernands, dessen Verbrechen sie nicht kannte und den sie als

ihren Bruder betrachtete. Fernand reiste ab, Mercédès blieb allein zurück. Drei Monate verflossen für sie unter Tränen, keine Nachrichten von Edmond, keine Nachrichten von Fernand und nichts vor Augen als einen Greis, der an einer tödlichen Verzweiflung dahinsiechte. Eines Abends, als sie den ganzen Tag nach ihrer Gewohnheit an der Kreuzung der beiden Wege gesessen hatte, die von Marseille zu den Katalanen führen, kehrte sie niedergeschlagener als jemals zuvor nach Hause zurück: Weder ihr Geliebter noch ihr Freund kehrten auf einem dieser beiden Wege heim, und sie hatte weder von dem einen noch von dem anderen Nachricht. Plötzlich meinte sie, einen bekannten Schritt zu vernehmen, sie drehte sich ängstlich um, die Tür ging auf, und sie sah Fernand in seiner Unterleutnantsuniform eintreten. Es war nicht die Hälfte dessen, was sie beweinte, aber es war ein Teil ihres vergangenen Lebens, der zu ihr zurückkehrte. Mercédès ergriff Fernands Hände mit einer Aufwallung, die dieser für Liebe hielt und die doch nur die Freude war, auf der Welt nicht ganz allein zu stehen und endlich nach langen Stunden einsamer Traurigkeit wieder einen Freund zu sehen. Und dann, man muß es gestehen, war Fernand nie gehaßt, aber auch nie von ihr geliebt worden, das ist alles. Ein anderer besaß das ganze Herz von Mercédès, dieser andere war nicht da... war verschwunden... war vielleicht tot. Bei diesem letzten Gedanken brach Mercédès in Tränen aus und rang vor Schmerz die Hände. Aber dieser Gedanke, den sie einst von sich wies, als ein anderer ihn an sie herantrug, tauchte jetzt von selbst wieder in ihr auf. Zudem hörte der alte Dantès seinerseits nicht auf, ihr zu wiederholen: ›Unser Edmond ist tot, denn wäre er nicht tot, so käme er wieder zu uns.‹ Der Greis starb, wie ich Ihnen berichtete. Hätte er noch gelebt, so wäre Mercédès vielleicht nie die Frau eines anderen geworden, denn er wäre da gewesen, um ihr ihre Untreue vorzuwerfen. Fernand begriff dies. Als er von dem Tod des alten Mannes erfuhr, kam er wieder. Diesmal war er Leutnant. Bei der ersten Reise hatte er zu Mercédès

kein Wort von Liebe gesagt. Bei der zweiten erinnerte er sie daran, daß er sie liebte. Mercédès erbat noch sechs Monate, um Edmond zu erwarten und ihn zu beweinen.«

»Das waren«, versetzte der Abbé mit einem bitteren Lächeln, »immerhin ganze achtzehn Monate. Was kann der angebetete Geliebte mehr verlangen?« Dann murmelte er die folgenden Worte des englischen Dichters: »Schwachheit, dein Name ist Weib!«

»Sechs Monate danach«, fuhr Caderousse fort, » fand die Vermählung in der Kirche von Accoules statt.«

»Es war dieselbe Kirche, in der sie Edmond heiraten sollte«, murmelte der Priester. »Nur der Bräutigam war ausgetauscht worden, weiter nichts.«

»Mercédès heiratete also«, ergriff Caderousse wieder das Wort, »doch obgleich sie in den Augen aller ruhig schien, fiel sie doch, als man an der ›Réserve‹ vorüberkam, in Ohnmacht. Dort, wo achtzehn Monate zuvor ihre Verlobung mit demjenigen gefeiert worden war, den sie noch immer liebte, wie sie sich hätte überzeugen können, wenn sie gewagt hätte, in die Tiefe ihres Herzens zu schauen. Fernand, war glücklicher, aber nicht ruhiger, wie ich damals erkennen konnte. Er fürchtete unablässig Edmonds Rückkehr und traf sogleich Anstalten, seine Frau fortzubringen und sich selbst zu verbannen. Bei den Katalanen zu bleiben war mit zu vielen Gefahren und zu vielen Erinnerungen verbunden. Acht Tage nach der Hochzeit zogen sie weg.«

»Und sahen Sie Mercédès wieder?« fragte der Priester.

»Ja, zur Zeit des spanischen Krieges in Perpignan, wo Fernand sie zurückgelassen hatte. Sie beschäftigte sich damals mit der Unterrichtung ihres Sohnes.«

Der Abbé zuckte zusammen.

»Ihres Sohnes?« sagte er.

»Ja«, antwortete Caderousse, »des kleinen Albert.«

»Hatte sie denn selbst Bildung erhalten«, fuhr der Abbé fort, »um diesen Sohn zu unterrichten? Ich meine, von Edmond gehört zu haben, daß sie die Tochter eines einfachen Fischers, schön, aber ohne Bildung war.«

»Oh!« versetzte Caderousse. »Kannte er denn seine Verlobte so wenig? Mercédès hätte eine Königin werden können, wenn die Kronen nur auf die schönsten und intelligentesten Köpfe gesetzt werden würden. Ihr Glück wuchs schon, und mit ihrem Glück wuchs auch sie. Sie lernte zeichnen, sie lernte musizieren, sie lernte alles. Übrigens glaube ich, unter uns gesagt, daß sie dies alles nur tat, um sich abzulenken, zu vergessen, und daß sie ihren Kopf nur deshalb mit so vielen Sachen anfüllte, um das zu bekämpfen, was in ihrem Herzen war. Nun aber muß alles vorüber sein«, fuhr Caderousse fort. »Reichtum und Ehre haben sie bestimmt getröstet. Sie ist reich, sie ist Gräfin, und doch...« Caderousse verstummte.

»Was ist doch?« fragte der Abbé.

»Doch bin ich davon überzeugt, daß sie nicht glücklich ist«, erwiderte Caderousse.

»Und warum glauben Sie das?«

»Nun, als ich selbst höchst unglücklich war, dachte ich, daß meine alten Freunde mir helfen würden. Ich ging zu Danglars, der mich nicht einmal vorlieb. Ich begab mich zu Fernand, der mir durch seinen Kammerdiener hundert Francs zustellen ließ.«

»Sie sahen also beide nicht?«

»Nein, aber Frau de Morcerf sah mich.«

»Wieso?«

»Als ich das Haus verließ, fiel eine Börse zu meinen Füßen. Sie enthielt fünfundzwanzig Louisdor. Ich hob schnell den Kopf empor und sah Mercédès, die den Sommerladen schloß.«

»Und Monsieur de Villefort?« fragte der Abbé.

»Oh! Der war nicht mein Freund. Ich kannte ihn ja gar nicht, ihn konnte ich um nichts bitten.«

»Wissen Sie nicht, was aus ihm geworden ist und welchen Anteil er an Edmonds Unglück hatte?«

»Nein. Ich weiß nur, daß er einige Zeit, nachdem er die Verhaftung angeordnet hat, Mademoiselle de Saint-Méran heiratete und kurz darauf Marseille verließ. Ohne Zweifel hat ihm das Glück gelächelt wie den anderen, ohne Zweifel ist er reich wie Danglars und angesehen wie Fernand. Nur ich, wie Sie sehen, blieb arm, elend und von Gott vergessen.«

»Sie irren sich, mein Freund«, sagte der Abbé. »Gott scheint bisweilen zu vergessen, wenn seine Gerechtigkeit ruht. Es kommt aber immer der Moment, wo er sich erinnert, und hier sehen Sie den Beweis davon.« Bei diesen Worten zog der Abbé den Diamanten aus seiner Tasche, reichte ihn Caderousse und sagte zu ihm: »Nehmen Sie diesen Diamanten hier, er gehört Ihnen.«

»Wie? Mir allein?« rief Caderousse aus. »Ach Monsieur, Sie machen keine Scherze?«

»Dieser Diamant sollte unter Edmonds Freunde verteilt werden. Edmond hatte nur einen einzigen Freund, die Verteilung hat sich also erübrigt. Nehmen Sie diesen Diamanten, und verkaufen Sie ihn. Er ist fünfzigtausend Francs wert, ich wiederhole es Ihnen, und diese Summe, hoffe ich, wird genügen, Sie Ihres Elends zu entheben.«

»Oh, Monsieur!« versetzte Caderousse, streckte schüchtern die eine Hand aus und trocknete mit der anderen den von seiner Stirn perlenden Schweiß. »Treiben Sie mit dem Glück oder der Verzweiflung eines Mannes keinen Scherz!«

»Ich weiß, was Glück und was Verzweiflung ist, und werde mit diesen Gefühlen niemals Scherz treiben«, erwiderte der Abbé. »Nehmen Sie ihn also! Doch als Gegenleistung...«

Caderousse, der den Diamanten bereits berührte, zog seine Hand zurück. Der Abbé lächelte.

»Als Gegenleistung«, fuhr er fort, »geben Sie mir diese Börse aus roter Seide, welche Monsieur Morrel auf dem Kamin Sims des alten Dantès zurückließ und die Sie, wie sie mir sagten, noch besitzen.«

Caderousse, immer erstaunter, ging zu einem großen Eichenholzschrank, öffnete ihn und gab dem Abbé eine längliche Börse aus roter verschossener Seide, an welcher sich zwei Verschlüsse von ehemals vergoldetem Kupfer befanden. Der Abbé nahm sie und gab Caderousse dafür den Diamanten.

»Oh! Sie sind ein Mann Gottes«, rief Caderousse aus, »denn es wußte ja niemand, daß Dantès Ihnen diesen Ring gegeben hat, und Sie hätten ihn behalten können.«

»Na gut«, sagte der Abbé bei sich, »das hättest offenbar du getan.«

Der Abbé stand auf, nahm seinen Hut und seine Handschuhe.

»Also«, fragte er, »alles, was Sie mir sagten, ist wirklich wahr, und ich darf es in allen Punkten glauben?«

»Schauen Sie, Herr Abbé«, antwortete Caderousse, »hier im Winkel hängt ein Kruzifix aus geweihtem Holz, sehen Sie hier auf dieser Truhe das Evangelienbuch meiner Frau, schlagen Sie das Buch auf, und ich will Ihnen auf dasselbe, die Hand nach dem Kruzifix ausstreckend, bei meinem Seelenheil, so wahr ich ein Christ bin, schwören, daß ich Ihnen alles berichtet habe, was vorgefallen ist und wie es der Engel der Menschen am Jüngsten Tag Gott ins Ohr flüstern wird!«

»Gut«, sagte der Abbé, durch den Ton überzeugt, daß Caderousse die Wahrheit sprach, »gut. Möge Ihnen dieses Geld Nutzen bringen! Leben Sie wohl! Ich kehre zurück, um fern von den Menschen zu leben, die sich einander so viel Böses zufügen.«

Und der Abbé, der sich von Caderousses begeistertem Überschwang nur mit großer Mühe losmachen konnte, schob selbst den Türbalken zurück, ging hinaus, schwang sich wieder auf

sein Pferd, grüßte zum letztenmal den Wirt, der in ein lautes Lebewohl ausbrach, und entfernte sich in derselben Richtung, aus der er gekommen war. Als Caderousse sich umdrehte, sah er Carconte hinter sich, blasser und zitternder als je zuvor.

»Ist es wirklich wahr, was ich hörte?« fragte sie.

»Was? Daß er uns den Diamanten für uns ganz allein gab?« versetzte Caderousse, fast verrückt vor Freude.

»Ja.«

»Vollkommen wahr, denn da ist er.«

Die Frau betrachtete ihn einen Augenblick und sagte dann mit dumpfer Stimme: »Wenn er nicht echt wäre?«

Caderousse erblaßte und wankte.

»Nicht echt«, murmelte er, »nicht echt... Und warum hätte mir dieser Mann einen unechten Diamanten geben sollen?«

»Um dein Geheimnis zu erhalten, ohne es zu bezahlen, du Dummkopf.«

Das Gewicht dieser Vermutung betäubte Caderousse für einen Augenblick.

»Oh!« sagte er nach einer kurzen Pause und griff nach seinem Hut, den er auf das um seinen Kopf gewundene rote Taschentuch setzte, »das können wir schnell herausfinden.«

»Und wie?«

»In Beaucaire ist Markt. Juwelenhändler aus Paris sind dort. Ich will ihnen den Ring zeigen. Hüte inzwischen das Haus, Frau. In zwei Stunden bin ich wieder zurück.«

Und Caderousse rannte bei der Tür hinaus und eilte auf der Straße in jener Richtung fort, die derjenigen entgegengesetzt war, die soeben der Unbekannte eingeschlagen hatte.

»Fünzigtausend Francs!« murmelte Carconte, als sie allein war. »Das ist Geld... aber es ist kein Vermögen.«

28. KAPITEL

Die Gefangenenregister

Einen Tag, nachdem sich an der Straße von Bellegarde nach Beaucaire die von uns soeben erzählte Szene ereignet hatte, erschien ein Mann von dreißig bis zweiunddreißig Jahren in hellblauem Frack, einer Nankinghose und weißer Weste, mit Haltung und Akzent eines Engländers bei dem Bürgermeister von Marseille.

»Monsieur«, sagte er zu ihm, »ich bin der oberste Handelsbeauftragte des Hauses Thomson & French. Wir stehen seit zehn Jahren in geschäftlicher Verbindung mit dem Hause Morrel & Sohn in Marseille. Zur Zeit sind wir mit ungefähr einhunderttausend Francs in dieser Geschäftsverbindung eingebunden und nicht ohne Besorgnis, da uns zu Gehör kam, dieses Unternehmen sei vom Ruin bedroht. Ich komme daher eigens aus Rom, um Sie um Auskünfte über das Haus Morrel & Sohn zu ersuchen.«

»Monsieur«, antwortete der Bürgermeister, »ich weiß in der Tat, daß seit vier bis fünf Jahren das Unglück Monsieur Morrel zu verfolgen scheint. Er hat nacheinander vier oder fünf Schiffe verloren und durch drei bis vier Bankrotte gelitten. Aber es steht mir nicht zu, obgleich ich selbst mit einer Summe von zwölftausend Francs sein Gläubiger bin, irgendeinen Aufschluß über seinen Vermögensstand zu geben. Fragen Sie mich, was ich als Bürgermeister von Monsieur Morrel denke, und ich werde Ihnen antworten, daß er ein bis zur Verbissenheit rechtschaffener Mann ist und bisher alle seine Verpflichtungen mit untadeliger Pünktlichkeit erfüllt hat. Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann, Monsieur. Wollen Sie mehr wissen, so wenden Sie sich an Monsieur de Boville, Inspektor der Gefängnisse, Rue de Noailles, Hausnummer 15. Er hat, glaube ich, zweihunderttausend Francs bei dem Hause Morrel angelegt, und wenn man sich wirklich Sorgen machen muß,

so werden Sie ihn, da diese Summe weitaus höher ist als die meinige, wahrscheinlich besser unterrichtet finden, als ich es bin.«

Der Engländer schien dieses außergewöhnliche Taktgefühl zu würdigen, entfernte sich mit einer Verbeugung und schlug mit jenen, Großbritanniens Söhnen eigentümlichen Schritten den Weg nach der bezeichneten Straße ein.

Monsieur de Boville befand sich gerade in seinem Arbeitszimmer. Als der Engländer ihn erblickte, machte er eine Bewegung, welche anzuzeigen schien, daß er demjenigen nicht das erstemal gegenüberstehe, dem er jetzt einen Besuch abstattete. Monsieur de Boville konzentrierte offenbar augenblicklich zu verzweifelt alle seine geistigen Fähigkeiten auf den Gedanken, der ihn in diesem Moment beschäftigte, daß er weder seinem Gedächtnis noch seiner Phantasie gestattete, sich auf die Vergangenheit einzulassen. Der Engländer stellte an ihn mit der typischen Gleichgültigkeit seiner Nation nahezu wortwörtlich dieselbe Frage, die er soeben an den Bürgermeister von Marseille gerichtet hatte.

»Oh, Monsieur«, rief der Monsieur de Boville aus, »Ihre Besorgnis ist leider nur allzu begründet. Sie sehen einen völlig verzweifelten Mann vor sich. Ich hatte zweihunderttausend Francs bei dem Hause Morrel angelegt. Diese zweihunderttausend Francs waren das Heiratsgut meiner Tochter, die ich in vierzehn Tagen zu vermählen gedachte. Von diesen zweihunderttausend Francs sollten einhunderttausend zum fünfzehnten des nächsten Monats zurückbezahlt werden. Ich hatte Monsieur Morrel von meinem Wunsch in Kenntnis gesetzt, daß diese Rückzahlung pünktlich geschehen möge, und er kam vor kaum einer halben Stunde zu mir, Monsieur, um mir zu sagen, daß er mir, wenn sein Schiff, die *Pharaon*, bis zum fünfzehnten nicht zurückgekehrt sei, diese Zahlung unmöglich leisten könne.«

»Dies klingt ja sehr nach Zahlungsaufschub«, äußerte der Engländer.

»Sagen Sie, Monsieur, daß es eher nach Bankrott klingt!« rief Monsieur de Boville verzweifelt aus.

Der Engländer schien einen Augenblick nachzudenken, dann sagte er: »Sie machen sich also Sorgen um ihre Schuldforderung, Monsieur?«

»Genauer gesagt, ich betrachte sie als verloren.«

»Nun gut! Ich kaufe sie Ihnen ab.«

»Sie?«

»Ja, ich.«

»Aber bestimmt nur gegen einen ungeheuren Rabatt?«

»Nein, für zweihunderttausend Francs. Unser Haus«, fügte der Engländer lachend hinzu, »macht keine solchen Geschäfte.«

»Und Sie zahlen...?«

»Bar.«

Und der Engländer zog aus seiner Tasche einen Packen Banknoten, die das Doppelte der Summe betragen mochten, welche Monsieur de Boville zu verlieren fürchtete. Ein Blitz der Freude zuckte über Monsieurs Gesicht. Nur mit Mühe konnte er sich beherrschen und sagte: »Monsieur, ich muß Sie davon in Kenntnis setzen, daß Sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht einmal sechs Prozent dieser Summe herausholen werden.«

»Dies geht mich nichts an«, antwortete der Engländer. »Dies geht das Haus Thomson & French an, in dessen Namen ich handle. Vielleicht hat es ein Interesse daran, den Ruin eines mitbewerbenden Hauses zu beschleunigen. Aber ich weiß so viel, Monsieur, daß ich Ihnen diese Summe gegen eine schriftliche Abtretung ihrer Forderungen zu bezahlen bereit bin, allerdings bitte ich Sie um eine Maklergebühr.«

»Wie? Monsieur, das ist nur recht und billig«, rief Monsieur de Boville aus. »Die Provision beläuft sich gewöhnlich auf anderthalb Prozent. Wollen Sie zwei? Wollen Sie drei? Wol-

len Sie fünf? Wollen Sie noch mehr? Sprechen Sie!«

»Monsieur«, entgegnete der Engländer lachend, »bei mir verhält es sich wie bei dem Haus, für das ich tätig bin. Ich mache keine solchen Geschäfte. Nein, meine Maklergebühr ist von ganz anderer Art.«

»Sprechen Sie also, Monsieur, ich höre.«

»Sie sind Inspektor der Gefängnisse?«

»Seit mehr als vierzehn Jahren.«

»Sie führen Register über die Einlieferungen und Entlassungen?«

»Allerdings.«

»Diesen Registern müssen doch auch Anmerkungen in bezug auf die Gefangenen beigelegt sein?«

»Jeder Gefangene hat seine Akte.«

»Nun, Monsieur, ich bin in Rom von einem armen Teufel von Abbé erzogen worden, der plötzlich verschwand. Inzwischen erfuhr ich, daß er in Château d'If eingesperrt war, und möchte einige Details über seinen Tod erhalten.«

»Wie hieß er?«

»Abbé Faria.«

»Oh! Ich erinnere mich sehr genau an ihn«, rief Monsieur de Boville aus. »Er war verrückt.«

»So sagte man.«

»Oh! Er war es ganz gewiß.«

»Es ist möglich. Und von welcher Art war seine Verrücktheit?«

»Er behauptete, von einem unermesslichen Schatz zu wissen, und bot der Regierung irrwitzige Summen an, wenn man ihn freilassen würde.«

»Der arme Teufel! Und er ist gestorben?«

»Ja, Monsieur, vor ungefähr fünf oder sechs Monaten, Ende Februar.«

»Sie besitzen ein gutes Gedächtnis, Monsieur, da Sie sich des Datums so genau erinnern.«

»Ich erinnere mich an dieses Datum, Monsieur, weil der Tod des armen Teufels von einem sonderbaren Umstand begleitet war.«

»Darf man diesen Umstand erfahren?« fragte der Engländer mit einem Ausdruck von Neugier, über den ein aufmerksamer Beobachter auf diesem gleichgültigen Gesicht erstaunt gewesen wäre.

»Oh! Mein Gott! Ja, Monsieur. Der Kerker des Abbé war ungefähr fünfundvierzig bis fünfzig Fuß von jenem eines ehemaligen bonapartistischen Agenten entfernt. Er war einer von denen, die zur Rückkehr des Usurpators im Jahre 1815 am meisten beigetragen hatten, ein sehr entschlossener und sehr gefährlicher Mann.«

»Wirklich?« sagte der Engländer.

»Ja«, bekräftigte Monsieur de Boville, »ich habe im Jahr 1816 oder 1817 selbst Gelegenheit gehabt, diesen Mann zu sehen. Man ging in seinen Kerker nur in Begleitung von Soldaten hinab. Dieser Mann hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und ich werde sein Gesicht nie vergessen.«

Der Engländer lächelte unmerkbar.

»Und Sie sagen also, Monsieur«, fuhr er fort, »daß die beiden Kerker...«

»... etwa fünfzig Fuß voneinander entfernt lagen, aber es scheint, daß dieser Edmond Dantès...«

»Dieser gefährliche Mann hieß...«

»Edmond Dantès. Ja, Monsieur, es scheint, daß dieser Edmond Dantès sich Werkzeuge verschafft oder angefertigt hatte. Denn man fand einen Gang, mittels dessen die Gefangenen miteinander in Kontakt standen.«

»Dieser Gang war ohne Zweifel für einen Fluchtversuch angelegt worden?«

»So ist es. Aber zum Unglück für die Gefangenen wurde der Abbé Faria von einem Starrsuchtsanfall ergriffen und starb.«

»Ich verstehe. Dies mußte den Fluchtplänen schnell ein Ende machen.«

»Für den Toten ja«, versetzte Monsieur de Boville, »nicht aber für den Lebenden. Im Gegenteil sah Dantès darin ein Mittel, seine Flucht zu beschleunigen. Offenbar dachte er, daß die im Château d'If gestorbenen Gefangenen auf einem gewöhnlichen Friedhof begraben würden. Er trug den Toten in seine Kammer, nahm dessen Platz im Leichensack ein, in den man ihn eingenäht hatte, und erwartete den Moment der Beerdigung.«

»Dies war sehr gewagt und zeugt von einigem Mut«, bemerkte der Engländer.

»Oh! Ich sagte es Ihnen, Monsieur, daß er ein sehr gefährlicher Mann war. Zum Glück erlöste er selbst die Regierung von allen Besorgnissen, die sie seinetwegen hegte.«

»Wie das?«

»Wie? Sie verstehen nicht?«

»Nein.«

»Das Château d'If hat keinen Kirchhof. Man wirft die Toten ganz einfach ins Meer, nachdem man ihnen zuvor einen Sechsenddreißigpfünder an die Füße gebunden hat.«

»Und weiter?« sagte der Engländer, der schwer von Begriff zu sein schien.

»Na, man knüpfte ihm einen Sechsenddreißigpfünder an die Füße und warf ihn ins Meer.«

»Ist das wahr?« rief der Engländer aus.

»Ja, Monsieur«, fuhr der Inspektor fort. »Sie können sich vorstellen, wie groß das Erstaunen des Flüchtlings gewesen sein muß, als er fühlte, daß er von der Höhe der Klippen hinunterstürzte. Ich hätte in diesem Moment sein Gesicht sehen mögen.«

»Dies wäre schwierig gewesen.«

»Egal!« sagte Monsieur de Boville, den die Gewißheit, wieder zu seinen zweihunderttausend Francs zu kommen, in gute Laune versetzte. »Ist ja egal! Ich stelle es mir vor.«

Und er brach in lautes Gelächter aus.

»Ich auch«, erwiderte der Engländer. Und auch er fing laut zu lachen an, aber wie die Engländer eben lachen, also mit zusammengepreßten Zähnen.

»Der Flüchtling ist also ertrunken?« hakte der Engländer nach, der sich als erster wieder beruhigt hatte.

»Sicherlich.«

»So daß der Gouverneur des Schlosses auf einen Schlag von dem Wütenden und von dem Verrückten befreit wurde?«

»So ist es.«

»Es muß doch eine Aktennotiz in bezug auf dieses Ereignis angelegt worden sein?«

»Ja, ja, die Sterbeurkunde. Sie verstehen, daß die Eltern von Dantès, sofern er noch welche besaß, ein Interesse daran haben konnten, Gewißheit darüber zu erhalten, ob er gestorben sei oder lebe.«

»So daß sie nun unbesorgt sein können, wenn sie ihn beerben. Er ist also wirklich tot?«

»Oh, mein Gott, ja. Und man wird den Leuten eine Bescheinigung ausstellen, wenn sie wollen.«

»Amen!« erwiderte der Engländer. »Doch kommen wir auf die Register zurück!«

»Das ist wahr. Diese Geschichte hat uns davon abgebracht. Bitte entschuldigen Sie.«

»Weshalb? Wegen der Geschichte? Keineswegs. Sie erschien mir sehr bemerkenswert.«

»Das ist sie in der Tat. Sie wünschen also, Monsieur, alles auf jenen armen Abbé Bezügliche zu sehen, der wohl die

Sanftmut selbst war?«

»Ich würde mich sehr darüber freuen.«

»Kommen Sie mit in mein Kabinett, und ich werde es Ihnen zeigen.«

Und beide gingen in das Kabinett von Monsieur de Boville. Alles darin war in perfekter Ordnung: Jedes Register hatte seine Nummer, jede Akte ihr Fach. Der Inspektor ließ den Engländer in seinem Armsessel Platz nehmen, legte das Register und die Akten aus Château d'If vor ihn hin und ließ ihm alle Zeit, darin zu blättern, während er selbst, in einer Ecke sitzend, Zeitung las. Der Engländer fand die Akte von Abbé Faria leicht, aber es schien, daß die von Monsieur de Boville erzählte Geschichte lebhaftes Interesse bei ihm geweckt hatte, denn nach der Lektüre der ersten Aktenstücke fuhr er zu blättern fort, bis er zu der Akte von Edmond Dantès kam. Dort fand er alles beisammen: die Denunziation, das Verhör, Morrels Petition, die Anmerkungen von Monsieur de Villefort. Er faltete die Denunziation leise zusammen und steckte sie in seine Tasche. Dann las er das Verhör und bemerkte, daß der Name von Noirtier nicht darin vorkam, überflog des Gesuch vom 10. April 1815, worin Morrel, dem Rate des stellvertretenden Staatsanwalts folgend, in bester Absicht – weil damals ja Napoleon regierte – die von Dantès der kaiserlichen Sache geleisteten Dienste übertrieb, Dienste, welche die Bestätigung durch de Villefort unbestreitbar machte. Da begriff er alles. Dieses von de Villefort zurückgehaltene Gesuch an Napoleon war unter der zweiten Restauration eine schreckliche Waffe in den Händen des Staatsanwalts geworden. Das Register weiter durchblätternnd, wunderte er sich also nicht mehr über die folgende Anmerkung, die in einer Klammer neben seinen Namen gesetzt war:

EDMOND DANTÈS

Unverbesserlicher Bonapartist; hat die Rückkehr von Elba tatkräftig unterstützt; ist im engsten Gewahrsam und unter schärfster Überwachung zu halten.

Unter diese Zeilen war von einer anderen Hand geschrieben:
»Obige Anmerkung gesehen, nichts zu machen.«

Er verglich die eingeklammerte Handschrift mit jener unter Morrels Gesuch und kam zu der Gewißheit, daß es beide Male dieselbe Handschrift sei, nämlich von de Villeforts Hand. Was die Schlußbemerkung betraf, kam der Engländer zu dem Schluß, daß sie von irgendeinem Inspektor herrühren müsse, der flüchtig Anteil an Dantès' Lage genommen, welchen aber die soeben von uns zitierte Bemerkung in die Unmöglichkeit versetzt hatte, dieser Anteilnahme auch Taten folgen zu lassen.

Wie gesagt, hatte sich der Inspektor aus Diskretion und um den Zögling des Abbé Faria in seinen Nachforschungen nicht zu stören, etwas zurückgezogen und las im *Drapeau blanc*. Er bemerkte also nicht, wie der Engländer die von Danglars in der Laube der »Réserve« geschriebene und nach dem Poststempel von Marseille am 27. Februar um sechs Uhr abends aufgegebene Denunziation zusammenfaltete und in seine Tasche steckte. Aber man muß gestehen, selbst wenn er es gesehen hätte, er maß auch diesem Papier zu geringe und seinen zweihunderttausend Francs zu große Bedeutung bei, um sich dem Vorgehen des Engländers zu widersetzen, wie unzulässig es auch war.

»Ich danke Ihnen«, sagte dieser, geräuschvoll das Register zuklappend. »Ich habe, was ich brauche. Nun ist es an mir, mein Versprechen zu halten, stellen Sie mir eine formlose schriftliche Abtretung Ihrer Schuldforderung aus, quittieren Sie darin den Empfang der Summe, und ich werde Ihnen die-

selbe sofort ausbezahlen.«

Und er trat Monsieur de Boville seinen Platz am Schreibtisch ab, der sich ohne weitere Umstände hinsetzte und sich beeilte, die verlangte Erklärung zu verfassen, während der Engländer die Banknoten auf den Rand des Aktenschanks hinblätterte.

29. KAPITEL

Das Haus Morrel

Wenn jemand, der das Haus Morrel von innen kannte, Marseille vor einigen Jahre verlassen hätte und zu der Zeit, in der wir jetzt angelangt sind, dahin zurückgekehrt wäre, hätte er dort eine große Veränderung bemerkt. Anstatt jener Aura von Leben, Wohlstand und Glück, die ein prosperierendes Haus sozusagen ausstrahlt, anstatt jener fröhlichen Gesichter, die sich hinter den Fenstervorhängen zeigten, jener geschäftigen Handelsgehilfen, die mit einer Feder hinter dem Ohr durch die Gänge eilten, anstatt des von Ballen überfüllten, vom Schreien und Lachen der Boten widerhallenden Hofes, hätte er auf den ersten Blick etwas unglaublich Trauriges und Totes in den verödeten Korridoren und in dem leeren Hofe vorgefunden. Von den zahlreichen Angestellten, die ehemals die Büros bevölkerten, waren nur zwei geblieben. Der eine war ein junger Mann von dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren namens Emmanuel Raymond. Er war in die Tochter von Monsieur Morrel verliebt und im Hause geblieben, was auch seine Eltern anstellen mochten, ihn von da wegzubringen. Der andere war ein alter, einäugiger Kassendiener namens Coclès, ein Spitzname, den ihm die jungen Leute gegeben hatten, die einst diesen großen, summenden, jetzt beinahe unbewohnten Bienenstock belebten, und der seinen wahren Namen so gut

und vollständig ersetzte, daß er sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht einmal umgedreht hätte, würde man ihn jetzt bei diesem gerufen haben.

Coclès war in Monsieur Morrels Diensten geblieben, wobei in der Stellung des braven Mannes eine sonderbare Veränderung eingetreten war. Er war in den Rang eines Kassiersers auf- und zugleich zu einem Diensthofen abgestiegen. Dennoch blieb Coclès derselbe, gut, geduldig, ergeben, aber unbeugsam, was die Zahlen betraf, der einzige Punkt, in dem er der ganzen Welt, selbst Monsieur Morrel, die Stirn geboten hätte. Er kannte nur seine Tafel des Pythagoras, die er vollkommen beherrschte, auf was immer für eine Weise man sie auch drehte und zu welchem Irrtum immer man ihn zu verleiten suchte.

Inmitten der allgemeinen Traurigkeit, die sich des Hauses Morrel bemächtigt hatte, war Coclès übrigens der einzige, der gelassen geblieben war. Nun rührte aber, damit man sich nicht täusche, diese Gelassenheit nicht von mangelnder Zuneigung her, sondern war vielmehr die Folge einer unerschütterlichen Zuversicht. Gleich den Ratten, die, wie man sagt, nach und nach das vom Schicksal im voraus zum Untergang verdamnte Schiff verlassen, so daß diese selbstsüchtigen Gäste alle bereits verschwunden sind, wenn die Anker gelichtet werden, auf dieselbe Weise, wie gesagt, hatten diese Unmenge von Gehilfen und Angestellten, die ihre Existenz im Hause des Reeders fanden, nach und nach die Büros und Magazine geräumt. Coclès hatte sie alle gehen sehen, ohne daran zu denken, über die Ursache ihres Weggangs nachzugrübeln: Für ihn war alles nur eine Frage der Zahlen, und in seiner zwanzigjährigen Zugehörigkeit zum Hause Morrel hatte er die Büros stets offen und die Zahlungen immer mit einer solchen Pünktlichkeit vornehmen sehen, daß es ihm ebenso wenig in den Sinn kam, diese Pünktlichkeit könnte aufhören oder eine Unterbrechung der Zahlungen eintreten, als es einen Müller, der eine vom Wasser eines breiten Flusses betriebene Mühle be-

sitzt, in den Sinn kommt, daß dieser Fluß zu fließen aufhören könnte. Wirklich war bis jetzt nichts geschehen, was Coclès' Überzeugung hätte beeinträchtigen können. Der jüngste Monatsabschluß war mit strenger Pünktlichkeit gemacht worden. Coclès hatte einen Irrtum von siebzig Centimes entdeckt, der Monsieur Morrel zu seinem Nachteil unterlaufen war, und noch am selben Tag die vierzehn Sous Überschuß Monsieur Morrel gebracht, der sie mit einem melancholischen Lächeln nahm und in eine fast leere Schublade fallen ließ, mit den Worten: »Gut, Coclès, Sie sind die Perle unter den Kassierern.«

Und Coclès entfernte sich sehr vergnügt, denn ein Lob von Monsieur Morrel, dieser Perle unter den ehrlichen Leuten von Marseille, schmeichelte Coclès mehr als eine Gratifikation von fünfzig Talern.

Aber seit jenem so erfolgreich überstandenen Monatsabschluß hatte Herr Morrel peinigende Stunden verlebt. Um diesen Monatsabschluß zustande zu bringen, mußte er alle seine Hilfsquellen zusammenraffen. Aus Sorge, das Gerücht von seiner traurigen Lage könnte sich in Marseille verbreiten, wenn man ihn zu so äußersten Mitteln seine Zuflucht nehmen sähe, hatte er eine Reise auf den Markt von Beaucaire gemacht, um etwas Schmuck von seiner Frau und seiner Tochter und einen Teil des Tafelsilbers zu verkaufen. Mit Hilfe dieses Opfers war diesmal noch alles zur größten Ehre des Hauses Morrel abgelaufen. Aber die Kasse war völlig leer geblieben. Die durch das verbreitete Gerücht in Schrecken versetzten Gläubiger hatten sich mit der gewöhnlichen Selbstsucht zurückgezogen. Um die am 15. des laufenden Monats Monsieur de Boville zurückzuzahlenden hunderttausend Francs und die weiteren hunderttausend Francs, die am 15. des folgenden Monats fällig wurden, aufzutreiben, blieb Monsieur Morrel nur noch die Hoffnung auf die Rückkehr der *Pharaon*, deren Abfahrt ein Schiff, das zu gleicher Zeit die Anker lichtete, aber bereits glücklich in Marseille einlief, gemeldet hatte.

Allerdings war dieses wie die *Pharaon* von Kalkutta kommende Schiff schon vor vierzehn Tagen gelandet, während man von der *Pharaon* noch keine Nachricht besaß.

So war die Lage, als einen Tag, nachdem er mit Monsieur de Boville das wichtige Geschäft abgeschlossen hatte, bei Monsieur Morrel der Reisende des Hauses Thomson & French aus Rom erschien. Emmanuel empfing ihn. Der junge Mann, den jedes neue Gesicht erschreckte, denn jedes neue Gesicht kündigte einen neuen Gläubiger an, der in seiner Besorgnis den Chef des Hauses sprechen wollte, versuchte seinem Herrn das Widrige dieses Besuches zu ersparen. Er fragte den Eintretenden nach seinem Begehr, aber der erklärte, daß er Monsieur Emmanuel nichts zu sagen habe, sondern mit Monsieur Morrel selbst sprechen wolle. Emmanuel rief seufzend Coclès. Coclès erschien, und der junge Mann trug ihm auf, den Fremden zu Monsieur Morrel zu führen. Coclès ging voran, und der Fremde folgte ihm. Auf der Treppe begegnete man einem schönen, jungen Mädchen von sechzehn bis siebzehn Jahren, das den Fremden mit Besorgnis anschaute. Coclès bemerkte diesen Gesichtsausdruck nicht, während er dem Fremden nicht entgangen zu sein schien.

»Monsieur Morrel ist in seinem Arbeitszimmer, nicht wahr, Mademoiselle Julie?« fragte der Kassierer.

»Ja, ich glaube wenigstens«, antwortete das junge Mädchen zögernd, »sehen Sie zuvor nach, Coclès, und wenn mein Vater da ist, so melden Sie den Herrn.«

»Es wäre überflüssig, mich anzumelden, Mademoiselle«, versetzte der Engländer, »Monsieur Morrel kennt meinen Namen nicht. Dieser gute Mann braucht bloß zu sagen, daß ich der oberste Handelsbeauftragte der Herren Thomson & French in Rom bin, mit denen das Haus Ihres Herrn Vaters in Geschäftsverbindungen steht.«

Das junge Mädchen erblaßte und schritt weiter die Treppe hinab, während Coclès und der Fremde hinaufgingen. Es trat

in das Büro, in dem sich Emmanuel aufhielt, und Coclès sperrte währenddessen mit einem Schlüssel, der seinen freien Zutritt bei dem Herrn anzeigte, eine Tür in der Ecke des Flurs im zweiten Stock auf. Dann führte er den Fremden in ein Vorzimmer, öffnete eine zweite Tür, die er hinter sich schloß, und erschien wieder, nachdem er den Reisenden des Hauses Thomson & French einen Augenblick hatte warten lassen. Er forderte ihn mit einer Geste auf einzutreten.

Der Engländer trat ein. Er fand Monsieur Morrel an seinem Schreibtisch, blaß angesichts der endlos langen Zahlenkolonnen seines Rechnungsbuches, in das seine sämtlichen Schulden eingetragen waren. Als er den Fremden erblickte, klappte Monsieur Morrel das Register zu, stand auf und stellte einen Stuhl hin, dann, als der Fremde Platz genommen, setzte auch er sich.

Vierzehn Jahre hatten den würdigen Kaufmann sehr verändert, der, zu Beginn dieser Geschichte sechsunddreißig Jahre alt, bald das fünfzigste Lebensjahr erreichte. Seine Haare waren weiß geworden, seine Stirne von Sorgenfalten zerfurcht, sein Blick, ehemals so fest und entschieden, war nun unsicher und unentschlossen und drückte die ständige Furcht aus, gezwungen zu werden, bei einer Sache oder einem Menschen etwas länger zu verweilen. Der Engländer schaute ihn mit einer Mischung aus Anteilnahme und Neugier an.

»Monsieur«, sagte Morrel, dessen Unbehagen sich durch diesen aufmerksamen Blick zu verdoppeln schien, »Sie haben mich zu sprechen gewünscht?«

»Ja, Monsieur. Sie wissen, in wessen Auftrag ich komme, oder?«

»Im Auftrag des Hauses Thomson & French, wenigstens hat mein Kassierer das so gesagt.«

»Er hat Ihnen die Wahrheit gesagt, Monsieur. Das Haus Thomson & French hat im Laufe dieses und des nächsten Monats drei- bis vierhunderttausend Francs in Frankreich aus-

zuzahlen, und, von Ihrer strengen Pünktlichkeit überzeugt, alle Ihre Unterschrift tragenden Wechsel, die es finden konnte, gesammelt. Man hat mich nun beauftragt, je nach Fälligkeit dieser Wechsel, die entsprechenden Summen bei Ihnen zu erheben und diese Fonds zu verwenden.«

Morrel seufzte tief und fuhr mit der Hand über seine schweißbedeckte Stirn.

»Sie haben also von mir unterzeichnete Wechsel, Monsieur?« fragte Morrel.

»Ja, Monsieur, in ziemlich beträchtlicher Höhe.«

»Wie hoch?« fragte Morrel mit einer Stimme, der er einen züversichtlichen Ton zu verleihen suchte.

»Sehen Sie hier zunächst«, antwortete der Engländer, einen ganzen Packen aus seiner Tasche ziehend, »eine von Monsieur de Boville unserem Hause ausgestellte Abtretung von zweihunderttausend Francs. Erkennen Sie an, Monsieur de Boville diese Summe zu schulden?«

»Ja, Monsieur, es ist ein Kapital, das er vor bald fünf Jahren zu viereinhalb Prozent bei mir angelegt hat.«

»Und das Sie wann zurückbezahlen müssen...?«

»Die erste Hälfte am 15. dieses Monats, die andere Hälfte am 15. des nächsten Monats.«

»Korrekt. Ferner sehen Sie hier zweiunddreißigtausendfünfhundert Francs, die Ende dieses Monats fällig werden. Auch dies sind von Ihnen ausgestellte Wechsel und durch Dritte auf uns übertragen worden.«

»Ich erkenne sie an«, sagte Morrel, dem die Schamröte bei dem Gedanken ins Gesicht stieg, zum erstenmal in seinem Leben vielleicht seine Unterschrift nicht honorieren zu können. »Ist dies alles?«

»Nein, Monsieur, ich habe noch zum Ende des nächsten Monats fällige Wertpapiere, die das Haus Pascal und das Haus Wild & Turner in Marseille auf uns übertragen haben,

ungefähr fünfundfünfzigtausend Francs, im ganzen zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Francs.«

Was der unglückliche Morrel während dieser Aufzählung litt, läßt sich unmöglich beschreiben.

»Zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Francs«, wiederholte er mechanisch.

»Ja, Monsieur«, erwiderte der Engländer. »Nun«, fuhr er nach einer Pause des Schweigens fort, »kann ich Ihnen aber nicht verhehlen, Monsieur Morrel, daß das öffentliche Gerücht in Marseille, obgleich jeder Ihre bisherige untadelige Rechtschaffenheit erwähnt, dahin lautet, daß Sie nicht imstande seien, Ihren Verbindlichkeiten nachzukommen.«

Bei dieser fast groben Eröffnung wurde Morrel kreidebleich.

»Monsieur«, versetzte er, »bis jetzt, und es sind mehr als vierundzwanzig Jahre, daß ich das Haus von meinem Vater übernahm, der es selbst fünfunddreißig Jahre geführt hatte, bis jetzt ist kein von Morrel & Sohn unterzeichneter Wechsel an der Kasse präsentiert worden, ohne bezahlt worden zu sein.«

»Ja, das weiß ich«, entgegnete der Engländer, »jedoch, sprechen Sie frei heraus, von Ehrenmann zu Ehrenmann, Monsieur. Werden Sie dies alles mit derselben Pünktlichkeit bezahlen?«

Morrel bebte und schaute denjenigen an, der mit noch größerer Bestimmtheit als zuvor mit ihm sprach.

»So offen gestellte Fragen«, erwiderte er, »muß man offen beantworten. Ja, Monsieur, ich werde bezahlen, wenn, wie ich hoffe, mein Schiff glücklich ankommt. Seine Ankunft wird mir den Kredit wieder verschaffen, den mir die aufeinanderfolgenden Unfälle, deren Opfer ich wurde, entzogen haben. Wenn aber die *Pharaon*, diese letzte Einnahmequelle, auf die ich zähle, ausbleibt...«

Die Tränen traten dem armen Reeder in die Augen.

»Nun«, fragte der Engländer, »wenn diese letzte Einnahme-

quelle ausbliebe...?«

»Ja, Monsieur«, fuhr Morrel fort, »es ist mir peinlich, es zu sagen, aber an das Unglück bereits gewöhnt, muß ich mich auch an die Scham gewöhnen... nun, ich glaube, daß ich benötigt wäre, meine Zahlungen einzustellen.«

»Haben Sie denn keine Freunde, die Ihnen in dieser Lage helfen könnten?« fragte der Fremde.

Morrel lächelte traurig.

»In Handelsgeschäften, Monsieur«, antwortete er, »hat man keine Freunde, wie Sie wissen, man hat nur Geschäftspartner.«

»Das ist wahr«, murmelte der Engländer. »Sie haben also nur noch eine einzige Hoffnung?«

»Eine einzige.«

»Die letzte?«

»Die letzte.«

»Und, wenn diese Hoffnung scheitert...?«

»Dann bin ich ruiniert, Monsieur, völlig ruiniert.«

»Als ich auf dem Weg zu Ihnen war, lief ein Schiff in den Hafen ein.«

»Ich weiß, Monsieur. Ein junger Mann, der mir in meinem Mißgeschick treu geblieben ist, bringt einen Teil seiner Zeit auf der Dachterrasse meines Hauses in der Hoffnung zu, der erste zu sein, der mir eine gute Nachricht meldet. Durch ihn habe ich von der Ankunft dieses Schiffes erfahren.«

»Es ist nicht das Ihrige?«

»Nein. Es ist ein Schiff aus Bordeaux, die *Gironde*. Es kommt ebenfalls aus Indien, ist aber nicht das, das ich erwartete.«

»Vielleicht hat es Kunde von der *Pharaon* erhalten und bringt Ihnen irgendeine Nachricht.«

»Muß ich es Ihnen sagen, Monsieur? Ich fürchte fast eben-

sosehr, Nachricht von meinem Dreimaster zu erhalten als in der Ungewißheit zu bleiben. Die Ungewißheit ist zumindest noch eine Hoffnung.« Dann fügte Morrel mit dumpfer Stimme bei: »Dieser Verzug ist nicht natürlich: Die *Pharaon* ist am 5. Februar aus Kalkutta ausgelaufen. Seit einem Monat sollte sie hier sein.«

»Was ist das?« fragte der Engländer und horchte auf. »Was bedeutet dieser Lärm?«

»Oh, mein Gott! Mein Gott!« rief Morrel erblassend aus. »Was gibt es nun schon wieder?«

Wirklich regte sich ein großer Tumult auf der Treppe. Man lief hin und her, und sogar ein Schrei des Entsetzens war zu vernehmen. Morrel stand auf, um die Tür zu öffnen. Doch ihm versagten die Kräfte, und er sank auf seinen Armstuhl zurück. Die beiden Männer standen einander gegenüber. Morrel zitterte an allen Gliedern. Der Fremde schaute ihn mit einem Ausdruck innigen Mitleids an. Der Lärm hatte aufgehört, aber Morrel schien dennoch etwas zu erwarten. Dieser Lärm hatte eine Ursache und mußte Folgen haben. Der Fremde glaubte zu hören, daß man sachte die Treppe heraufkam und daß die Schritte, die offenbar von mehreren Personen verursacht wurden, auf dem Treppenabsatz aufhörten. Ein Schlüssel wurde in das Schloß der ersten Tür gesteckt, die daraufhin in ihren Angeln ächzte.

»Es gibt nur zwei Personen, die den Schlüssel zu dieser Tür haben«, murmelte Morrel, »Coclès und Julie.«

In diesem Moment ging die zweite Tür auf, und man sah das junge Mädchen eintreten, blaß und die Wangen in Tränen gebadet. Morrel erhob sich am ganzen Körper zitternd und stützte sich auf den Arm seines Lehnstuhls, denn er hätte nicht mehr aus eigener Kraft aufrecht stehen können. Seine Stimme wollte fragen, aber er hatte keine Stimme mehr.

»O mein Vater!« sagte das junge Mädchen händeringend. »Verzeihen Sie Ihrer Tochter, die Überbringerin einer

schlimmen Nachricht zu sein!«

Morrel wurde furchtbar blaß. Julie warf sich in seine Arme.

»Oh, mein Vater, mein Vater!« rief sie. »Nur Mut!«

»Die *Pharaon* ist also gesunken?« sagte Morrel mit erstickter Stimme.

Das junge Mädchen antwortete nicht, sondern nickte nur mit seinem Kopf, den es an die Brust des Vaters geschmiegt hatte.

»Und die Mannschaft?« fragte Morrel.

»Ist gerettet«, antwortete das junge Mädchen, »gerettet durch das Schiff aus Bordeaux, das soeben in den Hafen eingelaufen ist.«

Morrel hob die beiden Hände mit einem Ausdruck von Demut und erhabener Dankbarkeit zum Himmel empor.

»Ich danke dir, mein Gott«, sagte er. »Wenigstens trifft dein Schlag nur mich!«

Wie gelassen sich der Engländer auch gab, so benetzte doch eine Träne seine Wimpern.

»Herein«, sagte Morrel, »nur herein, die ihr wohl alle vor der Tür versammelt seid.«

Wirklich hatte er kaum diese Worte ausgesprochen, als Madame Morrel schluchzend eintrat, gefolgt von Emmanuel. Im Hintergrund des Vorzimmers erblickte man die geerbten Gesichter von sieben bis acht halbnackten Seeleuten. Beim Anblick dieser Männer zuckte der Engländer zusammen. Er machte einen Schritt, wie um zu ihnen zu treten, bezwang sich aber und zog sich vielmehr in die dunkelste und entlegenste Ecke des Arbeitszimmers zurück. Madame Morrel setzte sich in den Lehnstuhl und schloß eine Hand ihres Gatten in die ihrigen, während Julie, an die Brust ihres Vaters gelehnt, stehenblieb. Emmanuel war in der Mitte des Zimmers stehengeblieben und schien die Verbindung der Gruppe der Familie Morrel mit den Seeleuten herzustellen, die an der Tür standen.

»Wie ist es denn geschehen?« fragte Morrel.

»Kommen Sie näher, Penelon«, sagte der junge Mann, »und erzählen Sie das Ereignis.«

Ein alter Matrose, von der Sonne des Äquators gebräunt, näherte sich, die Reste eines Hutes zwischen seinen Händen drehend.

»Guten Morgen, Monsieur Morrel«, sagte er, wie wenn er Marseille am vorigen Tag verlassen hätte und aus Aix oder Toulon käme.

»Guten Morgen, mein Freund«, erwiderte der Reeder, der trotz seiner Tränen lächeln mußte, »aber wo ist der Kapitän?«

»Was den Kapitän betrifft, Monsieur Morrel, er ist krank in Palma zurückgeblieben. Aber wenn's Gott gefällt, wird es nichts zu bedeuten haben, und Sie werden ihn in einigen Tagen so gesund ankommen sehen, wie wir beide sind.«

»Gut... und jetzt erzählen Sie, Penelon«, sagte Monsieur Morrel.

Penelon ließ seinen Kautabak von der rechten Wange in die linke Wange gleiten, hielt die Hand vor seinen Mund, wandte sich seitwärts und spuckte einen langen Strahl schwärzlichen Speichels in das Vorzimmer. Dann stellte er einen Fuß vor und begann, sich in den Hüften wiegend, mit seinem Bericht.

»Monsieur Morrel, wir waren gerade ungefähr zwischen Kap Blanc und Kap Boyador, unter einer hübschen Brise aus Südsüdwest segelnd, und hatten soeben einen achttägigen Kampf mit einer Windstille überstanden, als Kapitän Garmard zu mir kam – ich muß dazu sagen, daß ich am Ruder stand – und zu mir sagte: ›Vater Penelon, was haltet Ihr von den Wolken, die dort unten am Horizont aufziehen?‹

Ich betrachtete sie auch gerade.

›Was ich davon halte, Kapitän? Ich meine, daß sie ein wenig zu schnell aufziehen, als sie das Recht dazu haben, und schwärzer sind, als es sich für Wolken geziemt, die keine bösen Absichten hätten.‹

›Das ist auch meine Ansicht‹, versetzte der Kapitän, ›und ich will auf alle Fälle meine Vorkehrungen treffen. Wir haben zu viele Segel für den Wind, der sich gleich erheben wird... He, Leute! Holt die Royalsegel an und holt die Außenklüver nieder!‹

Es war höchste Zeit und der Befehl noch nicht ausgeführt, als uns der Wind schon in den Nacken sprang und das Schiff Schlagseite bekam.

›Gut!‹ sagte der Kapitän, ›wir haben immer noch zu viele Segel. Großsegel reffen!‹

Fünf Minuten später war das Großsegel gerefft, und wir fuhren weiter unter Focksegel und Mars- und Bramsegeln.

›Na, Vater Penelon‹, fragte mich der Kapitän, ›warum schüttelt Ihr denn den Kopf?‹

›Warum? Sehen Sie, weil ich an Ihrer Stelle nicht auf halbem Wege stehenbliebe.‹

›Ich glaube, du hast recht, Alter‹, sagte er, ›wir werden einen ganz schönen Wind bekommen.‹

›Das will ich meinen, Kapitän‹, antwortete ich ihm, ›wer uns das als einen Wind abkaufen würde, was dort hinten ausgebrütet wird, machte einen guten Schnitt dabei. Das ist ein hübscher und ausgewachsener Sturm, oder ich weiß gar nichts mehr.‹

Man sah nämlich den Wind kommen, wie man zu Montreudon den Staub kommen sieht. Zum Glück hatte er es mit einem Mann zu tun, der ihn kannte.

›Nehmt zwei Reffs in die Marssegel!‹ rief der Kapitän. ›Laßt die Liektaue schießen! Holt die Luvbrassen an! Streicht die Marssegel! Zieht die Toppnanten auf die Rahen herab!‹«

›Dies war in jenen Seestrichen nicht genug‹, warf der Engländer ein. ›Ich hätte vier Reffs genommen und das Focksegel gestrichen.‹

Diese feste, sonore und unerwartete Stimme ließ jedermann

erbeben. Penelon beschattete seine Augen mit der Hand und schaute denjenigen an, der mit soviel Selbstbewußtsein das Manöver seines Kapitäns kommentierte.

»Wir taten noch Besseres, Monsieur«, erwiderte der alte Seemann mit einer gewissen Ehrerbietung, »denn wir holten auch das Besansegel ein und richteten den Ruderstock nach dem Wind, um den Sturm hinter uns zu lassen. Zehn Minuten darauf holten wir auch die Marssegel ein und trieben vor Topp und Takel.«

Der Engländer schüttelte den Kopf.

»Das Schiff war wohl zu alt, um dies zu wagen«, äußerte er.

»Tja, richtig, denn gerade dies war unser Verderben. Zwölf Stunden lang wurden wir hin- und hergeworfen, daß es dem Teufel zu arg geworden wäre, dann zeigte sich ein Leck.

»Penelon«, sagte der Kapitän zu mir, »ich glaube, wir sinken, mein Alter. Gib mir also den Ruderstock und steig in den Schiffsraum hinunter.«

Ich gebe ihm den Ruderstock, steige hinunter und sehe, daß schon drei Fuß Wasser darin stehen. Ich laufe wieder hinauf und rufe: »An die Pumpen! An die Pumpen!« Aber ach, es war schon zu spät. Man machte sich an die Arbeit. Allein, ich glaube, daß um so mehr Wasser eindrang, als wir herauspumpten. »Ah, meiner Treu«, sagte ich nach vierstündiger Arbeit, »wenn wir schon sinken, dann lassen wir es auch sinken. Man stirbt nur einmal.«

»Gibst du so ein Vorbild ab, Meister Penelon?« sagte der Kapitän. »Na warte, warte!«

Und dann holte er ein paar Pistolen aus seiner kleinen Kajüte.

»Dem ersten, der die Pumpe verläßt«, rief er, »jage ich eine Kugel durch den Kopf!«

»Bravo!« sagte der Engländer.

»Nichts macht mehr Mut als gute Argumente«, fuhr der

Seemann fort, »um so mehr, als das Wetter sich inzwischen aufgehellt und der Wind sich gelegt hatte. Aber es ist nicht weniger wahr, daß das Wasser immer noch stieg, nicht viel, vielleicht um zwei Zoll in der Stunde, aber es stieg dennoch. Zwei Zoll in der Stunde, sehen Sie, scheint so viel wie nichts. Aber in zwölf Stunden sind das nicht weniger als vierundzwanzig Zoll, und vierundzwanzig Zoll machen zwei Fuß. Zwei Fuß und die drei, die wir schon hatten, verschaffte uns fünf Fuß. Nun kann aber ein Schiff mit fünf Fuß Wasser im Bauch für wassersüchtig gelten.

»Nun«, sagte der Kapitän, »es ist genug, und Monsieur Morrel wird uns keinen Vorwurf machen können. Wir haben getan, was wir tun konnten, um das Schiff zu retten. Nun muß man an die Rettung der Leute denken. In die Schaluppe, Kinder, und so schnell als möglich!« – Hören Sie, Monsieur Morrel«, fuhr Penelon nach einer Pause fort, »wir liebten die *Pharaon* sehr, aber wie innig der Seemann sein Schiff auch liebt, so liebt er doch seine Haut noch mehr. Daher ließen wir es uns nicht zweimal sagen, sehen Sie, angesichts der Tatsache, daß das Schiff stöhnte und uns zu mahnen schien: »Geht doch! So geht doch endlich!« Und sie log nicht, die arme *Pharaon*, wir spürten sie wahrhaftig unter unseren Füßen wegsacken. Soviel ist richtig, daß die Schaluppe flugs im Wasser war und wir acht drinsäßen. Der Kapitän stieg zuletzt hinab, oder vielmehr nein, er stieg eben nicht hinab, denn er wollte das Schiff nicht verlassen. Da packte ich ihn mitten um den Leib und warf ihn den Kameraden zu, und erst dann sprang auch ich hinab. Es war höchste Zeit. Als ich soeben hinabgesprungen war, zerbarst die Brücke mit einem Donner, den man für die Breitseite eines Schiffs mit achtundvierzig Kanonen hätte halten können. Zehn Minuten nachher tauchte es mit dem Bug, dann mit dem Heck unter, begann sich um sich selbst zu drehen wie ein Hund, der nach seinem Schwanz schnappt, und dann... Gute Nacht, meine Herren, blubblubblub... Das war's. Keine *Pharaon* mehr.

Drei Tage lang hatten wir nichts zu essen und zu trinken, sodaß wir bereits davon sprachen auszulosen, wer die übrigen auffuttern sollte, als wir die *Gironde* erblickten. Wir gaben ihr Zeichen. Sie sah uns, steuerte auf uns zu, schickte uns ihre Schaluppe und nahm uns auf. So hat sich die Sache ereignet, Monsieur Morrel, auf mein Ehrenwort! So wahr ich ein Seemann bin! Nicht wahr, Kameraden?«

Ein allgemeines zustimmendes Gemurmeln deutete an, daß der Erzähler alle Stimmen durch die wahrheitsgemäße Wiedergabe des Kerns und die malerische der Einzelheiten vereinigt hatte.

»Gut, meine Freunde«, versetzte Monsieur Morrel, »ihr seid brave Leute, und ich wußte im voraus, daß an dem Unglück, welches mir widerfuhr, niemand schuld ist als allein mein Schicksal. Es ist der Wille Gottes und nicht die Schuld der Menschen. Ehren wir also den Willen Gottes. Nun, wieviel Heuer schulde ich euch?«

»Ah, pah! Sprechen wir nicht davon, Monsieur Morrel.«

»Im Gegenteil, sprechen wir davon«, sagte der Reeder mit einem traurigen Lächeln.

»Nun, äh, man schuldet uns drei Monate«, erwiderte Penelon.

»Coclès, bezahlen Sie jedem von diesen braven Leuten zweihundert Francs. Zu anderen Zeiten, meine Freunde«, fuhr Morrel fort, »hätte ich hinzugefügt: ›Geben Sie jedem zweihundert Francs Gratifikation‹, aber die Zeiten sind schlecht, meine Freunde, und das bißchen Geld, das mir bleibt, gehört nicht mehr mir. Bitte verzeiht mir also und liebt mich deshalb nicht weniger.«

Penelons Züge schienen Rührung auszudrücken. Er wandte sich zu seinen Gefährten, sprach einige Worte mit ihnen und kam zurück.

»Was dies betrifft, Monsieur Morrel«, sagte er, seinen Kautabak in die andere Backe schiebend, und spuckte einen zwei-

ten Speichelstrahl in das Vorzimmer, der ein Gegenstück zum ersten bildete, »was dies betrifft...«

»Nun?«

»Nun, Monsieur Morrel, die Kameraden sagen, daß für den Augenblick jeder von ihnen mit fünfzig Francs auskomme und daß sie wegen des Rests warten wollten.«

»Ich danke euch, meine Freunde, ich danke!« rief Monsieur Morrel tief bewegt aus. »Ihr habt alle ein gutes Herz, aber nehmt, nehmt, und wenn ihr eine gute Stelle findet, so tretet sie an. Ihr seid frei.«

Dieser letzte Teil der Äußerung hatte eine starke Wirkung auf diese wackeren Seeleute. Mit bestürzter Miene schauten sie einander an. Penelon, dem der Atem stockte, hätte beinahe seinen Kautabak verschluckt. Zum Glück griff er noch rechtzeitig an seine Kehle.

»Wie? Monsieur Morrel«, sagte er mit erstickter Stimme. »Wie? Sie entlassen uns, Sie sind also mit uns unzufrieden?«

»Nein, meine Kinder«, antwortete der Reeder, »ich bin nicht mit euch unzufrieden, ganz im Gegenteil. Nein, ich entlasse euch auch nicht. Aber was wollt ihr? Ich habe keine Schiffe mehr und brauche also keine Seeleute mehr.«

»Wie? Sie haben keine Schiffe mehr?« versetzte Penelon. »Na ja, Sie werden andere bauen lassen, und wir werden warten. Gott sei Dank, wir wissen, was es heißt, mal für eine Weile gegen Wind und Wetter zu kämpfen.«

»Ich besitze kein Geld mehr, um Schiffe bauen zu lassen, Penelon«, entgegnete der Reeder mit einem traurigen Lächeln. »Ich kann also euer Angebot nicht annehmen, so gutgemeint es auch ist.«

»Nun denn, wenn Sie kein Geld mehr haben, so müssen Sie uns auch nicht zahlen. Wir werden es machen, wie es die arme *Pharaon* gemacht hat, wir werden vor Top und Takel leben, weiter nichts.«

»Genug, genug, meine Freunde«, sagte Morrel, dem vor Rührung fast die Stimme wegblieb, »genug, ich bitte euch. Wir werden uns in besseren Zeiten wiederfinden. Emmanuel«, fügte der Reeder hinzu, »begleiten Sie die Leute hinaus, und achten Sie darauf, daß meine Wünsche ausgeführt werden.«

»Aber wir sehen uns wieder, nicht wahr, Monsieur Morrel«, fragte Penelon.

»Ja, meine Freunde, ich hoffe es zumindest. Geht jetzt!«

Er gab Coclès, der voranging, ein Zeichen. Die Seeleute folgten dem Kassenführer und Emmanuel den Seeleuten.

»Laßt mich nun einen Augenblick allein«, sagte der Reeder zu seiner Frau und zu seiner Tochter. »Ich habe mit diesem Herrn noch etwas zu besprechen.«

Und er wies mit den Augen auf den Bevollmächtigten des Hauses Thomson & French, der während dieser ganzen Szene, an der er sich nur mit den von uns wiedergegebenen wenigen Worten beteiligt hatte, regungslos in seinem Winkel stehen geblieben war. Die beiden Frauen schlugen die Augen zu dem Fremden empor, den sie völlig vergessen hatten, und entfernten sich. Aber im Hinausgehen warf das junge Mädchen dem Manne einen innig flehenden Blick zu, den er durch ein Lächeln beantwortete, das auf diesem eiskalten Gesicht aufleuchten zu sehen einen außenstehenden Beobachter sehr erstaunt hätte.

»Also, Monsieur«, setzte Morrel an und ließ sich wieder in seinen Armstuhl gleiten, »Sie haben alles gesehen, alles gehört, und ich habe Ihnen nichts mehr zu erläutern.«

»Ich habe gesehen, Monsieur«, versetzte der Engländer, »daß Ihnen ein neues Unglück widerfuhr, unverschuldet wie die anderen, und dies bestärkt mich in dem Vorhaben, Ihnen entgegenzukommen.«

»Oh, Monsieur!« sagte Morrel.

»Nun«, fuhr der Fremde fort, »ich bin einer von Ihren größ-

ten Gläubigern, nicht wahr?«

»Zumindest sind Sie derjenige, welcher Wechsel mit den kürzesten Fälligkeitsterminen besitzt.«

»Sie wünschen einen Zahlungsaufschub von mir?«

»Ein Zahlungsaufschub könnte mir die Ehre retten«, antwortete Morrel, »und folglich das Leben.«

»Wieviel Zeit verlangen Sie?«

Morrel zögerte.

»Zwei Monate«, sagte er.

»Gut«, erwiderte der Fremde, »ich gebe Ihnen drei Monate.«

»Glauben Sie wirklich, daß das Haus Thomson & French...«

»Seien Sie unbesorgt, Monsieur, ich nehme alles auf meine Kappe... Wir haben heute den 5. Juni?«

»Ja.«

»Nun denn, erneuern Sie mir alle diese Wechsel auf den 5. September. Und am 5. September, um elf Uhr morgens«, die Pendeluhr schlug in diesem Moment elf Uhr, »werde ich wieder zu Ihnen kommen.«

»Ich werde Sie erwarten, Monsieur«, entgegnete Morrel, »und Sie bezahlen oder tot sein.«

Diese letzteren Worte wurden so leise ausgesprochen, daß der Fremde sie nicht hören konnte. Die Wechsel wurden erneuert. Man zerriß die alten, und der arme Reeder hatte wenigstens drei Monate vor sich, um seine letzten Mittel zusammenzuraffen. Der Engländer empfing seinen Dank mit dem seiner Nation eigentümlichen Phlegma und verabschiedete sich von Morrel, der ihn mit Dankesworten bis zur Tür begleitete. Auf der Treppe traf er Julie. Das junge Mädchen tat, als ob es hinabginge, in Wirklichkeit aber wartete es auf ihn.

»Oh, Monsieur!« rief sie, die Hände ringend.

»Mademoiselle«, versetzte der Fremde, »Sie werden eines Tages einen Brief erhalten, unterzeichnet... Sindbad der Seefahrer... Tun Sie Punkt für Punkt, was Ihnen dieser Brief sagen wird, wie sonderbar Ihnen der Auftrag auch erscheinen mag.«

»Ja, Monsieur«, erwiderte Julie.

»Versprechen Sie mir, es zu tun?«

»Ich schwöre es Ihnen.«

»Gut! Adieu, Mademoiselle. Bleiben Sie immer ein so gutes und frommes Mädchen, wie Sie sind, und ich hege große Hoffnung, daß Gott sie belohnen wird, indem er Ihnen Emmanuel zum Gatten gibt.«

Julie stieß einen leisen Schrei aus, wurde rot wie eine Kirse und klammerte sich an das Treppengeländer, um nicht zu fallen. Der Fremde nickte ihr noch ein Lebewohl zu und setzte seinen Weg fort. Im Hof traf er Penelon, der in jeder Hand eine Rolle von hundert Francs hielt und sich nicht entschließen zu können schien, sie mitzunehmen.

»Kommt, mein Freund«, sagte der Engländer zu ihm, »ich habe etwas mit Euch zu besprechen.«

30. KAPITEL

Der fünfte September

Dieser vom Bevollmächtigten des Hauses Thomson & French in dem Moment bewilligte Zahlungsaufschub, da Morrel am wenigsten darauf hoffte, erschien dem armen Reeder wie eine Rückkehr des Glücks, die dem Menschen verkündet, daß das Schicksal endlich müde ist, ihn zu verfolgen. Am selben Tag erzählte er seiner Tochter, seiner Frau und Emmanuel, was

ihm widerfahren war, und ein wenig Hoffnung, wenn auch nicht Sorglosigkeit, kehrte in die Familie zurück. Aber leider hatte Morrel nicht bloß mit dem Haus Thomson & French zu tun, das sich ihm gegenüber so wohlwollend zeigte. Wie er selbst sagte, hat man im Handel Geschäftspartner, aber keine Freunde. Als er noch einmal darüber nachdachte, konnte er dieses großmütige Verhalten der Herren Thomson & French noch weniger verstehen und es sich nur mit der so klugen wie selbstsüchtigen Erwägung erklären, welche dieses Unternehmen vielleicht geleitet haben mochte: ›Besser ist es, einen Mann zu unterstützen, der uns dreihunderttausend Francs schuldet, und nach Ablauf von drei Monaten diese dreihunderttausend Francs doch noch zu bekommen, als sein Verderben zu beschleunigen und nur sechs bis acht Prozent des Kapitals zu erhalten.‹

Leider – sei es aus Haß oder aus Blindheit – kamen nicht alle Geschäftspartner Morrels zum selben Schluß, und einige überließen sich sogar dem genau entgegengesetzten. Die von Morrel unterzeichneten Wechsel wurden also an der Kasse mit gewissenhafter Unnachgiebigkeit präsentiert und infolge des vom Engländer bewilligten Zahlungsaufschubs von Coclès auch prompt bar bezahlt. Coclès verharnte also weiterhin in seiner prophetischen Ruhe. Nur Monsieur Morrel stellte mit Schrecken fest, daß er bereits ein verlorener Mann gewesen wäre, hätte er am 15. die fünfzigtausend Francs von Monsieur Boville und am 30. die zweiunddreißigtausend Francs auf die anderen Wechsel zurückzahlen müssen, für die er wie für die Forderung des Inspektors der Gefängnisse einen Aufschub erhalten hatte.

Die Ansicht des ganzen Handelsstandes von Marseille war, daß Morrel sich, nach dieser Aneinanderreihung von Mißgeschicken, die ihn trafen, nicht halten konnte. Das Erstaunen war demnach groß, als man ihn seinen Monatsabschluß mit seiner gewöhnlichen Pünktlichkeit besorgen sah. Deshalb kehrte aber doch das Vertrauen nicht in die Gemüter zurück,

und man vertagte einstimmig die Erklärung der Zahlungsunfähigkeit durch den unglücklichen Reeder auf das Ende des nächsten Monats.

Der ganze Monat verstrich unter unerhörten Anstrengungen Morrels, alle seine Mittel zusammenzuraffen. Früher wurden seine Wechsel, ganz gleich mit welchem Fristdatum versehen, voller Vertrauen akzeptiert und sogar gesucht. Morrel versuchte nun, Wechsel auf neunzig Tage Laufzeit zu bekommen und fand alle Banken verschlossen. Zum Glück hatte Morrel selbst einige Ausstände, auf deren Eingehen er rechnen konnte, was auch wirklich geschah: Morrel war also wieder imstande, seinen Verpflichtungen nachzukommen, als das Ende des Monats Juli erreicht war.

Übrigens hatte man den Bevollmächtigten des Hauses Thomson & French in Marseille nicht mehr gesehen. Am zweiten oder dritten Tag nach seinem Besuch bei Monsieur Morrel war er verschwunden. Nun aber, da er in Marseille nur mit dem Bürgermeister, dem Inspektor der Gefängnisse und Monsieur Morrel in Verbindung stand, hatte seine Durchreise keine andere Spur zurückgelassen als die jeweilige Erinnerung, welche diese drei Personen von ihm bewahrten. Die Matrosen der *Pharaon* mußten, wie es schien, irgendeine Anstellung gefunden haben, da sie ebenfalls verschwunden waren.

Auch Kapitän Gaumard, von der Unpäßlichkeit genesen, die ihn in Palma zurückgehalten hatte, kam wieder nach Hause. Er zögerte, zu Monsieur Morrel zu gehen, aber dieser erfuhr von seiner Ankunft und suchte ihn seinerseits auf. Der würdige Reeder kannte ja schon durch Penelons Erzählung das mutige Verhalten, das der Kapitän während jenes Unglücks an den Tag gelegt hatte, und versuchte sogar selbst, ihn zu trösten. Er brachte ihm seinen Sold, auf den zu bestehen Kapitän Gaumard nicht gewagt hatte.

Als Monsieur Morrel die Treppe hinabging, traf er Penelon, der soeben heraufkam. Penelon schien einen guten Gebrauch

von seinem Geld gemacht zu haben, denn er war völlig neu eingekleidet. Seinen Reeder erblickend, schien der wackere Steuermann sehr verlegen. Er zog sich in die hinterste Ecke des Treppenabsatzes zurück, schob seinen Kautabak abwechselnd von der linken zur rechten und von der rechten zur linken Seite, rollte seine großen verwirrten Augen und erwiderte nur sehr zaghaft den Händedruck, den ihm Monsieur Morrel mit gewohnter Herzlichkeit gab. Monsieur Morrel maß Penelons Verlegenheit seinem eleganten Aufzug bei. Offenbar hatte der gute Mann diesen Aufwand nicht auf eigene Rechnung gemacht, folglich an Bord irgendeines anderen Schiffes Verwendung gefunden. Seine Verlegenheit hatte also darin ihren Grund, daß er, wenn man sich so ausdrücken kann, nicht länger im Andenken an die *Pharaon* Trauer trug. Vielleicht kam er, um Kapitän Gaumard von seinem Glück zu berichten und ihm von Seiten seines neuen Herrn ein Angebot zu unterbreiten.

»Brave Leute!« sagte Morrel, als er weiterging, »möge euer neuer Herr euch lieben, wie ich euch liebte, und glücklicher sein, als ich es bin!«

Der Monat August verflog unter Morrels unablässigen Versuchen, seinen alten Kredit wiederherzustellen oder sich einen neuen zu eröffnen. Am 20. August wurde in Marseille bekannt, daß er einen Platz in der Postkutsche genommen habe, und man sagte sich dann, daß am Ende des laufenden Monats die Bankrotterklärung abgegeben werden sollte und Morrel früher abgereist sei, um diesem peinlichen Schritt nicht beizuwohnen, zweifellos nachdem er diese traurige Pflicht an seinen obersten Handlungsbevollmächtigten Emmanuel und an seinen Kassierer Coclès übertragen hatte. Aber entgegen allen Prophezeiungen öffnete die Kasse wie gewöhnlich, als der 31. August kam. Coclès erschien hinter dem Drahtgitter, so ruhig wie der Gerechte von Horaz, prüfte mit derselben Aufmerksamkeit das ihm präsentierte Papier und bezahlte mit derselben Pünktlichkeit die Wechsel, vom ersten bis zum letz-

ten. Es trafen sogar zwei von Monsieur Morrel vorhergesehene Rückzahlungen ein, die Coclès ebenso korrekt abwickelte wie die persönlichen Wechsel des Reeders. Man konnte sich in der Sache nicht mehr aus und weissagte mit der Zähigkeit der Propheten schlimmer Nachrichten den Bankrott für Ende September.

Am 1. September kam Morrel wieder zurück, von seiner ganzen Familie mit großer Angst erwartet: Diese Reise nach Paris sollte ihm einen letzten Ausweg eröffnen. Morrel hatte an Danglars gedacht, den jetzigen Millionär, der ihm zu Dank verpflichtet war, weil Danglars auf Morrels Empfehlung in die Dienste des spanischen Bankiers getreten war, bei dem er sein ungeheures Vermögen begründet hatte. Jetzt besaß Danglars, wie man sagte, eigene Fonds von sechs bis acht Millionen und einen unbeschränkten Kredit. Danglars konnte Morrel retten, ohne einen Taler aus seiner Tasche zu ziehen. Er brauchte bloß für ein Darlehen zu bürgen, und Morrel war gerettet. Morrel hatte seit langer Zeit an Danglars gedacht. Es gibt jedoch instinktive Abneigungen, deren man nicht Herr ist, und Morrel hatte so lange wie möglich gezögert, zu diesem äußersten Mittel zu greifen. Und Morrel hatte recht gehabt, denn er war durch die Demütigung einer abschlägigen Antwort vernichtet heimgekommen. Daher hatte er nach seiner Rückkehr nicht geklagt, keine Beschuldigungen vorgebracht, sondern nur weinend seine Frau und seine Tochter umarmt, Emmanuel freundschaftlich die Hand gereicht, sich in sein Arbeitszimmer im zweiten Stock eingeschlossen und nach Coclès gerufen.

»Diesmal«, sagten die beiden Frauen zu Emmanuel, »sind wir verloren.«

Dann waren sie in einer kurzen gemeinschaftlichen Beratung übereingekommen, daß Julie ihrem Bruder, der in Nîmes in Garnison lag, schreiben sollte, er solle auf der Stelle heimkommen. Die armen Frauen fühlten, daß sie all ihrer Kräfte bedürften, um den Schlag auszuhalten, der sie bedrohte. Zu-

dem besaß Maximilien Morrel, obwohl kaum zweiundzwanzig Jahre alt, einen großen Einfluß auf seinen Vater.

Er war ein entschlußkräftiger und aufrechter junger Mann. Als es für ihn um die Wahl einer Laufbahn ging, wollte sein Vater ihm nicht im voraus eine Zukunft aufbürden und befragte den jungen Maximilien nach seinen Neigungen. Dieser erklärte daraufhin, daß er die militärische Laufbahn einzuschlagen wünsche. Er erbrachte vorzügliche schulische Leistungen, bestand das Aufnahmeverfahren des Polytechnikums und verließ es als Unterleutnant des 53. Linienregiments. Seit einem Jahr bekleidete er diesen Rang mit der Zusage, bei der ersten Gelegenheit Leutnant zu werden. Im Regiment galt Maximilien Morrel als strenger Beachter nicht nur aller dem Soldaten auferlegten Verbindlichkeiten, sondern auch aller allgemein menschlichen Pflichten, und man nannte ihn nur den Stoiker. Es bedarf keiner Erwähnung, daß viele von jenen, die ihm diesen Beinamen gaben, ihn nur verwendeten, weil sie ihn bei anderen gehört hatten, und nicht einmal wußten, was er zu bedeuten habe. Diesen jungen Mann riefen also seine Mutter und seine Schwester zu Hilfe, um sie in der ernsten Lage zu unterstützen, in der sie fürchteten zu sein.

Sie täuschten sich hinsichtlich des Ernstes dieser Lage nicht, denn kurze Zeit, nachdem Monsieur Morrel mit Coclès in sein Arbeitszimmer getreten war, sah Julie den letzteren blaß, zitternd und mit völlig verstörtem Gesichtsausdruck herauskommen. Sie wollte ihn befragen, als er an ihr vorüberging. Aber der brave Mann eilte weiter mit einer für ihn untypischen Hast die Treppe hinab und rief nur mit zum Himmel erhobenen Armen aus: »Oh, Mademoiselle! Mademoiselle! Was für ein schreckliches Unglück. Wer hätte das jemals geglaubt!«

Einen Augenblick später sah ihn Julie wieder hinaufgehen, einige große Rechnungsbücher, eine Brieftasche und einen Sack Geld auf den Armen. Morrel prüfte die Rechnungsbücher, öffnete die Brieftasche, zählte das Geld. Seine ganze

Barschaft bestand in sechs- bis achttausend Francs, seine bis zum 5. September eingegangenen Ausstände beliefen sich auf vier- bis fünftausend, was auf der Seite der Aktiva höchstens vierzehntausend Francs bedeutete, um einem Wechsel von zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Francs die Stirn zu bieten. Das war nicht einmal genug, um eine einigermaßen angemessene Abschlagszahlung anzubieten.

Morrel schien jedoch ruhig zu sein, als er zum Mittagessen herunterkam. Diese Ruhe erschreckte die beiden Frauen mehr, als es die tiefste Niedergeschlagenheit vermocht hätte. Morrel pflegte nach dem Mittagessen auszugehen. Er trank dann seinen Kaffee im Kreise seiner Phokäer und las den *Sémaphore*. An diesem Tag ging er nicht aus, sondern begab sich gleich wieder in sein Büro hinauf.

Coclès schien wie betäubt. Einen Teil des Tages hindurch hielt er sich im Hof auf, auf einem Stein sitzend, das Haupt trotz der dreißig Grad Hitze unbedeckt.

Emmanuel versuchte die Frauen zu beruhigen, aber er fand nicht die rechten Worte. Der junge Mann kannte den Zustand des Unternehmens zu genau, um nicht zu fühlen, daß der Familie Morrel eine große Katastrophe bevorstehe.

Es wurde Nacht. Die beiden Frauen waren aufgeblieben, in der Hoffnung, daß Morrel aus seinem Arbeitszimmer kommend bei ihnen eintreten würde. Doch sie hörten nur, wie er an ihrer Tür vorüberschlich, ohne Zweifel aus Besorgnis, gerufen zu werden. Sie horchten, er kehrte in sein Zimmer zurück und verspernte die Tür von innen. Madame Morrel hieß ihre Tochter zu Bett zu gehen. Eine halbe Stunde, nachdem Julie gegangen war, stand sie auf, zog ihre Schuhe aus und schlich in den Korridor, um durch das Schlüsselloch zu sehen, was ihr Gatte machte. Im Korridor erblickte sie einen Schatten, der sich hastig zurückzog. Es war Julie, die, ebenfalls in Sorge, ihrer Mutter zugekommen war. Das junge Mädchen ging zu Madame Morrel.

»Er schreibt«, sagte es.

Die beiden Frauen hatten sich verstanden, ohne etwas zu sagen. Madame Morrel neigte sich in Richtung des Schlüssellochs. Monsieur Morrel schrieb wirklich. Was aber ihre Tochter nicht bemerkt hatte, bemerkte Madame Morrel, nämlich daß ihr Mann auf gestempeltem Papier schrieb. Der schreckliche Gedanke durchzuckte sie, daß er dabei war, sein Testament zu machen. Sie zitterte an allen ihren Gliedern, doch besaß sie die Kraft, nichts verlauten zu lassen.

Am folgenden Tag schien Monsieur Morrel völlig ruhig. Er blieb wie gewöhnlich in seinem Büro, kam wie immer zum Frühstück hinab, nur winkte er nach dem Mittagessen seiner Tochter, sich an seine Seite zu setzen, schlang seinen Arm um den Kopf seines Kindes und drückte ihn lange an seine Brust. Am Abend sagte Julie zu ihrer Mutter, ihr sei aufgefallen, daß das Herz ihres Vaters, obgleich er so ruhig schien, doch heftig pochte.

Die beiden folgenden Tage verstrichen ähnlich. Am Abend des 4. September verlangte Monsieur Morrel von seiner Tochter den Schlüssel zu seinem Arbeitszimmer zurück. Julie erzitterte bei diesem Verlangen, das ihr unheimlich war. Warum verlangte ihr Vater diesen Schlüssel von ihr zurück, den sie schon immer besaß und den man ihr in ihrer Kindheit nur abgenommen hatte, wenn man sie bestrafen wollte? Das junge Mädchen schaute Monsieur Morrel an.

»Was habe ich denn Böses getan, Vater«, fragte Julie, »daß Sie mir diesen Schlüssel abnehmen?«

»Nichts, mein Kind«, antwortete der unglückliche Morrel, dem bei dieser harmlosen Frage die Tränen in die Augen schossen, »ich brauche ihn nur.«

Julie tat, als ob sie den Schlüssel suchte.

»Ich habe ihn wahrscheinlich in meinem Zimmer gelassen«, sagte sie.

Sie entfernte sich. Aber anstatt in ihr Zimmer zu gehen, eilte

sie die Treppe hinab, um Emmanuel um Rat zu fragen.

»Geben Sie diesen Schlüssel Ihrem Vater auf keinen Fall zurück«, riet er ihr, »und weichen Sie morgen nicht von seiner Seite, wenn es möglich ist.«

Sie versuchte Emmanuel auszufragen, doch dieser wußte sonst nichts oder wollte sonst nichts sagen.

Während der ganzen Nacht vom 4. auf den 5. September lauschte Madame Morrel an der hölzernen Wandvertäfelung. Bis drei Uhr morgens hörte sie ihren Gatten aufgeregt in seinem Zimmer auf und ab gehen. Erst um drei Uhr warf er sich auf sein Bett. Die beiden Frauen brachten die Nacht miteinander zu. Seit dem Vorabend erwarteten Sie Maximilien.

Um acht Uhr begab sich Monsieur Morrel in ihr Zimmer, er war ruhig, aber man konnte die Aufregung der Nacht von seinem blassen und eingefallenen Gesicht ablesen. Morrel benahm sich herzlicher gegen seine Frau und zärtlicher gegen seine Tochter, als er es jemals getan hatte. Er konnte nicht genug davon bekommen, das arme Kind anzuschauen und zu küssen. Julie erinnerte sich der Empfehlung Emmanuel und wollte ihrem Vater folgen, als er den Raum verließ, aber dieser schob sie sanft zurück.

»Bleib bei der Mutter«, sagte er.

Julie wollte darauf beharren.

»Ich will es so«, äußerte Morrel.

Dies war das erstemal, daß Morrel zu seiner Tochter sagte: »Ich will es so.« Er sagte es aber in einem Ton von so väterlicher Milde, daß Julie keinen Schritt vorwärts zu tun wagte. Sie blieb auf derselben Stelle still und regungslos stehen. Einen Augenblick danach ging die Tür wieder auf, und sie fühlte sich von zwei Armen umschlungen und von einem Mund auf die Stirn geküßt. Sie blickte empor und brach in einen Jubelschrei aus.

»Maximilien! Mein Bruder!« rief sie.

Auf diesen Ausruf hin eilte Madame Morrel herbei und stürzte sich in die Arme ihres Sohnes.

»Meine Mutter«, fragte der junge Mann, abwechselnd Madame Morrel und ihre Tochter anschauend, »was gibt es denn, und was geht hier vor? Euer Brief hat mich erschreckt, und ich bin sofort herbeigeeilt!«

»Julie«, sagte Madame Morrel, wobei sie dem jungen Mann ein Zeichen gab, »sag deinem Vater, daß Maximilien soeben angekommen sei.«

Das junge Mädchen eilte zum Zimmer hinaus, aber auf der ersten Stufe der Treppe traf es auf einen Mann, der einen Brief in der Hand hielt.

»Sind Sie nicht Mademoiselle Julie Morrel?« fragte er mit einem sehr ausgeprägten italienischen Akzent.

»Ja, Monsieur«, stammelte Julie, »doch was wollen Sie von mir? Ich kenne Sie nicht.«

»Lesen Sie diesen Brief«, versetzte der Mann und reichte ihr ein Schreiben. Julie zögerte.

»Es handelt sich um das Wohl Ihres Vaters!« setzte der Bote hinzu.

Das junge Mädchen griff rasch nach dem Schreiben, riß es hastig auf und las:

Begeben Sie sich unverzüglich in die Allées de Meilhan. Treten Sie in das Haus Nummer 15, und verlangen Sie vom Hausmeister den Schlüssel für das Zimmer des fünften Stockwerks. Gehen Sie in dieses Zimmer, nehmen Sie von der Ecke des Kamins eine aus roter Seide gewebte Börse und bringen Sie diese Börse Ihrem Vater. Es ist sehr wichtig, daß er sie vor elf Uhr erhält. Sie haben versprochen, mir blindlings zu gehorchen. Ich erinnere Sie hiermit an Ihr Versprechen.

SINDBAD DER SEEFAHRER

Das junge Mädchen stieß einen Freudenschrei aus, schaute empor, suchte den Mann, der ihr das überbracht hatte, doch er war verschwunden. Sie warf dann ihre Blicke wieder auf das Schreiben, um es ein zweites Mal zu lesen, und bemerkte eine Nachschrift. Sie las:

Es ist außerordentlich wichtig, daß Sie diese Mission persönlich und allein vollziehen. Kämen Sie in Begleitung oder erschiene eine andere ab Sie, so würde der Hausmeister antworten, er wisse nicht, was man wolle.

Diese Nachschrift bremste die Euphorie des jungen Mädchens gewaltig. Hatte sie wirklich nichts zu befürchten? War es nicht irgendeine Falle, die man ihr legte? In ihrer Unschuld kannte sie die Gefahren nicht, die ein junges Mädchen in ihrem Alter bedrohen konnten. Aber man braucht die Gefahr nicht zu kennen, um sie zu fürchten. Es ist sogar auffällig, daß gerade die unbekannten Gefahren einem den größten Schrecken einflößen.

Julie zögerte. Sie beschloß, um Rat zu fragen, doch infolge eines sonderbaren Gefühls wandte sie sich weder an ihre Mutter noch an ihren Bruder, sondern an Emmanuel. Sie ging hinab, erzählte ihm, was ihr an dem Tag widerfahren war, an dem der Bevollmächtigte des Hauses Thomson & French zu ihrem Vater gekommen war. Dann berichtete sie ihm von der Szene auf der Treppe, wiederholte ihm ihr Versprechen und zeigte ihm den Brief.

»Sie müssen hingehen, Mademoiselle«, sagte Emmanuel.

»Hingehen?« murmelte Julie.

»Ja, ich werde Sie hinbegleiten.«

»Aber haben Sie nicht gesehen, daß ich allein kommen

soll?« fragte Julie.

»Sie werden auch allein sein«, antwortete der junge Mann. »Ich werde Sie an der Ecke der Rue du Musée erwarten, und sollten Sie so lange ausbleiben, daß ich mir Sorgen machen muß, dann werde ich zu Ihnen laufen, und wehe denen – dafür stehe ich Ihnen gut –, von denen Sie mir sagen sollten, daß Sie Ursache hätten, sich über sie zu beschweren.«

»Ihr Rat also, Emmanuel«, fragte das junge Mädchen zögernd, »ist, daß ich dieser Einladung folge?«

»Ja. Hat Ihnen der Bote nicht gesagt, daß es sich um das Wohl Ihres Vaters handle?«

»Aber welche Gefahr droht ihm denn eigentlich?« fragte das junge Mädchen.

Emmanuel war einen Augenblick unschlüssig. Doch der Wunsch, das junge Mädchen mit einem Schlag und ohne Aufschub zu einem Entschluß zu bringen, verdrängte alle Bedenken in ihm.

»Hören Sie«, sagte er zu ihr, »wir haben heute den 5. September, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ihr Vater muß heute um elf Uhr etwa dreihunderttausend Francs bezahlen.«

»Ja, das wissen wir.«

»Nun«, versetzte Emmanuel, »er hat nicht einmal fünfzehntausend in der Kasse.«

»Was wird also geschehen?«

»Es wird geschehen, daß, wenn Ihr Vater vor elf Uhr nicht jemand gefunden hat, der ihm zu Hilfe kommt, Ihr Vater um Mittag gezwungen sein wird, sich für bankrott zu erklären.«

»Oh! Kommen Sie! Kommen Sie doch!« rief das junge Mädchen aus und zerrte den jungen Mann hinter sich her.

Inzwischen hatte Madame Morrel ihrem Sohn alles erzählt.

Der junge Mann wußte zwar, daß infolge der Unglücksfälle, die seinem Vater Schlag auf Schlag widerfahren waren, in den Ausgaben des Hauses große Reformen eingetreten waren, daß es aber schon so weit gekommen war, wußte er nicht. Er verharrte am Boden zerstört, dann stürmte er plötzlich aus dem Zimmer und eilte die Treppe hinauf, denn er vermutete seinen Vater in seinem Arbeitszimmer. Doch er klopfte vergebens. Vor der Tür des Arbeitszimmers stehend, hörte er, wie sich die zur Wohnung öffnete. Er wandte sich um und sah seinen Vater. Anstatt sich gleich wieder in sein Arbeitszimmer zu begeben, war Monsieur Morrel zunächst in sein Zimmer zurückgekehrt und trat erst jetzt heraus.

Monsieur Morrel stieß einen Schrei der Überraschung aus, als er Maximilien erblickte. Er wußte nichts von der Ankunft des jungen Mannes. Unbeweglich blieb er auf der Stelle stehen und drückte mit seinem linken Arm einen Gegenstand, den er unter seinem Gehrock verborgen hielt.

Maximilien lief die Treppe hinab und fiel seinem Vater um den Hals. Aber plötzlich fuhr er zurück und ließ nur seine rechte Hand auf Morrels Brust liegen.

»Mein Vater«, fragte er leichenblaß, »warum haben Sie denn ein paar Pistolen unter Ihrem Gehrock?«

»Oh! Ich habe es befürchtet«, antwortete Morrel nur.

»Mein Vater... mein Vater! Um Himmels willen«, rief der junge Mann aus, »wozu diese Waffen?«

»Maximilien«, erwiderte Morrel und schaute seinem Sohn fest in die Augen, »du bist ein Mann, ein Ehrenmann. Komm, ich will es dir sagen.«

Und Morrel ging mit sicherem Schritte in sein Arbeitszimmer hinauf, während Maximilien ihm wankend folgte. Morrel öffnete die Tür und verschloß sie wieder hinter seinem Sohn. Dann schritt er durch das Vorzimmer in das Büro, legte seine Pistolen auf die Ecke des Schreibtisches und wies mit der Fingerspitze auf ein aufgeschlagenes Rechnungsbuch. Darin

war der genaue Stand seiner Lage verzeichnet: Morrel mußte in einer halben Stunde zweihundertsiebenundachtzigtausend-fünfhundert Francs bezahlen und besaß alles in allem fünfzehntausendzweihundertsiebenundfünfzig Francs.

»Lies!« sagte Morrel.

Der junge Mann las und blieb einen Augenblick wie vernichtet stehen. Morrel sprach kein Wort: Was hätte er auch sagen können, um dem unerbittlichen Urteilsspruch der Zahlen etwas hinzuzufügen?

»Und Sie haben alles getan, mein Vater«, fragte der junge Mann nach einer kurzen Pause, »um diesem Unglück vorzubeugen?«

»Ja«, antwortete Morrel.

»Können Sie auf keinen eingehenden Ausstand rechnen?«

»Auf keinen.«

»Haben Sie alle Ihre Mittel erschöpft?«

»Alle.«

»Und in einer halben Stunde...«, setzte er mit düsterer Stimme hinzu, »ist unser Name entehrt?«

»Das Blut wäscht die Entehrung ab«, sagte Morrel.

»Sie haben recht, mein Vater«, erwiderte der Sohn, »und ich verstehe Sie.« Dann fügte er, die Hand nach den Pistolen ausstreckend, hinzu: »Eine für Sie und eine für mich. Danke!«

Morrel hielt seine Hand fest.

»Und deine Mutter... und deine Schwester... wer wird sie ernähren?«

Ein Schauer überlief den Körper des jungen Mannes.

»Mein Vater«, fragte er, »wollen Sie mir etwa damit sagen, ich solle leben?«

»Ja, das sage ich dir«, entgegnete Morrel, »denn es ist deine Pflicht. Du hast einen ruhigen und starken Geist, Maximilien... Maximilien, du bist kein Durchschnittsmensch. Ich

befehle dir nichts, ich gebiete dir nichts, ich sage nur zu dir: Prüfe die Lage, als ob du ein Außenstehender wärest, und urteile dann selbst.«

Der junge Mann überlegte einen Augenblick, dann blitzte ein Ausdruck erhabener Resignation in seinen Augen. Nun legte er mit einer langsamen und traurigen Bewegung die beiden Epauletten, seine Rangabzeichen, ab.

»Gut«, sagte er und reichte Morrel die Hand, »sterben Sie in Frieden, ich werde leben.«

Morrel setzte schon an, seinem Sohn zu Füßen zu fallen. Maximilien zog ihn an sich heran, und diese beiden edlen Herzen schlugen einen Augenblick dicht aneinander.

»Du weißt, daß es nicht meine Schuld ist«, flüsterte Morrel. Maximilien lächelte.

»Ich weiß, mein Vater, daß Sie der ehrlichste Mann sind, den ich jemals gesehen habe.«

»Gut. Damit wären wir fertig. Kehre nun zu deiner Mutter und zu deiner Schwester zurück!«

»Mein Vater«, bat der junge Mann und beugte das Knie, »segnen Sie mich!«

Morrel nahm den Kopf seines Sohnes zwischen seine beiden Hände, neigte sich zu ihm, küßte ihn mehrmals und sagte: »O ja, ja, ich segne dich in meinem Namen und im Namen von drei Generationen untadeliger Männer. Höre also, was sie durch meine Stimme zu dir sagen: Das Gebäude, welches das Unglück zerstört hat, kann die Zukunft wieder aufbauen. Wenn sie mich einen solchen Tod sterben sehen, werden die Unerbittlichen Mitleid mit mir fühlen. Vielleicht wird man Dir die Zeit vergönnen, die man mir verweigert hätte. Sorge dafür, daß nie das Wort ›ehrlos‹ fällt. Geh ans Werk, arbeite, junger Mann, kämpfe eifrig und mutig. Lebe mit deiner Mutter und Schwester auf das Notwendigste beschränkt, damit Tag für Tag das Vermögen jener, denen ich etwas schulde,

unter deinen Händen sich vermehre und Früchte trage. Bedenke, daß der Tag der Rehabilitation ein schöner Tag, ein erhabener Tag, ein feierlicher Tag sein wird, der Tag, an dem du in diesem Büro sagen wirst: »Mein Vater ist gestorben, weil er das nicht tun konnte, was ich jetzt tue. Aber er ist unbesorgt und ruhig gestorben, weil er sterbend wußte, daß ich es tun würde.««

»Oh! Mein Vater, mein Vater«, rief der junge Mann aus, »und wenn Sie dennoch weiterleben könnten?«

»Wenn ich weiterlebe, ist alles verloren, wenn ich weiterlebe, verwandelt sich die Anteilnahme in Zweifel, das Mitleid in Erbitterung. Wenn ich weiterlebe, bin ich nur mehr ein Mann, der sein Wort nicht gehalten, der seine Verpflichtungen nicht erfüllt hat, kurz ich bin nur mehr ein Bankrotteur. Wenn ich dagegen sterbe, bedenke es, Maximilien, ist mein Leichnam nur mehr der eines unglücklichen ehrlichen Mannes. Lebe ich, meiden meine besten Freunde mein Haus. Sterbe ich, folgt mir ganz Marseille weinend zu meiner letzten Behausung. Lebe ich, bringt mein Name dir Schande. Sterbe ich, kannst du hocherhobenen Hauptes sagen: »Ich bin der Sohn dessen, der sich getötet hat, weil er zum erstenmal gezwungen war, sein Wort nicht zu halten.««

Der junge Mann seufzte, aber er schien sich zu fügen. Dies war zum zweiten Mal, daß die Überzeugung nicht in sein Herz, aber in seinen Verstand drang.

»Und nun«, sagte Morrel, »laß mich allein und versuche, die Frauen fernzuhalten.«

»Wollen Sie meine Schwester nicht mehr sehen?« fragte Maximilien.

Eine letzte und leise Hoffnung lag für den jungen Mann in einem solchen letzten Treffen. Deshalb schlug er es vor. Monsieur Morrel schüttelte den Kopf.

»Ich habe sie heute morgen gesehen«, antwortete er, »und sagte ihr Lebewohl.«

»Haben Sie mir nicht noch irgendeinen besonderen Auftrag zu erteilen, mein Vater?« fragte Maximilien mit zitternder Stimme.

»Allerdings, mein Sohn, einen heiligen Auftrag.«

»Sprechen Sie, mein Vater!«

»Das Haus Thomson & French ist das einzige, welches aus Menschenfreundlichkeit, vielleicht auch aus Selbstsucht – aber es steht mir nicht zu, in den Herzen der Menschen zu lesen – Mitleid mit mir gehabt hat. Sein Bevollmächtigter, jener, der in zehn Minuten erscheinen wird, um einen Wechsel in Höhe von zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Francs einzulösen, hat mir drei Monate Aufschub nicht bewilligt, sondern angeboten. Dieses Haus soll zuerst bezahlt werden, mein Sohn, dieser Name sei dir heilig.«

»Ja, mein Vater«, sagte Maximilien.

»Und nun noch einmal, lebe wohl!« erwiderte Morrel.
»Geh, geh! Ich muß jetzt alleine sein. Du wirst mein Testament im Schreibtisch in meinem Schlafzimmer finden.«

Der junge Mann blieb erschlafft stehen. Er besaß zwar die Kraft des Willens, nicht aber die zur Ausführung.

»Höre, Maximilien«, sagte sein Vater, »stell dir vor, ich wäre Soldat wie du und erhielte den Befehl, eine Schanze zu nehmen, und du wüßtest, daß ich im Sturm auf dieser Schanze mit Sicherheit getötet würde, würdest du da nicht zu mir sagen, was du eben erst zu mir sagtest: ›Gehen Sie, mein Vater, denn Sie entehren sich, wenn Sie bleiben. Besser ist der Tod als die Schande!‹«

»Ja, ja«, gab der junge Mann zu, »ja!« Und Morrel krampfhaft in seine Arme schließend, rief er: »Gehen Sie mein Vater!« und stürzte zum Arbeitszimmer hinaus.

Nachdem sein Sohn hinausgerannt war, blieb Morrel mit starren Blicken auf die Tür einen Augenblick stehen. Dann streckte er die Hand aus, faßte den Klingelzug und schellte.

Nach kurzem Warten erschien Coclès.

Er war nicht mehr derselbe. Diese drei Tage hatten ihn gebrochen. Der Gedanke ›Das Haus Morrel wird seine Zahlungen einstellen‹ drückte ihn mehr zu Boden, als zwanzig weitere über sein Haupt hinweggezogene Jahre es hätten tun können.

»Mein guter Coclès«, sprach Morrel in einem Ton, dessen Ausdruck nicht zu beschreiben ist, »du wirst im Vorzimmer bleiben. Wenn jener Herr, welcher schon vor drei Monaten kam, du weißt, der Bevollmächtigte des Hauses Thomson & French, kommt, so melde ihn.«

Coclès antwortete nicht. Er nickte nur, setzte sich in das Vorzimmer und wartete.

Morrel sank wieder auf seinen Stuhl, sein Blick fiel auf die Pendeluhr: Es blieben ihm sieben Minuten, mehr nicht. Der Zeiger rückte mit einer unglaublichen Schnelligkeit vor. Er vermeinte ihn sich bewegen zu sehen.

Was in diesem äußersten Moment im Geiste dieses Mannes vorging, der, noch jung, sich infolge einer vielleicht falschen, aber wenigstens scheinbar begründeten Überlegung von allem trennen sollte, was er auf der Welt liebte, und jenes Leben verlassen, das für ihn alle Familienwonnen in sich schloß, läßt sich unmöglich schildern. Um eine Vorstellung davon zu bekommen, hätte man seine schweißbedeckte und dennoch schicksalsergebene Stirn, seine mit Tränen gefüllten und doch zum Himmel aufgeschlagenen Augen sehen müssen.

Der Zeiger rückte immer weiter vor, die Pistolen waren geladen. Er streckte die Hand aus, ergriff eine und murmelte den Namen seiner Tochter.

Dann legte er die tödliche Waffe hin, nahm die Feder und schrieb einige Worte. Es kam ihm vor, er habe seinem geliebten Kind nicht genug Lebewohl gesagt.

Hierauf wandte er sich wieder zur Pendeluhr: Er zählte nicht mehr die Minuten, sondern die Sekunden.

Er führte die Waffe an den halbgeöffneten Mund und starrte den Zeiger an. Er bebte bei dem Geräusch, das er selbst machte, als er den Hahn spannte. In diesem Moment quoll ein noch kälterer Schweiß aus seiner Stirn, eine noch tödlichere Angst krampfte sein Herz zusammen.

Er hörte die Tür zum Treppenabsatz in ihren Angeln knarren, dann jene seines Arbeitszimmers sich öffnen. Die Pendeluhr würde gleich elf Uhr schlagen.

Morrel drehte sich nicht um. Er erwartete, von Coclès die Worte zu hören: »Der Bevollmächtigte des Hauses Thomson & French« und näherte die Waffe seinem Mund...

Plötzlich vernahm er einen Schrei. Es war die Stimme seiner Tochter. Er wandte sich um und erblickte Julie. Die Pistole entglitt seinen Händen.

»Mein Vater!« rief das junge Mädchen atemlos und fast vor Freude sterbend aus. »Gerettet! Sie sind gerettet!« Und sie stürzte in seine Arme, eine rote, aus Seide gewebte Börse mit einer Hand emporhaltend.

»Gerettet, mein Kind?« fragte Morrel. »Was willst du damit sagen?«

»Ja, gerettet! Sehen Sie! Sehen Sie!« strahlte das Mädchen.

Morrel nahm die Börse und bebte, denn eine dunkle Erinnerung sagte ihm, daß sie einst ihm gehört habe. In dem einen Fach befand sich der Wechsel über zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Francs. Der Wechsel war quittiert. In der anderen lag ein Diamant von der Größe einer Haselnuß gemeinsam mit den drei auf ein kleines Stück Pergament geschriebenen Worten: »Mitgift für Julie.«

Morrel fuhr mit der Hand über seine Stirn. Er glaubte zu träumen. In diesem Augenblick schlug die Pendeluhr elf Uhr. Die Glocke klang für ihn, als würde jeder Schlag des stählernen Hämmerchens auf seinem eigenen Herzen dröhnen.

»Aber, mein Kind«, sagte er, »erkläre dich. Wo hast du die-

se Börse gefunden?«

»In einem Hause in den Allées de Meilhan, Nummer 15, auf der Ecke des Kamins in einer armseligen kleinen Kammer im fünften Stock.«

»Aber diese Börse gehört dir nicht«, rief Morrel aus.

Julie reichte dem Vater den Brief, den Sie am Morgen erhalten hatte.

»Und du warst allein in diesem Haus?« fragte Morrel, nachdem er den Brief gelesen hatte.

»Emmanuel begleitete mich, mein Vater. Er sollte an der Ecke der Rue du Musée auf mich warten, aber seltsamerweise war er bei meiner Rückkehr nicht mehr dort.«

»Monsieur Morrel!« rief eine Stimme auf der Treppe.
»Monsieur Morrel!«

»Das ist seine Stimme«, sagte Julie.

Zu gleicher Zeit trat Emmanuel ein, mit einem vor Freude und Rührung verstörten Gesichtsausdruck.

»Die *Pharaon*!« brüllte er. »Die *Pharaon*!«

»Wie, was? Die *Pharaon*! Sind Sie verrückt geworden, Emmanuel? Sie wissen doch, daß sie gesunken ist.«

»Die *Pharaon*, Monsieur! Die Hafenwache signalisiert die *Pharaon*! Die *Pharaon* läuft in den Hafen ein!«

Morrel sank auf seinem Stuhl zurück. Die Kräfte versagten ihm. Sein Verstand sträubte sich, diese Aneinanderreihung von unglaublichen, unerhörten, märchenhaften Ereignissen zu begreifen. Aber nun trat auch sein Sohn ein.

»Mein Vater«, rief Maximilien aus, »warum sagten Sie denn, daß die *Pharaon* gesunken sei? Die Hafenwache hat sie signalisiert, und sie läuft in den Hafen ein, sagt man.«

»Meine Freunde«, sagte Morrel, »wenn es so wäre, müßte man an ein Wunder Gottes glauben! Unmöglich! Unmöglich!«

Aber was wirklich und zugleich nicht weniger unglaublich war, war diese Börse, die er in seiner Hand hielt, war dieser quittierte Wechsel, war dieser prächtige Diamant.

»Ach, Monsieur!« fragte nun auch Coclès. »Was soll dies heißen? Die *Pharaon*?«

»Auf, meine Kinder«, versetzte Morrel und erhob sich, »laßt uns schauen, und Gott möge Mitleid mit uns haben, wenn es eine falsche Nachricht ist.«

Sie gingen hinab. Mitten auf der Treppe wartete Madame Morrel. Die arme Frau hatte nicht gewagt hinaufzugehen.

Einen Augenblick später standen sie auf der Canebière. Eine Menschenmenge drängte sich um das Hafenbecken. Die Menge öffnete sich vor Morrel.

»Die *Pharaon*! Die *Pharaon*!« riefen alle wie aus einem Munde.

In der Tat... eine wunderbare, unerhörte Sache! Dem Turm von Saint-Jean gegenüber warf ein Schiff den Anker aus, auf dessen Heck mit weißen Buchstaben geschrieben stand: *Pharaon*, Morrel & Sohn, Marseille. Es entsprach im Tonnengehalt der anderen *Pharaon*, und war wie die andere mit einer Ladung Cochenille und Indigo beladen und strich soeben ihre Segel. Auf der Brücke erteilte Kapitän Gaumard seine Befehle, und Meister Penelon winkte Monsieur Morrel Zeichen.

Es gab keinen Zweifel: Das Zeugnis der Sinne war da, und zehntausend Menschen bestärkten dieses Zeugnis.

Als sich Morrel und sein Sohn auf dem Hafenkai unter lauten Beifallsbekundungen der ganzen Stadt, der Zeugin dieses Wunders, umarmten, murmelte ein Mann, dessen Gesicht zur Hälfte von einem schwarzen Bart bedeckt war und der hinter dem Schilderhaus eines Wachsoldaten diese Szene mir Rührung betrachtete, die Worte: »Sei glücklich, edles Herz. Sei gesegnet für alles Gute, das du getan hast und noch tun wirst, und möge meine Dankbarkeit unbekannt bleiben wie deine Wohltat!«

Und mit einem Lächeln, worin sich Freude und Glück offenbarten, verließ er den Blickschutz, hinter dem er sich versteckt hatte, und ging, ohne daß ihn jemand beachtete – so sehr war jeder mit dem Ereignis des Tages beschäftigt –, eine von jenen kleinen Treppen hinab, die als Anlegeplatz dienen, und rief dreimal: »Jacopo! Jacopo! Jacopo!«

Dann fuhr eine Schaluppe auf ihn zu, nahm ihn an Bord und brachte ihn zu einer reich getakelten Jacht, auf deren Verdeck er sich mit der Leichtigkeit eines Seemanns schwang. Von da schaute er noch einmal zu Morrel hinüber, der, vor Freude weinend, unter den Leuten herzliche Händedrucke austeilte und mit verklärtem Blick jenem unsichtbaren Wohltäter dankte, den er im Himmel zu suchen schien.

»Und jetzt«, sagte der unbekannte Mann, »lebt wohl, Güte, Menschenfreundlichkeit, Dankbarkeit... lebt wohl, ihr sämtlichen Gefühle, die das Herz aufgehen lassen!... Ich habe mich an die Stelle der Vorsehung gesetzt, um die Guten zu belohnen... Jetzt möge der Gott der Rache mir sein Amt abtreten, um die Bösen zu bestrafen!«

Bei diesen Worten gab er ein Zeichen, und wie wenn die Jacht nur dieses Zeichen abgewartet hätte, um loszusegeln, stach sie sofort in See.

31. KAPITEL

Italien – Sindbad der Seefahrer

Gegen Anfang des Jahres 1838 hielten sich in Florenz zwei junge Leute auf, die zur elegantesten Gesellschaft von Paris gehörten: Der eine war der Vicomte Albert de Morcerf, der andere der Baron Franz d'Epinay. Sie hatten miteinander vereinbart, den Karneval in diesem Jahr in Rom zuzubringen, wo Franz, der sich seit beinahe vier Jahren in Italien aufhielt, Al-

bert als Fremdenführer dienen wollte.

Da es nun aber keine unbedeutende Angelegenheit ist, den Karneval in Rom zu erleben, zumal wenn man keine Lust hat, auf der Piazza del Popolo oder auf dem Campo Vaccino zu schlafen, schrieben sie an Meister Pastrini, Eigentümer des »Hôtel d'Espagne« an der Piazza di Spagna, um ihn zu ersuchen, ihnen eine komfortable Suite zu reservieren.

Meister Pastrini antwortete, daß er nur mehr zwei Zimmer und eine Kammer *al secondo piano*, also im zweiten Stock, zu ihrer Verfügung habe, die er ihnen für den bescheidenen Preis von einem Louisdor pro Tag überlassen könne. Die jungen Leute nahmen an, dann reiste Albert, um die kurze Zeit zu nutzen, die ihm blieb, nach Neapel. Franz blieb in Florenz.

Nachdem er eine Zeitlang das Leben genossen hatte, welches die Stadt der Medici bietet, als er genug in diesem Garten Eden, Casine genannt, gelustwandelt und von den prachtliebenden Gastgebern empfangen worden war, die Florenz Bewunderung bringen, verfiel er auf die Idee, weil er Korsika, Bonapartes Wiege, schon kannte, sich auch die Insel Elba anzusehen, diese bedeutende Zwischenstation Napoleons.

Eines Abends also machte er eine Barchetta von ihrem eisernen Ring los, der sie im Hafen von Livorno festhielt, legte sich in seinen Mantel gehüllt ans Heck und sprach zu den Seeleuten bloß die Worte: »Zur Insel Elba!«

Die Barke verließ den Hafen, wie der Seevogel sein Nest verläßt, und am folgenden Tag legte Franz in Porto Ferraio an. Franz durchwanderte die kaiserliche Insel, nachdem er allen Spuren gefolgt war, welche die Schritte des Riesen darauf zurückgelassen hatten, und schiffte sich weiter Richtung Marciana ein.

Zwei Stunden nachdem er vom Land geschieden war, betrat er wieder neues und landete auf der Insel Pianosa, wo, wie man ihm versichert hatte, unzählige Schwärme von roten Rebhühnern auf ihn warteten. Die Jagd fiel schlecht aus.

Franz schoß mit großer Mühe einige magere Rebhühner und bestieg seine Barke wieder mit ziemlich schlechter Laune wie jeder Jäger, der sich erfolglos bemüht hat.

»Ah! Wenn Eure Exzellenz wollten«, sagte der Schiffsführer zu ihm, »so könnten Sie doch noch zu einer schönen Jagd kommen.«

»Und wo?«

»Sehen Sie jene Insel?« fuhr der Mann fort, den Finger gegen Mittag ausstreckend und auf ein kegelförmiges Massiv deutend, das mitten aus dem indigoblauen Meer emporwuchs.

»Und was ist das für eine Insel?« fragte Franz.

»Die Insel Monte Christo«, antwortete der Livornese.

»Ich habe aber keine Erlaubnis, auf dieser Insel zu jagen.«

»Eure Exzellenz bedürfen keiner. Die Insel ist unbewohnt.«

»Donnerwetter!« entfuhr es dem jungen Mann. »Eine unbewohnte Insel mitten im Mittelmeer. Das ist aber seltsam.«

»Und leicht erklärbar, Exzellenz. Diese Insel ist eine Felsenbank, und auf ihrer ganzen Fläche gibt es vielleicht nicht einen einzigen Morgen urbaren Landes.«

»Und wem gehört diese Insel?«

»Der Toskana.«

»Was für Wild werde ich dort vorfinden?«

»Tausende von Wildziegen.«

»Die davon leben, die Steine abzulecken?« fragte Franz mit einem ungläubigen Lächeln.

»Nein, indem sie das Heidekraut, die Myrten, die Mastixbäume abweiden, die in den Felsspalten wachsen.«

»Aber wo kann ich übernachten?«

»An Land in einer der Grotten oder an Bord in Ihrem Mantel. Übrigens können wir, wenn Eure Exzellenz wollen, unmittelbar nach der Jagd wieder losfahren. Sie wissen, daß wir bei Nacht wie bei Tag fahren und, wenn uns die Segel ihren

Dienst versagen, noch die Ruder haben.«

Da Franz Zeit genug blieb, wieder zu seinem Gefährten zu kommen, und sich um seine Unterkunft in Rom nicht mehr zu kümmern brauchte, nahm er den Vorschlag an, sich für seine erste Jagd hier zu entschädigen. Auf seine bejahende Antwort entwickelte sich unter den Matrosen ein leiser Wortwechsel.

»Nun«, fragte er, »was ist denn jetzt schon wieder los? Sollte sich etwas ergeben haben, das unser Vorhaben unmöglich macht?«

»Nein«, antwortete der Kapitän, »aber wir müssen Eure Exzellenz davon in Kenntnis setzen, daß die Insel verrufen ist.«

»Was soll das heißen?«

»Es soll heißen, daß die Insel, weil Monte Christo unbewohnt ist, bisweilen Schmugglern und Seeräubern, die aus Korsika, Sardinien oder Afrika kommen, als Ankerplatz dient. Wenn jetzt irgendein Anzeichen unseren Aufenthalt auf der Insel verrät, werden wir nach unserer Rückkehr nach Livorno genötigt sein, sechs Tage lang in Quarantäne zu bleiben.«

»Teufel auch! Dies ändert die Lage natürlich! Sechs Tage! Gerade so viele Tage hat Gott gebraucht, um die Welt zu erschaffen. Das ist wohl etwas lang, Leuten.«

»Aber wer wird verraten, daß Eure Exzellenz auf Monte Christo waren?«

»Oh! Ich nicht!« rief Franz aus.

»Wir auch nicht«, erwiderten die Matrosen.

»Also dann, auf nach Monte Christo.«

Der Kapitän befahl das Manöver. Man nahm Kurs auf die Insel, und die Barke begann sich in ihrer neuen Richtung zu bewegen. Franz wartete, bis das Manöver ausgeführt war. Sobald der neue Weg eingeschlagen und das Segel vom Wind gebläht war und die vier Seeleute wieder ihre Plätze eingenommen hatten, drei vorne, einer am Steuerruder, knüpfte er das Gespräch wieder an.

»Mein lieber Gaetano«, sagte er zum Kapitän, »Ihr habt mir soeben gesagt, wenn ich mich recht erinnere, daß die Insel Monte Christo Schmugglern und Seeräubern als Zufluchtsort dient. Dies scheint mir doch ein anderes Wild zu sein als Ziegen.«

»Ja, Exzellenz, und es ist die Wahrheit.«

»Ich wußte zwar um die Existenz von Schmugglern, aber ich dachte, daß es seit der Eroberung Algiers und der Beendigung der dortigen Regentschaft Seeräuber nur mehr in den Romanen von Cooper und Kapitän Marryat gibt.«

»Nun, Eure Exzellenz täuschen sich. Es gibt Seeräuber wie Banditen, die man seit Papst Leo XII. für ausgerottet hält und die dennoch täglich die Reisenden selbst direkt vor den Toren Roms anhalten. Haben Sie nicht davon gehört, daß vor knapp sechs Monaten der Gesandte des Heiligen Stuhls für französische Angelegenheiten fünfhundert Schritte von Velletri entfernt ausgeplündert wurde?«

»Allerdings.«

»Na also. Wenn Eure Exzellenz in Livorno wohnen würden, so könnten Sie von Zeit zu Zeit vernehmen, daß ein kleines, mit Waren beladenes Schiff oder irgendeine hübsche englische Jacht, die man in Bastia, Porto Ferraio oder Civitavecchia erwartete, nicht angekommen sei. Niemand wisse, was aus ihr geworden sei, und man wird vermuten, daß sie zweifellos an irgendeinem Felsen zerschellt sei. Nun ist aber dieser Felsen, auf den sie stieß, eine niedrige und schmale, mit sechs bis acht Leuten bemannte Barke, die sie in einer finsternen oder stürmischen Nacht hinter dem Vorsprang irgendeiner wüsten und unbewohnten kleinen Insel überfallen und ausgeplündert haben, wie Banditen eine Postkutsche am Waldesrand anhalten und ausrauben.«

»Aber warum«, fragte Franz, immer noch in seiner Barke hingestreckt, »beschweren sich jene nicht, denen so etwas zustößt? Warum rufen sie nicht die Rache der französischen,

sardinischen oder toskanischen Regierung auf diese Seeräuber herab?»

»Warum?« fragte Gaetano mit einem Lächeln. »Weil man zunächst aus dem Schiff oder der Jacht alles, was man brauchen kann, in die Barke transportiert, dann der Mannschaft die Hände und Füße bindet, an den Hals eines jeden Mannes einen Vierundzwanzigpfünder bindet, in den Rumpf des geenterten Schiffes ein Loch vom Durchmesser eines großen Fasses bricht, wieder an Deck steigt, die Luken schließt und sich auf die Barke begibt. Nach Verlauf von zehn Minuten beginnt das Schiff zu seufzen und zu stöhnen. Nach und nach sinkt es. Anfangs taucht eine Seite unter, dann die andere, dann steigt es nochmal empor, dann taucht es wieder unter, weiter absackend, immer tiefer. Plötzlich erdröhnt ein Krachen gleich einem Kanonendonner: Das ist die Luft, die das Oberdeck zersprengt. Nun hüpf das Schiff hin und her wie ein Ertrinkender, der sich abstrampelt, bei jeder Regung sich nur noch mehr betäubend. Bald spritzt das in den Hohlräumen allzu gepreßte Wasser aus allen Öffnungen heraus, gleich flüssigen Säulen, die irgendein riesiger Walfisch aus seinen Kiemen schießt. Endlich stößt es ein letztes Röcheln aus, dreht sich zum letztenmal um sich selbst und versinkt, in den Abgrund einen ungeheuren Trichter höhlend, der einen Augenblick wirbelt, sich nach und nach ausfüllt und zuletzt völlig einebnet, so daß nach fünf Minuten das Auge Gottes nötig ist, um auf dem Grund dieses ruhigen Meeres das verschwundene Schiff zu suchen. Verstehen Sie jetzt«, schloß der Kapitän lächelnd, »warum das Schiff nicht in den Hafen zurückkehrt und warum die Mannschaft sich nicht beklagt?«

Hätte Gaetano die Sache vor dem Vorschlag der Expedition erzählt, so hätte Franz sie sich wahrscheinlich zweimal überlegt, bevor er sich dazu entschloß. Allein, die Barke wogte in der Richtung der Insel dahin, und es wäre ihm feige vorgekommen, jetzt noch von der Fahrt abzusehen. Er war einer jener Männern, die die Gefahr zwar nicht suchen, die aber,

wenn die Gefahr ihnen entgegenkommt, eine unerschütterliche Kaltblütigkeit bewahren, um sie zu bekämpfen. Er war einer von jenen Männern von ruhiger Willenskraft, die eine Gefahr im Leben nur wie einen Gegner im Duell betrachten, dessen Bewegungen sie berechnen, dessen Kraft sie studieren, die rechtzeitig zurückweichen, um wieder Atem zu schöpfen und doch nicht feige zu sein scheinen, und schließlich mit einem letzten Blick alle ihre Vorteile erforschend mit einem einzigen Stoß töten.

»Pah!« winkte er ab. »Ich bin durch Sizilien und Kalabrien gewandert, segelte zwei Monate lang im Archipel und sah niemals auch nur den Schatten eines Banditen oder eines Seeräubers.«

»Ich habe es Eurer Exzellenz auch nicht gesagt«, erwiderte Gaetano, »um Sie zu bewegen, auf Ihr Vorhaben zu verzichten. Sie fragten mich, und ich antwortete Ihnen, weiter nichts.«

»Ja, mein lieber Gaetano, und die Unterhaltung mit Ihnen ist auch hochinteressant. Da ich sie nun so lang als möglich zu genießen wünsche, so geht's auf nach Monte Christo!«

Inzwischen näherte man sich rasch dem Reiseziel. Es wehte eine frische Brise, und die Barke legte fünf bis sechs Meilen in der Stunde zurück. Je näher man der Insel kam, desto mächtiger schien sie aus dem Schoße des Meeres aufzutau-chen. Durch die klare Atmosphäre der letzten Strahlen des Tages hindurch konnte man, wie die Kugeln in einem Zeughaus, die Haufen von aufeinandergeschichteten Felsen erkennen, in deren Zwischenräumen das Heidekraut sich rötete und die Bäume grüntem.

Was die Matrosen betrifft, so waren sie, obwohl sie völlig unbekümmert schienen, doch offenbar ausgesprochen wachsam. Ihr Blick schweifte ständig über den unermeßlichen Spiegel, auf dem sie dahinglitten und dessen Horizont nur einige Fischerbarken mit ihren weißen Segeln bevölkerten,

schaukelnd wie Möwen auf den Kämmen der Wellen.

Sie waren nur mehr rund fünfzehn Meilen von Monte Christo entfernt, als die Sonne hinter Korsika unterzugehen begann, dessen Berge rechts auftauchten. Sie schnitt düstere Zacken am Himmel aus und erhellte noch die äußersten Spitzen dieser Steinmasse, die wie der Riese Adamastor vor der Barke aufragte. Nach und nach stieg das Dunkel aus dem Meer empor und schien den letzten Widerschein des erlöschenden Tages vor sich herzutreiben. Zuletzt wurde der leuchtende Strahl auf den Gipfel des Kegels zurückgedrängt, wo er einen Augenblick still stand wie der flammende Helmbusch eines Vulkans. Am Ende erklomm das immer mehr zunehmende Dunkel stufenweise die Zinne, wie es die Grundmauern zuvor umhüllt hatte, und die Insel erschien nur mehr wie ein grauer, immer dunkler werdender Berg. Eine halbe Stunde danach war es finstere Nacht.

Zum Glück waren die Seeleute mit dieser Meeresgegend vertraut und kannten den unbedeutendsten Felsen des toskanischen Archipels. Denn inmitten der tiefen Finsternis, welche die Barke umgab, hätte sich auch Franz langsam Sorgen gemacht. Korsika war gänzlich verschwunden, sogar die Insel Monte Christo unsichtbar geworden. Aber die Matrosen schienen wie Luchse auch im Finstern sehen zu können, und der Steuermann zeigte nicht die geringste Unschlüssigkeit.

Ungefähr eine Stunde war seit dem Sonnenuntergang verstrichen, als Franz auf eine Viertelmeile links voraus eine düstere Masse zu bemerken glaubte. Aber es war gänzlich unmöglich zu erkennen, was dies sei, daß er aus Besorgnis schwieg, die Heiterkeit der Matrosen zu erregen, wenn er vielleicht einige luftige Wolken für festes Land hielte. Plötzlich blitzte ein heller Schein am Ufer auf. Das Land mochte einer Wolke gleichen, aber dieses Feuer war sicher keine Sternschnuppe.

»Was bedeutet dieses Licht?« fragte Franz.

»Still!« zischte der Kapitän. »Das ist ein Feuer.«

»Aber Ihr habt doch gesagt, daß die Insel unbewohnt sei?«

»Ich sagte, daß sie keine ständigen Bewohner habe, aber ich sagte auch, daß sie ein Zufluchtsort für die Schmuggler sei.«

»Und für die Seeräuber?«

»Und für die Seeräuber«, wiederholte Gaetano, »deshalb befahl ich abzdrehen, denn wie Sie sehen, ist das Feuer jetzt hinter uns.«

»Aber dieses Feuer«, warf Franz ein, »scheint mir eher ein Grund zur Beruhigung als zur Besorgnis zu sein. Leute, die gesehen zu werden fürchten, hätten dieses Feuer nicht gemacht.«

»Oh! Dies heißt gar nichts«, äußerte Gaetano. »Wenn Sie inmitten der Finsternis die Lage der Insel beurteilen könnten, so würden Sie sehen, daß dieses Feuer, so wie es liegt, weder von Korsika noch von Pianosa, sondern nur vom offenen Meer aus erblickt werden kann.«

»Ihr fürchtet also, daß dieses Feuer uns unangenehme Gesellschaft ankündet?«

»Darüber müßte man sich Gewißheit verschaffen«, antwortete Gaetano, die Augen immer auf diesen irdischen Stern geheftet.

»Und wie können wir uns diese Gewißheit verschaffen?«

»Sie werden es sehen.«

Bei diesen Worten hielt Gaetano Rat mit seinen Gefährten, und nach einer Beratung von fünf Minuten führte man schweigend ein Manöver aus, durch das man die Barke im Handumdrehen gewendet hatte. Dann schlug man wieder die zuvor eingeschlagene Richtung ein, und einige Sekunden nach diesem Richtungswechsel verschwand das durch eine Veränderung des Terrains versteckte Feuer. Dann gab der Steuermann durch einen Druck des Ruders dem kleinen Fahrzeug eine neue Richtung. Es kam der Insel merklich näher

und war bald nur mehr etwa fünfzig Schritte davon entfernt.

Gaetano zog die Segel ein, und die Barke kam zum Stillstand. Alles war in der größten Stille vor sich gegangen, und übrigens war seit der Kursänderung an Bord keine Silbe gesprochen worden.

Gaetano, von dem der Vorschlag für die Expedition stammte, hatte die ganze Verantwortung übernommen. Die anderen drei Matrosen ließen ihn nicht aus den Augen und hielten die Ruder in Bereitschaft, um im Notfall mit kräftigen Schlägen fliehen zu können, was im Schutz der Finsternis nicht schwierig gewesen wäre.

Franz untersuchte seine Waffen mit jener Kaltblütigkeit, die wir an ihm kennen. Er hatte zwei Flinten mit Doppelläufen und einen Karabiner dabei, lud sie, versicherte sich der Munition und wartete.

Mittlerweile hatte der Kapitän seine Matrosenwindjacke und sein Hemd ausgezogen, sich die Hose um die Hüften gewunden, und da er barfußig war, brauchte er weder Schuhe noch Strümpfe abzulegen. Solchermaßen bekleidet, oder besser entkleidet, legte er einen Finger auf seine Lippen zum Zeichen absoluten Stillschweigens, ließ sich ins Meer gleiten und schwamm mit so großer Vorsicht dem Ufer zu, daß es unmöglich war, das leiseste Geräusch zu hören. Nur an der glänzenden Furche, die seine Bewegungen zogen, konnte man seiner Spur folgen.

Bald verschwand auch diese Furche. Gaetano hatte offenbar das Land erreicht.

Jedermann auf dem kleinen Boot verharrte eine halbe Stunde lang völlig unbeweglich, nach deren Ablauf man dieselbe schimmernde Furche am Ufer erscheinen und wieder auf die Barke zukommen sah. Nach wenigen Zügen hatte Gaetano die Barke erreicht.

»Nun?« fragten Franz und die drei Matrosen zugleich.

»Nun«, antwortete er, »es sind spanische Schmuggler. Aber

sie haben zwei korsische Banditen bei sich.«

»Und was suchen diese zwei korsischen Banditen bei spanischen Schmugglern?«

»Ach, mein Gott! Exzellenz«, versetzte Gaetano mit einer Stimme voll inniger christlicher Barmherzigkeit, »man muß einander beistehen. Oft sehen sich die Banditen zu Land von Gendarmen und Carabinieri ein wenig in die Enge getrieben. Nun ja, da finden sie eine Barke und in dieser Barke gute Gesellen wie uns. Sie ersuchen uns um Gastfreundschaft in unserem schwimmenden Haus. Wie kann man einem armen Teufel, der verfolgt wird, seinen Beistand versagen? Wir nehmen ihn auf und suchen zu unserer größeren Sicherheit das Weite. Das kostet uns nichts und rettet einem von unseren Mitmenschen das Leben oder wenigstens die Freiheit. Und eines Tages wird er sich für den ihm geleisteten Dienst dankbar erweisen, indem er uns eine gute Stelle bezeichnet, an der wir unsere Waren ausladen können, ohne von Neugierigen gestört zu werden.«

»Aha! Ihr seid also selbst auch ein wenig Schmuggler, mein lieber Gaetano?« fragte Franz.

»Ach ja, was wollen Exzellenz«, antwortete er mit einem unwiderstehlichen Lächeln, »man treibt von allem ein wenig. Man muß ja leben.«

»Ihr seid also mit den Leuten bekannt, die gerade auf Monte Christo kampieren?«

»So ziemlich. Wir Seeleute sind wie die Freimaurer, wir erkennen uns an gewissen Zeichen.«

»Und Ihr glaubt, daß wir nichts zu fürchten hätten, wenn wir ebenfalls an Land gingen?«

»Absolut nichts! Schmuggler sind keine Diebe!«

»Aber jene zwei korsischen Banditen...«, entgegnete Franz, im voraus alle möglichen Gefahren abwägend.

»Ah, mein Gott!« sagte Gaetano. »Es ist nicht ihre Schuld,

wenn sie Banditen sind, es ist die Schuld der Obrigkeit!«

»Wieso?«

»Ehrlich! Man verfolgt sie, weil sie ein Fell gemacht haben, weiter nichts, als ob es nicht in der Natur der Korsen läge, sich zu rächen.«

»Was versteht Ihr unter dem Ausdruck ›ein Fell machen‹? Einen Menschen ermorden?« forschte Franz weiter.

»Ich verstehe darunter, einen Feind getötet zu haben!« versetzte der Kapitän. »Das ist ein großer Unterschied.«

»Na ja!« sagte der junge Mann. »Bitten wir also diese Schmuggler und Banditen um Gastfreundschaft. Glaubt Ihr, daß sie sie uns gewähren?«

»Selbstverständlich!«

»Wie viele sind ihrer?«

»Drei, Exzellenz, und die zwei Banditen, das macht fünf!«

»Nun denn, genauso viele wie wir. Falls jene Herren böse Absichten erkennen ließen, wären wir gleich stark und folglich imstande, sie zu bezwingen. Also zum letzten Male, auf nach Monte Christo.«

»Jawohl, Exzellenz. Aber Sie werden uns doch erlauben, noch einige Vorsichtsmaßregeln zu treffen?«

»Warum nicht, mein Lieber! Seid weise wie Nestor und klug wie Odysseus. Ich tue noch mehr, als es zu erlauben. Ich bitte sogar darum.«

»Also dann, ruhig!« erwiderte Gaetano.

Jedermann schwieg. Für einen Mann, der wie Franz alle Dinge vom richtigen Standpunkt aus betrachtete, fehlte es der Lage, ohne gefährlich zu sein, nicht an einer gewissen Bedenklichkeit. Er befand sich in der tiefsten Finsternis, allein inmitten des Meeres, bei Seeleuten, die ihn nicht kannten und keinen Grund hatten, ihm ergeben zu sein, die zudem wußten, daß er in seinem Gürtel einige tausend Francs trug, und zehnmal, wenn nicht aus Habgier, so doch zumindest aus

Neugier, seine außergewöhnlich schönen Waffen betrachtet hatten. Ferner sollte er, ohne anderen Schutz als diese Leute, auf einer Insel landen, die einen sehr religiösen Namen trug, jedoch im Hinblick auf ihre Schmuggler und Banditen, Franz keine andere Gastfreundschaft zu verheißen schien, als jene, welche Christus auf dem Kalvarienberg fand. Auch erschien ihm jene Geschichte von den in den Meeresgrund gebohrten Schiffen, die er bei Tag für etwas übertrieben hielt, bei Nacht um so wahrscheinlicher. So inmitten dieser doppelten, vielleicht eingebildeten, vielleicht aber auch wirklichen Gefahr, ließ er seine Leute nicht aus den Augen und seine Flinte nicht aus der Hand.

Die Seeleute hatten unterdessen die Segel von neuem gehißt und wieder den Kurs eingeschlagen, den sie nun schon mehrmals hin und her gefahren waren. Durch die Finsternis hindurch erkannte Franz, ein wenig an das Dunkel gewöhnt, den Granitriesen, den die Barke passierte, dann sah er endlich, wieder um einen Felsvorsprung segelnd, das Feuer, das heller als zuvor leuchtete, und um dieses Feuer herum fünf bis sechs Personen sitzen. Der Widerschein des Lagerfeuers reichte etwa hundert Schritte ins Meer hinaus.

Gaetano fuhr am Lichtkegel entlang, die Barke jedoch immer außerhalb der Helligkeit haltend. Dann, als er sich dem Lagerfeuer genau gegenüber befand, steuerte er darauf zu und fuhr beherzt in den Lichtkreis. Dabei stimmte er ein Fischerlied an, das er allein sang, und dessen Refrain seine Gefährten im Chore wiederholten.

Bei den ersten Worten des Liedes erhoben sich die um das Feuer sitzenden Männer und näherten sich dem Landungsplatz, die Augen auf die Barke geheftet, deren Stärke zu beurteilen und deren Absichten zu erraten sie sich sichtlich bemühten. Bald schienen sie sich ein ausreichendes Bild gemacht zu haben und kehrten, mit Ausnahme eines einzigen, der am Ufer stehenblieb, wieder an das Feuer zurück, an welchem eine Ziege für sie brutzelte.

Als das Schiff sich auf etwa zwanzig Schritte dem Lande genähert hatte, nahm der Mann am Ufer mechanisch mit seinem Karabiner die Haltung einer Schildwache an, die eine Patrouille erwartet, und rief in sardinischer Mundart: »Wer da?«

Franz spannte kaltblütig seine beiden Hähne. Gaetano wechselte nun mit dem Mann einige Worte, die der Reisende nicht verstand, die aber offenbar ihn betrafen.

»Wollen Eure Exzellenz Ihren Namen nennen«, fragte der Kapitän, »oder das Inkognito bewahren?«

»Mein Name soll diesen Herren gänzlich unbekannt bleiben«, antwortete Franz. »Sagt Ihnen also ganz einfach, daß ich ein Franzose sei, der zu seinem Vergnügen reist.«

Als Gaetano diese Antwort gemeldet hatte, gab die Schildwache einem der am Feuer sitzenden Männer einen Befehl, der daraufhin aufstand und hinter einem Felsen verschwand.

Eine Pause des Schweigens trat ein. Jeder schien mit seinen Angelegenheiten beschäftigt: Franz mit seiner Ladung, die Matrosen mit ihren Segeln, die Schmuggler mit ihrer jungen Ziege. Aber trotz dieser scheinbaren Sorglosigkeit beobachtete man sich gegenseitig.

Der Mann, der sich entfernt hatte, erschien plötzlich wieder von der Seite, die der Richtung seines Verschwindens entgegengesetzt war. Er gab der Schildwache mit dem Kopf ein Zeichen, worauf die sich umkehrte und weiter nichts sprach als »S'accomodi!«

Das italienische »S'accomodi« ist unübersetzbar. Es will zugleich sagen: »Kommen Sie, treten Sie ein, seien Sie willkommen, fühlen Sie sich wie zu Hause, Sie sind der Herr.« Das »S'accomodi« ist das Pendant zu jener türkischen Floskel von Molière, über die sich der Bürger als Edelmann wegen ihrer Unmenge von Bedeutungen sehr wunderte.

Die Matrosen ließen es sich nicht zweimal sagen. Nach vier Ruderschlägen stieß die Barke ans Land, Gaetano sprang ans

Ufer und wechselte wieder leise einige Worte mit der Schildwache. Seine Gefährten stiegen einer nach dem anderen aus, dann kam endlich die Reihe an Franz. Er trug eines von seinen Gewehren am Schulterriemen, Gaetano hatte das andere, und ein Matrose hielt seinen Karabiner. Seine Kleidung hatte etwas von einem Künstler und von einem Dandy, was bei den Wirten keinen Verdacht und folglich keine Besorgnis erregte.

Man vertäute die Barke am Ufer und machte einige Schritte, um ein bequemes Lager für die Nacht zu suchen. Aber ohne Zweifel behagte die Richtung, die man einschlug, dem Schmuggler nicht, der Wache schob, denn er rief Gaetano zu: »Nicht dorthin, wenn es euch beliebt!«

Gaetano stotterte eine Entschuldigung und ging, ohne weiter darauf zu bestehen, in die entgegengesetzte Richtung, während die beiden Matrosen, um den Weg zu erhellen, am Feuer Fackeln anzündeten. Man machte ungefähr dreißig Schritte und hielt auf einem kleinen ebenen Platz, der ganz von Felsen umgeben war, in die Sitze gehauen waren, ähnlich kleinen Schilderhäuschen, in denen man sitzend Wache beziehen kann. Ringsumher wuchsen aus Streifen fruchtbarer Erde vereinzelte Zwergeichen und dichte Myrtengebüsche. Franz senkte seine Fackel und erkannte an einem Aschenhaufen, daß er nicht der erste war, der die Bequemlichkeit dieses Ortes erkannte, und daß hier eine häufige Lagerstätte von vorüberkommenden Besuchern Monte Christos sein müsse. Unangenehme Ereignisse erwartete er für heute nicht mehr. Sowie er festen Boden unter den Füßen hatte, sowie er einmal die wenn auch nicht freundschaftliche, so wenigstens gleichgültige Stimmung seiner Gastgeber sah, waren all seine Befürchtungen verschwunden und durch den Duft der jungen Ziege, die im benachbarten Biwak briet, in Appetit verwandelt worden. Er sprach mit Gaetano einige Worte darüber, der ihm antwortete, daß sich ein Abendessen sehr leicht bereiten lasse, wenn man wie sie in der Barke Brot, Wein, sechs Rebhühner und außerdem ein gutes Feuer habe, sie daran zu braten.

»Wenn übrigens Eure Exzellenz«, fügte er hinzu, »den Duft dieser Ziege gar so verlockend finden, so kann ich unseren Nachbarn zwei von unseren Rebhühnern für ein Stück von ihrem Vierfüßer anbieten.«

»Tut es, Gaetano, tut es«, erwiderte Franz. »Ihr seid wahrhaftig mit dem Talent zu handeln geboren.«

Mittlerweile hatten die Matrosen armvollweise Heidekraut ausgerissen, Myrten und junge Eichenbäumchen zu Brennholz gemacht und das Ganze angezündet, was ein ziemlich tüchtiges Feuer gab. Franz wartete also mit Ungeduld, immer den Duft der jungen Ziege in der Nase, auf die Rückkehr des Kapitäns, als dieser wieder erschien und mit sehr nachdenklicher Miene zu ihm trat.

»Nun, was gibt es Neues? Hat man Euer Angebot abgewiesen?«

»Im Gegenteil«, versetzte Gaetano, »der Anführer, dem man sagte, daß Sie ein junger französischer Edelmann seien, lädt Sie ein, mit ihm zu speisen.«

»Wunderbar, dieser Anführer ist ja ein sehr zivilisierter Mann«, meinte Franz, »und ich sehe nicht ein, warum ich ablehnen sollte, um so weniger, da ich meinen Teil zum Abendessen beitrage.«

»Oh, davon ist keine Rede: Abendessen gibt es genug, mehr als genug. Aber er knüpft Ihr Erscheinen in seiner Wohnung an eine sonderbare Bedingung.«

»In seiner Wohnung!« rief der junge Mann aus. »Er hat also ein Haus bauen lassen?«

»Nein, aber er hat deshalb doch eine sehr behagliche Wohnung, wenigstens wie man versichert.«

»Ihr kennt also diesen Anführer?«

»Ich habe von ihm gehört.«

»Auf eine gute oder schlimme Weise?«

»Auf beide Weisen.«

»Teufel auch! Und welche Bedingungen stellt er mir?«

»Daß Sie sich die Augen verbinden lassen und die Binde nicht eher abnehmen, bis er selbst Sie dazu auffordern würde.«

Franz sondierte so genau als möglich Gaetanos Blick, um zu erfahren, was sich hinter diesem Vorschlag verbarg.

»Ah, verdammt!« fuhr dieser fort, Franz' Gedanken erratend. »Ich weiß, die Sache verdient Überlegung.«

»Was würdet Ihr an meiner Stelle tun?« fragte der junge Mann.

»Ich, der ich nichts zu verlieren habe, würde hingehen.«

»Ihr würdet die Einladung annehmen?«

»Ja, und wäre es auch nur aus Neugier.«

»Es gibt also bei diesem Anführer etwas Seltsames zu sehen?«

»Hören Sie«, sagte Gaetano mit gedämpfter Stimme, »ich weiß nicht, ob wahr ist, was man sagt.«

Er schwieg und schaute sich um, ob ihn kein Fremder belausche.

»Und was sagt man?«

»Man sagt, daß dieser Anführer in einem unterirdischen Palast wohnt, gegen den der Palazzo Pitti ein Klacks ist.«

»Sie träumen!« sagte Franz und setzte sich wieder hin.

»Oh! Es ist kein Traum«, fuhr der Kapitän fort, »es ist Wirklichkeit! Cama, der Steuermann der *Saint-Ferdinand* ist einst hingegangen und ganz verzaubert wieder herausgekommen, mit den Worten, daß es solche Schätze nur in Feenmärchen gebe.«

»Ach, und ihr glaubt«, versetzte Franz, »daß ihr mich mit solchen Worten dahin bringt, in die Höhle von Ali Baba hinabzusteigen?«

»Ich sage Eurer Exzellenz, was man mir gesagt hat.«

»Ihr ratet mir also, den Vorschlag anzunehmen?«

»Oh! Das sage ich nicht. Eure Exzellenz mögen ganz nach Ihrem Gutdünken handeln. Ich möchte Ihnen in einem solchen Fall keinen Rat geben.«

Franz sann einige Augenblicke nach, begriff, daß ein so reicher Mann gegen ihn, der nur einige tausend Francs bei sich trug, nichts Böses im Schilde führen konnte, und nahm den Vorschlag an, da er im Hintergrund von all dem nur ein vorzügliches Abendessen erblickte. Gaetano überbrachte die Antwort.

Franz war jedoch, wie gesagt, vorsichtig, daher wollte er möglichst viele Auskünfte über seinen seltsamen und geheimnisvollen Wirt einziehen. Er kehrte sich also zu dem Matrosen, der während dieses Gesprächs die Rebhühner mit dem Ernst eines auf seine Tätigkeit stolzen Mannes gerupft hatte, und fragte ihn, wie diese Leute gelandet sein konnten, da man weder Barken noch Eilboote noch Tartanen sehe.

»Dies beunruhigt mich nicht«, meinte der Matrose. »Ich kenne das Schiff, das sie bemannen.«

»Ist es ein hübsches Schiff?«

»Ich wünsche Eurer Exzellenz ein solches für eine Reise um die Welt.«

»Wie groß ist es?«

»Ungefähr hundert Tonnen. Es ist übrigens ein Phantasiefahrzeug, eine Jacht, wie die Engländer sagen, aber so gebaut, sehen Sie, daß sie sich bei jedem Wetter auf See halten kann.«

»Und wo ist diese Jacht gebaut worden?«

»Ich weiß es nicht, halte sie aber für eine genuesische.«

»Und wie kann es ein Anführer von Schmugglern wagen«, überlegte Franz, »eine für seinen Privatgebrauch bestimmte Jacht im Hafen von Genua bauen zu lassen?«

»Ich habe nicht gesagt«, antwortete der Matrose, »daß der Eigentümer der Jacht der Anführer der Schmuggler sei.«

»Nein, aber Gaetano sagte es, wie ich meine.«

»Gaetano sah die Schiffsmannschaft von weitem, hatte aber noch nicht mit ihr gesprochen.«

»Aber wenn dieser Mann kein Schmuggleranführer ist, was ist er denn sonst?«

»Ein reicher Herr, der zu seinem Vergnügen reist.«

»Nun«, dachte Franz, »dieser Mensch wird nur noch geheimnisvoller, wenn die Aussagen so verschiedenartig sind. – Und wie heißt er?«

»Wenn man ihn fragt, antwortet er, daß er Sindbad der Seefahrer heiße, aber ich zweifle, daß dies sein echter Name ist.«

»Sindbad der Seefahrer?«

»Ja.«

»Und wo wohnt dieser Seigneur?«

»Auf dem Meer.«

»Aus welchem Land kommt er?«

»Ich weiß es nicht.«

»Habt Ihr ihn schon einmal gesehen?«

»Ein paarmal.«

»Was für ein Mann ist er?«

»Eure Exzellenz werden selbst darüber urteilen.«

»Und wo wird er mich empfangen?«

»Ohne Zweifel in jenem unterirdischen Palast, von dem Gaetano mit Ihnen gesprochen hat.«

»Und Ihr wart nie so neugierig, wenn Ihr auf dieser Insel gelandet seid und sie öde fandet, zu versuchen, in diesen bezaubernden Palast einzudringen?«

»Oh, allerdings, Exzellenz«, antwortete der Matrose, »mehr als einmal, aber unsere Nachforschungen waren immer vergebens. Wir suchten in allen Richtungen nach der Grotte, fanden aber nicht den kleinsten Eingang. Man sagt übrigens, daß man

die Tür nicht mit einem Schlüssel, sondern mit einem magischen Wort öffnet.«

»Da bin ich nun wahrhaftig in ein Märchen aus *Tausendundeiner Nacht* versetzt«, murmelte Franz.

»Seine Exzellenz erwarten Sie«, sagte eine Stimme hinter ihm, die er als jene der Schildwache erkannte.

Der Hinzugetretene wurde von zwei Männern der Schiffsmannschaft der Jacht begleitet. Statt einer Antwort zog Franz sein Taschentuch heraus und reichte es demjenigen, der ihn angesprochen hatte. Ohne ein weiteres Wort verband man ihm die Augen mit einer Sorgfalt, welche die Besorgnis anzeigte, er möchte sich eine Indiskretion erlauben, worauf man ihn schwören ließ, auf keine Weise zu versuchen, seine Binde abzunehmen, bis er nicht die Aufforderung dazu erhielt. Er schwor.

Dann faßte ihn ein jeder von den beiden Männern an einem Arm, und er ging von ihnen geführt los, wobei die Schildwache voranging. Nach etwa dreißig Schritten schloß er aus der Wärme des Lagerfeuers und an dem immer appetitlicher werdenden Duft des Ziegenbratens, daß er wieder an dem Biwak vorüberkam. Dann ließ man ihn seinen Weg noch ungefähr fünfzig Schritte weit fortsetzen, offenbar in der Richtung, die man Gaetano nicht wollte einschlagen lassen, ein Verbot, das er sich jetzt erklären konnte. Am Temperaturwechsel merkte Franz schnell, daß er in einen unterirdischen Gang trat. Nach Verlauf einiger Sekunden hörte er ein Knistern, und es dünkte ihm, daß die Luft ein weiteres Mal ihre Beschaffenheit änderte und warm und wohlriechend wurde. Schließlich spürte er einen dichten und weichen Teppich unter seinen Füßen. Seine Führer zogen sich zurück.

Eine kurze Stille trat ein, und dann sprach eine Stimme in gutem Französisch, wenn auch mit ausländischem Akzent: »Herzlich willkommen, Monsieur. Sie können die Augenbinde abnehmen.«

Wie man sich denken kann, ließ sich Franz diese Einladung nicht zweimal machen. Er nahm seine Binde ab und stand einem Mann von achtunddreißig bis vierzig Jahren gegenüber, der ein tunesisches Gewand trug, nämlich eine rote Mütze mit einer langen Quaste von blauer Seide, eine ganz mit Gold bestickte Weste aus schwarzem Stoff, eine ochsenblutfarbene Pluderhose, Gamaschen von gleicher Farbe, goldbestickt wie die Weste, und gelbe Pantoffeln. Ein prächtiger Kaschmirschal umschlang seine Taille, und ein kleiner, scharfer Krummdolch stak in diesem Gürtel.

Obleich von fast erdfahler Blässe, war das Gesicht dieses Mannes doch auffallend schön. Seine Augen waren lebhaft und durchdringend, seine gerade und mit der Stirn beinahe in gleicher Linie befindliche Nase entsprach dem griechischen Vorbild in seiner reinsten Form, und seine perlenweißen Zähne blitzten bewunderungswürdig unter dem schwarzen Knebelbart, der sie umrahmte. Nur war diese Blässe sonderbar, man hätte sie für jene eines Menschen halten mögen, der lange in einem Grab gelegen hatte und nicht mehr imstande war, die Fleischfarbe der Lebenden wieder anzunehmen. Ohne von großer Gestalt zu sein, war er doch gutgebaut und hatte, wie die Bewohner des Südens, kleine Hände und kleine Füße.

Aber was Franz in Erstaunen versetzte, der Gaetanos Erzählung für einen Traum gehalten hatte, war die Pracht der Einrichtung. Das ganze Zimmer war mit türkischem, karminrotem und goldblumendurchwirktem Stoff ausgeschlagen. In einer Nische stand eine Art Diwan, überragt von einer Trophäensammlung arabischer Waffen, mit Scheiden von vergoldetem Silber und mit von Edelsteinen blitzenden Griffen. An der Decke hing eine Lampe aus venezianischem Glas, von anmutiger Form und Farbe. Die Füße ruhten auf einem türkischen Teppich, in den sie bis zum Knöchel einsanken. Vorhänge verdeckten die Tür, durch welche Franz eingetreten war, und eine andere, die in ein zweites Zimmer führte, das hell erleuchtet zu sein schien.

Der Gastgeber überließ Franz einen Augenblick seinem Erstaunen, vergalt ihm übrigens seine genaue Betrachtung mit ebenso genauer Betrachtung und wandte seine Augen nicht von ihm ab.

»Monsieur«, eröffnete er schließlich das Gespräch, »ich bitte tausendmal um Vergebung wegen der Vorsichtsmaßregeln, die man von Ihnen verlangt hat, um Sie zu mir zu bringen. Aber da diese Insel die meiste Zeit verlassen ist, so fände ich ohne Zweifel, würde das Geheimnis dieser Behausung bekannt, bei meiner Rückkehr mein Absteigequartier in ziemlich schlechtem Zustand vor, was mir sehr unangenehm wäre, nicht wegen des mir dadurch zugefügten Verlusts, sondern weil es nicht mehr in meiner Macht läge, mich mit Sicherheit von der übrigen Welt zu trennen, sobald ich will. Nun will ich suchen, Sie diese kleine Unannehmlichkeit vergessen zu machen, indem ich Ihnen anbiete, was Sie hier gewiß nicht zu hoffen wagten, nämlich ein erträgliches Abendessen und ziemlich gute Betten.«

»Meiner Treu, sehr verehrter Gastgeber«, versetzte Franz, »Sie brauchen sich deshalb nicht zu entschuldigen. Es war schon immer so, daß man Leuten die Augen verband, die in verzauberte Paläste traten, denken Sie nur an Raoul in Meyerbeers *Hugenotten*, und ich darf mich wahrhaftig nicht beklagen, denn was Sie mir zeigen, bildet eine Fortsetzung der Wunder aus *Tausendundeiner Nacht*.«

»Ach! Ich halte mich an Lukullus und sage zu Ihnen: Hätte ich von der Ehre Ihres Besuches gewußt, so hätte ich mich darauf vorbereitet. Nun, ich stelle Ihnen meine Einsiedelei, so, wie sie ist, zur Verfügung. Wie kärglich mein Abendessen auch sein mag, ich biete es Ihnen an. Ali, ist für uns aufgetragen?«

Fast im selben Augenblick hob sich der Türvorhang und ein Nubier, schwarz wie Ebenholz und mit einer einfachen weißen Tunika angetan, gab seinem Herrn ein Zeichen, daß man in den Speisesaal treten könne.

»Ich weiß nicht, ob Sie meine Ansicht teilen«, sagte der Unbekannte zu Franz, »aber ich finde nichts lästiger, als zwei bis drei Stunden jemandem gegenüberzusitzen, ohne zu wissen, mit welchem Namen oder Titel man ihn ansprechen soll. Ich möchte Sie wissen lassen, daß ich die Gesetze der Gastfreundschaft zu sehr achte, um Sie nach Ihrem Namen oder Titel zu fragen. Ich bitte Sie nur, mir was immer für eine Bezeichnung an die Hand zu geben, mittels welcher ich das Wort an Sie richten kann. Was mich betrifft, so sage ich Ihnen zu Ihrer Bequemlichkeit, daß man mich Sindbad den Seefahrer zu nennen pflegt.«

»Und ich denke«, erwiderte Franz, »es spricht nichts dagegen – zumal mir, um mich gänzlich wie Aladin zu fühlen, nur die berühmte Wunderlampe fehlt –, wenn Sie mich für den Augenblick Aladin nennen. So verlassen wir auch nicht den Orient, wohin ich mich fast durch die Macht irgendeines guten Geistes versetzt zu sein fühlen möchte.«

»Sehr angenehm, verehrter Herr Aladin«, sagte der wunderliche Gastgeber. »Sie haben gehört, daß für uns aufgetragen ist, nicht wahr? Wollen Sie sich also in den Speisesaal begeben? Ihr gehorsamster Diener geht voraus, um Ihnen den Weg zu weisen.«

Und bei diesen Worten den Vorhang anhebend, ging Sindbad wirklich Franz voran.

Franz fühlte sich immer verzauberter. Die Tafel war reich gedeckt. Einmal von diesem wichtigen Punkt überzeugt, ließ er seine Blicke umherschweifen. Der Speisesaal war nicht minder prachtvoll als das kleine Zimmer, das er soeben verlassen hatte. Er bestand ganz aus Marmor mit antiken Basreliefs von höchstem Wert. An den vier Ecken des langgezogenen Raums trugen vier herrliche Statuen Körbchen in ihren Händen. Diese Körbchen enthielten Pyramiden von köstlichen Früchten, Ananas aus Sizilien, Granatäpfel aus Malaga, Orangen von den Balearischen Inseln, Pfirsiche aus Frankreich und Datteln aus Tunis.

Das Abendessen bestand aus gebratenem Fasan, der von korsischen Amseln eingerahmt war, aus Wildschweinschinken in Sülze, einem Stück Ziegenfleisch à la tatar, einem herrlichen Steinbutt und einer riesigen Languste. Die Zwischenräume der großen Platten waren mit kleineren Schüsseln ausgefüllt, die diverse Beilagen enthielten. Die Platten waren aus Silber, die Teller aus japanischem Porzellan.

Franz rieb sich die Augen, um sich davon zu überzeugen, daß er nicht träume. Nur Ali durfte bedienen und versah sein Geschäft sehr gut. Der Gast machte deshalb seinem Gastgeber ein Kompliment.

»Ja«, erwiderte dieser, der sich mit seinem Abendessen in tadelloser Form die größte Ehre machte, »ja, er ist ein armer Teufel, mir sehr ergeben und tut sein Bestes. Er erinnert sich, daß ich ihm das Leben rettete. Und da er viel auf seinen Kopf hält, wie es scheint, so ist er mir für die Erhaltung desselben dankbar geblieben.«

Obwohl Ali nicht Französisch verstand, so sah er doch an Sindbads Blicken, daß er von ihm sprach. Er trat sogleich an den Tisch, faßte die Hand seines Herrn und küßte sie.

»Wäre es unbescheiden, verehrter Herr Sindbad«, sagte Franz, »Sie zu fragen, bei welcher Gelegenheit Sie diese gute Tat vollbracht haben?«

»Ach Gott! Das war sehr einfach«, erwiderte der Gastgeber. »Es scheint, daß der Schlingel um den Harem des Bei von Tunis näher herumgestreift ist, als es einem Burschen von seiner Farbe geziemt, so daß ihm nach dem Urteilspruch des Bei die Zunge, die Hand und der Kopf abgeschnitten werden sollten: am ersten Tag die Zunge, am zweiten die Hand und am dritten der Kopf. Ich wollte schon lange einen Stummen in meinen Diensten haben. Ich wartete, bis man ihm die Zunge abgeschnitten hatte, und machte dem Bei den Vorschlag, ihn gegen eine prächtige doppelläufige Flinte einzutauschen, die am Vortag die Gelüste seiner Hoheit erregt zu haben schien.

Er zeigte sich einen Augenblick unschlüssig, so erpicht war er darauf, diesem armen Teufel den Garaus zu machen. Aber ich legte zur Flinte noch einen englischen Hirschfänger dazu, mit dem ich den Krummsäbel seiner Hoheit zerhauen hatte. Und so willigte der Bei ein, ihn, was die Sache mit der Hand und dem Kopf betraf, zu begnadigen. Allerdings unter der Bedingung, Tunis nie wieder zu betreten. Diese Empfehlung war überflüssig. Wenn der Ungläubige in weitester Ferne die Küsten Afrikas erblickt, flüchtet er sich sofort in den untersten Schiffsraum hinab, aus dem man ihn nicht eher wieder herausbringt, als bis man den dritten Erdteil aus dem Blickfeld verloren hat.«

Franz verharrte einen Augenblick stumm und nachsinnend, unsicher, was er von der grausamen Gutmütigkeit halten sollte, mit der sein Gastgeber ihm dies erzählt hatte.

»Und wie der ehrenwerte Seemann, dessen Namen Sie angenommen haben«, fragte er, um das Thema zu wechseln, »bringen Sie Ihr Leben mit Reisen zu?«

»Ja, es ist ein Gelübde, das ich zu einer Zeit ablegte, als ich nicht recht glaubte, es eines Tages erfüllen zu können«, antwortete der Unbekannte lächelnd. »Ich habe noch einige solcher Gelübde abgelegt, die ich, wie ich hoffe, nach und nach erfüllen werde.«

Obleich Sindbad diese Worte mit der größten Ruhe sprach, so hatten doch seine Augen einen Blick von unheimlicher Grausamkeit ausgesandt.

»Sie haben wohl viel gelitten, Monsieur?« sagte Franz zu ihm.

Sindbad zuckte zusammen und starrte ihn an.

»Woran sehen Sie das?« fragte er.

»An allem«, antwortete Franz. »An Ihrer Stimme, an Ihrem Blick, an Ihrer Blässe und selbst an dem Leben, das Sie führen.«

»Ich? Ich führe das glücklichste Leben, das ich kenne, ein wahres Paschaleben. Ich bin der König der Schöpfung. Gefällt es mir an einem Ort, so bleibe ich dort, langweile ich mich, so reise ich ab. Ich bin frei wie ein Vogel, ich habe Schwingen wie er. Die Leute, die mich umgeben, gehorchen mir auf einen Wink. Bisweilen ergötze ich mich daran, mit der menschlichen Justiz meinen Spaß zu treiben, indem ich ihr einen Banditen entführe, den sie sucht, einen Verbrecher, den sie verfolgt. Dann übe ich meine eigene Gerichtsbarkeit aus, die niedere und hohe Gerichtsbarkeit, ohne Aufschub und Berufung, die verurteilt oder freispricht und von der niemand etwas zu sehen bekommt. Ha! Hätten Sie mein Leben gekostet, Sie wünschten sich kein anderes mehr und würden nie in die Welt zurückkehren, sofern Sie nicht dort irgendeinen großen Plan auszuführen gedächten.«

»Rache zum Beispiel«, äußerte Franz.

Der Unbekannte heftete auf den jungen Mann einen jener Blicke, die in die tiefste Tiefe des Herzens und der Gedanken vorstoßen.

»Und warum ausgerechnet Rache?« fragte er.

»Weil Sie mir die Züge eines Mannes zu haben scheinen«, erwiderte Franz, »der, von der Gesellschaft verfolgt, irgendeine schreckliche Rechnung mit ihr bereinigen will.«

»Nun denn«, sagte Sindbad mit seinem sonderbaren Lächeln, das seine weißen und spitzigen Zähne freilegte, »Sie haben es nicht erraten. So, wie Sie mich sehen, bin ich eine Art Menschenfreund. Vielleicht werde ich eines Tages nach Paris gehen, um mit Monsieur Appert und dem Mann im kleinen blauen Mantel zu wetteifern.«

»Wäre es Ihre erste Reise dorthin?«

»Oh, mein Gott, ja! Ich scheine nicht sehr neugierig zu sein, nicht wahr? Aber ich versichere Ihnen, daß die Schuld meines so langen Zögerns nicht an mir liegt. Früher oder später wird sich's machen lassen.«

»Und gedenken Sie diese Reise bald zu unternehmen?«

»Ich weiß es noch nicht. Es hängt von Umständen ab, die ungewissen Geschehnissen unterworfen sind.«

»Ich wäre gerne zu der Zeit dort, wenn Sie hinfahren. Ich würde, soweit es in meiner Macht läge, Ihnen die Gastfreundschaft zu erwidern suchen, die Sie mir hier auf Monte Christo so reichlich gewähren.«

»Mit großem Vergnügen würde ich Ihr Anerbieten annehmen«, entgegnete der Gastgeber, »aber leider wird es, wenn ich hingehe, vermutlich inkognito sein.«

Inzwischen dauerte das Abendessen schon eine ganze Weile und schien nur für Franz aufgetragen worden zu sein, denn der Unbekannte hatte kaum von ein paar Schüsseln des prächtigen Festmahls ein wenig gekostet, das er gab und das sein unvermuteter Gast sich gut schmecken ließ.

Zuletzt brachte Ali das Dessert oder nahm vielmehr die Körbchen aus den Händen der Statuen und stellte sie auf den Tisch, zwischen die beiden Körbchen aber einen kleinen Becher aus vergoldetem Silber, der mit einem Deckel aus demselben Metall verschlossen war. Die Ehrerbietung, mit der Ali diesen Becher gebracht hatte, machte Franz neugierig. Er hob den Deckel ab und sah eine Art grünlichen Teiges, der Engwurzgelee glich, ihm aber völlig unbekannt war. Er setzte den Deckel wieder oben auf und wußte über den Inhalt des Bechers, nachdem er ihn mit dem Deckel wieder verschlossen, genausowenig als zuvor.

Als er seinen Gastgeber wieder anblickte, sah er ihn über seine getäuschte Erwartung lächeln.

»Sie kommen nicht darauf«, sagte er zu ihm, »was diese kleine Vase für eine Art von Speise enthält, und dies macht Ihnen zu schaffen, nicht wahr?«

»Ich gestehe es.«

»Nun, diese Art von grünem Konfekt ist nicht mehr und

nicht weniger als die Ambrosia, welche Hebe an Jupiters Tafel reichte.«

»Aber diese Ambrosia«, versetzte Franz, »hat, durch die Hand der Menschen gehend, ohne Zweifel ihren himmlischen Namen verloren, um einen menschlichen Namen anzunehmen? Wie heißt diese Ingredienz, für die ich übrigens keine große Sympathie empfinde, in gewöhnlicher Sprache?«

»Ja, ja, dies offenbart gerade wieder unseren materiellen Ursprung!« rief Sindbad aus. »So gehen wir oft an unserem Glück vorüber, ohne es zu sehen, ohne es anzuschauen oder, wenn wir es gesehen und angeschaut haben, ohne es zu erkennen. Sind Sie ein nüchterner Mann und ist das Gold Ihre Gottheit? Kosten Sie davon, und die Minen von Peru, von Guzarate und Golkonda werden Ihnen geöffnet sein. Sind Sie ein Mann mit Phantasie? Sind Sie ein Dichter? Kosten Sie davon, und die Schranken des Möglichen werden verschwinden. Die Gefilde des Unendlichen werden sich auftun. Sie werden leichten Herzens, leichten Geistes in dem unbegrenzten Gebiet der Traumwelt lustwandeln. Sind Sie ehrgeizig? Jagen Sie irdischer Größe nach? Kosten Sie einfach davon, und in einer Stunde werden Sie König sein, nicht König eines kleinen, im hintersten Winkel Europas versteckten Königreichs wie Frankreich, Spanien oder England, sondern König der Welt, König des Weltalls, König der Schöpfung. Ihr Thron wird auf dem Berg errichtet sein, wohin Jesus von Satan getragen wurde, und ohne es nötig zu haben, ihm zu huldigen, ohne gezwungen zu sein, ihm die Klaue zu küssen, werden Sie souveräner Gebieter aller Königreiche auf Erden sein. Ist es nicht verlockend, was ich Ihnen hier biete, und ist es nicht eine sehr leichte Sache, da man es nur so zu machen braucht? Sehen Sie!«

Bei diesen Worten hob er den Deckel von dem kleinen vergoldeten Silberbecher, der die solchermaßen gerühmte Substanz enthielt, nahm einen Kaffeelöffel von dem magischen Konfekt, brachte ihn an seinen Mund und genoß langsam den

Inhalt, mit halbgeschlossenen Augen und rückwärts gelehntem Kopf. Franz ließ ihm die Zeit, sein Lieblingsgericht zu schlürfen, dann sagte er, als er ihn wieder ein wenig zu sich gekommen sah: »Aber was für eine köstliche Speise ist denn dies jetzt?«

»Haben Sie von dem Alten vom Berge sprechen hören?« fragte ihn sein Gastgeber. »Von jenem, den König Philippe Auguste ermorden lassen wollte?«

»Allerdings.«

»Nun, Sie wissen, daß er über ein reiches Tal herrschte, das der Berg überragte, von dem er seinen malerischen Namen erhielt. In diesem Tal befanden sich prachtvolle, von Hassan Ben Saba angelegte Gärten, und in diesen Gärten einsame Pavillons. In diese Pavillons ließ er seine Auserwählten kommen und gab ihnen dort, sagt Marco Polo, ein gewisses Kraut zu essen, das sie in das Paradies versetzte, mitten unter immer blühende Pflanzen, immer reife Früchte, immer jungfräuliche Frauen. Nun aber war, was diese so übergelücklichen Leute für Wirklichkeit hielten, ein Traum. Aber ein so süßer, so berauscher, so wohltuender Traum, daß sie Leib und Seele demjenigen verkauften, der ihnen denselben bereitet hatte. Sie gehorchten seinen Befehlen wie jenen eines Gottes und stießen am Ende der Welt das ihnen bezeichnete Opfer nieder, unter Qualen sterbend ohne zu klagen, mit dem einzigen Gedanken, daß der Tod, den sie erlitten, nur ein Übergang in jenes wonnevolle Leben sei, von dem ihnen dieses heilige, ihnen aufgetischte Kraut einen Vorgeschmack gegeben hatte.«

»Dann ist es Haschisch«, rief Franz aus. »Ja, ich kenne es, wenigstens dem Namen nach.«

»Sie haben das richtige Wort genannt, verehrter Herr Aladin, es ist Haschisch, das beste und reinste Haschisch, das man in Alexandria erzeugt, Haschisch von Abu Gor, dem berühmten Hersteller, dem Einzigartigen, dem Mann, dem man einen Palast mit der Inschrift bauen sollte: ›Dem Handels-

mann des Glücks, die dankbare Welt.<«

»Wissen Sie«, sagte Franz zu ihm, »daß ich große Lust habe, mich selbst von der Wahrheit oder Übertreibung Ihres Lobes zu überzeugen und dann zu urteilen?«

»Bilden Sie sich ein Urteil, mein lieber Gast, bilden Sie sich ein Urteil. Lassen Sie es aber nicht bei einem ersten Versuch bewenden. Wie in jeder Sache muß man die Sinne an einen neuen, sanften oder heftigen, traurigen oder freudigen Eindruck gewöhnen. Es gibt einen Kampf der Natur mit dieser göttlichen Substanz, der Natur, die nicht für die Freude gemacht ist und die sich an den Schmerz klammert. Die Natur muß besiegt im Kampf unterliegen. Die Wirklichkeit muß dem Traum gehorchen, und dann herrscht der Traum als Gebieter, dann wird der Traum zum Leben und das Leben zum Traum. Aber welcher Unterschied liegt in dieser Veränderung! Indem Sie nämlich das Leiden der wirklichen Existenz mit den Genüssen der künstlich geschaffenen Existenz vergleichen, werden Sie nicht mehr leben wollen, sondern nur immer träumen. Wenn Sie aus Ihrer eigenen Welt in die Welt der anderen zurückkehren, wird es Ihnen vorkommen, als kämen Sie aus einem neapolitanischen Frühling in einen lappländischen Winter. Es wird Ihnen scheinen, aus dem Paradies auf die Erde, aus dem Himmel in die Hölle zu müssen. Kosten Sie das Haschisch, mein Freund, kosten Sie davon!«

Statt einer Antwort nahm Franz einen Löffel voll von diesem wunderbaren Teig, so viel, wie sein Gastgeber genommen, und führte ihn an seinen Mund.

»Teufel auch!« entfuhr es ihm, nachdem er dieses göttliche Konfekt geschluckt hatte. »Ich weiß noch nicht, ob die Wirkung so angenehm sein wird, wie Sie behaupten, aber das Zeug scheint mir nicht so schmackhaft, als Sie es rühmten.«

»Weil die Nerven Ihres Gaumens noch nicht für die Erhabenheit der Substanz gebildet sind, von der Sie kosten. Sagen Sie mir, haben Ihnen gleich das erstemal Austern, Tee, Port-

wein, Trüffel, all jene Dinge gut geschmeckt, die Sie nach und nach äußerst lieb gewonnen haben? Begreifen Sie die Römer, welche die Fasane mit *Asa foetida* würzten, und die Chinesen, die Schwalbennester essen? Ach, mein Gott, nicht? Nun denn, so verhält es sich auch mit Haschisch. Essen Sie nur acht Tage nacheinander davon, und nach acht Tagen wird Ihnen keine Speise auf der Welt die Feinheit dessen zu erreichen scheinen, was Ihnen jetzt vielleicht fad und ekelhaft dünkt. Gehen wir nun in das Nebenzimmer, nämlich in Ihr Zimmer. Ali wird uns Kaffee und Pfeifen bringen.«

Beide standen auf, und während jener, der sich den Namen Sindbad beilegte und den wir auch so nennen, um ihm, wie seinem Gast, irgendeine Bezeichnung geben zu können, seinem Diener einige Befehle erteilte, trat Franz in das anstoßende Zimmer.

Dort war eine einfachere, wenn auch nicht weniger kostbare Einrichtung zu sehen. Es war von runder Form, und ein Diwan lief ringsumher. Aber Diwane, Wände, Decken und Böden waren mit den prächtigsten sanften und weichen Fellen wie mit den weichsten Teppichen ausgeschlagen. Es waren Löwenfelle aus dem Atlas mit gewaltigen Mähnen, bengalische Tigerfelle mit dichten Streifen, Felle von Panthern vom Kap, lustig gefleckt, wie jener, der Dante erschien, sowie Felle von sibirischen Bären und norwegischen Füchsen. Alle diese Felle waren im Überfluß übereinandergeworfen, so daß man glauben konnte, auf dem üppigsten Rasen zu wandeln und auf dem seidenweichsten Bette zu ruhen. Beide streckten sich auf den Diwanen aus. Lange türkische Pfeifen mit Jasminröhrchen und Bernsteinmundstücken standen in Griffweite, alle gestopft, um nicht unangenehmerweise zweimal aus derselben rauchen zu müssen. Jeder nahm eine. Ah zündete sie an und entfernte sich, um den Kaffee zu holen.

Eine kurzes Schweigen trat ein, in dem sich Sindbad den Gedanken überließ, die ihn sogar mitten im Gespräch unablässig zu beschäftigen schienen. Franz versank in jene stumme

Träumerei, der man sich fast automatisch hingibt, wenn man vortrefflichen Tabak raucht, der mit dem Rauche alle Leiden des Geistes zu verwehen und dagegen dem Raucher alle Träume der Seele zurückzugeben scheint.

Ah brachte den Kaffee.

»Wie wollen Sie ihn trinken?« fragte der Unbekannte. »Französisch oder türkisch, stark oder leicht, mit oder ohne Zucker, gebrüht oder gekocht. Ganz wie Sie wünschen. Es ist nach jeder Art zubereiteter da.«

»Ich werde ihn nach türkischer Art trinken«, antwortete Franz.

»Und Sie haben recht«, rief sein Wirt aus, »dies beweist, daß Sie Anlagen zum türkischen Leben haben. Ach, die Orientalen, sehen Sie, sind die einzigen Menschen, die zu leben verstehen. Was mich betrifft«, fügte er mit jenem eigentümlichen Lächeln hinzu, das dem jungen Mann nie entging, »so werde ich nach Beendigung meiner Angelegenheiten in Paris, in den Orient ziehen und dort mein Leben beschließen. Und wenn Sie mich wiederfinden wollen, so müssen Sie mich in Kairo, Bagdad oder Isfahan suchen.«

»Meiner Treu!« versetzte Franz. »Dies wird die leichteste Sache von der Welt sein, denn ich glaube, daß mir Adlerschwinge wachsen. Und mit diesen Schwingen könnte ich die Reise um die Welt in vierundzwanzig Stunden machen.«

»Ah! Ah! Das Haschisch wirkt schon! Breiten Sie Ihre Schwingen aus und entschweben Sie in überirdische Regionen. Befürchten Sie nichts! Man wacht über Sie, und wenn Ihre Schwingen wie jene von Ikarus an der Sonne zerschmelzen, sind wir da, um Sie aufzufangen.«

Dann sprach er einige arabische Worte zu Ali, der ein Zeichen des Gehorsams machte und sich zurückzog, ohne den Raum ganz zu verlassen.

Mit Franz trat eine sonderbare Verwandlung ein: Die ganze körperliche Erschöpfung, eine Folge des Tages, die ganze von

den Ereignissen des Abends erzeugte Fülle der Gedanken verschwanden in diesem ersten Stadium der Ruhe, wo man noch genug dem Leben angehört, um den Schlaf kommen zu fühlen. Sein Leib schien eine unkörperliche Leichtigkeit zu erhalten, sein Geist wurde auf eine unerhörte Art hell, seine Sinne schienen ihre Fähigkeiten zu verdoppeln. Der Horizont erweiterte sich immer mehr, aber nicht mehr jener düstere Horizont, auf welchem ein unbestimmter Schrecken schwebte und den er im Schlaf gesehen, sondern ein blauer, durchsichtiger, weiträumiger Horizont, mit dem vollen Azur des Meeres, mit dem reichsten Goldschimmer der Sonne, mit dem süßesten Wohlgeruch der Lüfte. Dann sah er inmitten der Gesänge seiner Matrosen, so heller und so klarer Gesänge, daß sie eine göttliche Harmonie gebildet hätten, wäre man imstande gewesen, sie in Noten niederzuschreiben, die Insel Monte Christo erscheinen, nicht mehr wie eine auf den Wogen drohende Klippe, sondern wie eine in der Wüste verlorene Oase. Die Gesänge wurden lauter, je näher die Barke kam. Eine zauberische und geheimnisvolle Harmonie schwebte von dieser Insel zu Gott empor, als ob eine Fee wie die Loreley oder ein Zauberer wie Amphion eine Seele dorthin locken wollte, um eine Stadt zu erbauen.

Endlich berührte die Barke das Ufer, aber ohne Mühe, ohne Erschütterung, wie Lippen Lippen berühren, und es dünkte Franz, daß er in die Grotte trete, ohne daß diese liebliche Musik aufhörte. Er stieg einige Stufen hinab, oder vielmehr es schien ihm so, eine frische und balsamische Luft einatmend, gleich jener, die durch die Grotte der Circe wehen mußte, von solchen Wohlgerüchen durchduftet, daß sie den Geist in Träume lullen, von solcher Glut, daß sie die Sinne entzündet. Und er sah alles wieder, was er vor dem Einschlafen gesehen hatte, von Sindbad, dem phantastischen Gastgeber, bis zu Ali, dem stummen Diener. Dann schien sich alles vor seinen Augen zu verwischen und zu vermengen wie die letzten Schatten einer Zauberlaterne, die man auslöscht, und er befand sich

wieder in dem Zimmer mit den Statuen, das nur von einer jener antiken und gedämpften Lampen erleuchtet war, die in der Nacht den Schlaf oder die Wollust bewachen.

Es waren wohl dieselben Statuen, reich an Formen, Luxus und Poesie, mit den magnetischen Augen, mit dem lüsternen Lächeln, mit den üppigen Haaren. Es waren Phryne, Kleopatra, Messalina, diese drei edlen Gespielinnen. Sodann tauchte mitten aus dem Kreis dieser unzüchtigen Gestalten, wie ein reiner Strahl, wie ein christlicher Engel mitten auf dem Olymp, eines jener keuschen Antlitze, eine jener ruhigen Gestalten, eine jener süßen Erscheinungen auf, unter all diesen marmornen Unsittlichkeiten die jungfräuliche Stirne züchtig verschleiernd.

Es schien ihm, daß diese drei Statuen ihre Liebe einem einzigen Manne zuwendeten und daß dieser Mann er sei, daß sie sich dem Bett, in dem er im Halbschlaf träumte, näherten, die Füße von ihren langen weißen Tunikas verhüllt, mit wellig wogenden Haaren, mit einer Haltung, welcher die Heiligen widerstanden, aber die Götter unterlagen, mit jenen unbeugsamen und glühenden Blicken, gleich jenem der Schlange auf den Vogel, und daß er sich diesen Blicken, peinigend wie eine Fesselung, wollüstig wie ein Kuß, hingab.

Franz glaubte, die Augen zu schließen und mit einem letzten Blick, den er um sich warf, ein wenig von der züchtigen Statue zu sehen, die sich gänzlich verschleierte. Als nun seine Augen den wirklichen Dingen verschlossen waren, öffneten sich seine Sinne den unmöglichsten Eindrücken.

Ihn erfüllte eine unbezwingbare Wollust, eine ruhelose Liebe wie jene, die der Prophet seinen Auserwählten verhiess. Dann wurde jener steinerne Mund lebendig, so daß für Franz, der zum ersten Mal die Macht des Haschisch fühlte, diese Liebe fast ein Schmerz, diese Wollust fast eine Qual wurde, als er auf seinem geschwellten Mund die Lippen dieser Statuen, geschmeidig und kalt wie die Glieder einer Schlange zucken spürte. Aber je mehr seine Arme diese ungekannte Liebe

abzuwehren versuchten, desto mehr schwelgten seine Sinne in der Wonne dieses geheimnisvollen Traumes, so daß er nach einem Kampfe, den mancher mit seiner Seele erkaufte hätte, sich ohne jede weitere Gegenwehr hingab und zuletzt keuchend, brennend vor Müdigkeit und erschöpft von der Lust unter den Küssen dieser marmornen Gespielinnen und unter dem Zauber dieses unerhörten Traumgebildes zurücksank.

32. KAPITEL

Erwachen

Als Franz wieder zu sich kam, schienen die Dinge um ihn herum eine Fortsetzung seines Traums zu sein. Er wähnte sich in einem Grab, in das kaum ein Sonnenstrahl, wie ein Blick des Erbarmens, drang. Er streckte die Hand aus und spürte Stein. Als er sich aufsetzte, erkannte er, daß er in seinen Mantel gehüllt auf einem sehr sanften und sehr wohlriechenden Bett von getrocknetem Heidekraut lag.

Alle Erscheinungen waren verschwunden. Wie wenn die Statuen nur während seines Traumes ihren Gräbern entstiegene Schatten gewesen wären, waren sie bei seinem Erwachen zerstoßen.

Er tat einige Schritte in Richtung des anbrechenden Tages. Aller Aufregung des Traumes folgt die Ruhe der Wirklichkeit. Er befand sich in einer Grotte, trat an die Öffnung und erblickte durch den gewölbten Eingang den blauen Himmel und den Azur des Meeres. Die Luft und das Wasser erstrahlten im Licht der Morgensonne, am Ufer saßen die Matrosen und plauderten und lachten. Etwa zehn Schritte vor der Küste schaukelte die Barke im Meer anmutig über ihrem Anker. Franz sog eine Zeitlang die frische Brise ein, die ihm um die Stirn wehte, und lauschte dem schwach gewordenen Plät-

schern der Wellen, die sich am Ufer brachen und auf den Felsen einen gezackten Rand von silbrigweißem Schaum hinterließen. Er gab sich diesen Eindrücken hin, ohne darüber nachzusinnen, ohne an den göttlichen Reiz zu denken, der in den Gebilden der Natur liegt, zumal, wenn man aus einem phantastischen Traum erwacht. Dann mahnte ihn nach und nach dieses äußere, so ruhige, so reine, so großartige Leben an die Einmaligkeit seines Traums, und die Erinnerungen begannen in sein Gedächtnis zurückzukehren. Er erinnerte sich an seine Ankunft auf der Insel, an seine Einladung bei einem Anführer der Schmuggler, an einen unterirdischen prächtigen Palast, an ein vortreffliches Abendessen und an einen Löffel Haschisch. Nur meinte er angesichts der Wirklichkeit des hellen Tags, es müsse mindestens ein Jahr her sein, daß all das vorgefallen sei, so lebendig war der Traum in seinem Andenken und so sehr prägte er sich seinem Geiste ein. Daher ließ er in seiner Phantasie von Zeit zu Zeit eine jener Gestalten, die mit ihren Blicken und Küssen die Sterne seiner Nacht gewesen waren, mitten unter den Matrosen Platz nehmen oder über die Felsen schreiten oder sich auf der Barke schaukeln. Übrigens war sein Kopf vollkommen frei, sein Körper völlig ausgeruht. Er spürte keine Schwere im Kopf, sondern im Gegenteil ein gewisses allgemeines Wohlbehagen, eine größere Fähigkeit als je zuvor, Luft und Sonne in sich aufzunehmen.

Er näherte sich also gut gelaunt den Matrosen. Sobald sie ihn sahen, standen sie auf, und der Kapitän kam auf ihn zu.

»Der verehrte Herr Sindbad«, sagte er zu ihm, »hat uns mit allen seinen besten Wünschen für Eure Exzellenz beauftragt und uns gebeten, Ihnen sein Bedauern auszudrücken, daß er nicht Abschied von Ihnen nehmen konnte. Aber er hofft, Sie möchten ihm verzeihen, wenn wir Ihnen sagen, daß ihn eine sehr dringende Angelegenheit nach Malaga rief.«

»Ah, mein lieber Gaetano«, erwiderte Franz, »all das ist also tatsächlich die Wirklichkeit? Es gibt diesen Mann, der mich auf dieser Insel empfangen, mit einer wahrhaft königlichen

Gastfreundschaft beehrt hat und, während ich schlief, abgereist ist?«

»Es gibt ihn so gewiß, wie Sie dort eine kleine Jacht sehen, die alle Segel gesetzt hat und auf der Sie, wenn Sie Ihr Fernrohr nehmen, aller Wahrscheinlichkeit nach Ihren Gastgeber mitten unter seiner Mannschaft erkennen werden.«

Und bei diesen Worten streckte Gaetano den Arm in Richtung eines kleinen Schiffs aus, das auf die südliche Spitze Korsikas zusegelte. Franz zog ein Fernrohr, stellte es scharf und richtete es nach der bezeichneten Stelle. Gaetano hatte sich nicht getäuscht. Am Heck des Schiffes stand der geheimnisvolle Fremde, ihm zugewandt, und hielt, wie er, ein Fernrohr in der Hand. Er trug dieselbe Kleidung, in der er am Vorabend seinen Gast empfangen hatte, und schwenkte ein Taschentuch als Lebewohlzeichen. Franz erwiderte seinen Gruß, indem er ebenfalls sein Taschentuch zog und es wie sein Gegenüber schwenkte. Nach Verlauf einer Sekunde qualmte eine leichte Rauchwolke am Heck des Schiffes, löste sich zierlich und kräuselte sich langsam zum Himmel empor, dann tönte ein schwacher Knall bis zu Franz.

»Hören Sie?« fragte Gaetano. »Er sagt Ihnen Lebewohl.«

Der junge Mann nahm seinen Karabiner und schoß in die Luft, aber ohne Hoffnung, daß der Knall die Entfernung überbrücken konnte, welche die Jacht von der Küste trennte.

»Was befehlen Eure Exzellenz nun?« fragte Gaetano.

»Daß ihr mir zunächst eine Fackel anzündet.«

»Ah ja, ich sehe schon«, versetzte der Kapitän, »um den Eingang in den Zauberpalast zu suchen. Viel Vergnügen, Exzellenz, wenn die Sache Sie ergötzt... Ich werde Ihnen die verlangte Fackel geben. Aber ich war auch schon einmal von dieser Idee besessen, die nun Sie erfaßt hat, und ich habe dieser Laune drei- bis viermal nachgegeben. Am Ende habe ich aber aufgegeben. Giovanni«, fügte er hinzu, »zünde eine Fackel an und bringe sie Seiner Exzellenz.«

Giovanni gehorchte. Franz nahm die Fackel und trat in den unterirdischen Gang, von Gaetano gefolgt. Er erkannte die Stelle wieder, wo er auf seinem Bett von immer noch zerknittertem Heidekraut erwacht war. Aber vergebens führte er seine Fackel über die Wände der Grotte. Es war nur an Rauchspuren zu sehen, daß andere vor ihm dieselben Nachforschungen ohne Ergebnis angestellt hatten. Er ließ jedoch keinen Fußbreit dieser Granitwand unerforscht, die undurchdringlich wie die Zukunft war. Es gab keine Ritze, in die er nicht die Klinge seines Hirschfängers steckte. Er stieß auf keine Unebenheit, auf die er nicht in der Hoffnung drückte, daß sie nachgeben würde. Allein, alles war vergeblich, und er verlor ohne irgendeinen Erfolg zwei Stunden bei dieser Suche. Schließlich gab er auf. Gaetano triumphierte.

Als Franz wieder an den Strand kam, erschien die Jacht nur noch wie ein weißer Punkt am Horizont. Er nahm sein Fernrohr zu Hilfe, aber selbst mit diesem Instrument war es unmöglich, noch etwas zu erkennen.

Gaetano erinnerte ihn, daß er eigentlich hergekommen sei, um Ziegen zu schießen. Das hatte er völlig vergessen. Er nahm seine Flinte und begann die Insel mit der Miene eines Mannes zu durchheilen, der eher eine Pflicht erfüllt, als ein Vergnügen sucht, und nach einer Viertelstunde hatte er eine Ziege und zwei Zicklein erlegt. Aber obwohl diese Ziegen wild und flink wie Gemen waren, glichen sie doch zu sehr unseren zahmen Ziegen und Franz konnte sie nicht recht als Wildbret betrachten. Zudem beschäftigten weit mächtigere Gedanken seinen Geist. Seit dem Vorabend war er wahrhaftig der Held eines Märchens aus *Tausendundeine Nacht*, und es zog ihn unwiderstehlich zu der Grotte zurück. Trotz seiner ersten vergeblichen Nachforschung, begann er erneut mit der Suche, nachdem er Gaetano aufgetragen hatte, eine von den beiden kleinen Ziegen braten zu lassen. Dieser zweite Versuch dauerte ziemlich lange, denn als er zurückkam, war die Ziege gebraten und das Essen fertig.

Franz setzte sich auf den Platz, wo er am Vorabend im Namen jenes geheimnisvollen Gastgebers zum Abendessen eingeladen worden war, und er gewahrte wieder, wie eine sich auf der Kante einer Welle wiegende Möwe, die kleine Jacht, die Korsika immer näher rückte.

»Ihr habt mir doch gesagt«, sprach er zu Gaetano, »daß der verehrte Herr Sindbad nach Malaga segle, während ich nun den Eindruck habe, daß er geradewegs nach Porto Vecchio fährt.«

»Erinnern Sie sich nicht mehr«, versetzte der Kapitän, »daß ich Ihnen sagte, er habe unter den Leuten seiner Mannschaft zur Zeit auch zwei korsische Banditen?«

»Richtig! Und er wird sie an der Küste an Land setzen«, erwiderte Franz.

»So ist es. Ah! Das ist ein Mann«, schwärmte Gaetano, »der weder Gott noch Teufel fürchtet, wie man sagt, und der fünfzig Meilen von seinem Weg abweichen würde, um einem armen Menschen einen Dienst zu leisten.«

»Aber diese Art von Dienst könnte ihn wohl mit den Behörden des Landes entzweien, in dem er diese Art von Menschenfreundlichkeit ausübt?« äußerte Franz.

»Ach!« entgegnete Gaetano lachend. »Der kümmert sich nicht um Behörden. Über die lacht er doch nur! Man soll nur versuchen, ihn zu verfolgen. Erstens ist seine Jacht kein Schiff, sondern ein Vogel, und er ließe eine Fregatte von drei Knoten mit seinen zwölf zurück. Und zudem, fände er, selbst wenn er landen müßte, nicht überall Freunde?«

Was deutlich aus all dem hervorging, war, daß der verehrte Herr Sindbad, der Gastgeber von Franz, die Ehre genoß, mit den Schmugglern und Banditen an allen Küsten des Mittelmeers in bestem Einvernehmen zu stehen, was ihn doch in ein ziemlich seltsames Licht rücken mußte.

Franz hielt nichts mehr auf Monte Christo. Er hatte jede Hoffnung aufgegeben, das Geheimnis der Grotte zu lüften. Er

beeilte sich also mit dem Essen und befahl seinen Leuten, die Barke für den Zeitpunkt, wenn er fertig sei, bereitzuhalten.

Eine halbe Stunde danach war er an Bord. Er warf einen letzten Blick auf die Jacht, die soeben im Begriff war, im Golf von Porto Vecchio zu verschwinden. Er gab das Zeichen zur Abfahrt. In dem Augenblick, da sich die Barke in Bewegung setzte, verschwand die Jacht, und mit ihr zerstob die letzte Wirklichkeit der vorigen Nacht. Abendessen, Sindbad, Hasisch und Statuen, einfach alles begann für Franz in der Erinnerung an jenen Traum zu verschmelzen.

Die Barke fuhr den ganzen Tag und die ganze Nacht, und als am anderen Tage die Sonne aufging, war auch die Insel Monte Christo verschwunden.

Als Franz wieder an Land war, vergaß er, wenigstens momentan, die eben erst geschehenen Ereignisse, um die vernünftigen wie die Höflichkeitsbesuche in Florenz abzuschließen und sich nur noch mit der Reise zu seinem Gefährten zu beschäftigen, der ihn in Rom erwartete.

Er reiste also ab und kam am Samstagabend mit der Postkutsche auf der Piazza della Dogana an. Die Unterkunft war, wie erwähnt, bereits reserviert, man brauchte also bloß zum Hotel von Meister Pastrini zu gehen, was gar nicht so leicht war, da die Menschen die Straßen verstopften und sich in Rom jener unterdrückte und fiebrige Lärm ausbreitete, der großen Ereignissen voranzugehen pflegt. Nun gibt es aber in Rom jährlich vier große Ereignisse: den Karneval, die Karwoche, das Fronleichnamfest und den Tag des heiligen Petrus. Das übrige Jahr hindurch versinkt die Stadt wieder in ihre düstere Gleichgültigkeit, in einen Zwitterzustand von Leben und Tod, der sie zu einer Art Station zwischen dieser Welt und der anderen macht, aber einer erhabenen Zwischenstation, einem Ruhepunkt voll Poesie und Charakter, an dem sich Franz schon fünf- oder sechsmal aufgehalten hatte und den er jedesmal noch wunderbarer und phantastischer gefunden hatte.

Endlich hatte er sich durch diese immer dichter und hektischer werdende Menge gedrängt und das Hotel erreicht. Auf seine erste Frage antwortete man ihm mit jener Impertinenz, die typisch ist für Droschkenkutscher und Gastwirte, die bereits ausgelastet sind, daß im »Hôtel d’Espagne« kein Platz mehr für ihn sei. Daraufhin schickte er Meister Pastrini seine Karte und berief sich auf Albert de Morcerf. Das half, und Meister Pastrini eilte selbst herbei, entschuldigte sich, daß er seine Exzellenz warten ließ, schimpfte seine Kellner, riß dem Fremdenführer, der sich bereits des Reisenden bemächtigt hatte, den kleinen Handleuchter aus den Händen und schickte sich soeben an, ihn zu Albert zu führen, als ihm dieser schon entgegenkam.

Die reservierte Unterkunft bestand aus zwei kleinen Zimmern und einer Kammer. Die beiden Zimmer gewährten die Aussicht auf die Straße, ein Umstand, den Meister Pastrini besonders hervorhob und dem er einen unschätzbaren Wert beimaß. Der Rest des Stockwerks war an einen sehr reichen Mann vermietet, den man für einen Sizilianer oder Malteser hielt. Der Gastwirt konnte aber nicht genau sagen, welcher von beiden Nationen dieser Reisende angehörte.

»Wunderbar, Meister Pastrini«, sagte Franz, »aber wir brauchen sogleich für heute ein Abendessen und für morgen und die folgenden Tage einen Wagen.«

»Das Abendessen wird Ihnen augenblicklich aufgetragen werden«, erwiderte der Gastwirt, »aber was den Wagen betrifft...«

»Wie, was den Wagen betrifft?« rief Albert aus. »Einen Augenblick, einen Augenblick! Ohne Scherz, Meister Pastrini, wir müssen einen Wagen haben.«

»Monsieur«, versetzte der Gastwirt, »man wird sein Möglichstes tun, um einen zu bekommen. Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann.«

»Und wann werden wir die Antwort erhalten?« fragte Franz.

»Morgen früh«, entgegnete der Gastwirt.

»Zum Teufel!« fluchte Albert. »Dann zahlen wir eben mehr, und damit basta! Wir kennen die Preise: bei Drake oder Aaron fünfundzwanzig Francs für Wochentage und dreißig bis fünfunddreißig Francs für die Sonn- und Feiertage. Legen Sie fünf Francs täglich als Maklergebühr drauf, das macht vierzig, und sprechen wir nicht mehr davon.«

»Ich fürchte sehr, daß die Herren, selbst wenn sie das Doppelte bieten, sich keinen verschaffen können.«

»Dann soll man eben Pferde an den meinigen spannen lassen, er ist zwar durch die Reise ein wenig an den Ecken abgestoßen, aber das macht ja nichts!«

»Man wird keine Pferde auftreiben.«

Albert schaute Franz wie einen Menschen an, dem man eine ihm vollkommen unbegreiflich scheinende Antwort gibt.

»Verstehen Sie das, Franz, keine Pferde? Kann man denn nicht einmal Postpferde haben?«

»Sie sind alle seit vierzehn Tagen vermietet. Nur noch die für den regulären Dienst unentbehrlichen sind übrig.«

»Was sagen Sie dazu?« fragte Franz.

»Ich sage, daß, wenn eine Sache über meinen Verstand hinausgeht, ich bei dieser Sache nicht zu verweilen, sondern eine andere anzuregen pflege. Ist das Abendessen bereit, Meister Pastrini?«

»Ja, Exzellenz.«

»Na, dann essen wir erstmal.«

»Aber der Wagen und die Pferde...?« zögerte Franz.

»Seien Sie unbesorgt, lieber Freund, sie werden von selbst kommen. Es wird sich nur darum handeln, den entsprechenden Preis zu zahlen.«

Und Morcerf, mit jener bewundernswürdigen Philosophie eines Mannes, der nichts für unmöglich hält, solange er seine

Börse rund und seine Brieftasche gespickt fühlt, soupierte, legte sich zu Bett, schlief tief und fest ein und träumte, im Karneval in einem sechsspännigen Wagen herumzufahren.

33. KAPITEL

Römische Banditen

Am nächsten Tag erwachte Franz als erster und schellte gleich nach seinem Erwachen. Die Glocke war noch nicht verklungen, als Meister Pastrini schon höchstpersönlich eintrat.

»Tja«, sagte der Wirt triumphierend, ohne abzuwarten, bis Franz ihn ansprach, »ich hatte gestern recht mit meiner Vermutung, Exzellenz, als ich Ihnen nichts versprechen wollte. Sie haben sich zu spät darum gekümmert. Es ist in Rom kein einziger Wagen mehr zu vermieten, für die letzten drei Tage versteht sich.«

»Ja«, versetzte Franz, »also genau für die Tage, an denen wir ihn dringend benötigen.«

»Was gibt es?« fragte Albert, der soeben eintrat. »Keine Kutsche?«

»So ist es, mein lieber Freund«, antwortete Franz, »und Sie haben es gleich beim ersten Mal erraten.«

»Nun, Ihre ewige Stadt ist mir ja eine saubere Stadt!«

»Das heißt, Exzellenz«, bemerkte Meister Pastrini, der die Hauptstadt der christlichen Welt in den Augen seiner Gäste in einer gewissen Würde erhalten wollte, »das heißt, es gibt keinen Wagen mehr von Sonntag früh bis Dienstag abend, aber von jetzt bis dahin werden Sie deren fünfzig finden, wenn Sie wollen.«

»Ah! Immerhin schon etwas«, sagte Albert. »Wir haben heute Donnerstag. Wer weiß, was sich bis Sonntag ereignen

kann?«

»Es werden zehn- bis zwölftausend Besucher ankommen, die das Ganze noch komplizierter machen werden«, antwortete Franz.

»Mein Freund«, schlug Morcerf vor, »genießen wir die Gegenwart und malen wir die Zukunft nicht zu schwarz.«

»Werden wir wenigstens ein Fenster bekommen können?« fragte Franz.

»Wo hinaus?«

»Auf die Via del Corso natürlich!«

»Ha, jawohl, ein Fenster!« rief Meister Pastrini aus. »Unmöglich, völlig unmöglich. Es war noch eines im fünften Stock des Palazzo Doria übrig, und das ist an einen russischen Fürsten für zwanzig Zechinen täglich vermietet worden.«

Die beiden jungen Leute schauten sich bestürzt an.

»Nun, mein Lieber«, sagte Franz zu Albert, »wissen Sie, was das Beste ist, was wir tun können? Abreisen und den Karneval in Venedig zubringen. Dort werden wir, wenn auch keinen Wagen, zumindest Gondeln finden.«

»Oh! Zum Donnerwetter, nein!« rief Albert aus. »Ich bin entschlossen, den Karneval in Rom zu sehen, und ich werde ihn sehen, und wär es auch auf Stelzen.«

»Ja!« rief Franz aus. »Das ist ein herrlicher Gedanke, besonders um die *moccoletti* auszulöschen. Wir maskieren uns als Pulcinellvampire oder als Landbewohner und werden rasendes Aufsehen erregen.«

»Wünschen Eure Exzellenzen noch immer einen Wagen bis Sonntag?«

»Selbstverständlich!« erwiderte Albert. »Oder glauben Sie, daß wir wie Gerichtsdienere zu Fuß durch die Straßen von Rom rennen?«

»Ich will mich beeilen, die Befehle Eurer Exzellenzen zu vollziehen«, versprach Meister Pastrini, »nur möchte ich vor-

ausschicken, daß Sie der Wagen täglich sechs Piaster kosten wird.«

»Und ich, mein lieber Monsieur Pastrini«, entgegnete Franz, »der ich nicht unser Nachbar, der Millionär, bin, möchte meinerseits vorausschicken, daß ich, da ich jetzt zum viertenmal nach Rom komme, den Preis für Kutschen an gewöhnlichen Tagen, an Sonn- und Feiertagen kenne. Wir werden Ihnen für heute, morgen und übermorgen zwölf Piaster geben, und Sie machen dann immer noch einen recht hübschen Gewinn.«

»Aber, Exzellenz...«, setzte Meister Pastrini an, der zu widersprechen versuchte.

»Gehen Sie, mein lieber Wirt, gehen Sie«, unterbrach ihn Franz, »oder ich will den Preis selbst mit Ihrem *affetatore* aushandeln, der auch der meinige ist. Er ist ein alter Freund von mir, der mir in seinem Leben bereits nicht wenig Geld abgeknöpft hat, und in der Hoffnung, mir wieder welches zu stehlen, sich mit einem geringeren Preis begnügen wird, als den, den ich Ihnen biete. Sie würden also den Differenzbetrag verlieren, durch Ihre eigene Schuld.«

»Machen Sie sich diese Mühe nicht, Exzellenz«, sagte Meister Pastrini mit dem Lächeln des italienischen Spekulanten, der erkennt, daß er unterlegen ist. »Ich werde mein möglichstes tun und hoffe auf Ihre Zufriedenheit.«

»Vortrefflich! Das ist ein Wort.«

»Wann wünschen Sie den Wagen?«

»In einer Stunde.«

»In einer Stunde wird er vor der Tür stehen.«

Tatsächlich wartete eine Stunde später die Kutsche auf die beiden jungen Leute. Es war eine bescheidene Droschke, die man, in Betracht der Feierlichkeit der Umstände, in den Rang einer Kalesche erhoben hatte. Doch ungeachtet ihres ziemlich mittelmäßigen Aussehens, fühlten sich die beiden jungen Leute doch sehr glücklich, für die nächsten drei Tage ein solches

Transportmittel gefunden zu haben.

»Exzellenz!« rief der Fremdenführer, als er Franz die Nase zum Fenster hinausstrecken sah. »Soll ich die Karosse am Palazzo vorfahren lassen?«

Wie sehr auch Franz an die italienischen Übertreibungen gewöhnt war, so bestand doch seine erste Reaktion darin, sich umzuschauen. Aber diese Worte galten offenbar wirklich ihm. Franz war die Exzellenz, die Droschke war die Karosse, das Hôtel d'Espagne war der Palazzo. Der ganze lobversprühende Geist dieser Nation lag in diesem einzigen Satz.

Franz und Albert gingen hinab. Die Karosse fuhr am Palazzo vor, Ihre Exzellenzen streckten ihre Beine auf den Sitzbänken aus, der Fremdenführer sprang hinten auf.

»Wohin wünschen Eure Exzellenzen gefahren zu werden?«

»Na, zuerst zum Petersdom und dann zum Kolosseum«, antwortete Albert als echter Pariser.

Doch Albert wußte eine Sache nicht, nämlich, daß man einen Tag braucht, um den Petersdom zu besichtigen und einen Monat, um ihn eingehend zu studieren. Der Tag verging also allein damit, den Petersdom zu besichtigen.

Plötzlich bemerkten die beiden Freunde, daß der Tag zur Neige ging. Franz zog seine Uhr. Es war halb fünf. Man fuhr sogleich zum Hôtel zurück. Am Tor befahl Franz dem Kutscher, sich um acht Uhr bereitzuhalten. Er wollte Albert das Kolosseum im Mondenschein besichtigen lassen, wie er ihm St. Peter am hellen Tage gezeigt hatte. Wenn man einem Freund eine Stadt zeigt, die man schon gesehen hat, so benimmt man sich dabei ebenso gefallsüchtig, als wenn man eine Dame zeigt, deren Geliebter man einst war.

Franz gab also dem Kutscher die Fahrroute an. Er sollte erst durch die Porta del Popolo, dann die äußere Mauer entlangfahren, und durch die Porta San Giovanni zurückkehren. Auf diesem Wege würde das Kolosseum ohne Vorbereitung urplötzlich vor ihnen auftauchen, ohne daß Kapitol, Forum, der

Triumphbogen des Septimus Severus, der Tempel des Antoninus und der Faustina und die Via Sacra zu Stufen geworden wären, eingebaut in die Strecke, um es nicht ganz so mächtig erscheinen zu lassen.

Man setzte sich zu Tisch. Meister Pastrini hatte seinen Gästen ein vortreffliches Festmahl versprochen. Er hatte ihnen ein immerhin erträgliches Essen bereitet, und es ließ sich nichts darüber sagen. Nach dem Essen trat er selbst ein. Franz glaubte anfangs, dies geschähe, um ihnen Komplimente zu entlocken, und hob an, sie ihm zu machen, als er von ihm bei den ersten Worten unterbrochen wurde.

»Exzellenz«, sagte er, »Ihr Beifall ist für mich schmeichelfhaft, aber nicht deshalb bin ich zu Ihnen heraufgegangen.«

»Etwa, um uns zu sagen, daß Sie einen Wagen für uns aufgetrieben haben?« fragte Albert, während er seine Zigarre anzündete.

»Das noch weniger, und Eure Exzellenz täten sogar gut daran, nicht mehr an sie zu denken und sich damit abzufinden. In Rom sind Sachen möglich, oder sie sind nicht möglich. Sagt man Ihnen, daß sie nicht möglich sind, dann ist und bleibt das so.«

»In Paris ist es das viel bequemer: Wenn etwas nicht möglich ist, zahlt man das Doppelte, und man bekommt augenblicklich, was man verlangt.«

»Das sagen mir alle Franzosen«, erwiderte Meister Pastrini ein wenig gereizt, »daher begreife ich nicht, warum sie überhaupt reisen.«

»Es reisen aber auch«, bemerkte Albert, der gelassen den Rauch zur Decke blies und zurückgelehnt auf den beiden Hinterbeinen seines Armstuhls schaukelte, »nur Toren und Einfaltspinsel wie wir. Vernünftige Leute verlassen ihr Anwesen in der Rue du Helder, den Boulevard de Grand und das ›Café de Paris‹ nicht.«

Es bedarf keiner Erwähnung, daß Albert selbst in der ge-

nannten Straße wohnte, täglich seinen modischen Spaziergang machte und Tag für Tag in dem einzigen Kaffeehaus zu Mittag speiste, wo man nur dann zu Mittag speist, wenn man mit den Kellnern auf gutem Fuße steht.

Meister Pastrini blieb einen Augenblick schweigsam stehen. Offenbar sann er über Alberts Antwort nach, eine Antwort, die ihm ohne Zweifel nicht ganz verständlich schien.

»Nun, Sie sind doch wohl zu irgendeinem Zweck gekommen«, unterbrach nun Franz die geographische Betrachtung seines Wirtes. »Wollen Sie uns den Grund ihres Besuchs mitteilen?«

»Oh! Allerdings. Hören Sie. Sie haben den Wagen um acht Uhr bestellt?«

»So ist es.«

»Sie haben die Absicht, das Colosseo zu besuchen?«

»Das heißt das Kolosseum?«

»Meinetwegen. Sie befahlen Ihrem Kutscher, durch die Porta del Popolo hinaus zu fahren, um die Mauern herum und durch die Porta San Giovanni heimzukehren?«

»Dies sind meine Worte.«

»Nun, diese Fahrroute ist unmöglich oder wenigstens sehr gefährlich.«

»Gefährlich? Und warum?«

»Wegen des berühmten Luigi Vampa.«

»Zunächst einmal, mein lieber Wirt: Wer ist dieser berühmte Luigi Vampa?« fragte Albert. »Er mag in Rom äußerst berühmt sein, aber ich versichere Ihnen, daß er in Paris äußerst unbekannt ist.«

»Wie? Sie kennen ihn nicht?«

»Ich habe die Ehre noch nicht gehabt.«

»Na, er ist ein Bandit, neben dem Decesare und Gasparone nur Chorknaben sind.«

»Aufgepaßt, Franz!« rief Albert aus. »Da gibt es noch einmal einen richtigen Banditen!«

»Ich sage Ihnen im voraus, mein lieber Wirt, daß ich kein Wort von dem glauben werde, was Sie uns erzählen wollen. Da das klargestellt ist, reden Sie, soviel Sie wollen, ich höre...
»Es war einmal...« Nun denn, vorwärts!«

Meister Pastrini wandte sich Franz zu, der ihm der Vernünftigere der beiden jungen Leute schien. Man muß dem wackeren Mann Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hatte viele Franzosen in seinem Leben beherbergt, aber eine gewisse Richtung ihres Geistes nie begriffen.

»Exzellenz«, erwiderte er sehr ernsthaft, wie gesagt, Franz zugewandt, »wenn Sie mich für einen Lügner ansehen, so ist es überflüssig, Ihnen zu erzählen, was ich Ihnen erzählen wollte. Dennoch möchte ich noch einmal betonen, daß es im Interesse Eurer Exzellenzen geschähe.«

»Albert meinte nicht, daß Sie ein Lügner seien, mein lieber Monsieur Pastrini«, beruhigte ihn Franz, »er sagte nur, daß er Ihnen nicht glauben wird, weiter nichts. Aber ich werde Ihnen glauben, seien Sie unbesorgt. Sprechen Sie also.«

»Ja nun, Exzellenz, Sie verstehen schon, daß, wenn man meine Ehrlichkeit in Zweifel zieht...«

»Mein Lieber«, äußerte Franz, »Sie sind empfindlicher als Cassandra, die doch eine Prophetin war und von niemanden angehört wurde, während Sie wenigstens die Hälfte der Zuhörer auf Ihrer Seite haben. Nun, setzen Sie sich und sagen Sie uns, wer Monsieur Vampa ist.«

»Ich sagte es Ihnen bereits, Exzellenz. Er ist ein Bandit, wie wir seit dem berühmten Mastrilla keinen mehr gesehen haben.«

»Nun gut, aber was hat dieser Bandit mit meinem Befehl an den Kutscher zu tun, durch die Porta Popolo hinauszufahren und durch die Porta San Giovanni heimzukehren?«

»Er hat insofern damit zu tun«, antwortete Meister Pastrini, »als Sie wohl durch das eine Tor hinausfahren können. Aber ich möchte bezweifeln, ob Sie durch das andere zurückkehren würden.«

»Und warum?« fragte Franz.

»Weil man nach Anbruch der Nacht fünfzig Schritte vor den Toren nicht mehr sicher ist.«

»Meinen Sie das ernst?« rief Albert aus.

»Herr Graf«, antwortete Meister Pastrini, wegen Alberts Zweifel an seiner Wahrheitsliebe noch immer tief im Herzen gekränkt, »was ich sage, sage ich nicht Ihnen, sondern Ihrem Reisegefährten, der Rom kennt und weiß, daß man mit solchen Dingen keinen Spaß treibt.«

»Mein Lieber«, sagte Albert zu Franz, »da haben wir ein herrliches Abenteuer gefunden: Wir stopfen unseren Wagen mit Pistolen, mit Donnerbüchsen und doppelläufigen Flinten voll. Luigi Vampa kommt, um uns anzuhalten, und wir halten ihn an. Wir bringen ihn nach Rom zurück, wir machen Seiner Heiligkeit dem Papst ein Ehrengeschenk mit ihm, der uns daraufhin fragt, wie er uns für einen so großen Dienst seine Dankbarkeit erweisen könne. Dann bitten wir ihn einfach um einen Wagen und zwei Pferde aus seinen Ställen, und wir sehen den Karneval im Wagen, abgesehen davon, daß wahrscheinlich das dankbare römische Volk uns auf dem Kapitol krönt und uns wie Curtius und Horatius Cocles als Retter des Vaterlandes ausruft.«

Während Albert diesen Vorschlag ausmalte, schnitt Meister Pastrini ein Gesicht, das man zu schildern vergebens versuchen würde.

»Zunächst einmal«, fragte Franz Albert, »wo wollen Sie die Pistolen, Donnerbüchsen und doppelläufigen Flinten hernehmen, mit denen Sie unseren Wagen vollstopfen wollen?«

»In meiner Waffenkammer werde ich sie freilich nicht finden«, antwortete er, »in Terracina hat man mir alles bis auf

mein Taschenmesser abgenommen, und Ihnen?»

»Mit mir hat man es in Aqua-Pendente ebenso gemacht.«

»Ah, mein lieber Wirt«, sagte Albert und zündete seine zweite Zigarre am Stummel seiner ersten an, »wissen Sie, daß dieses Vorgehen für die Diebe sehr bequem ist und daß mir scheint, als wäre es aus gemeinsamem Interesse mit ihnen eingeführt worden?«

Ohne Zweifel fand Meister Pastrini den Spaß kompromittierend, denn er antwortete nur zur Hälfte, und wieder das Wort an Franz richtend, wie an den allein Vernünftigen, mit dem er sich normal unterhalten könne, sagte er: »Seine Exzellenz wissen, daß man sich nicht zu verteidigen pflegt, wenn man von Banditen angegriffen wird.«

»Wie?« rief Albert aus, dessen Mut sich bei dem Gedanken empörte, sich ausplündern zu lassen, ohne etwas zu sagen. »Wie? Man pflegt dies nicht zu tun?«

»Nein, denn jede Verteidigung wäre nutzlos. Was wollen Sie gegen ein Dutzend Banditen unternehmen, die aus einem Graben, aus einem alten verlassenen Gemäuer oder aus einem Aquädukt hervorkommen und alle zur gleichen Zeit auf Sie ihre Flinten richten?«

»Ah, verflucht! Da will ich mich lieber töten lassen!« rief Albert aus.

Der Gastwirt drehte sich zu Franz mit einer Miene um, die sagen wollte: »Wahrhaftig, Exzellenz, Ihr Freund ist verrückt.«

»Nein, lieber Albert«, äußerte Franz, »Ihre Antwort ist edel und des alten Corneilles ›*Auf daß er sterbe*‹ wert. Nur handelte es sich, als der Horatier dies sprach, um Roms Wohl, und die Sache lohnte der Mühe. Bei uns aber, denken Sie daran, handelt es sich einfach um die Befriedigung einer Laune, und es wäre lächerlich, wegen einer Laune unser Leben zu wagen.«

»Ah! *Per bacco!*« rief Meister Pastrini aus. »Das laß ich mir gefallen, das nenne ich reden!«

Albert schenkte sich ein Glas *Lacrimae-Christi* ein, das er langsam schlürfte, und brummte unverständliche Worte vor sich hin.

»Also, Meister Pastrini«, fuhr Franz fort, »nun, da mein Gefährte ruhig ist und Sie meine friedliche Gesinnung würdigen konnten, nun erzählen Sie, wer ist dieser verehrte Herr Luigi Vampa? Ist er ein Schäfer oder ein Patrizier? Ist er jung oder alt? Ist er klein oder groß? Schildern Sie ihn uns, damit wir ihn, wenn wir ihm irgendwo auf der Welt zufällig begegnen sollten wie Jean Sbogard oder Lara wenigstens gleich erkennen.«

»Sie könnten sich an niemand besser wenden als an mich, Exzellenz, um genaue Details zu bekommen, denn ich kannte Luigi Vampa schon, als er noch ein Kind war. Und als ich selbst einst auf dem Weg von Ferentino nach Alatri in seine Hände fiel, erinnerte er sich zu meinem Glück unserer alten Bekanntschaft. Er ließ mich ziehen, nicht nur ohne ein Lösegeld von mir zu verlangen, sondern auch, nachdem er mir eine sehr schöne Uhr geschenkt und seine Geschichte erzählt hatte.«

»Lassen Sie die Uhr sehen«, sagte Albert.

Meister Pastrini zog aus seiner Hosentasche eine prächtige Breguet, die den Namen ihres Herstellers, den Stempel von Paris und eine Grafenkrone aufwies.

»Voilà!« sagte er.

»Alle Wetter!« rief Albert. »Kompliment! Ich habe ungefähr dieselbe«, – er zog seine Uhr aus seiner Westentasche –, »und sie kostete mich dreitausend Francs.«

»Erzählen Sie jetzt Ihre Geschichte«, sagte Franz, während er einen Lehnstuhl herbeirückte und Meister Pastrini ein Zeichen gab, sich zu setzen.

»Erlauben Eure Exzellenz?« fragte der Wirt.

»Bei Gott!« antwortete Albert. »Sie sind kein Prediger, mein Lieber, um im Stehen reden zu müssen.«

Der Wirt setzte sich, nachdem er gegen jeden seiner künftigen Zuhörer eine ehrerbietige Verbeugung gemacht hatte, deren Zweck war, anzudeuten, daß er bereit sei, ihnen über Luigi Vampa die verlangten Auskünfte zu geben.

»Ah!« unterbrach Franz schon Meister Pastrini, als der soeben den Mund öffnete. »Sie sagten, daß Sie Luigi Vampa kannten, als er noch ein Kind war. Er ist also noch ein junger Mann?«

»Wie? Ein junger Mann! Das will ich meinen. Er ist höchstens zweiundzwanzig Jahre alt! Oh! Das ist ein Bursche, der es noch weit bringen wird, seien Sie unbesorgt.«

»Was sagen Sie dazu, Albert? Es ist schön, sich mit zweiundzwanzig Jahren schon einen Ruf gemacht zu haben«, äußerte Franz.

»Ja, gewiß, und in seinem Alter hatten es Alexander, Cäsar und Napoleon, die seitdem ein gewisses Aufsehen in der Welt erregten, noch nicht so weit gebracht wie er.«

»Der Held«, sagte Franz zu seinem Wirt, »dessen Geschichte wir hören werden, ist also erst zweiundzwanzig Jahre alt?«

»Nicht einmal, wie ich die Ehre hatte, Ihnen zu sagen.«

»Ist er groß oder klein?«

»Von mittlerer Größe, ungefähr wie seine Exzellenz«, antwortete der Wirt und deutete auf Albert.

»Ich danke für den Vergleich«, sagte dieser mit einer Verbeugung.

»Nur zu, Meister Pastrini«, versetzte Franz, der über die Empfindlichkeit seines Freundes schmunzeln mußte. »Und welcher Gesellschaftsschicht gehört er an?«

»Er war ein einfacher kleiner Hirte auf der Meierei des Grafen von San Felice, die zwischen Palestrina und dem Gabri-

See liegt. Er ist in Pampinara geboren und im Alter von fünf Jahren in den Dienst des Grafen getreten. Sein Vater, selbst Schäfer in Anagni, besaß eine eigene kleine Herde und lebte von der Wolle und dem Milchertrag seiner Schafe, die er zum Verkauf nach Rom brachte. Schon als Kind zeigte der kleine Vampa einen sonderbaren Charakter. Eines Tages, im Alter von sieben Jahren, ging er zum Pfarrer von Palestrina und bat ihn, er möge ihn lesen lehren. Dies war eine schwierige Sache, denn der junge Hirte konnte seine Herde nicht allein lassen. Aber der gute Pfarrer begab sich täglich zum Messelesen in ein armes, kleines Dorf, das zu unbedeutend war, um sich einen Priester leisten zu können, und das nicht einmal einen Namen besaß, aber allgemein dell' Borgo genannt wurde. Er bot Luigi an, ihm, wenn er zur Zeit seiner Rückkehr am Weg auf ihn warte, Unterricht zu erteilen, fügte aber hinzu, daß dieser Unterricht nur kurz sein würde und er deshalb diese Zeit gut nutzen müsse. Das Kind nahm mit Freuden das Angebot an. Täglich führte Luigi seine Herde zum Weiden an den Weg zwischen Palestrina und Borgo. Täglich um neun Uhr morgens kam der Pfarrer vorüber, der Priester und das Kind setzten sich an den Rand eines Grabens, und der kleine Hirte erhielt seinen Unterricht mit Hilfe des Breviers des Pfarrers.

Nach Verlauf von drei Monaten konnte er lesen. Dies war noch nicht alles. Er mußte nun auch schreiben lernen.

Der Priester ließ durch einen Schreiblehrer in Rom drei Alphabete anfertigen, eines mit großen, eines mit mittleren und eines mit feinen Buchstaben, und zeigte ihm, daß er, sich danach richtend, mit einem eisernen Nagel auf einem Stück Schiefer schreiben lernen könne. Am selben Abend, nach der Heimkehr der Herde in die Meierei, lief der kleine Vampa zum Schlosser von Palestrina, nahm einen dicken Nagel, schmiedete, hämmerte, rundete ihn, und machte sich eine Art von antikem Stilett daraus. Am andern Tage verschaffte er sich einen Schiefervorrat und machte sich ans Werk.

Drei Monate später konnte er schreiben.

Der Pfarrer war über diese große Intelligenz erstaunt und von diesem angeborenen Talent gerührt und schenkte ihm einige Schreibhefte, ein Bündel Federn und ein Federmesser. Da war ein neues Studium zu beginnen, aber eines, das gegen das erste ein Klacks war. Acht Tage danach ging er mit der Feder um wie zuvor mit dem Stilett.

Der Pfarrer erzählte die Geschichte dem Grafen von San Felice, der den kleinen Hirten sehen wollte, ihn in seiner Gegenwart lesen und schreiben ließ, seinem Verwalter befahl, ihn von nun an mit den Hausdienern essen zu lassen, und ihm monatlich zwei Piaster schenkte. Von diesem Geld kaufte Luigi Bücher und Bleistifte.

Nunmehr wandte er seine Nachahmungsgabe auf alle Gegenstände an, die er fand, und zeichnete wie Giotto als Kind seine Schafe, die Bäume, die Häuser auf seine Schiefersteine. Dann begann er, mit der Spitze seines Federmessers Holz zu bearbeiten und ihm alle möglichen Formen zu geben. So hatte auch der populäre Bildhauer Pinelli angefangen.

Ein junges Mädchen von sechs bis sieben Jahren, also ein wenig jünger als Vampa, hütete in seiner Nähe die Schafe einer Meierei, die bei Palestrina lag. Sie war eine Waise, in Valmontone geboren, und hieß Teresa. Die beiden Kinder trafen sich, setzten sich nebeneinander, ließen ihre Herden sich vermengen und gemeinschaftlich weiden, plauderten, lachten und spielten. Am Abend schieden sie dann die Schafe des Grafen von San Felice von jenen des Barons von Cervetri, und die Kinder trennten sich, um auf ihre jeweilige Meierei zurückzukehren, mit dem Versprechen, am anderen Morgen wieder zusammenzukommen.

Am anderen Tag hielten sie Wort. So wuchsen sie Seite an Seite auf. Als Vampa zwölf Jahre und die kleine Teresa elf zählte, begannen sich ihre natürlichen Anlagen zu entwickeln. Neben dem Interesse an der Kunst, das Luigi so weit getrie-

ben hatte, als er es in der Einöde tun konnte, war er mal launenhaft traurig, mal plötzlich hitzig, dann wieder jähzornig aus einer Grille heraus, aber immer spöttisch. Keiner von den jungen Knaben von Pampinara, von Palestrina oder Valmontone konnte irgendeinen Einfluß auf ihn gewinnen, geschweige denn den Gefährten durchschauen. Sein eigenwilliges Temperament, immer geneigt zu fordern, ohne jemals auf irgendein Zugeständnis einzugehen, ließ jede freundschaftliche Regung, jede sympathische Kundgebung ihm gegenüber absterben. Nur Teresa konnte mit einem Wort, mit einem Blick, mit einer Gebärde diesem störrischen Charakter gebieten, der sich unter der Hand eines Mädchens bog und unter der eines Mannes, wer er auch sein mochte, sich bis zum Bersten gespannt hätte. Teresa dagegen war lebendig, flink und lustig, aber auch äußerst gefallsüchtig. Die zwei Piaster, welche der Verwalter des Grafen von San Felice Luigi gab, der Erlös aus all den kleinen Bildschnitzerarbeiten, die er an die Spielzeughändler in Rom verkaufte, wurden für Perlenohrringe, für gläserne Halsketten, für goldene Nadeln verwandt. Infolge dieser Verschwendung ihres jungen Freundes war Teresa das schönste und eleganteste Dorfmadchen in Roms Umgebung.

Die beiden Kinder wurden immer größer, verlebten alle ihre Tage beisammen und überließen sich ohne nachzudenken den Neigungen ihrer Natur. Und so sahen sie sich in ihren Gesprächen, in ihren Wünschen, in ihren Träumen: Vampa immer als Schiffskapitän, General einer Armee oder Gouverneur einer Provinz, Teresa reich, in den schönsten Kleidern, gefolgt von Dienern in Livree. Hatten sie dann den ganzen Tag damit zugebracht, ihre Zukunft mit diesen verrückten und glänzenden Arabesken auszuschnücken, so trennten sie sich, um ihre Schafe in die Ställe zurückzuführen und von der Höhe ihrer Traumgebilde wieder in die Niederungen ihrer wirklichen Lage herabzusteigen.

Eines Tages sagte der junge Schäfer zum Verwalter des

Grafen, daß er gesehen habe, wie ein Wolf aus den Sabiner Bergen hervorkam und um seine Herde streifte. Der Verwalter gab ihm eine Flinte, und genau das wollte Vampa erreichen. Es stellte sich heraus, daß diese Flinte zufällig einen vortrefflichen Lauf aus Brescia hatte, der die Kugel so weit trug wie ein englischer Karabiner. Nur hatte der Graf einmal, als er einen angeschossenen Fuchs damit totschiß, den Kolben abgebrochen, und die Flinte wurde in die Rumpelkammer geworfen. Dies machte einem Bildschnitzer wie Vampa keine Schwierigkeit. Er untersuchte die ursprüngliche Form genau, berechnete, was daran zu ändern sei, um sie auf seine Körpermaße anzupassen, und verfertigte einen andern, mit so originellen Verzierungen geschmückten Kolben, daß er, wenn er das Holz allein in der Stadt hätte verkaufen wollen, bestimmt fünfzehn bis zwanzig Piaster dafür bekommen hätte. Er hütete sich aber, das zu tun, denn eine Flinte war schon lange der Wunsch des jungen Mannes gewesen. In allen Ländern, in denen die Unabhängigkeit die Freiheit vertritt, ist das erste Bedürfnis eines jeden starken Charakters, einer jeden mächtigen Organisation eine „Waffe, die zugleich die Angriffs- und die Verteidigungsfähigkeit sicherstellt, und den, der sie zur Abschreckung trägt, oft gefürchtet macht. Von diesem Augenblick an verwendete Vampa jede freie Minute auf Schießübungen mit dem Gewehr. Er kaufte Pulver und Kugeln. Alles diente ihm als Ziel: der finstere, kümmerliche und graue Stamm des Olivenbaums, der auf dem Abhange der Sabiner Berge wuchs, der Fuchs, der abends seinen Bau verließ, um seine nächtliche Jagd zu beginnen, der Adler, der in der Luft seine Kreise zog. Bald wurde er so geschickt, daß Teresa die Furcht überwand, die ihr anfangs der Knall verursachte, und sich daran ergötzte, ihren jungen Gefährten die Kugel seiner Flinte, wohin er wollte, mit der gleichen Treffsicherheit schießen zu sehen, als hätte er sie mit der Hand in das Ziel hineingesteckt.

Eines Abends kam wirklich ein Wolf aus dem Tannenge-

hölz, in dessen Nähe die beiden jungen Leute sich aufzuhalten pflegten. Der Wolf hatte kaum zehn Schritte in die Ebene getan, so war er schon tot. Vampa, stolz auf diesen schönen Schuß, lud ihn auf seine Schultern und trug ihn in die Meierei.

All dies verschaffte Luigi einen gewissen Ruf in der Umgebung der Meierei. Der überlegene Mensch bildet sich, ganz gleich, wo er sich befindet, immer einen Anhang von Bewunderern. Man sprach in der ganzen Gegend von diesem jungen Hirten als von dem geschicktesten, stärksten und tapfersten *contadino*, den es im Umkreis von zehn Meilen gebe, und obgleich Teresa ihrerseits in einem noch weiteren Umkreis als eines der schönsten sabinischen Mädchen galt, so ließ es sich doch niemand einfallen, ein Wort von Liebe zu ihr zu sprechen, denn man wußte, daß Vampa sie liebte. Und doch hatten die beiden jungen Leute sich nie gesagt, daß sie einander liebten. Sie waren wie zwei Bäume nebeneinander aufgewachsen, die ihre Wurzeln unter der Erde, ihre Zweige in der Luft und ihren Duft im Himmel vermischen. Nur ihre Sehnsucht, sich zu sehen, blieb dieselbe. Diese Sehnsucht war ein Bedürfnis geworden, und sie konnten sich eher den Tod als eine Trennung auch nur für einen einzigen Tag vorstellen.

Teresa zählte nunmehr sechzehn Jahre und Vampa siebzehn. Um diese Zeit begann man viel von einer Räuberbande zu sprechen, die sich in den Lepinerbergen formierte. Die Straßenräuberei wurde in der Nachbarschaft Roms nie ernstlich ausgerottet. Es fehlte bisweilen an Anführern, aber wenn sich einer zum Anführer macht, fehlt ihm selten eine Bande. Der berühmte Cucumetto, in den Abruzzen umstellt und aus dem Königreich Neapel vertrieben, wo er einen förmlichen Krieg geführt hatte, hatte wie Manfred den Garigliano überschritten und sich zwischen Sonnino und Juperno an den Rand des Amasine geflüchtet. Er beschäftigte sich damit, wieder eine Bande zu organisieren, und trat in die Fußstapfen von Decesare und Gasparone, die er bald zu übertreffen hoffte. Mehrere junge Leute aus Palestrina, Frascati und Pampinara ver-

schwanden. Anfangs war man um sie besorgt, erfuhr dann aber bald, daß sie sich zu Cucumettos Bande begeben hatten. Nach einiger Zeit wurde Cucumetto der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Man erzählte von der außerordentlichen Verwegenheit und der empörenden Rohheit dieses Banditenchefs.

Eines Tages raubte er ein junges Mädchen, die Tochter des Landvermessers von Frosinone. Die Gesetze der Banditen sind eindeutig: Ein junges Mädchen gehört anfangs jenem, der es raubt, dann werfen die anderen das Los, und die Unglückliche dient den Lüsten des ganzen Trupps, bis die Banditen es laufenlassen oder bis es stirbt. Sind die Eltern reich genug, um es loszukaufen, so schickt man einen Boten, der wegen eines Lösegelds verhandelt. Der Kopf der Gefangenen bürgt für die Sicherheit des Gesandten. Wird das Lösegeld verweigert, so wird die Gefangene unwiderruflich verurteilt.

Der Geliebte des jungen Mädchens befand sich bei Cucumettos Truppe. Er hieß Carlini. Als es den jungen Mann erkannte, streckte es den Arm nach ihm aus und hielt sich für gerettet. Aber als der arme Carlini es seinerseits erkannte, fühlte er sein Herz brechen, denn er wußte um das Los, das seiner Geliebten bevorstand. Da er jedoch Cucumettos Liebling war, da er mit ihm seit drei Jahren alle Gefahren geteilt, da er ihm, mit einem Pistolenschuß einen Carabiniere zu Boden streckend, der bereits den Säbel über seinem Kopfe schwang, das Leben gerettet hatte, hoffte er, daß Cucumetto ein gewisses Mitleid mit ihm empfinden würde. Er nahm also den Chef beiseite, während das junge Mädchen, mit dem Rücken an den Stamm einer großen Fichte gelehnt, die sich mitten auf der Waldlichtung erhob, das malerisch geordnete Haar der römischen Landmädchen als Schleier benützte und so ihr Gesicht vor den lüsternen Blicken der Banditen verhüllte. Dort erzählte er ihm alles, seine Liebe zu der Gefangenen, ihre Treueschwüre und daß die beiden, seitdem die Bande in der Umgegend sei, jede Nacht in einer Ruine zusammenkä-

men. An diesem Abend nun hatte Cucumetto Carlini in ein benachbartes Dorf geschickt. Er konnte sich also zu dem Rendezvous nicht einfinden, aber Cucumetto war, wie er sagte, zufällig hingekommen und hatte dann das junge Mädchen geraubt.

Carlini bat seinen Chef inständig, zu seinen Gunsten eine Ausnahme zu machen und Rita zu verschonen, mit der Bemerkung, daß der Vater reich sei und ein gutes Lösegeld bezahlen werde. Cucumetto schien auf die Bitten seines Freundes einzugehen und beauftragte ihn, einen Schäfer aufzutreiben, den man zu Ritas Vater nach Frosinone schicken könnte. Nun ging Carlini freudig zu dem jungen Mädchen, sagte ihr, daß sie gerettet sei, und forderte sie auf, ihrem Vater einen Brief zu schreiben, worin sie ihm erzähle, was ihr widerfahren sei, und in dem sie ihm melden sollte, daß man ihr Lösegeld auf dreihundert Piaster festgesetzt habe. Man gab dem Vater nur eine Frist von zwölf Stunden, nämlich bis zum nächsten Tag um neun Uhr morgens. Sobald der Brief geschrieben war, nahm ihn Carlini und eilte damit in die Ebene, um einen Boten zu suchen. Er fand einen jungen Hirten, der gerade seine Herde einpferchte. Die natürlichen Boten der Banditen sind die Schäfer, die zwischen der Stadt und dem Gebirge hausen, zwischen wildem und zivilisiertem Leben. Der junge Schäfer machte sich unverzüglich auf den Weg, mit dem Versprechen, in nicht einmal einer Stunde in Frosinone zu sein. Carlini wollte nun frohgemut zu seiner Geliebten zurückkehren und ihr diese gute Nachricht überbringen.

Er fand die Bande auf der Waldlichtung, wo sie lustig die Lebensmittel verzehrte, welche die Banditen von den Bauern wie einen Tribut erheben. Nur Cucumetto und Rita suchte er in dieser fröhlichen Runde vergebens. Er fragte, wo sie seien, die Banditen brachen zur Antwort in lautes Gelächter aus. Carlini brach der kalte Schweiß auf der Stirn aus. Er spürte, wie die Angst ihn bei den Haaren packte. Er stellte seine Frage erneut. Einer der Zecher füllte ein Glas mit Orvieto und

reichte es ihm mit den Worten: ›Auf das Wohl des tapferen Cucumetto und der schönen Rita!‹

Da hörte Carlini den Schrei einer Frau und erriet alles. Er nahm das Glas, warf es demjenigen ins Gesicht, der es ihm gereicht hatte, und stürzte in Richtung des Schreis fort. Nach hundert Schritten, hinter einem Gebüsch, fand er Rita ohnmächtig in Cucumettos Armen. Als er Carlini gewährte, stand Cucumetto auf, eine Pistole in jeder Hand. Die Banditen schauten sich einen Augenblick an, der eine mit dem Lächeln der Lusternheit auf den Lippen, der andere mit der Blässe des Todes auf der Stirn. Man hätte meinen können, es würde zwischen diesen beiden Männern gleich irgend etwas Schreckliches geschehen. Aber nach und nach entspannten sich Carlinis Züge. Seine Hand, mit der er nach einer der Pistolen in seinem Gürtel gegriffen hatte, sank herab und hing schlaff an seiner Seite. Rita lag zwischen den beiden. Der Mond erhellte diese Szene.

›Nun‹, fragte ihn Cucumetto, ›hast du den Auftrag ausgeführt?‹

›Ja, Hauptmann‹, antwortete Carlini, ›und morgen vor neun Uhr wird Ritas Vater mit dem Geld hier sein.‹

›Na wunderbar! Inzwischen wollen wir eine lustige Nacht durchleben. Dieses junge Mädchen ist reizend, und du hast wahrhaftig einen guten Geschmack, Meister Carlini. Wir wollen nun, da ich kein Egoist bin, zu den Kameraden zurückkehren, um auszulosen, wem sie als nächstes gehören soll.‹

›Sie sind also entschlossen, sie nach den üblichen Gesetzen zu behandeln?‹ fragte Carlini.

›Und warum sollte man zu ihren Gunsten eine Ausnahme machen?‹

›Ich dachte, daß auf meine Bitte...‹

›Und in welcher Hinsicht bist du mehr als die anderen?‹

›Das ist richtig.‹

›Aber sei unbesorgt‹ versetzte Cucumetto lachend, ›früher oder später wird die Reihe auch an dich kommen.‹

Carlinis Zähne bissen zum Zerspringen aufeinander.

›Nun‹ fragte Cucumetto, indem er einen Schritt in der Richtung seiner Kameraden machte, ›kommst du?‹

›Ich komme gleich nach...‹

Cucumetto entfernte sich, ohne Carlini aus den Augen zu verlieren, denn ohne Zweifel fürchtete er, er könnte ihn von hinten töten. Aber der Bandit verriet in seinem Benehmen keinerlei feindliche Absicht. Er stand mit verschränkten Armen neben der immer noch ohnmächtigen Rita. Einen Augenblick tauchte der Gedanke in Cucumetto auf, der junge Mann wolle sie aufheben und mit ihr fliehen. Es lag ihm aber jetzt wenig daran, denn er hatte von Rita das erhalten, was er wünschte, und was das Geld betraf, so waren die dreihundert Piaster, unter der Bande aufgeteilt, eine so armselige Summe, daß er sich wenig darum bekümmerte. Er setzte also seinen Weg zur Lichtung fort. Doch zu seinem großen Erstaunen kam Carlini dort fast ebenso schnell an wie er.

›Losen! Losen!‹ brüllten die Banditen, als sie ihren Chef erblickten. Und die Augen dieser Leute funkelten vor Trunkenheit und Geilheit, während die Flamme des Lagerfeuers auf sie einen rötlichen Schimmer warf, der sie Dämonen ähnlich machte. Was sie verlangten, war berechtigt. Daher bedeutete er ihnen mit einem Kopfnicken, daß er einwilligte.

Man legte alle Namen in einen Hut, den von Carlini so wie die der übrigen, und der jüngste in der Bande zog aus der improvisierten Urne einen Zettel. Auf dem Zettel stand der Name: Diavolaccio.

Das war derjenige, der vor Carlini einen Toast auf die Gesundheit des Chefs ausgebracht und dem Carlini geantwortet hatte, indem er ihm das Glas ins Gesicht geworfen hatte. Aus einer breiten Wunde, die von seiner Schläfe zu seinem Munde klaffte, strömte das Blut.

Als Diavolaccio sich so vom Glück begünstigt sah, brach er in ein lautes Gelächter aus.

›Hauptmann‹, sagte er, ›soeben wollte Carlini nicht auf Ihre Gesundheit trinken. Schlagen Sie ihm vor, auf die meinige zu trinken. Vielleicht hört er auf Sie besser als auf mich.‹

Jeder erwartete einen Ausbruch von Carlini. Aber zur allgemeinen Verblüffung aller nahm er mit der einen Hand ein Glas, mit der anderen eine Flasche, füllte das Glas, rief mit ganz ruhiger Stimme ›Auf Diavolaccios Gesundheit!‹ und leerte das Glas, ohne daß seine Hand zitterte. Dann setzte er sich wieder ans Feuer und sagte: ›Gebt mir einen Anteil vom Abendessen. Ich bin hungrig von dem Gang, den ich soeben zu tun hatte.‹

›Es lebe Carlini!‹ riefen die Räuber. ›Das laß ich mir gefallen! Das nenn ich, sich als guter Kamerad benehmen!‹

Und alle schlossen wieder den Kreis um das Feuer, während Diavolaccio sich entfernte. Carlini aß und trank, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Die Banditen schauten ihn mit Erstaunen an und begriffen diese Gleichgültigkeit nicht, als sie hinter sich schwere Schritte hörten. Sie drehten sich um und erblickten Diavolaccio, das junge Mädchen auf den Armen. Ihr Kopf hing nach unten, und ihre langen Haare schleiften auf dem Boden.

Je weiter sie in den Lichtkreis des Feuers eintraten, um so mehr gewahrte man die Blässe des jungen Mädchens und auch die Blässe des Banditen. Diese Erscheinung hatte etwas so Unheimliches und Feierliches, daß jeder aufstand, Carlini ausgenommen, der sitzenblieb und zu essen und zu trinken fortfuhr, wie wenn um ihn herum nichts vorginge.

Diavolaccio kam inmitten der tiefsten Stille immer näher und legte Rita zu den Füßen des Räuberhauptmanns. Nun konnte jedermann die Ursache der Blässe des jungen Mädchens und der des Banditen erkennen: Unter Ritas linker Brust stak ein Dolch, bis an den Griff hineingebohrt.

Alle Blicke richteten sich auf Carlini. Die Messerscheide in seinem Gürtel war leer.

›Ah! Ah!‹ machte der Anführer, ›nun begreife ich, warum Carlini zurückblieb.‹

Jedes wilde Gemüt vermag eine gewalttätige Handlung zu würdigen. Obwohl vielleicht keiner von den Banditen das getan hätte, was Carlini soeben vollbracht hatte, verstanden sie doch sein Vorgehen.

›Nun‹, fragte Carlini und erhob sich, die Hand am Pistolengriff, und näherte sich dem Leichnam, ›ist noch jemand da, der mir dieses Mädchen streitig macht?‹

›Nein‹, antwortete der Chef, ›es gehört dir.‹

Dann nahm es Carlini auf seine Arme und trug es aus dem Lichtschein des Lagerfeuers. Cucumetto stellte wie gewöhnlich die Wachposten auf, und die Banditen legten sich, in ihre Mäntel gehüllt, um das Feuer herum nieder. Um Mitternacht gab der Posten ein Warnsignal, und einen Augenblick später waren der Anführer und seine Gefährten auf den Beinen. Es war Ritas Vater, der persönlich mit dem Lösegeld für seine Tochter kam.

›Hier‹, sagte er zu Cucumetto und streckte ihm einen Sack Geld entgegen, ›nimm diese dreihundert Piaster und gib mir mein Kind zurück.‹

Aber der Anführer, ohne das Geld zu nehmen, winkte ihm nur, ihm zu folgen. Der Alte gehorchte. Beide entfernten sich unter den Bäumen, durch deren Äste die Strahlen des Mondes brachen. Endlich blieb Cucumetto stehen, streckte die Hand aus, wies dem alten Mann zwei am Fuße eines Baumes hingelagerte Gestalten und sagte zu ihm: ›Verlange deine Tochter von Carlini dort. Er wird dir Rechenschaft ablegen.‹

Und er kehrte zu seinen Kameraden zurück.

Der Greis blieb unbeweglich mit starren Augen stehen. Er fühlte, daß ein unbekanntes, unermeßliches, unerhörtes Un-

glück über seinem Haupt schwebte. Endlich machte er einige Schritte auf die unförmige Gruppe zu, die er sich nicht erklären konnte. Beim Geräusch seiner Schritte hob Carlini den Kopf, und die Umrisse der beiden Gestalten begannen den Augen des Greises deutlicher zu erscheinen. Eine Frau lag auf dem Boden, deren Kopf auf den Knien des sitzenden Mannes ruhte, der sich über sie neigte. Als er sich erhob, ließ dieser Mann das Gesicht der Frau sichtbar werden, die er an seine Brust geschmiegt hielt. Der Greis erkannte seine Tochter, und Carlini erkannte den alten Mann.

›Ich habe auf dich gewartet‹, sagte der Bandit zu Ritas Vater.

›Elender‹, fuhr ihn der Greis an, ›was hast du getan?‹

Und er schaute mit Schrecken auf die bleiche, regungslose, blutüberströmte Rita hin, in deren Brust ein Dolch stak. Ein Strahl des Mondes fiel auf sie und erhellte sie mit seinem fahlen Schimmer.

›Cucumetto hatte das Mädchen geschändet‹, erklärte der Bandit. ›Und weil ich es liebte, tötete ich es, denn nach ihm sollte es den Lüsten der ganzen Bande preisgegeben werden.‹

Der Greis sprach kein Wort, er wurde nur weiß wie ein Gespenst.

›Tat ich unrecht‹, fuhr Carlini fort, ›so räche nun deine Tochter.‹

Und er riß den Dolch aus der Brust des jungen Mädchens, stand auf und reichte ihn mit der einen Hand dem alten Mann, während er mit der anderen seine Weste öffnete und ihm seine entblößte Brust darbot.

›Du hast das Richtige getan‹, sagte der Greis mit dumpfer Stimme zu ihm. ›Umarme mich, mein Sohn!‹

Carlini stürzte schluchzend in die Arme des Vaters seiner Geliebten. Dies waren die ersten Tränen, die dieser Blutmensch vergoß.

›Nun hilf mir meine Tochter begraben‹, sagte der Alte zu Carlini.

Carlini holte zwei Hacken, und der Vater und der Geliebte begannen, am Fuß einer Eiche, deren dichte Äste das Grab der jungen Rita bedecken sollten, ein Loch auszuheben. Als das Grab fertig war, küßte sie erst der Vater, dann der Geliebte, dann nahm sie der eine bei den Füßen, der andere unter den Achseln, und sie senkten sie in die Grube. Hierauf knieten sie sich zu beiden Seiten hin und sprachen die Totengebete. Als sie zu Ende gebetet hatten, warfen sie die Erde wieder auf den Leichnam, bis die Grube voll war. Nun reichte der Greis Carlini die Hand und sagte zu ihm: ›Ich danke dir, mein Sohn, laß mich jetzt allein.‹

›Aber...‹, wandte dieser ein.

›Laß mich, ich gebiete es dir!‹

Carlini gehorchte und begab sich wieder zu seinen Kameraden. Er hüllte sich in seinen Mantel und schien bald ebenso fest zu schlafen wie die übrigen.

Am Vorabend war der Wechsel des Lagers beschlossen worden. Eine Stunde vor Tagesanbruch weckte Cucumetto seine Leute, und der Befehl zum Aufbruch wurde erteilt. Aber Carlini wollte den Wald nicht verlassen, ohne zu wissen, was aus Ritas Vater geworden sei. Er begab sich an die Stelle, wo er ihn zurückgelassen hatte. Er fand den Greis erhängt an einem der Äste der Eiche, die das Grab seiner Tochter beschattete. Da schwor er bei der Leiche des einen und beim Grabe der anderen, sie beide zu rächen.

Er konnte jedoch diesen Schwur nicht halten. Zwei Tage danach wurde Carlini in einem Scharmützel mit römischen Carabinieri getötet. Man wunderte sich aber, daß er, den Feind vor sich, eine Kugel zwischen die Schultern erhielt. Das Erstaunen hörte auf, als einer von den Banditen seinen Kameraden sagte, daß Cucumetto zehn Schritte hinter Carlini gestanden habe, als dieser fiel.

Am Morgen des Aufbruchs aus dem Wald von Frosinone war er in der Dunkelheit Carlini nachgeschlichen, hatte seinen Schwur gehört und war ihm, als ein vorsichtiger Mann, zuvorgekommen. Man erzählte von diesem schrecklichen Räuberhauptmann andere, nicht minder merkwürdige Geschichten als diese. Von Fondi bis Perugia erzitterte jedermann, wenn Cucumettos Name nur fiel.

Diese Geschichten bildeten oft den Gesprächsstoff für Luigi und Teresa. Das junge Mädchen zitterte sehr bei all diesen Erzählungen. Aber Vampa beruhigte sie mit einem Lächeln, indem er auf seine gute Flinte klopfte, welche die Kugel so weit trug. Wenn sie sich nun immer noch nicht beruhigte, zeigte er ihr irgendeinen Raben, der in einer Entfernung von hundert Schritten auf einem verdorrten Ast saß, zielte, drückte ab, und das Tier fiel getroffen am Fuße des Baumes zu Boden.

Die Zeit verstrich. Die beiden jungen Leute waren übereingekommen zu heiraten, wenn Vampa zwanzig und Teresa neunzehn Jahre zählen würde. Beide waren Waisen und brauchten niemand um Erlaubnis zu bitten als ihre Dienstherren. Sie hatten sie erbeten und erhalten.

Eines Tages, da sie von ihren Zukunftsplänen plauderten, hörten sie einige Schüsse fallen, dann sprang plötzlich ein Mann aus dem Wald, an dem die beiden jungen Leute ihre Herden weiden zu lassen pflegten, und eilte auf sie zu. Auf Stimmweite herangekommen, rief er ihnen zu: ›Ich werde verfolgt. Könnt Ihr mich verstecken?‹

Die beiden merkten gleich, daß dieser Flüchtende irgendein Bandit sein müsse. Aber zwischen dem römischen Bauern und dem römischen Banditen besteht eine angeborene Sympathie, die zur Folge hat, daß der eine immer bereit ist, dem andern einen Dienst zu leisten. Vampa eilte also wortlos zu dem Stein, der den Eingang in seine Höhle verstopfte, und legte den Zugang frei, indem er den Stein zur Seite rollte. Dann gab er dem Flüchtenden ein Zeichen, sich in diesem, allen unbekannten Asyl zu verstecken, schob den Stein hinter ihm wie-

der an seine vorherige Position und setzte sich mit Teresa davor.

Unmittelbar darauf erschienen vier berittene Carabinieri am Waldrand. Drei suchten den Flüchtenden, der vierte schleppte einen gefangenen Banditen am Kragen hinter sich her. Die drei Carabinieri ließen einen Blick durch die Gegend schweifen, entdeckten die beiden jungen Leute, galoppierten auf sie zu und fragten sie aus. Sie hatten nichts gesehen.

›Das ist ärgerlich‹, sagte der Gendarm, ›denn der, den wir suchen, ist der Anführer.‹

›Cucumetto?‹ platzten Luigi und Teresa zugleich heraus.

›Ja‹, antwortete der Gendarm, ›und da ein Preis von tausend römischen Talern auf seinen Kopf ausgesetzt ist, so wären fünfhundert davon für euch abgefallen, wenn ihr uns geholfen hättet, ihn zu fangen.‹

Die beiden jungen Leute wechselten einen Blick. Der Gendarm hegte für einen Augenblick Hoffnung. Fünfhundert römische Taler machen dreitausend Francs, und dreitausend Francs sind ein Vermögen für zwei arme Waisen, die heiraten wollen.

›Ja, das ist wirklich ärgerlich‹, versetzte Vampa, ›aber wir haben ihn nicht gesehen.‹

Hierauf durchstreiften die Carabinieri die Gegend nach allen Richtungen – vergeblich. Dann verschwanden sie nach und nach. Nun zog Vampa den Stein weg, und Cucumetto kam wieder heraus. Er hatte durch die Ritzen der Granittür die beiden jungen Leute mit den Carabinieri plaudern sehen, den Gegenstand ihres Gespräches vermutet und in Luigis und Teresas Gesicht den unerschütterlichen Entschluß gelesen, ihn nicht auszuliefern. Er zog aus seiner Tasche eine Börse voll Gold und bot sie ihnen an. Doch Vampa lehnte mit einer stolzen Kopfbewegung ab. Teresas Augen aber glänzten bei dem Gedanken an all den kostbaren Schmuck und die schönen Kleider, die sie mit dieser Börse voll Gold kaufen könnte.

Cucumetto war ein sehr geschickter Teufel, nur hatte er die Gestalt eines Banditen anstatt die einer Schlange angenommen. Er registrierte diesen Blick, erkannte in Teresa eine würdige Tochter Evas und kehrte in den Wald zurück, wobei er sich öfters unter dem Vorwand umschaute, seine Retter zu grüßen.

Mehrere Tage verstrichen, ohne daß man Cucumetto wieder sah und ohne daß man wieder von ihm reden hörte.

Die Zeit des Karnevals rückte heran. Der Graf von San Felice kündigte einen großen Maskenball an, zu dem alles, was Rom an Eleganz aufzubieten hatte, eingeladen wurde. Teresa hatte große Lust, diesen Ball zu sehen. Luigi bat seinen Gönner, den Verwalter, um die Erlaubnis für sie und sich, hinter den Dienern des Hauses versteckt, diesem Ball beizuwohnen. Diese Erlaubnis wurde ihm erteilt.

Diesen Ball gab der Graf vor allem, um seiner Tochter Carmela, die er anbetete, eine Freude zu machen. Carmela hatte exakt Teresas Alter und Gestalt, und Teresa war mindestens so schön wie Carmela. Am Abend des Balls putzte sich Teresa aufs Schönste heraus und legte ihre wertvollsten Nadeln und ihren glänzendsten Glasschmuck an. Sie erschien in der Tracht der Frauen von Frascati. Luigi trug das so außerordentlich malerische Feiertagsgewand des römischen Bauern. Beide mischten sich, gemäß der Erlaubnis, unter die Diener und Landleute.

Das Fest war prächtig. Nicht nur war die Villa strahlend erleuchtet, sondern es hingen auch Tausende bunter Lampions an den Bäumen des Gartens. Daher strömte bald alles aus dem Palast auf die Terrassen und von den Terrassen in die Alleen. Auf jedem Kreuzweg gab es ein Orchester, Schanktische und Erfrischungen. Die Spaziergänger blieben stehen, Quadrillen bildeten sich, und man tanzte da, wo es zu tanzen beliebte. Carmela war in der Tracht der Frauen von Sonnino gekleidet, sie trug eine ganz mit Perlen bestickte Haube, Haarnadeln von Gold und Diamanten und einen mit großen Blättern gemuster-

ten Gürtel von türkischer Seide. Ihr Kleid und ihr Unterröckchen waren aus Kaschmir, ihre Schürze aus indischem Musselin. Die Knöpfe ihres Leibchens bildeten Edelsteine.

Von zwei anderen ihrer Gefährtinnen war die eine nach Art der Frauen von Nettuno, die andere nach der der Frauen von Riccia gekleidet. Vier junge Leute aus den reichsten und edelsten Familien Roms begleiteten sie mit jener italienischen Ungezwungenheit, die in keinem anderen Land der Welt ihresgleichen hat. Sie erschienen in der Tracht der Bauern von Albano, Velletri, Civita-Castellana und von Sora. Es bedarf keiner Erwähnung, daß diese Bauerntrachten wie jene der Mädchen von Gold und Edelsteinen nur so glänzten.

Carmela kam auf die Idee, eine gleichgekleidete Quadrille zu veranstalten. Es fehlte jedoch eine Frauensperson. Carmela schaute sich um, doch keine der Eingeladenen trug ein Kostüm gleich dem ihrigen und jenem ihrer Gefährtinnen. Der Graf von San Felice zeigte ihr Teresa, die sich bei Luigi untergehakt hatte.

›Erlauben Sie, mein Vater?‹

›Natürlich‹, antwortete der Graf. ›Haben wir nicht gerade Karneval?‹

Carmela neigte sich zu einem jungen Mann, der sie plaudernd begleitete, und flüsterte ihm einige Worte zu, wobei sie mit dem Finger auf das junge Mädchen wies. Der junge Mann folgte mit den Augen der Richtung der hübschen Hand, die ihm als Führerin diente, machte ein Zeichen des Gehorsams und lud Teresa ein, bei der von der Tochter des Grafen veranstalteten Quadrille teilzunehmen.

Teresa fühlte etwas wie eine Flamme in ihr Gesicht schießen. Sie fragte Luigi mit einem Blick. Er konnte es nicht verweigern. Luigi ließ langsam Teresas Arm fahren, den er unter dem seinigen hielt, und Teresa entfernte sich, von ihrem eleganten Kavalier geführt. Zitternd nahm sie ihren Platz in der aristokratischen Quadrille ein. Gewiß, in den Augen eines

Künstlers wäre Teresas genaue und strenge Tracht viel charakteristischer erschienen als jene von Carmela und ihren Gefährtinnen, aber Teresa war ein junges, kokettes und gefallsüchtiges Mädchen. Die Stickereien des Musselins, die Palmetten des Gürtels, der Glanz des Kaschmirs blendeten sie, und der Glanz der Saphire und Diamanten machte sie ganz verrückt.

Luigi dagegen fühlte in seinem Inneren ein unbekanntes Gefühl aufkeimen. Es war ein dumpfer Schmerz, der anfangs an seinem Herzen nagte und von da durch seine Adern zuckte und schließlich seinen ganzen Leib erfaßte. Er folgte mit den Augen den geringsten Bewegungen Teresas und ihres Kavaliers. Als ihre Hände sich berührten, befiel ihn eine Art von Schwindel, seine Adern pochten so heftig, daß der Eindruck entstand, eine Glocke dröhnte in seinen Ohren. Und obwohl Teresa schüchtern und mit gesenkten Augen im Gespräch die Äußerungen ihres Kavaliers anhörte, meinte Luigi, da er in den glühenden Blicken des schönen jungen Mannes las, daß diese Äußerungen Komplimente seien. Die Erde begann sich unter ihm zu drehen, und alle Stimmen der Hölle flüsterten ihm Mord- und Totschlagsgedanken ein. Nun klammerte er sich, aus Sorge, von seiner Tollheit hingerissen zu werden, mit der einen Hand an die Buche, an die er sich lehnte, und mit der anderen preßte er krampfhaft den Dolch mit dem geschnitzten Griff, der in seinem Gürtel stak und den er bisweilen, ohne es zu merken, fast ganz aus der Scheide zog. Luigi war eifersüchtig! Er fühlte, daß ihm Teresa, von ihrem gefallsüchtigen und eitlen Charakter verführt, entgleiten könnte.

Das anfangs schüchterne und fast verängstigte Bauernmädchen hatte sich rasch erholt. Wir sagten, daß Teresa schön war. Dies ist nicht alles, denn Teresa besaß auch Anmut, jene natürliche Anmut, die weit stärker wirkt als unsere gezielte und affektierte Anmut. Sie erntete Honneurs beinahe der ganzen Quadrille, und wenn sie auf die Tochter des Grafen von Felice neidisch war, so müssen wir nicht betonen, daß Carme-

la nicht weniger eifersüchtig auf sie war. Danach führte sie ihr schöner Kavalier unter vielen Komplimenten an den Platz zurück, von wo er sie geholt hatte und wo Luigi ihrer harnte.

Bisweilen hatte das junge Mädchen während des Kontertanzes einen Blick auf ihn geworfen und ihn jedesmal blaß und seine Züge verstört gesehen. Einige Male hatte sogar die Klinge seines halb aus seiner Scheide gezogenen Dolches ihre Augen wie ein unheimlicher Blitz geblendet. Sie hängte sich also beinahe zitternd wieder an den Arm ihres Geliebten.

Die Quadrille fand den größten Beifall, und offenbar schickte man sich zu einer Wiederholung an. Nur Carmela war dagegen, doch der Graf von San Felice bat seine Tochter so zärtlich, daß sie zuletzt einwilligte. Sogleich eilte einer von den Kavalieren zu Teresa, um sie einzuladen, ohne die der Kontertanz unmöglich ausgeführt werden konnte – aber das junge Mädchen war bereits verschwunden. Wirklich fühlte Luigi nicht die Kraft in sich, eine zweite Prüfung zu ertragen, und er hatte, halb mit Überredung, halb mit Gewalt, Teresa in eine andere Ecke des Gartens gezogen. Teresa gab sehr widerwillig nach. Aber sie erkannte an dem verzerrten Gesicht des jungen Mannes, sie merkte an seinem von nervösen Zuckungen unterbrochenen Schweigen, daß irgend etwas Besonderes in ihm vorging. Sie selbst war nicht frei von einer inneren Aufregung, und ohne etwas Böses getan zu haben, begriff sie doch, daß Luigi ein Recht hätte, ihr Vorwürfe zu machen. Aber weshalb? Sie wußte es nicht, fühlte aber nicht minder, daß seine Vorwürfe gerechtfertigt sein würden.

Jedoch zur großen Verwunderung Teresas blieb Luigi während des ganzen übrigen Abends stumm. Kein Wort kam über seine Lippen. Erst als die Kälte der Nacht die Gäste aus den Gärten vertrieben hatte und die Türen der Villa hinter ihnen zu einem Fest im Inneren des Hauses geschlossen wurden, führte er Teresa fort und fragte, als sie in ihre Wohnung trat: ›Teresa, an was dachtest du, als du der jungen Gräfin von San Felice gegenüber tanztest?‹

›Ich dachte‹, antwortete das junge Mädchen mit der ganzen Freimütigkeit seiner Seele, ›daß ich die Hälfte meines Lebens dafür gäbe, ein Kleid zu bekommen wie jenes, das sie trug.‹

›Und was sagte dein Tänzer?‹

›Er sagte, daß es nur von mir abhinge, es zu bekommen, und daß ich nur ein Wort zu sprechen brauchte.‹

›Er hatte recht‹, versetzte Luigi. ›Wünschst du es so sehnlich, wie du sagst?‹

›Ja.‹

›Nun gut, du wirst es bekommen.‹

Das junge Mädchen hob erstaunt den Kopf empor, um ihn zu fragen. Aber sein Gesicht war so düster und furchterregend, daß ihr das Wort auf den Lippen erstarrte. Zudem war Luigi, nachdem er diese Worte gesprochen hatte, gegangen.

Teresa folgte ihm mit den Augen in die Nacht, solange sie ihn sehen konnte. Dann, als er verschwunden war, ging sie seufzend in ihre Kammer.

In derselben Nacht geschah ein großes Ereignis, ohne Zweifel durch die Unvorsichtigkeit eines Dieners, der vergessen hatte, die Lichter auszulöschen: Ein Feuer brach in der Villa San Felice aus, ausgerechnet in der Nähe der Zimmer der schönen Carmela. Durch den Schein der Flammen mitten in der Nacht aufgeweckt, sprang sie aus ihrem Bett, hüllte sich in ihren Nachtmantel und versuchte, durch die Tür zu entfliehen. Aber der Korridor, durch den sie eilen mußte, war bereits eine Beute der Flammen. Sie kehrte in ihr Zimmer zurück und schrie laut um Hilfe, als plötzlich ihr Fenster, das etwa zwanzig Fuß über dem Boden lag, aufsprang, ein junger Bauer in das Zimmer stürzte, sie auf seine Arme nahm und mit einer übermenschlichen Kraft und Gewandtheit auf den Rasen des Vorplatzes trug, wo sie in Ohnmacht fiel.

Als sie wieder zur Besinnung kam, stand ihr Vater vor ihr. Alle Diener umgaben sie, Beistand leistend. Ein ganzer Flügel

der Villa war abgebrannt. Doch was lag schon daran, da Carmela gesund und wohlbehalten war? Man suchte überall nach ihrem Retter, aber er tauchte nicht wieder auf. Man fragte jedermann nach ihm, aber niemand hatte ihn gesehen. Carmela war so schockiert gewesen, daß sie ihn nicht wiedererkannt hätte. Bei dem unermeßlichen Reichtum des Grafen war für ihn der durch die Flammen verursachte Verlust unbedeutend, und die Gefahr, von der Carmela bedroht gewesen war, erschien ihm aufgrund der wunderbaren Art, auf welche sie ihr entging, viel mehr als ein neuer Gunstbeweis der Vorsehung denn ein wirkliches Unglück.

Am anderen Tag trafen sich die beiden jungen Leute zur gewöhnlichen Stunde am Waldesrand wieder. Luigi war der erste. Er eilte dem jungen Mädchen sehr fröhlich entgegen und schien das Ereignis vom Vortag völlig vergessen zu haben. Teresa zeigte sich sehr nachdenklich, als sie aber Luigi so frohgemut sah, erkünstelte auch sie jene heitere Sorglosigkeit, die den Grundzug ihres Charakters bildete, wenn ihn keine Leidenschaft störte. Luigi nahm Teresas Arm unter den seinigen und führte sie zum Eingang der Höhle. Dort blieb er stehen. Das junge Mädchen merkte, daß etwas Außerordentliches darin sein müsse, und schaute ihn forschend an.

›Teresa‹, sagte Luigi, ›gestern abend sagtest du zu mir, daß du alles auf der Welt dafür gäbst, ein solches Kleid zu haben wie jenes der Tochter des Grafen.‹

›Gewiß‹, erwiderte Teresa erstaunt, ›aber es war töricht, einen solchen Wunsch überhaupt zu äußern.‹

›Und ich habe dir geantwortet: *Nun gut, du wirst es bekommen.*‹

›Ja‹, versetzte das junge Mädchen, dessen Erstaunen mit jedem Wort Luigis wuchs, ›du hast aber bestimmt nur deshalb so geantwortet, um mir eine Freude zu machen.‹

›Ich habe dir noch nie etwas versprochen, ohne es dir zu geben‹, sagte Luigi stolz. ›Geh in die Höhle und kleide dich an!‹

Bei diesen Worten schob er den Stein weg und zeigte Teresa die von zwei Wachskerzen erhellte Höhle, von denen auf jeder Seite eines prächtigen Spiegels eine glänzte. Auf dem von Luigi gezimmerten bäuerlichen Tisch lagen das Perlenkollier und die Diamantnadeln, daneben auf einem Stuhl der Rest des Kleids. Teresa stieß einen Freudenschrei aus und stürzte, ohne sich zu erkundigen, woher das Kleid komme, und ohne sich die Zeit zu nehmen, Luigi zu danken, in die in ein Ankleidezimmer verwandelte Höhle. Hinter ihr schob Luigi den Stein wieder vor, denn er hatte soeben auf der Spitze eines kleinen Hügels, der verhinderte, daß er von dem Punkt aus, an dem er sich befand, Palestrina sehen konnte, einen Reisenden zu Pferd erblickt, der einen Augenblick anhielt, wie wenn er des Weges unschlüssig wäre, und sich am azurblauen Himmel mit jener den Fernen der südlichen Länder eigentümlichen Schärfe der Umrisse abzeichnete. Als er Luigi entdeckte, ließ der Reisende sein Pferd in Galopp fallen und kam auf ihn zu.

Luigi hatte sich nicht getäuscht. Der Reisende, der von Palestrina nach Tivoli ritt, war sich unsicher über seinen Weg. Der junge Mann half ihm weiter. Allein, da eine Viertelmeile von da sich die Straße in drei Fußpfade verzweigte und der Reisende sich dort wieder verirren konnte, bat er Luigi, seinen Führer zu machen. Luigi nahm seinen Mantel ab und legte ihn auf den Boden, hängte sich seinen Karabiner über die Schulter und schritt ohne sein schweres Kleidungsstück vor dem Reisenden mit jenem raschen Schritt des Bergbewohners her, dem selbst ein Pferd kaum zu folgen vermag. Nach zehn Minuten hatten Luigi und der Reisende jene Kreuzung erreicht, die der junge Hirte genannt hatte. Dort angelangt, streckte er die Hand mit einer majestätischen Gebärde, gleich der eines Kaisers, nach jenem der drei Pfade aus, den der Reisende einhalten sollte.

›Dies ist Ihr Weg, Exzellenz‹, sagte er, ›Sie können jetzt nicht mehr irregehen.‹

›Und hier ist deine Belohnung‹, erwiderte der Reisende,

dem Hirten einige Münzen reichend.

›Ich danke‹, versetzte Luigi und zog seine Hand zurück, ›ich erweise einen Dienst, ich verkaufe ihn nicht.‹

›Aber wenn du einen Lohn ausschlägst‹, sagte der Reisende, der an diesen Unterschied zwischen der Unterwürfigkeit des Städtebewohners und dem Stolz des Landmannes gewöhnt schien, ›so nimmst du doch wenigstens ein Geschenk an?‹

›Ah! Ja, das ist etwas anderes.‹

›Na schön‹, fuhr der Reisende fort, ›so nimm diese zwei venezianischen Zechinen und gib sie deiner Verlobten, um ihr ein paar Ohringe daraus machen zu lassen.‹

›Und dann nehmen Sie diesen Dolch‹, entgegnete der junge Hirte. ›Sie werden von Albano bis Civita-Castellana keinen finden, dessen Griff schöner geschnitzt wäre.‹

›Ich nehme ihn an‹, sagte daraufhin der Reisende, ›dann bin aber ich wieder dein Schuldner, denn dieser Dolch ist mehr als zwei Zechinen wert.‹

›Für einen Kaufmann vielleicht, jedoch für mich, der ich ihn selbst geschnitzt habe, ist er kaum einen Piaster wert.‹

›Wie heißt du?‹ fragte der Reisende.

›Luigi Vampa‹, antwortete der Hirt mit derselben Miene, als hätte er geantwortet ›Alexander, König von Mazedonien.‹

›Und Ihr?‹

›Ich heiße Sindbad der Seefahrer‹, erwiderte der Reisende.‹

Franz d'Epinay stieß einen Aufschrei des Erstaunens aus.

›Sindbad der Seefahrer?‹ rief er.

›Ja‹, versetzte der Erzähler, ›diesen Namen gab der Reisende Vampa gegenüber als den seinigen an.‹

›Nun, was haben Sie gegen diesen Namen einzuwenden?‹ fragte Albert. ›Das ist ein sehr schöner Name, und die Abenteuer dieses Herrn Kapitäns haben mich, ich muß es gestehen, in meiner Jugend sehr ergötzt.‹

Franz sprach nicht weiter davon. Dieser Name, »Sindbad der Seefahrer«, hatte, wie man begreift, eine ganze Welt von Erinnerungen in ihm erweckt, wie am Tag zuvor der des Grafen von Monte Christo.

»Fahren Sie fort!« forderte er den Wirt auf.

»Vampa steckte die beiden Zechinen geringschätzig in seine Tasche und kehrte langsam auf dem Weg zurück, auf dem er gekommen war. Zwei- bis dreihundert Schritte vor der Höhle glaubte er einen Schrei zu hören. Er blieb stehen und lauschte in die Richtung, von wo der Schrei kam. Eine Sekunde später hörte er deutlich seinen Namen rufen. Der Ruf tönte von der Höhle her. Er sprang wie eine Gemse, spannte im Lauf den Hahn seines Gewehrs und erreichte in weniger als einer Minute den Gipfel des kleinen Hügels, der demjenigen entgegengesetzt war, auf dem er zuvor den Reisenden erblickt hatte. Dort vernahm er die Hilfeschreie noch deutlicher. Er ließ den Blick durch den Raum schweifen, den er beherrschte: Ein Mann entführte Teresa, wie der Zentaur Nessus Deiraneira.

Der Mann, der dem Wald zueilte, hatte schon dreiviertel des Wegs von der Höhle zum Wald zurückgelegt. Vampa maß den Zwischenraum. Der Mann war ihm mindestens zweihundert Schritte voraus, und es gab keine Aussicht, ihn einzuholen, bevor er den Wald erreichen würde. Der junge Hirte blieb wie angewurzelt stehen. Er legte den Kolben seiner Flinte an seine Schulter, hob langsam den Lauf in Richtung des Entführers, zielte eine Sekunde lang auf den Flüchtenden und feuerte.

Der Entführer blieb unvermittelt stehen, seine Knie brachen, und er fiel um, Teresa in seinem Sturz mitreißend. Während Teresa sich sogleich wieder erhob, blieb der Flüchtende in den letzten Zuckungen des Todeskampfes liegen.

Vampa stürzte sofort zu Teresa, denn zehn Schritte von dem Sterbenden entfernt versagten auch ihr die Beine den Dienst, und sie sank auf die Knie. Der junge Mann wurde von der schrecklichen Angst erfaßt, daß die Kugel, die soeben seinen

Feind niederschmettete, zugleich seine Verlobte verwundet haben könnte. Zum Glück war es nicht so. Nur der Schrecken hatte Teresas Glieder gelähmt. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie gesund und wohlbehalten sei, kehrte er sich zu dem Verwundeten um. Er war soeben gestorben, mit geballten Fäusten, schmerzverzerrtem Mund und unter dem Schweiß der Todesangst gesträubten Haaren. Seine Augen standen mit einem drohenden Ausdruck weit offen.

Vampa trat an die Leiche heran und erkannte Cucumetto. Seit dem Tag seiner Rettung durch die beiden jungen Leute war er in Teresa verliebt gewesen und hatte geschworen, daß sie sein werden sollte. Seit jenem Tag belauerte er sie, und, den günstigen Augenblick nutzend, da ihr Geliebter sie allein ließ, um dem Reisenden den Weg zu zeigen, entführte er sie und wähnte sie schon sein eigen, als Vampas Kugel, von dem unfehlbaren Blick des jungen Hirten gelenkt, ihm das Herz durchbohrte. Vampa schaute ihn einen Augenblick an, ohne in seinem Gesicht die geringste Gemütsbewegung zu verraten, während sich Teresa, noch immer zitternd, dem toten Banditen nur langsam zu nähern wagte und über die Schulter ihres Geliebten zögernd einen Blick auf die Leiche warf. Nach einer kurzen Pause wandte sich Vampa zu seiner Geliebten um.

›Ah! Ah!‹ machte er. ›Gut, du bist angekleidet. Nun ist es an mir, mich schön zu machen.‹

Wirklich war Teresa von Kopf bis Fuß mit dem Kleid der Tochter des Grafen von San Felice angetan. Vampa nahm Cucumettos Leiche auf seine Arme und trug sie in die Höhle, während nun Teresa ihrerseits draußen blieb. Wäre jetzt ein zweiter Reisender vorübergekommen, so hätte er etwas Seltsames gesehen, nämlich eine ihre Schafe hütende Schäferin in einem Kaschmirkleid, mit Ohrringen, Perlenkollier, Diamantnadeln und mit Knöpfen aus Saphiren, Smaragden und Rubinen. Ohne Zweifel wäre er sich in Florians Zeit zurückversetzt vorgekommen und hätte nach seiner Heimkehr nach Paris behauptet, die Schäferin der Alpen am Fuß der Sabiner-

berge sitzen gesehen zu haben.

Nach einer Viertelstunde kam auch Vampa aus der Höhle. Sein Kostüm war in seiner Art nicht minder elegant als jenes Teresas. Er trug eine Jacke aus granatrotem Samt mit Knöpfen von ziseliertem Gold, eine seidene, ganz mit Stickereien bedeckte Weste, eine um den Hals gewundene römische Schärpe, eine mit Gold abgesteppte Patronentasche aus roter und grüner Seide, eine Hose aus himmelblauem Samt, die unter dem Knie mit diamantenen Schnallen befestigt war, hirschlederne, buntscheckige Stiefeletten mit zahllosen Arabesken und einen Hut, von dem Bänder in allen Farben flatterten. Zwei Uhren hingen an seinem Gürtel und ein prächtiger Dolch war an seiner Patronentasche angebracht.

Teresa stieß einen Aufschrei der Bewunderung aus. Vampaglich in diesem Aufzug einem Gemälde von Leopold Ropert oder von Schnetz. Er hatte die vollständige Kleidung Cucumettos angezogen. Als der junge Mann die Wirkung bemerkte, die er bei seiner Verlobten auslöste, glitt ein Lächeln des Stolzes über seinen Mund.

›Bist du nun bereit‹, fragte er Teresa, ›mein Los zu teilen, was immer für eines es sein mag.‹

›O ja!‹ rief das junge Mädchen begeistert aus.

›Mir zu folgen, wohin ich auch gehen werde.‹

›Bis ans Ende der Welt!‹

›Dann nimm meinen Arm und laß uns gehen, denn wir haben keine Zeit zu verlieren.‹

Das junge Mädchen hängte sich bei seinem Geliebten ein, ohne ihn auch nur zu fragen, wohin er sie führe, denn in diesem Moment schien er ihr schön, stolz und mächtig wie ein Gott. Und beide gingen dem „Wald zu, dessen Saum sie nach wenigen Minuten überschritten hatten.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß Vampa alle Trampelpfade des Gebirges kannte. Er wanderte also im Wald dahin, ohne

auch nur einen Augenblick unschlüssig zu sein, obwohl es darin keinen gebahnten Weg gab und er jenen, den er einschlagen mußte, lediglich an dem Aussehen der Bäume und Gebüsche erkannte. So gingen sie ungefähr anderthalb Stunden dahin. Dann kamen sie an die dichteste Stelle des Waldes. Ein Wildbach, dessen Bett zur Zeit ausgetrocknet war, führte in eine tiefe Schlucht. Vampa schlug diesen sonderbaren Weg ein, der zwischen zwei Ufer geklemmt und vom tiefschwarzen Schatten der Pinien verdüstert war und dem Eingang in die Unterwelt glich, von dem Virgil erzählt, außer daß es doch leichter war, hier hinabzusteigen.

Teresa, unter dem Eindruck dieses wilden und öden Ortes wieder furchtsam geworden, schmiegte sich wortlos enger an ihren Führer. Da sie ihn aber immer im gleichen Tempo vorschreiten sah und eine tiefe Ruhe aus seinem Gesicht strahlte, fand auch sie die Kraft, ihre innere Unruhe zu verbergen.

Plötzlich trat zehn Schritte vor ihnen ein Mann hinter einem Baum hervor, wo er sich versteckt hatte, und rief, während er ein Gewehr auf Vampa richtete: ›Keinen Schritt weiter, oder du bist des Todes!‹

›Komm, laß das!‹ sagte Vampa, die Hand mit einer verächtlichen Gebärde aufhebend, während Teresa, die ihren Schrecken nicht mehr verbergen konnte, sich an ihn drängte. ›Zerreißen denn die Wölfe einander?‹

›Wer bist du?‹ fragte die Wache.

›Ich bin Luigi Vampa, der Schäfer der Meierei von San Felice.‹

›Was willst du?‹

›Ich will mit deinen Gefährten sprechen, die auf der Waldlichtung von Rocca-Bianca sind.‹

›Dann folge mir‹, erwiderte die Wache, ›oder gehe vielmehr voran, da du den Ort ja weißt.‹

Vampa lächelte mit einer Miene voll der Verachtung für diese Vorsichtsmaßregel des Banditen, trat vor Teresa hin und setzte den Weg mit demselben festen und ruhigen Schritt fort, der ihn hierhergeführt hatte. Nach fünf Minuten gab ihnen der Bandit ein Zeichen stehenzubleiben. Die beiden jungen Leute gehorchten. Der Bandit ahmte dreimal das Krächzen des Raben nach. Ein Rabenschrei antwortete diesem dreimaligen Zuruf.

›Gut‹, sagte der Bandit, ›jetzt kannst du weitergehen.‹

Luigi und Teresa gingen weiter. Aber je weiter sie vorwärts schritten, desto enger schmiegte sich Teresa bebend an ihren Geliebten. In der Tat sah man durch die Bäume Männer auftauchen und Gewehrläufe blitzen. Die Waldlichtung von Rocca-Bianca lag auf dem Gipfel eines kleinen Berges, der wohl einst zu einem Vulkan gehörte, der aber schon längst erloschen war, als Remus und Romulus Alba verlassen hatten, um Rom zu erbauen. Teresa und Luigi erreichten den Gipfel und standen im selben Moment ungefähr zwanzig Banditen gegenüber.

›Da ist ein junger Kerl, der euch sucht und mit euch sprechen will‹, sagte die Wache.

›Und was will er?‹ fragte derjenige, der in Abwesenheit des Anführers dessen Aufgaben versah.

›Ich will ihnen sagen, daß mir mein Schäfergewerbe zu langweilig geworden ist‹, antwortete Vampa.

›Ah! Ich verstehe‹, meinte der Stellvertreter, ›und du kommst, um darum zu bitten, in unsere Reihen aufgenommen zu werden?‹

›Er sei willkommen!‹ riefen einige Banditen aus Ferrusino, Pampinara und Anagni, die Luigi Vampa kannten.

›Ja, nur komme ich, um noch um etwas anderes zu bitten, als euer Gefährte zu werden.‹

›Und was willst du?‹ fragten die Banditen mit Erstaunen.

›Ich will euer Hauptmann werden‹, erwiderte der junge

Mann.

Die Banditen brachen in lautes Gelächter aus.

»Und was hast du getan, um nach dieser Ehre zu streben?« fragte der Stellvertreter.

»Ich habe euren Anführer Cucumetto getötet, dessen Nachlaß ihr da seht«, antwortete Luigi, »und die Villa von San Felice in Brand gesteckt, um meiner Verlobten ein Hochzeitskleid zu schenken.«

Eine Stunde später wurde Luigi Vampa an Cucumettos Stelle zum Hauptmann gewählt.«

»Nun, mein lieber Albert«, fragte Franz seine Freunde, »was halten Sie nun von Luigi Vampa?«

»Ich sage, daß er ein Mythos ist«, erwiderte Albert, »und daß er nie existiert hat.«

»Was ist ein Mythos?« fragte Meister Pastrini.

»Es würde zu lange dauern, Ihnen das zu erklären, mein lieber Wirt«, antwortete Franz. »Und Sie sagen also, daß Meister Vampa zur Zeit sein Gewerbe in der Gegend von Rom ausübt.«

»Und mit einer Kühnheit, die noch kein Bandit vor ihm an den Tag gelegt hat.«

»Die Polizei hat also vergeblich versucht, ihn zu fassen?«

»Was wollen Sie? Er steht zu gleicher Zeit im besten Einvernehmen mit den Schäfern der Ebene, mit den Fischern des Tiber und mit den Schmugglern an der Küste. Man sucht ihn im Gebirge, und er ist auf dem Fluß. Man verfolgt ihn auf dem Fluß, und er erreicht das offene Meer. Dann sieht man ihn plötzlich, wenn man glaubt, er habe sich auf die Inseln Giglio, Guanouti oder Monte Christo geflüchtet, in Albano, Tivoli oder Riccia wieder erscheinen.«

»Und wie verhält er sich den Reisenden gegenüber?«

»Ach, mein Gott! Sehr einfach. Je nach der Entfernung, in der man sich von der Stadt befindet, bewilligt er ihnen acht

Stunden, zwölf Stunden oder einen Tag, um ihr Lösegeld zu bezahlen. Nach Ablauf der Frist gewährt er noch eine Gnadenstunde. Wenn er das Geld am Ende der sechzigsten Minute dieser Stunde noch nicht hat, jagt er dem Gefangenen eine Pistolenkugel durch den Kopf oder bohrt ihm seinen Dolch ins Herz, und alles ist aus.«

»Na, Albert«, fragte Franz seinen Gefährten, »haben Sie immer noch Lust, über die Straßen vor der Stadtmauer zum Kolosseum zu fahren?«

»Selbstverständlich«, antwortete Albert, »wenn der Weg reizvoller ist.«

In diesem Augenblick schlug es acht Uhr, die Türe ging auf, und der Kutscher trat ein.

»Exzellenzen«, sagte er, »der Wagen erwartet Sie.«

»Also«, äußerte Franz, »auf zum Kolosseum!«

»Durch die Porta del Popolo, Exzellenz, oder über die Straßen der Stadt?«

»Über die Straßen, in Gottes Namen! Über die Straßen!« rief Franz aus.

»Ah, mein Lieber«, äußerte Albert, der ebenfalls aufstand und sich eine dritte Zigarre anzündete, »ich hielt Sie wahrhaftig für mutiger.«

Hiermit stiegen die beiden jungen Leute die Treppe hinab und in den Wagen ein.

34. KAPITEL

Erscheinungen

Franz hatte einen Weg gefunden, wie Albert zum Kolosseum gelangen konnte, ohne an irgendeiner römischen Ruine vorüberzukommen, um so zu verhindern, daß eine sozusagen

stufenweise Annäherung an das Kolosseum dem grandiosen Bau auch nur im geringsten etwas von seiner einmaligen, riesenhaften Wirkung entzogen hätte. Es ging also darum, zunächst die Via Sistina zu verfolgen, vor Santa-Maria-Maggiore rechts um die Ecke zu biegen und durch die Via Urbana und San-Pietro-in-Vincoli zur Via del Colosseo zu gelangen. Diese Fahrroute bot übrigens noch einen weiteren Vorteil: So wurde durch nichts der starke Eindruck geschmälert, den die vom Meister Pastrini erzählte Geschichte bei Franz hinterlassen hatte, in die er seinen geheimnisvollen Amphitryon von Monte Christo verwickelt fand. Franz lehnte sich in seine Ecke zurück und versank in tausend endlosen Fragen, die er an sich selbst stellte und von denen er auf keine einzige eine befriedigende Antwort wußte. Ein Umstand übrigens erinnerte ihn ebenfalls an seinen Freund Sindbad den Seefahrer: nämlich die geheimnisvollen Verbindungen zwischen den Räubern und den Matrosen. Was Meister Pastrini ihm von der Zuflucht sagte, die Vampa auf den Barken der Fischer und Schmuggler fand, erinnerte Franz an jene zwei korsischen Banditen, die er mit der Besatzung jener kleinen Jacht soupierend angetroffen hatte, die spontan von ihrem Kurs abgewichen und in Porto Vecchio zu dem einzigen Zweck gelandet war, sie an Land zu setzen. Der Name, den sich sein Gastgeber von Monte Christo gab und den auch sein Wirt im »Hôtel d’Espagne« genannt hatte, bewies ihm, daß er dieselbe menschenfreundliche Rolle an den Küsten von Piombino, Civitavecchia, Ostia und Gaeta spielte wie an den Gestaden von Korsika, der Toskana, Spaniens und selbst an jenen von Tunis und Palermo. Dies war ein Beweis, daß er sich in einem Netz eng miteinander verwobener Verhältnisse bewegte. Aber wie mächtig auch all diese Erwägungen auf den Geist des jungen Mannes einwirkten, entschwanden sie doch in dem Augenblick, als er das finstere und riesige Gespenst des Kolosseums vor sich emporragen sah, durch dessen Öffnungen der Mond jene langen und bleichen Strahlen warf,

als flimmerten sie aus Augen von Phantomen. Der Wagen hielt einige Schritte von der *Meta Sudans*, dem Springbrunnen vor den Mauern des Kolosseums. Der Kutscher öffnete den Schlag, die beiden jungen Leute sprangen aus dem Wagen und standen einem Fremdenführer gegenüber, der dem Boden entstieg zu sein schien. Da schon der Cicerone des Hotels ihnen gefolgt war, so besaßen sie jetzt ihrer zwei. In Rom ist es übrigens unmöglich, diesen Überfallen von Führern auszuweichen. Außer dem allgemeinen Fremdenführer, der sich in dem Moment auf den Reisenden stürzt, da er den Fuß auf die Schwelle seines Gasthofs setzt, und erst an dem Tag von seiner Seite weicht, an dem er die Stadt verläßt, gibt es auch einen Spezialführer für jedes Monument, und ich möchte fast sagen für jeden Winkel eines Monuments. Man kann sich selbst die Frage beantworten, ob man im Kolosseum einen Mangel an Fremdenführern haben könnte, bei einem hochbedeutenden Bauwerk also, über das Martial einst schrieb: »Möge Memphis aufhören, uns die barbarischen Wunder seiner Pyramiden zu rühmen, möge man nicht mehr die Wunder von Babylon besingen, alles muß dem unermesslichen Werke des Amphitheaters der Cäsaren weichen, und alle Stimmen sollen sich zu einem Ruf vereinigen, um dieses Monument zu lobpreisen.«

Franz und Albert versuchten nicht, sich der ciceronischen Tyrannei zu entziehen. Es wäre auch kaum möglich gewesen, da nur die Führer das Recht haben, mit Fackeln durch das Kolosseum zu wandeln. Sie leisteten also keinen Widerstand und lieferten sich sozusagen mit gebundenen Händen und Füßen ihren Führern aus. Franz kannte diese Besichtigungstour, da er sie schon zehnmal gemacht hatte; als aber sein Gefährte, mehr Neuling, zum ersten Mal das Innere des Monuments des Kaisers Flavius Vespasianus betrat, fühlte er, was ich zu seinem Lob gestehen muß, ohne sich von seinen Führern irritieren zu lassen, einen gewaltigen Eindruck. Dies kommt daher, weil man in der Tat, wenn man sie nicht sah,

keine Vorstellung von der majestätischen Ausstrahlung einer solchen Ruine hat, deren gigantische Ausmaße durch die geheimnisvolle Klarheit jenes südlichen Mondes noch verdoppelt werden, dessen Strahlen die Intensität eines Sonnenuntergangs besitzen. Daher hatte Franz kaum hundert Schritte in den inneren Gewölben gemacht, als er, Albert seinen Führern überlassend, die auf ihre angestammten Rechte nicht verzichten wollten und ihm die Löwengrube, die Zellen der Gladiatoren und die Logen der Cäsaren in all ihren Einzelheiten zeigen wollten, eine halbverfallene Treppe emporstieg und selbst, während er sie ihren immergleichen Weg fortsetzen ließ, ganz einfach im Schatten einer Säule Platz nahm. Gegenüber war ein runder Ausschnitt, der es ihm gestattete, den Granitriesen in seiner ganzen majestätischen Ausdehnung zu überschauen. Franz befand sich etwa seit einer Viertelstunde da, wie gesagt im Schatten einer Säule verborgen, und beobachtete Albert, der, von seinen beiden Fackelträgern begleitet, soeben aus einem Theaterzugang an dem andern Ende des Kolosseums getreten war. Während die drei, gleich einem Irrlicht nachhuschende Gestalten, Stufe für Stufe bis zu jenen den Vestalinnen vorbehaltenen Plätzen herabstiegen, vermeinte er plötzlich einen von der Treppe gegenüber abgebröckelten Stein in die Tiefe des Gebäudes rollen zu hören. Natürlich ist es nichts Besonderes, daß ein Stein unter dem Fuß der Zeit weggleitet und in den Abgrund stürzt, aber diesmal schien es ihm, daß der Stein unter einem Fuß wich und daß das Geräusch von Tritten bis zu ihm gelangte, obgleich sein Verursacher alles tat, was er konnte, um es zu dämpfen. In der Tat erschien gleich nachher ein Mann, in dem Maße immer mehr aus dem Dunkel hervortretend, als er die Treppe hinaufstieg, deren Mündung, genau Franz gegenüber, vom Mondlicht hell erleuchtet war, deren Stufen sich aber, je weiter man hinunterschritt, im Dunkel verloren. Vielleicht war es ein Reisender, gleich ihm, der eine einsame Besichtigung dem leeren Gewäch seiner Führer vorzog, und seine Erscheinung hätte folg-

lich nichts Aufsehererregendes bedeutet; aber aus der Unschlüssigkeit, womit er die letzten Stufen erstieg, aus der Art, in der er, auf der Plattform angekommen, stehenblieb und zu horchen schien, ging offenbar hervor, daß er mit einer bestimmten Absicht hierherkam und jemand erwartete. Instinktiv duckte sich Franz hinter die Säule, so tief er konnte. Zehn Schritte über dem Boden, auf dem sich beide befanden, war das Gewölbe durchbrochen, und eine runde Öffnung, gleich der eines Ziehbrunnens, gestattete einen freien Blick auf den ganz mit Sternen übersäten Himmel. Diese Öffnung, durch welche vielleicht schon seit Jahrhunderten die Strahlen des Mondes flimmerten, umsäumten Sträucher, deren grüne Silhouetten sich auf dem matten Azur des Firmaments abzeichneten, während dicke Lianen und üppige Efeuranken von dieser oberen Terrasse herabhingen und wie flatternde Stricke unter dem Gewölbe hin und her schaukelten. Die Person, deren geheimnisvolle Ankunft Franz' Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, stand im Halbdunkel, das es ihm zwar unmöglich machte, ihre Züge genau zu unterscheiden, es ihm aber doch ermöglichte, ihre Kleidung deutlich zu sehen: Sie war in einen großen braunen Mantel gehüllt, dessen eine über ihre Unke Schulter zurückgeschlagene Hälfte den unteren Teil des Gesichtes verbarg, während dessen oberen Teil ein breittkempiger Hut bedeckte. Nur die äußersten Zipfel ihrer Kleidungsstücke waren von dem schrägen Licht erhellt, das durch die Öffnung quoll und es Franz immerhin erlaubte, eine schwarze Hose zu erkennen, die in zierlichen Lackstiefeln steckte. Dieser Mann gehörte offenbar, wenn nicht der Aristokratie, so doch wenigstens der höheren Gesellschaft an. Seit einigen Minuten stand er da und begann sichtlich ungeduldig zu werden, als sich ein schwaches Geräusch auf der oberen Terrasse vernehmen ließ. Im selben Augenblicke fing ein Schatten das Licht auf: Ein Mann erschien an der Mündung der Öffnung, tauchte seinen durchdringenden Blick in das Dunkel und bemerkte den Mann im Mantel. Sogleich faßte er eine Handvoll

der Lianen und Efeuranken, die herunterhingen, ließ sich hinabgleiten und sprang drei, vier Schritte über dem Boden elegant herab. Er war mit der vollständigen Tracht eines Bewohners aus Roms Stadtteil Trastevere angetan.

»Entschuldigen Sie mich, Exzellenz«, sagte er in römischer Mundart, »daß ich Sie warten ließ. Ich habe mich zwar verspätet, jedoch nur um einige Minuten – von San-Giovanni-in-Laterano schlug es soeben zehn Uhr.«

»Ich kam zu früh, nicht Sie verspäteten sich«, erwiderte der Fremde in reinstem Toskanisch, »kein Austausch von Höflichkeiten also. Außerdem: Hätten Sie mich auch warten lassen, so hätte ich wohl vermutet, daß es aus irgendeinem Grund war, der nicht in ihrer Verantwortung liegt.«

»Und Sie hätten recht gehabt, Exzellenz. Ich komme soeben aus der Engelsburg und hatte denkbare Mühe, mit Beppo zu sprechen.«

»Wer ist Beppo?«

»Beppo ist ein Bediensteter des Gefängnisses, dem ich regelmäßig einen kleinen Geldbetrag zukommen lasse, um zu erfahren, was im Innern der Burg Seiner Heiligkeit vorgeht.«

»Ah! Ah! Ich sehe, daß Sie ein vorsichtiger Mann sind, mein Lieber.«

»Was wollen Sie, Exzellenz? Man weiß nicht, was noch alles passieren kann, und vielleicht werde auch ich einst im Netz gefangen, wie der arme Peppino, und bedürfte dann einer Ratte, damit sie einige Maschen meines Gefängnisses durchnagt.«

»Also, was erfuhren Sie?«

»Am Dienstag werden zwei Hinrichtungen stattfinden. Um zwei Uhr, wie es in Rom seit dem Beginn der großen Feierlichkeiten Sitte ist; ein Verurteilter wird mit einer Keule erschlagen – ein Elender, der den Priester umbrachte, welcher

ihn erzog und kein Mitleid verdient; der andere wird enthauptet und dieser ist der arme Peppino.«

»Was erwarten Sie, mein Lieber? Sie jagen nicht nur der päpstlichen Regierung, sondern auch den benachbarten Königreichen einen so großen Schrecken ein, daß man nun ein Exempel statuieren will.«

»Aber Peppino gehört nicht einmal zu meiner Bande, er ist ein armer Schäfer, der kein anderes Verbrechen begangen hat, als uns Lebensmittel zu liefern.«

»Was ihn zu Ihrem Komplizen macht. Daher sehen Sie, daß man Milde walten läßt. Anstatt ihn so aus dem Leben zu schaffen, wie es Ihnen geschehen wird, wenn man Sie jemals packt, wird man sich begnügen, ihn zu guillotiniern. Immerhin eine Abwechslung in den Vergnügungen des Volkes und eine Vorstellung für jeden Geschmack.«

»Dazu kommt noch jene, die ich dem Volk verschaffe und die es nicht erwartet«, versetzte der Trasteveriner.

»Mein lieber Freund, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen«, bemerkte der Mann im Mantel, »daß ich den Eindruck haben muß, Sie hätten vor, irgendeine Dummheit zu begehen.«

»Ich habe alles vor, was die Hinrichtung dieses armen Teufels verhindern könnte, der in Verlegenheit ist, weil er mir gedient hat. Bei der Madonna! Ich würde mich für einen Feigling halten, wenn ich für diesen braven Burschen nicht etwas täte.«

»Und was werden Sie tun?«

»Ich werde etwa zwanzig meiner Leute um das Schafott herum aufstellen, und in dem Moment, wo man ihn herbeiführt, werden wir uns auf ein Signal von mir mit dem Dolch in der Faust auf die Wache stürzen und ihn entführen.«

»Dies scheint mir sehr gewagt, und ich glaube entschieden, daß mein Plan besser ist als der ihrige.«

»Und was für ein Plan ist das, Exzellenz?«

»Ich werde jemandem, den ich kenne, zweitausend Piaster geben, und er wird dafür sorgen, daß man Peppinos Hinrichtung aufs nächste Jahr verschiebt. Im Laufe des Jahres werde ich dann weitere tausend Piaster jemand anderem geben, den ich auch kenne, und der veranlassen wird, daß Peppino aus dem Gefängnis entkommt.«

»Sind Sie gewiß, daß es gelingt?«

»Pardieu!«

»Wie bitte?«

»Ich behaupte, mein Lieber, daß ich ganz allein mit meinem Gold mehr erwirken werde als Sie und alle Ihre Leute mit ihren Dolchen, Pistolen, Karabinern und Donnerbüchsen. Lassen Sie mich also gewähren.«

»Wunderbar, aber für den Fall, daß es Ihnen mißlingt, werden wir uns bereit halten.«

»Halten Sie sich bereit, wenn es Ihnen Vergnügen macht, aber seien Sie versichert, daß ich seine Begnadigung durchsetzen werde.«

»Übermorgen, am Dienstag, geschieht's. Denken Sie ja daran. Es bleibt Ihnen nur mehr der morgige Tag.«

»Und wenn schon! Ein Tag besteht aus vierundzwanzig Stunden, jede Stunde aus sechzig Minuten, jede Minute aus sechzig Sekunden, und in sechsundachtzigtausendvierhundert Sekunden kann man sehr viel tun.«

»Wie erfahren wir, Exzellenz, ob es Ihnen gelungen ist?«

»Das ist sehr einfach. Ich habe die drei letzten Fenster im »Café Rospoli« gemietet. Wenn ich den Aufschub erwirkt habe, werden in den beiden Eckfenstern gelbe Vorhänge zu sehen sein, das in der Mitte jedoch mit weißem Damast mit einem roten Kreuz verhängt sein.«

»Vortrefflich. Und durch wen werden Sie die Begnadigung zukommen lassen?«

»Schicken Sie mir einen Ihrer Leute als Büber verkleidet,

und ich werde sie ihm geben. Mit Hilfe seiner Tracht wird er bis an den Fuß des Schafotts gelangen, die Bulle dem Vorstand der Bruderschaft übergeben, und dieser sie an den Henker weiterreichen. Sorgen Sie inzwischen dafür, daß Peppino Bescheid weiß, damit er nicht vor Angst stirbt oder verrückt wird, da wir ansonsten unnütze Ausgaben gehabt hätten.«

»Hören Sie, Exzellenz«, sagte der Landmann, »ich bin Ihnen sehr ergeben, das glauben Sie mir doch, nicht wahr?«

»Wenigstens hoffe ich es.«

»Wohlan, wenn Sie Peppino retten, wird es künftig nicht mehr Ergebenheit, sondern Gehorsam sein.«

»Gib acht, was du da sagst, mein Lieber, ich werde dich vielleicht eines Tages daran erinnern, denn vielleicht werde auch ich einst deiner bedürfen...«

»Nun denn, Exzellenz werden mich dann zur gegebenen Stunde finden, wie ich in dieser Stunde Sie gefunden habe. Und wären Sie auch am andern Ende der Welt, so brauchten Sie mir nur zuzurufen: ›Tu dies!‹, und ich werde es tun, so wahr ich...«

»Still! Ich höre ein Geräusch.«

»Es sind Reisende, die das Kolosseum mit Fackeln besichtigen.«

»Sie brauchen uns nicht zusammen anzutreffen. Diese Polizeispitzel von Führern könnten Sie erkennen, und wie ehrenvoll auch Ihre Freundschaft ist, mein lieber Freund, so fürchte ich, durch ein Bekanntwerden unserer engen Verbindung ein wenig von meinem Kredit zu verlieren.«

»Also, wenn Sie den Aufschub erwirken?...«

»Wird das mittlere Fenster mit weißem Damast mit einem roten Kreuz verhängt sein.«

»Wenn Sie ihn nicht erwirken?...«

»Dann alle drei Fenster mit gelben Vorhängen.«

»Und dann?...«

»Dann, mein lieber Freund, setzen Sie den Dolch nach Ihrem Belieben ein, ich erlaube es Ihnen und werde da sein, um Sie zustoßen zu sehen.«

»Adieu, Exzellenz. Ich verlasse mich auf Sie, Sie verlassen sich auf mich.«

Bei diesen Worten verschwand der Trasteveriner über die Treppe, während der Unbekannte, das Gesicht noch mehr als zuvor mit seinem Mantel verhüllend, zwei Schritte neben Franz vorüberging und über die äußeren Stufen in die Arena hinabstieg. Eine Sekunde später hörte Franz seinen Namen in den Gewölben hallen; es war Albert, der ihn rief. Er wartete, um zu antworten, bis die beiden Männer sich entfernt hatten, da er keine Lust hatte, sie davon in Kenntnis zu setzen, daß ein Zeuge in ihrer Nähe war, der, wenn er sie auch nicht gesehen, so doch jedes Wort ihrer Unterredung verstanden hatte. Kaum zehn Minuten später war Franz wieder auf dem Weg ins Hotel und hörte mit einer sehr unhöflichen Zerstreutheit die gelehrten Ausführungen Alberts an, der, Plinius und Calpurnius zitierend, von den mit eisernen Spitzen versehenen Gittern erzählte, welche die wilden Tiere daran hinderten, sich auf die Zuschauer zu stürzen. Er ließ ihn plaudern, ohne ihm zu widersprechen. Er sehnte sich danach, allein zu sein, um ungestört über das nachzudenken, was soeben in seiner Gegenwart vorgefallen war.

Von diesen beiden Männern war ihm der eine mit Sicherheit fremd, er sah und hörte ihn jetzt zum ersten Mal; anders der zweite, denn obwohl Franz sein stets im Dunkel verborgenes oder von seinem Mantel verhülltes Gesicht nicht hatte erkennen können, so war ihm doch der Klang dieser Stimme, als er sie das erste Mal vernahm, zu sehr aufgefallen, als daß er sie nicht sofort wiedererkannt hätte. Vor allem in den spöttischen Betonungen lag etwas so Schrillendes und Metallisches, daß er in den Ruinen des Kolosseums ebenso erschauerte wie damals in der Grotte von Monte Christo; er war völlig davon überzeugt, daß dieser Mann kein anderer als Sindbad der See-

fahrer war. Unter allen anderen Umständen wäre die Neugier, die dieser Manne in ihm erregte, so groß gewesen, daß er sich ihm zu erkennen gegeben hätte; aber die Unterredung, die er soeben unfreiwillig belauscht hatte, war von allzu vertraulicher Natur, um nicht von der sehr vernünftigen Überlegung zurückgehalten zu werden, daß sein Auftreten unangenehme Folgen haben könnte. Er hatte ihn sich also entfernen lassen, wie man sah, aber mit dem Vorsatz, wenn er ihn ein andermal träfe, diese zweite Gelegenheit nicht entschlüpfen zu lassen wie die erste.

Franz war zu aufgeregt, um gut zu schlafen. Die ganze Nacht zogen alle jene Umstände vor seinem geistigen Auge vorüber, die sich an den Mann in der Grotte und an den Unbekannten aus dem Kolosseum knüpften und diese zwei Personen in ein und dieselbe zu verschmelzen versuchten. Je mehr Franz darüber nachdachte, desto mehr bestärkte er sich in dieser Auffassung. Mit Tagesanbruch schlief er endlich ein, weshalb er erst sehr spät erwachte. Albert hatte als echter Pariser bereits seine Vorkehrungen für den Abend getroffen. Er ließ eine Loge im Teatro Argentina bestellen. Franz schrieb mehrere Briefe nach Frankreich; er überließ also Albert den Wagen für den ganzen Tag. Um fünf Uhr kam Albert heim; er hatte seine Empfehlungsschreiben abgegeben, Einladungen für jeden Abend erhalten und Rom besichtigt. Ein Tag genügte Albert für all das. Und er fand auch noch die Zeit, sich nach dem Stück zu erkundigen, das man heute abend gab, und nach den Künstlern, die darin auftreten würden. Das Stück trug den Titel *Parisina*, die Künstler hießen Coselli, Moriani und die Spech. Unsere beiden jungen Leute konnten sich also nicht beklagen, wie man sieht. Sie sollten der Aufführung einer der besten Opern des Komponisten von *Lucia di Lammermoor* beiwohnen, gesungen von den drei berühmtesten Künstlern Italiens.

Albert hatte sich nie an die Theater jenseits der Alpen ge-

wöhnen können, in deren Orchestergraben man nicht hineinkann und die weder Balkone noch unbedeckte Logen haben; das war hart für einen Mann, der in der Opera buffa und in der Pariser Oper einen Sperrersitz besaß. Dies hinderte Albert nicht daran, sich jedesmal in Schale zu werfen, sooft er mit Franz in die Oper ging. Allerdings umsonst, denn Albert, man muß es zur Schande eines der würdigsten Vertreter unserer vornehmen Welt gestehen, hatte in den vier Monaten seiner Reise kreuz und quer durch Italien, kein einziges amouröses Abenteuer erlebt. Albert versuchte bisweilen, über diesen Punkt zu scherzen, aber im Grunde schmerzte es ihn, daß er, Albert von Morcerf, einer der gesuchtesten jungen Männer, nicht auf seine Kosten kam. Die Sache war um so peinlicher, als Albert, nach der bescheidenen Gewohnheit unserer lieben Landsleute, aus Paris mit der Überzeugung abgereist war, sich in Italien der größten Erfolge erfreuen zu dürfen, um dann nach seiner Heimkehr den Boulevard de Gand mit der Erzählung seines Erfolgs beim schönen Geschlecht zu ergötzen. Aber ach, es geschah nichts in dieser Richtung. Die reizenden genuesischen, florentinischen und neapolitanischen Gräfinnen hielten zwar nicht ihren Gatten die Treue, dafür aber ihren Liebhabern, und Albert gewann die traurige Überzeugung, daß die Italienerinnen den Französinnen wenigstens den Vorteil vorraushaben, ihrer Untreue treu zu bleiben. Ich will natürlich nicht behaupten, daß es in Italien nicht, wie überall, Ausnahmen gäbe. Albert war jedoch nicht nur ein vollkommener eleganter Kavalier, sondern auch ein sehr geistvoller Mann; ferner war er Vicomte, freilich ein Vicomte von neuem Adel. Aber was liegt heutzutage schon daran, da nicht mehr danach gefragt wird, ob er von 1399 oder von 1815 stammt? Überdies bezog er eine Rente von fünfzigtausend Livres; dies war mehr, als man braucht, wie man sieht, um sich nach der neuesten Pariser Mode zu kleiden. Es war also ein wenig demütigend, in keiner von den Städten, in die er bisher gekommen war, in der Frauenwelt Aufsehen erregt zu haben. Er rechnete

aber noch darauf, in Rom, da der Karneval in allen Ländern der Erde, die diese schätzenswerte Einrichtung feiern, eine Epoche der Freizügigkeit ist, in der selbst die Ernstesten sich zu irgendeiner Narretei hinreißen lassen, entschädigt zu werden. Nun aber, da der Karneval am nächsten Tag beginnen sollte, war es für Albert sehr wichtig, sich schon vorher über sein Vorgehen im klaren zu sein. Albert mietete also aus diesem Grund eine der sichtbarsten Logen des Theaters und machte für diesen Auftritt eine tadellose Toilette. Die Loge lag im ersten Rang, den bei uns die Galerie ersetzt. Übrigens ist von den ersten drei Rängen der eine so aristokratisch wie der andere, und man nennt deshalb jeden den Nobelrang. Diese Loge, in der zwölf Zuschauer Platz fanden, ohne sich zu drängen, kostete die beiden Freunde etwas weniger als eine Loge zu vier Personen im Pariser Cabaret *L'Ambigu*.

Albert hegte noch eine andere Hoffnung, nämlich daß, wenn es ihm gelänge, in dem Herzen einer schönen Römerin Platz zu nehmen, ihn dies natürlich auch zur Eroberung eines Platzes in ihrem Wagen führen würde und er folglich den Karneval von einer aristokratischen Kutsche oder von einem fürstlichen Balkon herab sehen würde. Alle diese Erwägungen machten also Albert unruhiger, als er jemals war. Er kehrte den Sängern den Rücken, neigte sich halb zur Loge hinaus und musterte mit einem Doppelgucker von sechs Zoll Länge alle hübschen Damen, was nicht eine einzige veranlaßte, auch nur mit einem einzigen Blicke, nicht einmal aus Neugier, Alberts große Mühe zu belohnen. Wirklich plauderte jedermann von seinen Geschäften, von seinen Liebschaften, von seinen Vergnügungen, vom Karneval, der am folgenden Tage beginnen sollte, von der nahen Karwoche, ohne einen einzigen Augenblick auf die Künstler oder auf das Stück acht zu geben, mit Ausnahme der bezeichneten Momente, wo dann jeder sich umkehrte, entweder um einen Teil von Cosellis Rezitativ zu hören oder bei irgendeiner glänzenden Stelle Morianis zu ap-

plaudieren oder der Spech ein Bravo zuzurufen, wonach die persönlichen Gespräche wieder ihren gewöhnlichen Gang nahmen.

Gegen Ende des ersten Aktes ging die Tür einer bisher leer gebliebenen Loge auf, und Franz sah eine Person eintreten, der er in Paris vorgestellt zu werden die Ehre hatte und von der er geglaubt hatte, sie wäre noch in Frankreich. Albert bemerkte die Bewegung, welche sein Freund bei dieser Erscheinung machte, und fragte ihn: »Kennen Sie die Dame?«

»Ja. Wie finden Sie sie?«

»Reizend, mein Lieber, und blond. O die wunderschönen Haare! Ist sie Französin?«

»Sie ist Venezianerin.«

»Wie heißt sie?«

»Gräfin G...«

»Oh! Ich kenne sie dem Namen nach«, rief Albert aus, »man hält sie für ebenso geistreich als schön. Verflixt, wenn ich denke, daß ich sie auf dem letzten Ball bei Madame de Villefort gesehen habe und es versäumt habe, mich ihr vorstellen zu lassen, bin ich ein wahrer Einfaltspinsel.«

»Wollen Sie, daß ich dieses Versehen wiedergutmache?«

»Wie? Sie kennen sie so gut, daß Sie mich in ihre Loge führen könnten?«

»Ich hatte die Ehre, drei-, viermal in meinem Leben mit ihr zu sprechen, aber dies ist, wie Sie wissen, strenggenommen genug, um keine Unschicklichkeit zu begehen.«

In diesem Momente erblickte die Gräfin Franz und grüßte ihn mit einer huldvollen Geste ihrer Hand, der er durch eine ehrerbietige Neigung des Kopfes antwortete.

»Ah! Mir scheint ja, daß Sie auf's Beste mit ihr stehen? «

»Nun, da täuschen Sie sich. Das ist es, was uns Franzosen dazu bringt, im Ausland unablässig tausend Albernheiten zu begehen: Wir bemessen alles nach unsern Pariser Maßstäben.

Gerade in Spanien und Italien sollten Sie aus der Vertraulichkeit der Leute niemals auf eine besondere Lockerheit der Sitten schließen. Wir standen in Sympathie mit der Gräfin, weiter nichts.«

»In Herzenssympathie?«

»Nein, in Geistessympathie«, antwortete Franz ernst.

»Und bei welcher Gelegenheit?«

»Anläßlich einer Besichtigung des Kolosseums, ähnlich jener, die wir miteinander machten.«

»Im Mondenschein?«

»Ja.«

»Allein?«

»Beinahe.«

»Und Sie sprachen...«

»Von den Toten.«

»Ah! Dies war bestimmt sehr ergötzlich. Wohlan, ich gelobe Ihnen, wenn ich die Ehre habe, bei einem solchen Spaziergang der Kavalier der schönen Gräfin zu werden, mit ihr nur von den Lebendigen zu sprechen.«

»Vielleicht wäre das nicht ganz das richtige.«

»Inzwischen werden Sie mich ihr vorstellen, wie Sie es mir versprochen haben?«

»Sobald der Vorhang fällt.«

»Zum Teufel! Daß der erste Akt gar so lange dauert!«

»Hören Sie das Finale an, es ist sehr schön. Coselli singt es bewundernswürdig.«

»Ja, aber was für ein Getue!«

»Die Spech ist wirklich im höchsten Grade dramatisch.«

»Sie begreifen, daß, wenn man die Sontag und die Malibran schon einmal gehört hat...«

»Finden Sie nicht Morianis Technik vortrefflich?«

»Ich mag die Dunkelhaarigen nicht, die wie Blonde singen.«

»Ach, mein Lieber«, versetzte Franz sich umwendend, während Albert fortfuhr, mit seinem Opernglas herumzuspähen, »Sie sind wirklich schwer zufriedenzustellen.«

Endlich fiel der Vorhang zur großen Zufriedenheit des Vicomte von Morcerf, der seinen Hut nahm, sich rasch mit der Hand durch die Haare fuhr, Krawatte und Manschetten ordnete und Franz zu verstehen gab, daß er auf ihn warte. Da ihrerseits die Gräfin, welche Franz mit den Augen fragte, durch ein Zeichen antwortete, daß er willkommen sein würde, zögerte Franz nicht, Alberts dringendem Wunsch nachzugeben, und ging, gefolgt von seinem Gefährten, der diesen Gang benützte, um die falschen Falten zu glätten, die die Bewegungen seinem Hemdkragen und dem Anzugrevers aufdrücken konnten, den halbkreisförmigen Gang entlangschreitend hin zur Loge Numero 4, in der sich die Gräfin befand, und klopfte. Sogleich stand der junge Mann auf, der neben ihr in der ersten Reihe der Loge saß, und trat seinen Platz, nach italienischer Sitte, dem Neuankömmling ab, der ihn ebenfalls abtreten muß, wenn ein anderer Besuch kommt. Franz stellte Albert der Gräfin als einen der durch seine soziale Stellung und durch seinen Geist besonders ausgezeichneten jungen Männer aus Paris vor, was übrigens die Wahrheit war, denn in Paris und in den gesellschaftlichen Kreisen, in denen Albert sich bewegte, galt er ab ein tadelloser Kavalier. Er fügte hinzu, daß dieser tief betrübt darüber sei, den Aufenthalt der Gräfin in Paris nicht dazu genutzt zu haben, sich ihr vorstellen zu lassen, und nun ihn beauftragt habe, diesen Fehler zu korrigieren. Eine Mission, die er gerne erfülle, er bitte aber zugleich die Gräfin, bei welcher er eigentlich selbst einer Einführung bedürfe, seine Aufdringlichkeit zu entschuldigen. Die Gräfin antwortete damit, daß sie Albert anmutig grüßte und Franz die Hand reichte. Albert, von ihr eingeladen, setzte sich auf den leeren Vorderplatz und Franz in die zweite Reihe hinter die Gräfin. Albert fand schnell ein hervorragendes Gesprächs-

thema... Paris. Er plauderte mit der Gräfin über ihre gemeinsamen Bekannten. Franz sah ein, daß er sich auf seinem Terrain bewegte. Er ließ ihn gewähren und begann ebenfalls, ihn um seinen riesigen Gucker ersuchend, den Saal zu durchspähen. Ihnen gegenüber auf dem vorderen Platz einer Loge im dritten Rang, saß eine wunderschöne Dame, mit einem griechischen Kostüm angetan, das sie mit einer so anmutigen Eleganz trug, daß es ihre Nationaltracht sein mußte. Hinter ihr, im Schatten, zeichnete sich die Gestalt eines Mannes ab, dessen Gesicht zu erkennen unmöglich war. Franz unterbrach, die Unterredung Alberts und der Gräfin, um diese zu fragen, ob sie die schöne Albanerin nicht kenne, die würdig wäre, nicht nur die Aufmerksamkeit der Männer, sondern auch jene der Damen auf sich zu ziehen.

»Nein«, antwortete sie, »ich weiß nur, daß sie seit dem Beginn der Saison in Rom ist. Denn bei der Eröffnung der Theatersaison sah ich sie bereits an ihrem Platz, und seit einem Monat fehlte sie bei keiner einzigen Vorstellung, mal von dem Mann begleitet, der in diesem Moment auch bei ihr ist, mal einfach von einem schwarzen Diener gefolgt.«

»Wie finden Sie sie, Gräfin?«

»Außerordentlich schön. Medora mußte dieser Dame gleichen.«

Franz und die Gräfin tauschten ein Lächeln, dann begann die Gräfin wieder mit Albert zu plaudern und Franz seine Albanerin anzustarren.

Der Vorhang ging auf, das Ballett begann. Es war eines jener guten italienischen Ballette, die von dem berühmten Henri in Szene gesetzt wurden, der sich als Choreograph in Italien einen kolossalen Ruf erworben hatte, ihn allerdings durch die unglückliche Übernahme des *théâtre nautique* wieder verlor. Es war eine jener Balletteinlagen, in denen jedermann, vom ersten Tänzer bis zum letzten Statisten einen gleich großen Anteil an der Handlung nimmt, so daß hundertfünfzig Perso-

nen zur gleichen Zeit die gleiche Gebärde machen und miteinander den gleichen Arm oder das gleiche Bein heben. Das Ballett hieß *Poliska*. Franz war zu sehr mit seiner schönen Griechin beschäftigt, um auf das Ballett zu achten, wie interessant es auch war. Sie selbst fand ein sichtbares Vergnügen an der Einlage, ein Vergnügen, das den äußersten Gegensatz zur völligen Teilnahmslosigkeit ihres Begleiters bildete, der, solange das choreographische Meisterwerk dauerte, keine Bewegung machte und statt dessen, ungeachtet des höllischen Lärms der Trompeten, der Zimbeln und der Schellenbäume des Orchesters, die himmlischen Wonnen eines friedlichen und behaglichen Schlafes zu genießen schien.

Endlich war das Ballett aus, und der Vorhang fiel unter dem rasenden Applaus des entzückten Publikums. Aufgrund dieser Gewohnheit, die Oper durch ein Ballett zu unterbrechen, sind die Zwischenakte in Italien sehr kurz, und die Sänger haben Zeit, sich auszuruhen und umzukleiden, während die Tänzer ihre Pirouetten drehen und ihre Kreuzsprünge vollbringen.

Die Ouvertüre des zweiten Akts begann. Bei den ersten Bogenstrichen sah Franz, wie sich der Schläfer langsam erhob und der Griechin näherte, die sich umdrehte, um einige Worte an ihn zu richten, und sich dann wieder auf die Brüstung der Loge lehnte. Das Gesicht des mit ihr sprechenden Mannes blieb immer im Schatten, und Franz konnte keinen seiner Züge erkennen. Der Vorhang schwebte empor. Franz' Aufmerksamkeit wurde notwendigerweise von den Darstellern angezogen, und seine Augen verließen einen Augenblick die Loge der schönen Griechin, um auf die Bühne zu schauen. Der zweite Akt beginnt, wie man weiß, mit dem Traumduett: Der schlummernden Parisina entschlüpft in Azzos Gegenwart das Geheimnis ihrer Liebe zu Ugo. Der verratene Gatte durchlebt alle Grade der Eifersucht, bis er, von der Untreue seiner Gattin überzeugt, sie weckt, um ihr seine nahe Rache zu verkünden. Dieses Duett ist eines der schönsten, ausdrucksvollsten und schrecklichsten, die jemals der fruchtbaren Feder Doni-

zettis entsprangen. Franz hörte es zum dritten Mal, und obwohl er nicht als leidenschaftlicher Musikfreund galt, hatte es doch eine tiefe Wirkung auf ihn. Er wollte sich folglich dem Beifall des Saales anschließen, als er seine bereits zum Klat-schen erhobenen Hände wieder sinken ließ und das seinem Munde entschwebte Bravo auf seinen Lippen verstummte. Der Mann in der Loge hatte sich ganz erhoben, und als sein Kopf in den Lichtkreis vorrückte, hatte Franz in ihm den geheimnisvollen Bewohner von Monte Christo wiedererkannt, jenen, dessen Gestalt und Stimme er am Vorabend in den Ruinen des Kolosseums so gut erkannt zu haben glaubte. Es war nicht mehr zu zweifeln, daß der sonderbare Reisende sich in Rom aufhielt. Gewiß entsprach Franz' Gesichtsausdruck der Verstörung, welche diese Erscheinung in seinem Innern bewirkte, denn die Gräfin schaute ihn an, brach in ein lautes Gelächter aus und fragte ihn, was ihm fehle.

»Frau Gräfin«, antwortete Franz, »ich fragte Sie soeben, ob Sie diese Dame aus Albanien kennen; nun möchte ich Sie fragen, ob Sie ihren Gatten kennen.«

»Nicht besser als sie«, versetzte die Gräfin.

»Ist er Ihnen nie aufgefallen?«

»Wahrhaftig, das ist eine echt französische Frage! Sie wissen wohl, daß es für uns Italienerinnen keinen anderen Mann auf der Welt gibt, als den, den wir lieben!«

»Das ist wahr«, erwiderte Franz.

»Jedenfalls«, äußerte sie, indem sie Alberts Opernglas an ihre Augen hielt und es gegen die Loge richtete, »muß er kürzlich wieder ausgegraben worden sein, ein Verstorbener, der mit der Erlaubnis des Totengräbers aus dem Grabe stieg, denn er scheint mir entsetzlich bleich.«

»Er ist immer so«, sagte Franz.

»Sie kennen ihn also? Dann muß ja eigentlich ich Sie fragen, wer er ist.«

»Ich glaube, ihn schon einmal gesehen zu haben, und es dünkt mir, ihn wiederzuerkennen.«

»In der Tat«, bemerkte sie mit einer Bewegung ihrer schönen Schultern, als rieselte ein Schauer durch ihre Adern, »ich begreife, daß man einen solchen Mann niemals vergißt, wenn man ihn einmal gesehen hat.«

Die Wirkung, welche Franz empfand, war also kein Einzelfall, da eine andere Person fühlte wie er.

»Nun denn«, fragte Franz die Gräfin, nachdem sie es über sich gebracht hatte, ihn ein zweites Mal in Augenschein zu nehmen, »was halten Sie von diesem Mann?«

»Daß er mir Lord Ruthwen, wie er leibt und lebt, zu sein scheint.«

In der Tat überraschte Franz dieser neuerliche Bezug auf Lord Byron, denn, wenn ihn ein Mann von der Existenz der Vampire überzeugen konnte, so war es dieser Mann. »Ich muß erfahren, wer er ist«, sagte Franz und stand auf.

»O nein, nein! Verlassen Sie mich nicht! Ich zähle auf Sie, mich heimzubegleiten, und behalte Sie da.«

»Wie? Fürchten Sie sich wirklich?«

»Hören Sie«, antwortete sie ihm, »Byron schwor mir, daß er an Vampire glaube und selbst welche gesehen habe. Er schilderte mir ihr Gesicht. Es ist ganz so: diese schwarzen Haare, diese großen Augen, aus denen eine unheimliche Flamme lodert, diese Blässe des Todes; bemerken Sie ferner, daß er keine normale Frau bei sich hat; eine Fremde ist bei ihm... eine Griechin... eine Schismatikerin... ohne Zweifel eine Zauberin, wie er... Ich bitte Sie darum, gehen Sie nicht hin. Forschen Sie ihm morgen nach, ganz wie es Ihnen gut dünkt; aber für heute nehme ich Sie in Beschlag. So, das wollte ich Ihnen gesagt haben.«

Franz bestand darauf. »Hören Sie«, versetzte sie, sich ebenfalls erhebend, »ich gehe, ich kann nicht bis zum Ende des

Stückes bleiben; ich habe zu Hause Gesellschaft. Könnten Sie ungalant genug sein, mir Ihre Begleitung zu verweigern?«

Franz konnte keine andere Antwort geben, als seinen Hut zu nehmen, die Tür zu öffnen und der Gräfin seinen Arm zu reichen. Dies tat er auch. Die Gräfin war wirklich sehr bewegt, und selbst Franz vermochte sich eines gewissen abergläubischen, um so natürlicheren Schreckens nicht zu erwehren, da das, was bei der Gräfin das Ergebnis eines instinktiven Eindrucks war, bei ihm aus der Erinnerung an wirklich Erlebtes resultierte. Als sie in den Wagen stieg, fühlte er, daß sie zitterte. Er begleitete sie nach Hause; es war niemand da, und sie wurde von niemandem erwartet. Er machte ihr Vorwürfe.

»Ich fühle mich wirklich nicht wohl«, sagte sie zu ihm, »und habe das Bedürfnis, allein zu sein. Der Anblick dieses Mannes hat mich ganz durcheinandergebracht.«

Franz versuchte zu lachen.

»Lachen Sie nicht«, fuhr sie fort, »Ihnen ist ja selbst nicht zum Lachen. Versprechen Sie mir etwas?«

»Was?«

»Versprechen Sie es mir!«

»Alles, was Sie wollen, ausgenommen, darauf zu verzichten, herauszufinden, wer dieser Mann ist. Ich habe Gründe, die ich Ihnen nicht mitteilen kann, daß ich herausbekommen muß, wer dieser Mann ist, woher er kommt und wohin er geht.«

»Woher er kommt, weiß ich nicht, aber wohin er geht, kann ich Ihnen sagen: Er geht sicher in die Hölle.«

»Kommen wir auf das Versprechen zurück, das Sie von mir verlangen wollten, Gräfin«, äußerte Franz.

»Ah! Es besteht darin, daß Sie unmittelbar in den Gasthof zurückkehren und heute abend nicht mehr versuchen, jenen Mann zu sehen. Es gibt gewisse Verbindungen zwischen den Personen, die man verläßt, und den Personen, zu denen man

geht. Machen Sie nicht den elektrischen Leiter zwischen ihm und mir. Stellen sie ihm morgen nach Ihrem Gutdünken nach, aber stellen Sie ihn mir niemals vor, wenn Sie nicht wollen, daß ich vor Furcht sterbe. Hiermit gute Nacht! Versuchen Sie zu schlafen, aber ich weiß wohl, wer heute nicht schlafen wird.«

Und mit diesen Worten verließ die Gräfin Franz und ließ ihn im Zweifel darüber, ob sie sich auf seine Kosten einen Spaß gemacht oder die von ihr geäußerte Furcht wirklich gehegt hatte.

In das Hotel heimgekehrt, fand Franz Albert in Schlafrock und Strumpfhose behaglich in einem Lehnstuhl ausgestreckt und seine Zigarre rauchend.

»Ah! Sie sind's! Meiner Treu, ich erwartete Sie erst morgen.«

»Mein lieber Albert«, erwiderte Franz, »ich schätze mich glücklich, eine Gelegenheit zu finden, Ihnen ein für allemal zu sagen, daß Sie die irrigste Vorstellung von den Italienerinnen haben. Wobei, wie ich meine, Ihre Fehlschläge in Angelegenheiten der Liebe Sie eigentlich hätten veranlassen sollen, sie aufzugeben.«

»Was wollen Sie? Bei diesen Teufelinnen von Frauenspersonen kennt man sich nicht aus! Sie geben Ihnen die Hand, sie drücken sie Ihnen, sie flüstern mit Ihnen, sie lassen sich nach Hause begleiten: Wenn eine Pariserin sich nur ein Viertel davon leisten würde, hätte sie ihren guten Ruf längst zugrunde gerichtet.«

»Das ist es ja gerade! Weil sie nichts zu verbergen haben, weil sie vor aller Augen leben, in dem schönen Land, in dem, wie Dante schreibt, allerorten das *si* erklingt, sind die Frauenspersonen so ungezwungen. Zudem wissen Sie genau, daß die Gräfin wirklich Furcht gehabt hat.«

»Furcht? Vor was? Vor jenem ehrbaren Herrn, der mit der hübschen Griechin uns gegenübersaß? Ich wollte mir Auf-

schluß verschaffen, als Sie fortgingen, und schnitt den beiden im Korridor den Weg ab. Ich weiß nicht, wo zum Teufel Sie all Ihre Ideen von der andern Welt hergenommen haben! Er ist ein recht gutaussehender Bursche, sehr gut gekleidet, und hat ganz das Aussehen, sich in Frankreich bei Blin oder Humann einkleiden zu lassen. Ein wenig blaß, das ist wahr, aber Sie wissen, daß die Blässe ein Zeichen von Vornehmheit ist.«

Franz lächelte, denn Albert war sehr stolz darauf, blaß zu sein.

»Ich bin auch überzeugt«, versetzte Franz, »daß die Ideen der Gräfin hinsichtlich dieses Mannes keine vernünftige Grundlage haben. Hat er in Ihrer Nähe gesprochen und haben Sie etwas von seinen Worten vernommen?«

»Er hat gesprochen, aber neugriechisch. Ich erkannte die Sprache an einigen entstellten altgriechischen Wörtern. Ich muß Ihnen sagen, mein Lieber, daß ich in der Schule im Griechischen sehr stark war.«

»Er sprach also neugriechisch?«

»Wahrscheinlich.«

»Kein Zweifel mehr«, murmelte Franz, »er ist's.«

»Was sagen Sie?«

»Nichts. – Was haben Sie danach gemacht?«

»Eine Überraschung für Sie vorbereitet.«

»Und welche?«

»Sie wissen, daß es unmöglich ist, einen Wagen zu bekommen?«

»Parbleu! Haben wir doch deswegen alles Menschenmögliche getan, wenn auch vergeblich.«

»Tja, ich habe eine ausgezeichnete Idee.«

Franz schaute Albert wie ein Mann an, der kein großes Vertrauen in die Erfindungsgabe des anderen hatte.

»Mein Lieber«, sagte Albert, »Sie beehren mich da mit ei-

nem Blick, der wohl verdiente, daß ich Genugtuung von Ihnen forderte.«

»Ich bin bereit, sie Ihnen zu geben, lieber Freund, wenn die Idee so sinnreich ist, wie Sie sagen.«

»Hören Sie.«

»Ich höre.«

»Es ist nicht möglich, einen Wagen zu bekommen, nicht wahr?«

»Nein.«

»Auch keine Pferde?«

»Ebensowenig.«

»Aber man kann sich einen Karren verschaffen?«

»Vielleicht.«

»Ein Ochsengespann?«

»Wahrscheinlich.«

»Nun denn, mein Lieber, da haben wir's. Ich lasse den Wagen dekorieren, wir maskieren uns als neapolitanische Erntearbeiter und stellen so das prächtige Gemälde von Leopold Robert dar. Wenn, um noch größere Ähnlichkeit herzustellen, die Gräfin die Tracht einer Frau aus Puozzole oder Sorrent anziehen will, so wird dies die Maskerade vervollständigen, und die Gräfin ist ja schön genug, um sie für das Original einer Maria mit dem Kinde zu halten.«

»Donnerwetter! Diesmal haben Sie Recht, Albert, und dies ist eine wahrhaft glückliche Idee.«

»Und eine ganz nationale, wie aus Zeiten, als die Könige noch auf der faulen Haut lagen, mein Lieber! Aufgepaßt, meine Herren Römer! Sie glauben, daß man zu Fuß durch Ihre Straßen rennen muß, wie Ihre Strauchdiebe, diese Lazzaroni, weil es Ihnen an Wagen und Pferden fehlt. Nun, so muß man welche erfinden.«

»Und haben Sie diesen glorreichen Einfall schon jemandem

mitgeteilt?»

»Unserem Wirt. Als ich nach Hause kehrte, ließ ich ihn heraufkommen und erklärte ihm meine Wünsche. Er versicherte mir, daß nichts leichter sei. Ich wollte noch die Hörner der Ochsen vergolden lassen, aber er sagte mir, daß dies drei Tage erfordern würde; wir werden also auf diesen Luxus verzichten müssen.«

»Und wo ist er?»

»Wer?»

»Unser Wirt.«

»Er kümmert sich um unsere Angelegenheit. Morgen könnte es vielleicht zu spät sein.«

»Er wird uns also noch heute abend Antwort bringen?»

»Ich erwarte ihn.«

In diesem Moment ging die Tür auf, und Meister Pastrini streckte den Kopf herein. »*Permesso?* Ist es erlaubt einzutreten?»

»Nun denn«, sagte Albert, »haben Sie den gewünschten Karren und die Ochsen für uns aufgetrieben?»

»Ich habe noch Besseres aufgetrieben«, versetzte er mit einer äußerst selbstzufriedenen Miene.

»Ah, mein lieber Wirt, nehmen Sie sich in acht«, bemerkte Albert, »das Bessere ist der Feind des Guten.«

»Verlassen sich Eure Exzellenzen auf mich«, sagte Meister Pastrini in zuversichtlichem Ton.

»Aber was gibt's denn?»

»Sie wissen«, erwiderte der Wirt, »daß der Graf von Monte Christo denselben Flügel wie Sie bewohnt?»

»Ich will es meinen«, entgegnete Albert, »schließlich haben wir es ihm zu verdanken, daß wir hier wie zwei Studenten aus der Rue Saint-Nicolas-du-Chardonnet wohnen.«

»Nun, er weiß um Ihre Verlegenheit und läßt Ihnen zwei

Plätze in seinem Wagen und zwei Plätze an seinen Fenstern im Palazzo Rospoli anbieten.«

Albert und Franz schauten sich an.

»Sollen wir das Angebot dieses Fremden annehmen, eines Mannes, den wir nicht einmal kennen?«

»Was ist dieser Graf von Monte Christo für ein Mann?«

»Ein sehr vornehmer sizilianischer oder maltesischer Herr, ich weiß es nicht genau, aber adelig wie ein Borghese und reich wie eine Goldmine.«

»Es dünkt mir«, sagte Franz zu Albert, »daß dieser Mann, wenn er so gute Manieren besäße, wie unser Wirt sie an ihm rühmt, uns seine Einladung auf eine andere Weise hätte zukommen lassen sollen, entweder schriftlich oder...«

In diesem Augenblick wurde an die Tür geklopft.

»Herein!«

Ein Diener in einer äußerst eleganten Livree erschien auf der Türschwelle. »Von Seiten des Grafen von Monte Christo für Monsieur Franz d'Epinay und für den Herrn Vicomte Albert de Morcerf«, sagte er und gab dem Wirt zwei Karten, die dieser an die jungen Leute weiterreichte.

»Der Herr Graf von Monte Christo«, fuhr der Diener fort, »läßt die Herren um die Erlaubnis bitten, sich morgen früh als ihr Nachbar bei ihnen einfinden zu dürfen. Er gibt sich die Ehre, sich bei den Herren zu erkundigen, zu welcher Stunde ihnen ein Besuch genehm wäre.«

»Meiner Treu«, sagte Albert zu Franz, »hieran läßt sich nichts aussetzen. Einwandfrei.«

»Sagen Sie dem Grafen«, antwortete Franz, »daß wir die Ehre haben, ihm selbst unsere Aufwartung zu machen.«

Der Diener entfernte sich.

»Das nenn ich einen Wettstreit von Eleganz«, äußerte Albert. »Sie hatten ganz recht, Meister Pastrini, und Ihr Graf von Monte Christo ist ein vollendet feiner Weltmann.«

»Sie nehmen also sein Angebot an?«

»Meine Güte, ja«, antwortete Albert. »Ich gestehe Ihnen jedoch, daß es mir um unsern Karren und um die Erntearbeiter leid tut, und wäre nicht das Fenster des Palazzo Rospoli da, um uns für das zu entschädigen, was wir verlieren, so glaube ich, daß ich auf meine erste Idee zurückkommen würde. Was sagen Sie dazu, Franz?«

»Ich sage, daß auch mich die Fenster des Palazzo Rospoli überzeugen«, antwortete Franz seinem Freund Albert.

Wirklich hatte dieses Angebot von zwei Plätzen an einem Fenster des Palazzo Rospoli Franz an die in den Ruinen des Kolosseums zwischen seinem Unbekannten und seinem Trasteveriner gehörte Unterredung erinnert, eine Unterredung, bei welcher der Mann im Mantel die Verpflichtung übernahm, die Begnadigung des zum Tode Verurteilten zu erwirken. Nun aber, falls der Mann im Mantel, was Franz felsenfest glaubte, wirklich derselbe war, dessen Erscheinung im Teatro Argentina ihn so beschäftigt hatte, würde er ihn gewiß wiedererkennen, und dann konnte nichts ihn daran hindern, seine Neugier zu befriedigen. Franz brachte einen Teil der Nacht damit zu, über seine beiden Erscheinungen nachzusinnen und den folgenden Tag herbeizusehen.

In der Tat sollte sich am nächsten Tag alles aufklären, und diesmal würde ihm sein Gastgeber von Monte Christo nicht entgehen, sofern er nicht den Ring von Gyges besaß und vermittle dieses Ringes die Gabe, sich unsichtbar zu machen. Daher wurde er vor acht Uhr wach. Da Albert keinen Grund hatte, wie Franz früh aufzustehen, schlief er noch tief und fest. Franz ließ nach seinem Wirt rufen, der mit seiner gewöhnlichen Unterwürfigkeit erschien. »Meister Pastrini«, fragte er ihn, »soll nicht heute eine Hinrichtung stattfinden?«

»Ja, Exzellenz, wenn Sie mich aber darum fragen, um ein Fenster zu bekommen, so tun Sie es sehr spät.«

»Nein, nein«, versetzte Franz, »übrigens, wenn mir wirklich

darán gelegen wäre, dieses Spektakel zu sehen, würde ich, wie ich glaube, auf dem Monte Pincio einen Platz finden.«

»Oh! Ich setzte voraus, daß Eure Exzellenz sich nicht mit diesem Pöbel kompromittieren möchte, dessen natürliches Amphitheater er sozusagen ist.«

»Wahrscheinlich werde ich nicht hingehen«, sagte Franz, »aber ich möchte doch noch etwas darüber wissen.«

»Was denn?«

»Ich möchte die Zahl der Verurteilten, ihre Namen und die Art ihrer Hinrichtung erfahren.«

»Das trifft sich gut, Exzellenz, man hat mir soeben die *tavolette* gebracht.«

»Was sind die *tavolette*?«

»Die *tavolette* sind hölzerne Täfelchen, die man am Vortag von Hinrichtungen an allen Straßenecken der Stadt befestigt und auf die man die Namen der Verurteilten, den Grund ihrer Verurteilung und die Art ihrer Hinrichtung klebt. Diese Mitteilung hat den Zweck, die Gläubigen aufzufordern, Gott zu bitten, den Verbrechern zu aufrichtiger Reue zu verhelfen.«

»Und man bringt Ihnen diese *tavolette*, damit Sie Ihre Bitten mit jenen der Gläubigen vereinigen?«

»Nein, Exzellenz, ich habe mich mit dem Ankleber verständigt, und er bringt sie mir, wie er mir die Theaterprogramme bringt, damit, wenn einige von meinen Reisenden der Hinrichtung beizuwohnen wünschen, sie Bescheid wissen.«

»Ah! Dies ist eine ganz feinsinnige Aufmerksamkeit«, rief Franz aus.

»Oh! Ich kann mich rühmen, alles zu tun, was in meiner Macht steht, um den Ansprüchen der vornehmen Reisenden zu genügen, die mich mit ihrem Vertrauen beehren.«

»Das seh ich, Herr Wirt, und werde es jedem sagen, der es hören will, seien Sie dessen versichert. Ich würde gerne einmal eine von diesen *tavolette* lesen.«

»Das ist sehr leicht«, entgegnete der Wirt, die Tür öffnend, »ich habe eine am Treppenabsatz ihres Stockwerks anheften lassen.«

Er ging hinaus, nahm die *tavoleta* ab und reichte sie Franz. Hier folgt die wörtliche Übersetzung des Galgenzettels:

Es wird hiermit zur allgemeinen Kenntnissnahme verkündet, daß am Dienstag, den 22. Februar, am ersten Karnevalstag durch Urteilsspruch des Tribunals der Rota auf der Piazza del Popolo hingerichtet werden: Andrea Rondolo, schuldig des Mordes an der sehr achtungswürdigen und sehr verehrten Person des Don Cesare Terlini, Kanonikus an der Kirche von San-Giovanni-in-Laterano, sowie Peppino, genannt Rocca Priori, der Komplizenschaft mit dem abscheulichen Banditen Luigi Vampa und mit den Leuten seiner Bande überführt. Der erste wird erschlagen, der zweite enthauptet. Die mildtätigen Seelen werden ersucht, Gott um eine aufrichtige Reue für diese beiden unglücklichen Verurteilten zu bitten.

Das mußte es sein, was Franz zwei Tage früher in den Gewölben des Kolosseums gehört hatte, und nichts, nichts hatte sich am Programm geändert. Die Namen der Verurteilten, Ursache und Art ihrer Hinrichtung blieben genau dieselben. Aller Wahrscheinlichkeit nach war also der Trasteveriner kein anderer als der Bandit Luigi Vampa und der Mann im Mantel Sindbad der Seefahrer, der in Rom, wie in Porto Vecchio und Tunis, offenbar seine philanthropischen Expeditionen fortsetzte. Indessen verstrich die Zeit, es war neun Uhr, und Franz wollte Albert soeben wecken, als er ihn zu seinem großen Erstaunen vollständig angekleidet aus seinem Zimmer treten sah. Der Karneval war ihm durch den Kopf getraut und hatte ihn früher aufgeweckt, als sein Freund gehofft hatte.

»Nun«, fragte Franz seinen Wirt, »glauben Sie, mein lieber Monsieur Pastrini, daß wir jetzt, da wir beide fertig sind, den

Grafen von Monte Christo besuchen können?»

»Oh! Ganz gewiß«, antwortete er, »der Graf von Monte Christo pflegt sehr früh aufzustehen, und ich bin überzeugt, daß er schon vor mehr als zwei Stunden das Bett verlassen hat.«

»Und Sie glauben, daß keine Aufdringlichkeit darin liegt, uns ihm jetzt vorzustellen?«

»Keinesfalls.«

»In diesem Fall, Albert, wenn Sie bereit sind...«

»Völlig bereit«, äußerte Albert.

»So wollen wir unserm Nachbarn für seine Freundlichkeit danken.«

»Gehen wir!«

Franz und Albert brauchten nur den Flur zu durchschreiten. Der Wirt ging voran und schellte für sie; ein Diener öffnete.

»*I signori francesi*«, sagte der Wirt.

Der Diener verbeugte sich und gab ihnen ein Zeichen einzutreten. Sie durchquerten zwei Zimmer, die mit einem Luxus möbliert waren, den sie im Hotel von Meister Pastrini nicht zu finden geglaubt hätten, und gelangten zuletzt in einen Salon von ausgesprochener Eleganz. Ein türkischer Teppich war über den Boden gebreitet, und die behaglichsten Möbel boten ihre schwellenden Polster und ihre gepolsterten Lehnen. Prächtige Gemälde von Meistern, abwechselnd mit funkeln- den Waffentrophäen, hingen an den Wänden, und große Vor- hänge schwebten vor allen Türen.

»Wenn Ihre Exzellenzen Platz zu nehmen belieben wollen«, sagte der Diener, »ich will den Herrn Grafen in Kenntnis set- zen.«

Und er verschwand durch eine der Türen. Als diese Tür auf- ging, vernahmen die beiden Freunde den Klang einer Guzla, der aber sogleich verhallte; die Tür, fast in demselben Augen- blick wieder geschlossen, da sie geöffnet wurde, hatte sozusa-

gen nur einen Anflug von Harmonie in den Salon dringen lassen. Franz und Albert wechselten einen Blick und richteten die Augen wieder auf die Möbel, auf die Gemälde und die Waffen. Dies alles schien ihnen bei dem zweiten Anblick noch prächtiger als beim ersten.

»Puh«, fragte Franz seinen Freund, »was sagen Sie dazu?«

»Meine Herren, mein Lieber, ich sage, daß unser Nachbar irgendein Börsenmakler sein muß, der auf das Sinken der spanischen Staatsanleihen spekuliert hat, oder irgendein incognito reisender Fürst.«

»Pst! Wir werden es gleich erfahren, denn da kommt er schon.«

In der Tat vernahmen die Besucher das Geräusch der sich in ihren Angeln drehenden Tür, und fast zeitgleich hob sich der Türvorhang, und der Eigentümer all dieser Reichtümer trat ein. Albert ging ihm entgegen, während Franz wie gebannt auf seinem Platz sitzenblieb.

Der Eingetretene war kein anderer als der Mann mit dem Mantel im Kolosseum, der Fremde in der Loge und der geheimnisvolle Gastgeber von Monte Christo.

35. KAPITEL

La Mazzolata

»Meine Herren«, sagte der Graf von Monte Christo im Eintreten, »empfangen Sie alle meine Entschuldigungen darüber, daß ich Sie mir zuvorkommen ließ; allein, ich hätte gefürchtet, indiskret zu sein, wenn ich Sie zu einer früheren Stunde besucht hätte. Zudem ließen Sie mir sagen, daß Sie selbst kommen wollten, und so habe ich mich zu Ihrer Verfügung gehalten.«

»Wir müssen Ihnen unsern innigsten Dank ausdrücken, Franz und ich, Herr Graf«, versetzte Albert, »Sie helfen uns wahrhaftig aus einer großen Verlegenheit, und wir waren in dem Augenblick, da uns Ihre so huldvolle Einladung zukam, eben im Begriff, die phantastischsten Transportmittel zu ersinnen.«

»Ach ja, mein Gott, meine Herren«, erwiderte der Graf und bedeutete den beiden jungen Leuten, sich auf einen Diwan zu setzen, »dieser Einfaltspinsel Pastrini ist schuld daran, daß ich Sie so lange in der Verlegenheit ließ. Er sagte mir kein Wort davon, mir, der ich, allein und isoliert wie ich bin, nur nach einer Gelegenheit suchte, mit meinen Nachbarn bekannt zu werden. Sie haben gesehen, mit welchem Eifer ich daher, sobald ich erfuhr, daß ich Ihnen nützlich sein könnte, die Gelegenheit beim Schopf ergriff, Ihnen zu Hilfe zu kommen.«

Die beiden jungen Leute verbeugten sich. Franz hatte noch kein einziges Wort herausbekommen. Er wußte nicht so recht, wie er sich verhalten sollte, und da der Graf durch nichts seinen Willen verriet, ihn wiederzuerkennen, geschweige denn den Wunsch, von ihm wiedererkannt zu werden, so wußte er nicht, ob er durch irgendeine Äußerung auf die Vergangenheit anspielen oder der Zukunft Zeit gönnen sollte, ihm neue Beweise zu verschaffen. Zudem, wenn er auch überzeugt war, der Mann sei derselbe, der am Vorabend in seiner Loge zu sehen gewesen war, so konnte er nicht ebenso bestimmt dafür bürgen, daß er auch derjenige war, der sich zwei Tage zuvor im Kolosseum befunden hatte. Er beschloß daher, den Dingen ihren Lauf zu lassen, ohne sich dem Grafen gegenüber unmittelbar zu eröffnen. Auch besaß er eine gewisse Überlegenheit über ihn, denn er war Herr seines Geheimnisses, während jener dagegen keine Macht über Franz ausüben konnte, der nichts zu verbergen hatte. Er beschloß jedoch, das Gespräch auf einen Punkt zu lenken, der jedenfalls zur Beseitigung gewisser Zweifel führen konnte.

»Herr Graf«, sagte er zu ihm, »Sie haben uns Plätze in Ih-

rem Wagen und Plätze an Ihren Fenstern im Palazzo Rospoli angeboten. Könnten Sie uns nun auch noch sagen, wie wir uns irgendeinen *posto*, wie der Italiener sagt, auf der Piazza del Popolo verschaffen könnten?»

»Ach ja, richtig«, erwiderte der Graf mit einer zerstreuten Miene und schaute Morcerf mit anhaltender Aufmerksamkeit an, »findet nicht auf der Piazza del Popolo so etwas wie eine Hinrichtung statt?«

»Ja«, antwortete Franz, als er sah, daß er von selbst auf den Punkt kam, zu dem er ihn führen wollte.

»Warten Sie, warten Sie, ich glaube, gestern meinen Intendanten beauftragt zu haben, sich damit zu beschäftigen; vielleicht werde ich Ihnen auch diese kleine Gefälligkeit erweisen können.« Er streckte die Hand nach einem Klingelzug aus und zog dreimal daran. »Haben Sie je über einen sinnvollen Gebrauch der Zeit nachgedacht und wie man den Bediensteten viel nutzloses Hin- und Herlaufen ersparen kann? Ich habe mir folgendes ausgedacht: Wenn ich einmal läute, ist es für meinen Kammerdiener, zweimal ist für den Wirt, läute ich dreimal, so ist es für meinen Intendanten. Auf diese Weise verliere ich nicht eine Minute und nicht ein überflüssiges Wort. Sehen Sie, da kommt unser Mann.«

Man sah einen Menschen von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren eintreten, der wie zwei Tropfen Wasser dem Schmuggler zu gleichen schien, welcher ihn auf Monte Christo in die Grotte geführt hatte der ihn aber um nichts in der Welt wiederzuerkennen schien. Es war klar, daß das verabredet war.

»Monsieur Bertuccio«, fragte der Graf, »haben Sie sich damit beschäftigt, wie ich Ihnen gestern auftrag, mir ein Fenster auf der Piazza del Popolo zu verschaffen?«

»Ja, Exzellenz«, antwortete der Intendant, »aber es war sehr spät.«

»Wie? Sagte ich Ihnen nicht, daß ich unbedingt eines wünsche?«

»Und Eure Exzellenz bekommen auch eines, jenes, das an den Fürsten Lobanieff vermietet war; ich mußte jedoch eine Bezahlung von hundert...«

»Gut, gut, Monsieur Bertuccio. Verschonen Sie diese Herren mit all diesen Wirtschaftsdetails. Sie haben das Fenster, mehr braucht's nicht. Geben Sie die Adresse des Hauses dem Kutscher und warten Sie auf der Treppe, um uns zu führen. Das ist alles. Sie können gehen!«

Der Intendant verbeugte sich und schickte sich an, fortzugehen.

»Ah! Tun Sie mir den Gefallen, Pastrini zu fragen, ob er die Täfelchen erhalten hat und ob er mir das Programm der Hinrichtung schicken wolle.«

»Das ist nicht notwendig«, bemerkte Franz und zog sein Notizbuch aus seiner Tasche, »ich habe diese Täfelchen mit eigenen Augen gesehen und einfach abgeschrieben. Hier.«

»Gut. Sie können also gehen, Monsieur Bertuccio, ich bedarf Ihrer nicht mehr. Nur melde man uns, wenn das Frühstück aufgetragen ist.« Zu den beiden Freunden gewandt, fuhr er fort: »Die Herren erweisen mir die Ehre, mit mir zu frühstücken?«

»Dies hieße wahrhaftig, Ihre Güte zu mißbrauchen, Herr Graf«, antwortete Albert.

»Nein, im Gegenteil, Sie bereiten mir ein großes Vergnügen. Sie können sich bei mir für dies alles dereinst in Paris revanchieren, der eine oder der andere oder vielleicht beide. Monsieur Bertuccio, Sie werden für drei Gedecke sorgen.«

Er nahm Franz das Notizbuch aus der Hand. »Da steht also«, fuhr er mit einem Ton fort, als ob er ein Anzeigenblatt lese, »daß heute, den 22. Februar, hingerichtet werden: Andrea Rondolo, schuldig des Mordes an der sehr achtungswürdigen und sehr verehrten Person des Don Cesare Terlini, Kanonikus an der Kirche von San-Giovanni-in-Laterano, sowie Peppino, genannt Rocca Priori, der Komplizenschaft mit dem

abscheulichen Banditen Luigi Vampa und mit den Leuten seiner Bande überführt.<... Hm!... >Der erste wird erschlagen, der zweite enthauptet.<... Jaja«, äußerte der Graf, »anfangs sollte die Sache wirklich so vor sich gehen, aber ich glaube, daß seit gestern einige Änderungen in der Ordnung und dem Gange der Zeremonie eingetreten sind.«

»Ha!« entfuhr es Franz.

»Ja, gestern war bei Kardinal Rospigliosi, bei dem ich den Abend zubrachte, die Rede von einer Art von Aufschub, der einem von den beiden Verurteilten bewilligt wurde.«

»Dem Andrea Rondolo?«

»Nein... dem andern...«, er warf einen Blick in das Notizbuch, wie um sich an den Namen zu erinnern, »äh, dem Pepino, genannt Rocca Priori. Dies beraubt Sie des Genusses einer Hinrichtung mit der Guillotine beziehungsweise Mandadaia, wie es hier heißt, aber es bleibt Ihnen die Mazzolata, die eine sehr sonderbare Todesstrafe ist, wenn man sie zum erstenmal sieht, sogar noch beim zweitenmal, während die andere, die Sie übrigens kennen müssen, zu einfach, zu eintönig ist und nichts Unerwartetes enthält. Ein Fallbeil macht keine Fehler, zittert nicht, führt keinen vergeblichen Streich, fängt nicht dreißigmal wieder an, wie der Soldat, der dem Grafen von Chalais den Kopf abschlug und dem übrigens Richelieu den armen Sünder vielleicht mit Bedacht anempfohlen hatte. Ah! Erzählen Sie mir nichts von den Europäern in bezug auf Todesstrafen! Sie verstehen sich nicht darauf und befinden sich wahrhaftig noch in der Kindheit oder vielmehr im Greisenalter der Grausamkeit.«

»In der Tat, Herr Graf«, entgegnete Franz, »man sollte glauben, daß Sie ein vergleichendes Studium der Todesstrafen bei den verschiedenen Völkern der Erde gemacht haben.«

»Zumindest gibt es wenige, die ich nicht gesehen habe«, versetzte der Graf kalt.

»Und Sie fanden ein Vergnügen daran, jenen entsetzlichen

Spektakeln beizuwohnen?!«

»Mein erstes Gefühl war Abscheu, das zweite Gleichgültigkeit, das dritte Neugier.«

»Neugier? Wissen Sie, wie schrecklich dieses Wort hier ist?«

»Warum? Es gibt wohl kein ernsteres Ereignis im Leben als den Tod. Na, ist es nicht anziehend zu studieren, auf welchen unterschiedlichen Arten die Seele den Leib verlassen kann und wie, je nach Charakter, Temperament und selbst nach den Sitten der Länder, die Individuen diesen letzten Übergang vom Sein zum Nichts erdulden? Was mich betrifft, so kann ich Ihnen einen Umstand verbürgen, daß es, je mehr man sterben sah, desto leichter ist zu sterben; nach meiner Ansicht ist also der Tod vielleicht eine Qual, aber keine Sühne.«

»Ich verstehe Sie nicht ganz«, sagte Franz, »erklären Sie sich, denn ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr das, was Sie sprechen, meine Neugier reizt.«

»Hören Sie!« erwiderte der Graf, und in sein Antlitz sickerte Galle, wie Blut das Gesicht eines andern Menschen röten würde. »Wenn ein Mensch Ihren Vater, Ihre Mutter, Ihre Geliebte, kurz eines von jenen Wesen, die eine ewige Leere und eine immer blutende Wunde zurücklassen, wenn man sie aus Ihrem Herzen reißt, wenn also jemand Ihre liebsten Menschen unter endlosen Qualen auf unvorstellbare Weise zu Tode gemartert hätte, hielten Sie die Genugtuung für hinreichend, die der Staat Ihnen bewilligt, weil das Eisen der Guillotine zwischen der Basis des Hinterhauptes und den Nackenmuskeln des Mörders durchgeschlagen hat und weil jener, der Ihnen jahrelang seelische Leiden zufügte, einige Sekunden lang körperliche Schmerzen litt?«

»Ja, ich weiß«, antwortete Franz, »die menschliche Gerechtigkeit ist als Trösterin ungenügend. Sie kann Blut für Blut vergießen, weiter nichts. Man kann und muß von ihr verlangen, was sie vermag, mehr aber nicht.«

»Ich nenne Ihnen auch noch einen materiellen Fall«, fuhr der Graf fort, »jenen, wo der Staat, durch den Tod eines Individuums an seinen Grundfesten angegriffen, den Tod durch den Tod rächt. Gibt es aber nicht Millionen Leiden, die das Herz des Menschen zerreißen können, ohne daß der Staat sich im geringsten darum bekümmert, ohne daß er ihm wenigstens dieses ungenügende Mittel der Rache bietet, von dem wir soeben sprachen? Gibt es nicht Verbrechen, für welche der Pfahl bei den Türken, die Stampftröge der Perser oder das Aufrollen der Nerven wie bei den Irokesen zu gelinde Todesarten wären und die doch ein gleichgültiger Staat ungestraft läßt... Antworten Sie, gibt es nicht solche Verbrechen?«

»Ja«, versetzte Franz, »und um sie zu bestrafen, ist das Duell geduldet.«

»Ah! Das Duell! Ein köstlicher Brauch, bei meiner Seel, an sein Ziel zu gelangen, wenn das Ziel die Rache ist! Ein Mann hat Ihnen Ihre Geliebte geraubt, einer hat Ihre Frau verführt, ein anderer hat Ihre Tochter entehrt – ein ganzes Leben, das das Recht besaß, von Gott jenen Teil von Glück zu erwarten, das er jedem menschlichen Wesen durch seine Erschaffung verhiess, hat er in eine Existenz des Schmerzes, des Elends oder des Verrats verwandelt, und Sie halten sich für gerächt, weil Sie diesem Mann, der Ihren Geist mit Wahnsinn und Ihr Herz mit Verzweiflung erfüllte, einen Degenstich in die Brust versetzt oder eine Kugel in den Kopf geschossen haben? Hören Sie doch auf! Schweige denn, daß oft er es ist, der triumphierend aus dem Kampf hervorgeht, in den Augen der Welt reingewaschen und einigermaßen von Gott freigesprochen. Nein, nein«, fuhr der Graf fort, »wenn ich mich jemals rächen wollte, würde ich nicht auf diese Art mich rächen.«

»Sie mißbilligen also das Duell, Sie würden sich also nicht duellieren?«

»O natürlich! Verstehen Sie mich recht: Ich würde mich wegen einer Kleinigkeit duellieren, wegen einer Beleidigung, wegen des Vorwurfs der Lüge, wegen einer Ohrfeige, und

zwar um so unbekümmerter als ich in Folge der in allen Leibesübungen erworbenen Gewandtheit und langer Vertrautheit mit der Gefahr beinahe überzeugt wäre, meinen Gegner zu töten. O natürlich! Ich würde mich dessentwegen duellieren. Ja, aber einen langsamen, tiefen, unendlichen, ewigen Schmerz würde ich, sofern möglich, mit einem Schmerz erwidern gleich dem mir zugefügten. Auge um Auge, Zahn um Zahn, wie die Orientalen sagen, unsere Lehrer in allen Dingen, diese Auserwählten der Schöpfung, die sich ein Leben von Träumen und ein Paradies von Wirklichkeiten zu schaffen wußten.«

»Aber bei dieser Theorie«, entgegnete Franz dem Grafen, »wäre es schwierig für Sie, das geeignete Maß einzuhalten, um selbst immer der Macht des Gesetzes zu entgehen. Der Haß ist blind, der Zorn unbesonnen, und wer sich Rache ein-schenkt, riskiert, einen bitteren Trank zu trinken.«

»Wenn er arm und ungeschickt ist – ja. Wenn er ein Millionär und geschickt ist – nein. Übrigens kann ihm nichts Schlimmeres begegnen als diese letzte Todesstrafe, von der wir eben erst sprachen, jene, welche die philanthropische Französische Revolution an die Stelle von Vierteilen und Rädern gesetzt hat. Nun, was ist die Todesstrafe, wenn man sich selbst gerächt hat? Wahrhaftig, ich bin beinahe ärgerlich darüber, daß, aller Wahrscheinlichkeit nach, dieser elende Peppino nicht *decapitato* wird, wie man hier sagt. Sie hätten sehen können, wie schnell das geht und ob sich's wirklich der Mühe lohnt, darüber zu diskutieren. Doch, meine Herren, wir führen da schon ein sonderbares Gespräch für einen Karnevalstag. Wie kamen wir darauf? Ah! Ich erinnere mich: Sie ersuchten mich um einen Platz an meinem Fenster, wohlan, meinerwegen, Sie bekommen ihn, aber setzen wir uns vorerst zu Tische, denn sehen Sie, da wird eben gemeldet, daß aufgetragen ist.«

In der Tat öffnete ein Diener eine der vier Türen des Salons und ließ die feierlichen Worte vernehmen: »*Al suo commo-do!*«

Die beiden jungen Männer erhoben sich und gingen in den Speisesaal.

Während des Frühstücks, das ausgezeichnet und mit unendlicher Mühe zubereitet war, suchte Franz Alberts Blick aufzufangen, um in seinen Augen zu lesen, welchen Eindruck die Worte ihres Gastgebers auf ihn gemacht haben mochten; aber sei es, daß er in seiner ihm eigenen Sorglosigkeit ihnen keine große Aufmerksamkeit geschenkt hatte, sei es, daß ihn das Zugeständnis des Grafen von Monte Christo hinsichtlich des Duells wieder mit ihm aussöhnte, sei es endlich, daß die von uns erzählten, nur von Franz gekannten, früheren Vorfälle, für ihn allein die Wirkung der Ausführungen des Grafen verdoppelt haben mochten: Er konnte nichts bemerken, das darauf hindeutete, daß sein Gefährte im mindesten über irgend etwas nachdachte, ganz im Gegenteil. Er ließ es sich als ein seit vier bis fünf Monaten zur italienischen Küche, das heißt zu einer der schlechtesten Küchen auf Erden, verurteilter Mann recht gut schmecken. Der Graf, in ein ziemlich lebhaftes Nachsinnen versunken, das mit Alberts Person zusammenzuhängen schien, rührte kaum eine der Schüsseln an; man hätte meinen mögen, daß er, als er sich mit seinen Gästen zu Tisch setzte, eine reine Höflichkeitspflicht erfüllt hätte und nur ihr Fortgehen erwarte, um sich irgendein fremdes und spezielles Gericht auftragen zu lassen. Dies erinnerte Franz wider seinen Willen an den Schrecken, welchen der Graf der Gräfin G... eingeflößt hatte und an ihre Überzeugung, daß der Graf, der Mann, den er ihr in der Loge gegenüber wies, ein Vampir sei. Am Schluß des Frühstücks zog Franz seine Uhr.

»Nun«, fragte ihn der Graf, »was haben Sie vor?«

»Sie werden uns entschuldigen, Herr Graf«, antwortete Franz, »aber wir haben noch tausend Angelegenheiten zu besorgen.«

»Welche?«

»Wir haben noch keine Kostüme, und heute ist der Masken-

anzug unumgänglich.«

»Bekümmern Sie sich nicht darum. Wir bekommen, wie ich glaube, auf der Piazza del Popolo ein eigenes Zimmer; ich werde alle Kostüme hinbringen lassen, die Sie mir angeben, und wir maskieren uns gleich an Ort und Stelle.«

»Nach der Hinrichtung.«

»Nun ja, nachher, währenddessen oder zuvor, ganz wie Sie wollen.«

»Dem Schafott gegenüber?«

»Das Schafott ist ein Teil des Festes.«

»Hören Sie, Herr Graf, ich habe noch einmal nachgedacht«, erwiderte Franz, »ich danke Ihnen sehr für Ihre Gefälligkeit, aber ich werde mich begnügen, einen Platz in Ihrem Wagen und einen Platz am Fenster des Palazzo Rospoli anzunehmen, und es Ihnen freistellen, über meinen Platz am Fenster zur Piazza del Popolo zu verfügen.«

»Aber Sie verlieren, ich sag's Ihnen im voraus, ein sehr interessantes Ereignis«, äußerte der Graf.

»Sie werden es mir erzählen«, versetzte Franz, »und ich bin davon überzeugt, daß die Erzählung aus Ihrem Mund fast einen ebenso großen Eindruck auf mich machen wird, als es der Anblick vermöchte. Zudem wollte ich es schon öfter als einmal über mich bringen, einer Hinrichtung beizuwohnen und konnte mich nie dazu entschließen. Und Sie, Albert?«

»Ich sah, wie Castaing hingerichtet wurde«, antwortete der Vicomte. »Allerdings, ich glaube, daß ich an jenem Tag ein wenig betrunken war. Es war an meinem letzten Schultag, und wir hatten die ganz Nacht in einem Cabaret zugebracht.«

»Aber dies ist kein Grund«, bemerkte der Graf, »daß Sie, weil Sie etwas in Paris nicht getan haben, es auch im Ausland nicht tun sollen. Man reist, um sich zu bilden. Man wechselt den Ort, um etwas zu sehen. Bedenken Sie doch, wie es aussieht, wenn man Sie einst fragt: ›Wie wird in Rom hingerich-

tet?« und Sie sagen: »Ich weiß es nicht.« Und außerdem, hat man einen infamen Schurken verurteilt, einen üblen Burschen, der mit einem Schürhaken jenen frommen Kanonikus erschlug, der ihn wie einen Sohn aufzog. Zum Teufel! Wenn man einen Mann der Kirche erschlägt, greift man wahrlich zu einer angemesseneren Waffe als einem Schürhaken, noch dazu, wenn dieser Mann der Kirche vielleicht unser Vater ist. Wenn Sie nach Spanien reisen, sehen Sie sich doch auch Stierkämpfe an, oder? Mein Gott, stellen Sie sich vor, es sei ein Gefecht, was wir zu sehen bekommen. Denken Sie zurück an die alten Römer im Circus, an die Jagden, bei denen man dreihundert Löwen und etwa hundert Menschen tötete. Erinnern Sie sich also an jene achtzigtausend Zuschauer, die in die Hände klatschten, an jene weisen Matronen, die ihre Töchter hinführten, um sie zu verheiraten, und an jene reizenden Vestalinnen mit den weißen Händen, die mit dem Daumen ein anmutiges kleines Zeichen gaben, welches sagen wollte: »Nun, nicht lange gefackelt! Macht diesem Menschen da den Garaus, der schon zu drei Vierteln tot ist!««

»Gehen Sie hin, Albert?« fragte Franz.

»Na gut, ja, mein Lieber. Ich war unschlüssig wie Sie, aber die Beredsamkeit des Grafen hat mich umgestimmt.«

»Gehen wir also hin, wenn Sie darauf bestehen«, versetzte Franz, »aber wenn ich mich zur Piazza del Popolo begeben, wünsche ich über die Via del Corso zu gehen; ist das möglich, Herr Graf?«

»Zu Fuß ja, im Wagen nein.«

»Na dann, ich werde zu Fuß gehen.«

»Ist es wirklich notwendig, daß Sie über die Via del Corso gehen?«

»Ja, ich muß dort etwas nachsehen.«

»Nun denn, benutzen wir die Via del Corso. Wir werden den Wagen durch die Strada del Babuino zur Piazza del Popolo schicken, uns dort zu erwarten; übrigens ist es mir ebenfalls

nicht unlieb, durch die Via del Corso zu kommen, um zu sehen, ob von mir erteilte Befehle vollzogen wurden.«

»Exzellenz«, ein Diener hatte die Tür geöffnet und sagte: »Ein Mann in der Kleidung eines Büßers wünscht Sie zu sprechen.«

»Ach ja«, erwiderte der Graf, »ich weiß schon. Meine Herren, wollen Sie wieder in den Salon gehen, Sie werden auf dem Tisch in der Mitte vortreffliche Havanna-Zigarren finden, ich stoße in einem Augenblick zu Ihnen.«

Die beiden jungen Leute erhoben sich und gingen durch eine Tür hinaus, während sich der Graf nach wiederholten Entschuldigungen durch die andere entfernte. Albert, der ein großer Liebhaber von Zigarren war und es für kein geringes Opfer hielt, seit seinem Aufenthalt in Italien der Zigarren im Café de Paris beraubt zu sein, näherte sich dem Tisch und stieß bei dem Anblick echter Puros einen Freudenschrei aus.

»Na«, stieß ihn Franz an, »was denkst du vom Grafen von Monte Christo?«

»Was ich von ihm denke? Ich denke, daß er ein charmanter Mann ist, zudem ein wunderbarer Gastgeber, der viel gesehen, viel studiert, viel nachgedacht hat, der wie Brutus der stoischen Schule angehört, und«, fügte er hinzu, behaglich eine Rauchwolke ausstoßend, die spiralförmig zum Plafond emporschwebte, »als Zugabe zu all dem auch vortreffliche Zigarren besitzt.«

Dies war Alberts Meinung über den Grafen, und da Franz wußte, daß Albert sich einbildete, sich eine Meinung über Menschen und Dinge nur nach reiflicher Überlegung anzueignen, versuchte er nicht, an der geäußerten etwas zu ändern.

»Aber haben Sie nicht etwas Sonderbares bemerkt?«

»Was?«

»Die Aufmerksamkeit, womit er Sie anschaute.«

»Mich?«

»Ja, Sie.«

Albert sann nach. »Ah! Darüber braucht man sich nicht zu verwundern. Ich bin fast seit einem Jahr von Paris abwesend, ich muß Kleider aus einer andern Welt am Leibe haben. Der Graf wird mich für einen Provinzler gehalten haben. Enttäuschen Sie ihn, lieber Freund, und bitte sagen Sie ihm bei der ersten Gelegenheit, daß er sich nicht daran stoßen möge.«

Franz lächelte. Als bald erschien der Graf wieder.

»Hier bin ich, meine Herren«, sagte er, »und ganz zu Ihren Diensten, die Befehle sind gegeben, der Wagen fährt in seiner Richtung nach der Piazza del Popolo, und wir begeben uns in der unsrigen dahin, wenn Sie wollen über die Via del Corso. Nehmen Sie doch einige von diesen Zigarren, Monsieur de Morcerf«, fügte er hinzu, auf eine sonderbare Art diesen Namen betonend, den er zum erstenmal aussprach.

»Meiner Treu, mit großem Vergnügen«, äußerte Albert, »denn diese italienischen Zigarren sind noch schlechter als jene der staatlichen Tabakregie bei uns in Frankreich. Wenn Sie nach Paris kommen, will ich Ihnen alles erstatten.«

»Ich will's nicht ablehnen; ich gedenke wohl einmal dahin zu reisen und werde, wenn Sie erlauben, an Ihrer Tür klopfen. Auf, meine Herren, gehen wir, wir haben keine Zeit zu verlieren, es ist halb ein Uhr, gehen wir also!«

Alle drei gingen die Treppe hinab. Dann empfing der Kutscher die letzten Befehle seines Herrn und fuhr nach der Via del Babuino, während die Fußgänger die Piazza di Spagna und die Via Frattina hinaufgingen, die sie ganz gerade zwischen dem Palazzo Fiano und Palazzo Rospoli hindurchführten. Franz richtete seinen Blick auf die Fenster des Palazzo Rospoli; er hatte das im Kolosseum zwischen dem Mann im Mantel und dem Trasteveriner verabredete Signal nicht vergessen.

»Welche Fenster sind noch einmal die Ihrigen?«

»Die drei letzten«, antwortete der Graf mit einer Nachläs-

sigkeit, die nichts Erzwungenes verriet; denn er konnte auch nicht vermuten, in welcher Absicht diese Frage an ihn gestellt wurde.

Franz schaute rasch nach den drei Fenstern. Die Seitenfenster waren mit gelbem Damast ausgeschlagen, jenes in der Mitte mit weißem Damast mit einem roten Kreuz. Der Mann im Mantel hatte dem Trasteveriner Wort gehalten, und es blieb kein Zweifel mehr, der Mann im Mantel war wohl der Graf. Die drei Fenster waren noch unbesetzt. Übrigens wurden allerorts Vorbereitungen getroffen; man dekorierte Wagen, man schlug Gerüste auf, man schmückte Fenster. Erst mit dem Glockenschlag konnten die Masken erscheinen, die Wagen ihre Umzüge halten; aber man witterte die Masken hinter allen Fenstern, die Wagen hinter allen Toren. Franz, Albert und der Graf setzten ihren Weg die Via del Corso hinab fort. Je näher sie der Piazza del Popolo kamen, desto gedrängter wurde die Volksmenge, und über den Köpfen dieser Menge sah man zwei Dinge sich erheben: den von einem Kreuz überragten Obelisk, der den Mittelpunkt des Platzes bezeichnet, und vor dem Obelisk, gerade an dem Punkt, wo die Via del Babuino, die Via del Corso und die Via di Ripetta zusammenlaufen, standen die zwei seitlichen Balken des Schafotts, zwischen denen das gerundete Eisen des Fallbeils funkelte. An der Straßenecke traf man auf den Intendanten des Grafen, der auf seinen Herrn wartete. Das Fenster, ohne Zweifel zu jenem übertriebenen Preise gemietet, den der Graf seinen Gästen nicht hatte mitteilen wollen, lag im zweiten Stockwerk des großen, zwischen der Via del Babuino und dem Monte Pincio gelegenen Palazzos; es war, wie gesagt, eine Art von Ankleidezimmer, das in ein Schlafzimmer führte; die Tür des Schlafzimmers schließend, waren die Mieter des Kabinetts abgesondert; auf die Stühle hatte man Bajazzokostüme aus weißem und blauen Atlas von elegantester Machart gelegt.

»Da Sie mir die Wahl der Kostüme überlassen haben«, sagte der Graf, »so ließ ich Ihnen diese zurechtlegen. Zum einen

sind sie heuer die modischsten und zudem sind sie die praktischsten in bezug auf die Konfetti, denn das Mehl wird darauf nicht sichtbar.«

Franz hörte die Worte des Grafen nur sehr unvollkommen, und er konnte vielleicht diese neuerliche Gefälligkeit nicht ihrem Wert entsprechend würdigen, denn seine ganze Aufmerksamkeit wurde durch das Spektakel gefesselt, welches die Piazza del Popolo bot, und durch das schreckliche Instrument, das zu dieser Stunde die Hauptzierde bildete. Dies war das erste Mal, daß Franz eine Guillotine erblickte; wir sagen Guillotine, denn die römische Mandaia besitzt beinahe dieselbe Form wie unser Todesinstrument. Das Messer, das die Form eines halben Mondes hat und mit der gerundeten Seite schneidet, fällt nicht so hoch herab, dies ist der ganze Unterschied. Zwei Männer, die auf dem Schiebebrett saßen, auf welches man den Verurteilten legt, frühstückten inzwischen und aßen, soweit Franz erkennen konnte, Brot und Bratwürste; einer von ihnen hob das Brett auf, zog eine Flasche Wein darunter hervor, tat einen langen Zug und reichte die Flasche seinem Kameraden. Die beiden Männer waren die Gehilfen des Henkers! Bei dem bloßen Anblick fühlte Franz, wie ihm der Schweiß an den Haarwurzeln ausbrach. Die Verurteilten, am Vorabend aus dem Neuen Gefängnis in die kleine Kirche Santa-Maria-del-Popolo transportiert, hatten die Nacht, jeder unter dem Beistand von zwei Priestern, in einer mit einem Gitter verschlossenen Sterbekapelle zugebracht, vor der stündlich abgelöste Schildwachen auf und ab gingen. Eine doppelte Reihe von Carabinieri, zu beiden Seiten der Kirchentür aufgestellt, erstreckte sich bis zum Schafott, um das sie einen Kreis schlossen. Sie ließen einen Weg von etwa zehn Fuß Breite frei und um die Guillotine herum einen Raum von ungefähr hundert Schritten. Der restliche Platz war von Männer- und Frauenköpfen gepflastert. Viele Frauen trugen ihre Kinder auf den Schultern. Diese Kinder, die die Volksmenge mit dem ganzen Oberkörper überragten, hatten die beste

Sicht.

Der Monte Pincio glich einem weiträumigen Amphitheater, dessen sämtliche Stufen mit Zuschauern besetzt waren. Die Balkone der beiden Kirchen, die die Ecke der Via del Babuino und der Via di Ripetta bilden, wimmelten von privilegierten Neugierigen. Die Stufen der Säulengänge glichen einer schaukelnden und bunten Woge, die eine unaufhörliche Flut gegen den Portikus trieb. Jedes Mauerloch, das einen Menschen fassen konnte, hatte seine lebende Statue. Was der Graf gesagt hatte, entsprach also der Wahrheit: ›Es gibt kein ernsteres Ereignis im Leben als den Tod.‹ Und dennoch erhob sich, anstatt der Stille, welche die Feierlichkeit des Ereignisses zu gebieten schien, ein großer Lärm aus dieser Menge, zusammengesetzt aus Lachen, Spottreden und fröhlichen Ausrufen; offenbar war, wie der Graf schon gesagt hatte, diese Hinrichtung für das Volk nichts anderes als der Beginn des Karnevals.

Plötzlich hörte der Lärm wie durch Zauber auf. Die Kirchentür hatte sich geöffnet. Eine Bruderschaft von Büßern, deren Mitglieder mit einem grauen, nur für die Augen mit Schlitzern versehenen Sack angetan waren und eine brennende Wachskerze in der Hand hielten, erschien zuerst; an der Spitze ging der Vorstand der Bruderschaft. Hinter den Büßern kam ein Mann von hoher Gestalt, nackt bis auf eine kurze Leinenhose, an der links ein großes, in einer Scheide steckendes Messer befestigt war; auf seiner rechten Schulter trug er eine schwere eiserne Keule. Dieser Mann war der Henker. An den Füßen sah man außerdem mit Bändern verschnürte Sandalen. Hinter dem Henker schritten in der Reihenfolge ihrer Hinrichtung zuerst Peppino und dann Andrea. Jeder wurde von zwei Priestern begleitet. Keinem von beiden hatte man die Augen verbunden. Peppino ging mit ziemlich festem Schritt, ohne Zweifel war er über das, was seinetwegen geschah, informiert. Andrea wurde unter jedem Arm von einem Priester gestützt. Beide küßten von Zeit zu Zeit das Kruzifix,

das ihnen ihr Beichtvater reichte. Schon bei diesem Anblick allein fühlte Franz, daß ihm die Knie weich wurden; er schaute Albert an. Dieser war bleich wie sein Hemd und schleuderte mit einer maschinenhaften Bewegung seine Zigarre weit von sich weg, obgleich er sie nur zur Hälfte geraucht hatte. Allein der Graf schien unempfindsam. Ja, es schien sogar eine leichte Rötung aus der erdfahlen Blässe hervordringen zu wollen. Seine Nasenflügel blähten sich wie die eines wilden Tieres, das Blut wittert, und seine etwas geöffneten Lippen ließen seine weißen, kleinen und spitzigen, schakalhaften Zähne sehen. Und dennoch, ungeachtet all dessen, lag in seinem Gesicht ein Ausdruck von lächelnder Sanftheit, die Franz noch nie an ihm bemerkt hatte; besonders aus seinen Augen leuchtete eine bewundernswerte Milde und Güte.

Inzwischen setzten die Verurteilten ihren Weg zum Schafott fort, und je näher sie kamen, desto deutlicher konnte man ihre Gesichtszüge erkennen. Peppino war ein schöner Bursche von vierundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren, mit sonnengebräuntem Teint und einem freien, wilden Blick. Er trug den Kopf hoch erhoben, als wolle er Witterung aufnehmen, um herauszufinden, von welcher Seite sein Befreier erscheinen würde. Andrea war dick und kleingewachsen: Sein brutales Gesicht ließ keine Rückschlüsse auf sein Alter zu; er mochte jedoch ungefähr dreißig Jahre zählen. Im Kerker hatte er seinen Bart wachsen lassen. Sein Kopf hing auf eine seiner Schultern, seine Füße trugen ihn nicht mehr; sein ganzes Wesen schien einer mechanischen Bewegung zu gehorchen, wobei sein Wille bereits nicht mehr mitwirkte.

»Hatten Sie nicht gemeint«, sagte Franz zum Grafen, »es würde nur eine Hinrichtung stattfinden?«

»Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt«, versetzte er kalt.

»Es sind jedoch zwei Verurteilte da.«

»Ja, aber der eine der beiden Verurteilten ist dem Tode nahe, während der andere noch viele Jahre zu leben hat.«

»Es scheint mir, daß, wenn die Begnadigung kommen soll, keine Zeit mehr zu verlieren ist.«

»Deshalb kommt sie auch soeben, sehen Sie«, gab der Graf zurück.

Wirklich drängte sich in dem Moment, als Peppino am Fuße der Mandaia anlangte, ein Büsser, der sich verspätet zu haben schien, durch die Gasse der Soldaten, ohne daß diese eingriffen, näherte sich dem Vorstand der Bruderschaft und übergab ihm ein viereckig zusammengelegtes Papier. Peppinos glühendem Blick war nicht das mindeste entgangen; der Vorstand der Bruderschaft faltete das Papier auf, las es und hob die Hand.

»Gott sei gepriesen und Seine Heiligkeit sei gelobt«, sprach er mit laut vernehmlicher Stimme, »einer der Verurteilten ist begnadigt.«

»Begnadigt!« rief das Volk einstimmig aus. »Begnadigt?«

Bei dem Wort ›begnadigt‹ fuhr Andrea freudig hoch. »Wer ist begnadigt?« schrie er.

Peppino stand regungslos, stumm und heftig atmend da.

»Durch Begnadigung ist die Todesstrafe erlassen... Peppino, genannt Rocca Priori«, sagte der Vorstand der Bruderschaft und reichte das Papier dem kommandierenden Hauptmann der Carabinieri, der es las und ihm dann wieder zurückgab.

»Gnade für Peppino! Warum Gnade für ihn und nicht für mich? Wir sollten miteinander sterben. Man hat mir versprochen, er würde vor mir sterben, man hat nicht das Recht, mich allein sterben zu lassen. Ich will nicht allein sterben, ich will nicht!«

Und er klammerte sich an die Arme der beiden Priester, krümmte sich, heulte, brüllte und versuchte, rasend vor Angst, die Stricke zu zerreißen, die seine Hände fesselten. Der Henker gab seinen zwei Gehilfen ein Zeichen, die vom Schafott

hinabsprangen und sich des Verurteilten bemächtigten.

»Was ist denn los?« fragte Franz den Grafen, denn da alles in römischem Dialekt gesprochen wurde, verstand er nicht viel.

»Was los ist? Erraten Sie es nicht? Dieses menschliche Geschöpf, das sterben soll, ist wütend darüber, daß sein Nebenmensch nicht mit ihm stirbt, und würde ihn, wenn man ihn gewähren ließe, lieber mit seinen Klauen und Zähnen zerreißen, als ihm ein glückliches Weiterleben zu gönnen, dessen es selbst beraubt werden soll. ›O Menschen, Menschen! Falsche, heuchlerische Krokodilbrut!‹ wie Karl Moor sagt«, rief der Graf aus, der Volksmenge die Fäuste entgegenschüttelnd, »daran erkenne ich Euch wieder, und Ihr erweist Euch wohl zu jeder Zeit Eurer würdig!«

In der Tat wälzten sich Andrea und die beiden Gehilfen des Henkers im Staub, und der Verurteilte schrie immer: »Er muß sterben, ich will, daß er stirbt, ihr habt kein Recht, mich allein zu töten!«

»Sehen Sie, sehen Sie«, fuhr der Graf fort, jeden der beiden jungen Leute bei der Hand fassend, »sehen Sie, denn, bei meiner Seele, es ist seltsam: Da ist ein Mensch, der in sein Schicksal ergeben war, der zum Schafott ging, der, es ist wahr, als ein Feigling, aber denn doch ohne Widerstand und Beschimpfungen sterben sollte. Wissen Sie, was ihm eine gewisse Haltung verlieh, wissen Sie, was ihn tröstete, wissen Sie, was ihn bewog, seine Todesstrafe geduldig zu ertragen? Weil ein anderer seine Todesangst teilte, weil ein anderer wie er sterben, weil ein anderer vor ihm sterben sollte. Führen Sie zwei Hammel in die Fleischbank, zwei Ochsen in das Schlachthaus und geben Sie einem von ihnen zu verstehen, daß der andere nicht sterben werde; der Hammel wird vor Freude blöken, der Ochse vor Vergnügen brüllen; aber der Mensch, der Mensch, den Gott nach seinem Ebenbild schuf, der Mensch, in den Gott als erstes, einziges und höchstes Gesetz die Nächstenliebe legte, der Mensch, dem Gott eine

Stimme verlieh, um seine Gedanken auszudrücken... was wird sein erster Ausruf sein, wenn er die Rettung seines Gefährten vernimmt? Eine Gotteslästerung. Ehre dem Menschen, diesem Meisterstück der Natur, diesem König der Schöpfung!«

Und der Graf brach in ein lautes Gelächter aus, aber in ein furchterregendes Gelächter, das verriet, daß er furchtbar gelitten haben mußte, um es zu einem solchen Lachen zu bringen.

Währenddessen dauerte der Kampf an und bot einen gräßlichen Anblick. Die zwei Henkersgehilfen schleppten Andrea auf das Schafott, das ganze Volk hatte gegen ihn Partei ergriffen, und zwanzigtausend Stimmen riefen im Chor: »Tötet ihn! Tötet ihn!« Franz zog sich angeekelt ins Zimmer zurück, doch der Graf packte ihn am Arm und zog ihn wieder ans Fenster.

»Was treiben Sie denn?« fauchte er ihn an. »Mitleid? Mein Gott, das ist gut angebracht! Wenn Sie einen wütenden Hund bellen hörten, würden Sie Ihre Flinte nehmen, auf die Straße stürzen und ohne Erbarmen, ganz aus der Nähe, das arme Tier töten, dessen einzige Schuld im Grunde darin bestünde, von einem andern Hund gebissen worden zu sein und das zu erwidern, was man ihm angetan hat. Und da fühlen Sie nun Mitleid mit einem Menschen, den kein anderer Mensch gebissen und der doch seinen Wohltäter getötet hat und nun, da er nicht mehr töten kann, weil seine Hände gebunden sind, mit aller Gewalt seinen Kerkergefährten, seinen Leidensgenossen sterben sehen will. Nein, nein, sehen Sie, sehen Sie!«

Der Hinweis schien beinahe überflüssig, da Franz von dem furchtbaren Schauspiel wie gebannt war. Die zwei Gehilfen zerrten den Verurteilten auf das Schafott und zwangen ihn dazu, niederzuknien, ungeachtet seines Widerstandes, seiner Bisse, seiner Schreie. Inzwischen stellte sich der Henker seitwärts mit erhobener Keule vor ihn hin. Dann entfernten sich die beiden Gehilfen auf ein Zeichen. Der Verurteilte wollte wieder aufstehen, aber bevor er die Zeit dazu fand, traf die Keule seine Unke Schläfe, man hörte ein dumpfes und mattes

Geräusch, und der arme Sünder stürzte wie ein Ochse zusammen, mit dem Gesicht zu Boden und rollte auf den Rücken. Nun ließ der Henker seinen Kolben fallen, zog das Messer aus seinem Gürtel, durchschnitt ihm mit einer knappen Bewegung die Kehle, stieg sodann auf seinen Bauch und begann, ihn mit seinen Füßen zu bearbeiten. Bei jedem Druck schoß ein Blutstrahl aus dem Hals des Verurteilten. Diesmal konnte es Franz nicht länger aushalten. Er fuhr zurück und sank halb ohnmächtig in einen Lehnstuhl. Albert blieb stehen, wenn auch mit geschlossenen Augen und die Hände in die Vorhänge gekrampft, ohne deren Stütze er gewiß umgekippt wäre.

Nur der Graf stand triumphierend da wie ein Racheengel.

36. KAPITEL

Der Karneval in Rom

Als Franz wieder zu sich kam, sah er Albert ein Glas Wasser trinken, was er seiner Blässe nach zu schließen sehr nötig hatte. Der Graf zog unterdessen sein Bajazzokostüm an. Franz warf mechanisch einen Blick auf den Platz hinab: Alles war verschwunden, Schafott, Henkersleute, Verurteilte, nur das Volk blieb, lärmend, geschäftig, lustig; die Glocke vom Monte Citorio, die nur beim Tod eines Papstes und bei der Eröffnung des Maskenzugs dröhnt, klang mit vollen Schwingungen.

»Nun«, fragte er den Grafen, »was ist geschehen?«

»Nichts, durchaus nichts, wie Sie sehen«, antwortete dieser, »der Karneval hat begonnen, sonst nichts. Kleiden wir uns schnell an!«

»In der Tat«, erwiderte Franz, »von dieser ganzen schrecklichen Szenerie bleibt nur die schemenhafte Erinnerung wie an

einen Traum.«

»Weil es nichts anderes war als ein Traum, ein Alptraum, der Sie gedrückt hat.«

»Ja, was mich betrifft – aber der Verurteilte?«

»Das ist auch ein Traum, nur schläft er weiter, während Sie erwacht sind, und wer wagt zu entscheiden, welcher von Ihnen beiden der Glücklichere ist?«

»Aber was ist aus Peppino geworden?«

»Peppino ist ein pfiffiger Bursche und besitzt überhaupt keinen Hang zur Eitelkeit. Entgegen der Gewohnheit des Menschen, der wütend wird, wenn man sich nicht mit ihm beschäftigt, war er entzückt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf seinen Kameraden gerichtet zu sehen. Er benützte folglich diese Zerstreuung, um unter die Menge zu schlüpfen und zu verschwinden, ohne wenigstens den würdevollen Priestern zu danken, die ihn begleiteten. Jaja, der Mensch ist ein undankbares und selbstsüchtiges Tier... Aber kleiden Sie sich an. Sie sehen, daß Monsieur de Morcerf Ihnen mit gutem Beispiel vorangeht.«

Wirklich zog Albert, immer noch etwas abwesend, die taftene Hose über seine schwarze und über seine Lackstiefel an.

»Na, Albert«, fragte Franz, »sind Sie aufgelegt zu Schabernack und Unsinn? Antworten Sie frei heraus.«

»Nein«, erwiderte er, »aber ich bin doch froh, so etwas gesehen zu haben, und ich begreife, was der Herr Graf sagte, nämlich, daß, wenn man sich einmal an ein solches Schauspiel gewöhnen konnte, es das einzige ist, das uns noch im Innersten berührt.«

»Abgesehen davon, daß man nur in einem solchen Moment Charakterstudien machen kann«, bemerkte der Graf. »Auf der ersten Stufe des Schafotts reißt der Tod die Maske herab, die man das ganze Leben hindurch trug, und das wahre Gesicht wird sichtbar. Man muß gestehen, jenes von Andrea war nicht

schön anzusehen... Der abscheuliche Schurke!... Kleiden wir uns an, meine Herren, kleiden wir uns an. Ich muß Masken aus Pappe sehen, um mich wegen der Masken aus Fleisch zu trösten.«

Ohne sich lächerlich zu machen, konnte Franz sich nicht zieren und sich dem Beispiel seiner beiden Gefährten entziehen. Er schlüpfte also ebenfalls in sein Kostüm und band seine Maske vor, die sicher nicht blasser war als sein Gesicht. Nach vollendeter Toilette ging man hinunter. Der Wagen wartete an der Tür, bis oben gefüllt mit Blumensträußen und den gipsenen Konfetti. Man schloß sich dem Treiben an.

Es ist schwierig, sich eine Vorstellung von der Kraßheit des Gegensatzes zu machen, der nun eingetreten war. Anstatt jenes Schauspiels düsteren und schweigsamen Todes bot die Piazza del Popolo nun den Anblick einer tollen und lärmenden Orgie. Eine Menge von Masken erschien, von allen Seiten herbeiströmend, aus Türen huschend, von Fenstern herabsteigend. Um alle Straßenecken bogen Wagen, beladen mit Pierrots, Harlekinen, Dominos, Marquis, Trasteverinern, Narren, Kavalieren, Bauern, und sie alle schreiend, gestikulierend, mit mehlgefüllten Eiern, Konfetti und Blumensträußen werfend, mit Worten und Geschossen Freunde und Fremde angreifend, Bekannte und Unbekannte, ohne daß jemand etwas anderes tut als darüber lachen. Franz und Albert glichen Menschen, die man, um sie von einem heftigen Kummer abzulenken, zu einem tollen Gelage führt und die fühlen, daß sich, je mehr sie trinken und sich berauschen, zwischen Vergangenheit und Gegenwart ein immer dichter werdender Schleier schiebt. Franz und Albert hatten immer noch ein Abbild dessen vor Augen, was sie gesehen hatten, oder fuhren vielmehr fort, einen Eindruck davon in ihrem Innern zu fühlen. Aber nach und nach ergriff sie die allgemeine Trunkenheit; es dünkte ihnen, daß ihr wankender Verstand sie verlassen wolle, und sie spürten ein seltsames Bedürfnis, an diesem Lärm, an diesem bewegten Durcheinander, an diesem Schwindel teilzu-

nehmen.

Eine Handvoll Konfetti, die Morcerf aus einem nahen Wagen entgegenflogen und ihn wie seine beiden Gefährten mit Staub bedeckten und seinen Hals und den ganzen durch die Maske nicht geschützten Teil seines Gesichtes pieksten, als hätte man hundert Nadeln auf ihn geworfen, trieb ihn vollends in die tobende Schlacht, in der alle Masken, denen sie begegneten, schon verwickelt waren. Er stand nun auch im Wagen auf, schöpfte mit vollen Händen aus den Säcken und schleuderte mit der ganzen Kraft und Geschicklichkeit, deren er fähig war, ebenfalls mit Mehleiern und Zuckerkörnern nach seinen Nachbarn. Von nun an war der Kampf im Gange. Die Erinnerung an das eine halbe Stunde früher Geschene löste sich im Gedächtnis der beiden jungen Männer in nichts auf, eine so große Ablenkung hatte ihnen das bunte, lebendige, tolle Treiben vor ihren Augen verschafft. Der Graf von Monte Christo war, wie gesagt, dem Anschein nach niemals, auch nur einen einzigen Augenblick, einem Eindruck zugänglich gewesen.

Man stelle sich die große und schöne Via del Corso vor: von einem Ende bis zum andern mit Palästen von vier bis fünf Stockwerken gesäumt, über deren sämtlichen Balkonbrüstungen bunte Teppiche hingen und deren Fenster alle mit Vorhängen geschmückt waren; an diesen Balkonen und Fenstern drei mal hunderttausend römische, italienische, ausländische, aus allen vier Himmelrichtungen gekommene Zuschauer; jeder denkbare Adel vereint: Geburts-, Geld- und Geistesadel; anmutige Damen, die, selbst unter dem Einfluß dieses Anblicks hingerissen, über die Balkone sich bückend, zu den Fenstern sich hinausneigend, die vorüberfahrenden Wagen mit einem Hagel von Konfetti überschütten, den man ihnen mit Blumensträußen erwidert; die Luft von Zuckerkörnern verdickt, die es regnet, und von Blumen, die emporfliegen; dann auf dem Pflaster der Straßen eine lustige, endlose, tolle Menge in unsinnigen Kostümen, ein riesiger Kohlkopf, der

auf und ab spaziert, Büffelköpfe, die auf Menschenleibern brüllen, Hunde, die auf den Vorderbeinen zu gehen scheinen; inmitten von alldem eine gelüftete Maske, und in dieser von Callot geträumten Versuchung des heiligen Antonius irgendeine heidnische Fruchtbarkeitsgöttin, die ihr entzückendes Antlitz zeigt, dem man sofort folgen will und von dem man sogleich wieder durch solche Dämonen getrennt wird, wie man sie in seinen schlimmsten Träumen sieht... stellt man sich das alles vor, so wird man eine schwache Idee von dem bekommen, was der Karneval in Rom ist.

Bei der zweiten Runde ließ der Graf den Wagen halten und bat seine Gefährten um die Erlaubnis, sie zu verlassen. Den Wagen stellte er ihnen zur Verfügung. Franz schaute empor: Man war dem Palazzo Rospoli gegenüber, und an dem Fenster in der Mitte, das mit einem Stück weißen Damastes mit einem roten Kreuz verhängt war, stand ein blauer Domino, in dem Franz, ohne seine Phantasie anzustrengen, die schöne Griechin aus dem Teatro Argentina wiedererkannte.

»Meine Herren«, sagte der Graf und stieg aus dem Wagen, »wenn Sie überdrüssig sein sollten, selbst an dem Schauspiel teilzunehmen, und wieder in die Rolle der Zuschauer schlüpfen wollen, so wissen Sie, daß Sie Platz an meinen Fenstern haben. Inzwischen verfügen Sie über meinen Kutscher, über meinen Wagen und über meine Diener, ganz nach Ihrem Belieben.«

Wir haben zu bemerken vergessen, daß der Kutscher des Grafen gravitatisch mit einem schwarzen Bärenfell angetan war, ganz jenem von Odry in *Der Bär und der Pascha*, während die zwei Lakaien, die hinten auf der Kutsche standen, neben maßgeschneiderten grünen Affenkostümen Masken mit Springfedern trugen, mit denen sie den Passanten Grimassen schnitten.

Franz dankte dem Grafen für sein freundliches Angebot. Albert kokettierte eben mit einem Wagen voll römischer Bäuerinnen, der wie der des Grafen in einen der häufigen Staus

geraten war und den er mit Blumensträußen bombardierte. Zu seinem Bedauern setzte sich der Zug bald wieder in Bewegung, und während er Richtung Piazza del Popolo fuhr, nahm der Wagen, der seine Aufmerksamkeit gefesselt hatte, den Weg aufwärts, dem Palazzo Venezia zu.

»He, mein Lieber«, sagte er zu Franz, »haben Sie das nicht gesehen...«

»Was?«

»Na, diesen Wagen, der ganz mit römischen Bäuerinnen beladen war.«

»Nein.«

»Hm, ich bin überzeugt, daß es charmante Damen sind.«

»Was für ein Pech, daß Sie maskiert sind, mein lieber Albert«, erwiderte Franz, »das wäre die Gelegenheit gewesen, sich für all Ihre amourösen Fehlschläge zu entschädigen.«

»Oh! Ich hoffe wohl, der Karneval geht nicht zu Ende, ohne mir irgendeine Entschädigung zu bringen.«

Doch entgegen dieser Hoffnung Alberts verstrich der ganze Tag ohne ein anderes Abenteuer als das wiederholte Zusammentreffen mit dem Wagen, in dem die römischen Bäuerinnen saßen; bei einer dieser Begegnungen löste sich, entweder aus Zufall oder aus Berechnung, Alberts Maske. Jetzt nahm er den Rest der Blumensträuße und warf sie in den Wagen. Ohne Zweifel wurde eine dieser überaus reizenden Damen, die Albert sich unter dem koketten Bäuerinnenkostüm vorstellte, von dieser Galanterie angezogen, denn auch sie warf, als der Wagen der beiden Freunde wieder vorbeifuhr, einen Veilchenstrauß hinein. Albert stürzte sich auf den Strauß. Franz besaß keinen Grund zu glauben, daß er ihm gegolten hatte, und überließ ihn also Albert. Der steckte ihn sich siegesgewiß ins Knopfloch, und der Wagen setzte seinen Triumphzug fort.

»So«, zog ihn Franz auf, »dies ist eindeutig der Anfang eines Abenteuers.«

»Lachen Sie, soviel Sie wollen«, erwiderte Albert, »aber ich glaube es wahrhaftig; daher lege ich diesen Blumenstrauß nicht mehr ab.«

»Donnerwetter, ich glaub's gerne«, entgegnete Franz lachend, »er ist ein Erkennungszeichen.«

Der Scherz nahm übrigens bald einen Schein von Wirklichkeit an, denn als Franz und Albert, immer im Zug mitfahrend, abermals den Wagen der *contadine* kreuzten, klatschte jene, die Albert den Blumenstrauß zugeworfen hatte, in die Hände, als sie diesen in seinem Knopfloch erblickte.

»Bravo, mein Lieber, Respekt! Das läßt sich schon gut an. Wollen Sie, daß ich Sie verlasse? Ist es Ihnen angenehmer, allein zu sein?«

»Nein«, antwortete Albert, »nein, wir sollten nichts überstürzen. Ich will mich nicht wie ein Dummkopf bei der ersten Nettigkeit zu einem Rendezvous unter der Turmuhr fangen lassen, wie wir beim Opernball zu sagen pflegen. Wenn die schöne Bäuerin Lust hat weiterzugehen, werden wir sie oder vielmehr sie uns morgen wiederfinden; dann wird sie mir ein Lebenszeichen geben, und ich werde sehen, was sich machen läßt.«

»Wahrhaftig, mein lieber Albert«, versetzte Franz, »Sie sind weise wie Nestor und listig wie Odysseus, und wenn es Ihrer Kirke gelingen soll, Sie in irgendein Tier zu verwandeln, muß sie schon sehr geschickt oder sehr mächtig sein.«

Albert hatte recht. Die schöne Unbekannte beschloß ohne Zweifel, das Spielchen an diesem Tag nicht weiterzutreiben, denn, wenngleich die jungen Leute noch mehrere Runden drehten, sahen sie doch den Wagen nicht mehr, nach dem sie Ausschau hielten. Sicher war er durch eine der angrenzenden Straßen verschwunden.

Schließlich kehrten sie zum Palazzo Rospoli zurück, aber auch der Graf war mit dem blauen Domino verschwunden. Die beiden mit gelbem Damast ausgeschlagenen Fenster blie-

ben übrigens weiterhin von Personen besetzt, die er vermutlich eingeladen hatte. In diesem Moment verkündete dieselbe Glocke, die die Maskerade eingeläutet hatte, das Ende derselben; sogleich zerstob der Umzug des Corso, und einen Augenblick später waren alle Wagen in den Querstraßen verschwunden. Franz und Albert befanden sich in diesem Moment der Via delle Maratte gegenüber. Der Kutscher schlug diesen Weg ein, ohne etwas zu sagen, erreichte, den Palazzo Rospoli entlangfahrend, die Piazza di Spagna und hielt vor dem Hotel. Meister Pastrini empfing seine Gäste auf der Türschwelle. Franz' erste Sorge war, sich nach dem Grafen zu erkundigen und sein Bedauern darüber auszudrücken, nicht rechtzeitig zurückgekommen zu sein, aber Pastrini beruhigte ihn durch die Meldung, daß der Graf von Monte Christo einen zweiten Wagen für sich bestellt und dieser Wagen ihn um vier Uhr im Palazzo Rospoli abgeholt habe. Er war außerdem von ihm beauftragt worden, den beiden Freunden den Schlüssel seiner Loge im Teatro Argentina anzubieten. Franz fragte Albert, was er zu tun gedenke; doch Albert hatte große Projekte zur Ausführung zu bringen, bevor er daran denken durfte, ins Theater zu gehen. Anstatt zu antworten, erkundigte er sich, ob Meister Pastrini ihm einen Schneider verschaffen könnte.

»Wozu einen Schneider?« fragte unser Wirt.

»Um uns bis morgen Kleider, wie sie die römischen Bauern tragen, so elegant als möglich, zu machen.«

Meister Pastrini schüttelte den Kopf. »Bis morgen für Sie zwei Kleider machen! Das ist wohl, ich bitte Eure Exzellenzen um Verzeihung, ein echt französisches Verlangen. Zwei Kleider, wo Sie doch bis in acht Tagen gewiß keinen Schneider fänden, der sich herbeiließe, sechs Knöpfe an eine Weste zu nähen, würden Sie ihm auch einen Taler für jeden Knopf bezahlen.«

»Muß ich also darauf verzichten, die gewünschten Kleider zu bekommen?«

»Nein, weil wir diese Kleider schon fertig bekommen werden. Überlassen Sie es mir, dafür zu sorgen, und Sie werden morgen beim Erwachen eine ganze Kollektion von Hüten, Westen und Hosen finden, die Sie zufriedenstellen wird.«

»Mein Lieber«, sagte Franz zu Albert, »verlassen wir uns in dieser Angelegenheit auf unsern Wirt. Er hat uns schon bewiesen, daß er ein Mann ist, der sich zu helfen weiß. Essen wir also unbesorgt zu Abend und gehen wir nach dem Diner in *Die Italienerin in Algier*.«

»Einverstanden mit der *Italienerin in Algier*«, versetzte Albert, »aber bedenken Sie, Meister Pastrini, daß wir, ich und dieser Herr«, fuhr er, auf Franz deutend, fort, »die höchste Wichtigkeit darauf legen, morgen die verlangten Kleider zu bekommen.«

Der Wirt bestätigte seinen Gästen noch einmal, daß sie sich um nichts zu sorgen bräuchten und nach Wunsch bedient werden würden. Dann gingen Franz und Albert hinauf, um ihre Bajazzokostüme abzulegen. Als Albert das seinige auszog, ließ er seinem Veilchenstrauß die größte Vorsicht angedeihen; er war schließlich sein Erkennungszeichen für den nächsten Tag. Die beiden Freunde setzten sich zu Tisch, aber während des Essens konnte Albert es sich nicht verkneifen, auf den merklichen Unterschied zwischen den exquisiten Fähigkeiten des Koches von Meister Pastrini und jenes des Grafen von Monte Christo aufmerksam zu machen. Die Wahrheit zwang Franz, ungeachtet all seiner Vorbehalte hinsichtlich des Grafen, zuzugeben, daß ein Vergleich nicht zum Vorteil des Küchenchefs von Meister Pastrini ausfalle. Beim Dessert fragte der Diener nach, zu welcher Stunde die jungen Leute den Wagen wünschten. Albert und Franz wechselten einen Blick, da sie fürchteten, unbescheiden zu handeln. Der Diener verstand.

»Seine Exzellenz, der Graf von Monte Christo«, beruhigte er sie, »hat Befehl erteilt, daß der Wagen den ganzen Tag den Herrschaften zur uneingeschränkten Verfügung stehen solle.

Die Herrschaften können also ohne Besorgnis, unbescheiden zu handeln, davon Gebrauch machen.«

Die jungen Leute beschlossen, die Freundlichkeit des Grafen gründlich zu nutzen, und befahlen, gleich anzuspinnen, während sie durch eine Abendgarderobe ihre Kleidung vom Tage ersetzen, da sie, durch die zahlreichen Kämpfe, die sie bestanden hatte, etwas zerknittert war.

Nach dieser Vorsichtsmaßregel begaben sie sich ins Teatro Argentina und setzten sich in die Loge des Grafen. Während des ersten Aktes betrat die Gräfin G... die ihrige. Ihr erster Blick galt der Stelle, an der sie am Vorabend den sonderbaren Unbekannten gesehen hatte, so daß sie Franz und Albert in der Loge desjenigen erblickte, über den sie vierundzwanzig Stunden zuvor Franz gegenüber eine so seltsame Meinung ausgedrückt hatte. Sie richtete ihre Lorgnette mit solcher Beharrlichkeit auf ihn, daß Franz wohl einsah, es wäre grausam, sie noch länger auf die Folter zu spannen. Daher verließen die beiden Freunde ihre Loge, damit von dem Vorrecht Gebrauch machend, das den Besuchern italienischer Theater bewilligt wird, nämlich die Theaterlogen als Empfangssalon zu verwenden, um der Gräfin persönlich ihre Aufwartung zu machen. Kaum waren sie in ihre Loge getreten, als sie Franz durch ein Zeichen auf den Ehrenplatz zitierte. Albert setzte sich hinter sie.

»Nun«, brach es schon aus ihr heraus, noch bevor Franz Gelegenheit gehabt hatte, sich zu setzen, »es scheint, daß Sie nichts Eiligeres zu tun hatten, als mit dem neuen Lord Ruthwen Bekanntschaft zu schließen, und daß Sie jetzt die besten Freunde von der Welt sind?«

»Ohne es in wechselseitiger Vertraulichkeit so weit gebracht zu haben, wie Sie meinen, kann ich nicht leugnen, Frau Gräfin«, antwortete Franz, »daß wir den ganzen Tag hindurch seine Gefälligkeit in Anspruch nahmen.«

»Wieso den ganzen Tag hindurch?«

»Meiner Treu, es war wirklich so: Heute früh nahmen wir sein Frühstück an, solange die Maskerade währte, machten wir die Fahrt über den Corso in seinem Wagen, und diesen Abend dürfen wir im Theater seine Loge benutzen.«

»Sie kannten ihn also bereits?«

»Ja und nein.«

»Was soll das heißen?«

»Das ist eine ganz lange Geschichte.«

»Die Sie mir erzählen werden?«

»Sie würde Ihnen zuviel Furcht einjagen.«

»Ein Grund mehr.«

»Warten Sie wenigstens, bis die Weiterentwicklung dieser Geschichte absehbar ist.«

»Meinetwegen, abgeschlossene Geschichten sind mir ohnehin lieber. Inzwischen sagen Sie mir, auf welche Art Sie mit ihm in Kontakt gekommen sind? Wer hat Sie ihm vorgestellt?«

»Niemand, im Gegenteil. Er hat sich gestern abend, als wir Sie verließen, uns vorstellen lassen.«

»Und durch wen?«

»O mein Gott! Durch eine sehr prosaische Person, durch unseren Wirt.«

»Er wohnt also im ›Hôtel d’Espagne‹ wie Sie?«

»Nicht nur im selben Hotel, sondern sogar im selben Flügel.«

»Wie heißt er denn? Nun kennen Sie doch bestimmt seinen Namen?«

»Allerdings: Graf von Monte Christo.«

»Was soll denn das für ein Name sein? Das ist doch wohl kein Name eines Geschlechts?«

»Nein, es ist der Name einer Insel, die er gekauft hat.«

»Und er ist Graf?«

»Toskanischer Graf.«

»Nun, wir werden ihn hinnehmen wie die übrigen auch«, erwiderte die Gräfin spitz, die aus einer der ältesten Familien der Gegend von Venedig stammte. »Und was ist er sonst für ein Mann?«

»Fragen Sie den Vicomte de Morcerf.«

»Sie hören, Monsieur, man verweist mich an Sie«, sagte die Gräfin.

»Wir wären schwer zufriedenzustellen, wenn wir ihn nicht charmant fänden, Madame«, entgegnete Albert, »ein Freund, den wir zehn Jahre lang kennen, hätte für uns nicht mehr getan als er, und dies mit einer Anmut, mit einem Takt, mit einer Höflichkeit, die wahrhaftig einen Weltmann verraten.«

»Nun«, sagte die Gräfin lachend, »Sie werden sehen, daß sich mein Vampir ganz einfach als irgendein Neureicher entpuppt, der bewirken will, daß man ihm seine Millionen verzeiht. Er wird sich den Anschein von Byrons Seeräuberkapitän Lara gegeben haben, damit man ihn nicht mit einem Monsieur de Rothschild verwechseln kann. Und haben Sie auch sie gesehen?«

»Welche sie?«

»Die schöne Griechin von gestern.«

»Nein. Wir hörten, glaube ich, den Klang ihrer Guzla, aber sie selbst blieb völlig unsichtbar.«

»Wenn Sie sagen ›unsichtbar‹, mein lieber Franz«, äußerte Albert, »so lediglich, um den Geheimnisvollen zu spielen. Für wen halten Sie denn jenen blauen Domino, der an dem mit weißem Damast ausgeschlagenen Fenster stand?«

»Und wo war dieses mit weißem Damast ausgeschlagene Fenster?« hakte die Gräfin nach.

»Im Palazzo Rospoli.«

»Der Graf hatte also drei Fenster im Palazzo Rospoli?«

»Ja. Sind Sie durch die Via del Corso gekommen?«

»Selbstverständlich. Wer ist heute nicht durch die Via del Corso gekommen?«

»Nun gut, bemerkten Sie dort zwei mit gelbem Damast ausgeschlagene Fenster und eines mit weißem Damast mit einem roten Kreuz? Diese drei Fenster gehörten dem Grafen.«

»Gütiger Himmel! Dieser Mann muß ein wahrer Krösus sein. Wissen Sie, was drei dieser Fenster für acht Karnevalstage, noch dazu im Palazzo Rospoli, also in bester Corso-lage, kosten?«

»Zwei- bis dreihundert römische Taler.«

»Sagen Sie zwei- bis dreitausend.«

»Teufel auch!«

»Wirft seine Insel denn soviel ab?«

»Von seiner Insel bezieht er keinen einzigen Kreuzer.«

»Warum hat er sie dann gekauft?«

»Aus einer Laune heraus.«

»Er ist also ein rechtes Original?«

»Eigentlich schien er mir ziemlich exzentrisch«, sagte Albert. »Wenn er sich in Paris aufhielte, wenn er unsere Theater besuchte, so würde ich zu Ihnen sagen, mein Lieber, daß er entweder ein schlechter Gaukler ist, der nur Aufsehen erregen will, oder ein armer Teufel, den die moderne Literatur zugrunde gerichtet hat. Er hat wirklich gestern früh einige Dinge von sich gegeben, die eines Didier oder eines Antony würdig gewesen wären.«

In diesem Moment trat ein neuer Besuch ein, und Albert überließ, der Sitte gemäß, seinen Platz dem Neuankömmling; dieser Umstand bewirkte außer der Platzveränderung auch einen Wechsel des Gesprächsstoffs. Eine Stunde später kehrten die beiden Freunde in das Hotel zurück.

Meister Pastrini hatte sich bereits mit ihren Maskeraden für

den nächsten Tag beschäftigt und verhiess ihnen, daß sie mit seinem gewitzten Vorgehen zufrieden sein würden: Wirklich erschien er am andern Tag um neun Uhr im Zimmer von Franz, zusammen mit einem Schneider, der acht bis zehn Kostüme römischer Bauern über den Armen trug. Die beiden Freunde wählten zwei gleiche aus, die ungefähr zu ihrer Gestalt paßten, und beauftragten ihren Wirt, ihnen auf jeden Hut etwa zehn Meter Zierbänder nähen zu lassen und ihnen zwei von jenen hübschen, knallbunten, quergestreiften Seidenschärpen zu verschaffen, mit denen sich die Leute aus dem Volke an Festtagen zu umgürten pflegen. Albert konnte es kaum erwarten zu sehen, wie ihm sein neuer Anzug passen würde. Er bestand aus einer Jacke und einer Hose aus blauem Samt, aus Strümpfen mit gestickten Einsätzen, aus Schnallenschuhen und einer seidenen Weste. Die Erscheinung des jungen Mannes konnte übrigens durch dieses malerische Kostüm nur gewinnen, und nachdem sein Gürtel seine schmale Taille umschloß und sein etwas schräg aufgesetzter Hut wahre Bänderfluten auf seine Schultern herabwallen ließ, mußte Franz bekennen, daß die Tracht oft einen großen Anteil an der physischen Überlegenheit habe, die wir gewissen Völkern zugestehen. Sind die wegen ihrer langen bunten Gewänder einstmals so malerischen Türken jetzt nicht häßlich mit ihren blauen, zugeknöpften Oberröcken und mit ihren griechischen Käppchen, die ihnen das Aussehen von Weinflaschen mit rotem Siegel geben?

Franz machte Albert seine Komplimente, der sich, vor dem Spiegel stehend, mit einer unverkennbar selbstverliebten Miene der Zufriedenheit anlächelte. So weit waren sie, als plötzlich der Graf von Monte Christo eintrat.

»Meine Herren«, sagte er zu ihnen, »wie angenehm es auch sein mag, das Vergnügen mit jemandem zu teilen, so ist einem die Freiheit noch angenehmer. Und so komme ich, um Ihnen mitzuteilen, daß ich Ihnen für heute und die folgenden Tage den Wagen, den Sie gestern hatten, zur freien Verfügung

stelle. Unser Wirt hat Ihnen wohl gesagt, daß ich mir drei bis vier Kutschen durch ihn besorgen ließ. Sie berauben mich also nicht. Benutzen Sie den Wagen ohne Umstände zu Ihrem Vergnügen wie für Ihre Geschäfte. Wenn es etwas gibt, können wir uns im Palazzo Rospoli treffen.«

Die beiden jungen Leute wollten etwas einwenden, sie besaßen aber wahrhaftig keinen guten Grund, ein solches Angebot abzulehnen, das ihnen zudem so entgegenkam. Sie nahmen also schließlich an. Der Graf von Monte Christo blieb etwa eine Viertelstunde bei ihnen und plauderte mit der äußersten Leichtigkeit über Gott und die Welt. Er kannte, wie man bereits ersehen konnte, die Literatur aller Herren Länder sehr genau. Ein Blick auf die Wände hatte Franz und Albert bewiesen, daß er auch ein Kunstliebhaber war. Einige beiläufige Bemerkungen, die er gelegentlich fallenließ, überzeugten sie von seiner Vertrautheit mit den empirischen Wissenschaften; besonders mit Chemie schien er sich beschäftigt zu haben.

Die beiden Freunde verfielen nicht auf den Gedanken, die Frühstückseinladung des Grafen jetzt zu erwidern; es wäre sogar nahezu dreist gewesen, ihm gegen seine vortreffliche Tafel die so mittelmäßige Alltäglichkeit eines Meister Pastrini anzubieten. Sie sagten ihm dies ganz freimütig, und er nahm ihre Entschuldigungen als ein Mann entgegen, der ihr Feingefühl honorierte. Albert war von den Manieren des Grafen entzückt, den er, wenn er es nicht besser gewußt hätte, für einen Mann von echtem Adel gehalten hätte. Die Freiheit, gänzlich über den Wagen zu verfügen, erfüllte ihn mit einer diebischen Freude; da er seine Absichten weiterhin auf jene hübschen Bäuerinnen richtete und diese am Vortag in einem äußerst eleganten Wagen erschienen waren, so mißfiel es ihm keineswegs, es ihnen in dieser Hinsicht auch fortan leichttun zu können.

Um halb zwei gingen die beiden jungen Leute hinunter. Der Kutscher und die Lakaien waren auf den Einfall gekommen,

ihre Livree über ihre Tierfelle anzuziehen, was ihnen ein noch groteskeres Aussehen verlieh als am Tag zuvor und ihnen von Franz und Albert viel Anerkennung einbrachte. Albert hatte sich, etwas sentimental, seinen Strauß verwelkter Veilchen ins Knopfloch gesteckt. Beim ersten Glockenschlag fuhren sie los und eilten durch die Via Vittoria in die Via del Corso. Bei der zweiten Runde flog ein Strauß von frischen Veilchen aus einem mit weiblichen Bajazzos besetzten Wagen in den des Grafen, und Albert sah, daß die Bäuerinnen vom vorigen Tag wie er und sein Freund auch das Kostüm gewechselt und entweder aus Zufall oder aus einem ähnlichen Gefühl wie jenem, das ihn dazu bewogen hatte, galant ihre Kostümierung zu übernehmen, ihrerseits die seinige gewählt hatten. Albert steckte den frischen Strauß an die Stelle des andern, behielt aber den verwelkten Strauß in seiner Hand und drückte ihn, als man den Weg des Wagens wieder kreuzte, verliebt an seine Lippen, was nicht nur jene, die ihm den Strauß zugeworfen hatte, sehr zu erfreuen schien, sondern auch ihre lustigen Gefährtinnen.

Dieser Tag war nicht minder beseelt als der vorige; wahrscheinlich würde ein genauer Beobachter sogar noch eine Zunahme von Lärm und Lustigkeit dabei bemerkt haben. Einen Augenblick gewährte man den Grafen an seinem Fenster. Als aber der Wagen das nächste Mal vorbeifuhr, war er bereits verschwunden. Es bedarf keiner Erwähnung, daß der Austausch von Koketterie zwischen Albert und dem weiblichen Bajazzo mit den Veilchensträußen den ganzen Tag hindurch währte.

Als sie abends heimkehrten, fand Franz einen Brief von der Botschaft, in dem man ihm mitteilte, daß er am folgenden Tag die Ehre habe, von Seiner Heiligkeit zu einer Audienz empfangen zu werden. Bei jeder früheren Reise nach Rom hatte er um dieselbe Gunst nachgesucht und sie auch jedesmal erwirkt. Er wollte die Hauptstadt der Christenheit nicht betreten haben, ohne, ebensosehr aus Religiosität als aus Dankbarkeit,

seine ehrerbietige Huldigung einem Nachfolger des heiligen Petrus zu Füßen zu legen, der als seltenes Beispiel der Vereinigung aller Tugenden gilt. Er dachte an diesem Tag nicht mehr an den Karneval. Denn ungeachtet der Güte, die der Papst mit seiner Erhabenheit verbindet, ist man doch immer von einer ehrfurchtsvollen tiefen Gemütsbewegung ergriffen, wenn der Augenblick gekommen ist, sich vor jenem edlen und heiligen Greis zu verbeugen, der Gregor XVI. heißt.

Als er den Vatikan verließ, kehrte Franz ohne Umwege in das Hotel zurück und vermied es sogar bewußt, über die Via del Corso zu fahren. Er nahm einen Schatz von gottseligen Gedanken mit sich fort, die eine Berührung mit den tollen Freuden des Karnevals entweiht hätte.

Um zehn nach fünf kam Albert heim. Seine Freude hatte den Siedepunkt erreicht: Der weibliche Bajazzo hatte wieder seine Bäuerinnentracht angezogen und, Alberts Wagen kreuzend, die Maske abgenommen. Sie war reizend. Franz wünschte Albert recht viel Glück, und dieser empfing seine Glückwünsche wie ein Mann, dem sie zustehen. Er habe, sagte er, an gewissen Zeichen unnachahmlicher Eleganz erkannt, daß seine schöne Unbekannte eindeutig dem Hochadel angehören müsse. Er war entschlossen, ihr am nächsten Tag zu schreiben. Während ihm Albert sein Herz ausschüttete, hatte Franz den Eindruck, daß Albert etwas von ihm verlangen zu wollen schien, jedoch zögerte, seine Bitte auszusprechen. Er drang in ihn, im voraus erklärend, daß er bereit sei, zur Förderung seines Glückes alle Opfer zu bringen, die in seiner Macht stünden. Albert ließ sich nur so lange bitten, als es die Höflichkeit unter Freunden erforderte. Schließlich gestand er Franz, daß er ihm eine Gefälligkeit erweisen würde, wenn er ihm für den folgenden Tag den Wagen ganz allein überließe. Albert führte nämlich die große Gunst der schönen Bäuerin, ihre Maske abgenommen zu haben, auf die Abwesenheit seines Freundes zurück. Man begreift, daß Franz nicht selbstsüchtig genug war, um Albert Steine in den Weg zu legen bei

der Jagd nach einem Abenteuer, das für seine Neugier so reizvoll und zugleich für seine Eitelkeit so schmeichelhaft zu werden verhieß. Er kannte die schamlose Offenheit seines lieben Freundes hinlänglich, um davon überzeugt zu sein, daß er ihm die mindesten Einzelheiten seines amourösen Glücks erzählen würde. Da Franz während seiner nunmehr zwei- bis dreijährigen Reise kreuz und quer durch Italien niemals auch nur eine Aussicht gehabt hatte, selbst eine ähnliche Affäre anzuleiern, war es ihm nicht unlieb zu erfahren, wie man in einem solchen Fall vorgehe. Er versprach also Albert, sich am folgenden Tag damit zu begnügen, das Schauspiel von den Fenstern des Palazzo Rospoli aus anzuschauen.

Wirklich sah er am folgenden Tag Albert Ausschau haltend hin und her fahren. Er trug einen Ungeheuern Blumenstrauß, der ohne Zweifel von ihm dafür vorgesehen war, der Überbringer seines Liebesbriefes zu werden. Diese Wahrscheinlichkeit verwandelte sich in Gewißheit, als Franz ebendiesen Blumenstrauß, an einem Ring von weißen Kamelien kenntlich, in den Händen eines hübschen, in rosa Atlas gekleideten weiblichen Bajazzos wiedersah. Daher ging am Abend Alberts Freude in eine rauschhafte Schwärmerei über. Albert zweifelte nicht, daß die schöne Unbekannte ihm auf dem selben Wege antworten werde. Franz kam Alberts unausgesprochenem Wunsch durch die Äußerung zuvor, daß all dieser Lärm ihn ermüde und er beschloßen habe, den folgenden Tag zur Durchsicht seines Tagebuchs und für einige Eintragungen zu verwenden.

Übrigens hatte Albert sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht: Am Abend des nächsten Tages stürmte er in das Zimmer von Franz, triumphierend ein viereckiges Papier schwenkend.

»Na«, rief er, »habe ich mich getäuscht?«

»Sie hat geantwortet!«

»Lesen Sie!«

Steigen Sie am Dienstag abend um sieben Uhr gegenüber der Via dei Pontefici aus Ihrem Wagen und folgen Sie der römischen Bäuerin, die Ihnen Ihr Moccoletto entreißen wird. Auf der ersten Stufe der Kirche San-Giacomo angekommen, vergessen Sie nicht, um von ihr erkannt zu werden, ein rosa Band an der Schulter Ihres Bajazzokostüms zu befestigen.

Bis dahin werden Sie mich nicht mehr sehen.

Beständigkeit und Verschwiegenheit.

»Nun«, fragte er Franz, als dieser mit dem Lesen fertig war, »was halten Sie davon, lieber Freund?«

»Ich meine«, antwortete Franz, »daß die Sache ganz den Charakter eines sehr angenehmen Abenteuers annimmt.«

»Das meine ich auch«, strahlte Albert, »und ich fürchte sehr, daß Sie allein auf den Ball des Herzogs von Bracciano gehen müssen.«

»Denken Sie daran, mein lieber Albert«, äußerte Franz, »die ganze Aristokratie wird bei dem Herzog sein, und wenn Ihre schöne Unbekannte wirklich der Aristokratie angehört, so wird sie nicht umhin können, dort zu erscheinen.«

»Ob sie nun dort erscheint oder nicht, ich bleibe bei meiner Einschätzung«, fuhr Albert fort, »Sie haben das Billett gelesen?«

»Ja.«

»Und Sie kennen die armselige Bildung, die die Frauen des *mezzo cito* in Italien erhalten?«

Mezzo cito bezeichnet in Italien das Bürgertum.

»Ja«, antwortete Franz wiederum.

»Na also, lesen Sie dieses Billett ein zweites Mal, prüfen Sie genau die Schrift und suchen Sie mir einen Fehler in Ausdruck oder Rechtschreibung. Die Schrift ist in der Tat char-

mant und die Rechtschreibung tadellos.«

»Dann steht Ihrer Seligkeit nichts mehr im Wege«, sagte Franz zu Albert und reichte ihm zum zweiten Mal das Billett zurück.

»Lachen Sie, soviel Sie wollen, scherzen Sie ganz nach Ihrem Belieben«, versetzte Albert, »ich bin verliebt.«

»O mein Gott! Sie erschrecken mich«, rief Franz aus, »und ich sehe schon, daß ich nicht nur allein auf den Ball des Herzogs von Bracciano gehen, sondern wohl auch allein nach Florenz zurückfahren werde.«

»In der Tat erkläre ich Ihnen, daß ich mich, wenn meine Unbekannte ebenso liebenswürdig als schön ist, zumindest sechs weitere Wochen in Rom aufhalten werde. Ich liebe Rom ungemein, und zudem habe ich schon immer besonderen Geschmack an der Archäologie gefunden.«

»Nun, noch ein oder zwei solche Begegnungen, und ich zweifle nicht, Sie als Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu sehen.«

Albert wollte soeben seine Ansprüche auf eine akademische Stelle ernstlich erörtern, als man den beiden jungen Leuten meldete, daß aufgetragen sei. Nun war aber bei Albert die Liebe keineswegs eine Widersacherin des Appetits. Er beeilte sich also, wie auch sein Freund, sich zu Tisch zu setzen, bereit, nach dem Diner die Erörterung wiederaufzunehmen.

Nach dem Abendessen meldete man den Grafen von Monte Christo. Seit zwei Tagen hatten die jungen Leute ihn nicht gesehen. Nach Auskunft von Meister Pastrini hatte ihn eine geschäftliche Angelegenheit nach Civitavecchia geführt. Er war am vorigen Abend abgereist und erst vor einer Stunde zurückgekehrt. Der Graf war außerordentlich charmant. Sei es, daß er sich zügelte, sei es, daß die Umstände einfach nicht die bitteren Saiten regten, die in anderem Zusammenhang schon einige Male in seinen düsteren Worten mitgeschwungen hatten, er benahm sich beinahe wie jedermann. Der Mann

war für Franz ein wahres Rätsel. Der Graf mußte wissen, daß der junge Reisende ihn wiedererkannte, und dennoch schien, seit ihrer erneuten Begegnung, nicht ein einziges Wort aus seinem Mund anzudeuten, daß er sich erinnere, ihn woanders gesehen zu haben. Obgleich Franz seinerseits große Lust hatte, auf ihre erste Zusammenkunft anzuspielen, so hielt ihn doch die Sorge ab, einem Mann zu mißfallen, der ihn und seinen Freund mit Freundlichkeiten überhäufte. Er blieb also weiter so zurückhaltend wie der andere.

Der Graf hatte erfahren, daß die beiden Freunde eine Loge im Teatro Argentina bestellen lassen wollten und die Antwort erhalten hatten, daß alles vermietet sei. Er brachte ihnen folglich den Schlüssel zu der seinigen; wenigstens war dies der offizielle Grund seines Besuches. Franz und Albert zierten sich zunächst und äußerten die Besorgnis, ihn seiner Loge zu berauben, doch der Graf antwortete ihnen, daß er an diesem Abend das Teatro Palli besuche, seine Loge im Teatro Argentina somit leer bliebe, wenn sie sie nicht benutzen würden. Diese Versicherung bewog die beiden Freunde, das Angebot anzunehmen.

Franz hatte sich nach und nach an die Blässe des Grafen gewöhnt, die ihm das erste Mal, als er ihn sah, so sehr auffiel. Er konnte nicht umhin, der Schönheit seines ernsten Gesichts Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dessen einziger Makel oder vielleicht größter Vorzug diese Blässe war. Als ein echter Bewunderer Byrons konnte Franz ihn nicht sehen, nicht einmal an ihn denken, ohne sich dieses düstere Gesicht auf den Schultern Manfreds oder unter Laras Mütze vorzustellen. Auf seiner Stirn lag jene Falte, die die unablässige Gegenwart eines bitteren Gedankens anzeigt, und er hatte jene durchdringenden Augen, die in der tiefsten Tiefe einer Seele lesen, jene stolzen und spöttischen Lippen, welche den Worten, die über sie gleiten, jenen besonderen Charakter verleihen, der sich jedem ins Gedächtnis einbrennt, der sie hört. Der Graf war nicht mehr jung – er zählte mindestens vierzig Jahre –, und

doch begriff man sofort, daß er den jungen Leuten, mit denen er zusammentraf, in allem überlegen sein mußte. Dies rührte daher, daß der Graf wirklich aufgrund der auffallenden Ähnlichkeit mit dem phantastischen Helden des englischen Dichters die Gabe der Faszination zu besitzen schien.

Albert war unerschöpflich in seinen Äußerungen über das Glück, welches er und Franz gehabt hatten, einem solchen Manne zu begegnen. Franz war weniger enthusiastisch, und doch fühlte auch er den Einfluß, den jeder überlegene Mann auf den Geist derjenigen ausübt, die ihn umgeben. Er dachte an den vom Grafen schon mehrmals erwähnten Plan, nach Paris zu gehen, und zweifelte nicht, daß der Graf mit seinem exzentrischen Charakter, mit seinem imponierenden Gesicht und seinem kolossalen Vermögen größtes Aufsehen erregen werde. Und doch wünschte er nicht, zur gegebenen Zeit in Paris zu sein.

Man brachte den Abend zu, wie man die Abende in italienischen Theatern zuzubringen pflegt: nicht um die Sänger zu hören, sondern um Besuche zu machen und zu plaudern. Die Gräfin G... wollte das Gespräch auf den Grafen lenken, aber Franz verkündete, daß er ihr etwas viel Interessanteres zu erzählen habe, und berichtete der Gräfin, ungeachtet Alberts abweisenden Zeichen falscher Bescheidenheit, das große Ereignis, das seit drei Tagen den Gegenstand des Nachdenkens der beiden Freunde bildete. Da solche Affären in Italien nicht selten sind, zumindest wenn man den Berichten von Reisenden Glauben schenken darf, so hegte die Gräfin keinerlei Zweifel an der Richtigkeit der Geschichte und wünschte Albert für den Beginn eines Abenteuers Glück, das auf eine so zufriedenstellende Weise zu endigen verhieß. Man trennte sich mit dem Versprechen, sich auf dem Ball des Herzogs von Bracciano wiederzufinden, zu dem ganz Rom eingeladen war.

Die Dame mit dem Blumenstrauß hielt ihre Zusage: Weder am nächsten noch an dem darauffolgenden Tag gab sie Albert ein Zeichen ihrer Existenz. Endlich kam der Dienstag, der

letzte und lärmendste der Karnevalstage. Am Dienstag öffnen die Theater bereits um zehn Uhr morgens, denn nach acht Uhr abends beginnt die Fastenzeit. Am Dienstag mischt sich alles, was aus Mangel an Zeit, Geld oder Enthusiasmus an den früheren Festlichkeiten nicht teilgenommen hat, unter die tosende Menge, läßt sich von der Orgie mitreißen und steuert sein bißchen Lärm und Bewegung zur allgemeinen Bewegung und zum allgemeinen Lärm bei.

Von zwei bis fünf fuhren Franz und Albert im Umzug mit, Hände voll Konfetti mit den entgegenfahrenden Wagen und den Fußgängern austauschend, die zwischen den Beinen der Pferde, zwischen den Rädern der Wagen tobten, ohne daß inmitten dieses entsetzlichen Gewühls ein einziger Unfall, ein einziges böses Wort, ein einziger Streit sich ereignete. Die Italiener sind in dieser Beziehung ein Mustervolk. Die Feste sind für sie wirkliche Feste. Der Verfasser dieser Geschichte, der sich fünf, sechs Jahre in Italien aufhielt, erinnert sich nicht, gesehen zu haben, daß eine Feierlichkeit jemals von einem solchen Zwischenfall gestört worden wäre, wie es bei uns immer der Fall ist.

Albert triumphtierte in seinem Bajazzokostüm. Er trug auf der Schulter die Schleife eines rosa Bandes, dessen äußerste Enden ihm bis zu den Kniekehlen reichten, um eine Verwechslung zwischen ihm und Franz unmöglich zu machen. Dieser erschien zudem in seiner Tracht als römischer Bauer.

Je weiter der Tag vorrückte, desto ausgelassener wurde das Treiben. Auf allen Straßen und Plätzen, in all diesen Wagen und an all diesen Fenstern gab es keinen Mund, der stumm, keinen Arm, der ruhig blieb. Es war in der Tat ein menschlicher Sturm, bestehend aus einem Donner von Schreien und einem Hagel von Zuckerkörnern, Blumensträußen, Eiern, Orangen und Blumen. Um drei Uhr verkündeten gleichzeitig abgefeuerte Böllerschüsse auf der Piazza del Popolo und am Palazzo Venezia, die nur mit Mühe durch diesen furchtbaren Tumult drangen, daß das Pferderennen beginne.

Das Pferderennen gehört wie die *moccoli* zu den besonderen Bräuchen der letzten Karnevalstage. Bei dem Krachen der Böller lösten sich die Wagenkorsos augenblicklich auf, und alle flüchteten jeweils in die nächstgelegene Querstraße. Das alles geschah übrigens mit einer unbegreiflichen Gewandtheit und einer fast zaubrischen Schnelligkeit, und zwar ohne daß die Polizei im mindesten daran denkt, jedem seinen Platz anzuweisen oder jedem seinen Weg vorzugeben.

Die Fußgänger drängten sich an die Paläste, dann hörte man einen großen Lärm von Pferden und Säbelscheiden. Ein fünfzehn Mann starker Trupp Carabinieri galoppierte in ihrer ganzen Breite durch die Via del Corso, die er rein fegte, um den Rennpferden Platz zu machen. Als der Trupp am Palazzo Venezia anlangte, verkündete das Krachen einer andern Böllerbatterie, daß die Straße frei sei. Fast im selben Augenblick sah man inmitten eines Ungeheuern, allgemeinen, unvorstellbaren Getöses sieben oder acht Pferde wie Schatten vorüberwischen, angefeuert von dem Geschrei aus drei mal hunderttausend Kehlen und von den tanzenden eisernen, stacheligen Kastanien, die man auf ihren Rücken festgebunden hatte. Dann tat eine Kanone von der Engelsburg drei Schüsse, um zu verkünden, daß die Nummer 3 gewonnen hatte. Unverzüglich, ohne ein anderes Signal als dieses, setzten sich die Wagen wieder in Bewegung und strömten zurück auf den Corso, ergossen sich aus allen Straßen wie für einen Augenblick gestaute Flüsse, die alle miteinander in das Flußbett zurückstürzten, das sie einst nährten, und die unermeßliche Flut nahm noch wilder als je zuvor wieder ihren Lauf zwischen den beiden Granitufern auf. Nur hatte sich noch ein neuer Lärm- und Bewegungsfaktor unter diese Menge gemischt: Die Moccolihändler waren soeben auf den Plan getreten.

Die *moccoli* oder *moccoletti* sind Wachskerzen von verschiedener Dicke, von der österlichen Wachskerze bis zum Wachsstock, und erregen bei den Teilnehmern an dem bunten Treiben, das den römischen Karneval beschließt, zwei entge-

gengesetzte Bestrebungen, zum einen, das eigene *moccoletto* am Brennen zu erhalten, zum anderen, das *moccoletto* der andern auszulöschen.

Es verhält sich mit dem *moccoletto* wie mit dem Leben: Der Mensch hat erst einen Weg gefunden, es weiterzugeben und dieses Mittel von Gott erhalten, aber tausend Wege entdeckt, es zu rauben. Freilich ist ihm bei dieser erhabenen Angelegenheit der Teufel ein wenig zu Hilfe gekommen. Man zündet das *moccoletto* an, indem man es irgendeinem Licht nähert. Aber wer mag die tausend ersonnenen Mittel schildern, um das *moccoletto* auszulöschen, die riesigen Blasebälge, die Löschhütchen von ungeheurer Größe, die übermenschlichen Fächer? Jeder beeilte sich also, *moccoletti* zu kaufen, Franz und Albert wie die andern.

Die Nacht näherte sich rasch, und schon begannen bei dem tausendfach kreischenden Händlerruf ›*Moccoli!*‹ die ersten Sterne über der Menge zu leuchten. Dies war wie ein Signal. Innerhalb von zehn Minuten funkelten fünfzigtausend Lichter vom Palazzo Venezia bis hinab zur Piazza del Popolo und von der Piazza del Popolo wieder hinauf zum Palazzo Venezia. Man hätte es für das Fest der Irrlichter halten können. Man kann sich von diesem Anblick keine Vorstellung machen, wenn man es nicht selbst gesehen hat. Stellen Sie sich vor, alle Sterne würden sich vom Himmel losmachen und sich auf der Erde zu einem wilden Reigen vermengen, das Ganze von Schreien begleitet, wie sie nie ein menschliches Ohr auf dem Rest der Oberfläche der Erdkugel vernommen hat. In einem solchen Moment gibt es keine sozialen Unterschiede mehr. Der Lastenträger springt zum Fürsten, der Fürst zum Trasteveriner, der Trasteveriner zum Bürger... jeder pustend, auslöschend, wieder anzündend. Erschienen der alte Aölus in diesem Augenblick, er würde zum König der *moccoli* ausgerufen und der Nordwind zum mutmaßlichen Kronprinzen.

Dieses tolle und flammende Rennen währte etwa zwei Stunden. Die Via del Corso war taghell erleuchtet. Man konnte die

Züge der Zuschauer bis in das dritte und vierte Stockwerk hinauf erkennen.

Albert zückte alle fünf Minuten seine Uhr; endlich zeigte sie sieben. Die beiden Freunde befanden sich gerade auf der Höhe der Via dei Pontifici. Albert sprang aus dem Wagen, sein *moccoletto* in der Hand. Einige Masken wollten sich ihm nähern, um es auszulöschen oder es ihm zu entreißen, doch als ein gewandter Boxer stieß Albert sie nacheinander auf zehn Schritte weit von sich und eilte weiter zur Kirche San-Giacomo. Die Stufen waren von Neugierigen und Masken überfüllt, die darum kämpften, sich das Licht aus den Händen zu reißen. Franz folgte Albert mit den Augen und sah ihn den Fuß auf die erste Stufe setzen, als im selben Moment eine Maske, die das wohlbekannte Kostüm der Bäuerin mit dem Blumenstrauß trug, den Arm ausstreckte und ihm das *moccoletto* entriß, ohne daß er diesmal Widerstand leistete. Franz war zu weit entfernt, um die Worte zu hören, die sie wechselten, aber ohne Zweifel waren sie nicht feindselig, denn er sah Albert und die Bäuerin sich Arm in Arm entfernen. Eine Zeitlang folgte er ihnen durch die Menge, verlor sie aber bei der Via Macello aus den Augen.

Plötzlich dröhnte der Klang der Glocke, die das Zeichen zum Abschluß des Karnevals gibt, und im selben Moment erloschen wie durch Zauberei alle *moccoli*. Man hätte meinen mögen, daß ein einziger und ungeheurer Windstoß alles vernichtet habe. Franz befand sich im tiefsten Dunkel. Ebenso schnell hörten alle Schreie auf, wie wenn der mächtige Hauch, der alle Lichter ausgeblasen hatte, zu gleicher Zeit auch den Lärm weggefedt hätte. Man vernahm nur mehr das Rollen der Wagen, in denen die Masken nach Hause fuhren, man sah nur mehr die spärlichen Lichter, die hinter den Fenstern glänzten.

Der Karneval war zu Ende.

37. KAPITEL

Die Katakomben von San Sebastiano

Franz hatte in seinem bisherigen Leben vielleicht noch keinen so schneidenden Eindruck, keinen so schnellen Übergang von Fröhlichkeit zu Traurigkeit empfunden als in diesem Moment. Man hätte meinen mögen, daß Rom sich durch den magischen Hauch irgendeines Dämons der Nacht in ein großes Grabmal verwandelt habe. Durch einen Zufall, der die unheimliche Wirkung der Finsternis noch erhöhte, sollte der Mond, der gerade im Abnehmen begriffen war, erst gegen elf Uhr nachts aufgehen. Die Straßen, durch die der junge Mann fuhr, waren also in die tiefste Dunkelheit gehüllt. Die Fahrt dauerte nur kurz. Zehn Minuten später hielt seine Kutsche, oder vielmehr die des Grafen, vor dem »Hôtel d'Espagne«.

Man wartete bereits mit dem Abendessen. Da aber Albert im voraus erklärt hatte, daß er nicht so bald heimzukehren gedenke, setzte sich Franz ohne ihn zu Tisch.

Meister Pastrini, gewohnt sie miteinander dinieren zu sehen, erkundigte sich nach den Gründen seiner Abwesenheit. Aber Franz antwortete nur, Albert habe vor zwei Tagen eine Einladung erhalten und diese wahrgenommen.

Das plötzliche Verlöschen der *moccoletti*, diese Dunkelheit, die an die Stelle des Lichts trat, die auf den Lärm folgende Stille hatten in Franz' Innenleben eine gewisse Traurigkeit hervorgerufen, die nicht frei von Besorgnis war. Er dinierte also sehr schweigsam, ungeachtet der diensteifrigen Sorgfalt seines Wirtes, der mehrmals eintrat, um anzufragen, ob er nichts bedürfe. Franz war entschlossen, solange als möglich auf Albert zu warten. Er bestellte also den Wagen erst auf elf Uhr und ersuchte Meister Pastrini, ihn unverzüglich in Kenntnis zu setzen, sobald Albert aus welchem Grund auch immer wieder im Hotel erscheine. Um elf Uhr war Albert noch nicht heimgekehrt. Franz kleidete sich an und fuhr fort, zum Wirt

sagend, daß er die Nacht beim Herzog von Bracciano zubringe.

Das Haus des Herzogs von Bracciano ist eines der charman-
testen Häuser in Rom. Seine Frau, eine der letzten Erbin-
nen der Colonna, ist eine vollkommene Gastgeberin. Seine Feste
sind in Europa berühmt. Franz und Albert waren mit Empfeh-
lungsschreiben an ihn in Rom angekommen. Seine erste Äu-
ßerung war also, Franz zu fragen, was aus seinem Reisege-
fährten geworden sei. Franz antwortete ihm, daß er sich in
dem Moment von ihm getrennt habe, als es ans Auslöschen
der *moccoli* ging, und ihn bei der Via Macello aus den Augen
verloren habe.

»Er ist also noch nicht heimgekehrt?« fragte der Herzog.

»Ich habe bis eben vorhin noch auf ihn gewartet«, erwiderte
Franz.

»Und wissen Sie, wohin er ging?«

»Nein, nicht genau. Ich glaube aber, daß es sich um eine Art
von Rendezvous handelte.«

»Teufel noch mal!« sagte der Herzog. »Das ist ein schlech-
ter Tag oder vielmehr eine schlechte Nacht, um sich so spät
noch draußen aufzuhalten, nicht wahr, Frau Gräfin?«

Diese letzten Worte waren an die Gräfin G... gerichtet, die
soeben am Arm von Monsieur Torlonia, dem Bruder des Her-
zogs, eingetreten war.

»Im Gegenteil, ich finde, es ist eine bezaubernde Nacht«,
antwortete die Gräfin, »und die Anwesenden werden sich
noch darüber beklagen, daß sie zu schnell vorübergeht.«

»Ich spreche auch nicht von den Personen, die hier sind«,
versetzte der Herzog lächelnd. »Die Männer im Raum sind
von keinen anderen Gefahren bedroht, als sich in Sie zu ver-
lieben, und die Damen, vor Eifersucht zu erkranken, wenn sie
sehen, wie schön Sie sind. Ich spreche von jenen, die durch
Roms Straßen eilen.«

»Ach, du guter Gott!« fragte die Gräfin. »Wer eilt denn zu dieser Stunde durch die Straßen Roms, wenn nicht, um auf diesen Ball zu gehen?«

»Unser Freund Albert de Morcerf, Frau Gräfin, den ich, als er gegen sieben Uhr abends seiner Unbekannten nachsetzte, verließ«, antwortete Franz, »und seitdem nicht mehr sah.«

»Wie? Und Sie wissen nicht, wo er ist?«

»Nicht im geringsten von der Welt.«

»Hat er Waffen bei sich?«

»Er trägt ein Bajazzokostüm.«

»Sie hätten ihn nicht gehen lassen sollen«, sagte der Herzog zu Franz, »da Sie doch Rom besser kennen als er.«

»O ja, das mag sein, aber es wäre ebenso leicht gewesen, als zu versuchen, die Nummer drei unter den Rennpferden aufzuhalten, die heute im Rennen den ersten Preis gewann. Und was kann ihm denn Ihrer Meinung nach schon zustoßen?«

»Wer weiß? Die Nacht ist sehr finster und der Tiber recht nahe bei der Via Macello.«

Franz rieselte ein Schauer durch die Adern, als er die Ansicht des Herzogs und der Gräfin so sehr mit seinen eigenen Befürchtungen übereinstimmen sah.

»Daher habe ich dem Wirt mitgeteilt«, sagte Franz, »daß ich die Ehre habe, die Nacht bei Ihnen zuzubringen, verehrter Herzog, und darum gebeten, mir seine Rückkehr zu melden.«

»Schauen Sie«, erwiderte der Herzog, »ich glaube, einer meiner Diener sucht Sie gerade.«

Der Herzog täuschte sich nicht. Als er Franz entdeckte, kam der Diener auf ihn zu.

»Exzellenz«, sagte er, »der Besitzer des ›Hôtel d’Espagne‹ läßt Sie in Kenntnis setzen, daß Sie ein Mann mit einem Brief des Vicomte de Morcerf in seinem Hause erwarte.«

»Mit einem Brief des Grafen!« rief Franz aus.

»Ja.«

»Und wer ist dieser Mann?«

»Ich weiß es nicht.«

»Warum hat er ihn mir nicht hierhergebracht?«

»Der Bote hat mir darüber keine Erklärung gegeben.«

»Und wo ist der Bote?«

»Er ging sofort wieder, als er mich in den Ballsaal treten sah, um Sie zu benachrichtigen.«

»O mein Gott!« sagte die Gräfin zu Franz. »Gehen Sie schnell! Der arme junge Mann! Es ist ihm vielleicht ein Unglück zugestoßen.«

»Ich eile sofort hin«, versetzte Franz.

»Werden wir Sie wiedersehen, um uns Nachricht zu geben?« fragte die Gräfin.

»Ja, wenn die Sache nicht von Bedeutung ist. Außerdem kann ich noch nicht sagen, wie es mir selbst ergehen wird.«

»Jedenfalls... vorsichtig!« mahnte ihn die Gräfin.

»Oh, seien Sie unbesorgt!«

Franz nahm seinen Hut und entfernte sich in größter Eile. Er hatte seinen Wagen mit der Weisung fortgeschickt, um zwei Uhr wiederzukommen. Aber zum Glück beträgt der Weg vom Palazzo Bracciano, der auf der einen Seite zur Via del Corso und auf der andern zur Piazza dei Apostoli führt, bis zum »Hôtel d'Espagne« kaum zehn Minuten. Als das Hotel in Sichtweite war, sah Franz mitten auf der Straße einen Mann stehen. Er wußte sofort, daß dies Alberts Bote sein mußte. Der Mann war in einen weiten Mantel gehüllt. Er ging auf ihn zu. Aber zum großen Erstaunen von Franz redete dieser Mann ihn zuerst an.

»Was wollen Sie von mir, Exzellenz?« fragte er, einen Schritt zurücktretend, wie ein Mann, der auf der Hut bleiben möchte.

»Bringen Sie mir nicht einen Brief vom Vicomte de Morcerf?«

»Wohnen Eure Exzellenz in Pastrinis Hotel?«

»Ja.«

»Sind Eure Exzellenz der Reisegefährte des Grafen?«

»Ja.«

»Wie heißen Eure Exzellenz?«

»Baron Franz d'Epinay.«

»Dann ist dieser Brief wohl an Eure Exzellenz adressiert.«

»Soll gleich eine Antwort darauf gegeben werden?« fragte Franz, während er ihm den Brief aus der Hand nahm.

»Ja, wenigstens hofft Ihr Freund sehr darauf.«

»Kommen Sie mit mir nach oben, dann werde ich sie Ihnen geben.«

»Ich warte lieber hier«, versetzte der Bote lachend.

»Warum?«

»Eure Exzellenz werden die Sache begreifen, wenn Sie den Brief gelesen haben.«

»Ich werde Sie also hier wiedertreffen?«

»Ganz gewiß.«

Franz trat in den Gasthof. Auf der Treppe begegnete er Meister Pastrini. »Und?« fragte er ihn.

»Und was?« erwiderte Franz.

»Haben Sie den Mann gesehen, der Sie im Auftrag Ihres Freundes zu sprechen wünschte?« fragte er Franz.

»Ja, ich habe ihn getroffen«, antwortete dieser, »und er gab mir diesen Brief. Lassen Sie mir bitte Licht auf mein Zimmer bringen.«

Der Wirt befahl einem Diener, Franz mit einer Wachskerze voranzugehen. Der junge Mann bemerkte Pastrinis sehr erschrockene Miene, und diese Miene erregte in ihm nur um so drin-

gender den Wunsch, Alberts Brief schnell zu lesen. Er näherte sich der Kerze, sobald sie angezündet war, und entfaltete das Papier. Der Brief war von Alberts Hand geschrieben und von ihm unterzeichnet. Franz las ihn zweimal, so wenig war er auf den Inhalt gefaßt gewesen. Er lautete wörtlich wie folgt:

Lieber Freund!

Haben Sie die Gefälligkeit, sogleich nach Empfang dieses Briefes aus meiner Brieftasche, die Sie in der viereckigen Schublade des Sekretärs finden werden, den Kreditbrief zu nehmen. Legen Sie den Ihrigen dazu, wenn er nicht ausreicht. Eilen Sie zu Torlonia, leihen Sie sich dort unverzüglich viertausend Piaster und geben Sie dieselben dem Überbringer. Es ist absolut notwendig, daß mir diese Summe ohne Aufschub geschickt wird.

Mehr möchte ich zu dieser Bitte nicht sagen. Ich zähle auf Sie, wie Sie auf mich zählen könnten.

*P. S.: I believe now in Italian banditti.**

Ihr Freund

Albert DE MORCERF.

Unter diesen Zeilen standen, von einer fremden Hand geschrieben, ein paar italienische Worte:

*Se alle sei della mattina le quattro mille piastre non sono nelle mie mani, alle sette il conte Alberto avria cessato di vivere.**

LUIGI VAMPA.

Diese zweite Unterschrift erklärte alles, und Franz begriff den

* Jetzt glaube ich an die italienischen Banditen.

* Wenn um sechs Uhr morgens die viertausend Piaster nicht in meinen Händen sind, so hat um sieben Uhr der Graf Albert aufgehört zu leben.

Widerwillen des Boten, zu ihm hinaufzugehen. Die Straße erschien ihm wohl sicherer als das Zimmer von Franz. Albert war dem berüchtigten Räuberhauptmann der Banditen in die Hände gefallen, an dessen Existenz zu glauben er sich so lange gesträubt hatte.

Es war keine Zeit zu verlieren. Er eilte zum Sekretär, öffnete ihn, fand in der bezeichneten Schublade die Brieftasche und in ihr den Kreditbrief. Dieser lautete im ganzen auf sechstausend Piaster. Von diesen sechstausend Piastern hatte Albert aber bereits dreitausend ausgegeben. Franz besaß keinen Kreditbrief. Da er sich ursprünglich in Florenz aufhielt und nach Rom gekommen war, um nur sieben bis acht Tage daselbst zu verweilen, hatte er etwa hundert Louisdor in bar mitgenommen. Von diesen hundert Louisdor waren höchstens noch fünfzig übrig. Es fehlten also noch sieben- bis achthundert Piaster, damit Franz und Albert zusammen die verlangte Summe aufbringen konnten. Allerdings konnte Franz in einem solchen Fall auf die Gefälligkeit der Herrn Torlonia zählen. Er schickte sich an, in den Palast Bracciano zurückzukehren, ohne sich noch länger aufzuhalten, als plötzlich ein lichtvoller Gedanke in seinem Geist auftauchte. Ihm fiel der Graf von Monte Christo ein. Franz wollte eben den Befehl geben, Meister Pastrini zu ihm zu schicken, als er ihn schon persönlich auf der Türschwelle erscheinen sah.

»Mein lieber Monsieur Pastrini«, fragte er ihn rasch, »glauben Sie, daß der Graf zu Hause ist?«

»Ja, Exzellenz, er ist soeben heimgekommen.«

»Hat er Zeit gehabt, zu Bett zu gehen?«

»Ich meine nicht.«

»Dann schellen Sie an seiner Tür, ich bitte Sie, und ersuchen Sie ihn in meinem Namen um die Erlaubnis, mich bei ihm einzufinden zu dürfen.«

Meister Pastrini beeilte sich, die Weisung auszuführen. Fünf Minuten später kam er zurück.

»Der Graf erwartet Eure Exzellenz«, teilte er mit.

Franz überquerte den Korridor. Ein Diener führte ihn zum Grafen. Er war in einem kleinen Kabinett, das Franz noch nicht gesehen hatte und das ganz von Diwanen umgeben war. Der Graf ging ihm entgegen.

»Ach, was für ein guter Wind trägt Sie zu dieser Stunde zu mir?« fragte er ihn. »Sollten Sie vielleicht kommen, um ein Abendessen von mir zu verlangen? Bei Gott, dies wäre sehr charmant von Ihnen.«

»Nein. Ich komme, um mit Ihnen in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen.«

»In einer wichtigen Angelegenheit!« wiederholte der Graf und musterte Franz mit dem ihm eigenen tiefen Blick. »Und worum geht es?«

»Sind wir allein?«

Der Graf ging an die Tür und kam wieder zurück.

»Völlig allein«, versicherte er.

Franz reichte ihm Alberts Brief.

»Lesen Sie!« sagte er zu ihm.

Der Graf las den Brief.

»Hm! Hm!« machte er.

»Haben Sie auch das Postskriptum gelesen?«

»Ja«, erwiderte er, »ich sehe schon:

Se alle sei della mattina le quattro mille piastre non sono nelle mie mani, alle sette il conte Alberto avria cessato di vivere.

LUIGI VAMPA.«

»Was sagen Sie dazu?« fragte Franz.

»Verfügen Sie über die geforderte Summe?«

»Ja, es fehlen nur achthundert Piaster.«

Der Graf ging zu seinem Sekretär, öffnete ihn und zog eine Schublade voll Gold heraus.

»Ich hoffe«, sagte er zu Franz, »daß Sie mir nicht die Beleidigung zufügen, sich an jemand anderen zu wenden als an mich?«

»Im Gegenteil, Sie sehen, daß ich auf direktem Weg zu Ihnen gekommen bin«, antwortete Franz.

»Und ich danke Ihnen dafür. Nehmen Sie!«

Und er gab Franz ein Zeichen, sich aus der Schublade zu bedienen.

»Ist es wirklich notwendig, Luigi Vampa diese Summe zu schicken?« fragte der junge Mann und schaute dem Grafen fest in die Augen.

»Na ja«, erwiderte er, »urteilen Sie selbst darüber. Das Postskriptum klingt sehr eindeutig.«

»Ich habe den Eindruck, daß Sie, wenn Sie die Güte hätten nachzusinnen, irgendein Mittel fanden, das die Verhandlungen sehr vereinfachen könnte?« fühlte Franz vor.

»Und welches?« fragte der Graf erstaunt.

»Wenn wir Luigi Vampa beispielsweise besuchten, so würde er uns, davon bin ich überzeugt, Alberts Freiheit nicht versagen.«

»Wir? Und welchen Einfluß soll ich, Ihrer Meinung nach, auf diesen Banditen haben?«

»Haben Sie ihm nicht eben erst eine von jenen Gefälligkeiten erwiesen, die man nicht vergißt?«

»Und welche?«

»Haben Sie nicht kürzlich Peppino das Leben gerettet?«

»Aha!« entfuhr es dem Grafen. »Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Ist das jetzt wichtig? Ich weiß es eben.«

Der Graf verharrte einen Augenblick stumm und mit gerunzelter Stirn.

»Und wenn ich zu Vampa ginge, würden Sie mich begleiten?«

»Wenn Ihnen meine Gesellschaft nicht allzu unangenehm wäre.«

»Nun gut, meinerwegen. Das Wetter ist schön. Ein Spaziergang in der Umgebung Roms kann uns nur guttun.«

»Müssen wir Waffen mitnehmen?«

»Wozu?«

»Geld?«

»Das ist überflüssig. Wo ist der Mann, der diesen Brief gebracht hat?«

»Auf der Straße.«

»Wartet er auf Antwort?«

»Ja.«

»Wir müssen ein bißchen etwas darüber herausfinden, welchen Weg wir einzuschlagen haben. Ich will ihn rufen.«

»Es wird vergebens sein. Er wollte nicht heraufgehen.«

»Zu Ihnen vielleicht nicht, aber zu mir... da wird er keine Schwierigkeiten machen.«

Der Graf trat an ein Fenster des Zimmers, das auf die Straße hinausging, und piffte auf eine besondere Weise. Der Mann im Mantel trat von der Mauer weg und kam bis zur Mitte der Straße heran.

»*Salite!*« sagte der Graf in einem Ton, in dem er seinem Diener einen Befehl erteilt hätte. Der Bote gehorchte ohne Aufschub, ohne Zögern, sogar mit Eile, und begab sich über die vier Stufen der Freitreppe in das Hotel. Fünf Sekunden danach stand er an der Tür des Kabinetts.

»Ah! Du bist es, Peppino«, sagte der Graf.

Aber Peppino, anstatt zu antworten, fiel auf die Knie, faßte die Hand des Grafen und drückte mehrmals seine Lippen darauf.

»Ah! Ah!« äußerte der Graf. »Du hast also noch nicht vergessen, daß ich dir das Leben rettete! Das ist sonderbar. Es sind doch heute schon acht Tage seitdem verstrichen.«

»Nein, Exzellenz, und ich werde es nie vergessen«, entgegnete Peppino mit einem Ausdruck innigster Dankbarkeit.

»Niemals! Das ist sehr lang, aber es ist denn doch schon viel wert, daß du es glaubst. Steh auf und antworte!«

Peppino warf einen besorgten Blick auf Franz.

»Oh! Du kannst in Gegenwart Seiner Exzellenz sprechen«, fuhr der Graf fort. »Dieser Herr zählt zu meinen Freunden... Sie erlauben, daß ich Ihnen diesen Titel gebe?« fügte der Graf auf französisch hinzu, indem er sich Franz zuwandte. »Das ist nötig, um das Vertrauen dieses Mannes zu gewinnen.«

»Sie können in meiner Gegenwart sprechen«, bestätigte Franz, »ich bin ein Freund des Grafen.«

»Na dann«, versetzte Peppino, sich zum Grafen kehrend, »Eure Exzellenz können mich fragen, und ich werde antworten.«

»Wie ist Albert in Luigis Hände gefallen?«

»Exzellenz, der Wagen des Franzosen kreuzte mehrmals jenen, in dem Teresa saß.«

»Die Geliebte des Hauptmanns?«

»Ja. Der Franzose warf ihr schmachthende Blicke zu, Teresa machte sich den Spaß, sie zu erwidern. Der Franzose warf ihr Blumensträuße zu, sie machte es ebenso. All das selbstverständlich mit Genehmigung des Hauptmanns, der sich im selben Wagen befand.«

»Wie?« rief Franz aus. »Luigi Vampa war im Wagen der römischen Bäuerinnen?«

»Er lenkte ihn, als Kutscher verkleidet«, antwortete Peppino.

»Und dann?« fragte der Graf.

»Nun denn, da lüftete der Franzose die Maske, und Teresa, immer mit Genehmigung des Hauptmanns, tat das Gleiche. Der Franzose bat um ein Rendezvous, und Teresa bewilligte es ihm. Nur war es, an Teresas Stelle, Beppo, der auf den Stufen der Kirche San-Giacomo stand.«

»Wie?« unterbrach ihn Franz wieder, »jene Bäuerin, die ihm sein *moccoletto* entriß...?«

»... war ein junger Bursche von fünfzehn Jahren«, vervollständigte Peppino. »Es ist aber keine Schande für Ihren Freund, daß er ihm in die Falle getappt ist. Beppo hat schon ganz andere erwischt, glauben Sie mir.«

»Und Beppo führte ihn zur Stadt hinaus?« fragte der Graf.

»So ist es. Ein Wagen wartete am Ende der Via Macello. Beppo stieg ein und lud den Franzosen ein, ihm zu folgen. Der ließ es sich nicht zweimal sagen. Er bot Beppo galant den Sitz zur Rechten an und setzte sich neben ihn. Beppo sagte ihm dann, daß er ihn zu einer etwa eine Meile von Rom entfernten Villa bringen werde. Der Franzose versicherte Beppo, er sei bereit, ihm bis ans Ende der Welt zu folgen. Der Kutscher fuhr sofort wieder die Via di Ripetta hinauf, erreichte die Porta di San Paolo, und als etwa hundert Schritte weiter außerhalb der Franzose allzu zudringlich wurde, meiner Treu, da setzte Beppo ihm ein paar Pistolen an die Kehle. Der Kutscher hielt augenblicklich seine Pferde an, kehrte sich auf seinem Sitz um und machte es ebenso. Zur gleichen Zeit sprangen vier von unseren Leuten, die an den Almogestaden verborgen waren, an die Kutschenschläge. Der Franzose hatte gute Lust, sich zu verteidigen, und drückte Beppo sogar ein wenig die Kehle zu, wie ich hörte. Allein, da gegen fünf bewaffnete Männer nichts auszurichten war, mußte er sich ergeben. Man ließ ihn aus dem Wagen steigen, ging am Ufer des kleinen Flusses entlang und führte ihn zu Teresa und Luigi, die in den Katakomben von San Sebastiano auf ihn warteten.«

»Nun gut«, sagte der Graf zu Franz gewandt, »mir scheint,

diese Geschichte ist wohl soviel wert als jede andere? Was sagen Sie dazu, Sie, der Sie ein Kenner sind?«

»Ich sage, daß ich sie ziemlich lustig fände«, antwortete Franz, »wenn sie einem anderen als dem armen Albert begegnet wäre.«

»Soviel ist gewiß«, äußerte der Graf, »daß, wenn Sie mich nicht hier gefunden hätten, dieses Liebesabenteuer Ihrem Freund ein wenig teuer zu stehen gekommen wäre. Aber beruhigen Sie sich. Er wird mit dem Schrecken davonkommen.«

»Wir begeben uns doch zu ihm?« fragte Franz.

»Bei Gott, ja, um so mehr, als er sich an einem sehr malerischen Ort befindet. Kennen Sie die Katakomben von San Sebastiano?«

»Nein, ich bin nie hinuntergestiegen, habe mir aber geschworen, es eines Tages zu tun.«

»Nun, da haben Sie eine wunderbare Gelegenheit, und es wäre schwierig, eine bessere zu finden. Haben Sie Ihren Wagen?«

»Nein.«

»Das tut nichts. Man hält mir für gewöhnlich Tag und Nacht einen fertig angespannten bereit.«

»Einen fertig angespannten?«

»Ja. Ich bin ein sehr launischer Mensch. Ich muß gestehen, daß mich bisweilen, wenn ich aufstehe, nach dem Abendessen oder auch mitten in der Nacht, die Lust überkommt, zu irgendeinem Punkt der Welt zu reisen, und das tue ich dann auch.«

Der Graf läutete, worauf sein Kammerdiener erschien.

»Lassen Sie den Wagen aus der Remise holen«, sagte er, »und nehmen Sie die Pistolen heraus, die in den Koffern sind. Es ist nicht notwendig, den Kutscher zu wecken. Ali wird seinen Dienst versehen.«

Nur einen Augenblick später hörte man das Geräusch des

Wagens, der vor der Tür hielt. Der Graf zog seine Uhr.

»Halb eins!« sagte er. »Wir hätten auch um fünf Uhr morgens von hier abfahren können und wären doch noch rechtzeitig angekommen. Aber vielleicht würde diese Verzögerung Ihrem Gefährten eine schlechte Nacht bereiten. Es ist also besser, ihn in aller Eile aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Sind Sie noch immer entschlossen, mich zu begleiten?«

»Mehr denn je.«

»Nun denn, so kommen Sie!«

Franz und der Graf machten sich auf den Weg, gefolgt von Peppino. An der Haustür fanden sie den Wagen vor. Ali saß auf dem Bock. Franz erkannte den stummen Sklaven aus der Grotte von Monte Christo wieder. Franz und der Graf stiegen in die Kutsche, ein Coupé. Peppino setzte sich neben Ali, und man fuhr im Galopp los. Ali hatte seine Befehle im voraus empfangen, denn er schlug die Via del Corso ein, fuhr über den Campo Vaccino, die Via San Gregorio hinauf und gelangte zur Porta di San Sebastiano. Hier wollte der Torwächter zunächst einige Schwierigkeiten machen, doch der Graf von Monte Christo wies eine Ermächtigung des Gouverneurs von Rom vor, zu jeder Tages- und Nachtzeit die Stadt betreten und verlassen zu dürfen. Das Fallgitter wurde also angehoben, der Wächter erhielt einen Louisdor für seine Mühe, und man fuhr hindurch.

Die Straße, die der Wagen nahm, war die alte, auf ihrer ganzen Länge mit Grabmälern gesäumte Via Appia. Bisweilen glaubte Franz im Licht des Mondes, der aufzugehen begann, eine Schildwache von einer Ruine wegtreten zu sehen, aber auf ein zwischen Peppino und dieser Schildwache gewechseltes Zeichen kehrte sie sofort in das Dunkel zurück und verschwand.

Kurz vor dem Zirkus des Caracalla hielt der Wagen an. Peppino öffnete den Kutschenschlag, und der Graf und Franz

stiegen aus.

»In zehn Minuten«, sagte der Graf zu seinem Gefährten, »sind wir an Ort und Stelle.«

Dann nahm er Peppino beiseite und gab ihm leise einen Auftrag. Peppino entfernte sich, nachdem er sich mit einer Fackel versehen hatte, die man aus dem Kasten des Coupés nahm. Weitere fünf Minuten verstrichen, während denen Franz den Schäfer einen kleinen Fußpfad inmitten des abwechslungsreichen Terrains, das die vulkanische Erde der Ebene von Rom bildet, einschlagen und in jenen hohen, rötlichen Gräsern verschwinden sah, die an die struppige Mähne eines riesigen Löwen erinnern.

»Folgen wir ihm nun!« äußerte der Graf.

Franz und der Graf betraten denselben Fußpfad, der sie nach hundert Schritten über einen leichten Abhang auf den Grund eines kleinen Tales führte. Bald wurden zwei Männer sichtbar, die im Dunkel miteinander sprachen.

»Müssen wir noch weitergehen?« fragte Franz den Grafen. »Oder sollen wir warten?«

»Gehen wir. Peppino wird die Schildwache von unserem Kommen in Kenntnis gesetzt haben.«

In der Tat war der eine von diesen Männern Peppino, der andere ein als Schildwache postierter Bandit. Als sich Franz und der Graf näherten, grüßte der Bandit.

»Exzellenz«, sagte Peppino zum Grafen, »wenn Sie mir folgen wollen... der Eingang in die Katakomben ist zwei Schritte von hier.«

»Gut«, erwiderte der Graf, »geh voran!«

Tatsächlich zeigte sich hinter einer Gruppe von Gebüsch, zwischen einigen Felsen, eine Öffnung, durch die kaum ein Mensch kriechen konnte. Peppino schlüpfte zuerst durch diesen Spalt. Aber kaum hatte er einige Schritte gemacht, als der unterirdische Weg breiter wurde. Dann blieb er stehen, zünde-

te seine Fackel an und drehte sich um, um zu sehen, ob ihm die anderen folgten. Der Graf wagte sich als erster in diese Art von Luftloch, und Franz kam nach ihm.

Das Gelände fiel sanft, aber tief ab und erweiterte sich, je weiter man vorwärtskam. Franz und der Graf waren dennoch genötigt, gebückt zu gehen und fanden mit Mühe nebeneinander Platz. Sie machten auf diese Art noch fünfzig Schritte, dann wurden sie von dem Zuruf »Wer da?« angehalten. Zu gleicher Zeit sahen sie im Dunkel den Schein ihrer Fackel auf einem Gewehrlauf glänzen.

»Freund!« antwortete Peppino und ging allein vor. Dann wechselte er leise einige Worte mit dieser zweiten Schildwache, die, wie die erste, grüßte und den nächtlichen Besuchern ein Zeichen gab, daß sie ihren Weg fortsetzen könnten.

Hinter der Schildwache lag eine Treppe von ungefähr zwanzig Stufen. Franz und der Graf stiegen die zwanzig Stufen hinab und befanden sich in einer Art von Gruft. Fünf Wege strebten wie die Strahlen eines Sterns in entgegengesetzten Richtungen auseinander, und die Wände mit ihren übereinander ausgehöhlten sargförmigen Nischen zeigten an, daß man endlich die Katakomben erreicht hatte. In einer dieser Höhlen, deren Ausmaße nicht abzuschätzen schienen, war es hell. Man sah einen Lichtschimmer. Der Graf legte Franz die Hand auf die Schulter.

»Wollen Sie ein Banditenlager im Ruhezustand sehen?« fragte er ihn.

»Gerne«, antwortete Franz.

»Nun, dann kommen Sie mit mir... Peppino, lösche die Fackel aus!«

Peppino gehorchte, und um Franz und den Grafen wurde es stockdunkel. Nur ungefähr fünfzig Schritte vor ihnen fuhren einige rötliche Lichter, die nach dem Auslöschen von Peppinos Fackel noch deutlicher sichtbar waren, entlang der Wände zu tanzen fort.

Sie schritten schweigend voran. Der Graf führte Franz, als besäße er die besondere Fähigkeit, im Finstern zu sehen. Doch auch Franz erkannte seinen Weg immer leichter, je mehr er sich jenem Schimmer näherte, der ihnen als Führer diente.

Sie passierten drei Arkaden, deren mittlere die Stelle einer Pforte versah. Diese Arkaden führten an der einen Seite zu dem Korridor, in dem sich der Graf und Franz befanden, und auf der anderen in einen großen viereckigen Raum, der ringsum von Nischen wie der von uns bereits erwähnten umgeben war. Inmitten dieses Raumes erhoben sich vier Steine, die ehemals als Altar dienten, wie es das Kreuz nahelegte, das sie noch überragte. Eine einzelne, auf einen Säulenschaft gestellte Lampe erhellte mit einem bleichen und flackernden Licht diese seltsame Szene, die sich den beiden im Dunkel verborgenen Besuchern darbot. Ein Mann saß, den Ellbogen auf die Säule gestützt, und las, mit dem Rücken zu den Arkaden, durch deren Öffnung ihn die Neuankömmlinge beobachteten.

Es war der Räuberhauptmann dieser Bande, Luigi Vampa. Um ihn herum gewahrte man, kreuz und quer auf ihren Mänteln liegend oder mit dem Rücken an eine Art Steinbank gelehnt, die die ganze Grabkammer gürtete, etwa zwanzig Räuber. Der Karabiner eines jeden lag in Griffweite seiner Hand.

Im Hintergrund, schweigend, kaum sichtbar und einem Schatten gleich, schritt eine Schildwache vor einer Art Öffnung auf und ab, die man aber nicht genau erkennen konnte, weil die Finsternis an dieser Stelle noch dichter schien.

Als der Graf glaubte, daß Franz seine Blicke an diesem malarischen Gemälde genügend ergötzt habe, legte er den Finger auf seine Lippen, um ihm Schweigen zu gebieten, ging die drei Stufen hinauf, die vom Korridor in die Grabkammer führten, trat durch die mittlere Arkade in den Raum und näherte sich Vampa, der so in seine Lektüre vertieft war, daß er das Geräusch seiner Schritte nicht hörte.

»Wer da?« rief die weniger geistesabwesende Schildwache,

die im Schimmer der Lampe eine Art von Schatten sah, der hinter ihrem Räuberhauptmann immer größer wurde. Bei diesem Ruf sprang Vampa rasch auf und riß zugleich eine Pistole aus dem Gürtel. Einen Augenblick später waren alle Banditen auf den Beinen und zwanzig Gewehrläufe auf den Grafen gerichtet.

»Nun«, sagte dieser gelassen, mit einer vollkommen ruhigen Stimme, und ohne daß ein einziger Muskel seines Gesichts zuckte, »nun, mein lieber Vampa, ich habe den Eindruck, daß man hier ein großes Trara macht, um einen Freund zu empfangen!«

»Gewehr ab!« rief der Räuberhauptmann, mit der einen Hand ein gebieterisches Zeichen gebend, während er mit der andern ehrerbietig seinen Hut abnahm. Dann wandte er sich wieder der sonderbaren Person zu, die diese ganze Szene beherrschte, und sagte: »Verzeihen Sie, Herr Graf, aber ich war so weit entfernt, die Ehre Ihres Besuches zu vermuten, daß ich Sie gar nicht erkannt habe.«

»Es scheint, daß Sie in jeder Beziehung ein kurzes Gedächtnis haben und nicht nur das Gesicht der Leute, sondern auch die mit ihnen getroffenen Verabredungen vergessen.«

»Und was für Verabredungen habe ich denn vergessen, Herr Graf?« fragte der Bandit wie ein Mann, der, nachdem er einen Fehler begangen hat, nichts mehr wünscht, als ihn wiedergutmachen.

»Wurde nicht verabredet«, fragte der Graf, »daß Ihnen nicht nur meine Person, sondern auch die meiner Freunde heilig sein sollte?«

»Und worin habe ich diese Übereinkunft verletzt, Exzellenz?«

»Sie haben diesen Abend den Vicomte Albert de Morcerf entführt und hierher gebracht. Nun«, fuhr der Graf mit einem Ton fort, der Franz schauern machte, »dieser junge Mann ist einer meiner Freunde, dieser junge Mann wohnt im selben

Hotel wie ich, dieser junge Mann hat acht Tage lang die Rundfahrten auf dem Corso in meiner Privatkutsche gemacht, und dennoch, ich wiederhole es, haben Sie ihn entführt, haben Sie ihn hierher gebracht, und«, fügte der Graf hinzu, den Brief aus seiner Tasche ziehend, »ein Lösegeld für ihn festgesetzt, als ob er der Erstbeste wäre.«

»Warum habt Ihr mir das nicht gesagt?« fauchte der Räuberhauptmann seine Leute an, die alle vor seinem Blick zurückwichen. »Warum habt Ihr mich in die Lage gebracht, einem Mann wie dem Herrn Grafen mein Wort nicht zu halten, in dessen Händen das Leben von uns allen liegt? Bei dem Blute Christi, wenn ich glauben könnte, daß einer von Euch wußte, der junge Mann sei der Freund seiner Exzellenz, so würde ich ihm mit eigener Hand eine Kugel in den Kopf jagen.«

»Sehen Sie«, meinte der Graf zu Franz, »ich sagte Ihnen gleich, daß ein Irrtum vorliegen müsse.«

»Sind Sie nicht allein?« fragte Vampa besorgt.

»Ich habe die Person bei mir, an die dieser Brief adressiert war und der ich beweisen wollte, daß Luigi Vampa ein Mann von Wort ist. Sehen Sie, Exzellenz«, sagte er zu Franz, »hier ist Luigi Vampa, der Ihnen gerne selbst sagen wird, daß er seinen Irrtum sehr bedauert.«

Franz kam herbei, und der Räuberhauptmann ging ihm einige Schritte entgegen.

»Seien Sie in unserer Mitte willkommen«, sagte er zu ihm. »Sie hörten, was der Herr Graf soeben sprach und was ich ihm antwortete. Ich möchte hinzufügen, daß ich nicht um die viertausend Piaster, auf die ich das Lösegeld Ihres Freundes festsetzte, gewollt hätte, was geschehen ist.«

»Aber wo ist denn der Gefangene«, fragte Franz und schaute sich besorgt um. »Ich sehe ihn nicht.«

»Es ist ihm doch nichts zugestoßen, hoffe ich?« fragte der Graf mit einem Stirnrunzeln.

»Der Gefangene ist dort«, antwortete Vampa, mit der Hand auf die Höhle deutend, vor der der Bandit als Wache auf- und abging, »und ich selbst will ihm verkünden, daß er frei ist.«

Der Räuberhauptmann näherte sich dem Ort, den er als Alberts Gefängnis bezeichnet hatte, und Franz und der Graf folgten ihm.

»Was macht der Gefangene?« fragte Vampa die Schildwache.

»Meiner Treu, Hauptmann«, antwortete dieser, »ich weiß es nicht. Seit mehr als einer Stunde habe ich nicht gehört, daß er sich gerührt hätte.«

»Kommen Sie, Exzellenzen«, sagte Vampa.

Der Graf und Franz stiegen sieben, acht Stufen hinauf, dem Räuberhauptmann hinterher, der einen Riegel wegschob und eine Tür öffnete. Dann konnte man im Schimmer einer Lampe, gleich jener, die die Grabkammer erleuchtete, Albert, in einen Mantel gehüllt, den ihm einer der Banditen geliehen hatte, tief und fest schlafend in einem Winkel liegend erblicken.

»Nun«, sagte der Graf mit dem ihm eigenen Lächeln, »nicht übel für einen Mann, der morgen um sieben Uhr erschossen werden sollte.«

Vampa schaut den schlummernden Albert mit einer gewissen Bewunderung an. Man sah, daß ihn dieser Beweis von Mut nicht unbeeindruckt ließ.

»Sie haben recht, Herr Graf«, äußerte er, »dieser Mann muß einer Ihrer Freunde sein.« Dann trat er an Albert heran und sagte, ihn leise an der Schulter berührend: »Exzellenz, beliebt es Ihnen, aufzuwachen?«

Albert streckte die Arme aus, rieb sich die Augen und schlug sie auf.

»Ah! Ah!« sagte er. »Sie sind's, Hauptmann? Herrgott, Sie hätten mich noch schlafen lassen sollen. Ich hatte gerade einen zauberhaften Traum: Ich träumte, bei Torlonia mit der

Gräfin G... Galopp zu tanzen.«

Er zog seine Uhr, die man ihm gelassen hatte, um selbst nach der Zeit zu sehen.

»Halb zwei Uhr morgens!« rief er. »Aber warum zum Teufel wecken Sie mich zu dieser Stunde?«

»Um Ihnen zu sagen, daß Sie frei sind, Exzellenz.«

»Mein Lieber«, gab Albert schlagfertig zurück, »merken Sie sich für die Zukunft gut die Maxime Napoleons des Großen: ›Weckt mich nur bei schlechten Nachrichten.‹ Hätten Sie mich schlafen lassen, so hätte ich meinen Galopp fertiggetanzt und wäre Ihnen mein ganzes Leben lang dafür dankbar geblieben... Man hat also mein Lösegeld bezahlt?«

»Nein, Exzellenz.«

»Nanu, warum bin ich dann frei?«

»Jemand, dem ich nichts abschlagen kann, ist gekommen, Sie für sich zu reklamieren.«

»Bis hierher?«

»Bis hierher.«

»Ah, guter Gott! Dieser Jemand ist sehr liebenswürdig.« Albert schaute sich um und erblickte Franz. »Wie?« sagte er zu ihm. »Sie sind es, mein lieber Franz, den die Ergebenheit bis hierher führt?«

»Nicht mich«, antwortete Franz, »sondern unseren Nachbarn, den Herrn Grafen von Monte Christo.«

»Ah! Bei Gott! Herr Graf«, versetzte Albert überdreht und ordnete seine Krawatte und seine Manschetten, »Sie sind wahrhaftig ein herrlicher Mann, und ich hoffe, daß Sie wissen, daß ich Ihnen ewig dankbar sein werde, zunächst wegen der Sache mit der Kutsche und dann wegen dieser hier.«

Und er reichte dem Grafen die Hand, der zwar in dem Moment schauderte, als er ihm die seinige entgegenstreckte, aber sie ihm dennoch reichte.

Der Bandit beobachtete die Szene mit verblüffter Miene. Er war offenbar gewöhnt, seine Gefangenen in seiner Gegenwart zittern zu sehen, und da hatte er nun einen, dessen launiger Humor ungetrübt blieb.

Franz war entzückt, daß Albert, selbst einem Banditen gegenüber, die Nationalehre so aufrecht hielt.

»Mein lieber Albert«, sagte er zu ihm, »wenn Sie sich beeilen, haben wir noch Zeit, die Nacht bei Torlonia zu beschließen. Sie werden Ihren Galopp wieder fortsetzen, wo Sie ihn unterbrochen haben, und somit keinen Groll mehr gegen den verehrten Herrn Luigi hegen, der sich in dieser ganzen Angelegenheit wahrhaftig wie ein ehrlicher Mann benommen hat.«

»Ah! Da haben Sie recht«, erwiderte er. »Wir können bis zwei Uhr dort sein. Verehrter Herr Luigi«, fuhr Albert fort, »ist noch irgendeine andere Förmlichkeit zu beobachten, um von Eurer Exzellenz Abschied zu nehmen?«

»Keine, Monsieur«, antwortete der Bandit, »Sie sind frei wie die Luft.«

»In diesem Fall wünsche ich Ihnen ein gutes und lustiges Leben. Kommen Sie, meine Herren, kommen Sie!«

Und Albert, von Franz und dem Grafen gefolgt, ging die Treppe hinab und durchschritt den großen viereckigen Saal. Alle Banditen standen mit dem Hut in der Hand da.

»Peppino«, sagte der Räuberhauptmann, »gib mir die Fackel.«

»Nun, was tun Sie denn?« fragte der Graf.

»Ich geleite Sie zurück«, antwortete der Räuberhauptmann. »Dies ist wohl die geringste Ehre, die ich Eurer Exzellenz erweisen kann.«

Und die angezündete Fackel aus der Hand des Hirten nehmend, schritt er vor seinen Gästen her, nicht wie ein Diener, der eine Pflicht der Unterwürfigkeit vollzieht, sondern wie ein König, der Gesandten vorangeht. Bei der Tür angekommen,

verneigte er sich.

»Und nun, Herr Graf«, sagte er, »möchte ich nochmals um Entschuldigung bitten und hoffe, daß Sie mir wegen dieses Vorfalls kein Gefühl des Grolles nachtragen werden?«

»Nein, mein lieber Vampa«, versetzte der Graf. »Zudem bügeln Sie Ihre Versehen auf eine so galante Art aus, daß man sich beinahe versucht fühlt, Ihnen dankbar zu sein, sie begangen zu haben.«

»Meine Herren«, äußerte der Räuberhauptmann und wandte sich den jungen Leuten zu, »vielleicht wird Ihnen das Angebot nicht sehr reizvoll erscheinen. Aber sollte Sie jemals die Lust anwandeln, mir einen zweiten Besuch abzustatten, so werden Sie mir ganz gleich, wo ich bin, willkommen sein.«

Franz und Albert verneigten sich. Der Graf ging zuerst hinaus, dann Albert, während Franz als einziger stehenblieb.

»Eure Exzellenz wollen mich etwas fragen?« sagte Vampa lächelnd.

»Ja, ich gestehe es«, antwortete Franz. »Ich möchte gerne wissen, welches Werk Sie mit so großer Aufmerksamkeit lasen, als wir kamen?«

»Cäsars *Commentarii*«, erwiderte der Bandit, »es ist mein Lieblingsbuch.«

»Na, kommen Sie nicht?« fragte Albert.

»Doch, doch«, antwortete Franz, »da bin ich.«

Und auch er trat durch die Öffnung hinaus. Man machte einige Schritte in die Ebene.

»Ah, verzeihen Sie!« sagte Albert und kehrte noch einmal um. »Sie erlauben, Hauptmann?«

Und er zündete seine Zigarre an Vampas Fackel an.

»So, Herr Graf«, bat er, »jetzt aber schnell! Mir ist außerordentlich daran gelegen, meine Nacht bei dem Herzog von Bracciano zu beschließen.«

Man fand den Wagen dort wieder, wo man ihn verlassen hatte. Der Graf sagte ein arabisches Wort zu Ali, und die Pferde flogen dahin.

Es war nach Alberte Uhr Punkt zwei, als die beiden Freunde in den Tanzsaal traten. Ihre Rückkehr rief große Aufregung hervor, aber da sie miteinander erschienen, fanden alle Befürchtungen, die man in bezug auf Albert gehegt hatte, schnell ein Ende.

»Madame«, sagte der Vicomte de Morcerf, als er auf die Gräfin zukam, »Sie waren gestern so gütig, mir einen Galopp zu versprechen. Ich komme etwas spät, um dieses huldvolle Versprechen einzufordern. Aber mein Freund hier, dessen Wahrheitsliebe Sie kennen, wird Ihnen gerne bestätigen, daß die Schuld nicht bei mir liegt.«

Und da in diesem Moment die Musik das Signal zu einem Walzer gab, schlang Albert seinen Arm um die Taille der Gräfin und verschwand mit ihr im Wirbel der Tänzer.

Währenddessen dachte Franz an den merkwürdigen Schauder, der den ganzen Körper des Grafen von Monte Christo in dem Augenblick durchzuckt hatte, als er sozusagen genötigt war, Albert die Hand zu geben.

38. KAPITEL

Die Verabredung

Als Albert am nächsten Tag aufstand, schlug er Franz als erstes vor, dem Grafen einen Besuch abzustatten. Er hatte ihm zwar bereits am Vorabend gedankt, war jedoch der Meinung, daß ein solcher Dienst, wie jener ihm erwiesen hatte, wohl zwei Danksagungen wert sei.

Franz, den eine mit Schrecken vermischte Neigung zum

Grafen von Monte Christo hinzog, wollte ihn nicht allein zu diesem Mann gehen lassen und begleitete ihn deshalb. Beide wurden eingelassen. Nach fünf Minuten betrat auch der Graf den Raum.

»Herr Graf«, sagte Albert und trat auf ihn zu, »erlauben Sie mir, Ihnen heute morgen zu wiederholen, was ich Ihnen gestern nur in ungenügender Weise sagte: daß ich niemals vergessen werde, in welcher Lage Sie mir zu Hilfe kamen, und mich immer erinnern werde, daß ich Ihnen das Leben verdanke, wenigstens beinahe.«

»Mein lieber Nachbar«, antwortete der Graf lachend, »Sie veranschlagen Ihre Verbindlichkeiten mir gegenüber zu hoch. Sie verdanken mir eine kleine Ersparnis von etwa zwanzigtausend Francs in Ihrem Reisebudget, weiter nichts. Sie sehen wohl, daß dies nicht der Mühe wert ist, davon länger zu sprechen. Empfangen Sie dagegen«, fügte er hinzu, »mein Kompliment. Sie haben sich auf eine bewunderungswürdige Weise unbefangen und unbekümmert verhalten.«

»Sehen Sie, Herr Graf«, versetzte Albert, »ich stellte mir vor, mich in einen schlimmen Streit verwickelt zu haben, dem ein Duell folgte, und wollte den Banditen begreiflich machen, daß man sich zwar in allen Ländern der Welt duelliere, daß aber nur die Franzosen sich lachend duellieren. Da jedoch meine Verbindlichkeit Ihnen gegenüber deshalb nicht minder groß ist, so komme ich, Sie zu fragen, ob ich Ihnen nicht irgendwie nützlich sein könne, entweder persönlich oder durch meine Freunde und Bekannten. Mein Vater, der Vicomte de Morcerf, ein geborener Spanier, nimmt in Frankreich und in Spanien eine hohe Stellung ein. Verfügen Sie daher über mich und über alle Personen, die mich lieben.«

»Nun«, meinte der Graf, »ich gestehe Ihnen, Monsieur de Morcerf, daß ich Ihr Angebot erwartete und es herzlich gerne annehme. Ich dachte schon daran, Sie um einen großen Gefallen zu bitten.«

»Um welchen?«

»Ich war noch nie in Paris, ich kenne Paris nicht.«

»Wirklich?« rief Albert aus. »Sie konnten bis jetzt leben, ohne Paris zu sehen? Das ist unglaublich.«

»Dennoch ist es so. Aber ich fühle wie Sie, daß eine weitere Unkenntnis der Hauptstadt der gebildeten Welt eine Unmöglichkeit ist. Zudem: Vielleicht hätte ich diese unerläßliche Reise schon lange gemacht, wenn ich jemanden gekannt hätte, der mich in jene vornehme Gesellschaft einführen könnte, mit der ich noch in keinerlei Verbindung stehe.«

»Oh, ein Mann wie Sie!« staunte Albert erneut.

»Sie sind sehr gütig. Allein, da ich nur das einzige Verdienst besitze, mich als Millionär mit Ihren Monsieur Aguado oder Monsieur Rothschild zu messen, und ich nicht nach Paris gehe, um an der Börse zu spekulieren, hielt dieser kleine Umstand mich bisher ab. Jetzt bringt mich Ihr Angebot zu einem Entschluß. Nun, Sie würden sich bereit erklären, mein lieber Monsieur de Morcerf...«, – der Graf sprach diese Worte mit einem sonderbaren Lächeln –, »Sie würden sich bereit erklären, mir, wenn ich nach Frankreich reise, die Türen zu jener vornehmen Welt zu öffnen, in der ich ebenso fremd bin wie ein Huronindianer oder ein Cochin-Chinese?«

»Oh! Was dies betrifft, Herr Graf, mit dem größten Vergnügen und von ganzem Herzen«, antwortete Albert, »und um so lieber... mein lieber Franz, machen Sie sich nicht lustig über mich... als ich heute früh einen Brief erhalten habe, der mich nach Paris zurückberuft. Es geht dabei um meine Heiratsverbindung mit einem sehr angesehenen Hause, das mit der Pariser Gesellschaft in den besten Verhältnissen steht.«

»Eine Heiratsverbindung?« fragte Franz lachend.

»Bei Gott, ja. Also, wenn Sie nach Paris kommen, werden Sie mich als gesetzten Mann und vielleicht als Familienvater vorfinden. Dies wird zu meiner angeborenen Ernsthaftigkeit doch gut passen, nicht wahr. Jedenfalls, Herr Graf, ich wie-

derhole es Ihnen, gehören ich und die Meinigen Ihnen mit Leib und Seele an.«

»Ich nehme Ihr Angebot an«, erwiderte der Graf, »denn ich schwöre Ihnen, daß mir nur diese Gelegenheit fehlte, um Pläne zu verwirklichen, über die ich schon lange nachsinne.«

Franz zweifelte keinen Augenblick, daß diese Pläne dieselben waren, hinsichtlich derer dem Grafen in der Grotte von Monte Christo eine Äußerung entschlüpft war, und er musterte den Grafen während dieser Worte genau, um zu versuchen, in seiner Physiognomie irgendeinen Hinweis auf die Art dieser Pläne zu entdecken, die ihn nach Paris führten. Es war jedoch sehr schwierig, in die Seele dieses Mannes zu dringen, zumal wenn er sie mit einem Lächeln verschleierte.

»Aber sagen Sie, Herr Graf«, fragte Albert, entzückt, mit einem Mann wie Monte Christo angeben zu können, »es ist doch keiner von jenen aus einer Laune geborenen Plänen, deren man im Verlauf einer Reise Tausende entwirft, und die, da sie auf Sand gebaut sind, vom ersten Windhauch weggeweht werden?«

»Nein, ich kann Ihnen versichern«, antwortete der Graf, »ich will nach Paris reisen, ich muß sogar hinreisen.«

»Und wann?«

»Wann werden Sie denn dort sein?«

»Ich?« sagte Albert. »Oh, ach du meine Güte, in vierzehn Tagen oder spätestens in drei Wochen, nach soviel Zeit eben, als ich zur Rückkehr brauche.«

»Nun denn«, versetzte der Graf, »ich gebe Ihnen drei Monate. Sie sehen, daß ich Ihnen viel Spielraum lasse.«

»Und in drei Monaten werden Sie an meine Tür klopfen?« rief Albert freudig aus.

»Wollen Sie eine Verabredung auf den Tag, auf die Stunde genau ausmachen?« fragte der Graf. »Ich kann Ihnen im voraus versprechen, daß ich geradezu entsetzlich pünktlich sein

werde.«

»Auf den Tag, auf die Stunde!« wiederholte Albert. »Das gefällt mir vortrefflich.«

»Na also, wunderbar.« Er streckte die Hand nach einem Kalender aus, der neben dem Spiegel hing. »Wir haben heute den 21. Februar« – er zog die Uhr –, »es ist halb elf Uhr morgens. Wollen Sie mich am kommenden 21. Mai um halb elf Uhr morgens erwarten?«

»Grandios!« antwortete Albert. »Das Frühstück wird bereitstehen.«

»Sie wohnen?«

»Rue du Helder, Hausnummer 27.«

»Leben Sie als Junggeselle, werde ich Sie auch sicher nicht stören?«

»Ich wohne im Palais meines Vaters, aber in einem völlig separaten Pavillon im Hintergrund des Hofes.«

»Gut.«

Der Graf nahm sein Notizbuch und schrieb: »Rue du Helder, Hausnummer 27, 21. Mai, um halb elf Uhr morgens.«

»Und nun«, sprach der Graf, das Büchlein wieder in seine Tasche steckend, »seien Sie unbesorgt. Der Zeiger Ihrer Standuhr wird nicht pünktlicher sein als ich.«

»Werde ich Sie vor meiner Abreise noch einmal sehen?« fragte Albert.

»Je nachdem: Wann reisen Sie ab?«

»Ich reise morgen um fünf Uhr abends.«

»In diesem Fall sage ich Ihnen Lebewohl. Ich habe geschäftlich in Neapel zu tun und werde erst am Samstag abend oder Sonntag früh wieder hier eintreffen. – Reisen Sie auch ab, Herr Baron?« fragte der Graf Franz.

»Ja.«

»Nach Frankreich?«

»Nein, nach Venedig. Ich bleibe noch ein oder zwei Jahre in Italien.«

»Wir werden uns also in Paris nicht sehen?«

»Ich fürchte, diese Ehre nicht zu haben.«

»Also glückliche Reise, meine Herren«, sagte der Graf zu den beiden Freunden und reichte jedem die Hand.

Es war das erste Mal, daß Franz die Hand dieses Mannes berührte. Er schauderte, denn sie war eisig wie die eines Toten.

»Noch einmal«, sagte Albert, »es bleibt also wohl bei dem Versprechen, nicht wahr? Rue du Helder, Hausnummer 27, am 21. Mai, um halb elf Uhr morgens?«

»Am 21. Mai, um halb elf Uhr morgens, Rue du Helder, Hausnummer 27«, bestätigte der Graf.

Die jungen Leute verneigten sich zum Abschied vor dem Grafen und gingen.

»Was fehlt Ihnen denn?« wurde Franz von Albert gefragt, als sie ihre Zimmer betraten. »Sie schauen so besorgt drein?«

»Ja«, erwiderte Franz, »das muß ich zugeben. Der Graf ist schon ein sonderbarer Mann, und mit Besorgnis erfüllt mich Ihre Verabredung in Paris.«

»Diese Verabredung... mit Besorgnis? Ah! Sie sind ja verrückt, mein lieber Franz«, winkte Albert ab.

»Was wollen Sie?« entgegnete Franz. »Verrückt oder nicht, es ist nun mal so.«

»Hören Sie«, versetzte Albert, »und ich bin froh, daß sich eine Gelegenheit bietet, es Ihnen zu sagen, aber ich fand Sie immer ziemlich kalt dem Grafen gegenüber, und diesen dagegen immer sehr zuvorkommend uns gegenüber. Haben Sie etwas gegen ihn?«

»Vielleicht.«

»Haben Sie ihn schon einmal irgendwo gesehen, bevor Sie ihn hier trafen?«

»Allerdings.«

»Wo denn?«

»Versprechen Sie mir, kein Wort von dem weiterzusagen, was ich Ihnen jetzt erzählen werde?«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Gut. Hören Sie also!«

Und nun erzählte Franz Albert seinen Ausflug zur Insel Monte Christo, wie er dort eine Schiffsmannschaft von Schmugglern traf, und inmitten dieser Mannschaft zwei korsische Banditen. Er berichtete haarklein alle Einzelheiten der märchenhaften Bewirtung, die ihm der Graf in seiner Grotte aus *Tausendundeine Nacht* angedeihen ließ. Er beschrieb ihm das Abendessen, das Haschisch, die Statuen, die Wirklichkeit und den Traum, und wie bei seinem Erwachen, als Beweis all dieser Ereignisse und als Erinnerung an sie, nur mehr jene kleine Jacht übrigblieb, die, am Horizont sichtbar, nach Porto Vecchio segelte. Dann ging er auf Rom über, auf die Nacht im Kolloseum, auf die Unterredung mit Vampa über Peppino, die er belauscht und bei der der Graf versprochen hatte, die Begnadigung des Banditen zu erwirken. Ein Versprechen, das er, wie unsere Leser sich selbst überzeugen konnten, ohne Abstriche hielt. Schließlich kam er auf das Abenteuer der vorangegangenen Nacht zu sprechen, auf die Verlegenheit, in der er sich befunden hatte, als er bemerkte, daß ihm, um die Summe vollzumachen, noch sechs- bis siebenhundert Piaster fehlten. Zuletzt erzählte er noch von der Idee, die in ihm aufgetaucht war, sich an den Grafen zu wenden, eine Idee, die zu einem ebenso malerischen wie zufriedenstellenden Erfolg führte.

Albert hatte Franz mit der gespanntesten Aufmerksamkeit angehört.

»Nun denn«, fragte er ihn, als er fertig war, »was gibt es daran auszusetzen? Der Graf ist reiselustig, der Graf besitzt ein eigenes Schiff, weil er reich ist. Gehen Sie nach Portsmouth und nach Southampton, Sie werden die Häfen mit

Jachten vollgestopft sehen, die reichen Engländern von gleichem Geschmack gehören. Um zu wissen, wo er bei seinen Ausflügen anhalten kann, um nicht diese gräßliche Küche essen zu müssen, die uns vergiftet, mich seit vier Monaten, Sie seit vier Jahren, um nicht in den abscheulichen Betten zu liegen, in denen man nicht schlafen kann, läßt er sich eben ein Absteigequartier auf Monte Christo möblieren. Da sein Absteigequartier möbliert ist, fürchtet er, die toskanische Regierung könnte eines Tages ihrem Mieter kündigen, und seine Ausgaben könnten dadurch verloren sein. Nun kauft er die Insel und benennt sich selbst nach ihr. Mein Lieber, durchstöbern Sie Ihr Gedächtnis und sagen Sie mir, wie viele Leute in unserer Bekanntschaft den Namen von Besitzungen führen, die sie nie besessen haben?«

»Aber jene korsischen Banditen«, gab Franz zu bedenken, »die sich in seiner Mannschaft befanden?«

»Na, was ist daran so erstaunlich? Sie wissen besser als jeder andere, nicht wahr, daß die korsischen Banditen keine Diebe waren, sondern ganz einfach Leute auf der Flucht, die irgendeine *Vendetta* aus ihrer Stadt oder aus ihrem Dorf vertrieben hat. Man kann sich also mit ihnen sehen lassen, ohne sich zu kompromittieren. Ich meinerseits erkläre, daß ich, wenn ich jemals nach Korsika gehe, bevor ich mich dem Gouverneur und dem Präfekten vorstellen lasse, die Banditen von Colomba kennenlernen möchte, wenn man irgendwie ein Treffen arrangieren kann. Ich finde sie charmant.«

»Aber Vampa und seine Bande«, beharrte Franz, »sind Banditen, die Leute anhalten, um sie zu bestehlen, was Sie nicht leugnen werden, hoffe ich? Was sagen Sie von dem Einfluß des Grafen auf solche Menschen?«

»Ich sage, mein Lieber, daß es mir, da ich aller Wahrscheinlichkeit nach mein Leben diesem Einfluß verdanke, nicht zusteht, ihn allzusehr zu kritisieren. Sie werden also billigen, daß ich ihn, anstatt ihm ein Kapitalverbrechen anhängen zu wollen wie Sie, entschuldige, weil er mir, wenn auch nicht das

Leben gerettet, was vielleicht ein wenig übertrieben ist, aber zumindest viertausend Piaster erspart hat, die gut und gern vierundzwanzigtausend Livres nach unserem Geld betragen – eine Summe, auf die man mich in Frankreich gewiß nicht geschätzt hätte. Was beweist«, schloß Albert lachend, »daß der Prophet im eigenen Lande nichts gilt.«

»Aha! Auch recht. Aus welchem Land stammt denn der Graf? Welche Sprache spricht er? Wovon lebt er? Woher hat er sein ungeheures Vermögen? Was geschah im ersten Teil seines geheimnisvollen und unbekannten Lebens? Wer hat dem zweiten diese düstere und menschenfeindliche Färbung verliehen? Gehen Sie, dies ist es, was ich an Ihrer Stelle gerne wissen würde.«

»Mein lieber Franz«, erwiderte Albert, »als Sie nach Empfang meines Briefes sahen, daß wir des Einflusses des Grafen bedurften, sagten Sie zu ihm: ›Albert de Morcerf, mein Freund, schwebt in Gefahr. Helfen Sie mir, ihn aus dieser Gefahr zu befreien!‹, nicht wahr?«

»Ja.«

»Fragte er Sie dann: ›Wer ist dieser Monsieur Albert de Morcerf? Mit welchem Recht führt er seinen Namen? Woher kommt sein Vermögen? Wovon lebt er? Aus welchem Land ist er? Wo ist er geboren?‹ Fragte er Sie nach all dem? Na, sprechen Sie!«

»Nein, zugegeben.«

»Er kam mit, weiter nichts. Er befreite mich aus den Händen von Monsieur Vampa, in denen ich, obwohl ich so völlig unbekümmert schien, wie Sie sagen, eine sehr schlechte Figur spielte, ich bekenne es. Nun denn, mein Lieber, wenn er mich, als Gegenleistung für einen solchen Dienst, bittet, das für ihn zu tun, was man täglich für den erstbesten russischen oder italienischen Touristen tut, der nach Paris kommt, nämlich ihn in der vornehmen Welt vorzustellen, – wollen Sie, daß ich ihm das abschlage? Kommen Sie, Franz, Sie sind doch ver-

rückt!«

Man muß zugeben, daß, anders als sonst, alle guten Gründe diesmal auf Alberts Seite waren.

»Na ja«, seufzte Franz, »machen Sie, was Sie wollen, mein lieber Vicomte, denn alles, was Sie mir da sagen, klingt sehr gut, ich gebe es zu. Allein, es ist deshalb nicht weniger wahr, daß der Graf von Monte Christo ein sonderbarer Mensch ist.«

»Der Graf von Monte Christo ist ein Menschenfreund. Er sagte Ihnen offenbar nicht, zu welchem Zweck er nach Paris komme? Nun, er kommt als Mitbewerber um den Prix Montyon hin, und wenn er nur meiner Stimme bedarf, um ihn zu erhalten, werde ich sie ihm geben. Doch sprechen wir nicht mehr davon, mein lieber Franz. Begeben wir uns zu Tisch und staten wir St. Peter noch einen letzten Besuch ab.«

Es geschah, wie Albert sagte, und am andern Tag um fünf Uhr nachmittags schieden die beiden Freunde voneinander, Albert de Morcerf, um nach Paris zurückzukehren, Franz d'Epinay, um vierzehn Tage in Venedig zu verbringen.

Doch bevor Albert in die Kutsche stieg, gab er noch dem Hotelburschen eine Karte für den Grafen von Monte Christo, so sehr fürchtete er, sein Gast könnte nicht zu ihrer Verabredung erscheinen. Auf die Karte hatte er unter die Worte ›Vicomte Albert de Morcerf‹ mit Bleistift geschrieben:

*21. Mai, halb elf Uhr morgens
Rue du Helder, Nr. 27*

39. KAPITEL

Die Gäste

In dem Haus in der Rue du Helder, das dem Grafen von Monte Christo von Albert de Morcerf in Rom als Treffpunkt ge-

nannt worden war, wurde am Morgen des 21. Mai alles vorbereitet, um dem Versprechen des jungen Mannes zur Ehre zu gereichen. Albert de Morcerf bewohnte einen Pavillon, der in einer Ecke eines großen Anwesens stand, gegenüber einem Gebäude, das für die Dienerschaft bestimmt war. Nur zwei Fenster des Pavillons gingen zur Straße, drei weitere lagen auf der Hofseite und zwei rückwärts zum Garten hin. Zwischen Hof und Garten erhob sich, im geschmacklosen Stil der Kaiserzeit erbaut, die moderne und weitläufige Wohnung des Grafen und der Gräfin de Morcerf. Das gesamte Anwesen war, gegen die Straße hin, von einer Mauer umschlossen, die in regelmäßigen Abständen mit Pflanzentrögen verziert war und in der Mitte ein großes, mit vergoldeten Spitzen besetztes Gitter hatte, das bei festlichen Empfängen als Einfahrt diente. Eine kleine Tür, die nahe der Loge des Hausmeisters lag, wurde von Dienern oder wenn die Herrschaften zu Fuß unterwegs waren als Ein- und Ausgang benutzt.

Daß der Pavillon Albert als Wohnung zugeteilt worden war, ließ die einfühlsame Umsicht einer Mutter erkennen, die, ohne sich von ihrem Sohn trennen zu wollen, doch eingesehen hatte, daß ein junger Mann im Alter des Vicomte seiner ganzen Freiheit bedürfe. Man erkannte daraus andererseits auch, wie wir bemerken müssen, die intelligente Selbstsucht des jungen Mannes, der jenes freie und müßige Leben, wie es Söhne aus gutem Hause führen, in vollen Zügen genoß, das man ihm hier vergoldete wie dem Vogel seinen Käfig.

Durch die beiden auf die Straße gehenden Fenster konnte Albert de Morcerf sehen, was draußen vorging. Eine interessante Aussicht ist für junge Leute notwendig, die ja immer die Welt an ihrem Horizont vorüberziehen sehen wollen – und wäre dieser Horizont auch nur die Straße. Albert de Morcerf konnte, hatte er etwas erblickt, das einer näheren Untersuchung wert schien, jederzeit zu einer kleinen Pforte hinausgehen, um seine Nachforschungen anzustellen. Sie bildete das Gegenstück zu jener, die neben der Hausmeisterwohnung lag,

und ist einer besonderen Erwähnung würdig.

Das Türchen hatte jedermann, schon seit den Tagen der Fertigstellung des Hauses, längst vergessen oder hielt es gar für ewiglich verdammt, so unscheinbar und staubig sah es aus. Doch Schloß und Angeln waren sorgfältig geölt und verrieten eine geheimnisvolle und häufige Benützung. Diese kleine geheime Pforte wetteiferte mit den zwei andern und spottete des Pförtners, dessen Wachsamkeit und Gerichtsbarkeit sie sich entzog, indem sie sich öffnete wie das berühmte Tor der Höhle in *Tausendundeine Nacht*, Ali Babas verzauberter Sesam, durch einige kabbalistische Worte oder ein verabredetes leises Pochen, gewispert von den sanftesten Stimmen oder verursacht von den zartesten Fingern der Welt. Am Ende eines langen und stillen Korridors, mit dem diese kleine Tür in Verbindung stand und der das Vorzimmer bildete, lagen rechts das auf den Hof gehende Speisezimmer Alberts und links sein kleiner Salon mit Blick auf den Garten.

Dichtes Laub und Kletterpflanzen wucherten fächerartig vor dem Fenster, verstellten von Hof und Garten aus den Blick in das Innere dieser beiden Gemächer, der einzigen, in die, da sie im Erdgeschoß lagen, überhaupt neugierige Blicke hätten dringen können.

Im ersten Stock wiederholten sich diese zwei Gemächer, um ein drittes durch Verwendung des Vorzimmers vermehrt. Diese drei waren ein Salon, ein Schlafzimmer und ein Kabinett. Der Salon im Erdgeschoß war nur eine Art von algerischem Versammlungsraum und für die Raucher bestimmt. Das Kabinett im ersten Stock führte in das Schlafzimmer und stand durch eine Tapetentür mit der Treppe in Verbindung. Man sieht, daß alle Vorsichtsmaßregeln getroffen waren. Darüber lag noch ein großes Atelier, durch Einreißen der Zwischenwände und Kämmerchen vergrößert, ein Pandämonium, das der Künstler dem Dandy streitig machte. Dorthin flüchteten sich Alberts häufig wechselnde Neigungen: die Waldhörner, die Baßgeigen, die Flöten, ein vollständiges Orchester, denn

Albert hatte für einen Augenblick kein ernsthaftes Interesse, wohl aber eine flüchtige Neigung für die Musik gefühlt; des weiteren Staffeleien, Paletten, Farbstifte, denn der flüchtigen Neigung für die Musik war eine heftige Anwandlung von malerischem Genie gefolgt; endlich die Florette, die Boxhandschuhe, die Säbel und Stöcke in verschiedenster Ausführung, denn gemäß den Traditionen der modebewußten jungen Herren jener Zeit, von der wir erzählen, betrieb Albert de Morcerf mit unendlich mehr Beharrlichkeit als zuvor Musik und Malerei jene drei Künste, welche die Löwenerziehung vervollständigen: Fechtkunst, Boxen und Stockkampf. Und er empfing in diesem für all diese Leibesübungen bestimmten Zimmer naheinander die Herren Grisier, Cooks und Charles Leboucher.

Die übrigen Möbel in diesem ganz speziellen Zimmer waren alte Schränke aus der Zeit Franz I. und Schränke voll chinesischen Porzellans, Vasen aus Japan, Fayencen von Lucca della Robbia und Schüsseln von Bernard von Palissy. Alte Lehnstühle standen herum, auf denen vielleicht Heinrich IV. oder Sully, Ludwig XIII. oder Richelieu gesessen hatten. Denn zwei dieser Lehnstühle waren mit einem geschnitzten Wappen geschmückt, wo auf dem berühmten Azur, von einer Krone überwölbt, die drei Lilien Frankreichs glänzten. Sie kamen unverkennbar aus der Gerätekammer des Louvre oder wenigstens aus der irgendeines königlichen Schlosses. Auf diese düster-ernsten Sessel waren kostbare, bunte Stoffe übereinander drapiert, unter der Sonne Persiens gefärbt oder unter den Fingern der Frauen von Kalkutta und von Chandernagor gewebt. Was diese Stoffe hier machten, hätte man nicht sagen können; sie harrten, die Augen ergötzend, einer selbst ihrem Eigentümer unbekannten Bestimmung und erhellten geduldig das Gemach mit einem Glanz von Seide und Gold. Auf dem am meisten ins Auge fallenden Platz stand ein von Roller & Blanchet aus Rosenholz gefertigter Flügel, der der lilliputischen Größe heutiger Salons angepaßt worden war und dennoch in seiner schmalen und sonoren Höhle ein Orchester

verschloß und unter dem Gewicht der Meisterwerke von Beethoven, Weber, Mozart, Haydn, Grétry und Porpora ächzte. Die Wände waren vollgepflastert, auch der Raum über den Türen, sogar die Decke, mit Degen, Dolchen, Keulen und Äxten, vollständig vergoldeten, damaszierten und mit Einlegearbeiten verzierten Rüstungen, Kräutersammlungen, Haufen von Mineralien, mit Roßhaar ausgestopften Vögeln, zu einem bewegungslosen Flug ihre feuerfarbenen Schwingen ausbreitend und ihren Schnabel nie wieder schließend. Es bedarf keiner Erwähnung, daß dieser Raum Alberts Lieblingszimmer war.

Am Tag der Verabredung hatte der junge Mann jedoch, noch in bequemer Hauskleidung, sein Hauptquartier im kleinen Salon des Erdgeschosses aufgeschlagen. Hier, auf einem Tisch, den in einer gewissen Entfernung ein breiter und weicher Diwan umgab, glänzten alle bekannten Tabaksorten, vom gelben Petersburger Tabak bis zum schwarzen Tabak des Sinai, Tabak aus Maryland, aus Puerto Rico und aus Syriens Hafenstadt Lattakia, alle in Töpfen von gesprenkelter Fayence, welche die Holländer so sehr lieben. Neben ihnen, in Kistchen von wohlriechendem Holz, waren Zigarren nach Größe und Qualität aufgereiht, Puros, Regalia, Havannas und Manilas. In einem offenen Schrank harnte eine Sammlung von deutschen Pfeifen, von türkischen mit Korallen verzierten Tschibuks mit Bernsteinmundstücken und goldverzierten Wasserpfeifen mit ihren schlangenförmigen langen Schläuchen aus Saffianleder der Laune oder Neugier eines Rauchers. Albert hatte selbst den Vorsitz geführt bei der Anordnung oder vielmehr bei der systematischen Unordnung all dieser Dinge, die nach dem Kaffee die Gäste eines zeitgemäßen Frühstücks gerne durch den Rauch betrachten, der ihrem Mund entschlüpft und sich in langgezogenen und spiralförmigen Schwaden zum Plafond emporringelt.

Um dreiviertel zehn erschien ein Kammerdiener. Er bildete, nebst einem kleinen Stallburschen von fünfzehn Jahren, der

nur englisch sprach und John hieß, Morcerfs ganze Dienerschaft. Es versteht sich von selbst, daß er an gewöhnlichen Tagen über den Koch des Hauses verfügen konnte und daß bei großen Anlässen der Page des Grafen zu seiner Verfügung stand. Germain, der Kammerdiener, genoß das volle Vertrauen seines jungen Gebieters. Er hielt einen Schwung Zeitungen in der Hand, die er auf einen Tisch legte, und ein Päckchen Briefe, die er Albert überreichte. Albert warf einen zerstreuten Blick auf die verschiedenen Briefe, wählte darunter zwei mit feinen Schriftzügen und parfümierten Umschlägen, entsiegelte sie und las sie mit einer gewissen Aufmerksamkeit.

»Wer hat diese Briefe gebracht?«

»Der eine ist mit der Post gekommen, der andere wurde vom Kammerdiener von Madame Danglars übergeben.«

»Lassen Sie Madame Danglars sagen, daß ich den Platz annehme, den sie mir in ihrer Loge anbietet... Warten Sie... Dann gehen Sie, im Laufe des Tages, zu Rosa. Sagen Sie ihr, daß ich, ihrer Einladung folgend, bei ihr soupieren werde, wenn ich aus der Oper komme, und tragen Sie sechs Flaschen entsprechend gewählter Weine, Zypern, Jerez und Malaga, und ein Fäßchen Austern aus Ostende hin... kaufen Sie die Austern bei Borel und erwähnen Sie ja, daß sie für mich sind.«

»Um wieviel Uhr soll aufgetragen werden, Monsieur?«

»Wieviel Uhr haben wir's?«

»Dreiviertel zehn.«

»Nun, dann tragen Sie pünktlich um halb elf auf. Debray wird vielleicht genötigt sein, ins Ministerium zu gehen... Übrigens...«, und er blickte in seine Aufzeichnungen, »dies ist auch die Stunde, die ich dem Grafen genannt habe, am 21. Mai um halb elf Uhr morgens. Und obwohl ich nicht recht glaube, daß er sein Versprechen einhalten wird, will ich doch pünktlich sein. Apropos, wissen Sie, ob die Frau Gräfin bereits auf ist?«

»Wenn der Monsieur Vicomte es wünschen, so will ich mich hiewegen erkundigen.«

»Ja... bitten Sie sie um eines ihrer Likörfächer, meins ist unvollständig, ach, und sagen Sie ihr, daß ich die Ehre haben werde, gegen drei Uhr zu ihr zu kommen, und daß ich sie um die Erlaubnis bitten lasse, ihr jemand vorzustellen.«

Der Diener entfernte sich. Albert warf sich auf den Diwan, zerriß die Verschlüsse einiger Streifbandzeitungen, besah die Spielpläne der Theater, machte ein ärgerliches Gesicht, als er feststellte, daß man eine Oper gab und kein Ballett, suchte in den Parfümerieankündigungen vergebens ein Zahnschmerzmittel, das man ihm wärmstens empfohlen hatte, und warf die drei besten Blätter von Paris, eines nach dem andern, von sich und murmelte genüßlich gähmend: »Wahrhaftig, diese Zeitungen werden immer langweiliger.«

In diesem Moment hielt eine leichte Kutsche vor der Tür, und einen Augenblick später trat der Kammerdiener wieder ein, um Monsieur Lucien Debray zu melden. Ein großgewachsener, junger, blonder Mann schritt herein, ohne ein Lächeln, ohne ein Wort zu sprechen und mit einer halboffiziellen Miene. Er war blaß, hatte graue Augen und einen selbstsicheren Blick, dünne und kalte Lippen. Er trug einen blauen Rock mit ziselierten Goldknöpfen, mit weißer Krawatte und ein Monokel mit Schildpattrahmen, das an einer seidenen Schnur hing und das er durch angestrengtes Zusammenkneifen von Augen- und Wangenmuskulatur von Zeit zu Zeit in die rechte Augenhöhle klemmte.

»Guten Morgen, Lucien, guten Morgen! Ah! Sie erschrecken mich, mein Lieber, mit Ihrer Pünktlichkeit! Was sag' ich? Pünktlichkeit! Sie, den ich als letzten erwartete, Sie kommen zehn Minuten vor zehn, da das eigentliche Treffen erst um halb elf Uhr stattfindet! Das ist wunderbar! Sollte etwa das Ministerium gestürzt worden sein?«

»Nein, mein Liebster«, sagte der junge Mann und ließ sich

auf dem Diwan nieder, »beruhigen Sie sich, wir wanken immer, aber wir fallen nicht, und ich beginne zu glauben, daß wir es langsam zur Unabsetzbarkeit bringen, abgesehen davon, daß die Lage auf dieser Halbinsel unsere Stellung noch völlig befestigen wird.«

»Ach ja, stimmt, Sie vertreiben Don Carlos aus Spanien.«

»Nein, nein, Teuerster, mißverstehen wir uns nicht. Wir führen ihn von der andern Seite der französischen Grenze zurück und bieten ihm eine königliche Gastfreundschaft in Bourges.«

»In Bourges?«

»Ja, er kann sich nicht beklagen, zum Teufel! Bourges ist die Hauptstadt von König Karl VII. Wie, das wußten Sie nicht? Ganz Paris weiß es seit gestern, und vorgestern verlautete die Sache an der Börse, denn Monsieur Danglars... ich weiß nicht, woher dieser Mann die Neuigkeiten in ebenso schneller Zeit erfährt wie wir... hat auf ein Steigen der Kurse spekuliert und eine Million gewonnen.«

»Und Sie ein neues Band, wie es scheint, denn ich sehe ein neues blaues Streifchen Ihrer Ordensnadel?«

»Ach ja, sie haben mir den Orden Karls III. geschickt«, antwortete Debray beiläufig.

»Nun spielen Sie doch nicht den Gleichgültigen und gestehen Sie, daß Sie stolz sind, ihn erhalten zu haben.«

»Mein Gott, ja – als Vervollständigung meiner Garderobe. So ein Stern sieht gut aus auf einem zugeknöpften schwarzen Rock. Sehr elegant.«

»Und«, ergänzte Morcerf lächelnd, »man verbreitet die Aura eines Prinzen von Wales oder des Herzogs von Reichstadt.«

»Hören Sie, warum Sie mich so früh sehen, Liebster.«

»Weil Sie den Orden Karls III. bekommen haben und mir diese gute Nachricht verkünden wollten?«

»Nein, sondern weil ich die ganze Nacht hindurch Schreiben verschickt habe: fünfundzwanzig diplomatische Depeschen!

Heute früh bei hellem Tag heimgekehrt, wollte ich erst schlafen. Aber ich bekam derartige Kopfschmerzen, daß ich gleich wieder aufstand, um eine Stunde spazierenzureiten. Im Bois de Boulogne fielen mich Langeweile und Hunger an, zwei Feinde, die eigentlich selten miteinander gehen und sich doch gegen mich verbündeten, eine Art carlo-republikanische Allianz. Da fiel mir plötzlich ein, daß man diesen Morgen bei Ihnen schmause, tja, und da bin ich. Ich habe Hunger, geben Sie mir zu essen. Mir ist langweilig, unterhalten Sie mich.«

»Das ist meine Pflicht als Gastgeber, lieber Freund«, sagte Albert und klingelte nach dem Diener, während Lucien mit der Spitze seines Spazierstöckchens, das einen goldenen, mit Türkis eingelegten Knauf hatte, in den herumliegenden Zeitungen stocherte, »Germain, ein Glas Jerez und etwas Gebäck. Inzwischen, mein lieber Lucien, – hier Zigarren, geschmuggelte, selbstverständlich. Ich fordere Sie auf, sie zu probieren und Ihren Minister davon zu überzeugen, uns solche zu verkaufen, anstatt jene Arten von Nußbaumblättern, die zu rauhen er die guten Bürger verurteilt.«

»Zum Henker! Das werde ich schön bleiben lassen. Sobald sie Ihnen von der Regierung zukämen, würden Sie sie nicht mehr wollen und fänden sie abscheulich. Zudem geht dies nicht das Innenministerium, sondern die Finanzen an. Wenden Sie sich an Monsieur Humann, Sektion ›Indirekte Abgaben‹, Korridor A, Zimmer Numero 26.«

»Sie setzen mich durch den Umfang Ihrer Kenntnisse wirklich in Erstaunen«, erwiderte Albert. »Aber nehmen Sie doch eine Zigarre!«

»Ah, lieber Vicomte«, sagte Lucien und zündete sich eine Manila an einer rosenroten Wachskerze an, die in einem kleinen vergoldeten Silberleuchter steckte, und ließ sich zurück in den weichen Diwan sinken, »ah, lieber Vicomte, wie glücklich Sie sind, daß Sie nichts zu tun haben! Wahrhaftig, Sie kennen Ihr Glück nicht!«

»Und was täten Sie, mein lieber Friedensstifter der Königreiche«, fragte Morcerf mit einem Anflug von Ironie, »wenn Sie nichts zu tun hätten? Na? Sie sind Privatsekretär eines Ministers, in die große europäische Politik und zugleich in die kleinen Intrigen von Paris verwickelt, Sie beschützen Könige und, noch besser, Königinnen, müssen zwischen Streitparteien vermitteln, haben Wahlen zu leiten; Sie tun von Ihrem Kabinett aus mit Ihrer Feder und Ihrem Telegraphen mehr als Napoleon auf seinen Schlachtfeldern mit seinem Degen und seinen Siegen tat; Sie verfügen neben Ihrem Gehalt über eine Rente von fünfundzwanzigtausend Livres, haben ein Pferd, für das Ihnen Château-Renaud vierhundert Louisdor bot und das Sie ihm nicht geben wollten, Sie besuchen die Oper, den Jockeyclub und das Théâtre des Variétés, – und Sie finden in all dem nichts, um sich zu zerstreuen? Nun gut, meinerwegen, ich will Ihnen heute etwas Zerstreuung bieten.«

»Und welche?«

»Ich gebe Ihnen Gelegenheit, eine neue Bekanntschaft zu machen.«

»Eines Mannes oder einer Frau?«

»Eines Mannes.«

»Oh! Ich kenne doch schon so viele!«

»Aber einen solchen kennen Sie nicht, wie der, den ich meine.«

»Woher kommt er denn? Vom Ende der Welt?«

»Vielleicht noch weiter her.«

»Huch! Teufel auch! Ich hoffe nicht, daß er es ist, der unser Frühstück bringen soll?«

»Nein, seien Sie unbesorgt. Unser Frühstück wird in der mütterlichen Küche bereitet. Aber haben Sie denn Hunger?«

»Ja, ich gesteh's, so demütigend es auch ist, das zu sagen. Aber ich habe gestern bei Monsieur de Villefort diniert. Und haben Sie es bemerkt, lieber Freund, man diniert sehr schlecht

bei allen diesen Leuten von der Staatsanwaltschaft. Man könnte meinen, daß sie immer Gewissensbisse haben.«

»Ah! Bei Gott, man kann leicht die Diners anderer heruntersetzen, wenn man immer gut bei Ministern speist.«

»Ja, aber wenigstens laden wir keine anständigen Leute ein. Und wären wir nicht genötigt, irgendwelche Tölpel an unsere Tafel zu bitten, die das Richtige denken und vor allem das Richtige wählen, würden wir uns vor dem Dinieren zu Hause wie vor der Pest hüten. Ich bitte Sie, Sie müssen mir glauben.«

»Nun, mein Lieber, trinken Sie ein zweites Glas Jerez und nehmen Sie noch etwas Gebäck.«

»Gerne. Ihr spanischer Wein ist vorzüglich. Sie sehen, daß wir vollständig Recht hatten, in diesem Land den Frieden wiederherzustellen.«

»Ja, aber Don Carlos?«

»Naja, Don Carlos kann Bordeaux trinken, und in zehn Jahren werden wir seinen Sohn mit der Infantin vermählen.«

»Was Ihnen den Orden vom Goldenen Vließ einbringen wird, wenn Sie dann noch im Ministerium sind.«

»Ich glaube, Albert, daß Sie mich diesen Morgen ausschließlich mit Rauch füttern möchten.«

»Ah! Dies ergötzt den Magen noch am meisten, gestehen Sie es nur! Doch, horchen Sie, da höre ich eben die Stimme von Beauchamp im Vorzimmer. Sie werden sich bestimmt wieder mit ihm streiten und können lernen, sich in Geduld zu üben.«

»Wieso streiten?«

»Über die Zeitungen.«

»Oh, lieber Freund«, entgegnete Lucien mit souveräner Verachtung, »lese ich Zeitungen?«

»Ein Grund mehr. Dann werden Sie noch hitziger streiten.«

»Monsieur Beauchamp!« meldete der Kammerdiener.

»Herein, herein, giftige Feder!« rief Albert, stand auf und ging dem jungen Mann entgegen, »sehen Sie, hier sitzt Debray, der Sie verabscheut, ohne Sie zu lesen. Zumindest behauptet er das.«

»Er hat Recht damit«, versetzte Beauchamp, »er macht es wie ich. Ich kritisiere ihn, ohne zu wissen, was er tut. Guten Morgen, Kommandeur!«

»Ah! Sie wissen es schon«, äußerte der Privatsekretär, mit dem Journalisten einen Händedruck und ein Lächeln austauschend.

»Allerdings!«

»Und was spricht man davon in der Welt?«

»In welcher Welt? Wir haben viele Welten im Jahre der Gnade 1838.«

»Na, in der kritisch-politischen Welt, in der Sie einer der Löwen sind.«

»Man sagt, daß es nur recht und billig sei und daß Sie genug Rot säen, damit ein wenig Blau aufgehen kann.«

»Nun, nun, nicht übel«, schmunzelte Lucien, »warum gehören Sie nicht zu den Unsrigen, mein lieber Beauchamp? Bei so viel Geist, wie Sie besitzen, würden Sie in drei, vier Jahren Ihr Glück machen.«

»Daher warte ich nur auf etwas, um Ihren Rat zu befolgen, nämlich auf ein Ministerium, das länger als sechs Monate besteht. Auf ein Wort, mein lieber Albert, denn ich muß doch auch den armen Lucien zu Atem kommen lassen. Frühstücken wir oder essen wir gleich zu Mittag? Ich muß noch in die Kammer. Wir sind bei unserm Geschäft, wie Sie sehen, nicht immer auf Rosen gebettet.«

»Man wird nur frühstücken. Wir erwarten nur mehr zwei Personen und werden uns gleich nach ihrer Ankunft zu Tisch setzen.«

»Und von welchem Stand sind die Personen, die Sie zum

Frühstück erwarten?« wollte Beauchamp wissen.

»Ein Edelmann und ein Diplomat«, antwortete Albert.

»Dann heißt es, zwei kleine Stunden auf den Edelmann und zwei große Stunden auf den Diplomaten zu warten. Ich werde zum Dessert wieder kommen. Heben Sie mir Erdbeeren, Kaffee und Zigarren auf. Ich werde in der Kammer ein Kotelett essen.«

»Tun Sie es nicht, Beauchamp. Denn selbst, wenn der Edelmann ein Montmorency und der Diplomat ein Metternich wären, wir werden Punkt halb elf Uhr frühstücken. Machen Sie es inzwischen wie Debray, kosten Sie von meinem Jerez und nehmen Sie sich etwas Gebäck.«

»Nun denn, meinerwegen, ich bleibe. Ich muß mich diesen Morgen einfach etwas unterhalten.«

»Gut, da geht's Ihnen wie Debray! Es scheint mir jedoch, daß, wenn das Ministerium traurig ist, die Opposition um so fröhlicher sein muß!«

»Ah! Sehen Sie, lieber Freund, Sie sprechen so, weil Sie nicht wissen, was mir droht. Ich werde diesen Morgen eine Rede von Monsieur Danglars in der Deputiertenkammer hören und heute abend bei seiner Frau ein Trauerspiel von einem französischen Pair. Der Teufel hole die konstitutionelle Monarchie! Und da wir die Wahl hatten, wie man sagt, warum haben wir da diese gewählt?«

»Ich begreife, Sie müssen einen Vorrat an Heiterkeit ansammeln.«

»Sagen Sie doch nichts Negatives über die Reden von Monsieur Danglars«, meinte Debray, »er stimmt schließlich mit Ihnen überein, er macht Opposition.«

»Guter Gott! Das ist schlimm genug. Daher hoffe ich, daß Sie ihn in den Senat, ins Palais du Luxembourg zum Reden halten schicken, um endlich befreit darüber lachen zu können.«

»Mein Lieber«, mischte sich Albert ein, »man sieht schon, daß die spanischen Angelegenheiten geordnet sind. Sie zeigen heute eine empörende Bosheit. Erinnern Sie sich doch, daß die *Chronique parisienne* von einer Heirat zwischen mir und Mademoiselle Eugénie Danglars spricht. Ich kann Sie also, nach meinem Gewissen, von der Beredsamkeit eines Mannes nicht Schlechtes sprechen lassen, der eines Tages zu mir sagen soll: »Monsieur Vicomte, Sie wissen, daß ich meiner Tochter zwei Millionen Mitgift gebe.««

»Hören Sie auf«, versetzte Beauchamp, »diese Heirat wird nie Zustandekommen. Der König konnte ihn zum Baron machen, er wird ihn zum Pair ernennen können, aber er wird ihn nicht zum Edelmann machen, und der Graf de Morcerf ist ein allzu aristokratischer Soldat, um wegen elender zwei Millionen in eine Mißheirat einzuwilligen. Der Vicomte de Morcerf soll nur eine Marquise heiraten.«

»Zwei Millionen! Das ist aber eigentlich ganz nett!« warf Morcerf ein.

»Das ist das Gesellschaftskapital eines Boulevard-Theaters oder einer Eisenbahn vom Jardin des Planets bis zur Râpée.«

»Lassen Sie ihn reden, Morcerf«, sagte Debray lässig, »und heiraten Sie. Sie heiraten das Etikett auf einem Geldsack, nicht wahr? Nun denn, was liegt Ihnen daran! Es ist besser, wenn auf diesem Etikett ein Wappen weniger und eine Null mehr steht! Sie haben sieben kleine Amseln in Ihrem Wappen! Sie geben drei davon Ihrer Frau und haben dann immer noch vier übrig. Das ist eine mehr, als Monsieur de Guise besaß, der beinahe König von Frankreich geworden wäre und dessen germanischer Vetter deutscher Kaiser war.«

»Meiner Treu! Ich glaube, daß Sie Recht haben, Lucien«, murmelte Albert geistesabwesend.

»Ganz bestimmt sogar! Übrigens ist jeder Millionär adelig wie ein Bastard, das heißt, er kann es werden.«

»Still! Sprechen Sie nicht so, Debray«, ermahnte ihn Beau-

champ mit einem Lachen, »denn hier kommt schon Château-Renaud, der Ihnen den Degen von Renaud de Montauban, seinem Ahnherrn, durch den Leib rennen wird, um Sie endgültig von Ihrer Sucht zu heilen, paradoxe Sätze aufzustellen.«

»Dann würde er gegen seinen Adelskodex verstoßen«, entgegnete Lucien, »denn ich bin einer aus dem Volk, von ganz unten.«

»Wunderbar!« rief Albert aus. »Da singt das Ministerium Bérangers Lieder für das Volk. Wo kommen wir denn da hin, mein Gott!«

»Monsieur de Château-Renaud! Monsieur Maximilien Morrel!« meldete der Kammerdiener zwei neue Gäste.

»Nun sind wir vollzählig!« freute sich Beauchamp. »Kommt, laßt uns frühstücken! Sie erwarteten doch nur mehr zwei Personen, Albert, wenn ich mich nicht irre?«

»Morrel«, murmelte Albert erstaunt, »Morrel? Wer ist das?«

Aber bevor er ausreden konnte, hatte ihm Monsieur de Château-Renaud bereits die Hand gereicht. Château-Renaud war ein schöner junger Mann von dreißig Jahren, Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, mit dem Antlitz eines Guiche und mit dem Geist eines Mortemart.

»Erlauben Sie mir, mein Lieber«, sagte er zu ihm, »Ihnen Hauptmann Maximilien Morrel von unserem nordafrikanischen Spahi-Regiment vorzustellen, meinen Freund und überdies meinen Retter. Übrigens stellt der Mann selbst sich gut genug vor. Grüßen Sie meinen Helden, Vicomte!«

Und er trat beiseite, um jenen großen und edlen jungen Mann mit breiter Stirn, durchdringendem Blick und schwarzem Knebelbart sehen zu lassen, den unsere Leser bereits in Marseille gesehen haben, in einer wohl ausreichend dramatischen Situation, als daß sie ihn schon vergessen haben könnten. Eine reich verzierte, halb französische, halb orientalische, bewundernswürdig getragene Uniform hob seine breite, mit

dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückte Brust und seine kräftige Statur hervor. Der junge Offizier verbeugte sich mit einer Höflichkeit voll Eleganz. Morrel erschien in jeder seiner Bewegungen anmutig, gerade weil er so muskulös war.

»Monsieur«, versetzte Albert mit freundlicher Offenheit, »der Herr Baron de Château-Renaud wußte im voraus, was er mir für ein großes Vergnügen bereitere, indem er mir Gelegenheit gab, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie gehören zu seinen Freunden, Monsieur, seien Sie einer von den unsrigen!«

»Sehr gut«, erwiderte Château-Renaud, »und wünschen Sie, mein lieber Vicomte, daß er im Falle eines Falles das für Sie tue, was er für mich getan hat.«

»Und was tat er denn?« fragte Albert.

»Oh«, schaltete sich Morrel ein, »es lohnt nicht der Mühe, davon zu sprechen, und Monsieur übertreibt.«

»Wie!« rief Château-Renaud, »es lohnt sich der Mühe, davon zu sprechen! Das Leben lohnt der Mühe nicht, daß man davon spreche!... Wahrhaftig, es ist allzu philosophisch, was Sie da sagen, mein lieber Monsieur Morrel... Gut für Sie, der Sie Ihr Leben täglich der Gefahr aussetzen, aber für mich, der ich es zufällig einmal der Gefahr aussetze...«

»Verstehe ich recht, Baron, daß Hauptmann Morrel Ihnen das Leben gerettet hat?«

»O mein Gott! Ja, allerdings«, erwiderte Château-Renaud.

»Und bei welcher Gelegenheit?«

»Beauchamp, mein Freund, Sie wissen doch, daß ich vor Hunger sterbe«, unterbrach Debray das Gespräch, »veranlassen Sie also keine Geschichten.«

»Nun«, sagte Beauchamp, »an mir soll es nicht liegen, daß wir noch nicht zu Tisch sitzen... Château-Renaud wird uns seine Geschichte sicher bei Tisch erzählen.«

»Meine Herren«, hielt sie Albert zurück, »ich möchte Sie

darauf hinweisen, daß es erst Viertel nach zehn ist und wir noch einen letzten Gast erwarten.«

»Ah! Richtig, einen Diplomaten«, äußerte Debray.

»Einen Diplomaten oder ein anderes Ding, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich ihn in eigener Sache mit einer Gesandtschaft beauftragte, die er zu meiner vollsten Zufriedenheit so gut ausführte, daß ich, wäre ich König und könnte über das Goldene Vließ und den Hosenbandorden verfügen, ihn auf der Stelle zum Ritter aller meiner Orden gemacht hätte.«

»Nun, da man sich noch nicht zu Tisch setzt«, sagte Debray, »so machen Sie es wie wir, schenken Sie sich ein Glas Jerez ein, und erzählen Sie uns davon, Baron.«

»Sie alle wissen, daß ich auf den Einfall geraten war, nach Afrika zu gehen.«

»Dies ist ein Weg, den Ihre Ahnen vorgezeichnet haben, mein lieber Château-Renaud«, bemerkte Morcerf galant.

»Ja, aber ich zweifle, ob es wie bei ihnen geschah, um das Grab Christi zu befreien.«

»Und Sie haben recht, Beauchamp«, sagte der junge Aristokrat, »es geschah lediglich, um als Kriegsdilettant einen Pistolenschuß zu tun. Das Duell widert mich an, wie Sie wissen, seitdem zwei von mir zur Beilegung einer Streitigkeit gewählte Sekundanten mich nötigten, einem meiner besten Freunde den Arm zu zerschmettern... Meine Güte! Dem armen Franz d'Epinau, den Sie alle kennen.«

»Ach ja! Das ist wahr«, äußerte Debray, »Sie haben sich einst geschlagen... Was war die Veranlassung?«

»Der Teufel hole mich, wenn ich sie noch weiß!« antwortete Château-Renaud obenhin. »Aber dessen erinnere ich mich noch genau, daß ich, aus Scham darüber, ein Talent wie das meinige schlummern zu lassen, an den Arabern neue Pistolen ausprobieren wollte, die man mir eben erst zum Geschenk

gemacht hatte. Ich schiffte mich also Richtung Oran ein. Von Oran zog ich nach Constantine und kam gerade noch an, um zu sehen, wie die Belagerung der Stadt aufgehoben wurde. Ich trat den Rückzug an, wie die übrigen. Achtundvierzig Stunden lang ertrug ich ziemlich gut bei Tag den Regen, bei Nacht den Schnee, bis am dritten Morgen die Kälte meinem Pferd den Garaus machte. Das arme Tier! Es war an warme Decken und einen beheizten Stall gewöhnt... ein arabisches Pferd, das sich seiner Heimat bloß ein wenig entfremdet fühlte, als es in Arabien auf zehn Grad Kälte traf.«

»Dies ist der Grund, warum Sie mein englisches Pferd kaufen wollen«, sagte Debray, »Sie vermuten wohl, daß es die Kälte besser ausgehalten hätte als Ihr arabisches.«

»Sie irren sich, denn ich habe ein Gelübde abgelegt, nie mehr nach Afrika zurückzukehren.«

»Haben Sie sich so sehr gefürchtet?« fragte Beauchamp.

»Mein Gott, ja, ich gesteh's«, antwortete Château-Renaud, »und nicht ohne Grund! Mein Pferd war also tot, und ich mußte meinen Rückzug zu Fuß fortsetzen. Da stürmen plötzlich sechs Araber im Galopp herbei, um mir den Kopf abzuschneiden. Ich streckte zwei davon mit zwei Flintenschüssen nieder, zwei weitere mit meinen zwei Pistolen, aber es blieben noch zwei übrig, und ich war waffenlos. Der eine faßte mich bei den Haaren – weshalb ich sie jetzt kurz trage, man weiß ja nie, was sich noch alles ereignen kann –, der andere legte seinen Krummsäbel an meinen Hals und ich fühlte bereits die kalte Schneide der Klinge, als der Herr, den Sie hier sehen, auf den Plan trat und sie ebenfalls angriff, den, der mich bei den Haaren hielt, mit einem Pistolenschuß tötete und dem andern, der eben dabei war, mir die Kehle durchzuschneiden, mit einem Säbelhieb den Schädel spaltete. Der Herr hatte sich vorgenommen, an diesem Tag einen Menschen zu retten; der Zufall wollte, daß ich es war. Wenn ich einmal reich bin, will ich durch Klagmann oder Marochetti dem Zufall eine Statue anfertigen lassen.«

»Ja!«, erklärte Morrel lächelnd, »es war am 5. September, am Jahrestag der wunderbaren Errettung meines Vaters. Daher feiere ich, soweit es in meiner Macht steht, jährlich diesen Tag durch irgendeine Tat...«

»Heroischer Art, nicht wahr?« unterbrach ihn Château-Renaud. »Kurz, ich war der Auserwählte, aber dies war nicht alles. Nach meiner Errettung vor dem Schwert rettete er mich vor der Kälte, indem er mir seinen Mantel gab, und zwar nicht wie der heilige Martin die Hälfte davon, sondern den ganzen, und schließlich vor dem Verhungern, indem er mit mir teilte... raten Sie, was?«

»Eine Pastete von Feinkost Félix?« fragte Beauchamp.

»Nein, sein Pferd, von dem jeder von uns ein Stück mit großem Appetit aß. Es war hart.«

»Das Pferd?« fragte Morcerf lachend.

»Nein, das Opfer«, erwiderte Château-Renaud.

»Fragen Sie Debray, ob er seinen Engländer für einen Fremden opfern würde?«

»Für einen Fremden... nein«, bemerkte Debray, »aber vielleicht für einen Freund.«

»Ich ahnte, daß Sie der meinige werden, Herr Graf«, sagte Morrel, »zudem schuldete ich, wie ich bereits die Ehre hatte, Ihnen zu sagen, an diesem Tage – ob es nun heroisch war oder nicht, ein Opfer oder nicht – dem Unglück eine Spende als Vergeltung der Gunst, die uns früher einmal das Glück erwies.«

»Die Geschichte, auf die Monsieur Morrel anspielt«, fuhr Château-Renaud fort, »ist eine höchst seltsame Begebenheit, die er Ihnen bestimmt einmal erzählen wird, wenn Sie näher miteinander bekannt geworden sind. Für heute wollen wir den Magen mit Stoff versehen und nicht das Gedächtnis. Um wieviel Uhr frühstücken Sie, Albert?«

»Um halb elf Uhr.«

»Pünktlich?« fragte Debray und zückte seine Taschenuhr.

»Oh! Sie werden mir wohl die fünf Gnadenminuten bewilligen«, erwiderte Morcerf, »denn auch ich erwarte einen Retter.«

»Wessen Retter?«

»Meinen, zum Teufel!« antwortete Morcerf. »Glauben Sie denn, man könnte mich nicht retten wie jeden andern und daß nur die Araber Köpfe abschneiden? Unser Frühstück ist ein Frühstück der Menschenfreunde, und wir werden, wenigstens hoffe ich es, zwei Wohltäter der Menschheit an unserm Tisch haben.«

»Was machen wir denn da?« fragte Debray. »Wir haben nur einen Prix Montyon zu vergeben.«

»Nun denn, man wird ihn jemandem geben, der nichts dafür getan hat, ihn zu bekommen«, erwiderte Beauchamp. »Auf diese Art hilft sich die Akademie gewöhnlich aus der Verlegenheit.«

»Und woher kommt er?« fragte Debray. »Entschuldigen Sie die Zudringlichkeit, Sie haben, ich weiß es, diese Frage bereits beantwortet, aber so vage, daß ich mir erlaube, sie noch einmal zu stellen.«

»Ich weiß es wirklich nicht«, antwortete Albert. »Als ich ihn vor zwei Monaten einlud, war er in Rom. Aber wer weiß, wohin es ihn seitdem verschlagen hat!«

»Und Sie halten ihn für fähig, pünktlich zu sein?« fragte Debray.

»Ich halte ihn zu allem fähig«, entgegnete Morcerf.

»Bedenken Sie, daß wir zusammen mit den fünf Minuten Gnadenfrist nur mehr zehn Minuten haben.«

»Nun, dann will ich sie nutzen, um Ihnen etwas über meinen Gast zu erzählen.«

»Verzeihen Sie«, fragte Beauchamp, »bietet das, was Sie uns erzählen wollen, Stoff für einen Fortsetzungsroman?«

»O ja, gewiß«, antwortete Morcerf, »und zwar einen höchst interessanten.«

»Dann sprechen Sie, denn ich sehe schon, daß ich die Kammersitzung heute versäumen werde. Ich muß es ein anderes Mal wieder hereinholen.«

»Ich war im letzten Karneval in Rom.«

»Das wissen wir«, äußerte Beauchamp.

»Ja, aber was Sie nicht wissen, ist, daß ich von Räubern entführt wurde.«

»Es gibt keine Räuber«, äußerte Debray.

»O doch, die gibt es, und zwar abscheuliche, das heißt eigentlich bewundernswerte, denn ich fand sie zum Fürchten schön.«

»Nun, mein lieber Albert«, erwiderte Debray, »gestehen Sie, daß Ihr Koch noch nicht fertig ist, daß die Austern von Marennes oder von Ostende nicht angekommen sind, und daß Sie, nach dem Vorbild Madame de Maintenons, die Schlüssel durch ein Märchen ersetzen wollen. Geben Sie es zu, mein Lieber! Wir sind hinreichend gute Gesellschafter, um es Ihnen zu verzeihen und um Ihre Geschichte anzuhören, wie phantastisch sie auch zu werden verspricht.«

»Und ich sage Ihnen, daß sie, wie phantastisch sie auch klingen mag, vom Anfang bis zum Ende wahr ist. – Die Räuber hatten mich also entführt und an einen sehr trostlosen Ort gebracht, den man die Katakomben von San Sebastiano nennt.«

»Die kenne ich«, sagte Château-Renaud, »ich hätte beinahe das Fieber darin bekommen.«

»Mir erging's noch ärger«, versetzte Morcerf, »ich habe es wirklich bekommen. Man sagte mir, ich sei Gefangener bis zur Zahlung eines Lösegeldes, einer Kleinigkeit von viertausend römischen Talern, das sind sechsundzwanzigtausend Livres. Zu meinem Pech besaß ich nur mehr fünfzehnhundert

Taler, denn meine Reise neigte sich dem Ende zu und mein Kredit war erschöpft. Ich schrieb an Franz. Und... ah! Sehen Sie, Franz war dabei, Sie können ihn fragen, ob ich um ein Komma lüge. Ich schrieb also an Franz, daß ich, wenn er nicht mit den viertausend Talern um sechs Uhr morgens käme, um sechs Uhr und zehn Minuten zu den glückseligen Heiligen und zu den glorreichen Märtyrern versammelt sei, in deren Gesellschaft mich zu befinden ich dann die Ehre hätte. Und Monsieur Luigi Vampa... dies ist der Name meines Räuberhauptmanns... würde, glauben Sie mir, gewissenhaft Wort gehalten haben.«

»Aber Franz kam mit den viertausend Talern?« fragte Château-Renaud. »Was Teufels! Man ist wegen viertausend Talern nicht in Verlegenheit, wenn man Franz d'Epinay oder Albert de Morcerf heißt!«

»Nein, er kam lediglich in Begleitung des Gastes, den ich Ihnen bereits ankündigte und noch vorzustellen hoffe.«

»Ah! Dieser Herr ist wohl so eine Art Herkules, der den Rinderdieb Cacus erschlug, oder besser ein Perseus, der Andromeda befreite?«

»Nein, er ist ein Mann von ungefähr meiner Größe.«

»Bis an die Zähne bewaffnet?«

»Er hatte nicht einmal eine Stricknadel dabei.«

»Aber er verhandelte wegen Ihres Lösegeldes?«

»Er flüsterte dem Anführer einige Worte ins Ohr, und ich war frei.«

»Man entschuldigte sich wohl auch noch, Sie aufgehalten zu haben?« witzelte Beauchamp.

»Genau so war es«, erwiderte Morcerf.

»Ah! Dieser Mann war ja Ariosto!«

»Nein, es war einfach der Graf von Monte Christo.«

»Man heißt nicht Graf von Monte Christo«, bemerkte Debray.

»Das glaube ich auch nicht«, fügte Château-Renaud mit der Kaltblütigkeit eines Mannes hinzu, der den europäischen Adelskalender wie seine Westentasche kennt, »oder kennt irgend jemand einen Grafen von Monte Christo?«

»Er stammt vielleicht aus dem Gelobten Land«, sagte Beauchamp, »einer von seinen Ahnen wird Besitzer des Kalvarienberges gewesen sein, wie die Mortemart Besitzer des Toten Meeres.«

»Verzeihen Sie«, meldete sich Maximilien zu Wort, »aber ich glaube, Sie aus der Verlegenheit ziehen zu können, meine Herren. Monte Christo ist eine kleine Insel, von der ich die Seeleute im Dienste meines Vaters oft sprechen hörte, ein Sandkorn im Mittelmeer, ein Atom im Unendlichen.«

»Ganz so ist es, Monsieur«, entgegnete Albert. »Tja, der, von dem ich spreche, ist Besitzer und König dieses Sandkorns. Er wird das Grafendiplom wohl irgendwo in der Toskana gekauft haben.«

»Ihr Graf ist also reich?«

»Meine Güte, ich glaube schon.«

»Das muß man doch sehen können, meine ich.«

»Da täuschen Sie sich, Debray.«

»Ich verstehe überhaupt nichts mehr.«

»Haben Sie *Tausendundeine Nacht* gelesen?«

»Was für eine Frage!«

»Nun, wissen Sie, ob die Leute, die man darin sieht, reich oder arm sind? Ob ihre Getreidekörner nicht Rubine oder Diamanten sind? Sie gleichen armseligen Fischern, nicht wahr? Sie behandeln sie als solche, und plötzlich öffnen sie Ihnen irgendeine geheimnisvolle Höhle, in der Sie einen Schatz finden, groß genug um Indien zu kaufen.«

»Und?«

»Nun, mein Graf von Monte Christo ist einer von diesen Fischern. Sogar sein Name bezieht sich darauf: Er nennt sich

Sindbad der Seefahrer und besitzt eine Höhle voll Gold.«

»Und haben Sie diese Höhle gesehen, Morcerf?« fragte Beauchamp.

»Ich nicht, aber Franz. Doch still! Sie dürfen kein Wort davon in seiner Gegenwart sagen. Franz ist mit verbundenen Augen hinuntergestiegen und von einem Stummen bedient worden und von Frauen, neben denen, wie es scheint, Kleopatra nur ein Aschenputtel wäre. Nur hinsichtlich der Frauen ist er sich seiner Sache nicht ganz sicher, da sie erst eintraten, nachdem er Haschisch gegessen hatte, so daß er möglicherweise für Frauen gehalten hat, was lediglich eine Quadrille von Statuen war.«

Die jungen Leute schauten Morcerf mit einem Blick an, der sagen wollte: »Na, na, mein Lieber! Sind Sie übergeschnappt oder treiben Sie Ihren Spaß mit uns?«

»In der Tat«, sprach Morrel nachdenkend, »auch ich hörte von einem alten Seemann namens Penelon etwas Ähnliches wie das, was Monsieur de Morcerf berichtet.«

»Ah!« versetzte Albert. »Es ist ein wahres Glück, daß Herr Morrel mir zu Hilfe kommt. Es kommt Ihnen ungelegen, nicht wahr, daß er so einen Ariadnefaden in mein Labyrinth wirft?«

»Verzeihen Sie, lieber Freund«, antwortete Debray, »Sie erzählen uns aber auch so unwahrscheinliche Dinge.«

»Herrgott nochmal, nur weil Ihre Botschafter, Ihre Konsuln Ihnen nichts davon melden! Sie haben keine Zeit dazu. Sie belästigen lieber ihre reisenden Landsleute.«

»Ah, jetzt ärgern Sie sich und fallen über unsere armen Agenten her. Mein Gott, womit sollen sie Sie, Ihrer Meinung nach, beschützen? Die Kammer kürzt ihnen fortwährend ihre Bezüge. Dies geht soweit, daß man keine mehr für diese Stellen findet. Wollen Sie Botschafter werden, Albert? Ich Sorge für Ihre Ernennung nach Konstantinopel.«

»Nein danke. Der Sultan könnte mir bei meinem ersten

Schritt zugunsten von Mehmed Ali einen Strick schicken, und meine Sekretäre könnten mich erwürgen.«

»Sehen Sie!« sagte Debray.

»Ja, aber all das ist kein Grund, warum mein Graf von Monte Christo nicht existieren sollte!«

»Herrgott! Jedermann existiert, ein sauberes Wunder!«

»Allerdings existiert jedermann, aber nicht unter derartigen Bedingungen. Nicht jedermann hat schwarze Sklaven, fürstliche Gemäldesammlungen, Waffen wie in der Kasbah, Pferde zu sechstausend Francs das Stück, griechische Mätrassen!«

»Sahen Sie die griechische Mätresse?«

»Ja, ich sah und hörte sie. Ich sah sie im Teatro Argentina, ich hörte sie eines Tages, als ich bei dem Grafen frühstückte.«

»Ihr außerordentlicher Mann ißt also?«

»Meiner Treu, wenn er ißt, so nimmt er so wenig zu sich, daß es nicht der Mühe lohnt, davon zu sprechen.«

»Sie werden sehen, er ist ein Vampir.«

»Lachen Sie, wenn Sie wollen. Genau das war die Meinung der Gräfin G..., die, wie Sie wissen, Lord Ruthwen gekannt hat.«

»Ah, hübsch!« äußerte Beauchamp. »Das ist für einen Mann, der kein Journalist ist, das Gegenstück zur berühmten Seeschlange aus *Le Constitutionnel*. Ein Vampir, herrlich!«

»Ein fahles Auge, dessen Pupille sich nach Belieben verkleinert und erweitert«, sagte Debray, »ein scharfer Gesichtsschnitt, eine prächtige Stirn, erdfahler Teint, schwarzer Bart, weiße und spitzige Zähne, ebensolche Höflichkeit.«

»Tja, genau so sieht er aus, Lucien«, erwiderte Morcerf, »die Beschreibung stimmt in allen Zügen. Ja, eine spitze und einschneidende Höflichkeit. Dieser Mann hat mich oft schauern gemacht, und als wir unter anderm eines Tages zusammen einer Hinrichtung beiwohnten, glaubte ich, daß es mir davon weit übler wurde, ihn zu beobachten und eiskalt über

alle denkbaren Hinrichtungsarten der Erde sprechen zu hören, als den Henker sein Amt verrichten zu sehen und das Geschrei des armen Sünders zu hören.«

»Führte er Sie nicht ein wenig in die Ruinen des Kolosseums, um Ihnen das Blut auszusaugen, Morcerf?« fragte Beauchamp.

»Oder ließ er Sie nicht, nachdem er Sie befreite, ein farbiges Pergament unterzeichnen, in dem Sie ihm Ihre Seele abtraten wie Esau das Recht des Erstgeborenen?«

»Spotten Sie, spotten Sie, soviel Sie wollen, meine Herren!« versetzte Morcerf ein wenig gereizt. »Wenn ich Sie ansehe, Sie schöne Pariser, an den Boulevard de Gand gewöhnt und im Bois de Boulogne lustwandelnd, und dann an diesen Mann denke, gewinne ich den Eindruck, daß wir nicht von derselben Gattung sind.«

»Ich bilde mir etwas darauf ein!« sagte Beauchamp.

»Jedenfalls«, fügte Château-Renaud hinzu, »ist Ihr Graf von Monte Christo ein allerliebster Mann in seinen Mußestunden, mit Ausnahme seiner kleinen Übereinkommen mit den italienischen Banditen.«

»Ach, es gibt keine italienischen Banditen!« winkte Debray ab.

»Und keine Vampire!« setzte Beauchamp hinzu.

»Und keinen Grafen von Monte Christo!« bemerkte Debray. »Sehen Sie, lieber Albert, es schlägt halb elf Uhr.«

»Geben Sie zu, daß das alles nur ein Alptraum war, und lassen Sie uns frühstücken«, äußerte Beauchamp.

Aber der letzte Schlag der Pendeluhr war noch nicht verklungen, als die Tür aufging und Germain meldete: »Seine Exzellenz, der Graf von Monte Christo!«

Alle Anwesenden verrieten unfreiwillig durch ein plötzliches Zusammenzucken, daß sie Morcerfs Erzählung in ihrem Innern doch noch beschäftigt hatte. Man hatte weder den Wa-

gen auf der Straße noch Schritte im Vorzimmer gehört. Selbst die Tür war ohne Geräusch aufgegangen. Der Graf erschien auf der Schwelle, mit der höchsten Schlichtheit gekleidet, aber der mißgünstigste Salonlöwe hätte an seiner Toilette nichts aussetzen können. Alles war von auserlesenem Geschmack, alles war unter den Händen der elegantesten Schneider entstanden, Anzug, Hut und Hemd. Er schien kaum fünfunddreißig Jahre zu zählen, und was jedermann auffiel, war seine äußerste Ähnlichkeit mit dem Porträt, das Debray von ihm entworfen hatte. Der Graf schritt schweigend bis zur Mitte des Salons, gerade auf Albert zu, der ihm entgegen ging und herzlich die Hand ausstreckte.

»Die Pünktlichkeit«, sagte Monte Christo, »ist die Höflichkeit der Könige, wie, wenn ich mich recht entsinne, einer Ihrer Souveräne einst behauptete. Sie ist aber nicht immer jene der Reisenden, wie groß auch ihr guter Wille sein mag. Ich hoffe indessen, mein lieber Vicomte, daß Sie zu Gunsten meines guten Willens die wenigen Sekunden Verspätung entschuldigen werden, die ich zu unserem Treffen glaube zu spät zu kommen. Fünfhundert Meilen macht man nicht ohne irgendein Hindernis, gerade in Frankreich, wo es verboten zu sein scheint, die Postillone zu schlagen.«

»Herr Graf«, erwiderte Albert, »ich war gerade mittendrin, Ihren Besuch einigen meiner Freunde anzukündigen, die ich anläßlich Ihres gütigen Versprechens versammelte und die ich Ihnen vorzustellen die Ehre habe. Alsda sind: der Herr Graf de Château-Renaud, dessen Adel bis zu den zwölf Pairs zurückreicht und dessen Vorfahren wohl an König Artus' Tafelrunde saßen; Monsieur Luden Debray, Privatsekretär des Innenministers; Monsieur Beauchamp, ein furchtbarer Journalist, der Schrecken der französischen Regierung, von dem Sie vielleicht aber, ungeachtet seiner inländischen Berühmtheit, in Italien niemals sprechen hörten, da seine Zeitung nicht in Italien zugelassen ist; schließlich Monsieur Maximilien Morrel, Hauptmann des Spahi-Regiments.«

Bei diesem Namen tat der Graf, der bisher höflich, aber mit einer echt englischen Unterkühltheit und Gleichgültigkeit grüßte, einen Schritt vorwärts und ein leiser Anflug von Röte zuckte wie der Blitz über seine blassen Wangen.

»Monsieur, Sie tragen die Uniform der neuen französischen Sieger?« sagte er. »Das ist eine schöne Uniform.«

Man hätte nicht sagen können, welches Gefühl der Stimme des Grafen eine so mächtige Schwingung verlieh, und, wider seinen Willen, sein Auge glänzen machte, das so schön war, so ruhig und so klar, wenn er keinen Grund hatte, es zu verschleiern.

»Sahen Sie unsere Afrikaner nie, Monsieur?« fragte Albert.

»Nie«, antwortete der Graf, wieder vollkommen Herr seiner selbst geworden.

»Nun denn, Monsieur, unter dieser Uniform schlägt eines der tapfersten und edelsten Herzen der Armee.«

»Ach Monsieur Vicomte«, unterbrach ihn Morrel.

»Lassen Sie mich sprechen, Herr Hauptmann... Und wir haben soeben«, fuhr Albert fort, »einen so heroischen Zug von diesem Herrn vernommen, daß ich, obgleich ich ihn zum erstenmal sah, um die Gunst bitte, ihn als meinen Freund vorstellen zu dürfen.« Und bei diesen Worten konnte man an Monte Christo wieder jenen sonderbaren starren Blick, jene flüchtige Röte und jenes leise Zittern des Augenlids bemerken, die eine Gemütsbewegung verrieten.

»Ah! Sie haben also ein edles Herz, Monsieur«, sagte der Graf. »Um so besser!« Dieser Ausruf, der mehr zu sich selbst gesprochen schien, als er zu dem paßte, was Albert soeben gesagt hatte, fiel jedermann auf, besonders Morrel, der Monte Christo mit Erstaunen anblickte. Doch zu gleicher Zeit war sein Ton so gütig, um nicht zu sagen sanft, daß man, wie sonderbar auch dieser Ausruf war, nicht böse darüber sein konnte.

»Warum sollte er denn daran zweifeln?« flüsterte Beauchamp Château-Renaud zu.

»Wahrhaftig«, antwortete dieser, der bei seiner Vertrautheit mit der großen Welt und mit der Klarheit seines aristokratischen Blicks an Monte Christo alles erforscht hatte, was an ihm zu erforschen war, »wahrhaftig, Albert täuschte uns nicht, und der Graf ist ein seltsamer Mann. Was meinen Sie, Morrel?«

»Meiner Treu«, erwiderte dieser, »er hat einen offenen Blick und eine sympathische Stimme, so daß er mir ungeachtet der etwas kuriosen Äußerung gefällt, die er soeben in bezug auf mich gemacht hat.«

»Meine Herren«, sagte Morcerf, »Germain meldet mir, daß aufgetragen ist. Mein lieber Graf, erlauben Sie mir, Ihnen den Weg zu zeigen.«

Man ging schweigend in den Speisesaal. Jeder nahm Platz.

»Meine Herren«, sagte der Graf, sich setzend, »erlauben Sie mir ein Geständnis, das meine Entschuldigung für alle Fettnäpfchen sein soll, in die ich treten könnte. Ich bin fremd hier, und zwar in solchem Grade fremd, daß es das erste Mal ist, daß ich nach Paris komme. Das französische Leben ist mir also völlig unbekannt und ich habe bisher fast nur ein orientalisches Leben geführt, das den guten Pariser Gepflogenheiten von Natur aus am meisten entgegengesetzt ist. Ich bitte Sie also, mich zu entschuldigen, wenn Sie etwas allzu Türkisches an mir finden, etwas allzu Neapolitanisches oder allzu Arabisches. Dies wollte ich gesagt haben, meine Herren. Wollen wir frühstücken.«

»Wie gut er spricht!« murmelte Beauchamp. »Er ist wirklich ein vornehmer Mann.«

»Ein Grandseigneur«, fügte Debray hinzu.

»Ein Grandseigneur in allen Ländern, Herr Debray«, sagte Château-Renaud.

40. KAPITEL

Das Frühstück

Der Graf war, wie man sich erinnert, bei Tisch zurückhaltend. Albert bemerkte dies und äußerte die Besorgnis, daß dem Reisenden gleich anfangs das Pariser Leben von dessen materiellster, aber zugleich notwendigster Seite, mißfallen könnte.

»Mein lieber Graf«, sagte er, »Sie sehen mich von einer Besorgnis erfaßt, nämlich, daß Ihnen die Küche der Rue du Helder nicht so gut schmecken könnte wie die der Piazza di Spagna. Ich hätte mich nach Ihren Vorlieben erkundigen und Ihnen einige Platten nach Ihren Wünschen zubereiten lassen sollen.«

»Wenn Sie mich besser kennen würden, Monsieur«, versetzte der Graf lächelnd, »so würden Sie sich nicht einer für einen Reisenden fast demütigenden Sorge hingeben, der, wie ich, nacheinander Maccaroni in Neapel, Polenta in Mailand, Olla podrida in Valencia, Pilau in Konstantinopel, Karrick in Indien und Schwalbennester in China gegessen hat. Es gibt keine Küche für einen Weltbürger, wie ich es bin. Ich esse von allem und überall, aber ich esse wenig, und gerade heute, wo Sie mir meine Mäßigkeit vorwerfen, habe ich meinen Appetitstag, denn ich habe seit gestern früh nichts gegessen.«

»Wie? Seit gestern früh?« riefen die Gäste aus. »Sie haben seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen?«

»Nein«, antwortete Monte Christo, »ich war genötigt, von der Straße abzuweichen und in der Umgebung von Nîmes Erkundigungen einzuziehen, so daß ich mich ein wenig verspätete. Und ich wollte nicht anhalten.«

»Und Sie aßen in Ihrem Wagen?« fragte Morcerf.

»Nein, ich schlief, wie immer, wenn ich mich langweile, ohne mich aufraffen zu können, mich zu zerstreuen, oder wenn ich Hunger verspüre, ohne Lust zu haben, auch zu essen.«

»Sie können also schlafen, wann immer Sie wollen, Monsieur?« fragte Morrel.

»Beinahe.«

»Haben Sie ein Rezept hierfür?«

»Ein unfehlbares.«

»Dies wäre eine hervorragende Sache für uns Afrikaner, die wir nicht immer etwas zu essen und selten etwas zu trinken haben«, sagte Morrel.

»Ja«, erwiderte Monte Christo, »aber leider ist mein Rezept für einen Mann wie mich, der ich ein außergewöhnliches Leben führe, hervorragend geeignet, doch wäre es sehr gefährlich bei einer Armee, die nicht mehr erwachen würde, wenn man ihrer bedürfte.«

»Und darf man dieses Rezept erfahren?« fragte Debray.

»O mein Gott, ja«, antwortete Monte Christo, »ich mache kein Geheimnis daraus. Es ist ein Gemisch aus erstklassigem Opium, das ich mir selbst in Kanton besorgte, um sicherzugehen, wirklich reines zu bekommen, und aus dem besten Haschisch, das man im Orient bekommt, also aus der Gegend zwischen Tigris und Euphrat. Man vermengt diese beiden Stoffe zu gleichen Teilen und macht eine Art von Pillen daraus, die man dann genießt, wenn man ihrer bedarf. Zehn Minuten danach stellt sich die Wirkung ein. Fragen Sie den Herrn Baron Franz d'Epinay. Ich glaube, er hat auch einst davon gekostet.«

»Ja«, erwiderte Morcerf, »er erzählte mir etwas darüber und hat sogar noch eine sehr angenehme Erinnerung daran.«

»Sie tragen also dieses Mittel immer bei sich?« fragte der in seiner Eigenschaft als Journalist sehr ungläubige Beauchamp.

»Immer«, antwortete Monte Christo.

»Wäre es unbescheiden, Sie darum zu bitten, jene kostbaren Pillen sehen zu dürfen?« fuhr Beauchamp in der Hoffnung fort, den Fremden bei einer Unwahrheit zu ertappen.

»Nein, Monsieur«, antwortete der Graf.

Er zog aus seiner Tasche eine wunderschöne, von einem einzigen Smaragd umhüllte und mit einer goldenen Schraube verschlossene Dose, die aufgeschraubt ein Kügelchen von grünlicher Farbe und von der Größe einer Erbse zum Vorschein brachte. Das Kügelchen hatte einen scharfen und durchdringenden Geruch. Vier oder fünf weitere waren noch in dem Smaragd, der wohl ein Dutzend fassen konnte. Die Dose ging um den Tisch herum. Aber die Gäste reichten ihn einander eher weiter, um diesen bewundernswürdigen Smaragd zu betrachten, als um die Pillen zu sehen oder daran zu riechen.

»Bereitet Ihnen Ihr Koch diese Festspeise?« fragte Beauchamp.

»Nein, Monsieur«, versetzte Monte Christo, »ich gebe meine echten Genüsse nicht so unwürdigen Händen preis. Ich bin ein ziemlich guter Chemiker und bereite meine Pillen selbst.«

»Dies ist ein wunderschöner Smaragd und der größte, den ich jemals sah, obgleich meine Mutter einigen recht bemerkenswerten Familienschmuck besitzt«, äußerte Château-Renaud.

»Ich hatte drei davon«, entgegnete Monte Christo. »Den einen gab ich dem Großtürken, der ihn in seinen Säbel einsetzen ließ. Den anderen schenkte ich unserem Heiligen Vater, dem Papst, der ihn in seine Tiara einfügen ließ, einem beinahe gleich großen, aber weniger schönen Smaragd gegenüber, der seinem Vorgänger Pius VII. von Kaiser Napoleon geschenkt worden war. Den dritten habe ich behalten und ließ ihn aushöhlen, was ihm zwar die Hälfte seines Wertes raubte, ihn aber für den Zweck brauchbarer machte, für den ich ihn vor-

gesehen hatte.«

Jeder starrte Monte Christo verblüfft an. Er sprach mit solcher Unverkrampftheit, daß er offenbar die Wahrheit sagte oder verrückt sein mußte. Der Smaragd jedoch, den sie in Händen hielten, brachte sie dazu, konsequenterweise zur ersten Vermutung zu neigen.

»Und was haben Ihnen diese beiden Souveräne für dieses prächtige Geschenk gegeben?« fragte Debray.

»Der Großtürke das Leben einer Frau«, antwortete der Graf, »unser Heiliger Vater, der Papst, das Leben eines Mannes, so daß ich einmal in meinem Leben so mächtig war, als hätte mich Gott auf den Stufen eines Thrones geboren werden lassen.«

»Peppino! Er ist es, den Sie befreit haben, nicht wahr?« platzte Morcerf heraus. »An ihm haben Sie Ihr Begnadigungsrecht ausgeübt?«

»Vielleicht«, antwortete Monte Christo lächelnd.

»Herr Graf, Sie machen sich keine Vorstellung von dem Vergnügen, das Sie mir bereiten, wenn ich Sie so sprechen höre«, versetzte Morcerf. »Ich hatte Sie im voraus meinen Freunden als einen fabelhaften Mann, als einen Zauberer aus *Tausendundeine Nacht*, als einen mittelalterlichen Hexenmeister angekündigt. Aber die Pariser sind derartig empfänglich für Widersinniges, daß sie die unbestreitbarsten Wahrheiten für Grillen der Einbildungskraft halten, wenn diese Wahrheiten nicht in den Kram ihrer täglichen Existenz passen. Da sehen Sie, zum Beispiel, Debray, der täglich liest, und Beauchamp, der täglich druckt, daß man ein Mitglied des Jockey-Clubs zu später Stunde auf dem Boulevard angehalten und ausgeplündert hat, daß man vier Personen in der Rue Saint-Denis und im Faubourg Saint-Germain ermordete, daß man zehn, fünfzehn, zwanzig Diebe in einem Café am Boulevard du Temple oder in den Julien-Thermen verhaftete. Und doch bestreiten sie die Existenz von Banditen in den Maremmen, in

der Campagna di Roma oder in den pontinischen Sümpfen. Sagen Sie ihnen selbst, ich bitte Sie, Herr Graf, daß ich von diesen Banditen gefangen wurde und daß ich ohne Ihr edelmütiges Eingreifen aller Wahrscheinlichkeit nach jetzt die Auferstehung in den Katakomben von San Sebastiano erwarten würde, anstatt Ihnen in meinem unwürdigen kleinen Haus in der Rue du Helder ein Frühstück aufzutischen.«

»Pah!« sagte Monte Christo. »Sie versprochen mir, niemals diese Kleinigkeit zu erwähnen.«

»Ich bestimmt nicht, Herr Graf«, rief Morcerf aus, »vielleicht irgendein anderer, dem Sie denselben Dienst wie mir erwiesen haben und den Sie mit mir verwechseln. Sprechen wir davon, ich bitte Sie. Denn wenn Sie sich entschließen können, über jenen Vorfall zu reden, so wiederholen Sie mir vielleicht nicht nur ein wenig von dem, was ich schon weiß, sondern auch viel von dem, was ich noch nicht weiß.«

»Es scheint mir aber«, erwiderte der Graf lächelnd, »daß Sie in dieser ganzen Geschichte eine hinreichend wichtige Rolle spielten, um ebensogut wie ich zu wissen, was geschehen ist.«

»Wollen Sie mir versprechen«, fragte Morcerf, »wenn ich alles sage, was ich weiß, Ihrerseits alles zu sagen, was ich nicht weiß?«

»Das ist nur recht und billig«, antwortete Monte Christo.

»Nun gut«, fuhr Morcerf fort, »sollte auch meine Eigenliebe darunter leiden: Ich hielt mich drei Tage lang für den Gegenstand der Schäkereien einer Maske, unter der ich irgendeine Nachfahrin von einer Tullia oder einer Poppäa vermutete, während ich doch lediglich der Gegenstand der Schäkereien einer *contadina* war. Beachten Sie, daß ich *contadina* sage, um nicht »Bäuerin« sagen zu müssen. Soviel weiß ich, daß ich ein noch dümmerer Einfaltspinsel als derjenige, von dem ich soeben sprach, war, als ich einen jungen Banditen von fünfzehn bis sechzehn Jahren ohne Bartflaum und mit schmaler Taille für diese Bäuerin hielt, der mir in dem Moment, als ich

mir die Freiheit nehmen wollte, einen Kuß auf seine keusche Schulter zu drücken, die Pistole an die Kehle setzte und mich mit Hilfe von sieben bis acht seiner Gehilfen in die Tiefe der Katakomben von San Sebastiano geleitete oder vielmehr schleppte, wo ich einen hochgebildeten Räuberhauptmann antraf, der, ich schwöre es, Cäsars *Commentarii* las und seine Lektüre zu unterbrechen geruhte, um mir zu sagen, daß ich, sofern ich am nächsten Tag morgens sechs Uhr nicht viertausend Taler in seine Kasse liefere, am nächsten Morgen um Viertel nach sechs endgültig zu existieren aufgehört haben würde. Den Brief gibt es noch. Franz hat ihn, von mir unterzeichnet und mit einem Postskriptum von Meister Luigi Vampa. Wenn Sie daran zweifeln, schreibe ich an Franz, der die Unterschriften beglaubigen lassen wird. Das ist alles, was ich weiß. Was ich nun nicht weiß, ist, wie es Ihnen gelang, Herr Graf, den Banditen von Rom, die doch so wenig respektieren, so großen Respekt einzuflößen. Ich gestehe Ihnen, daß wir, Franz und ich, deswegen von Bewunderung ganz hingegrissen waren.«

»Nichts einfacher als das, Monsieur«, sagte der Graf. »Ich kannte den berühmten Vampa seit mehr als zehn Jahren. Eines Tages, als er noch sehr jung und ein Schäfer war, und ich ihm, ich weiß nicht mehr welches Goldstück schenkte, weil er mir den Weg erklärt hatte, gab er mir, um mir nichts schuldig zu bleiben, einen von ihm geschnitzten Dolch, den Sie vielleicht in meiner Waffensammlung gesehen haben. Später, sei es, daß er diesen Austausch kleiner Geschenke vergaß, der die Freundschaft zwischen uns hätte begründen sollen, oder mich nicht mehr erkannte, versuchte er, mich anzuhalten. Allein, es ging gerade umgekehrt, und ich fing ihn mit einem Dutzend seiner Leute. Ich hätte ihn der römischen Justiz ausliefern können, die sehr flink ist und sich in seinem Fall auch noch besonders beeilt hätte. Aber ich tat es nicht. Ich ließ ihn mit den Seinigen laufen.«

»Unter der Bedingung, nicht mehr zu sündigen«, bemerkte

der Journalist lachend. »Ich sehe mit Vergnügen, daß sie ihr Wort gewissenhaft hielten.«

»Nein, Monsieur«, entgegnete Monte Christo, »unter der einfachen Bedingung, mich und die Meinigen immer zu respektieren. Vielleicht wird Ihnen das, was ich Ihnen gleich sage, sonderbar scheinen, meine Herren Sozialisten, Progressisten, Humanisten, aber ich kümmere mich niemals um meinen Nächsten, ich versuche niemals, die Gesellschaft zu beschützen, die mich nicht beschützt, und, ich möchte sogar behaupten, die sich mit mir im allgemeinen nur beschäftigt, um mir zu schaden. Und wenn ich sie nicht beachte und ihnen gegenüber Neutralität bewahre, so sind mir die Gesellschaft und mein Nächster sogar noch einen Gegendienst dafür schuldig.«

»Das laß ich mir gefallen!« rief Château-Renaud aus. »Das ist der erste mutige Mann, den ich loyal und frei heraus die Selbstsucht predigen höre. Das war sehr schön, bravo, Herr Graf!«

»Es ist zumindest freimütig«, sagte Morrel, »aber ich bin überzeugt, daß der Herr Graf es nicht bereute, einmal den Grundsätzen zuwidergehandelt zu haben, die er uns doch soeben so dezidiert auseinandersetzte.«

»Inwiefern habe ich jenen Grundsätzen zuwidergehandelt, Monsieur?« fragte Monte Christo, der sich nicht enthalten konnte, von Zeit zu Zeit Maximilien so aufmerksam zu mustern, daß der tapfere junge Mann vor dem klaren und hellen Blick des Grafen schon einigemal die Augen niedergeschlagen hatte.

»Ich meine doch«, antwortete Morrel, »daß Sie, indem Sie Monsieur de Morcerf befreiten, den Sie nicht einmal kannten, Ihrem Nächsten und der Gesellschaft dienten.«

»Deren schönste Zierde er ist«, sagte Beauchamp ernsthaft und leerte sein Champagnerglas auf einen einzigen Zug.

»Tja, Herr Graf!« rief Morcerf aus. »Da sind Sie nun durch

eine zwingende Beweisführung gefangen, Sie, also einer der schärfsten Logiker, die ich kenne. Und Sie werden sehen, daß Ihnen jetzt gleich klar bewiesen wird, daß Sie kein Egoist, sondern im Gegenteil ein Menschenfreund sind. Ah! Herr Graf, Sie behaupten von sich, Sie seien ein Orientale, ein Levantiner, ein Malaie, ein Inder, ein Chinese, ein Wilder. Sie heißen Monte Christo nach Ihrem Familiennamen, Sindbad der Seefahrer nach Ihrem Taufnamen, und an dem Tag, da Sie Paris betreten, machen Sie sich instinktiv das größte Verdienst oder den größten Fehler unserer exzentrischen Pariser zu eigen, Sie erheben nämlich Ansprüche auf Laster, die Sie nicht haben, und verbergen Tugenden, die Sie besitzen!«

»Nein, lieber Vicomte«, erwiderte Monte Christo, »ich finde in allem, was ich sagte oder tat, nicht ein einziges Wort, für das ich von Ihnen oder von diesen Herren das vermeintliche Lob verdiene, das ich soeben empfing. Sie waren für mich kein Fremder, weil ich Sie kannte, weil ich Ihnen zwei Zimmer abtrat, weil ich Ihnen ein Frühstück auftrachte, weil ich Ihnen einen von meinen Wagen lieh, weil wir in der Via del Corso die Masken miteinander vorbeiziehen sahen und weil wir an einem Fenster an der Piazza del Popolo gemeinsam jener Hinrichtung beiwohnten, die einen so heftigen Eindruck auf Sie machte, daß Ihnen beinahe übel geworden wäre. Konnte ich nun, ich frage alle anwesenden Herren, meinen Gast in den Händen dieser gräßlichen Banditen, wie Sie sie nennen, lassen? Zudem hatte ich, wie Sie wissen, indem ich Sie rettete, einen Hintergedanken, nämlich, Sie dafür zu benutzen, mich in die Salons von Paris einzuführen, wenn ich Frankreich besuchen würde. Eine Zeitlang konnten Sie diesen Entschluß als ein unbestimmtes und flüchtiges Projekt betrachten, aber jetzt, wie Sie sehen, ist er volle Wirklichkeit, in die Sie sich fügen müssen, wenn Sie nicht Ihre Zusage brechen wollen.«

»Und ich werde sie halten«, entgegnete Morcerf, »aber ich fürchte sehr, Sie könnten arg entzaubert werden, mein lieber

Graf, Sie, der Sie an wildromantische Gegenden, an malerische Ereignisse, an phantastische Einblicke gewöhnt sind. Bei uns gibt es nicht die geringste Episode vom Schlag derjenigen, an die Ihr abenteuerliches Leben Sie gewöhnt hat. Unser Chimborasso ist der Montmartre, unser Himalaya ist der Mont-Valérien, unsere große Wüste die Ebene von Grenelle, wo man zudem einen artesischen Brunnen bohrt, damit die Karawanen dort Wasser finden. Wir haben Diebe, sogar viele, obgleich wir deren nicht so viele besitzen, wie es immer heißt. Doch diese Diebe fürchten den untersten Polizeispion unendlich mehr als den höchsten Edelmann. Frankreich ist auch ein so prosaisches Land und Paris eine so zivilisierte Stadt, daß Sie, wenn Sie in unseren fünfundachtzig Departements suchen – ich sage fünfundachtzig Departements, denn, Sie verstehen, ich zähle Korsika nicht zu Frankreich –, in unseren fünfundachtzig Departements also nicht den kleinsten Berg finden werden, auf dem nicht ein Telegraphenmast steht, und nicht die unbedeutendste, auch nur halbdunkle Höhle, in der nicht ein Polizeikommissar eine Gaslaterne anbringen ließ. Ich kann Ihnen also nur einen einzigen Dienst leisten, mein lieber Graf, und zu diesem stelle ich mich zu Ihrer Verfügung: Sie überall vorzustellen oder durch meine Freunde vorstellen zu lassen, das versteht sich von selbst. Übrigens brauchen Sie hierzu eigentlich niemanden. Mit Ihrem Namen, Ihrem Vermögen und Ihrem Geist...« – Monte Christo neigte mit einem leicht ironischen Lächeln den Kopf – »stellt man sich überall selbst vor und wird überall gut aufgenommen. Ich kann Ihnen also wirklich nur in einer Sache nützen. Wenn einige Vertrautheit mit dem Pariser Leben, ein wenig Erfahrung in Angelegenheiten der Bequemlichkeit und eine gewisse Kenntnis unserer Bazare mich Ihnen empfehlen können, so verfügen Sie über mich, um ein anständiges Haus zu finden. Ich wage es nicht, Ihnen vorzuschlagen, meine Wohnung mit mir zu teilen, wie ich die Ihrige in Rom mit Ihnen geteilt habe, ich, der ich die Selbstsucht nicht predige, aber ganz gerne selbst-

süchtig bin. Denn in meinem Haus, mich ausgenommen, bliebe kein Schatten freiwillig, sofern dieser Schatten nicht der einer Frau wäre.«

»Ah!« machte der Graf. »Das ist ein ganz ehelicher Vorbehalt. Sie haben mir doch, Monsieur, in Rom einige Worte von einem Heiratsprojekt gesagt. Darf ich Ihnen zu Ihrem nahen Glück mein Kompliment machen?«

»Die Sache ist noch immer ein reines Projekt, Herr Graf.«

»Und wer Projekt sagt«, bemerkte Debray, »will sagen, eine Möglichkeit.«

»Nein, nein!« erwiderte Morcerf. »Mein Vater wünscht es, und ich hoffe, Ihnen in Bälde, wenn nicht meine Frau, so wenigstens meine Zukünftige vorzustellen: Mademoiselle Eugénie Danglars.«

»Eugénie Danglars?« rief Monte Christo. »Warten Sie... ist ihr Vater nicht der Herr Baron Danglars?«

»Ja«, antwortete Morcerf, »aber Baron von jungem Adel.«

»Oh! Das macht nichts«, äußerte Monte Christo, »wenn er dem Staat Dienste geleistet hat, für die er diese Auszeichnung verdiente.«

»Außerordentliche Dienste«, sagte Beauchamp. »Er hat, obgleich in seinem Innern liberal, im Jahre 1829 ein Anlehen von sechs Millionen für König Karl X. zustande gebracht, der ihn, meiner Treu, zum Baron und Ritter der Ehrenlegion machte, so daß er das Band nicht etwa an seiner Westentasche, wie man glauben könnte, sondern sogar am Knopfloch seines Gehrocks trägt.«

»Ah!« sagte Morcerf lachend, »Beauchamp, Beauchamp, heben Sie dies für *Le Corsaire et le Charivari* auf, aber schonen Sie in meiner Gegenwart meinen künftigen Schwiegervater.« Dann wandte er sich Monte Christo zu und fragte: »Sie sprachen soeben seinen Namen aus, als würden Sie ihn kennen?«

»Ich kenne ihn nicht«, antwortete Monte Christo nachlässig, »aber wahrscheinlich werde ich bald seine Bekanntschaft machen, da ich von den Häusern Richard & Blount in London, Arstein & Eskeles in Wien und Thomson & French in Rom einen offenen Kredit bei ihm habe.«

Und während er diese letzteren Worte aussprach, warf Monte Christo einen Seitenblick auf Maximilien Morrel.

Wenn der Fremde erwartete, bei Maximilien Morrel eine Reaktion auszulösen, so täuschte er sich nicht. Maximilien zuckte zusammen, als hätte er einen elektrischen Schlag erhalten.

»Thomson & French?« fragte er. »Sie kennen dieses Haus, Monsieur?«

»Sie sind meine Bankiers in der Hauptstadt der christlichen Welt«, antwortete der Graf ruhig. »Kann ich Ihnen bei demselben irgendwie nützlich sein?«

»Oh! Herr Graf, Sie könnten uns vielleicht in bisher fruchtlosen Nachforschungen helfen. Dieses Haus kam früher einmal dem unsrigen sehr entgegen und leugnete immer, ich weiß nicht warum, uns diese Gefälligkeit erwiesen zu haben.«

»Ich stehe Ihnen zu Diensten, Monsieur«, erwiderte Monte Christo und deutete eine Verbeugung an.

»Wir sind ja auf eine sonderbare Weise, wegen Monsieur Danglars, vom Gegenstand unseres Gespräches abgekommen. Es war die Rede davon, für den Grafen von Monte Christo eine passende Wohnung aufzutreiben. Nun, meine Herren, helfen wir zusammen, um eine Idee zu bekommen: Wo werden wir diesen neuen Gast im großen Paris einquartieren?«

»Im Faubourg Saint-Germain«, antwortete Château-Renaud. »Sie werden dort, Monsieur, ein charmantes kleines Palais mit Hof und Garten finden.«

»Pah! Château-Renaud«, sagte Debray, »Sie kennen nur Ihr trauriges und widerwärtiges Faubourg Saint-Germain. Hören

Sie ihn nicht an, Herr Graf, ziehen Sie in die Chaussée d'Antin. Dort ist das wahre Zentrum von Paris.«

»Wählen Sie den Boulevard de l'Opéra«, schlug Beauchamp vor, »im ersten Stockwerk eines Hauses mit Balkon. Der Herr Graf wird Polster von Silberstoffen hinbringen lassen und, seine türkische Pfeife rauchend oder seine Pillen schluckend, die ganze Hauptstadt vor seinen Augen vorüberziehen sehen.«

»Haben Sie denn keine Idee, Morrel?« fragte Château-Renaud. »Weil Sie nichts vorschlagen.«

»Allerdings«, antwortete der junge Mann lächelnd, »im Gegenteil, ich habe eine, aber ich erwartete, daß der Herr Graf sich durch irgendeinen von den ihm soeben gemachten, so glänzenden Vorschlägen verlocken ließe. Nun aber, da er nicht antwortete, glaube ich, ihm eine Wohnung in einem kleinen, ganz reizenden Anwesen, ganz im Pompadour-Stil, anbieten zu können, das meine Schwester seit einem Jahr in der Rue Meslay gemietet hat.«

»Haben Sie eine Schwester?« fragte Monte Christo.

»Ja, Monsieur, eine wunderbare Schwester.«

»Verheiratet?«

»Seit fast neun Jahren.«

»Glücklich?« fragte der Graf weiter.

»So glücklich, als es einem menschlichen Wesen vergönnt ist, es zu sein«, versetzte Maximilien. »Sie heiratete den Mann, den sie liebte, jenen, der uns treu blieb in unserem Mißgeschick: Emmanuel Herbaut.«

Monte Christo lächelte unmerklich.

»Ich wohne während meines halbjährigen Urlaubs dort«, fuhr Maximilien fort, »und ich werde mit meinem Schwager Emmanuel dem Herrn Grafen für alle Auskünfte zur Verfügung stehen, deren er bedarf.«

»Einen Augenblick!« rief Albert aus, bevor Monte Christo Zeit hatte zu antworten. »Bedenken Sie, was Sie tun, Monsi-

eur Morrel. Sie wollen einen Reisenden, Sindbad den Seefahrer, in das Familienleben einzwängen, und aus einem Mann, der gekommen ist, um Paris zu sehen, einen Patriarchen machen.«

»O nein«, erwiderte Morrel lächelnd, »meine Schwester ist fünfundzwanzig Jahre, mein Schwager dreißig. Sie sind jung, vergnügt und glücklich. Übrigens wird der Herr Graf wie zu Hause sein, und seine Hauswirte nur so oft sehen, als es ihm beliebt, zu ihnen zu kommen.«

»Ich danke, Monsieur, ich danke«, sagte Monte Christo, »ich werde mich begnügen, durch Sie Ihrer Schwester und Ihrem Schwager vorgestellt zu werden, wenn Sie mir diese Ehre erweisen wollen. Aber ich werde das Angebot keines dieser Herren annehmen, da meine Wohnung schon fertig bereitsteht.«

»Wie?« rief Morcerf aus. »Sie wollen also in einem Gasthof absteigen? Dies wird sehr verdrießlich für Sie sein!«

»Wohnte ich denn in Rom so schlecht?« fragte Monte Christo.

»Bei Gott, in Rom gaben Sie fünfzigtausend Piaster aus, um sich eine Wohnung möblieren zu lassen«, antwortete Morcerf, »aber ich vermute, daß Sie nicht geneigt sind, eine solche Ausgabe täglich zu wiederholen.«

»Dies würde mich nicht abhalten«, versetzte Monte Christo, »aber ich war nun einmal entschlossen, ein Haus in Paris zu haben. Ich meine ein eigenes Haus. Ich schickte meinen Kammerdiener voraus, und er muß dieses Haus bereits gekauft und für die Möblierung gesorgt haben.«

»Jetzt sagen Sie uns bloß, daß Sie einen Kammerdiener haben, der Paris kennt!« rief Beauchamp aus.

»Es ist das erste Mal, daß er nach Frankreich kommt, wie für mich ja auch, Monsieur. Er ist schwarz und kann nicht sprechen«, entgegnete Monte Christo.

»Dann ist es Ali?« fragte Albert inmitten des allgemeinen Erstaunens.

»Ja, Monsieur, Ali selbst, mein Nubier, mein Stummer, den Sie in Rom sahen, glaube ich.«

»Ja, gewiß«, erwiderte Morcerf, »ich erinnere mich seiner recht gut.«

»Aber wie konnten Sie einen Nubier damit beauftragen, Ihnen in Paris ein Haus zu kaufen, und einem Stummen, es für Sie möblieren zu lassen? Er wird alles verkehrt gemacht haben, der arme Unglückliche.«

»Täuschen Sie sich nicht, Monsieur. Im Gegenteil, ich bin davon überzeugt, daß er alles nach meinem Geschmack ausgewählt haben wird. Denn mein Geschmack, wie Sie wissen, ist nicht der von jedermann. Er kam vor acht Tagen an und wird durch die ganze Stadt mit einem Instinkt gelaufen sein, den ein ganz allein jagender guter Hund haben könnte. Er kennt meine Launen, meine Einfälle, meine Bedürfnisse. Er wird alles zu meiner vollsten Zufriedenheit erledigt haben. Er wußte, daß ich heute um zehn Uhr ankommen würde. Seit neun Uhr wartete er auf mich am Schlagbaum von Fontainebleau. Er gab mir dieses Papier. Es ist meine neue Adresse. Da, lesen Sie!«

Und Monte Christo reichte Albert ein Papier.

»Champs-Élysées, Hausnummer 30«, las Morcerf.

»Ah! Das ist wirklich originell!« konnte Beauchamp nicht umhin zu sagen.

»Und sehr fürstlich«, fügte Château-Renaud hinzu.

»Wie? Sie kennen Ihr Haus gar nicht?« fragte Debray.

»Nein«, antwortete Monte Christo. »Ich sagte Ihnen schon, daß ich nicht zu spät kommen wollte. Ich machte mich in meinem Wagen noch zurecht und stieg vor der Haustür des Vicomte aus.«

Die jungen Leute schauten einander an. Sie wußten nicht, ob

Monte Christo ihnen eine Komödie vorspielte. Aber alles, was aus dem Mund dieses Mannes kam, vermittelte, ungeachtet seines originellen Charakters, einen solchen Eindruck der Einfachheit, daß man keine Lüge vermuten konnte. Warum sollte er auch lügen?

»Wir werden uns also begnügen müssen«, äußerte Beauchamp, »dem Herrn Grafen alle kleinen Dienste zu erweisen, die in unserer Macht liegen. Ich, in meiner Eigenschaft als Journalist, öffne ihm alle Theater in Paris.«

»Ich danke Ihnen Monsieur«, sagte Monte Christo lächelnd, »mein Intendant hat bereits den Auftrag erhalten, mir in jedem Theater eine Loge zu mieten.«

»Und ist Ihr Intendant auch ein Nubier, ein Stummer?« fragte Debray.

»Nein, Monsieur, er ist ganz einfach ein Landsmann von Ihnen, insofern ein Korse ein Landsmann von jemandem sein kann. Doch Sie kennen ihn, Monsieur de Morcerf.«

»Sollte es etwa jener rechtschaffene Signore Bertuccio sein, der sich so gut darauf versteht, Fenster zu mieten?«

»Derselbe, und Sie sahen ihn an dem Tag bei mir, an dem ich die Ehre hatte, Sie zum Frühstück zu empfangen. Er ist ein sehr ehrenwerter Mann, der ein wenig Soldat war, ein wenig Schmuggler, kurz ein wenig von allem, was man sein kann. Ich möchte nicht einmal darauf schwören, daß er nicht irgendwelche Schwierigkeiten mit der Polizei hatte, wegen einer Erbärmlichkeit, etwa wegen eines Dolchstichs.«

»Und Sie haben diesen ehrbaren Weltbürger zu Ihrem Intendanten gewählt, Herr Graf?« fragte Debray. »Wieviel stiehlt er Ihnen jährlich?«

»Nun denn, auf mein Ehrenwort«, antwortete der Graf, »er stiehlt nicht mehr als ein anderer, das weiß ich gewiß. Aber er dient mir sehr gut, kennt keine Unmöglichkeit, und deshalb behalte ich ihn.«

»Sie haben also jetzt ein fertig eingerichtetes Haus«, sagte Château-Renaud, »Sie haben ein Palais in den Champs-Élysées, einen Diener, einen Intendanten, es fehlt Ihnen nur mehr eine Geliebte.«

Albert lächelte. Er dachte an die schöne Griechin, die er in einer Loge des Grafen im Teatro Valle und im Teatro Argentina sah.

»Ich habe Besseres als das«, versetzte Monte Christo. »Ich habe eine Sklavin. Sie mieten Ihre Mätressen im Théâtre de l'Opéra, im Vaudeville, im Théâtre des Variétés, ich habe meine in Konstantinopel gekauft. Dies kostete mich etwas mehr, aber ich brauche mich in dieser Beziehung um nichts mehr zu kümmern.«

»Aber Sie vergessen«, bemerkte Debray lachend, »daß wir, wie König Karl sagte, dem Namen nach und von Geburt aus frei sind und daß Ihre Sklavin, in dem Augenblick, in dem sie Frankreichs Boden betrat, frei geworden ist?«

»Wer wird es ihr sagen?« fragte Monte Christo.

»Na, der Erstbeste.«

»Sie spricht nur Neugriechisch.«

»Dann ist es etwas anderes.«

»Aber werden wir sie wenigstens zu Gesicht bekommen?« fragte Beauchamp. »Oder haben Sie, nachdem Sie bereits im Besitz eines Stummen sind, auch Eunuchen?«

»Meiner Treu, nein!« antwortete Monte Christo. »Soweit treibe ich den Orientalismus auch nicht. Alles, was mich umgibt, hat die Freiheit, mich zu verlassen, und wird, wenn es mich verläßt, weder meiner noch einer andern Person mehr bedürfen. Vielleicht ist dies der Grund, warum man mich nicht verläßt.«

Seit langer Zeit hatte man sich an das Dessert und an die Zigarren gemacht.

»Mein Lieber«, flüsterte Debray zu Morcerf und erhob sich,

»es ist halb drei. Ihr Gast ist charmant. Aber es gibt keine noch so gute Gesellschaft, die man nicht irgendwann verlassen muß, und bisweilen sogar für eine schlechte: Ich muß ins Ministerium zurück. Ich werde dem Minister vom Grafen erzählen. Wir werden schon erfahren, wer er ist.«

»Bedenken Sie«, erwiderte Morcerf, »daß die Gerissensten darauf verzichtet haben.«

»Pah! Wir geben drei Millionen für unsere Polizei aus. Freilich sind sie fast immer im voraus aufgebraucht, aber gleichviel, es wird denn doch so viel übrig sein, um etwa fünfzigtausend Francs für diesen Zweck zu verwenden.«

»Und wenn Sie herausfinden, wer er ist, werden Sie es mir sagen?«

»Ich verspreche es Ihnen. Auf Wiedersehen, Albert. – Meine Herren, Ihr ergebenster Diener.« Und im Hinausgehen rief Debray laut im Vorzimmer: »Lassen Sie vorfahren!«

»Gut«, sagte Beauchamp zu Albert, »ich werde nicht in die Kammer gehen. Aber ich habe meinen Lesern auch Besseres zu bieten als eine Rede von Danglars.«

»Seien Sie so gut, Beauchamp«, erwiderte Morcerf, »kein Wort, ich bitte Sie darum. Nehmen Sie mir nicht das Verdienst, ihn vorzustellen und etwas über ihn sagen zu dürfen. Nicht wahr, er ist sonderbar?«

»Er ist mehr als das«, antwortete Château-Renaud, »und wahrhaftig einer der außergewöhnlichsten Männer, die ich jemals gesehen habe. Kommen Sie, Morrel?«

»Ich will dem Herrn Grafen nur noch meine Karte geben, der mir gütigst verspricht, uns einen kleinen Besuch zu machen, Rue Meslay, Nummer 14.«

»Seien Sie versichert, daß ich es nicht vergessen werde, Monsieur«, entgegnete der Graf mit einer Verbeugung.

Und Maximilien Morrel entfernte sich mit dem Baron de Château-Renaud und ließ Monte Christo allein mit Morcerf

zurück.

41. KAPITEL

Die Vorstellung

Als Albert mit Monte Christo allein war, sagte er zu ihm: »Herr Graf, erlauben Sie mir, mein Amt als Ihr Fremdenführer damit zu beginnen, daß ich Ihnen das Muster einer Junggesellenwohnung zeige. An Italiens Paläste gewöhnt, wird für Sie eine interessante Sache in der Frage liegen, auf wieviel Quadratmeter ein junger Mann in Paris leben kann, von dem es nicht einmal heißt, er wohne am schlechtesten. Wenn wir von einem Zimmer ins andere gehen, müssen wir immer die Fenster öffnen, damit Sie Luft bekommen.«

Monte Christo kannte bereits den Speisesaal und den Salon des Erdgeschosses. Albert führte ihn zuerst in sein Atelier. Dies war, wie man sich erinnert, sein Lieblingsraum. Monte Christo würdigte alle von Albert in diesem Raum aufgehäuften Sachen: alte Schränke, Porzellanwaren aus Japan, orientalische Stoffe, Glaswaren aus Venedig, Waffen aus allen Ländern der Welt, alles war ihm bekannt, und er wußte auf den ersten Blick das Jahrhundert, das Land und den Ursprung zu sagen. Morcerf hatte erwartet, selbst der Erklärende zu sein, und machte im Gegenteil unter der Anleitung des Grafen einen Kursus in Archäologie, Mineralogie und Naturgeschichte durch. Man ging in den ersten Stock hinauf. Albert führte seinen Gast in den Salon. In diesem Salon hingen an den Wänden Werke von modernen Malern. Es waren Landschaften von Dupré mit hohem Schilfdickicht, mit dünnstämmigen Bäumen, mit muhenden Kühen und wunderbaren Himmeln; oder auch arabische Reiter von Delacroix in langem weißen Burnus, mit glänzenden Gürteln und damaszierten Waffen,

deren Pferde sich wütend bissen, während die Männer mit eisernen Keulen aufeinander einschlugen; Aquarelle von Boulanger, die Notre-Dame de Paris mit einer Kraft darstellten, die aus dem Maler den Nacheiferer des Dichters macht; Gemälde von Diaz, der die Blumen schöner malt, als die Blumen sind, die Sonne glänzender, als die Sonne ist; Zeichnungen von Decamps, ebenso bunt wie jene von Salvatore Rosa, aber dichterischer; Pastelle von Giraud und von Müller, die Kinder mit Engelsköpfen und Frauen mit jungfräulichen Zügen zeigten; Skizzen, dem Album der Reise in den Orient von Dauzats entnommen, die innerhalb weniger Sekunden auf dem Sattel eines Kamels oder unter der Kuppel einer Moschee gezeichnet wurden; schlichtweg alles, was die moderne Kunst als Entschädigung für die entschwundene und verlorene Kunst früherer Jahrhunderte zu bieten hat.

Albert hoffte, wenigstens diesmal dem fremden Reisenden etwas Neues zeigen zu können. Aber zu seinem großen Erstaunen gab dieser, ohne die Signaturen suchen zu müssen, von denen zudem einige nur aus Anfangsbuchstaben bestanden, bei jedem Gemälde sogleich den Namen des Malers an, so daß man schnell merkte, daß ihm nicht nur jeder dieser Namen bekannt war, sondern auch, daß er jedes dieser Talente gewürdigt und studiert hatte.

Vom Salon ging man in das Schlafzimmer, ein Musterbeispiel an Eleganz und zugleich strengem Geschmack. Hier strahlte ein einziges, aber von Leopold Robert signiertes Porträt in einem matten Goldrahmen. Dieses Porträt fesselte von Beginn an die Blicke des Grafen von Monte Christo, denn er tat drei rasche Schritte in das Zimmer und blieb wie angewurzelt vor ihm stehen. Es zeigte eine junge Frau von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren, mit dunklem Teint und einem feurigen, von einem matten Augenlid verhüllten Blick. Sie trug die malerische Tracht der katalanischen Fischerinnen mit dem roten und schwarzen Leibchen und den ins Haar gesteckten goldenen Nadeln. Der Blick war auf das Meer hinaus

gerichtet, und die elegante Silhouette hob sich von dem doppelten Azur der Wellen und des Himmels ab. Im Zimmer war es düster, sonst hätte Albert die erdfahle Blässe, welche die Wangen des Grafen überzog, sehen und das nervöse Zucken bemerken können, das über seine Schultern und seine Brust lief. Eine Pause des Schweigens trat ein, in der Monte Christo, den Blick fortwährend auf dieses Gemälde geheftet, verharrte.

»Sie haben da eine hübsche Geliebte, Vicomte«, sagte Monte Christo mit einer vollkommen ruhigen Stimme, »und dieses Kostüm, ohne Zweifel ein Ballkostüm, steht ihr wahrhaftig entzückend gut.«

»Ah! Monsieur«, versetzte Albert, »das ist ein Irrtum, den ich mir nicht verzeihen würde, wenn Sie neben diesem Porträt irgendein anderes gesehen hätten. Sie haben meine Mutter noch nicht kennengelernt, Monsieur. Sie ist es nämlich, die Sie in diesem Rahmen sehen. Sie ließ sich vor sechs bis acht Jahren so malen. Dieses Kostüm ist wohl ein Phantasiekostüm, und die Ähnlichkeit so groß, daß ich meine Mutter noch so zu sehen glaube, wie sie im Jahre 1830 war. Die Gräfin ließ dieses Porträt während einer längeren Abwesenheit des Grafen anfertigen. Ohne Zweifel glaubte sie, ihm zu seiner Heimkehr eine angenehme Überraschung zu bereiten, aber merkwürdigerweise mißfiel dieses Porträt meinem Vater, und der Wert des Gemäldes, das, wie Sie sehen, eines der schönsten Gemälde Leopold Roberts ist, konnte den Widerwillen nicht besiegen, den es ihm eingefloßt hatte. Ich kann Ihnen unter uns in Wahrheit sagen, mein lieber Graf, daß Monsieur de Morcerf einer der eifrigsten Pairs im Palais du Luxembourg ist, ein für die Kenntnis der Dienstvorschrift berühmter General, aber einer der mittelmäßigsten Kunstkenner. Nicht so meine Mutter, die auffallend gut malt, und, ein solches Werk zu sehr schätzend, um sich ganz davon zu trennen, es mir schenkte, damit es bei mir minder der Gefahr ausgesetzt sein möge, dem Monsieur de Morcerf zu mißfallen, dessen von Gros gemaltes Porträt ich Ihnen gleichfalls zeigen werde.

Verzeihen Sie mir, daß ich so von häuslichen Dingen mit Ihnen spreche. Aber da ich die Ehre haben werde, Sie zum Grafen zu führen, sage ich Ihnen dies, damit Ihnen kein Lob dieses Porträts in seiner Gegenwart entschlüpft. Übrigens übt es eine unselige Wirkung aus. Sehr selten kommt meine Mutter zu mir, ohne es anzuschauen, und noch seltener schaut sie es an, ohne zu weinen. Die Wolke, die sich mit diesem Gemälde über das Palais legte, ist jedoch die einzige, die zwischen dem Grafen und der Gräfin aufstieg, die, obwohl seit mehr als zwanzig Jahren verheiratet, noch so enig sind wie am ersten Tag.«

Monte Christo warf einen raschen Blick auf Albert, wie um eine hinter seinen Worten verborgene Absicht zu suchen. Aber offenbar hatte der junge Mann mit der ganzen Unbekümmertheit seines Gemüts gesprochen.

»Nun haben Sie alle meine Reichtümer gesehen, Herr Graf«, sagte Albert. »Erlauben Sie mir, sie Ihnen anzubieten, wie geringfügig sie auch sein mögen. Betrachten Sie sich hier wie zu Hause und begleiten Sie mich doch, damit Sie sich noch heimischer fühlen, zu Monsieur de Morcerf, dem ich von Rom aus die Gefälligkeit schilderte, die Sie mir erwiesen. Ich habe ihm den Besuch angekündigt, den Sie mir versprochen, und, ich darf es sagen, der Graf und die Gräfin erwarteten mit Ungeduld den Moment, wo es ihnen vergönnt ist, Ihnen zu danken. Ihnen sind alle Dinge ein wenig zuwider, ich weiß es, Herr Graf, und Familienszenen machen auf Sindbad den Seefahrer keinen großen Eindruck. Sie haben so viele andere Szenen gesehen! Nehmen Sie jedoch an, was ich Ihnen als Einweihung in das Pariser Leben vorschlage, ein Leben der Höflichkeiten, der Besuche und der Vorstellungen.«

Monte Christo verbeugte sich, ohne zu antworten. Er nahm den Vorschlag ohne Enthusiasmus und ohne Widerwillen an, als eine jener gesellschaftlichen Notwendigkeiten, die ein Mann von seiner Bildung für seine Pflicht hält. Albert rief seinen Kammerdiener und befahl ihm, Monsieur und Madame

de Morcerf von dem bevorstehenden Besuch des Grafen von Monte Christo in Kenntnis zu setzen. Albert folgte ihm mit dem Grafen.

Im Vorzimmer des Grafen angekommen, sah man über der Tür, die in den Salon führte, ein Wappenschild, das durch seine reiche Umrahmung und die harmonische Abstimmung mit der Ausschmückung des Raumes die Wichtigkeit andeutete, die dieses Wappen für den Herrn des Hauses besaß. Monte Christo blieb vor diesem Wappenschild stehen, das er aufmerksam betrachtete.

»Sieben goldene Amseln im blauen Feld auf einem Schrägbalken. Das ist sicher Ihr Familienwappen, Monsieur, oder?« fragte er. »Ich kann zwar die Bestandteile des Wappens bestimmen, was mich in den Stand setzt, es zu enträtseln, bin aber in bezug auf Heraldik sonst sehr unwissend. Ich bin ja ein Zufallsgraf, in der Toskana auf dem Grund einer Komturei von Santo Stefano fabriziert, und hätte auf den Stand eines vornehmen Adelligen wohl verzichtet, wäre mir dies nicht wiederholt als eine absolut notwendige Sache geraten worden, wenn man viel unterwegs ist. Denn man muß doch, und wäre es auch nur um von den Zöllnern nicht durchsucht zu werden, etwas auf den Türfüllungen seines Wagens haben. Entschuldigen Sie mich also, wenn ich eine solche Frage an Sie stelle.«

»Sie ist durchaus nicht indiskret, Monsieur«, versetzte Morcerf mit der Unverkrampftheit der Überzeugung, »und Sie haben richtig erraten: Es ist unser Wappen, nämlich jenes der väterlichen Seite. Es ist aber, wie Sie sehen, mit einem andern Wappen verbunden, mit einem silbernen Turm im roten Feld, das von der mütterlichen Seite stammt. Von mütterlicher Herkunft bin ich Spanier, aber das Haus Morcerf ist französisch, und sogar, wie ich hörte, eines der ältesten in Südfrankreich.«

»Ja«, erwiderte Monte Christo, »dies zeigen die Amseln. Fast alle Wallfahrer, die die Eroberung des gelobten Landes anstrebten oder vollbrachten, wählten Kreuze als Wappen, das

Zeichen der Mission, der sie sich weihen, oder Zugvögel als Symbol der langen Reise, die sie unternehmen sollten und auf den Schwingen des Glaubens zu vollenden hofften. Einer Ihrer Ahnen von väterlicher Seite wird diese Kreuzzüge mitgemacht haben, und gesetzt den Fall, es wäre jener Ludwigs des Heiligen gewesen, so reicht Ihr Adel schon in das dreizehnte Jahrhundert zurück, was immerhin ein recht hübsches Alter ist.«

»Das ist möglich«, sagte Morcerf. »Es befindet sich irgendwo im Arbeitszimmer meines Vaters ein Stammbaum, der uns hierüber aufklären wird, und zu dem ich früher Anmerkungen verfaßte, die d'Hozier und Jaucourt sehr befriedigt hätten. Jetzt denke ich nicht mehr daran, und doch muß ich Ihnen sagen, Herr Graf, und dies gehört zu meinen Aufgaben als Fremdenführer, daß man unter unserer volkstümlichen Regierung sich wieder sehr mit diesen Dingen zu beschäftigen beginnt.«

»Nun, in diesem Fall hätte Ihre Regierung wohl etwas Besseres aus ihrer Vergangenheit wählen sollen als jene zwei Plakate, die ich auf ihren Gebäuden bemerkte und die keinen rechten heraldischen Sinn haben. Was Sie betrifft, Vicomte«, fuhr Monte Christo fort, auf Morcerf zurückkommend, »so sind Sie glücklicher als Ihre Regierung, denn Ihr Wappen ist wirklich schön und regt die Einbildungskraft ungemein an. Ja, so ist es, Sie gehören der Provence und zugleich Spanien an. Dies erklärt, wenn das Porträt, das Sie mir zeigten, ähnlich ist, die schöne dunkle Farbe, die ich auf dem Antlitz der edlen Katalanin so sehr bewunderte.«

Man hätte Ödipus oder die Sphinx selbst sein müssen, um die Ironie zu bemerken, die der Graf in diese Worte legte, die doch, dem Anschein nach, das Gepräge ausgesuchter Höflichkeit trugen. Daher dankte ihm Morcerf mit einem Lächeln, ging voran, um ihm den Weg zu zeigen, und öffnete die unter dem Wappen befindliche Tür, die, wie gesagt, in den Salon führte. An der am meisten ins Auge fallenden Stelle dieses

Salons erblickte man ebenfalls ein Porträt. Es zeigte einen Mann von fünfunddreißig bis achtunddreißig Jahren in einer Generalsuniform mit jener doppelten Epaulette mit gewundenen Fransen, die das Abzeichen der höheren Grade ist. Das Band der Ehrenlegion am Hals, das auf seinen Kommandeursrang verwies, auf der rechten Brustseite den Stern eines Großoffiziers vom Erlöserorden und links jenen des Großkreuzes vom Orden Karls III. woraus man ersah, daß die auf diesem Porträt dargestellte Person die Kriege in Griechenland und Spanien mitgemacht oder, was in bezug auf Orden durchweg auf dasselbe hinausläuft, irgendeine diplomatische Mission in diesen beiden Ländern ausgeführt haben mußte. Monte Christo war gerade damit beschäftigt, dieses Porträt mit nicht geringerer Sorgfalt als das andere genau in Augenschein zu nehmen, als eine Seitentür aufging und er dem Grafen de Morcerf gegenüber stand.

Er war ein Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, der aber mindestens fünfzig zu sein schien und bei dem die schwarze Farbe von Knebelbart und Augenbrauen mit den fast weißen, nach militärischer Mode bürstenförmig geschnittenen Haaren auffallend kontrastierte. Er war in Zivil gekleidet und trug an seinem Knopfloch ein Band, dessen verschiedene Streifen an die verschiedenen Orden erinnerten, mit denen er dekoriert war. Dieser Mann trat auf eine ziemlich vornehme Weise und mit einer Art von Eifer ein. Monte Christo sah ihn kommen, ohne einen einzigen Schritt zu tun. Man hätte meinen sollen, seine Füße hätten im Boden Wurzeln geschlagen wie seine Augen im Gesicht des Grafen de Morcerf.

»Vater«, sagte der junge Mann, »ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Grafen von Monte Christo vorzustellen, jenen großmütigen Freund, den ich die Ehre hatte, in jenen bedrohlichen Verhältnissen zu treffen, die Sie bereits kennen.«

»Monsieur, Sie sind in unserer Mitte willkommen«, erwiderte der Graf de Morcerf, Monte Christo mit einem Lächeln

begrüßend, »und Sie haben unserem Hause, indem Sie ihm seinen einzigen Erben erhielten, einen Dienst erwiesen, der uns zu ewigem Dank verpflichtet.«

Und mit diesen Worten wies Graf de Morcerf Monte Christo einen Lehnstuhl, während er selbst sich dem Fenster gegenüber setzte. Monte Christo nahm den ihm von Graf de Morcerf angebotenen Lehnstuhl und rückte ihn so, daß er im Dunkel der großen Samtvorhänge verborgen blieb und von da aus in den Zügen des Grafen, die den Ausdruck von Mühsal und Sorgen trugen, eine ganze Geschichte von geheimen Leiden lesen konnte, die in jede seiner vor der Zeit gekommenen Falten geschrieben standen.

»Die Frau Gräfin«, äußerte Morcerf, »war gerade bei ihrer Toilette, als der Vicomte sie von dem Besuch in Kenntnis setzen ließ, den zu empfangen sie die Ehre haben sollte. Sie wird herunterkommen und in zehn Minuten im Salon sein.«

»Es ist eine große Ehre für mich«, versetzte Monte Christo, »gleich am ersten Tag meiner Ankunft in Paris mit einem Mann in Kontakt gebracht zu werden, dessen Verdienst seinem Ruf gleicht, und an dem das Glück, wieder einmal gerecht, kein Versehen begangen hat. Aber hat es Ihnen nicht in den Ebenen der Mitidja oder in den Bergen des Atlas einen Marschallsstab zu bieten?«

»Oh«, antwortete Morcerf, ein wenig errötend, »ich habe den Dienst quittiert, Monsieur. Unter der Restauration zum Pair ernannt, machte ich den ersten Feldzug mit und diente unter dem Befehl des Marschalls de Bourmont. Ich hätte also auf ein höheres Kommando Anspruch erheben können, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn der ältere Zweig den Thron behalten hätte? Aber die Julirevolution war, wie es scheint, glorreich genug, um sich zu erlauben, undankbar zu sein. Sie war es in bezug auf jeden Dienst, der nicht aus der Kaiserzeit datierte. Ich reichte also meinen Abschied ein, denn wenn man wie ich seine Epauletten auf den Schlachtfeldern errang, so versteht man sich nicht besonders gut darauf,

auf dem schlüpfrigen Boden der Salons zu manövrieren. Ich legte den Degen ab, ich warf mich auf Politik, ich weihe mich der Industrie, ich studiere die nützlichen Künste. Während meiner zwanzigjährigen Dienstzeit hatte ich wohl die Lust dazu, aber es gebrach mir an Zeit.«

»Solche Ideen sind es, die Ihrer Nation die Überlegenheit über andere Länder sichern, Monsieur«, entgegnete Monte Christo. »Als ein Edelmann von vornehmer Abkunft und im Besitz eines schönen Vermögens beschlossen Sie, sich zunächst die ersten Grade als einfacher Soldat zu erwerben. Das ist selten. Dann, als General, Pair von Frankreich, Kommandeur der Ehrenlegion, entschließen Sie sich, wieder eine zweite Lehrzeit zu beginnen, ohne eine andere Hoffnung, ohne eine andere Belohnung als jene, einmal Ihren Mitmenschen nützlich zu werden... Ah! Monsieur, das ist wahrhaft schön, ich sage noch mehr: Es ist erhaben.«

Albert betrachtete und belauschte Monte Christo mit Erstaunen. Er war nicht gewohnt, ihn sich in solche Begeisterungsreden hineinsteigern zu sehen.

»Ach!« fuhr der Fremde fort, zweifellos um die unmerkliche Wolke zu verscheuchen, die nach diesen Worten über Morcerfs Stirn zog. »In Italien machen wir es nicht so. Wir vermehren uns nach unserem Stamm und nach unserer Gattung und behalten dasselbe Dach, denselben Stand und oft dieselbe Faulheit unser ganzes Leben hindurch.«

»Aber Monsieur«, versetzte der Graf de Morcerf, »für einen Mann von Ihrem Verdienst ist Italien kein Vaterland, und Frankreich bietet Ihnen die Hand, folgen Sie seinem Zuruf. Frankreich wird nicht gegen jedermann undankbar sein. Es behandelt seine Kinder schlecht, aber die Fremden nimmt es gewöhnlich großartig auf.«

»Ei, mein Vater«, sagte Albert mit einem Lächeln, »man sieht wohl, daß Sie den Herrn Grafen von Monte Christo nicht kennen. Seine Befriedigungen liegen außerhalb dieser Welt.

Er strebt nicht nach Ehren und nimmt davon nur so viel, als in einem Paß Platz findet.«

»Das ist nach meiner Ansicht die zutreffendste Beschreibung, die ich jemals gehört habe«, meinte der Fremde.

»Sie waren der Herr Ihrer Zukunft«, äußerte der Graf de Morcerf seufzend, »und wählten den Blumenpfad.«

»So ist es, Monsieur«, versetzte Monte Christo mit einem Lächeln, das nie ein Maler darstellen und ein Physiognomiker analysieren könnte.

»Wenn ich nicht fürchten müßte, Sie zu ermüden, Herr Graf«, sagte der General, der über Monte Christos Manieren offenbar entzückt war, »so würde ich Sie heute in die Kammer mitnehmen. Es findet heute eine Sitzung statt, die für jeden interessant sein könnte, der unsere heutigen Senatoren nicht kennt.«

»Ich wäre Ihnen sehr verbunden, Monsieur, wenn Sie so gütig sein wollen, mir dieses Angebot ein andermal zu wiederholen. Aber für heute hat man mir die angenehme Hoffnung gemacht, der Frau Gräfin vorgestellt zu werden, und ich will warten.«

»Ah! Da ist meine Mutter«, rief der Vicomte aus.

Wirklich erblickte Monte Christo, als er sich rasch umwandte, Madame de Morcerf am Eingang des Salons, auf der Schwelle jener Tür, die der entgegengesetzt war, durch die zuvor ihr Mann eingetreten war. Regungslos und blaß ließ sie, als Monte Christo sich zu ihr umkehrte, ihren Arm sinken, den sie, wer weiß warum, auf den vergoldeten Türrahmen gestützt hatte. Dort stand sie für einige Sekunden und hatte die letzten Worte des ultramontanen Besuchers vernommen. Dieser erhob und verbeugte sich tief vor der Gräfin, die sich ebenfalls, stumm und feierlich, verneigte.

»Ei, mein Gott, Madame«, fragte der Graf, »was fehlt Ihnen denn? Sollte Ihnen etwa die Hitze im Salon nicht bekommen?«

»Ist Ihnen unwohl, Mutter?« fragte der Vicomte, zu Mercédès eilend.

Sie dankte beiden mit einem Lächeln.

»Nein«, antwortete sie, »aber ich empfand eine Gemütsbewegung, als ich zum ersten Mal denjenigen sah, ohne dessen Eingreifen wir in diesem Moment Tränen vergießen und in Trauer sein würden. Monsieur«, fuhr die Gräfin fort, mit der Majestät einer Königin einherschreitend, »ich verdanke Ihnen das Leben meines Sohnes und segne Sie für diese Wohltat. Nun danke ich Ihnen für das Vergnügen, das Sie mir bereiten, indem Sie mir die Gelegenheit verschaffen, Ihnen so zu danken, wie ich Sie segnete, nämlich aus dem Grunde meines Herzens.«

Der Graf verbeugte sich wieder, aber tiefer als das erste Mal. Er war noch blasser als Mercédès.

»Madame«, sagte er, »der Herr Graf und Sie belohnen mich allzu großmütig für eine sehr einfache Tat. Einen Menschen retten, einem Vater eine Qual ersparen, die Gefühle einer Mutter schonen, heißt nicht ein gutes Werk verrichten, sondern einen Akt der Menschlichkeit.«

Auf diese mit auserlesener Sanftheit und Höflichkeit gesprochenen Worte antwortete Madame de Morcerf mit einem innigen Ton: »Es ist ein wahres Glück für meinen Sohn, Monsieur, Sie zum Freund zu haben, und ich danke Gott, der es so gefügt hat.«

Und Mercédès schlug ihre schönen Augen mit einer so unendlichen Dankbarkeit zum Himmel empor, daß der Graf darin zwei Tränen glaubte glitzern zu sehen. Monsieur de Morcerf näherte sich ihr.

»Madame«, sagte er, »ich habe dem Herrn Grafen bereits mein Bedauern ausgedrückt, daß ich genötigt bin, ihn zu verlassen, und ich bitte Sie, es ihm zu wiederholen. Die Sitzung begann um zwei Uhr. Es ist jetzt drei Uhr, und ich muß eine Rede halten.«

»Gehen Sie, Monsieur, ich werde danach trachten, unseren Gast Ihre Abwesenheit vergessen zu lassen«, äußerte die Gräfin mit demselben gefühlvollen Ton. »Der Herr Graf«, fuhr sie fort, zu Monte Christo sich wendend, »werden uns doch die Ehre erweisen, den Rest des Tages bei uns zu verbringen?«

»Ich danke Ihnen, Madame, und bin Ihnen, glauben Sie es bitte, für Ihr Angebot im höchsten Grad verbunden. Allein, ich bin diesen Morgen vor Ihrer Haustür aus meinem Reisewagen gestiegen. Wie ich in Paris einquartiert bin, ist mir unbekannt. Ich weiß kaum, wo ich bin. Es ist eine geringe Besorgnis, ich gebe es zu, verdient aber dennoch Berücksichtigung.«

»Wir werden dieses Vergnügen aber ein anderes Mal haben, Sie versprechen es uns?« fragte die Gräfin.

Monte Christo verbeugte sich, ohne zu antworten, aber die Gebärde konnte als eine Bejahung der Frage gelten.

»Dann halte ich Sie nicht zurück, Monsieur«, sagte die Gräfin, »denn ich will nicht, daß meine Dankbarkeit unbescheiden oder lästig werde.«

»Mein lieber Graf«, sagte Albert, »wenn Sie es gütigst erlauben, will ich versuchen, Ihnen in Paris Ihre Höflichkeit von Rom zu erwidern und mein Coupé zu Ihrer Verfügung zu stellen, bis Sie Zeit finden, sich Equipagen anzuschaffen.«

»Ich danke tausendmal für Ihre Gefälligkeit, Vicomte«, erwiderte Monte Christo, »aber ich vermute, daß Monsieur Bertuccio die fünfeinhalb Stunden, die ich ihm dazu ließ, gut genutzt hat und daß ich einen angespannten Wagen vor der Haustür finden werde.«

Albert war an diese Manieren des Grafen gewöhnt. Er wußte, daß er wie Nero nach dem Unmöglichen strebte, und staunte über nichts mehr. Nur wollte er selbst darüber urteilen, wie die Befehle des Grafen vollzogen worden waren. Er begleitete ihn also bis zur Haustür. Monte Christo hatte sich nicht getäuscht. Sowie er das Vorzimmer des Grafen de Mor-

cerf betrat, war ein Lakai – derselbe, der in Rom den beiden jungen Leuten die Visitenkarte des Grafen gebracht und ihnen seinen Besuch gemeldet hatte – zur Säulenhalle hinausgeeilt, so daß der illustre Reisende, als er auf der Freitreppe ankam, wirklich auf seinen Wagen stieß, der bereits auf ihn wartete. Es war ein Coupé aus den Ateliers von Keller und ein Gespann, das Drake, eine Berühmtheit unter den Pariser Salonlöwen, noch am vorigen Tag nicht für achtzehntausend Francs verkaufen wollte.

»Monsieur«, sagte der Graf zu Albert, »ich schlage Ihnen nicht vor, mich in mein Haus zu begleiten. Ich könnte Ihnen nur ein improvisiertes Haus zeigen und habe, wie Sie wissen, in bezug auf Improvisationen einen Ruf zu wahren. Geben Sie mir einen Tag und erlauben Sie mir dann, Sie einzuladen. Ich wäre dann sicherer, nicht die Gebote der Gastfreundschaft zu verletzen.«

»Wenn Sie einen Tag von mir verlangen, Herr Graf, so bin ich beruhigt. Sie werden mir kein Haus mehr zeigen, sondern einen Palast. Wahrhaftig, Sie haben irgendeinen dienstbaren Geist zu Ihrer Verfügung.«

»Meiner Treu, lassen Sie die Leute in diesem Glauben«, versetzte Monte Christo, indem er auf die mit Samt überzogenen Antrittsstufen seiner glänzenden Kutsche trat. »Dies wird mich bei den Damen einigermaßen empfehlen.«

Und er schwang sich in den Kutschschlag, der sich hinter ihm schloß und im Galopp davonfuhr, aber nicht so schnell, daß der Graf die leichte Bewegung nicht bemerken konnte, die ein Zittern des Vorhangs des Salons verursachte, in welchem er Madame de Morcerf zurückgelassen hatte.

Als Albert wieder zu seiner Mutter kam, fand er die Gräfin im Boudoir, die in einem großen samtenen Lehnstuhl saß. In dem ganzen, sehr düsteren Zimmer konnte man nur den funkelnden Flitter gewahren, der hie und da am Bauch eines Gefäßes oder an der Ecke eines Goldrahmens glitzerte. Albert

konnte das Gesicht der Gräfin nicht sehen, das in eine Wolke von Spitze gehüllt war, die sie wie einen Heiligenschein um ihre Haare geschlungen hatte. Aber ihre Stimme schien ihm verändert. Er erkannte auch unter dem Duft der Rosen und Heliotropen des Blumentisches die scharfe und ätzende Spur von Essigsalze. Wirklich zog auf einer der ziselierten Platten des Kamins das aus seiner Chagrinlederscheide gezogene Fläschchen der Gräfin die besorgte Aufmerksamkeit des jungen Mannes auf sich.

»Ist Ihnen nicht wohl, meine Mutter?« fragte er im Eintreten. »Und sollte Ihnen während meiner Abwesenheit übel geworden sein?«

»Mir? Nein, Albert, aber Sie verstehen: Diese Rosen, diese Nachthyazinthen und die Orangenblüten hauchen in dieser starken Hitze, an die man nicht gewöhnt ist, so intensive Düfte aus...«

»Dann muß man sie in Ihr Vorzimmer tragen lassen«, bemerkte Morcerf und griff zur Klingelschnur. »Es geht Ihnen wirklich nicht gut. Schon vorhin, als Sie eintraten, waren Sie sehr blaß.«

»Ich war blaß, sagen Sie, Albert?«

»Sie zeigten eine Blässe, die Ihnen vortrefflich steht, meine Mutter, aber deshalb meinen Vater und mich nicht minder erschreckt hat.«

»Hat Ihr Vater mit Ihnen darüber gesprochen?« fragte Mercedes rasch.

»Nein, Madame. Aber Ihnen selbst gegenüber, erinnern Sie sich, machte er diese Bemerkung.«

»Ich erinnere mich nicht«, sagte die Gräfin.

Ein Diener trat ein, der auf Alberts Läuten hin gekommen war.

»Tragen Sie diese Blumen in das Vorzimmer oder in das Ankleidezimmer«, sprach der Vicomte. »Sie verursachen der

Frau Gräfin ein Unwohlsein.«

Der Diener gehorchte. Ein ziemlich langes Schweigen trat ein, das so lange währte, bis die Blumen weggeräumt waren.

»Was bedeutet denn der Name Monte Christo?« fragte die Gräfin, als der Diener mit der letzten Blumenvase hinausgegangen war. »Ist dies ein Familienname, der Name eines Guts oder ein bloßer Titel?«

»Es ist ein Titel, meine Mutter, glaube ich, weiter nichts. Der Graf hat im toskanischen Archipel eine Insel gekauft und, wie er diesen Morgen selbst sagte, eine Komturei gegründet. Sie wissen, daß sich dies bei den Orden Santo Stefano von Florenz, San Giorgio Constantineo von Parma und selbst beim Malteserorden so machen läßt. Übrigens legt er keinen gesteigerten Wert auf den Adelstitel und nennt sich einen Zufallsgrafen, obgleich in Rom die allgemeine Meinung dahin geht, daß er ein sehr vornehmer Herr sei.«

»Seine Manieren sind vortrefflich«, versetzte die Gräfin, »wenigstens soweit ich darüber nach der kurzen Zeit seines Besuchs bei uns urteilen konnte.«

»Oh! Ausgezeichnet, meine Mutter, sogar so ausgezeichnet, daß sie alles weit übertreffen, was ich in den drei stolzesten Adelsständen Europas kennengelernt habe, nämlich im englischen, spanischen und deutschen Adel.«

Die Gräfin sann einen Augenblick nach, und fuhr dann nach diesem kurzen Zögern fort: »Sie haben, mein lieber Albert... es ist die Frage einer Mutter, die ich an Sie stelle, Sie begreifen... Sie haben in Monsieur de Monte Christo hineingesehen, Sie besitzen Scharfsichtigkeit, Vertrautheit mit der Welt, mehr Takt, als man gewöhnlich in Ihrem Alter hat. Glauben Sie, daß der Graf das ist, was er zu sein scheint?«

»Und was scheint er?«

»Sie haben es soeben selbst gesagt... ein vornehmer Herr.«

»Ich sagte Ihnen, meine Mutter, daß man ihn dafür hielt.«

»Aber was halten Sie davon, Albert?«

»Ich gestehe Ihnen, daß ich mir in meiner Meinung über ihn nicht recht im Klaren bin. Ich halte ihn für einen Malteser.«

»Ich frage Sie nicht nach seiner Herkunft. Ich frage Sie in bezug auf sein Wesen.«

»Ah! In bezug auf sein Wesen, das ist etwas anderes. Ich sah so viele sonderbare Dinge von ihm, daß ich Ihnen antwortete, wenn Sie wissen wollen, was ich von ihm denke: daß ich ihn gerne für eine von Byrons männlichen Figuren halten möchte, denen das Unglück einen verhängnisvollen Stempel aufgedrückt hat, für einen Manfred, Lara, Werner, kurz für eines von den Trümmern irgendeiner alten Familie, die, von ihrem väterlichen Vermögen ausgeschlossen, ein solches durch die Gewalt ihres abenteuerlichen Geistes fanden, der sie über die Gesetze der Staatsgesellschaft erhoben hat.«

»Sie sagen...?«

»Ich sage, daß Monte Christo eine Insel mitten im Mittelmeer ist, ohne Einwohner, ohne militärische Besatzung, ein Schlupfwinkel für Schmuggler aller Nationen, für Seeräuber aller Herren Länder. Wer weiß, ob nicht diese würdigen Geschäftsleute ihrem Landesherrn eine Art Asylgebühr bezahlen?«

»Es ist möglich«, äußerte die Gräfin verträumt.

»Aber gleichviel«, fuhr der junge Mann fort, »Schmuggler oder nicht, Sie werden zugeben, Mutter, daß der Herr Graf von Monte Christo, da Sie ihn gesehen haben, ein merkwürdiger Mann ist und in den Salons von Paris die größten Erfolge haben wird. Und sehen Sie, schon diesen Morgen begann er in meiner Wohnung seinen Eintritt in die vornehme Welt damit, daß er sogar Château-Renaud mit Erstaunen erfüllte.«

»Und wie alt kann der Graf sein?« fragte Mercédès, die sichtlich großen Wert auf diese Frage legte.

»Fünfunddreißig bis sechsunddreißig Jahre, meine Mutter.«

»So jung! Es ist unmöglich«, entgegnete Mercédès, gleichzeitig auf das antwortend, was Albert sagte, und auf die Zuflüsterung ihrer eigenen Gedanken.

»Dennoch ist es die Wahrheit. Drei- bis viermal sagte er zu mir, und gewiß ohne Vorbedacht, zu dieser Zeit war ich fünf Jahre alt, zu jener zehn, zu einer anderen zwölf Jahre. Neugierig gab ich auf diese Einzelheiten acht, verglich die Daten und ertappte ihn nie bei einem Widerspruch. Das Alter dieses sonderbaren Mannes, der kein Alter hat, beträgt also, dessen bin ich gewiß, fünfunddreißig Jahre. Erinnern Sie sich übrigens, Mutter, wie lebhaft sein Auge ist, wie schwarz seine Haare sind, und wie faltenlos, obgleich blaß, seine Stirn. Dies deutet nicht nur auf eine kräftige, sondern auch eine junge Natur hin.«

Die Gräfin senkte den Kopf wie unter einer allzuschweren Last von Gedanken.

»Und dieser Mann empfindet Freundschaft für Sie?« fragte sie mit einem nervösen Schauer.

»Ich glaube, Madame.«

»Und Sie... mögen Sie ihn auch?«

»Er gefällt mir, Madame, was auch Franz d'Epinay von ihm halten mag, der ihn in meinen Augen als einen Mann hinstellen wollte, der aus der andern Welt zurückkehrt.«

Die Gräfin machte eine erschrockene Geste.

»Albert«, sagte sie mit veränderter Stimme, »ich habe Sie immer vor neuen Bekanntschaften gewarnt. Sie sind jetzt ein Mann und könnten selbst mir raten. Dennoch wiederhole ich: Seien Sie vorsichtig, Albert!«

»Damit mir dieser Rat nützen kann, liebe Mutter, müßte ich auch im voraus wissen, gegen was ich mein Mißtrauen richten soll. Der Graf spielt nicht, der Graf trinkt nur Wasser, mit einem Tropfen spanischen Weins vermenget. Der Graf hat sich als so reich entpuppt, daß er, ohne sich völlig lächerlich zu

machen, kein Geld von mir borgen könnte. Was soll ich also nach Ihrer Meinung von Seiten des Grafen zu befürchten haben?»

»Sie haben recht«, antwortete die Gräfin, »und mein Schrecken ist sinnlos, vor allem, da er einen Mann zum Gegenstand hat, der Ihnen das Leben rettete. Apropos, hat ihn Ihr Vater gut empfangen, Albert? Es ist wichtig, daß wir uns gegen den Grafen mehr als nur höflich benehmen. Monsieur de Morcerf ist bisweilen in Gedanken. Seine Geschäfte machen ihm Sorgen, und es könnte sein, daß er, ohne es zu wollen...«

»Mein Vater benahm sich vortrefflich, Madame«, unterbrach sie Albert. »Ich sage mehr noch: Er erschien von einigen der gewandtesten Komplimente unendlich geschmeichelt, die der Graf ebenso glücklich als passend an ihn richtete, als ob er ihn schon seit dreißig Jahren gekannt hätte. Jeder von seinen kleinen lobenden Pfeilen mußte meinen Vater kitzeln«, fügte Albert lachend hinzu, »so daß sie als die besten Freunde von der Welt voneinander schieden und Monsieur de Morcerf ihn sogar in die Kammer mitnehmen wollte, damit er seine Rede hören könnte.«

Die Gräfin antwortete nicht. Sie war in ein so tiefes Träumen versunken, daß ihre Augen sich nach und nach schlossen. Der junge Mann stand vor ihr und schaute sie mit jener kindlichen Liebe an, die noch zärtlicher und inniger bei Kindern ist, deren Mütter noch jung und schön sind. Dann, nachdem er ihre Augen sich schließen gesehen hatte, lauschte er einen Augenblick ihrem Atem in ihrer sanften Unbeweglichkeit und entfernte sich, in der Meinung, sie sei eingeschlafen, auf den Zehenspitzen, öffnete vorsichtig die Tür des Zimmers und ließ seine Mutter allein.

»Ein Teufelskerl!« murmelte er, den Kopf schüttelnd. »Ich sagte es ihm schon da unten, daß er in der vornehmen Welt Aufsehen erregen werde. Ich bemesse seine Wirkung nach einem untrüglichen Thermometer. Meine Mutter wurde auf ihn aufmerksam, er muß also wirklich bemerkenswert sein.«

Und er ging in den Stall hinab, nicht ohne einen geheimen Ärger darüber, daß der Graf von Monte Christo, ohne auch nur daran zu denken, in den Besitz eines Gespannes gekommen war, das seine Pferde in der Achtung der Kenner auf Platz zwei zurückverwies.

»Gewiß«, sagte er, »die Menschen sind nicht gleich. Ich werde meinen Vater bitten, diesen Satz in der Hohen Kammer auszuführen.«

42. KAPITEL

Monsieur Bertuccio

Inzwischen war der Graf zu Hause angekommen. Er hatte sechs Minuten gebraucht, um den Weg zurückzulegen. Diese sechs Minuten genügten, um von zwanzig jungen Leuten gesehen zu werden, die, den Wert des Gespanns erkennend, das sie sich selbst nicht kaufen konnten, ihre Pferde in Galopp setzten, um den prunkvollen Herrn zu sehen, der sich Pferde anschaffte, von denen das Stück zehntausend Francs kostete.

Das von Ali gewählte Haus, das als Stadtresidenz Monte Christos gedacht war, lag rechts, wenn man die Champs-Élysées hinaufgeht, zwischen Hof und Garten. Eine sehr dichte Baumgruppe mitten im Vorhof verdeckte einen Teil der Fassade. Diese Baumgruppe umgaben, zwei Armen gleich, zwei Alleen, die, rechts und links auslaufend, vom Gitter her die Wagen zu einer doppelten Freitreppe führten, auf der jede Stufe eine blumengefüllte Porzellanvase trug. Dieses auf einer weiten Fläche freistehende Haus hatte außer einem Haupteingang noch einen anderen Eingang, der zur Rue de Ponthieu führte.

Noch bevor der Kutscher den Torwächter rief, drehte sich das massive Gitter in seinen Angeln. Man sah den Grafen

kommen, und in Paris wurde er wie in Rom, wie überall, mit der Schnelligkeit eines Blitzes bedient. Der Kutscher fuhr also ein, beschrieb einen Halbkreis, ohne deshalb seine Eile zu mäßigen, und das Gitter war schon wieder geschlossen, als die Räder noch auf dem Sand der Allee knirschten. Auf der linken Seite der Freitreppe hielt der Wagen an. Zwei Männer erschienen am Kutschenschlag: Der eine war Ali, der seinen Gebieter mit unendlicher Freude anlachte und sich schon durch einen Blick Monte Christos belohnt fühlte. Der andere verbeugte sich demütig und reichte dem Grafen seinen Arm, um ihm aussteigen zu helfen.

»Ich danke, Monsieur Bertuccio«, sagte der Graf, die drei Stufen des Antrittes gewandt herunterspringend. »Wo ist der Notar?«

»Er ist im kleinen Salon, Exzellenz«, antwortete Bertuccio.

»Und wo sind die Visitenkarten, die ich Ihnen gravieren zu lassen auftrag, sobald Sie die Hausnummer wissen?«

»Herr Graf, das ist bereits geschehen. Ich war bei dem besten Graveur des Palais-Royal, der den Kupferstich in meiner Gegenwart ausführte. Die erste abgezogene Karte wurde, Ihrem Auftrag gemäß, sogleich dem Herrn Baron Danglars, Abgeordneter, Rue de la Chaussée-d'Antin, Nummer 7, gebracht. Die übrigen liegen auf dem Kamin im Schlafzimmer Eurer Exzellenz.«

»Gut. Wieviel Uhr ist es?«

»Vier Uhr.«

Monte Christo gab seine Handschuhe, seinen Hut und seinen Stock demselben französischen Lakaien, der im Vorzimmer des Grafen de Morcerf fortgeeilt war, um den Wagen vorfahren zu lassen, dann ging er in den kleinen Salon, von Bertuccio geführt, der ihm den Weg zeigte.

»Der Marmor in diesem Vorzimmer ist armselig«, sagte Monte Christo. »Ich hoffe doch, daß man mir all das beschaffen wird.«

Bertuccio verbeugte sich. Wie der Intendant gesagt hatte: Der Notar wartete im kleinen Salon. Es war das ehrbare Gesicht eines zweiten Schreibers aus Paris, zur unüberschreitbaren Würde eines Vorstadtgerichtsschreibers erhoben.

»Monsieur, sind Sie der Notar, der beauftragt ist, das Landhaus zu verkaufen, das ich erwerben will?« fragte Monte Christo.

»Ja, Herr Graf«, antwortete der Notar.

»Ist der Verkaufsvertrag bereit?«

»Ja, Herr Graf.«

»Haben Sie ihn mitgebracht?«

»Hier ist er.«

»Gut. Und wo liegt das Haus, das ich kaufe?« fragte Monte Christo nachlässig, halb zu Bertuccio, halb zum Notar gewandt.

Der Intendant machte eine Gebärde, welche andeutete: »Ich weiß es nicht.« Der Notar schaute Monte Christo erstaunt an.

»Wie?« fragte er. »Der Herr Graf wissen nicht, wo das Haus ist, das Sie kaufen?«

»Nein, bei Gott«, antwortete der Graf.

»Der Herr Graf kennen es nicht?«

»Und wie zum Teufel sollte ich es kennen? Ich treffe diesen Morgen aus Cadix ein, ich war nie zuvor in Paris, es ist sogar das erste Mal, daß ich den Boden Frankreichs betrete.«

»Dann ist es etwas anderes«, entgegnete der Notar. »Das Haus, das der Herr Graf gekauft haben, liegt in Auteuil.«

Bei diesen Worten erblaßte Bertuccio sichtlich.

»Und wo liegt Auteuil?« fragte Monte Christo.

»Nicht weit von hier, Herr Graf«, antwortete der Notar, »kurz hinter Passy, in einer anmutigen Lage mitten im Bois de Boulogne.«

»So nahe!« rief Monte Christo aus. »Das ist ja gar nicht auf

dem Lande. Warum, zum Teufel, haben Sie mir ein Haus vor den Toren von Paris ausgesucht, Monsieur Bertuccio?»

»Ich?« rief der Intendant mit einem sonderbaren Eifer aus. »Gewiß nicht! Nicht mich haben der Herr Graf beauftragt, dieses Haus zu wählen. Wollen sich der Herr Graf gütigst erinnern, in Ihrem Gedächtnisse nachforschen, Ihre Erinnerungen befragen.«

»Ah, richtig!« sagte Monte Christo. »Nun erinnere ich mich. Ich las diese Anzeige in einer Tageszeitung und ließ mich durch die lügnerische Überschrift ›Landhaus‹ verführen.«

»Es ist noch Zeit«, bemerkte Bertuccio rasch, »und wenn Eure Exzellenz mich beauftragen wollen, sonst irgendwo zu suchen, so werde ich Ihnen das Beste auftreiben, in Enghien, Fontenay-aux-Roses oder in Bellevue.«

»Nein, meine Güte«, äußerte Monte Christo unbekümmert, »da ich dieses schon einmal habe, will ich es auch behalten.«

»Und Sie haben recht, Monsieur«, versetzte der Notar schnell, der sein Honorar zu verlieren fürchtete. »Es ist ein reizendes Anwesen: sprudelnde Gewässer, dichtbelaubte Bäume, eine anständige, obgleich seit langer Zeit verlassene Wohnung. Nicht zu vergessen das Mobiliar, das, wie alt es auch sein mag, seinen Wert besitzt, besonders heutzutage, wo man Altertümliches sucht. Verzeihen Sie, aber ich glaube, daß der Herr Graf den Geschmack Ihrer Epoche haben.«

»Sprechen Sie nur weiter«, sagte Monte Christo. »Es ist also anständig?«

»Ah! Monsieur, es ist mehr als das, es ist prächtig.«

»Zum Henker! Eine solche Gelegenheit darf ich nicht ungenutzt lassen«, erwiderte Monte Christo. »Geben Sie mir bitte den Kontrakt, Herr Notar.«

Und er unterzeichnete rasch nach einem flüchtigen Blick auf jene Stelle im Kontrakt, wo die Lage des Hauses und die Namen der Eigentümer angegeben waren.

»Bertuccio«, sagte er, »geben Sie dem Herrn fünfundfünzigtausend Francs.«

Der Intendant entfernte sich mit unsicherem Schritt und kehrte mit einem Packen Banknoten zurück, die der Notar als ein Mann zählte, der sein Geld nur nach einer vorschriftsmäßigen Abwicklung zu empfangen pflegt.

»Und sind jetzt alle Förmlichkeiten erfüllt?« fragte der Graf.

»Alle, Herr Graf.«

»Haben Sie die Schlüssel?«

»Sie sind in den Händen des Portiers, der das Haus bewacht. Aber hier ist die Anweisung, die ich ihm gab, Sie, Monsieur, in Ihre neue Besitzung einzuweisen.«

»Sehr schön.«

Und Monte Christo machte dem Notar ein Zeichen mit dem Kopf, welches sagen wollte ›Ich bedarf Ihrer nicht mehr, Sie können gehen‹.

»Der Herr Graf haben sich geirrt, wie mir scheint«, wagte der ehrliche Gerichtsschreiber zu bemerken. »Es macht im ganzen nur fünfzigtausend Francs.«

»Und Ihr Honorar?«

»Ist mit dieser Summe bezahlt, Herr Graf.«

»Sind Sie denn nicht von Auteuil hierhergekommen?«

»Ja, allerdings.«

»Nun denn, ich muß Ihnen ja doch Ihre Mühe vergüten«, erwiderte der Graf. Und er entließ ihn mit einer Gebärde.

Der Notar ging rückwärts hinaus, sich bis auf den Boden verbeugend. Es war das erste Mal, seitdem er sich als Notar einschreiben ließ, daß er einen solchen Klienten traf.

»Begleiten Sie den Herrn!« sagte der Graf zu Bertuccio. Und der Intendant entfernte sich hinter dem Notar.

Kaum war der Graf allein, als er aus seiner Tasche eine Briefftasche mit einem Schloß zog, das er mit einem kleinen

Schlüssel öffnete, den er am Hals trug und niemals ablegte. Nach kurzem Suchen verweilte er bei einem Blatt, auf dem einige Bemerkungen standen, verglich diese Bemerkungen mit dem auf dem Tisch liegenden Verkaufskontrakt und sagte, seine Erinnerungen zusammenraffend: »Auteuil, Rue de la Fontaine, Hausnummer 28, korrekt. Soll ich mich nun auf ein durch den heiligen oder körperlichen Schrecken entrissenes Geständnis verlassen? In einer Stunde werde ich ohnehin alles erfahren. – Bertuccio!« rief er und schlug mit einer Art von Hammer mit biegsamem Stiel auf eine Glocke ohne Klöppel, die einen gellenden und nachdröhnenden Klang von sich gab, gleich dem eines Tamtam. »Bertuccio!«

Der Intendant erschien auf der Schwelle.

»Monsieur Bertuccio«, fragte der Graf, »erzählten Sie mir nicht früher einmal, daß Sie in Frankreich bereits Reisen unternommen haben?«

»In gewissen Gegenden Frankreichs, ja, Exzellenz.«

»Sie kennen doch bestimmt die Umgebung von Paris?«

»Nein, Exzellenz, nein«, antwortete der Intendant mit einem gewissen nervösen Zittern, das Monte Christo, ein Kenner von Gemütsbewegungen, mit Recht einer lebhaften Sorge zuschrieb.

»Das ist unangenehm«, sagte er, »daß Sie nie die Umgebung von Paris besucht haben. Denn ich will noch heute abend meine neue Besetzung sehen, und als mein Begleiter hätten Sie mir gewiß nützliche Aufschlüsse geben können.«

»Nach Auteuil?« rief Bertuccio aus, dessen kupferfarbener Teint fast erdfahl wurde. »Ich soll nach Auteuil gehen?«

»Nun, ich frage Sie, was wäre daran Erstaunliches, wenn Sie mit nach Auteuil kämen? Wenn ich in Auteuil wohnen werde, dann werden Sie wohl hinkommen müssen, da Sie zum Haus gehören.«

Bertuccio senkte den Kopf vor dem gebieterischen Blick

seines Herrn und blieb regungslos und ohne zu antworten stehen.

»Ah! Was ist denn los mit Ihnen? Wollen Sie, daß ich zum zweiten Mal nach dem Wagen schelle?« fragte Monte Christo mit dem Ton, mit welchem Ludwig XIV. das berühmte »Ich habe beinahe gewartet!« aussprach.

Bertuccio war mit einem Sprung aus dem kleinen Salon im Vorzimmer und rief mit rauher Stimme: »Die Pferde Seiner Exzellenz!«

Monte Christo schrieb einige Briefe. Als er den letzten versiegelte, erschien der Intendant wieder.

»Der Wagen Eurer Exzellenz steht vor der Haustür«, sagte er.

»Wohlan, nehmen Sie Ihre Handschuhe und Ihren Hut«, befahl Monte Christo.

»Gehe ich mit dem Herrn Grafen?« rief Bertuccio aus.

»Selbstverständlich. Sie müssen doch Ihre Befehle erteilen, da ich dieses Haus zu bewohnen gedenke.«

Es war noch nie vorgekommen, daß man auf einen ausdrücklichen Befehl des Grafen etwas erwiderte. Daher folgte der Intendant, ohne einen weiteren Einwand zu machen, seinem Gebieter, der in den Wagen stieg und ihm winkte, ihm zu folgen. Der Intendant setzte sich ehrerbietig auf den Vordersitz.

43. KAPITEL

Das Haus in Auteuil

Monte Christo hatte bemerkt, daß Bertuccio, während er die Freitreppe hinunterging, sich nach Art der Korsen bekreuzigte, indem er die Luft mit dem Daumen kreuzförmig durch-

schnitt, und während er seinen Platz im Wagen einnahm, ganz leise ein kurzes Gebet murmelte. Jeder andere, außer ein neugieriger Mensch, hätte mit dem auffallenden Widerwillen, den der würdige Intendant gegen die vom Grafen beabsichtigte Spazierfahrt *extra muros* an den Tag gelegt hatte, Mitleid gefühlt. Dieser aber war, wie es scheint, allzu neugierig, um Bertuccio von dieser kleinen Reise zu befreien.

In zwanzig Minuten war man in Auteuil. Die Gemütsbewegung des Intendanten hatte immer mehr zugenommen. Bei der Einfahrt in das Dorf begann Bertuccio, in die Ecke des Wagens gekauert, mit fiebriger Aufregung jedes der Häuser genau zu betrachten, an denen man vorbeifuhr.

»Lassen Sie in der Rue de la Fontaine, Nummer 28 halten«, sagte der Graf, den Blick erbarmungslos auf den Intendanten geheftet, dem er diesen Befehl gab.

Der Schweiß rann Bertuccio über das Gesicht, und dennoch gehorchte er und rief dem Kutscher zum Wagen hinausgelehnt zu: »Rue de la Fontaine, Hausnummer 28.«

Die Nummer 28 lag am äußersten Ende des Dorfes. Während der Fahrt war die Nacht angebrochen; oder vielmehr eine schwarze, elektrisch aufgeladene Wolke verlieh dieser vorzeitigen Finsternis den Anschein und die Feierlichkeit einer dramatischen Episode. Der Wagen hielt, der Lakai stürzte an den Schlag und öffnete ihn.

»Nun«, sagte der Graf, »Steigen Sie nicht aus, Monsieur Bertuccio? Bleiben Sie im Wagen? Aber an was, zum Teufel, denken Sie denn den ganzen Abend?«

Bertuccio sprang schnell zum Kutschenschlag hinaus und bot dem Grafen seine Schulter, der sich diesmal auf sie stützte und die drei Stufen des Antritts, eine nach der anderen, hinabstieg.

»Klopfen Sie«, sagte der Graf, »und melden Sie mich!«

Bertuccio klopfte, die Tür ging auf, und der Verwalter erschien.

»Wer sind Sie?« fragte er.

»Ihr neuer Herr, guter Mann«, antwortete der Lakai und reichte dem Verwalter das vom Notar ausgestellte Anerkennungsschreiben.

»Das Haus ist also verkauft?« fragte der Verwalter. »Und dieser Herr wird es bewohnen?«

»Ja, mein Freund«, erwiderte der Graf, »und ich werde danach trachten, daß Sie den Verlust Ihres vorigen Herrn nicht zu bedauern brauchen.«

»Oh! Monsieur«, sagte der Verwalter, »ich werde seinen Verlust nicht sehr zu bedauern haben, denn wir sahen ihn höchst selten. Es sind schon fünf Jahre, daß er nicht mehr kam, und er hat, meiner Treu, richtig gehandelt, ein Haus zu verkaufen, das ihm gar nichts eintrug.«

»Und wie hieß Ihr voriger Herr?« fragte Monte Christo.

»Der Herr Marquis de Saint-Méran. Ach, er hat das Haus nicht für die Summe verkauft, die es ihn kostete, dessen bin ich gewiß.«

»Der Marquis de Saint-Méran!« rief Monte Christo aus. »Es scheint mir, daß mir dieser Name nicht unbekannt ist... Der Marquis de Saint-Méran...« Und er schien nachzudenken.

»Ein alter Adeliger«, erklärte der Verwalter, »ein treuer Diener der Bourbonen. Er hatte eine einzige Tochter, die er an Monsieur de Villefort verheiratete, der Staatsanwalt in Nîmes war und dann in Versailles.«

Monte Christo warf einen Blick auf Bertuccio, der bleicher als die Mauer war, an die er sich lehnte, um nicht umzufallen.

»Und ist diese Tochter nicht gestorben?« fragte Monte Christo. »Es ist mir, als hätte ich so etwas gehört.«

»Ja, Monsieur, vor einundzwanzig Jahren, und seit dieser Zeit sahen wir den armen, lieben Marquis keine dreimal.«

»Ich danke, ich danke«, sagte Monte Christo, aus der gänzlichen Erschlaffung des Intendanten schließend, daß er diese

Saite nicht stärker spannen dürfe, ohne zu riskieren, sie zu zerreißen, »ich danke! Geben Sie mir Licht, braver Mann!«

»Soll ich Sie begleiten, Monsieur?«

»Nein, das ist nicht nötig. Bertuccio wird mir leuchten.«

Und Monte Christo begleitete diese Worte mit dem Geschenk von zwei Goldstücken, welche einen Ausbruch von Segnungen und Seufzern hervorriefen.

»Ah! Monsieur«, bedauerte der Verwalter, nachdem er auf dem Kaminsims und auf den anstoßenden Regalbrettern vergebens gesucht hatte, »ich habe keine Kerzen da.«

»Nehmen Sie eine von den Wagenlaternen, Bertuccio, und zeigen Sie uns die Zimmer«, sagte der Graf.

Der Intendant gehorchte ohne Einwand, aber an dem Zittern der Hand, mit der er die Laterne hielt, war leicht zu sehen, wie schwer es ihm fiel, zu gehorchen. Man durchschritt das ziemlich geräumige Erdgeschoß und den ersten Stock, der aus einem Salon, einem Badezimmer und zwei Schlafzimmern bestand. Durch eines dieser Schlafzimmer kam man zu einer Wendeltreppe, die in den Garten führte.

»Sieh mal einer an, da ist eine Hintertreppe«, sagte der Graf, »das ist ja sehr bequem. Leuchten Sie mir, Monsieur Bertuccio. Gehen Sie voran, und folgen wir der Treppe.«

»Monseigneur«, versetzte Bertuccio, »sie führt in den Garten.«

»Und woher wissen Sie dies, wenn ich bitten darf?«

»Das heißt, sie führt bestimmt hin.«

»Na gut, überzeugen wir uns davon.«

Bertuccio seufzte und ging voran. Die Treppe mündete wirklich in den Garten. An der äußeren Tür blieb der Intendant stehen.

»Vorwärts, Monsieur Bertuccio!« sagte der Graf. Aber der, an den er sich wandte, war betäubt, entsetzt, vernichtet. Seine verstörten Augen stierten rings umher, als ob sie die Spuren

irgendeiner schrecklichen Vergangenheit suchten, und er schien mit seinen verkrampften Händen gräßliche Erinnerungen wegstoßen zu wollen.

»Auf, auf!« fuhr der Graf fort.

»Nein, nein«, rief Bertuccio aus und stützte sich im Winkel der Innenmauer ab, »nein, Monseigneur, ich werde nicht weitergehen, es ist unmöglich!«

»Was soll das heißen?« fragte Monte Christo mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete.

»Sie sehen ja, Monseigneur«, rief der Intendant aus, »daß es nicht mit rechten Dingen zugeht, daß Sie, entschlossen in Paris ein Haus zu kaufen, es gerade in Auteuil kaufen, und daß das von Ihnen gekaufte Haus ausgerechnet die Nummer 28 der Rue de la Fontaine ist. Ach, warum habe ich Ihnen nicht alles früher gesagt, Monseigneur? Sie hätten dann gewiß nicht verlangt, daß ich mitgehen sollte. Ich hoffte, das Haus des Herrn Grafen würde ein anderes sein als dieses. Als ob es kein anderes Haus in Auteuil gäbe als das des Mordes!«

»Oh! Oh!« sagte Monte Christo und blieb plötzlich stehen. »Welches abscheuliche Wort haben Sie da soeben ausgesprochen? Teufel von einem Menschen! Eingefleischter Korse! Immer Geheimnisse oder abergläubische Dinge! Jetzt nehmen Sie diese Laterne, und besehen wir uns den Garten. Mit mir werden Sie sich doch nicht fürchten, hoffe ich.«

Bertuccio hob die Laterne auf und gehorchte. Als die Tür aufging, enthüllte sie einen bleichen Himmel, an dem sich der Mond vergeblich bemühte, mit einem Meer von Wolken zu kämpfen, die ihn mit ihren finsternen Wogen bedeckten und die er einen Augenblick erhellte, worauf sie sich noch finsterrer in den Tiefen der Unermeßlichkeit verloren. Der Intendant wollte sich links wenden.

»Nein, Monsieur«, äußerte Monte Christo, »warum den Alleen folgen? Da ist ein schöner Rasen. Gehen wir gradeaus.«

Bertuccio trocknete den Schweiß, der von seiner Stirn rann,

aber gehorchte. Dennoch fuhr er fort, sich links zu halten. Monte Christo dagegen ging rechts. Bei einer Baumgruppe angekommen, blieb er stehen. Der Intendant konnte da nicht verweilen.

»Gehen Sie da weg, Monseigneur«, rief er aus, »gehen Sie da weg! Ich bitte Sie inständig darum, Sie sind genau an der Stelle.«

»An welcher Stelle?«

»An jener Stelle, wo er gefallen ist.«

»Mein lieber Bertuccio«, erwiderte Monte Christo lachend, »kommen Sie zu sich, ich bitte Sie. Wir sind hier nicht in Sartène oder Corte. Dies ist keine Macchie, sondern ein englischer Garten, schlecht unterhalten, das gebe ich zu, den man aber deshalb nicht verleumden sollte.«

»Monseigneur, bleiben Sie nicht da stehen, bleiben Sie nicht da stehen, ich bitte Sie inständig darum!«

»Ich glaube, Sie sind übergeschnappt, Meister Bertuccio«, versetzte der Graf kalt. »Wenn dem so ist, so teilen Sie es mir mit, denn ich werde Sie in irgendeine Anstalt einsperren lassen, bevor sich ein Unglück ereignet.«

»Ach! Exzellenz«, sagte Bertuccio, kopfschüttelnd und händeringend, mit einer Haltung, die den Grafen zum Lachen gebracht hätte, hätten ihn in diesem Moment nicht Gedanken von höherem Interesse beschäftigt, und hätte er nicht auf die kleinsten Äußerungen dieses angstvollen Gewissens geachtet. »Ah, Exzellenz! Das Unglück hat sich schon ereignet.«

»Monsieur Bertuccio«, erwiderte der Graf, »ich bin sehr erfreut, Ihnen zu sagen, daß Sie zwar weiterhin gestikulierend die Hände ringen und die Augen rollen wie ein Besessener, aus dessen Leib der Teufel nicht weichen will, ich aber schon immer bemerkt habe, daß der Teufel, der am hartnäckigsten auf seinem Posten bleiben will, ein Geheimnis ist. Ich wußte, daß Sie ein Korse sind, ich wußte, daß Sie verdüstert sind und immer irgendeine alte Vendetta-Geschichte wiederkauen, und

ich ließ Ihnen dies in Italien durchgehen, weil in Italien solche Dinge gang und gäbe sind. In Frankreich aber findet man im allgemeinen, daß Mord von sehr schlechtem Geschmack zeuge. Es gibt Gendarmen, die sich damit beschäftigen, Richter, die ihn verurteilen, und Schafotte, die ihn rächen.«

Bertuccio faltete die Hände, und da er bei der Ausführung all dieser Bewegungen seine Laterne nicht abstellte, erhellte das Licht sein verstörtes Antlitz. Monte Christo betrachtete ihn mit demselben Blick, mit dem er in Rom Andreas Hinrichtung beobachtet hatte.

Dann sagte er mit einer Stimme, die einen neuen Schauer durch den Leib des armen Intendanten rieseln ließ: »Abbé Busoni hatte mich also belogen, als er nach seiner Reise in Frankreich im Jahre 1829 Sie mit einem Empfehlungsschreiben zu mir schickte, worin er mir Ihre kostbaren Eigenschaften empfahl. Nun, ich werde dem Abbé schreiben, ihn für seinen Schützling verantwortlich machen und ohne Zweifel alles erfahren, was an dieser Mordgeschichte dran ist. Nur setze ich Sie in Kenntnis, Monsieur Bertuccio, daß ich, wenn ich in einem Land lebe, mich auch nach den Gesetzen desselben zu verhalten pflege und daß ich keine Lust habe, mich Ihretwegen mit der Justiz Frankreichs zu entzweien.«

»Oh! Tun Sie das nicht, Exzellenz! Ich habe Ihnen treu gedient, nicht wahr?« rief Bertuccio in Verzweiflung aus. »Ich war immer ein ehrlicher Mann und habe selbst, so viel ich konnte, gute Werke verrichtet.«

»Ich leugne es nicht«, versetzte der Graf, »aber warum, zum Teufel, sind Sie dann so aufgeregt? Das ist ein schlechtes Zeichen. Ein reines Gewissen bringt keine so arge Blässe auf die Wangen, kein so starkes Fieber in die Hände eines Menschen...«

»Aber haben Sie mir nicht selbst gesagt, Herr Graf«, entgegnete Bertuccio zögernd, »daß der Herr Abbé Busoni, der mir im Gefängnis von Nîmes die Beichte abnahm, Sie darüber

informierte, als er mich zu Ihnen schickte, daß ich mir einen schweren Vorwurf zu machen habe?«

»Ja, aber als er Sie mit der Bemerkung zu mir sandte, daß Sie einen vortrefflichen Intendanten abgeben würden, glaubte ich, daß Sie gestohlen hätten, weiter nichts!«

»Herr Graf!« stieß Bertuccio voller Entrüstung hervor.

»Oder daß Sie, da Sie ein Korse sind, dem Verlangen nicht widerstehen konnten, ein Fell zu machen, wie man in Ihrem Land paradoxerweise sagt, wenn man vielmehr eines zerstört.«

»Nun denn, ja, Monseigneur, ja, mein guter verehrter Herr, so ist es«, rief Bertuccio aus und fiel vor dem Grafen auf die Knie, »ja, es ist eine Rache, ich schwöre es, eine einfache Rache.«

»Ich verstehe. Aber was ich nicht verstehe, ist, warum gerade dieses Haus Sie so sehr verstört.«

»Ist denn dies nicht sehr natürlich, Monseigneur«, versetzte Bertuccio, »da die Rache in diesem Haus vollzogen wurde?«

»Wie? In meinem Haus?«

»Oh! Monseigneur, da gehörte es noch nicht Ihnen«, antwortete Bertuccio treuherzig.

»Aber wem sonst gehörte es? Dem Herrn Marquis de Saint-Méran, sagte uns, glaube ich, der Verwalter. Wie zum Teufel kamen Sie denn dazu, sich an dem Marquis de Saint-Méran zu rächen?«

»Oh! Ich rächte mich nicht an ihm, Monseigneur, sondern an einem anderen.«

»Es ist eine sonderbare Fügung«, sagte Monte Christo, der nachzudenken schien, »daß Sie sich wieder zufällig, ohne irgendeine Vorbereitung, in einem Haus befinden, in dem sich eine Szene ereignete, die Ihnen so furchtbare Gewissensbisse bereitet.«

»Monseigneur«, erwiderte der Intendant, »das Schicksal

lenkt all das, dessen bin ich ganz gewiß: Da kaufen Sie ein Haus gerade in Auteuil. Dieses Haus ist jenes, in dem ich einen Mord verübte. Sie gehen in den Garten über dieselbe Treppe hinab, über die er hinabging. Sie bleiben an derselben Stelle stehen, wo er den Stoß erhielt. Etwa zwei Schritte weit unter dieser Plantane war die Grube, in die er das Kind legte. All das ist kein Werk des Zufalls, denn sonst würde der Zufall allzusehr der Vorsehung gleichen.«

»Nun gut, Herr Korse, nehmen wir an, es wäre die Vorsehung. Ich nehme immer alles an, was man will. Zudem muß man kranken Geistern Zugeständnisse machen. Nun, sammeln Sie sich und erzählen Sie mir alles!«

»Ich habe es nur einmal erzählt, Monseigneur, und zwar dem Abbé Busoni. Solche Dinge«, fügte Bertuccio kopfschüttelnd hinzu, »lassen sich nur unter dem Siegel der Beichte sagen.«

»Dann, mein lieber Bertuccio«, entgegnete der Graf, »werden Sie es in der Ordnung finden, daß ich Sie zu Ihrem Beichtvater zurückschicke. Sie treten mit seiner Hilfe in einen Karthäuser- oder Bernhardinerorden ein und plaudern mit ihm von Ihren Geheimnissen. Ich aber fürchte mich vor einem Hausgenossen, den solche Gespenster schrecken. Es ist mir unlieb, wenn meine Leute sich nicht trauen, abends in meinem Garten spazierenzugehen. Ferner, ich gestehe es Ihnen, wäre ich wenig neugierig auf den Besuch eines Polizeikommissars, denn, merken Sie sich eines, Meister Bertuccio: In Italien bezahlt man die Justiz nur, wenn sie schweigt, in Frankreich bezahlt man sie dagegen nur, wenn sie spricht. Alle Wetter! Ich hielt Sie wohl für einen kleinen Korsen, für einen großen Schmuggler, für einen sehr geschickten Intendanten, allein ich sehe, daß Sie mehr als ein Mittel zur Verfügung haben. Sie passen nicht mehr zu mir, Monsieur Bertuccio.«

»Oh! Monseigneur! Monseigneur!« rief der Intendant aus, von dieser Drohung erschreckt. »Oh! Wenn nur davon abhängt, daß ich in Ihrem Dienst bleiben kann, werde ich spre-

chen, werde ich alles sagen. Und wenn ich Sie verlasse, nun, so wird es nur geschehen, um das Schafott zu besteigen!«

»Dann ist es etwas anderes«, sagte Monte Christo. »Aber wenn Sie lügen wollen, so bedenken Sie, daß es besser ist, wenn Sie gar nicht sprechen.«

»Nein, Monseigneur, ich schwöre Ihnen bei meinem Seelenheil, ich werde Ihnen alles sagen. Denn selbst der Abbé Busoni weiß nur einen Teil meines Geheimnisses. Aber vor allem, ich bitte Sie inständig darum, gehen Sie von dieser Platane weg. Der Mond erhellt diese Wolke, und wenn Sie so dastehen, in diesen Mantel gehüllt, der Ihre Gestalt verbirgt und die der von Monsieur de Villefort ähnelt...«

»Wie?« rief Monte Christo aus. »Es ist Monsieur de Villefort...?«

»Eure Exzellenz kennen ihn?«

»Der ehemalige Staatsanwalt in Nîmes?«

»Ja.«

»Der die Tochter des Marquis de Saint-Méran geheiratet hatte?«

»Ja.«

»Und der im ganzen Anwaltsstand den Ruf des ehrlichsten, strengsten und gerechtesten Beamten genoß?«

»Nun denn, Monseigneur«, entgegnete Bertuccio, »dieser Mann mit dem tadellosen Ruf...«

»Ja?«

»... war ein Niederträchtiger.«

»Pah! Unmöglich!« sagte Monte Christo.

»Es ist aber so, wie ich Ihnen sage.«

»Ah! Wirklich?« fragte Monte Christo. »Und Sie haben einen Beweis dafür?«

»Wenigstens hatte ich ihn.«

»Und Sie verloren ihn, Sie Ungeschickter?«

»Ja. Aber wenn man gut sucht, kann man ihn wieder finden.«

»Nun«, sagte der Graf, »erzählen Sie mir alles, Monsieur Bertuccio, denn es beginnt mich wahrhaftig zu interessieren.«

Und der Graf, eine kleine Arie aus *Lucia di Lammermoor* singend, ging zu einer Bank, um sich zu setzen, während Bertuccio ihm folgte und seine Erinnerungen zusammenraffte. Bertuccio blieb vor ihm stehen.

44. KAPITEL

Vendetta

»Womit soll ich nach Ihrem Wunsch, Herr Graf, die Erzählung beginnen?« fragte Bertuccio.

»Womit Sie wollen«, antwortete Monte Christo, »da ich gar nichts davon weiß.«

»Ich glaubte doch, der Herr Abbé Busoni habe Eurer Exzellenz gesagt...«

»Ja, einige Einzelheiten, aber seitdem sind sieben bis acht Jahre verstrichen, und ich habe all das vergessen.«

»Dann kann ich also, ohne zu fürchten, Eure Exzellenz zu langweilen...«

»Nur zu, Monsieur Bertuccio, nur zu, Sie werden mir das *Abendjournal* ersetzen.«

»Die Geschichte geht bis zum Jahre 1815 zurück.«

»Ah! Ah!« sagte Monte Christo. »1815, das ist nicht gestern.«

»Nein, Monseigneur, und dennoch sind die geringsten Einzelheiten meinem Gedächtnis so gegenwärtig, als wäre es heute erst einen Tag später. Ich hatte einen Bruder, einen älte-

ren Bruder, der im Dienst des Kaisers stand. Er war in einem gänzlich aus Korsen bestehenden Regiment Leutnant geworden. Dieser Bruder war mein einziger Freund. Als wir Waisen wurden, zählte ich fünf Jahre und er achtzehn. Er hatte mich erzogen, als wäre ich sein Sohn gewesen. Im Jahre 1814, unter den Bourbonen, heiratete er. Der Kaiser kehrte von der Insel Elba zurück. Mein Bruder trat sogleich wieder in seinen Dienst und zog sich, bei Waterloo leicht verwundet, mit der Armee hinter die Loire zurück.«

»Das ist ja die Geschichte der Hundert Tage, die Sie mir da erzählen, Monsieur Bertuccio«, bemerkte der Graf, »und sie ist schon erzählt, wenn ich nicht irre.«

»Entschuldigen Sie, Exzellenz, aber diese ersten Einzelheiten sind notwendig, und Sie versprachen mir, geduldig zu sein.«

»Ja, ja, ich halte mein Wort.«

»Eines Tages erhielten wir einen Brief, ich muß Ihnen sagen, daß wir in dem kleinen Dorf Rogliano am äußersten Ende des korsischen Vorgebirges wohnten. Dieser Brief war von meinem Bruder. Er meldete uns, die Armee sei aufgelöst, und er kehre über Châteauroux, Clermont-Ferrand, Le Puy und Nîmes zurück. Wenn ich etwas Geld besitze, so möchte ich es ihm, bat er mich, an einen uns bekannten Wirt in Nîmes schicken, mit dem ich einige Verbindungen hatte.«

»Schmugglerverbindungen«, äußerte Monte Christo.

»Ei, mein Gott! Monsieur, man muß doch leben.«

»Allerdings. Fahren Sie also fort.«

»Ich liebte meinen Bruder innig, wie ich Ihnen sagte, Exzellenz. Ich beschloß daher, ihm das Geld nicht zu schicken, sondern selbst zu bringen. Ich besaß tausend Francs; davon ließ ich fünfhundert meiner Schwägerin Assunta. Ich nahm die andern fünfhundert und machte mich auf den Weg nach Nîmes. Dies war leicht. Ich hatte meine Barke, bekam eine Ladung auf See zu übernehmen, alles begünstigte mein Vor-

haben. Aber nach geschehener Übergabe stellte sich ein widriger Wind ein, so daß wir vier bis fünf Tage lang nicht in die Rhône einlaufen konnten. Endlich gelang es uns; wir fuhren bis Arles; ich ließ die Barke zwischen Bellegarde und Beaucaire und schlug den Weg nach Nîmes ein.«

»Wir kommen langsam an, nicht wahr?«

»Ja, Monsieur, entschuldigen Sie, aber, wie Eure Exzellenz sehen werden, ich erzähle Ihnen nur absolut notwendige Sachen. Nun aber war dies gerade die Zeit, als in Südfrankreich die berüchtigten Metzeleien geschahen. Dort gab es zwei bis drei Räuber, die Trestailon, Truphemy und Grafian hießen, die auf den Straßen alle umbrachten, die man des Bonapartismus verdächtig hielt. Ohne Zweifel haben der Herr Graf von jenen Mordtaten gehört.«

»Wenig. Ich war damals zu weit von Frankreich entfernt. Fahren Sie fort!«

»Als ich nach Nîmes kam, watete man buchstäblich im Blut. Bei jedem Schritt stieß man auf Leichen. Die in Banden organisierten Mörder töteten, plünderten und sengten. Beim Anblick dieses Blutbades erfaßte mich ein Schauer, nicht meinetwegen, denn ich, ein einfacher korsischer Fischer, hatte nicht viel zu befürchten, im Gegenteil, jene Zeit war für uns Schmuggler eine gute Zeit. Aber wegen meines Bruders, des Soldaten des Kaiserreichs, der von der Armee an der Loire mit seiner Uniform und seinen Epauletten zurückkehrte und der folglich alles zu befürchten hatte. Ich eilte zu unserm Wirt. Meine Ahnungen hatten mich nicht getäuscht: Mein Bruder war am Vortag in Nîmes angekommen und unmittelbar vor der Tür desjenigen, den er um Gastfreundschaft bitten wollte, ermordet worden. Ich tat mein Möglichstes, um die Mörder herauszufinden, aber niemand wagte es, mir ihre Namen zu sagen, so gefürchtet waren sie. Ich dachte dann an die französische Justiz, von der ich so viel gehört hatte und die nichts fürchtet, und begab mich zum Staatsanwalt.«

»Und dieser Staatsanwalt hieß Villefort?« fragte Monte Christo nachlässig.

»Ja, Exzellenz. Er kam aus Marseille, wo er stellvertretender Staatsanwalt gewesen war. Seinem Eifer verdankte er die Beförderung. Er war einer der ersten, sagte man, die der Regierung die Landung der von der Insel Elba Gekommenen gemeldet haben.«

»Sie begaben sich also zu ihm«, versetzte Monte Christo.

»Monsieur«, sagte ich zu ihm, »mein Bruder wurde gestern auf den Straßen von Nîmes ermordet, ich weiß nicht von wem, aber es ist Ihr Beruf, es herauszufinden. Sie sind hier der Chef der Justiz, und es ist die Pflicht der Justiz, jene zu rächen, die sie nicht zu beschützen wußte.

»Und wer war Ihr Bruder?« fragte der Staatsanwalt.

»Leutnant im korsischen Bataillon.«

»Ein Soldat des Usurpators also?«

»Ein Soldat der französischen Armee.«

»Wohlan«, versetzte er, »er hat sich des Schwertes bedient und ist durch das Schwert umgekommen.«

»Sie irren sich, Monsieur, er ist durch den Dolch umgekommen.«

»Was kann ich Ihrer Meinung nach tun?« erwiderte der Beamte.

»Ich sagte es Ihnen bereits: Ich will, daß Sie ihn rächen.«

»Und an wem?«

»An seinen Mördern.«

»Kenne ich sie?«

»Lassen Sie sie suchen.«

»Wozu? Ihr Bruder wird irgendeinen Streit gehabt und sich duelliert haben. Alle diese ehemaligen Soldaten sind Exzessen sehr zugeneigt, die ihnen unter dem Kaiserreich gelangen, jetzt aber schlecht für sie ausfallen. Unsere Leute im Süden

lieben jedoch weder die Soldaten noch die Exzesse.«

›Monsieur‹, entgegnete ich, ›nicht meinetwegen bitte ich Sie. Ich werde weinen oder mich rächen, weiter nichts, aber mein armer Bruder hatte eine Frau. Wenn auch mir ein Unglück zustieße, würde dieses arme Geschöpf vor Hunger sterben, das nur vom Erwerb meines Bruders lebte. Erwirken Sie von der Regierung eine kleine Pension für die Witwe.‹

›Jede Revolution hat ihre Katastrophen‹, versetzte Monsieur de Villefort. ›Ihr Bruder ist das Opfer von dieser geworden. Das ist ein Unglück, und die Regierung schuldet deshalb Ihrer Familie nichts. Hätten wir alle Rachetaten zu richten, welche die Anhänger des Usurpators an den Anhängern des Königs vollbrachten, als sie ihrerseits über die Macht verfügten, dann wäre Ihr Bruder vielleicht jetzt zum Tode verurteilt. Was geschieht, ist eine ganz natürliche Sache, denn es ist das Gesetz der Wiedervergeltung.‹

›Wie, Monsieur?‹ rief ich aus. ›Ist es möglich, daß Sie so mit mir sprechen, Sie, eine obrigkeitliche Person...?‹

›Alle diese Korse sind Narren, auf mein Ehrenwort‹, antwortete Monsieur de Villefort, ›und sie glauben, daß ihr Landsmann noch immer Kaiser ist. Sie irren sich in der Zeit, mein Lieber. Sie hätten vor zwei Monaten kommen sollen, um mir dies zu sagen. Jetzt ist es zu spät. Gehen Sie also, und wenn Sie nicht fortgehen, so werde ich Sie abführen lassen.‹

Ich schaute ihn einen Augenblick an, um zu sehen, ob von einer neuen Bitte etwas zu hoffen wäre. Dieser Mann war aus Stein. Ich näherte mich ihm.

›Wohlan‹, sagte ich halblaut zu ihm, ›weil Sie die Korse so gut kennen, müssen Sie auch wissen, wie sie ihr Wort halten. Sie finden, daß man wohl getan habe, meinen Bruder zu töten, der Bonapartist war, weil Sie Royalist sind. Nun denn, ich, der ich auch Bonapartist bin, erkläre Ihnen, daß ich Sie töten werde. Von diesem Moment an erkläre ich Ihnen die Vendetta. Nehmen Sie sich zusammen und seien Sie möglichst auf

der Hut, denn das erste Mal, daß wir uns wieder Auge in Auge gegenüberstehen, wird Ihre letzte Stunde geschlagen haben.«

Und hiermit, bevor er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, öffnete ich die Tür und floh.«

»Ah! Ah!« äußerte Monte Christo. »Mit Ihrem ehrlichen Gesicht treiben Sie solche Sachen, Monsieur Bertuccio, und noch dazu bei einem Staatsanwalt! Pfui! Und wußte er wenigstens, was das Wort Vendetta sagen wollte?«

»Er wußte es so gut, daß er von diesem Moment an nicht mehr allein ausging und sich zu Hause verschanzte, während er mich überall suchen ließ. Zum Glück war ich so gut verborgen, daß er mich nicht finden konnte. Nun ergriff ihn die Furcht. Er wagte es nicht, länger in Nîmes zu bleiben. Er bat um seine Versetzung, und da er ein Mann von Einfluß war, wurde er nach Versailles berufen. Aber es gibt, wie Sie wissen, keine Entfernung für einen Korsen, der geschworen hat, sich an seinem Feind zu rächen, und sein Wagen, wie gut er auch fuhr, war mir nie weiter als eine halbe Tagesreise voraus, der ich ihm doch zu Fuß folgte. Es war mir nicht bloß darum zu tun, ihn zu töten – hundertmal hätte ich die Gelegenheit dazu gefunden –, sondern ich mußte ihn töten, ohne entdeckt und vor allem ohne verhaftet zu werden. Fortan konnte ich nicht mehr über meine Person verfügen, ich mußte meine Schwägerin beschützen und ernähren. Drei Monate lang belauerte ich Monsieur de Villefort, drei Monate lang machte er keinen Schritt, keinen Gang, keine Promenade, ohne daß mein Blick ihm folgte, wohin er ging. Endlich entdeckte ich, daß er auf eine geheimnisvolle Weise nach Auteuil fuhr. Ich folgte ihm wieder und sah ihn in dieses Haus hier treten, nur kam er, anstatt wie jedermann durch das große Straßentor einzutreten, zu Pferd oder im Wagen, ließ Wagen oder Pferd im Gasthaus und trat durch diese kleine Tür ein, die Sie dort hinten sehen.«

Monte Christo machte ein Zeichen mit dem Kopf, welches

bewies, daß er mitten in der Finsternis den von Bertuccio bezeichneten Eingang wirklich erblickte.

»Ich hatte in Versailles nichts mehr zu tun, ich siedelte mich in Auteuil an und machte mich kundig. Wollte ich ihn fangen, so mußte ich offenbar hier meine Falle legen. Das Haus gehörte, wie der Verwalter Eurer Exzellenz sagte, Monsieur de Saint-Méran, Villeforts Schwiegervater. Monsieur de Saint-Méran wohnte in Marseille, folglich war dieses Landhaus für ihn überflüssig, auch sagte man, er habe es an eine junge Witwe vermietet, die man nur unter dem Namen »die Baronin« kannte. Wirklich sah ich, als ich eines Abends über die Mauer schaute, eine Frau, die allein in diesem Garten spazierenging, den kein fremdes Fenster überragte. Sie blickte häufig nach der kleinen Tür, und ich merkte, daß sie an diesem Abend Monsieur de Villefort erwartete. Als sie nahe genug bei mir war, daß ich ungeachtet der Dunkelheit ihre Züge erkennen konnte, sah ich eine schöne junge Frau von achtzehn bis neunzehn Jahren, groß und blond. Da sie einen einfachen Morgenmantel trug, und nichts ihre Taille beengte, konnte ich bemerken, daß sie schwanger war, und sogar, daß ihre Schwangerschaft ziemlich vorgerückt sei. Einige Augenblicke später öffnete man die kleine Tür. Ein Mann trat ein, die junge Frau eilte ihm, so schnell sie konnte, entgegen. Sie stürzten einander in die Arme, sie küßten sich zärtlich und gingen wieder miteinander in das Haus. Dieser Mann war Monsieur de Villefort. Ich sah ein, daß er, wenn er fortging, vor allem wenn er bei Nacht fortging, den Garten allein seiner ganzen Länge nach durchqueren mußte.«

»Und haben Sie seitdem den Namen dieser Frau erfahren?« fragte der Graf.

»Nein, Exzellenz«, antwortete Bertuccio. »Sie werden gleich sehen, daß ich keine Zeit fand, ihn herauszufinden.«

»Fahren Sie fort!«

»An diesem Abend«, fuhr Bertuccio fort, »hätte ich viel-

leicht den Staatsanwalt töten können, aber ich kannte den Garten noch nicht in allen seinen Einzelheiten. Ich fürchtete, ihn nicht sofort töten zu können, und wenn jemand auf sein Geschrei herbeilief, nicht entfliehen zu können. Ich vertagte die Partie auf das nächste Rendezvous und mietete, um alles beobachten zu können, ein kleines Zimmer mit Aussicht auf die Straße, die sich an der Gartenmauer hinzog.

Drei Tage später, gegen sieben Uhr abends, sah ich einen Diener zu Pferd das Haus verlassen, der im Galopp den Weg einschlug, der auf die Straße nach Sèvres führte. Ich vermutete, daß er nach Versailles reite, und irrte mich nicht. Drei Stunden später kam der Mann mit Staub bedeckt zurück. Seine Botschaft war überbracht. Zehn Minuten später öffnete ein Mann zu Fuß, in einen Mantel gehüllt, die kleine Gartentür, die sich hinter ihm wieder schloß. Ich eilte rasch hinab. Obgleich ich Villeforts Gesicht nicht gesehen hatte, erkannte ich ihn doch am Pochen meines Herzens. Ich ging über die Straße und stieg auf einen an der Ecke der Mauer angebrachten Eckstein, mit dessen Hilfe ich das erste Mal in den Garten geschaut hatte. Diesmal begnügte ich mich nicht mit dem Schauen: Ich zog meinen Dolch aus meiner Tasche, versicherte mich, daß die Spitze sehr scharf war, und sprang über die Mauer. Meine erste Sorge war, an die Tür zu eilen. Er hatte den Schlüssel inwendig stecken lassen und nur die einfache Vorsichtsmaßregel angewendet, das Schloß doppelt abzusperren. Nichts hinderte also meine Flucht auf dieser Seite. Ich begann die Lokalitäten zu untersuchen. Der Garten bildete ein längliches Viereck; ein weicher englischer Rasen dehnte sich in der Mitte hin; an den Ecken dieses Rasens waren Baumgruppen mit dichtem Laubwerk, durchmischt mit Herbstblumen. Beim Hinein- und Hinausgehen war Monsieur de Villefort genötigt, bei einer dieser Baumgruppen vorbeizugehen. Es war Ende September. Der Wind pfiff mächtig. Ein kleiner Teil des blassen und stets von schweren Wolken verhüllten Mondes, die schnell am Himmel hinglitten, erhellte schwach

den Sand der Alleen, die zum Haus führten, vermochte aber kein Licht in das Dunkel jener dichten Baumgruppen zu bringen, in denen ein Mann verborgen bleiben konnte, ohne daß er fürchten mußte, bemerkt zu werden. Ich versteckte mich in jener, an der Villefort vorübergehen mußte. Kaum war ich dort, als ich inmitten von Windstößen, welche die Bäume über meinem Kopf bogen, eine Art von Stöhnen zu hören glaubte. Aber Sie wissen, Herr Graf, oder vielmehr Sie wissen nicht, daß derjenige, der den Moment erwartet, einen Mord zu begehen, immer dumpfe Schreie in der Luft zu hören glaubt. Zwei Stunden verstrichen, während welcher ich mehrmals dasselbe Stöhnen zu hören glaubte.

Es schlug Mitternacht. Als noch der letzte Schlag kläglich und dröhnend bebte, gewahrte ich einen schwachen Schimmer, der die Fenster der Geheimentreppe erhellte, über die wir soeben herabgegangen sind. Die Tür ging auf, und der Mann im Mantel erschien wieder. – Dies war der schreckliche Moment. Allein, ich hatte mich seit so langer Zeit auf diesen Moment vorbereitet, daß nichts in mir schwach wurde. Ich zog meinen Dolch, umfaßte ihn und hielt mich bereit. Der Mann im Mantel kam genau auf mich zu, aber je näher er in den offenen Raum kam, desto deutlicher glaubte ich zu bemerken, daß er eine Waffe in der rechten Hand trug. Ich fürchtete mich nicht vor einem Kampf, wohl aber vor einem mißlungenen Unternehmen. Da er nur noch einige Schritte von mir entfernt war, sah ich, daß, was ich für eine Waffe gehalten, nichts anderes als eine Schaufel war. Ich hatte noch nicht erraten können, zu welchem Zweck Monsieur de Villefort eine Schaufel in der Hand hielt, als er am Rand der Baumgruppe stehenblieb, sich umschaute und ein Loch in die Erde zu graben begann. Jetzt erst gewahrte ich, daß etwas unter seinem Mantel war, das er auf den Rasen gelegt hatte, um freier in seinen Bewegungen zu sein. Dann, ich gesteh es, mischte sich ein wenig Neugier in meinen Haß. Ich wollte sehen, was Villefort da machte. Ich blieb regungslos, mit ver-

haltenem Atem. Ich wartete.

Nun tauchte ein Gedanke in mir auf, der sich bestätigte, als ich den Staatsanwalt unter seinem Mantel ein kleines Kästchen von zwei Fuß Länge und sechs bis acht Zoll Breite hervorziehen sah. Ich ließ ihn das Kästchen in das Loch legen, auf das er wieder die Erde scharfte. Dann stampfte er die frische Erde mit seinen Füßen, um die Spur des nächtlichen Werkes auszulöschen. Hierauf stürzte ich auf ihn los und bohrte ihm meinen Dolch mit den Worten in die Brust: »Ich bin Giovanni Bertuccio! Dein Tod für meinen Bruder, Dein Schatz für seine Witwe. Du siehst, daß meine Rache vollständiger ist, als ich hoffte.«

Ich weiß nicht, ob er diese Worte vernahm, ich glaube nicht, denn er fiel zu Boden, ohne einen Schrei auszustoßen. Ich fühlte die Flut seines Blutes heiß auf meine Hände und in mein Gesicht spritzen, aber ich war trunken, ich war wahnsinnig. Dieses Blut erfrischte mich, anstatt mich zu brennen. In einer Sekunde hatte ich mit Hilfe des Spatens das Kästchen ausgegraben, dann füllte auch ich das Loch, damit man nicht sähe, daß ich es geraubt hatte. Ich warf den Spaten über die Mauer, ich rannte durch die Tür fort, die ich von außen durch zweimaliges Umdrehen des Schlüssels versperrte, den ich mit mir nahm.«

»Gut«, sagte Monte Christo, »dies war, wie ich sehe, ein kleiner, mit Raub verbundener Mord.«

»Nein, Exzellenz«, versetzte Bertuccio, »es war eine Vendetta, gefolgt von einer Wiedergutmachung.«

»War es wenigstens eine runde Summe?«

»Es war kein Geld.«

»Ah! Ja, ich erinnere mich«, äußerte Monte Christo. »Sprechen Sie nicht von einem Kind?«

»So ist's, Exzellenz. Ich lief an den Strom, setzte mich auf die Böschung, und sprengte, voller Gier, zu wissen, was das Kästchen enthielt, das Schloß mit meinem Dolch. In ein Wi-

ckelband von feinem Batist war ein neugeborenes Kind gehüllt. Sein purpurrotes Gesicht, seine veilchenblauen Hände verrieten, daß es einem durch die um seinen Hals gewundene Nabelschnur veranlaßten Schlagfluß erlegen sein mußte. Doch, da es noch nicht kalt war, zögerte ich, es in das Wasser zu werfen, das zu meinen Füßen floß. In der Tat glaubte ich, nach Verlauf eines Augenblicks, ein Pochen in der Gegend des Herzens zu spüren. Ich machte seinen Hals von der Nabelschnur frei, die ihn umgab, und da ich Krankenwärter im Spital von Bastia gewesen war, tat ich, was in einem solchen Fall ein Arzt hätte tun können, das heißt, ich blies ihm herzlich Luft in die Lunge, und nach einer Viertelstunde unerhörter Anstrengungen sah ich es atmen und hörte einen Schrei seiner Brust entsteigen. Auch ich stieß einen Schrei aus, aber einen Freudenschrei. »Gott flucht mir also nicht«, sagte ich bei mir, »weil er zuläßt, daß ich einem menschlichen Geschöpf wieder das Leben gebe, zum Ersatz des Lebens, das ich einem andern geraubt habe.««

»Und was taten Sie mit diesem Kind?« fragte Monte Christo. »Dies war ein ziemlich hinderliches Gepäck für einen Mann, der fliehen mußte.«

»Daher hegte ich keinen Augenblick den Gedanken, es zu behalten. Aber ich wußte, daß es in Paris ein Hospiz gibt, wo man diese armen Geschöpfe aufnimmt. Beim Passieren des Stadttors erklärte ich, dieses Kind auf der Straße gefunden zu haben, und erkundigte mich. Zur Beglaubigung war das Kästchen da. Die batistenen Windeln verrieten, daß das Kind reichen Eltern gehörte. Das Blut, womit ich bespritzt war, konnte ebenso gut von dem Kind herrühren als von jeder andern Person. Man machte mir keine Einwände, erklärte mir den Weg zum Hospiz, das ganz oben in der Rue d'Enfer lag, und nachdem ich so vorsichtig gewesen war, die Windel dergestalt entzwei zu schneiden, daß einer von den beiden Buchstaben, der sein auffälligstes Kennzeichen bildete, fortfuhr, den Leib des Kindes zu umhüllen, während ich den andern aufbewah-

ren wollte, legte ich meine Bürde in die Drehlade, schellte und entfloh in größter Eile. Vierzehn Tage später kam ich wieder in Rogliano an und sagte zu Assunta: »Tröste Dich, Schwägerin, Israel ist tot, aber ich habe ihn gerächt.«

Dann fragte sie mich nach der Bedeutung dieser Worte, und ich erzählte ihr alles, was geschehen war.

»Giovanni«, sagte Assunta zu mir, »Du hättest dieses Kind mitbringen sollen. Wir hätten ihm die Eltern, die es verlor, ersetzt, es Benedetto getauft, und Gott hätte uns zur Belohnung dieses guten Werkes gewiß gesegnet.«

Statt aller Antwort gab ich ihr die Hälfte des Wickelbandes, das ich aufbewahrte, um das Kind zurückfordern zu können, wenn wir einst reicher sein würden.«

»Und mit welchen Buchstaben war dieses Wickelband versehen?« fragte Monte Christo.

»Mit einem H und einem N, überwölbt von einer Baronenkrone.«

»Ich glaube, Gott verzeih mir's, daß Sie tatsächlich Fachausdrücke der Wappenkunde gebrauchen, Monsieur Bertuccio! Wo, zum Teufel, haben Sie Ihre heraldischen Studien gemacht?«

»In Ihrem Dienst, Herr Graf, wo man alles lernt.«

»Fahren Sie fort. Ich bin neugierig, zwei Dinge zu erfahren.«

»Welche, Monseigneur?«

»Was aus diesem kleinen Knaben wurde. Sagten Sie mir nicht, daß es ein kleiner Knabe war, Monsieur Bertuccio?«

»Nein, Exzellenz, ich erinnere mich nicht, davon gesprochen zu haben.«

»Ah! Ich glaubte es gehört zu haben. Es wird eine Selbsttäuschung sein.«

»Nein, Sie haben sich nicht getäuscht, denn es war wirklich ein kleiner Knabe. Aber Eure Exzellenz wünschten zwei Din-

ge zu erfahren, sagten Sie: Welches ist das zweite?«

»Das zweite war das Verbrechen, dessen Sie angeklagt waren, als Sie einen Beichtvater verlangten, woraufhin der Abbé Busoni Sie im Gefängnis zu Nîmes besuchte.«

»Diese Geschichte wird vielleicht sehr lang sein, Exzellenz.«

»Was liegt daran? Es ist kaum zehn Uhr. Sie wissen, daß ich nicht schlafe, und ich setze auch bei Ihnen voraus, daß Sie keine große Lust haben zu schlafen.«

Bertuccio verbeugte sich und fuhr in seiner Erzählung fort.

»Teils um lästige Erinnerungen zu verscheuchen, teils um die arme Witwe zu unterstützen, betrieb ich wieder eifrig das Schmugglergeschäft, das durch den Niedergang der Gesetze leichter geworden war, was immer eine Folge von Revolutionen ist. Vor allem die südlichen Küsten waren schlecht bewacht, wegen der ewigen Aufstände, die mal in Avignon, mal in Nîmes, mal in Uzès losbrachen. Wir benutzten diese Art von Waffenstillstand, den uns die Regierung gewährte, um an der ganzen Küstenstrecke Verbindungen anzuknüpfen. Seit der Ermordung meines Bruders auf den Straßen von Nîmes hatte ich nicht mehr in diese Stadt zurückkehren wollen. Hieraus erfolgte, daß der Wirt, mit dem wir Geschäfte machten, als er sah, daß wir nicht mehr zu ihm kommen wollten, zu uns kam. Er gründete eine Filiale seines Wirtshauses zum Pont du Gard auf der Straße von Bellegarde nach Beaucaire. Wir hatten also in Aigues-Mortes, Martigues und Bouc ein Dutzend Stapelplätze, in denen wir unsere Waren hinterlegten und nötigenfalls eine Zuflucht gegen die Zöllner und Gendarmen fanden.

Das Schmugglergewerbe ist sehr einträglich, wenn man eine gewisse, mit Mut verbundene Intelligenz darauf verwendet. Ich lebte in den Bergen und mußte nun aus einem doppelten Grund die Gendarmen und Zöllner fürchten, da jedes Erscheinen vor den Richtern innerhalb einer gerichtlichen Untersu-

chung immer ein Ausflug in die Vergangenheit ist, und in meiner Vergangenheit jetzt etwas Wichtigeres zu finden war als geschmuggelte Zigarren oder Fäßchen mit Branntwein ohne Passierschein. Daher, den Tod tausendmal einer Verhaftung vorziehend, vollbrachte ich erstaunliche Dinge, die mir mehr als einmal bewiesen, daß die allzugroße Sorge, die wir auf unsern Leib verwenden, beinahe das einzige Hindernis des Gelingens jener unserer Projekte ist, die eines raschen Entschlusses und einer mutigen und entschiedenen Ausführung bedürfen. Sowie man einmal zum Opfer seines Lebens bereit ist, ist man wirklich nicht mehr anderen Menschen gleich, oder vielmehr die übrigen Menschen sind uns nicht mehr gleich, und wer immer diesen Entschluß gefaßt hat, fühlt sogleich seine Kräfte sich verzehnfachen und sein Blickfeld sich vergrößern.«

»Auch Philosophie, Monsieur Bertuccio!« unterbrach ihn der Graf. »Sie haben ja in Ihrem Leben von allem ein wenig getrieben?«

»Oh! Verzeihen Sie, Exzellenz!«

»Nein, nein! Ich will nur sagen, daß Philosophie um halb elf Uhr nachts ein wenig spät ist. Ich habe jedoch keine andere Bemerkung zu machen, da ich sie richtig finde, was man nicht von allen Philosophien sagen kann.«

»Meine Fahrten wurden also immer weiter verzweigt, immer einträglicher. Assunta war die Wirtschafterin, und unser kleines Vermögen vermehrte sich. Eines Tages, als ich eine Fahrt unternahm, sagte sie: ›Geh ruhig, und bei Deiner Rückkehr bereite ich Dir eine Überraschung.«

Ich fragte sie vergebens aus: sie wollte mir nichts sagen, und ich fuhr ab. Die Fahrt währte sechs Wochen. Wir hatten in Lucca Öl geladen und in Livorno englische Baumwolle übernommen. Die Übergabe der Ladung geschah ohne widriges Ereignis, wir kauften uns etwas für unseren Gewinn und kamen ganz freudig zurück. Als ich in das Haus trat, war das

erste, was ich auf dem am meisten ins Auge fallenden Platz von Assuntas Zimmer sah, ein Kind von sieben bis acht Monaten, das in einer im Verhältnis zur übrigen Einrichtung prächtigen Wiege lag. Ich stieß einen Freudenschrei aus. Die wenigen Momente von Traurigkeit, die ich seit der Ermordung des Staatsanwalts empfand, waren mir durch die gänzliche Verlassenheit dieses Kindes verursacht worden. Es bedarf keiner Erwähnung, daß ich wegen des Mordes selbst keine Gewissensbisse fühlte. Die arme Assunta hatte alles erraten: Sie benützte meine Abwesenheit, schrieb genau den Tag und die Stunde der Abgabe des Kindes in dem Hospiz auf, um es nicht zu vergessen, nahm die Hälfte der Windel, reiste nach Paris und forderte das Kind. Ohne Schwierigkeiten wurde ihr das Kind ausgehändigt. Ah! Ich gestehe, Herr Graf, daß sich bei dem Anblick dieses armen, in seiner Wiege schlummern- den Geschöpfes meine Brust hob und Tränen aus meinen Augen brachen.

»Wahrhaftig, Assunta«, rief ich aus, »Du bist eine würdige Frau, und die Vorsehung wird Dich segnen.««

»Dies ist weniger richtig als Ihre Philosophie«, bemerkte Monte Christo, »denn es ist nur Aberglaube.««

»Ah! Exzellenz«, versetzte Bertuccio, »Sie haben sehr recht, denn gerade dieses Kind beauftragte Gott mit meiner Bestrafung. Nie zeigte sich frühzeitiger eine derart lasterhafte Natur, und doch kann man nicht sagen, daß der Knabe schlecht erzogen wurde, denn meine Schwägerin behandelte ihn wie den Sohn eines Fürsten. Er war ein Knabe mit lieblichem Gesicht, mit hellblauen Augen, wie die Farbtöne einer chinesischen Fayence, die mit dem Milchweiß des Hauptfarbtons so gut harmonieren. Nur seine Haare von einem allzulebhaftem Blond verliehen seinem Gesicht einen sonderbaren Ausdruck, der das Unstete seines Blickes und die Bosheit seines Lächelns verdoppelte. Leider gibt es ein Sprichwort, das besagt, daß der Rothaarige entweder völlig gut oder völlig schlecht ist. Das Sprichwort log hinsichtlich Benedetto nicht, und er

entpuppte sich schon in seiner Jugend als völlig schlecht. Freilich ermutigte auch die Güte seiner Mutter die ersten Neigungen. Dem Knaben, für den meine arme Schwägerin auf den Markt der vier bis fünf Meilen entfernten Stadt ging, um ihm die ersten Früchte und die delikatesten Zuckerwaren zu kaufen, waren die dem Nachbarn, über die Hecken kletternd, gestohlenen Kastanien oder die auf dessen Speicher getrockneten Äpfel lieber als die Orangen aus Palma und die Konserven aus Genua, während die Kastanien und Äpfel unsers Obstgartens ihm zur Verfügung standen. Eines Tages – Benedetto mochte fünf bis sechs Jahre zählen –, beklagte sich der Nachbar Wasilio bei uns, daß ein Louisdor aus seiner Börse verschwunden sei. Er hatte, nach der Sitte unseres Landes, weder seine Börse noch seine Schmucksachen weggeschlossen, denn der Herr Graf wissen so gut wie jedermann, daß es in Korsika keine Diebe gibt. Man glaubte, daß er unrichtig gezählt habe, allein, er behauptete, seiner Sache sicher zu sein. An diesem Tag hatte Benedetto das Haus schon morgens verlassen, und es herrschte eine große Besorgnis bei uns, als wir ihn am Abend zurückkehren sahen, einen Affen mit sich schleppend, den er, wie er sagte, am Fuße eines Baumes angekettet gefunden habe. Seit einem Monat äußerte das böse Kind, das auf alle möglichen Einfälle geriet, ein leidenschaftliches Verlangen, einen Affen zu bekommen. Ein Seiltänzer, der durch Rogliano kam und einige solche Tiere besaß, deren Kunststücke ihn sehr ergötzten, hatte ohne Zweifel diese unglückliche Grille in ihm erregt.

›Man findet keinen Affen in unsern Wäldern‹, sagte ich zu ihm, ›und schon gar keinen angeketteten Affen, gestehe also, wie du zu diesem Tier gekommen bist.‹

Benedetto blieb bei seiner Lüge und fügte Einzelheiten hinzu, die mehr seiner Einbildungskraft als seiner Wahrheitsliebe Ehre machten. Ich wurde zornig, er begann zu lachen. Ich drohte ihm, er trat zwei Schritte zurück.

›Du kannst mich nicht schlagen‹, sagte er. ›Du hast kein

Recht dazu, du bist nicht mein Vater.<

Wir wußten nicht, wer ihm dieses unselige Geheimnis offenbart hatte, das wir doch so sorgfältig vor ihm verbargen. Wie dem auch sei, diese Antwort, durch die der Knabe sein Innerstes offenbarte, erschreckte mich beinahe. Mein erhobener Arm sank wirklich zurück, ohne den Strafbaren zu berühren. Der Knabe triumphierte, und dieser Sieg verlieh ihm eine solche Keckheit, daß von diesem Moment an alles Geld Assuntas, deren Liebe in dem Maße zunahm, als er ihrer weniger würdig war, für Einfälle hinschwand, die sie nicht zu bekämpfen wußte, und für Albernheiten, zu deren Verhinderung es ihr an Mut gebrach.

Solange ich in Rogliano war, ging alles noch ziemlich erträglich. Aber sobald ich abgereist war, wurde Benedetto der Herr des Hauses, und alles nahm eine schlimme Wendung. Kaum elf Jahre alt, wählte er seine Kameraden unter den jungen Leuten von achtzehn bis zwanzig Jahren, den schlimmsten Subjekten aus Bastia und Corte, und schon hatte uns die Justiz wegen mutwilliger Streiche, die einen ernsteren Namen verdienten, verwarnt.

Ich erschrak. Jede gerichtliche Untersuchung konnte traurige Folgen haben. Ich war soeben im Begriff, wegen einer wichtigen Expedition Korsika zu verlassen. Ich dachte lange nach und entschloß mich, um unglückliche Ereignisse zu verhüten, Benedetto mit mir zu nehmen. Ich hoffte, das geschäftige und rauhe Leben des Schmugglers, die strenge Disziplin an Bord, würden diesen zum Verderben geneigten Charakter ändern, wenn er nicht schon völlig verderbt wäre. Ich nahm also Benedetto beiseite und machte ihm den Vorschlag, mir zu folgen, indem ich diesen Vorschlag mit allen Verheißungen verschönernte, die ein Kind von zwölf Jahren verlocken können. Er ließ mich ausreden, und als ich fertig war, brach er in ein lautes Gelächter aus und sagte: ›Sind Sie verrückt, mein Onkel?‹ – er nannte mich so, wenn er in guter Laune war –, ›ich soll das Leben, das ich führe, mit jenem vertauschen, das Sie führen,

meine gute und angenehme Faulheit mit der furchtbaren Arbeit, die Sie sich aufluden! Ich soll die Nacht in der Kälte zubringen, den Tag in der Hitze, ich soll mich unaufhörlich verbergen, wenn jemand kommt, Flintenschüsse erhalten, und all das, um ein wenig Geld zu gewinnen! Geld hab' ich, so viel ich will. Mutter Assunta gibt mir welches, wenn ich sie darum bitte. Sie sehen also, daß ich ein Dummkopf wäre, wenn ich das annähme, was Sie mir da vorschlagen.«

Ich war verblüfft ob dieser Dreistigkeit und Argumentation. Benedetto kehrte zurück, um mit seinen Kameraden zu spielen, und ich sah ihn von weitem, wie er mich ihnen als einen Einfaltspinsel darstellte.«

»Ein charmantes Kind!« murmelte Monte Christo.

»Oh! Hätte er mir gehört«, erwiderte Bertuccio, »wäre er mein Sohn gewesen oder wenigstens mein Neffe, so hätte ich ihn schon auf den rechten Weg zurückgeführt, denn das Bewußtsein verleiht Kraft. Aber der Gedanke, daß ich ein Kind schlagen sollte, dessen Vater ich getötet habe, machte mir jede Züchtigung unmöglich. Ich gab meiner Schwägerin gute Ratschläge, die bei unseren Besprechungen unaufhörlich den kleinen Unglücklichen verteidigte, und da sie mir gestand, daß ihr mehrmals ziemlich bedeutende Summen fehlten, nannte ich ihr einen Ort, wo sie unseren kleinen Schatz verbergen konnte. Was mich betrifft, so war mein Entschluß gefaßt. Benedetto konnte vortrefflich lesen, schreiben und rechnen. Wenn er zufällig Lust zur Arbeit fühlte, lernte er an einem Tag mehr als die anderen in einer Woche. Mein Entschluß, sage ich, war gefaßt. Ich wollte ihn als Schreiber auf irgendeinem Schiff, das eine weite Fahrt unternehmen sollte, anstellen lassen und ihn, ohne ihn davon in Kenntnis zu setzen, eines schönen Morgens ergreifen und an Bord bringen lassen. Auf diese Art hing seine ganze Zukunft von dem Kapitän ab, dem ich ihn empfahl. Mit diesem Plan reiste ich nach Frankreich. Alle diese Vorhaben sollten diesmal im Meerbusen von Lyon geschehen, aber sie wurden immer schwieriger,

denn wir waren im Jahre 1829. Die Ruhe war wieder vollkommen hergestellt und folglich der Küstendienst wieder regelmäßiger und strenger geworden als je zuvor. Diese Überwachung war wegen der soeben begonnenen Messe von Beaucaire momentan noch verstärkt worden. Der Anfang unserer Expedition verlief ohne Hindernisse.

Wir legten unsere Barke, die einen doppelten Boden hatte, in dem wir unsere Schmuggelwaren versteckten, inmitten einer Menge von Fahrzeugen an, welche die beiden Ufer der Rhône von Beaucaire bis Arles säumten. Dort angekommen, begannen wir nachts, unsere verbotenen Waren auszuschiffen und sie durch die Vermittlung von Leuten in die Stadt schaffen zu lassen, mit denen wir in Verbindung standen, oder von Gastwirten, bei denen wir Lager unterhielten. Sei's nun, daß uns das Gelingen unvorsichtig machte oder daß wir verraten wurden, eines Abends, gegen fünf Uhr nachmittags, als wir uns eben zum Abendbrot setzen wollten, kam unser kleiner Schiffsjunge ganz verwirrt herbeigerannt und sagte, daß er einen ganzen Trupp Zöllner in Richtung auf uns zu kommen sah. Der Trupp erschreckte uns nicht, denn ständig, besonders zu dieser Zeit, streiften ganze Kompanien an den Ufern der Rhône, wohl aber erfüllten uns die Vorsichtsmaßregeln mit Furcht, die nach der Äußerung des Jungen jener Trupp traf, um nicht gesehen zu werden. Einen Augenblick danach waren wir auf den Beinen, aber es war schon zu spät: Unsere Barke, offenbar der Gegenstand der Nachforschungen, wurde umringt. Unter den Zöllnern bemerkte ich einige Gendarmen, und ebenso furchtsam bei dem Anblick dieser wie gewöhnlich mutig bei dem Anblick jeder anderen Waffengattung, stieg ich in den unteren Schiffsraum hinab, schlüpfte durch eine Stückpforte, ließ mich ins Wasser gleiten, schwamm unter dem Wasser hin, nur in langen Zwischenräumen atmend, so daß ich, ohne gesehen zu werden, einen kürzlich angelegten Graben erreichte, der von der Rhône in den Kanal führte, welcher von Beaucaire nach Aigues-Mortes läuft. Hier angekommen,

war ich gerettet, denn ich konnte diesem Graben folgen, ohne gesehen zu werden. Ich erreichte also glücklich den Kanal. Nicht zufällig und ohne Vorbedacht schlug ich diesen Weg ein. Ich sprach schon mit Eurer Exzellenz von einem Gastwirt in Nîmes, der auf der Straße von Bellegarde nach Beaucaire ein kleines Wirtshaus betrieb.«

»Ja«, sagte Monte Christo, »ich erinnere mich. Dieser würdige Mann war sogar Ihr Geschäftspartner, wenn ich mich nicht irre?«

»So ist's«, antwortete Bertuccio. »Aber seit sieben bis acht Jahren hatte er sein Anwesen an einen ehemaligen Schneider aus Marseille abgetreten, der, nachdem er mit seinem Handwerk bankrott gegangen war, sein Glück bei einem anderen versuchen wollte. Es versteht sich von selbst, daß unsere früheren kleinen Einverständnisse mit dem ersten Eigentümer auch mit dem zweiten gepflogen wurden; diesen Mann also gedachte ich um ein Asyl zu ersuchen.«

»Und wie hieß dieser Mann?« fragte der Graf, der wieder einiges Interesse an Bertuccios Erzählung zu nehmen begann.

»Er hieß Gaspard Caderousse; seine Frau war aus dem Dorf Carconte, und wir kannten sie unter keinem andern Namen als unter jenem ihres Dorfes; sie war eine arme Frau, vom Sumpffieber befallen, die tödlich krank dahinsiechte. Der Mann war ein kräftiger Bursche von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, der uns in schwierigen Lagen nicht selten Beweise seiner Geistesgegenwart und seines Mutes gab.«

»Und Sie sagen«, fragte Monte Christo, »diese Dinge ereigneten sich gegen das Jahr...«

»1829, Herr Graf.«

»In welchem Monat?«

»Im Monat Juni.«

»Am Anfang oder am Ende?«

»Es war am dritten abends.«

»Ah!« äußerte Monte Christo. »Am dritten Juni 1829... Gut, fahren Sie fort!«

»Caderousse also war es, den ich um ein Asyl zu ersuchen gedachte. Aber da wir gewöhnlich, und selbst unter alltäglichen Umständen, nicht durch die Tür zu ihm hineingingen, die auf die Straße geht, stieg ich über die Gartenhecke, schlüpfte, mich duckend, zwischen den verkrüppelten Olivenbäumen und wilden Feigenbäumen durch und begab mich, aus Besorgnis, Caderousse möchte irgendeinen Reisenden in seinem Wirtshaus haben, in eine Art von Verschlag, worin ich mehr als einmal ebensogut wie im besten Bett die Nacht zugebracht hatte. Dieser Verschlag war vom Gasträum im Erdgeschoß des Wirtshauses nur durch eine bretteerne Scheidewand getrennt, in welcher zu unserem Vorteil Spalten angebracht waren, damit wir von da aus den günstigen Moment erlauern könnten, zu erkennen zu geben, daß wir in der Nähe seien. Ich dachte, wenn Caderousse allein wäre, ihn von meiner Ankunft in Kenntnis zu setzen, bei ihm das durch die plötzlich aufgetauchten Zöllner unterbrochene Mahl zu vollenden und den aufziehenden Sturm zu benützen, um wieder die Ufer der Rhône zu erreichen und mir Gewißheit zu verschaffen, was aus der Barke und denjenigen geworden sei, die sie bemannten.

Ich schlüpfte also in den Verschlag, und gerade zur rechten Zeit, denn in demselben Augenblick kam Caderousse mit einem Unbekannten nach Hause. Ich hielt mich still und wartete, nicht in der Absicht, die Geheimnisse meines Wirtes zu erlauern, sondern weil ich es nicht anders machen konnte. Zudem war es auf diese Weise schon zehnmal geschehen. Der Mann, der Caderousse begleitete, war offenbar fremd in Südfrankreich. Er war einer von jenen fremden Handelsleuten, die auf die Messe von Beaucaire kommen, um Juwelen zu verkaufen und während der einmonatigen Dauer dieser Messe, bei der Verkäufer und Käufer aus allen Teilen Europas zusammenströmen, bisweilen für hunderttausend und hundert-

fünfzigtausend Francs Geschäfte machen. Caderousse trat als erster ein, sehr rasch. Dann, da er den Raum unten leer und wie gewöhnlich bloß von seinem Hund bewacht sah, rief er seiner Frau: ›He! Carconte‹, sagte er, ›jener würdige Priester täuschte uns nicht; der Diamant ist echt.‹

Ein freudiger Ausruf ließ sich vernehmen, und fast allsogleich krachte die Treppe unter einem durch Schwäche und Krankheit schwerfälligen Schritt.

›Was sagst du?‹ fragte die Frau, blässer als eine Tote.

›Ich sage, daß der Diamant echt ist, denn der Herr da, einer der ersten Juweliere von Paris, ist bereit, uns fünfzigtausend Francs dafür zu geben. Nur verlangt er, um gewiß zu sein, daß der Diamant wirklich uns gehört, daß du ihm erzählst, wie ich es tat, auf welche wunderbare Art der Diamant in unsere Hände gekommen ist. Setzen Sie sich doch inzwischen, Monsieur, und da das Wetter drückend ist, will ich etwas Erfrischendes für Sie holen.‹

Der Juwelier betrachtete aufmerksam das Innere des Wirtshauses und die sehr sichtbare Dürftigkeit derer, die ihm einen Diamanten verkaufen wollten, der aus dem Schmuckkästchen eines Fürsten zu kommen schien. ›Erzählen Sie, Madame‹, sagte er, da er ohne Zweifel die Abwesenheit des Gatten benützen wollte, damit dieser durch kein Zeichen auf seine Frau einwirke und um zu sehen, ob die beiden Erzählungen miteinander übereinstimmten.

›Ei, mein Gott!‹ erwiderte die Frau mit geläufiger Zunge. ›Es ist ein Segen des Himmels, den zu erwarten wir weit entfernt waren. Stellen Sie sich vor, mein lieber Herr, daß mein Mann im Jahre 1814 oder 1815 mit einem Seemann namens Edmond Dantès, gut bekannt war. Dieser arme Junge, den Caderousse völlig vergessen hatte, vergaß ihn nicht und hinterließ ihm sterbend den Diamanten, den Sie gesehen haben.‹

›Aber wie ist er denn in den Besitz dieses Diamanten gekommen?‹ fragte der Juwelier. ›Er hatte ihn also schon, bevor

er in den Kerker kam?«

›Nein, Monsieur«, antwortete die Frau, ›aber im Kerker machte er, wie es scheint, die Bekanntschaft eines sehr reichen Engländers, und da sein Zellengenosse im Gefängnis krank wurde, und Dantès ihn ebenso sorgfältig pflegte, wie wenn er sein Bruder gewesen wäre, ließ der Engländer, wieder in Freiheit, dem armen Dantès, welcher – nicht so glücklich wie jener – im Kerker starb, diesen Diamanten zurück, der wiederum ihn uns sterbend vermachte und den würdigen Abbé, der diesen Morgen kam, beauftragte, ihn uns zu übergeben.«

›Das stimmt schon überein«, murmelte der Juwelier, ›und im Grunde kann diese Geschichte wahr sein, so unwahrscheinlich sie auch gleich anfangs scheinen mag. Wir sind also nur über den Preis noch nicht einig.«

›Wie? Nicht einig?« versetzte Caderousse. ›Ich glaubte, daß Sie mit dem Preis einverstanden waren, den ich dafür verlangte.«

›Das heißt«, bemerkte der Juwelier, ›daß ich vierzigtausend Francs dafür geboten habe.«

›Vierzigtausend Francs!« rief Carconte aus. ›Wir werden ihn zu diesem Preis gewiß nicht hergeben. Der Abbé sagte uns, daß er fünfzigtausend Francs wert sei, und zwar ohne die Fassung.«

›Und wie hieß dieser Abbé?« forschte der unermüdliche Frager.

›Abbé Busoni«, antwortete die Frau.

›Ein Ausländer also?«

›Ein Italiener aus der Umgebung von Mantua, glaube ich.«

›Zeigen Sie mir den Diamanten«, fuhr der Juwelier fort, ›damit ich ihn noch einmal sehe. Oft schätzt man die Steine auf den ersten Blick nicht richtig.«

Caderousse zog aus seiner Tasche ein kleines Futteral aus

schwarzem Chagrinleder, öffnete es und reichte es dem Juwelier. Bei dem Anblick des Diamanten, der so dick war wie eine kleine Haselnuß – ich erinnere mich daran, wie wenn ich ihn noch sähe –, funkelten die Augen von Carconte vor Gier.«

»Und was dachten Sie darüber, Herr Horcher an den Türen?« fragte Monte Christo. »Schenkten Sie dieser schönen Fabel Glauben?«

»Ja, Exzellenz, ich hielt Caderousse nicht für einen schlechten Menschen und hielt ihn für unfähig, ein Verbrechen oder einen Raub begangen zu haben.«

»Dies macht Ihrem Herzen mehr Ehre als Ihrer Erfahrung, Monsieur Bertuccio. Hatten Sie diesen Edmond Dantès gekannt, von dem die Rede war?«

»Nein, Exzellenz, ich hatte bisher nie von ihm gehört und seitdem nur einmal den Abbé Busoni selbst wieder von ihm reden hören, als ich ihn im Gefängnis von Nîmes traf.«

»Gut! Fahren Sie fort!«

»Der Juwelier nahm den Ring aus den Händen von Caderousse und zog aus seiner Tasche eine kleine Zwickzange aus Stahl und eine kupferne Waage. Dann lüftete er die goldenen Klammern, die den Stein im Ring zurückhielten, hob den Diamanten aus seiner Vertiefung und wog ihn auf das Genaueste mit der Waage.

»Ich will mich auf fünfundvierzigtausend Francs einlassen«, sagte er, »werde aber keinen Sous darüber gehen. Zudem habe ich nur diese Summe bei mir, die den Wert des Diamanten beträgt.«

»Oh! Das macht nichts«, versetzte Caderousse. »Ich werde mit Ihnen nach Beaucaire zurückkehren, um die übrigen fünftausend Francs zu holen.«

»Nein«, sagte der Juwelier, indem er den Ring und den Diamanten Caderousse zurückgab, »nein, er ist mehr nicht wert, auch reut es mich schon, diese Summe geboten zu haben, da

der Stein einen Fehler hat, den ich anfangs nicht bemerkte. Doch, gleichviel, ich halte mein Wort, ich habe fünfundvierzigtausend Francs gesagt und nehme mein Wort nicht zurück.«

›Tun Sie den Diamanten wenigstens wieder in den Ring‹, sagte Carconte bitter.

›Das ist selbstverständlich‹, entgegnete der Juwelier und paßte den Stein wieder in den Ring ein.

›Gut, gut, gut‹, sagte Caderousse und steckte das Futteral wieder in seine Tasche, ›man wird ihn an jemand anderen verkaufen.‹

›Ja‹, versetzte der Juwelier, ›aber ein anderer wird nicht so wenige Umstände machen wie ich. Ein anderer wird sich mit den Aufschlüssen nicht begnügen, die Sie mir gaben. Es ist nicht natürlich, daß ein Mann wie Sie einen Diamanten von fünfzigtausend Francs besitzt. Er wird die Gerichtsbehörden davon in Kenntnis setzen, und man wird den Abbé Busoni wiederfinden müssen, und die Abbés, welche Diamanten zu zweitausend Louisdor verschenken, sind selten. Die Justiz wird mit einer Beschlagnahme desselben beginnen. Man wird Sie ins Gefängnis stecken, und wenn Sie für unschuldig erkannt werden, wenn man Sie nach drei bis vier Monaten aus der Gefangenschaft entläßt, wird der Ring bei dem Gericht verschwunden sein, oder man wird Ihnen einen falschen Stein geben, der dreitausend Francs wert ist, anstatt eines Diamanten, der fünfzigtausend, vielleicht fünfundfünfzigtausend wert ist, den man aber, wie Sie zugeben werden, mein würdiger Mann, nicht ohne gewisse Wagnisse kaufen kann.‹

Caderousse und seine Frau sahen sich fragend an.

›Nein‹, sagte Caderousse, ›wir sind nicht reich genug, um fünftausend Francs zu verlieren.‹

›Wie Sie wollen, mein lieber Freund‹, erwiderte der Juwelier. ›Ich brachte jedoch, wie Sie sehen, schönes Geld mit.‹

Und er zog aus der einen seiner Taschen eine Handvoll Gold, das er vor den geblendeten Augen der Wirtin funkeln

ließ, und aus der anderen ein Päckchen Banknoten. Ein schwerer Kampf ging sichtbar im Innern von Caderousse vor. Es war offenbar, daß dieses kleine Chagrinlederfutteral, das er in seiner Hand hin- und herdrehte, ihm als Wert nicht der ungeheuern Summe zu entsprechen schien, die seine Augen bezauberte. Er kehrte sich zu seiner Frau um.

›Was sagst du dazu?‹ fragte er ganz leise.

›Ei, gib ihn her‹, sagte sie. ›Wenn er nach Beaucaire ohne den Diamanten zurückkehrt, wird er uns anzeigen, und, wie er sich äußert, wer weiß, ob wir den Abbé Busoni jemals werden wieder finden können.‹

›Wohlan, meinetwegen‹, sagte Caderousse, ›nehmen Sie also den Diamanten für fünfundvierzigtausend Francs. Aber meine Frau will noch eine goldene Kette, und ich ein Paar silberne Schnallen dazu.‹

Der Juwelier zog aus seiner Tasche eine lange und flache Schachtel, die mehrere Muster der verlangten Gegenstände enthielt.

›Hier‹, erwiderte er, ›ich bin in Geschäften rasch entschlossen – wählen Sie!‹

Die Frau wählte eine goldene Kette, die fünf Louisdor, und der Mann ein Paar Schnallen, die fünfzehn Francs wert sein mochten.

›Ich hoffe, Sie werden sich nicht beklagen?‹ äußerte der Juwelier.

›Der Abbé sagte, daß der Ring fünfzigtausend Francs wert sei‹, murmelte Caderousse.

›Nun, nun, geben Sie doch her! Was für ein schrecklicher Mann‹, fuhr der Juwelier fort und nahm ihm den Diamanten aus der Hand, ›ich zahle Ihnen fünfundvierzigtausend Francs, zweitausendfünfhundert Livres Renten, das ist ein Vermögen, wie ich wohl eines zu haben wünschte, und er ist noch nicht zufrieden!‹

›Und wo sind die fünfundvierzigtausend Francs‹, fragte Caderousse mit rauher Stimme, ›nun, wo sind sie?‹

›Hier sind sie‹, antwortete der Juwelier.

Und er zählte fünfzehntausend Francs in Gold und dreißigtausend Francs in Banknoten auf den Tisch hin.

›Warten Sie, bis ich die Lampe anzünde‹, sagte Carconte, ›es ist nicht mehr hell, und man könnte sich irren.‹

Wirklich war während dieses Handels die Nacht angebrochen und mit der Nacht der Sturm, der seit einer halben Stunde drohte. Man hörte den Donner in der Ferne dumpf grollen. Aber weder der Juwelier noch Caderousse noch Carconte schienen sich darum zu kümmern, da sie alle drei vom Dämon der Habsucht besessen waren. Auch ich empfand eine sonderbare Bezauberung bei dem Anblick von all dem Gold und von all diesen Banknoten. Es dünkte mir, als ob ich träumte, und ich fühlte mich, wie es in einem Traum geschieht, an meinen Platz gebannt. Caderousse zählte immer wieder das Gold und die Banknoten, dann schob er alles seiner Frau hinüber, die es mehrmals zählte. Inzwischen ließ der Juwelier den Diamanten im Schein der Lampe funkeln, und der Diamant schoß Blitze, bei denen er auf jene vergaß, die als Vorläufer des Sturms die Fenster zu durchflammen begannen.

›Nun, ist es richtig gezählt?‹ fragte der Juwelier.

›Ja‹, antwortete Caderousse. ›Gib die Brieftasche her und hol einen Sack, Carconte.‹

Carconte trat an einen Schrank und brachte eine alte lederne Brieftasche, aus der man einige schmierige Briefe zog und an deren Stelle man die Banknoten legte, und einen Sack, in dem zwei bis drei Sechslivresmünzen lagen, aus denen wahrscheinlich das ganze Vermögen der armseligen Wirtschaft bestand.

›Wohlan‹, fragte Caderousse, ›obgleich Sie uns vielleicht um zehntausend Francs betrogen haben, wollen Sie mit uns soupieren? Es kommt von Herzen.‹

›Ich danke‹, antwortete der Juwelier, ›es ist schon spät, und ich muß nach Beaucaire zurückkehren, meine Frau wäre besorgt...‹ – er zog seine Uhr – ›Mondieu!‹ rief er aus, ›halb neun. Ich werde Beaucaire vor Mitternacht nicht erreichen. Adieu, meine lieben Kinder. Wenn Euch wieder zufällig Abbé Busonis über den Weg laufen, so denkt an mich.‹

›In acht Tagen werden Sie nicht mehr in Beaucaire sein‹, bemerkte Caderousse, ›weil die Messe nächste Woche zu Ende geht.‹

›Nein, aber dies tut nichts. Schreiben Sie mir nach Paris, an Monsieur Joannès im Palais-Royal, Edelsteingalerie, Nummer 45, ich werde die Reise eigens machen, wenn es die Mühe lohnt.‹

Ein Donnerschlag krachte, von einem so gewaltigen Blitz begleitet, daß er fast das Licht der Lampe unsichtbar machte.

›Oh! Oh!‹ sagte Caderousse. ›Bei diesem Wetter wollen Sie fortgehen?‹

›Oh! Ich fürchte mich nicht vor dem Donner‹, versetzte der Juwelier.

›Und vor den Räubern?‹ fragte Carconte. ›Während der Messe ist die Straße nie recht sicher.‹

›Oh! Was die Räuber betrifft‹, äußerte Joannès, ›so habe ich dies für sie.‹

Und er zog aus der Tasche ein Paar kleine bis an die Mündung geladene Pistolen.

›Das sind Hunde‹, sagte er, ›die zugleich bellen und beißen. Das ist für die ersten zwei, die nach Ihrem Diamanten gierten, Vater Caderousse.‹

Caderousse und seine Frau wechselten einen düsteren Blick. Es schien, daß sie gleichzeitig irgendeinen schrecklichen Gedanken hegten.

›Glückliche Reise also!‹ sagte Caderousse.

›Ich danke!‹ erwiderte der Juwelier.

Er nahm seinen Stock, den er an eine alte Truhe gelehnt hatte, und ging fort. In dem Augenblick, da er die Tür öffnete, drang ein solcher Windstoß herein, daß er beinahe die Lampe ausgelöscht hätte.

›Oh‹, sagte er, ›es wird ein hübsches Wetter geben, und bei solchem Wetter soll ich gut zwei Meilen zurücklegen!‹

›Bleiben Sie da‹, riet Caderousse, ›übernachten Sie hier.‹

›Ja, bleiben Sie da‹, wiederholte Carconte mit zitternder Stimme. ›Wir werden auf das Beste für Sie sorgen.‹

›Nein, ich muß in Beaucaire übernachten. Adieu!‹

Caderousse ging langsam bis zur Schwelle.

›Es ist stockfinster‹, sagte der Juwelier, schon vor dem Haus. ›Muß ich rechts oder links gehen?‹

›Rechts‹, antwortete Caderousse, ›man kann nicht fehlen. Die Straße ist auf jeder Seite mit Bäumen gesäumt.‹

›Gut, ich sehe schon‹, rief die in der Ferne fast verklingende Stimme zum Haus zurück.

›Mach doch die Tür zu!‹ fauchte Carconte. ›Ich habe die Türen nicht gerne offen, wenn es donnert.‹

›Und wenn Geld im Haus ist, nicht wahr?‹ entgegnete Caderousse, den Schlüssel im Schloss zweimal umdrehend.

Er ging wieder hinein, trat zum Schrank, zog den Sack und die Brieftasche wieder heraus, und beide begannen zum dritten Mal ihr Gold und ihre Banknoten nachzuzählen. Nie sah ich einen Ausdruck wie jenen in diesen beiden Gesichtern, deren Habgier diese spärliche Lampe erhellte. Vor allem die Frau war scheußlich anzusehen. Das fiebrige Zittern, das sich gewöhnlich an ihr zeigte, hatte sich verdoppelt. Ihr blasses Gesicht war erdfahl geworden. Ihre hohlen Augen flammten.

›Warum botest du ihm denn an, hier zu übernachten?‹ fragte sie mit einer rauhen Stimme.

›Ei, um...‹, antwortete Caderousse bebend, ›um ihm die Mühe zu ersparen, nach Beaucaire zurückzukehren.‹

›Ah‹, sagte die Frau mit einem unbeschreiblichen Ausdruck,
›ich glaube, es war aus einem anderen Grund.‹

›Frau! Frau!‹ rief Caderousse aus. ›Warum hast du solche Gedanken und warum, wenn du sie hast, behältst du sie nicht für dich?‹

›Gleichviel‹, erwiderte Carconte nach einer Pause des Schweigens. ›Du bist kein Mann.‹

›Wieso?‹ fragte Caderousse.

›Wärest du ein Mann gewesen, so wäre er nicht von hier fortgegangen.‹

›Frau!‹

›Oder er käme nicht nach Beaucaire.‹

›Frau!‹

›Die Straße macht eine Krümmung. Er muß der Straße folgen, während den Kanal entlang ein Weg führt, der abkürzt.‹

›Frau, du beleidigst den guten Gott... Horch!...‹

Wirklich hörte man einen schrecklichen Donnerschlag, und zu gleicher Zeit durchflammte ein bläulicher Blitz den ganzen Saal, und langsam schwindend schien der Blitz gleichsam widerstrebend das verfluchte Haus zu verlassen.

›Jesus!‹ rief Carconte, sich bekreuzigend.

Im selben Moment und inmitten dieser Schreckensstille, die gewöhnlich den Donnerschlägen folgt, hörte man an die Tür ein Klopfen. Caderousse und seine Frau fuhren zusammen und schauten sich erschrocken an.

›Wer da?‹ rief Caderousse aus, und während er auf stand, strich er das Gold und die Banknoten, die auf dem Tisch verstreut lagen, in einen einzigen Haufen zusammen und bedeckte ihn mit seinen beiden Händen.

›Ich!‹ antwortete eine Stimme.

›Wer ich?‹

›Mein Gott! Joannès, der Juwelier!‹

›Wohlan, was sagtest du denn‹, fragte Carconte mit einem schrecklichen Lächeln, ›daß ich den guten Gott beleidigte...? Der gute Gott schickt ihn uns ja zurück!‹

Caderousse sank blaß und schwer atmend wieder auf seinen Stuhl. Carconte dagegen erhob sich, ging mit festem Schritt zur Tür, die sich wieder öffnete, und sagte: ›Treten Sie doch ein, lieber Monsieur Joannès!‹

›Meiner Treu!‹ versetzte der Juwelier, von Regen triefend. ›Es scheint, der Teufel will nicht, daß ich diesen Abend nach Beaucaire zurückkehre. Die kürzesten Torheiten sind die besten, mein lieber Monsieur Caderousse. Sie haben mir Ihre Gastfreundschaft angeboten, ich nehme sie an und komme zurück, um bei Ihnen zu übernachten.‹

Caderousse stammelte einige Worte und wischte sich den Schweiß, der von seiner Stirn rann. Carconte verschloß die Tür hinter dem Juwelier und drehte den Schlüssel doppelt um.

45. KAPITEL

Blutregen

Beim Eintreten warf der Juwelier einen forschenden Blick um sich. Aber nichts schien seinen Verdacht zu erregen, wenn er ihn noch nicht hegte, und nichts einen vorhandenen zu bestärken. Die beiden Hände von Caderousse lagen noch immer auf seinen Banknoten und seinem Gold. Carconte lächelte ihrem Gast so freundlich zu, als sie nur immer konnte.

›Ah! Ah!‹ sagte der Juwelier. ›Sie scheinen zu fürchten, nicht die volle Summe erhalten zu haben, und zählten nach meinem Weggehen Ihren Schatz noch einmal nach?‹

›Nein‹, erwiderte Caderousse, ›aber das Ereignis, durch das wir zu diesem Besitz kamen, ist so unerwartet, daß wir nicht

daran glauben und, wenn wir nicht den materiellen Beweis vor Augen haben, noch immer zu träumen glauben.<

Der Juwelier lächelte.

›Haben Sie Reisende in Ihrem Wirtshaus?‹ fragte er.

›Nein!‹, antwortete Caderousse, ›wir beherbergen niemand über Nacht. Wir sind allzu nahe bei der Stadt, und niemand verweilt hier.<

›Dann werde ich Ihnen ungemein zur Last fallen?‹

›Sie uns zur Last fallen? Mein lieber Herr!‹ versetzte Carconte artig. ›Durchaus nicht, ich schwöre Ihnen.<

›Nun, wohin werden Sie mich legen?‹

›In das Zimmer oben.<

›Ist denn dies nicht Ihr Zimmer?‹

›Oh! Das hat nichts zu sagen. Wir haben ein zweites Bett in der Kammer hier nebenan.<

Caderousse schaute seine Frau erstaunt an. Der Juwelier trällerte eine kleine Arie, indem er sich den Rücken an einem Reisigbündel trocknete, das Carconte im Kamin soeben angezündet hatte, um ihren Gast zu wärmen. Währenddessen stellte sie auf eine Ecke des Tisches, über den sie eine Serviette breitete, die spärlichen Reste eines Mittagmahles, dem sie einige frische Eier beifügte. Caderousse hatte die Banknoten wieder in seine Brieftasche sowie das Gold in den Sack getan und das Ganze in seinen Schrank verschlossen. Er ging düster und nachdenklich auf und ab und schaute bisweilen den Juwelier an, der dampfend vor dem Feuer stand und sich in dem Maße, als er auf der einen Seite trocknete, zur anderen wandte.

›Hier!‹ sagte Carconte und stellte eine Flasche Wein auf den Tisch. ›Es ist alles bereit, wenn Sie abendessen wollen.<

›Und Sie?‹ fragte Joannès.

›Ich werde nicht abendessen!‹, antwortete Caderousse.

›Wir haben sehr spät zu Mittag gegessen‹, beeilte sich Carconte hinzuzufügen.

›Ich werde also allein essen‹, sagte der Juwelier.

›Wir werden Sie bedienen‹, bemerkte Carconte mit einem Eifer, der ihr selbst gegen ihre zahlenden Gäste nicht eigentümlich war.

Bisweilen warf ihr Caderousse einen blitzschnellen Blick zu. Der Sturm dauerte fort.

›Hören Sie? Hören Sie?‹ äußerte Carconte. ›Meine Herren, es war richtig von Ihnen, wieder umzukehren.‹

›Was mich nicht hindert‹, erwiderte der Juwelier, ›mich wieder auf den Weg zu machen, wenn sich der Sturm während des Abendessens legen sollte.‹

›Das ist der Mistral‹, sagte Caderousse kopfschüttelnd. ›Der wird bis morgen andauern.‹

Und er seufzte.

›Meiner Treu!‹ entgegnete der Juwelier, sich zu Tisch setzend. ›Um so schlimmer für jene, welche draußen sind.‹

›Ja‹, versetzte Carconte, ›die werden eine schlechte Nacht erleben.‹

Der Juwelier begann mit dem Abendbrot, und Carconte fuhr fort, ihm alle kleinen Dienste einer aufmerksamen Wirtin zu erweisen. Obgleich sonst so wunderlich und unwirsch, war sie ein Muster von Zuvorkommenheit und Artigkeit geworden. Hätte der Juwelier sie früher gekannt, so hätte eine so große Veränderung gewiß sein Erstaunen erregt und ihm sicher einigen Verdacht eingeflößt.

Caderousse sprach kein Wort, ging fortwährend auf und ab, und schien sogar zu vermeiden, seinen Gast anzuschauen. Als das Abendessen zu Ende war, öffnete ihm Caderousse selbst die Tür. Aber in diesem Moment, wie zu seiner Widerlegung, erschütterte ein furchtbarer Donnerschlag das Haus, und ein mit Regen vermischter Windstoß brauste herein und löschte

die Lampe aus. Caderousse machte die Tür wieder zu, seine Frau zündete an der verglimmenden Kohlenglut eine Kerze an.

›Hier‹, sagte sie zum Juwelier. ›Sie müssen müde sein. Ich habe das Bett mit weißen Leintüchern versehen. Gehen Sie hinauf, legen Sie sich nieder und schlafen Sie gut!‹

Joannès verweilte noch einen Augenblick, um sich zu versichern, daß sich der Sturm nicht lege, wünschte nach erlangter Gewißheit, daß der Donner und der Regen nur immer ärger wurden, seinen Wirtsleuten eine gute Nacht und stieg die Treppe hinauf. Er ging über meinem Kopf, und ich hörte jede Stufe unter seinen Schritten krachen. Carconte schaute ihm mit gierigem Blick nach, während dagegen Caderousse ihm den Rücken zudrehte und gar nicht in seiner Richtung aufblickte.

Alle diese Einzelheiten, an die ich seitdem mich wieder erinnerte, fielen mir in dem Moment nicht so auf, da sie vor meinen Augen stattfanden. Im Grunde war alles, was geschah, ganz natürlich, und mit Ausnahme der Geschichte mit dem Diamanten, die mir ein wenig unwahrscheinlich schien, in Ordnung. Da ich von Müdigkeit erschöpft war, und die erste Ruhe, die der Sturm den Elementen vergönnen würde, zu nützen gedachte, beschloß ich, einige Stunden zu schlafen und mitten in der Nacht wieder aufzubrechen. Ich hörte den Juwelier im oberen Gemach seinerseits alle Anstalten treffen, um die leidlich beste Nacht zuzubringen. Bald krachte sein Bett unter ihm; er hatte sich niedergelegt. Ich fühlte, daß meine Augen sich wider meinen Willen schlossen, und da ich keinen Verdacht hegte, versuchte ich nicht, mich gegen den Schlaf zu wehren. Ich warf einen letzten Blick in das Innere der Küche. Caderousse saß an einem langen Tisch, auf einer von jenen hölzernen Bänken, die in den Dorfwirtshäusern die Stühle ersetzen. Er kehrte mir den Rücken, so daß ich seinen Gesichtsausdruck nicht sehen konnte. Übrigens wäre mir dies auch in einer anderen Stellung unmöglich gewesen, da er sei-

nen Kopf in beiden Händen verborgen hielt. Carconte schaute ihn eine Zeitlang an, zuckte mit den Achseln und setzte sich ihm gegenüber. In diesem Moment erreichte die sterbende Flamme einen von ihr vergessenen Rest trockenen Holzes. Ein etwas lebhafterer Schimmer erhellte das düstere Innere. Carconte heftete ihre Augen auf ihren Gatten, und da dieser immer in derselben Stellung blieb, sah ich sie ihre verkrümmte Hand nach ihm ausstrecken und seine Stirn berühren. Caderousse fuhr zusammen. Ich glaubte, daß die Frau die Lippen bewegte, aber entweder sprach sie so leise oder meine Sinne waren schon vom Schlaf betäubt, denn der Laut ihrer Worte gelangte nicht bis zu mir. Ich sah selbst nur mehr durch einen Nebel und mit jener Unklarheit der Vorläuferin des Schlafes, während welcher man einen Traum zu beginnen glaubt. Endlich fielen meine Augen zu, und ich verlor das Bewußtsein.

Ich lag im tiefsten Schlaf, als mich ein Pistolenschuß aufschreckte, dem ein schrecklicher Schrei folgte. Einige wankende Schritte dröhnten auf der Decke der Kammer gerade über meinem Kopf, und eine träge Waffe stürzte haltlos die Treppe hinab. Ich war noch nicht recht bei Besinnung. Ich hörte Seufzer, dann erstickte Schreie, gleich jenen, die mit einem Kampf verbunden sind. Ein letzter Schrei, länger als die anderen, der in ein Stöhnen überging, riß mich gänzlich aus meiner Schlafrunkenheit. Ich richtete mich auf einem Arm auf, öffnete die Augen, die im Finstern nichts sahen, und fuhr mit der Hand an meine Stirn, auf welche, wie mir dünkte, durch die Bretter der Treppe ein warmer, dichter Regen herabtröpfelte.

Tiefste Stille war diesem gräßlichen Getöse gefolgt. Ich hörte die Schritte eines Mannes, der über meinem Kopf ging. Unter seinen Tritten krachte die Treppe. Der Mann ging in den unteren Saal hinab, näherte sich dem Kamin und zündete ein Licht an.

Dieser Mann war Caderousse, sein Gesicht blaß, sein Hemd ganz mit Blut bespritzt. Als das Licht angezündet war, stieg er

wieder rasch die Treppe hinauf, und ich hörte von neuem seine schnellen und unruhigen Tritte.

Einen Augenblick später kam er wieder herab. Er hielt das Schmuckkästchen in der Hand, überzeugte sich, daß der Diamant noch darin war, und suchte hastig, in welche Tasche er ihn stecken sollte. Da er offenbar die Tasche für kein hinreichend sicheres Versteck hielt, wickelte er ihn dann in sein rotes Taschentuch, das er um seinen Hals band. Dann eilte er zum Schrank, zog seine Banknoten und sein Gold heraus, steckte die einen in seine Hosentasche, das andere in seine Westentasche, nahm einige Hemden, stürzte zur Tür hinaus und verschwand im Dunkel. Dann wurde mir alles sonnenklar. Ich machte mir das soeben Geschehene zum Vorwurf, wie wenn ich der eigentliche Schuldige gewesen wäre. Ich glaubte, Seufzer zu hören. Vielleicht war der unglückliche Juwelier noch nicht tot sein. Vielleicht lag es auch in meiner Macht, indem ich ihm Hilfe brächte, einen Teil des Übels wiedergutzumachen, das ich zwar nicht verursachte, aber geschehen ließ. Ich stemmte meine Schultern gegen eines der schlecht zusammengefügtten Bretter, die den Verschlag, in dem ich mich befand, von dem unteren Saal trennten. Die Bretter gaben nach, und ich stand im Haus.

Ich ergriff rasch das Licht und eilte die Treppe hinauf. Ein querliegender Leib versperrte sie. Es war die Leiche von Carconte.

Der Pistolenschuß, den ich gehört hatte, war auf sie abgefeuert worden: Ihre Kehle war durchschossen, und außer dem Blut, das aus ihrer doppelten Wunde strömte, quoll ihr das Blut auch aus dem Mund. Sie war tot. Ich stieg über ihre Leiche und schritt weiter. Das Zimmer bot den Anblick der gräßlichsten Unordnung. Einige Möbel waren umgestürzt, die Betttücher, an die der unglückliche Juwelier sich geklammert hatte, lagen mitten in der Kammer. Er selbst lag auf dem Boden, den Kopf an die Mauer gestützt, in einer Lache von Blut schwimmend, das aus drei klaffenden Wunden aus seiner

Brust floß. In der vierten stak ein langes Küchenmesser, von dem man nur das Heft sah.

Ich trat versehentlich auf die zweite Pistole, die nicht losgegangen war, wahrscheinlich weil das Pulver feucht wurde. Ich näherte mich dem Juwelier. Er war noch nicht ganz tot. Bei dem Geräusch, das ich machte, und vor allem durch die Erschütterung des Fußbodens, öffnete er wieder seine verstörten Augen. Es gelang ihm, sie einen Augenblick auf mich zu heften. Er bewegte die Lippen, wie wenn er sprechen wollte, und verschied.

Dieser gräßliche Anblick hatte mich fast besinnungslos gemacht. Sowie ich sah, daß ich niemandem mehr helfen konnte, fühlte ich nur noch das einzige Bedürfnis, zu fliehen. Ich stürzte die Treppe hinab, mit den Händen in meinen Haaren wühlend und ein Schreckensgebrüll ausstoßend.

Im unteren Saal waren fünf bis sechs Zöllner und zwei, drei Gendarmen, ein ganzer bewaffneter Trupp. Man überwältigte mich. Ich versuchte nicht einmal, Widerstand zu leisten. Ich war nicht mehr Herr meiner Sinne. Ich wollte sprechen, ich stieß einige unartikulierte Schreie aus, weiter nichts. Ich sah, daß die Zöllner und Gendarmen mit dem Finger auf mich wiesen. Ich schaute an mir herunter: Ich war über und über mit Blut bespritzt. Jener warme Regen, den ich durch die Bretter der Treppe auf mich sickern fühlte, war Carcontes Blut. Ich wies mit dem Finger auf den Ort, wo ich geschlafen hatte.

›Was will er damit sagen?‹ fragte ein Gendarm.

Ein Zöllner sah nach.

›Er will damit sagen, daß er da herauskam,‹ antwortete er.

Und er deutete auf die Öffnung, durch die ich wirklich geschlüpft war.

Nun begriff ich, daß man mich für den Mörder hielt. Ich erlangte die Stimme wieder, die Kraft. Ich machte mich aus den Händen der beiden Männer los, die mich hielten, und rief:

›Ich war's nicht! Ich war's nicht!‹ Zwei Gendarmen schlugen mit ihren Karabinern auf mich an.

›Wenn du eine Bewegung machst‹, sagten sie, ›so bist du des Todes.‹

›Ich wiederhole Ihnen ja, daß ich es nicht war‹, rief ich aus.

›Du wirst deine saubere Geschichte den Richtern in Nîmes erzählen‹, antworteten sie. ›Inzwischen folge uns. Und wenn wir dir einen Rat geben dürfen, so leiste keinen Widerstand.‹

Dies war auch nicht meine Absicht. Überraschung und Schrecken hatten meine Kraft gebrochen. Man legte mir Handschellen an, band mich an den Schweif eines Pferdes und führte mich nach Nîmes.

Ein Zöllner war mir nachgegangen. Er hatte mich in der Umgebung des Hauses aus den Augen verloren und vermutet, daß ich darin übernachten würde. Er setzte seine Kameraden davon in Kenntnis, und sie kamen gerade rechtzeitig an, um den Pistolenschuß zu hören und mich inmitten solcher Beweise von Straffälligkeit zu ergreifen, daß ich sogleich die Mühe einsah, die ich haben würde, meine Unschuld zu beweisen. Daher war mir nur eine Sache wichtig. Meine erste Bitte, die ich an den Untersuchungsrichter stellte, war, einen gewissen Abbé Busoni überall suchen zu lassen, der sich den Tag über im Wirtshaus zum Pont du Gard aufhielt. Wenn Caderousse eine Geschichte ersonnen hatte, wenn dieser Abbé nicht existierte, war ich offenbar verloren, wenn nicht auch Caderousse gefangen und alles gestehen würde.

Zwei Monate verstrichen, in denen, was ich meinem Richter zugute halten muß, alle Nachforschungen angestellt wurden, um denjenigen wieder zu finden, den ich ihm flehentlich beschrieben hatte.

Ich hatte bereits alle Hoffnung verloren. Caderousse war nicht gefangen worden. Bei der nächsten Sitzung sollte über mich gerichtet werden, als am 8. September, also drei Monate und fünf Tage nach dem Ereignis, Abbé Busoni, auf den ich

nicht mehr hoffte, im Gefängnis erschien, mit der Äußerung, er habe vernommen, daß ein Gefangener mit ihm zu sprechen wünsche. Er habe die Sache in Marseille erfahren, sagte er, und sich beeilt, meinem Wunsch zu entsprechen. Sie begreifen, mit welcher Freude ich ihn empfang. Ich erzählte ihm alles, wovon ich Zeuge war, und brachte mit Besorgnis die Geschichte des Diamanten zur Sprache. Wider mein Erwarten war sie Punkt für Punkt wahr. Gleichfalls gegen mein Erwarten, schenkte er allem, was ich ihm sagte, völligen Glauben. Ich war von seiner sanften christlichen Nächstenliebe hingerrissen. In Anerkennung seiner genauen Kenntniss der Sitten meines Landes und mit der Hoffnung, daß ich vielleicht von seinen so liebevollen Lippen Vergebung für jenes Verbrechen, das ich wirklich beging, erfahren könnte, erzählte ich ihm das Abenteuer von Auteuil in allen Einzelheiten unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses. Was ich aus einer Rührung des Herzens heraus tat, war von demselben Erfolg, wie wenn ich es aus Berechnung getan hätte. Das Geständnis dieses ersten Mordes, zu dessen Offenbarung mich nichts zwang, bewies ihm, daß ich den zweiten nicht begangen hatte, und er verließ mich mit dem Auftrag zu hoffen und mit dem Versprechen, alles zu tun, was in seiner Macht stehe, um meinen Richter von meiner Unschuld zu überzeugen.

Der Beweis, daß er sich wirklich meiner annahm, lag darin, daß ich meine Haftbedingungen stufenweise milder werden fühlte, und als ich erfuhr, daß man, um mich zu richten, das Schwurgericht nach hinten verschob.

In diesem Zwischenraum ließ es die Vorsehung zu, daß Caderousse im Ausland gefangen und nach Frankreich zurückgebracht wurde. Er gestand alles und schob den Plan und vor allem die Anstiftung zur Tat auf seine Frau. Er wurde lebenslänglich zu den Galeeren verurteilt und ich in Freiheit gesetzt.«

»Und damals war es«, bemerkte Monte Christo, »daß Sie als Überbringer eines Briefs von Abbé Busoni zu mir kamen.«

»Ja, Exzellenz. Er hatte ein sichtbares Interesse an mir genommen.

»Ihr Schmugglergewerbe wird Sie zugrunde richten«, sagte er zu mir. »Wenn Sie von hier wegkommen, so geben Sie es auf!«

»Aber, mein Vater«, fragte ich, »wovon soll ich Ihrer Meinung nach leben und für den Unterhalt meiner armen Schwägerin sorgen?«

»Eines von meinen Beichtkindern«, antwortete er mir, »bringt mir große Achtung entgegen und hat mich beauftragt, ihm einen vertrauenswürdigen Mann zu suchen. Wollen Sie dieser Mann werden, so werde ich Sie zu ihm schicken.«

»Oh! Mein Vater«, rief ich aus, »welche Güte!«

»Aber Sie müssen mir schwören, daß ich es nie zu bereuen brauche.«

Ich hob die Hand, um den Schwur zu leisten.

»Das ist nicht nötig«, sagte er, »ich kenne und liebe die Korssen. Hier ist meine Empfehlung.«

Und er schrieb einige Zeilen, die ich Ihnen übergab, und in deren Folge Eure Exzellenz die Güte hatten, mich in Ihren Dienst zu nehmen. Nun frage ich Eure Exzellenz mit Stolz, ob Sie sich jemals über mich zu beklagen brauchten?«

»Nein«, antwortete der Graf, »und ich gestehe es mit Vergnügen, Sie sind ein guter Diener, Bertuccio, obgleich Sie es an Vertrauen fehlen ließen.«

»Ich, Herr Graf?«

»Ja, Sie. Woher kommt es, daß Sie eine Schwägerin und einen angenommenen Sohn haben und doch nie, weder von der einen noch von dem anderen, mit mir sprachen?«

»Ach, Exzellenz! Die Ursache liegt in dem traurigsten Teil meines Lebens, den ich Ihnen noch zu erzählen habe. Ich ging nach Korsika. Es drängte mich, wie Sie sich vorstellen können, meine arme Schwägerin wiederzusehen und zu trösten.

Aber als ich in Rogliano ankam, fand ich das Haus in Trauer. Es war darin eine furchtbare Szene vorgefallen, die noch in der Erinnerung der Nachbarn lebt!

Meine arme Schwägerin widerstand, meinen Ratschlägen gemäß, Benedettos Forderungen, der immer wieder alles im Haus befindliche Geld ausgehändigt haben wollte. Eines Morgens drohte er ihr und verschwand den ganzen Tag über. Sie weinte, denn die liebe Assunta trug für diesen Elenden ein Mutterherz in ihrer Brust. Der Abend kam, sie wartete auf ihn, ohne zu Bett zu gehen. Als er um elf Uhr mit zweien von seinen Freunden, den gewöhnlichen Gefährten aller seiner tollen Streiche, heimkam, reichte sie ihm die Hände. Aber jene bemächtigten sich ihrer, und einer von den dreien – ich fürchte, daß es jenes Höllenkind war –, rief aus: ›Foltern wir sie, dann wird sie schon gestehen, wo ihr Geld ist.‹

Der Nachbar Wasilio war eben in Bastia und seine Frau allein zu Hause geblieben. Niemand außer ihr konnte sehen oder hören, was bei meiner Schwägerin vorfiel. Zwei hielten die arme Assunta fest, die, da sie an die Möglichkeit eines solchen Verbrechens nicht glauben konnte, denen zulächelte, die ihre Henker werden sollten. Der dritte verrammelte Türen und Fenster, dann kam er zurück, und alle drei, mit vereinten Kräften die Schreie erstickend, die der Schrecken angesichts dieser ernsteren Vorkehrungen Assunta entriß, näherten ihre Füße der Kohlenglut, die sie zu benützen gedachten, um ihr das Geständnis abzapressen, wo unser kleiner Schatz verborgen liege. Aber im Kampf ergriff das Feuer ihre Kleidungsstücke. Sie ließen dann die Gequälte los, um nicht selbst verbrannt zu werden. Lichterloh brennend eilte sie zur Tür, aber die Tür war verschlossen. Sie sprang ans Fenster, aber das Fenster war verrammelt. Nun hörte die Nachbarin gräßliche Schreie: Assunta rief um Hilfe. Bald wurde ihre Stimme erstickt, die Schreie verwandelten sich in Seufzer, und am anderen Tag, nach einer Nacht des Schreckens und der Angst, als Wasilios Frau aus ihrem Haus zu gehen wagte und die Tür

unseres Hauses durch den Dorfrichter öffnen ließ, fand man Assunta halb verbrannt, aber noch atmend, die Schränke aufgesprengt, das Geld verschwunden. Benedetto hatte Rogliano verlassen, um nie mehr dahin zurückzukehren. Seit jenem Tag habe ich ihn nicht mehr gesehen und nicht einmal etwas von ihm gehört. – Es war zu dieser Zeit, als ich diese traurigen Nachrichten vernahm«, fuhr Bertuccio nach einer kurzen Pause fort, »daß ich zu Eurer Exzellenz ging. Ich brauchte Ihnen von Benedetto nichts mehr erzählen, weil er verschwunden, von meiner Schwägerin nichts mehr, weil sie tot war.«

»Und was hielten Sie von diesem Ereignis?« fragte Monte Christo.

»Daß es die Strafe für mein Verbrechen war«, antwortete Bertuccio. »Ah! Diese Villeforts waren ein verfluchtes Geschlecht.«

»Das glaube ich«, murmelte der Graf mit einem traurigen Ton.

»Und jetzt begreifen Eure Exzellenz, nicht wahr«, fragte Bertuccio, »daß dieses Haus, das ich seitdem nicht wiedersah, daß dieser Garten, in den ich mich plötzlich wieder versetzt sah, daß diese Stelle, auf der ich einen Menschen tötete, mir jene düsteren Gemütsbewegungen verursachen konnte, deren Ursache Sie wissen wollten, denn im Grunde bin ich eben nicht sicher, daß nicht vor mir, da, zu meinen Füßen, Monsieur de Villefort in der Grube liegt, die er für sein Kind gegraben hat.«

»Es ist wirklich alles möglich«, versetzte Monte Christo und erhob sich von der Bank, auf der er saß, »sogar...«, fügte er ganz leise hinzu, »daß der Staatsanwalt nicht tot ist. – Es war schon richtig von Ihnen, mir Ihre Geschichte zu erzählen, denn ich brauche hinsichtlich Ihrer keine bösen Gedanken mehr zu hegen. Haben Sie nie versucht, die Spur dieses Benedetto, was für ein unpassender Name, wieder aufzufinden, haben Sie nie zu erfahren versucht, was aus ihm geworden

ist?«

»Niemals. Hätte ich gewußt, wo er sich befindet, so wäre ich, anstatt zu ihm zu gehen, wie vor einem Ungeheuer geflohen. Nein, zum Glück habe ich niemals irgend jemand auf der Welt von ihm sprechen hören. Ich hoffe, daß er tot ist.«

»Hoffen Sie nicht, Bertuccio«, erwiderte der Graf, »die Bösen sterben nicht so einfach. Denn Gott scheint sie in Schutz zu nehmen, um sich ihrer als Werkzeuge seiner Rache zu bedienen.«

»Das mag sein!« sagte Bertuccio. »Alles, was ich vom Himmel verlange, ist nur, ihn nie wieder zu sehen. Nun wissen Sie alles, Herr Graf«, schloß der Intendant und senkte den Kopf. »Sie sind mein Richter auf Erden, wie es Gott dort oben sein wird. Werden Sie mir nicht einige Worte des Trostes sagen?«

»Sie haben recht, in der Tat, und ich kann Ihnen sagen, was Abbé Busoni zu Ihnen sagen würde: Derjenige, den Sie niederstießen, jener Villefort, verdiente eine Bestrafung für das, was er Ihnen tat, und vielleicht noch wegen einer anderen Sache. Lebt Benedetto, so wird er, wie ich Ihnen sagte, zu irgendeiner göttlichen Rache dienen und dann ebenfalls bestraft werden. Sie haben sich eigentlich nur einen Vorwurf zu machen. Fragen Sie, welchen? Daß Sie das Kind, nachdem Sie es dem Tode entrissen, nicht seiner Mutter zurückgaben. Da liegt das Verbrechen, Bertuccio.«

»Ja, Monsieur, da liegt das Verbrechen, und das eigentliche Verbrechen, denn hierin war ich feige. Sobald ich das Kind wieder ins Leben gerufen hatte, blieb mir nur eines zu tun, wie Sie sagten, nämlich es seiner Mutter zurückzuschicken. Aber zu diesem Zweck hätte ich Nachforschungen anstellen müssen, die die Aufmerksamkeit auf mich gezogen hätten, und hätte mich somit vielleicht selbst ausgeliefert. Ich wollte nicht sterben – ich hing am Leben, meiner Schwägerin wegen, aus der uns angeborenen Selbstliebe – und unversehrt und sieg-

reich in unserer Rache bleiben. Und schließlich hing ich am Leben vielleicht lediglich aus Liebe zum Leben. Oh! Ich bin nicht so mutig wie mein armer Bruder!«

Bertuccio verhüllte sein Gesicht mit seinen Händen, und Monte Christo heftete einen langen und unerklärlichen Blick auf ihn.

Dann, nach einer durch Zeit und Ort noch feierlicher gewordenen Pause des Schweigens, sprach der Graf mit einem melancholischen Tonfall, der ihm sonst nicht eigentümlich war.

»Um auf eine würdige Weise dieses Gespräch zu schließen, das das letzte über diese Geschichte sein wird, Monsieur Bertuccio, merken Sie sich meine Worte gut, die ich oft aus dem Munde von Abbé Busoni vernommen habe. Gegen alle Übel gibt es zwei Mittel: die Zeit und das Schweigen. Lassen Sie mich nun einen Augenblick in diesem Garten spazierengehen, Monsieur Bertuccio. Was für Sie, als Beteiligter an jener schrecklichen Szene, eine quälende Gemütsaufregung ist, wird für mich eine fast angenehme Empfindung sein und dieser Besitzung einen doppelten Wert verleihen. Die Bäume, sehen Sie, Monsieur Bertuccio, gefallen nur, weil sie Schatten geben, und der Schatten selbst gefällt nur, weil er voll Träumereien und Visionen ist. Da habe ich einen Garten in der Meinung gekauft, einen einfachen, von Mauern umschlossenen Platz zu kaufen, und weiter nichts. Und plötzlich zeigt es sich, daß dieser Platz ein Garten voll von Gespenstern ist, die nicht im Vertrag standen. Nun liebe ich aber die Gespenster. Ich habe nie gehört, daß die Toten in sechstausend Jahren soviel Böses angerichtet hätten, als die Lebendigen an einem einzigen Tag tun. Gehen Sie also hinein, Monsieur Bertuccio, und schlafen Sie ruhig. Wenn Ihr Beichtvater in Ihrer letzten Stunde weniger nachsichtig ist, als es Abbé Busoni war, so lassen Sie mich kommen, wenn ich noch auf dieser Welt bin, und ich werde Worte finden, die geeignet sind, Ihre Seele in dem Moment sanft einzuwiegen, da sie bereit sein wird, sich auf den Weg zu machen, um jene harte Reise anzutreten, wel-

che man die Ewigkeit nennt.«

Bertuccio verbeugte sich ehrerbietig vor dem Grafen und entfernte sich seufzend.

Monte Christo blieb allein, und murmelte, indem er vier Schritte vorwärts machte: »Hier, neben dieser Platane, ist die Grube, in die das Kind gelegt wurde, dort unten die kleine Tür, durch die man in den Garten trat, an jener Ecke die Geheimentreppe, die in das Schlafzimmer führt. Ich glaube nicht nötig zu haben, all das in meinem Notizbuch aufzuschreiben, denn hier ist vor meinen Augen, um mich herum, unter meinen Füßen, der Plan eingebrannt, ein lebendiger Plan.«

Und nach einem letzten Gang durch diesen Garten begab er sich wieder zu seinem Wagen. Bertuccio, der ihn sinnend sah, stieg, ohne etwas zu sagen, auf den Bock neben den Kutscher. Der Wagen fuhr nach Paris zurück.

Am selben Abend, nach seiner Ankunft im Haus an den Champs-Élysées, besichtigte der Graf von Monte Christo die ganze Wohnung, wie es ein seit vielen Jahren mit ihr vertrauter Mann hätte tun können. Nicht ein einziges Mal, auch wenn er voranging, öffnete er die falsche Tür und betrat keine Treppe oder keinen Korridor, die nicht unmittelbar dahin führten, wohin er zu gehen gedachte. Ali begleitete ihn bei dieser nächtlichen Inspizierung. Der Graf gab Bertuccio mehrere Aufträge zur Verschönerung oder Neueinteilung der Wohnung und sagte, seine Uhr ziehend, zu dem aufmerksamen Nubier: »Es ist halb zwölf Uhr, Haydée muß bald ankommen. Hat man die französischen Zofen benachrichtigt?«

Ali streckte die Hand nach der für die schöne Griechin bestimmten Wohnung aus, welche dergestalt abgesondert war, daß man, wurde die Tür hinter einer Tapete versteckt, das ganze Haus durchsuchen konnte, ohne zu vermuten, daß hier ein Salon und zwei Zimmer bewohnt seien. Ali, sagten wir schon, streckte die Hand nach der Wohnung aus, wies die Zahl drei mit den Fingern seiner linken Hand und schloß, auf

die nunmehr flach gehaltene Hand seinen Kopf stützend, die Augen wie ein Schlafender.

»Ah!« sagte Monte Christo, an diese Sprache gewöhnt, »es sind ihrer drei, die im Schlafzimmer warten, nicht wahr?«

»Ja«, drückte Ali durch ein Kopfnicken aus.

»Madame wird heute abend müde sein«, fuhr Monte Christo fort, »und ohne Zweifel schlafen wollen. Man möge sie also nicht mit Fragen belästigen. Die französischen Zofen sollen bloß ihre neue Gebieterin begrüßen und sich dann zurückziehen. Sie werden darüber wachen, daß die griechische Zofe mit den französischen Zofen nicht verkehrt.«

Ali verbeugte sich.

Bald hörte man, daß jemand den Portier rief. Das Gitter ging auf, ein Wagen rollte in die Allee und hielt vor der Freitreppe. Der Graf ging hinab – der Kutschenschlag war bereits offen – und reichte seine Hand einer jungen Frau, die in einen goldbestickten Schleier von grüner Seide gehüllt war, der ihren Kopf bedeckte. Die junge Frau ergriff die ihr dargebotene Hand, küßte sie mit einer gewissen ehrerbietigen Liebe, und einige Worte wurden gewechselt, zärtlich von Seiten der jungen Frau und mit sanftem Ernst von Seiten des Grafen, in jener wohlklingenden Sprache, welche der alte Homer seinen Göttern in den Mund gelegt hat. Nun wurde, unter Alis Vortritt, der eine Fackel von rosenrotem Wachs trug, die junge Frau, die keine andere als jene schöne Griechin war, die ständige Gefährtin Monte Christos in Italien, in ihre Wohnung geführt. Dann verfügte sich der Graf in den Pavillon, den er sich vorbehalten hatte. Um halb ein Uhr nachts waren alle Lichter im Haus gelöscht, und man hätte glauben können, daß jedermann schlafe.

46. KAPITEL

Der unbeschränkte Kredit

Am anderen Tag gegen zwei Uhr nachmittags hielt eine mit zwei prächtigen englischen Pferden bespannte Kalesche vor Monte Christos Tür. Darin saß ein Mann in einem blauen Rock mit seidenen Knöpfen von gleicher Farbe und weißer Weste, überspannt von einer gewaltigen goldenen Kette, und mit einer haselnußbraunen Hose. Seine Haare waren so schwarz und reichten so weit auf die Augenbrauen herab, daß man fast hätte unschlüssig sein mögen, sie für natürliche zu halten, so wenig schienen sie in Harmonie mit den unter ihnen befindlichen Runzeln, die sie nicht zu verbergen vermochten. Kurz, ein Mann von fünfzig bis fünfundfünfzig Jahren, der wie vierzig aussehen wollte, streckte den Kopf durch den Schlag eines Coupés, auf dessen Türfüllungen eine Baronenkrone gemalt war, und ließ durch seinen Groom den Portier fragen, ob der Graf von Monte Christo zu Hause sei. In der Zwischenzeit betrachtete der Mann mit einer so genauen Aufmerksamkeit, daß sie beinahe unhöflich wurde, das Äußere des Hauses, was man vom Garten aus sehen konnte, und die Livree einiger Diener, die man hin und hergehen sah. Das Auge dieses Mannes war lebhaft, aber eher listig als geistvoll. Seine Lippen waren so dünn, daß sie sich nicht nach außen wölbten, sondern nach innen verkrochen. Die breiten und hervorspringenden Backenknochen waren ein untrügliches Anzeichen von Verschlagenheit, die eingedrückte Stirn, der ausgeprägte Hinterkopf, der über höchst unaristokratische große Ohren weit hinaus reichte, wirkten zusammen, um dem Gesicht dieser Person für jeden Physiognomiker einen fast abstoßenden Charakter zu verleihen. Dabei war sie in den Augen des Volkes wegen ihrer prächtigen Pferde, wegen des ungeheuren Diamanten, den sie an ihrer Hemdbrust trug, und wegen des roten Bandes, das sich von einem Knopfloch des

Gehrocks bis zum anderen erstreckte, bestimmt sehr ein-drucksvoll. Der Groom klopfte an das Fenster des Portiers und fragte: »Wohnt nicht hier der Herr Graf von Monte Christo?«

»Seine Exzellenz wohnen hier«, antwortete der Portier, »aber...«

Er fragte Ali mit einem Blick um Rat.

Ali machte ein verneinendes Zeichen.

»Aber...?« fragte der Groom.

»Aber seine Exzellenz sind nicht zu sprechen«, versetzte der Portier.

»Für diesen Fall ist hier die Karte meines Herrn: Herr Baron Danglars. Übergeben Sie sie dem Grafen von Monte Christo und sagen Sie ihm, daß mein Herr, im Begriff, sich in die Kammer zu begeben, einen Umweg gemacht habe, um die Ehre zu haben, ihn zu besuchen.«

»Ich spreche mit seiner Exzellenz nicht«, erwiderte der Portier. »Aber der Kammerdiener wird dies besorgen.«

Der Groom kehrte zum Wagen zurück.

»Nun?« fragte Danglars.

Der Knabe, von der empfangenen Lektion ziemlich beschämt, meldete seinem Herrn die vom Portier erhaltene Antwort.

»Oho!« sagte Danglars. »Dieser Herr ist also ein Prinz, da man ihn Exzellenz nennt und nur sein Kammerdiener das Recht hat, mit ihm zu sprechen. Gleichviel, da ihm ein Kredit bei mir eröffnet ist, werde ich ihn wohl sehen müssen, wenn er Geld haben will.«

Und Danglars warf sich in den Fond seines Wagens zurück und rief dem Kutscher so laut zu, daß man es auf der anderen Seite der Straße hören konnte: »In die Abgeordneten-kammer!«

Durch ein Gitterfenster seines Pavillons hatte Monte Chris-

to, rechtzeitig in Kenntniss gesetzt, den Baron gesehen und mit Hilfe eines vortrefflichen Fernrohrs mit keiner geringeren Aufmerksamkeit studiert, als Herr Danglars zuvor darauf verwendete, das Haus, den Garten und die Livreen zu mustern.

»Gewiß«, sagte er mit einer angewiderten Gebärde, indem er die Röhre seines Glases in das elfenbeinerne Gehäuse zurückschob, »gewiß, dieser Mann ist eine häßliche Kreatur. Wie sollte man nicht gleich das erste Mal, wenn man ihn sieht, die Schlange an der abgeplatteten Stirn, den Geier am gewölbten Schädel und den Mäusefalken am scharfen Schnabel erkennen? – Ali!« rief er und schlug die kupferne Glocke.

Ali erschien.

»Rufen Sie Bertuccio!« sagte er.

Im selben Moment trat Bertuccio ein.

»Eure Exzellenz ließen mich rufen?« fragte der Intendant.

»Ja, Monsieur«, erwiderte der Graf. »Haben Sie die Pferde gesehen, die soeben vor meiner Tür hielten?«

»Allerdings, Exzellenz. Sie sind sehr schön.«

»Wie kommt es«, fragte Monte Christo, die Stirn runzelnd, »daß es, da ich doch die zwei schönsten Pferde in Paris von Ihnen verlangte, zwei andere, ebenso schöne wie die meinigen, in Paris gibt, und daß diese Pferde nicht in meinen Ställen stehen?«

Bei dem Stirnrunzeln des Grafen und bei dem strengen Ton dieser Stimme senkte Ali den Kopf und erblaßte.

»Das ist nicht deine Schuld, guter Ali«, sagte der Graf auf Arabisch mit einer Sanftmut, die man weder in seiner Stimme noch in seinem Gesicht finden zu können geglaubt hätte. »Du verstehst dich nicht auf englische Pferde.«

Die Heiterkeit erschien wieder auf Alis Zügen.

»Herr Graf«, verteidigte sich Bertuccio, »die Pferde, von denen Sie sprechen, waren nicht zu verkaufen.«

Monte Christo zuckte die Achseln.

»Merken Sie sich Herr Intendant«, entgegnete er, »daß alles und immer an denjenigen verkauft wird, der den rechten Preis zu bezahlen vermag.«

»Monsieur Danglars hat sechzehntausend Francs dafür bezahlt, Herr Graf.«

»Nun denn, man hätte ihm zweiunddreißigtausend dafür bieten müssen. Er ist Bankier, und ein Bankier läßt nie eine Gelegenheit unbenützt, sein Kapital zu verdoppeln.«

»Meinen der Herr Graf das ernst?« fragte Bertuccio.

Monte Christo schaute den Intendanten wie ein Mann an, der darüber erstaunt, daß man eine solche Frage überhaupt an ihn zu stellen wagt.

»Heute abend«, sagte er, »muß ich einen Besuch machen. Ich will, daß diese beiden Pferde dann mit einem neuen Geschirr an meinen Wagen gespannt sind.«

Bertuccio verbeugte und entfernte sich. Bei der Tür blieb er stehen.

»Um wieviel Uhr gedenken Eure Exzellenz diesen Besuch zu machen?« fragte er.

»Um fünf Uhr«, antwortete Monte Christo.

»Ich erlaube mir, Eurer Exzellenz zu bemerken, daß es zwei Uhr ist«, äußerte der Intendant.

»Ich weiß«, begnügte sich Monte Christo zu erwidern, dann kehrte er sich zu Ali und sagte: »Lassen Sie alle Pferde vor Madame vorüberführen, damit sie das Gespann wähle, das ihr am meisten gefällt, und mir sagen lasse, ob sie mit mir dinieren will. In diesem Fall wird man bei ihr auftragen. Gehen Sie jetzt! Und schicken Sie mir im Hinuntergehen den Kammerdiener.«

Ali war kaum verschwunden, als schon der Kammerdiener eintrat.

»Monsieur Baptistin«, sagte der Graf, »Sie sind seit einem

Jahr in meinem Dienst. Das ist die Probezeit, die ich gewöhnlich für meine Leute bestimme. Sie sagen mir zu.«

Baptistin verbeugte sich.

»Nun fragt es sich, ob ich Ihnen zusage.«

»Oh! Herr Graf!« beeilte sich Baptistin zu sagen.

»Hören Sie mich vollends an«, fuhr der Graf fort. »Sie verdienen jährlich fünfzehnhundert Francs, das sind die Gehaltsbezüge eines guten und tapferen Offiziers, der täglich sein Leben wagt. Sie haben einen Schreibtisch, wie ihn sich viele Bürochefs, unglückliche, unendlich beschäftigtere Diener als Sie, wünschen würden. Obgleich ein Diener, haben Sie selbst wieder Diener, die für Ihre Wäsche und Aufwendungen Sorge tragen. Außer Ihren fünfzehnhundert Francs Gehalt stehlen Sie mir bei den Ankäufen, die Sie für meine Toilette machen, ungefähr fünfzehnhundert weitere Francs jährlich.«

»Oh! Exzellenz...«

»Ich beklage mich nicht darüber, Monsieur Baptistin, das ist schon in Ordnung. Inzwischen wünsche ich, daß es bei dem sein Bewenden habe. Sie würden also keinen Posten wiederfinden, gleich demjenigen, den Ihr gutes Glück Ihnen verschafft hat. Ich schlage meine Leute nie, ich fluche nie, ich gerate nie in Zorn, ich verzeihe immer ein Versehen, niemals eine Nachlässigkeit oder ein Vergessen. Meine Befehle sind gewöhnlich kurz, aber deutlich und genau. Ich wiederhole sie lieber zweimal, auch dreimal, als daß ich sie falsch ausgelegt sehe. Ich bin reich genug, um alles zu erfahren, was ich erfahren will, und ich bin sehr neugierig, ich sage es Ihnen. Wenn ich also vernähme, daß Sie gut oder schlecht von mir sprachen, mein Verhalten kommentierten, mein Betragen überwachten, müßten Sie auf der Stelle mein Haus verlassen. Ich warne meine Diener nur einmal. Sie sind nun gewarnt, gehen Sie!«

Baptistin verbeugte sich und tat drei bis vier Schritte, um sich zu entfernen.

»Apropos«, fügte der Graf hinzu, »ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich jährlich eine Summe für jeden von meinen Dienern anlege. Die, die ich entlasse, verlieren notwendigerweise dieses Geld, das denjenigen Nutzen bringt, welche bleiben und nach meinem Tod Anspruch darauf haben werden. Sie sind ein Jahr bei mir. Ihr Vermögen ist begründet, setzen Sie es fort.«

Diese in Alis Gegenwart gehaltene Ansprache, der teilnahmslos blieb, da er kein Wort Französisch verstand, hatte auf Monsieur Baptistin eine enorme Wirkung, die all jene begreifen werden, welche das Seelenleben des typischen französischen Dieners ein wenig studiert haben.

»Ich werde trachten, mich in allen Punkten nach den Wünschen Eurer Exzellenz zu benehmen«, versetzte er. »Übrigens werde ich mich nach Monsieur Ali richten.«

»Oh! Auf keinen Fall«, entgegnete der Graf mit einer Marmorkälte. »Alis gute Eigenschaften sind mit vielen Fehlern vermischt. Nehmen Sie ihn also nicht zum Vorbild, denn Ali ist eine Ausnahme. Er bezieht kein Gehalt, er ist kein Diener. Er ist mein Sklave, er ist mein Hund; sollte er seine Pflicht nicht erfüllen, so würde ich ihn nicht fortjagen, ich würde ihn töten.«

Baptistin machte große Augen.

»Sie zweifeln?« fragte Monte Christo.

Und er wiederholte Ali auf arabisch dieselben Worte, welche er soeben auf französisch zu Baptistin gesagt hatte. Ali horchte, lächelte, näherte sich seinem Gebieter, ließ sich auf ein Knie nieder und küßte ihm ehrerbietig die Hand. Diese kleine Bekräftigung der Lektion steigerte die Verblüffung von Monsieur Baptistin auf den höchsten Grad. Der Graf gab Baptistin ein Zeichen fortzugehen und Ali, ihm zu folgen. Beide gingen in sein Arbeitszimmer und unterhielten sich dort lange.

Um fünf Uhr tat der Graf drei Schläge auf seine Glocke. Ein Schlag rief Ali, zwei Schläge riefen Baptistin, drei Schläge

Bertuccio. Der Intendant trat ein.

»Meine Pferde!« sagte Monte Christo.

»Sie sind angespannt, Exzellenz«, erwiderte Bertuccio.
»Werde ich den Herrn Grafen begleiten?«

»Nein. Der Kutscher, Baptistin und Ali, sonst niemand.«

Der Graf ging hinab und sah die Pferde an seinen Wagen angespannt, die er am Morgen am Wagen von Danglars bewundert hatte. Im Vorübergehen warf er einen Blick auf sie.

»Sie sind wirklich schön«, sagte er, »und Sie haben gut daran getan, sie zu kaufen, nur geschah es ein wenig spät.«

»Exzellenz«, versetzte Bertuccio, »es kostete mich große Mühe, sie zu bekommen, und sie waren sehr teuer.«

»Sind deshalb die Pferde weniger schön?« fragte der Graf achselzuckend.

»Wenn Eure Exzellenz zufrieden sind«, erwiderte Bertuccio, »dann ist alles recht. Wohin fahren Eure Exzellenz?«

»Rue Chaussee d'Antin, zu Herrn Baron Danglars.«

Dieses Gespräch wurde auf der Freitreppe oben gehalten. Bertuccio machte einen Schritt, um die erste Stufe hinabzusteigen.

»Warten Sie, Monsieur«, sagte Monte Christo, indem er ihn aufhielt. »Ich brauche ein Landgut an der Küste, etwa in der Normandie, zwischen Le Havre und Boulogne. Ich lasse Ihnen Zeit, wie Sie sehen. In dieser Besetzung müßte ein kleiner Hafen sein, ein kleiner Schlupfhafen, eine kleine Bucht, wo meine Korvette einlaufen und vor Anker liegen kann. Ihr Tiefgang beträgt nur fünfzehn Fuß. Das Fahrzeug soll immer bereit sein, zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht in See zu stechen, so wie es mir beliebt, das Zeichen zu geben. Sie werden sich bei allen Maklern nach einer Besetzung mit den Eigenschaften, die ich Ihnen hier bezeichne, erkundigen. Wenn Sie von einer solchen Kunde erhalten, werden Sie dieselbe besichtigen und, wenn sie Ihnen entspricht, sie in Ihrem

Namen kaufen. Die Korvette muß bereits auf dem Weg nach Fécamp sein, nicht wahr?«

»Ich sah sie am selben Abend, da wir Marseille verließen, absegeln.«

»Und die Jacht?«

»Die Jacht hat Befehl, bei Martigues zu bleiben.«

»Gut! Sie werden von Zeit zu Zeit mit den beiden Kapitänen korrespondieren, die das Kommando führen, damit sie nicht einschlafen.«

»Und dem Dampfschiff...«

»Das in Châlons liegt?«

»Ja.«

»Sind dieselben Befehle zu erteilen wie den beiden Segelschiffen.«

»Gut!«

»Nach dem Ankauf dieser Besitzung sind alle zehn Meilen auf der Straße nach dem Norden und auf der in den Süden unverzüglich Wechselstationen für mich bereitzuhalten.«

»Eure Exzellenz können sich auf mich verlassen.«

Der Graf machte eine Geste der Zufriedenheit, ging die Stufen hinab und sprang in seinen Wagen, der, von dem prächtigen Gespanne im Trab fortgezogen, erst vor dem Palais des Bankiers hielt.

Danglars führte den Vorsitz bei einer Eisenbahn-Kommission, als man ihm den Besuch des Grafen von Monte Christo meldete. Die Sitzung war übrigens beinahe zu Ende. Bei der Nennung des Namens des Grafen stand er auf.

»Meine Herren«, sagte er zu seinen Kollegen, von denen einige ehrenwerte Mitglieder einer der beiden Kammern waren, »verzeihen Sie mir, wenn ich Sie so verlasse, aber denken Sie sich, daß das Haus Thomson & French in Rom einen gewissen Grafen von Monte Christo zu mir geschickt hat, indem es

ihm bei mir einen unbeschränkten Kredit eröffnet. Das ist der drolligste Spaß, den meine auswärtigen Korrespondenten sich mir gegenüber bisher erlaubt haben. Meiner Treu, Sie begreifen, daß die Neugier mich ergriffen hat und noch gefesselt hält. Ich bin diesen Morgen bei dem angeblichen Grafen vorgefahren. Wäre er ein wirklicher Graf, so wäre er, wie Sie einsehen, nicht so reich. Der Herr war nicht zu sprechen. Was halten Sie hiervon? Sind es nicht Manieren einer Hoheit oder einer schönen Frau, die Meister Monte Christo annimmt? Übrigens hat mir das in den Champs-Élysées gelegene Haus, das nach eingezogener Erkundigung ihm gehört, hübsch geschienen. Aber ein unbeschränkter Kredit«, fuhr Danglars mit seinem häßlichen Lächeln fort, »macht den Bankier sehr anspruchsvoll, bei dem der Kredit eröffnet ist. Es drängt mich daher, unseren Mann zu sehen. Ich fühle mich ein bißchen veralbert. Aber die da unten wissen nicht, mit wem sie es zu tun haben. Wer zuletzt lacht, lacht am besten.«

Nachdem er diese Worte gesprochen und ihnen Nachdruck verliehen hatte, indem sich die Nüstern des Herrn Baron blähten, verließ dieser seine Gäste und trat in einen Salon von Weiß und Gold, der in der Chaussée d'Antin großes Aufsehen machte. Dorthin hatte er den Besucher zu führen befohlen, um ihn bei der ersten Begegnung zu blenden. Der Graf stand da, einige Kopien betrachtend, die man dem Bankier für Originale ausgegeben hatte, und die, obgleich sie Kopien waren, gar nicht zu den goldenen Schnörkeln aller Schattierungen paßten, die die Decke zierten.

Bei dem Geräusch, das Danglars im Hereinkommen machte, drehte sich der Graf um, Danglars grüßte leicht mit dem Kopf und gab dem Grafen ein Zeichen, sich in einen Lehnstuhl von vergoldetem Holz, überzogen mit weißem, goldbroschiertem Atlas, zu setzen. Der Graf setzte sich.

»Habe ich die Ehre, mit Monsieur von Monte Christo zu sprechen?«

»Und ich«, versetzte der Graf, »mit dem Herrn Baron

Danglars, Ritter der Ehrenlegion, Mitglied der Abgeordneten-kammer?»

Monte Christo sagte alle Titel her, die er auf der Karte des Barons gefunden hatte. Danglars fühlte den Stich und biß sich auf die Lippen.

»Entschuldigen Sie mich, Monsieur«, sagte er, »daß ich Ihnen nicht sogleich den Titel gab, unter welchem Sie mir gemeldet wurden, aber wir leben, wie Sie wissen, unter einer volkstümlichen Regierung, und ich bin ein Repräsentant der Interessen des Volkes.«

»So daß Sie«, erwiderte Monte Christo, »obgleich die Gewohnheit beibehaltend, sich Baron nennen zu lassen, jene verloren, andere Graf zu nennen.«

»Ah! Ich für meinen Teil lege keinen Wert darauf, Monsieur«, entgegnete Danglars nachlässig. »Sie ernannten mich zum Baron und Ritter der Ehrenlegion wegen einiger geleisteter Dienste, aber...«

»Aber Sie entsagen Ihren Titeln, wie es ehemals die Herren de Montmorency und de Lafayette machten? Da gab es ein schönes Vorbild zu befolgen, Monsieur.«

»Nicht ganz«, versetzte Danglars verlegen, »für die Diener, Sie begreifen...«

»Ja, Sie heißen Monseigneur für Ihre Leute, Monsieur für die Journalisten und Bürger für Ihre Mitstreiter. Das sind unter der konstitutionellen Regierung sehr praktikable Abstufungen. Ich begreife vollkommen.«

Danglars biß sich auf die Lippen. Er sah, daß er auf diesem Feld Monte Christo nicht gewachsen war. Er versuchte daher, auf ein Feld zu kommen, mit dem er vertrauter war.

»Herr Graf«, sagte er, sich verbeugend, »ich habe ein Anschreiben von dem Hause Thomson & French erhalten.«

»Ich bin darüber sehr erfreut, Herr Baron. Erlauben Sie mir, Sie so anzusprechen, wie Ihre Leute Sie ansprechen. Das ist

eine schlimme, in den Ländern angenommene Gewohnheit, wo es gerade deshalb noch Barone gibt, weil man deren keine mehr ernennt. Ich bin darüber sehr erfreut, sage ich. Ich werde nicht nötig haben, selbst zu erscheinen, was immer ziemliche Verlegenheit bereitet. Sie empfangen also ein Anschreiben, sagten Sie?»

»Ja«, antwortete Danglars, »aber ich bekenne Ihnen, daß ich den Sinn desselben nicht vollkommen begriffen habe.«

»Aha?»

»Und ich hatte sogar die Ehre, bei Ihnen vorzufahren, um Sie um einige Aufschlüsse zu ersuchen.«

»Tun Sie es, Monsieur, da bin ich. Ich höre und bin bereit, Ihnen zu antworten.«

»Ich habe diesen Brief bei mir, glaube ich«, sagte Danglars. Er suchte in seiner Tasche. »Ja, da ist er. Dieser Brief eröffnet dem Herrn Grafen von Monte Christo einen unbeschränkten Kredit bei meinem Hause.«

»Nun, Herr Baron, was finden Sie darin dunkel?»

»Nichts, Monsieur. Nur dieses Wort ›unbeschränkt‹...«

»Nun denn, ist dies kein französisches Wort...? Sie begreifen, es sind Engländer und Deutsche, die das geschrieben haben.«

»Oh! Allerdings, Monsieur, und hinsichtlich der Grammatik läßt sich nichts einwenden, aber das gilt nicht auch für die buchhalterische Bedeutung.«

»Ist etwa das Haus Thomson & French«, fragte Monte Christo mit der treuherzigsten Miene, die ihm nur immer möglich war, »nach Ihrer Meinung nicht vollkommen sicher, Herr Baron? Teufel, dies wäre mir sehr unangenehm, da ich einige Gelder bei demselben angelegt habe.«

»Ah! Vollkommen sicher«, versetzte Danglars mit einem fast spöttischen Lächeln, »aber das Wort ›unbeschränkt‹ ist in bezug auf Finanzen so... unbestimmt...«

»Daß es unbeschränkt ist, nicht wahr?« sagte Monte Christo.

»Gerade dies ist es, was ich sagen wollte, Monsieur. Nun aber ist das Unbestimmte der Zweifel, und der Weise sagt: Im Zweifel enthalte dich.«

»Was bedeutet«, entgegnete Monte Christo, »daß, wenn das Haus Thomson & French geneigt ist, Torheiten zu begehen, das Haus Danglars keine Lust hat, ihrem Beispiel zu folgen.«

»Wie das, Herr Graf?«

»Ja, natürlich, die Herren Thomson und French machen Geschäfte, ohne die Zahlungsfähigkeit zu gefährden. Aber Monsieur Danglars hat für die seinigen eine Grenze. Er ist ein weiser Mann, wie er soeben selbst sagte.«

»Monsieur«, versetzte der Bankier stolz, »es hat noch niemand meine Kasse ausgeschöpft.«

»Dann scheint es«, entgegnete Monte Christo kaltblütig, »daß ich anfangen werde.«

»Wer sagt Ihnen dies?«

»Ich entnehme es aus den Aufschlüssen, die Sie von mir verlangen, und die sehr viel Ähnlichkeit mit Unschlüssigkeiten haben.«

Danglars biß sich auf die Lippen. Dies war das zweite Mal, daß er von diesem Mann geschlagen wurde, und diesmal auf einem Feld, welches das seinige war. Seine spöttische Höflichkeit war nur gespielt und streifte an das so nahe dabeiliegende Extrem, Unverschämtheit. Monte Christo dagegen lächelte auf die anmutigste Weise von der Welt und besaß, wenn er wollte, eine gewisse treuherzige Miene, die ihm so viele Vorteile verlieh.

»Nun, Monsieur«, sagte Danglars nach einer Pause des Schweigens, »ich will versuchen, mich verständlich zu machen, indem ich Sie bitte, selbst die Summe zu bestimmen, die Sie bei mir zu erheben gedenken.«

»Aber, Monsieur«, erwiderte Monte Christo, entschlossen,

in der Erörterung keinen Zoll Boden zu verlieren, »indem ich verlangte, daß man mir einen unbeschränkten Kredit bei Ihnen eröffne, geschah es gerade deshalb, weil ich nicht wußte, welche Summen ich nötig haben würde.«

Der Bankier glaubte, daß der Augenblick endlich gekommen sei, die Oberhand zu gewinnen. Er lehnte sich in seinem Armstuhl zurück und sagte mit einem tölpischen und hochmütigen Lächeln: »Oh! Monsieur, fürchten Sie nicht, Ihre Wünsche auszusprechen. Sie werden sich dann überzeugen können, daß die Zahlungsfähigkeit des Hauses Danglars, wie beschränkt sie auch sei, den größten Anforderungen zu genügen vermöge, und sollten Sie auch eine Million verlangen...«

»Was beliebt?« sagte Monte Christo.

»Ich sage eine Million«, wiederholte Danglars mit dem Dünkel der Albernheit.

»Und was täte ich mit einer Million?« fragte der Graf. »Guter Gott! Monsieur, wenn ich nur eine Million gebraucht hätte, so hätte ich mir auf eine solche Kleinigkeit einen Kredit bei Ihnen eröffnen lassen. Eine Million! Ei, eine Million habe ich immer in meiner Brieftasche oder in meinem Reisetäschchen.«

Und Monte Christo zog aus einem kleinen Notizbuch, in dem seine Visitenkarten lagen, zwei Anweisungen auf die Schatzkammer, jede zu fünfhunderttausend Francs, zahlbar an den Inhaber. Einen Mann wie Danglars mußte man zu Boden schlagen, nicht reizen. Der Keulenschlag tat seine Wirkung. Der Bankier wankte, ihm wurde schwindlig. Er sperrte gegen Monte Christo zwei verblüffte Augen auf, deren Pupillen sich furchtbar erweiterten.

»Gestehen Sie mir nur«, sagte Monte Christo, »daß Sie dem Hause Thomson & French mißtrauen? Mein Gott, das ist ganz natürlich! Ich habe diesen Fall vorhergesehen und, obgleich den Geschäften ziemlich fremd, meine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Sehen Sie hier zwei andere Briefe, ebensolche, wie

jener, der an Sie adressiert wurde: Der eine ist vom Hause Arnstein & Eskeles in Wien an den Herrn Baron de Rothschild, der andere ist vom Hause Baring in London an Monsieur Laffitte. Sprechen Sie ein Wort, Monsieur, und ich werde Sie jeder Bedenklichkeit überheben, indem ich mich an das eine oder das andere dieser beiden Häuser wende.«

Es war um ihn geschehen, Danglars besiegt. Er öffnete mit sichtbarem Zittern die Briefe aus Wien und aus London, die ihm der Graf mit der Fingerspitze hinüberschob, und prüfte die Echtheit der Unterschriften mit einer Sorgfalt, die Monte Christo beleidigt hätte, wäre sie nicht eine Folge der Verblüffung des Bankiers gewesen.

»Oh! Monsieur, das sind drei Unterschriften, die wohl Millionen wert sind«, sagte Danglars, sich erhebend, wie um die in diesem Mann, der vor ihm stand, personifizierte Geldmacht zu begrüßen. »Drei unbeschränkte Kredite bei drei Häusern! Verzeihen Sie mir, Herr Graf, aber wenn man auch zu Mißtrauen aufhört, kann man noch erstaunt bleiben.«

»Oh! Ein Haus wie das Ihrige sollte nicht so erstaunt sein!« erwiderte Monte Christo mit seiner ganzen Höflichkeit. »Sie werden mir also einiges Geld schicken können, nicht wahr?«

»Sprechen Sie, Herr Graf, ich stehe Ihnen zu Befehl.«

»Wohlan«, entgegnete Monte Christo, »da wir uns jetzt verständigt haben... denn wir haben uns verständigt, nicht wahr?«

Danglars machte mit dem Kopf ein bejahendes Zeichen.

»Und Sie hegen kein Mißtrauen mehr?« fragte Monte Christo nach.

»Oh! Herr Graf«, rief der Bankier aus, »ich habe nie Mißtrauen gehegt.«

»Nein. Sie wünschten einen Beweis, weiter nichts. Wohlan«, wiederholte der Graf, »da wir uns jetzt verständigt haben, da Sie jetzt kein Mißtrauen mehr hegen, bestimmen wir, wenn

es Ihnen gefällig ist, eine Hauptsumme für das erste Jahr, etwa sechs Millionen.«

»Sechs Millionen, meinetwegen!« äußerte Danglars mit beklommenem Atem.

»Wenn ich mehr bedarf«, fuhr Monte Christo gleichgültig fort, »werden wir mehr ansetzen. Aber ich gedenke nicht länger als ein Jahr in Frankreich zu bleiben, und während eines Jahres glaube ich diese Zahl nicht zu überschreiten... na ja, wir werden sehen... Wollen Sie mir freundlicherweise, um anzufangen, morgen fünfhunderttausend Francs schicken lassen. Ich werde um Mittag zu Hause sein, und sollte ich nicht zu Hause sein, meinem Intendanten eine Empfangsquittung zurücklassen.«

»Das Geld wird morgen früh um zehn Uhr bei Ihnen sein, Herr Graf«, versetzte Danglars. »Wollen Sie Gold, Banknoten oder Silber?«

»Zur Hälfte Gold, zur Hälfte Banknoten, wenn es Ihnen beliebt.«

Damit stand der Graf auf.

»Ich muß Ihnen etwas bekennen, Herr Graf«, sagte nun Danglars. »Ich glaubte genaue Kunde von allen großen Vermögen in Europa zu besitzen, und doch war mir das Ihrige, das mir beträchtlich scheint, ich gesteh's, völlig unbekannt. Ist es neu?«

»Nein, Monsieur«, antwortete Monte Christo, »es ist im Gegenteil sehr alt. Es war eine Art Familienschatz, der nicht angegriffen werden durfte und dessen angehäuften Interessen das Kapital verdreifachten. Die vom Erblasser festgesetzte Zeit ist erst seit einigen Jahren abgelaufen, ich benütze es also erst seit einigen Jahren, und Ihre Unkunde in dieser Beziehung ist ganz natürlich. Zudem werden Sie das Vermögen in einiger Zeit besser kennen.«

Und der Graf begleitete diese Worte mit jenem blassen Lächeln, das Franz d'Epinay so große Furcht einjagte.

»Mit Ihrem Geschmack und Ihren Plänen, Monsieur«, fuhr Danglars fort, »werden Sie in der Hauptstadt einen Luxus entfalten, der uns übrige kleine Millionäre vernichten wird. Da Sie mir ein Gemälde-Liebhaber zu sein scheinen – denn als ich eintrat, besahen Sie meine Bilder –, so bitte ich Sie um die Erlaubnis, Ihnen meine Galerie zu zeigen. Lauter alte Gemälde, lauter Gemälde von Meistern, als solche garantiert. Ich schätze die modernen nicht.«

»Sie haben recht, Monsieur, denn sie besitzen im allgemeinen einen großen Fehler, nämlich daß sie noch nicht die Zeit gehabt haben, alte zu werden.«

»Darf ich Ihnen einige Statuen von Thorwaldsen, Bartolini, Canova zeigen, lauter ausländische Künstler? Wie Sie sehen, schätze ich die französischen Künstler nicht.«

»Sie haben das Recht, gegen sie ungerecht zu sein, Monsieur. Es sind Ihre Landsleute.«

»Doch all das wird späterhin geschehen, wenn wir nähere Bekanntschaft gemacht haben. Für heute werde ich mich begnügen, sofern Sie erlauben, Sie der Frau Baronin Danglars vorzustellen. Entschuldigen Sie meinen Eifer, Herr Graf, aber ein Klient wie Sie bildet fast einen Teil der Familie.«

Monte Christo verbeugte sich zum Zeichen, daß er die Ehre annehme, die der Finanzmann ihm gütigst erweisen wollte. Danglars schellte. Ein Lakai mit einer glänzenden Livree erschien.

»Ist die Frau Baronin zu Hause?« fragte Danglars.

»Ja, Herr Baron«, antwortete der Lakai.

»Allein?«

»Nein, Madame haben Gesellschaft.«

»Es wird nicht indiskret sein, Sie in Gegenwart von jemandem vorzustellen, nicht wahr, Herr Graf? Sie bewahren kein Inkognito?«

»Nein, Herr Baron«, antwortete Monte Christo lächelnd,

»ich erkenne mir dieses Recht nicht zu.«

»Und wer ist bei Madame? Monsieur Debray?« fragte Danglars mit einer Gutmütigkeit, über die Monte Christo heimlich lächeln mußte, der über die durchsichtigen Geheimnisse im Innern des Finanzmannes bereits aufgeklärt war.

»Monsieur Debray, ja, Herr Baron«, erwiderte der Lakai.

Danglars zuckte mit dem Kopf, dann sagte er zu Monte Christo: »Monsieur Lucien Debray ist ein alter Freund von uns, Privatsekretär des Innenministers. Meine Frau hat, indem sie mich heiratete, dem Adel entsagt, denn sie gehört einer alten Familie an. Sie ist eine Mademoiselle de Servières, Witwe aus erster Ehe vom Herrn Obersten Marquis de Narbonne.«

»Ich habe nicht die Ehre, die Frau Baronin Danglars zu kennen, aber Monsieur Lucien Debray traf ich schon.«

»Aha!« sagte Danglars. »Wo denn?«

»Bei Monsieur de Morcerf.«

»Ah! Sie kennen den jungen Vicomte?« versetzte Danglars.

»Wir waren zur Zeit des Karnevals miteinander in Rom.«

»Ah ja!« sagte Danglars. »Habe ich nicht von einem sonderbaren Abenteuer mit Banditen und Räubern in Ruinen sprechen hören? Er wurde auf wundersame Weise daraus befreit. Ich glaube, daß er etwas dergleichen nach seiner Rückkehr aus Italien meiner Frau und meiner Tochter erzählt hat.«

»Die Frau Baronin erwartet die Herren«, meldete der zurückkehrende Lakai.

»Ich gehe voraus, um Ihnen den Weg zu zeigen«, sagte Danglars mit einer Verbeugung.

»Und ich folge Ihnen«, erwiderte Monte Christo.

47. KAPITEL

Das Apfelschimmelgespann

Der Baron, vom Grafen gefolgt, durchschritt eine lange Reihe von Gemächern, auffallend wegen ihrer schwerfälligen Pracht und ihres prunkenden schlechten Geschmacks, und gelangte zum Boudoir von Madame Danglars, einem kleinen, achteckigen, mit rosafarbenem Atlas ausgeschlagenen und mit indischem Musselin drapierten Kabinett. Die Lehnstühle aus altem vergoldeten Holz waren mit alten Stoffen überzogen. Die Bilder oberhalb der Türen stellten Schäferidyllen im Genre von Boucher dar. Zwei hübsche Pastellgemälde in Medaillonform, mit der übrigen Einrichtung harmonierend, erhoben dieses kleine Zimmer zu dem einzigen Gemach des Hauses von einigem Charakter. Dies war nur deshalb der Fall, weil es dem allgemeinen, zwischen Monsieur Danglars und seinem Architekten, einer der höchsten und ausgezeichnetsten Berühmtheiten des Kaiserreiches, entworfenen Plan entging, und die Ausschmückung die Baronin und Lucien Debray sich allein vorbehalten hatten. Daher verachtete Monsieur Danglars, ein großer Bewunderer der Antike, so wie sie das Direktorium verstand, dieses kokette kleine Kabinett sehr, wohin ihm übrigens in der Regel der Zutritt nur unter der Bedingung gestattet war, sein Erscheinen durch das Mitbringen von jemandem zu entschuldigen. Eigentlich stellte also nicht Danglars vor, sondern er wurde vorgestellt, und gut oder schlecht empfangen, je nachdem, ob das Gesicht des Besuchers der Gräfin angenehm oder unangenehm war. Madame Danglars, deren Schönheit ungeachtet ihrer sechsunddreißig Jahre noch erwähnt zu werden verdiente, saß an ihrem Pianoforte, einem kleinen Meisterstück der Einlegearbeit, während Lucien Debray, an einem Schreibtisch sitzend, in einem Album blätterte.

Lucien hatte schon vor der Ankunft des Grafen Zeit gehabt, der Baronin einiges über diesen zu erzählen. Man weiß, welch

großen Eindruck Monte Christo während des Frühstücks bei Albert auf seine Mitgäste gemacht hatte. Dieser Eindruck war bei dem doch so wenig zu beeindruckenden Debray noch nicht verwischt, und die von ihm der Baronin über den Grafen gegebenen Aufschlüsse bestätigten dies.

Die Neugier von Madame Danglars, durch die früheren von Morcerf vernommenen Einzelheiten und durch die neuen, von Lucien mitgeteilten Details angeregt, war also auf den höchsten Grad gestiegen. Daher war diese Inszenierung mit dem Pianoforte und dem Album nur eines von jenen kleinen listigen Mitteln der vornehmen Welt, mit deren Hilfe man die stärksten Emotionen verschleiert.

Die Baronin empfing folglich Monsieur Danglars mit einem Lächeln, was bei ihr nichts Gewöhnliches war. Der Graf erhielt für seine Begrüßung eine feierliche, aber zugleich huldvolle Verneigung. Lucien dagegen wechselte mit dem Grafen einen Gruß von halber Bekanntschaft und mit Danglars eine Vertraulichkeitsgebärde.

»Frau Baronin«, sagte Danglars, »erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Herrn Grafen von Monte Christo vorstelle, der von meinen Korrespondenten in Rom mit den dringendsten Empfehlungen an mich verwiesen wurde. Ich brauche nur ein Wort über ihn zu sagen, das ihn augenblicklich zum Liebling aller unserer schönen Damen machen wird: Er kommt in der Absicht nach Paris, ein Jahr dort zu bleiben und während dieses Jahres sechs Millionen auszugeben. Dies verheißt eine Reihe von Bällen, Mittagessen, Mitternachtsschmäusen, anläßlich derer, wie ich hoffe, der Herr Graf uns ebensowenig vergessen wird, als wir selbst bei unseren kleinen Festen ihn vergessen werden.«

Obgleich die Vorstellung ziemlich derb lobrednerisch war, so ist es doch im allgemeinen eine so seltene Sache, daß jemand nach Paris kommt, um in einem Jahr ein fürstliches Vermögen auszugeben, daß Madame Danglars auf den Grafen einen Blick warf, in dem ein gewisses Interesse nicht zu ver-

kennen war.

»Und Sie sind angekommen, Monsieur...?« fragte die Baronin.

»Gestern früh, Madame.«

»Und Sie kommen, nach Ihrer Gewohnheit, wie man mir sagte, vom Ende der Welt.«

»Diesmal ganz einfach aus Cadiz, Madame.«

»Oh! Sie kommen in einer abscheulichen Jahreszeit an. Paris ist im Sommer unausstehlich. Es gibt hier weder Bälle noch Gesellschaften, noch Feste. Die italienische Oper gastiert in London, die französische Oper überall, nur nicht in Paris, und was das Théâtre-Français betrifft, so wissen Sie, daß es nirgends mehr zu sehen ist. Es bleiben uns also keine anderen Zerstreuungen mehr als einige armselige Pferderennen auf dem Marsfeld und in Satory. Werden Sie mitrennen lassen, Herr Graf?«

»Ich werde alles tun, Madame«, antwortete Monte Christo, »was man in Paris tut, wenn ich das Glück habe, jemanden zu finden, der mich in bezug auf französische Gewohnheiten entsprechend unterrichtet.«

»Sie sind Pferdeliebhaber, Herr Graf?«

»Ich habe einen Teil meines Lebens im Orient zugebracht, Madame, und die Orientalen, wie Sie wissen, schätzen nur zwei Dinge auf der Welt, den Adel der Pferde und die Schönheit der Frauen.«

»Ah! Herr Graf«, erwiderte die Baronin, »Sie hätten so galant sein sollen, die Frauen zuerst zu nennen.«

»Sie sehen, Madame, daß ich sehr recht hatte, als ich soeben einen Lehrer wünschte, der mich mit den französischen Gewohnheiten vertraut machen könnte.«

In diesem Moment trat die Lieblingssofe der Frau Baronin Danglars ein, näherte sich ihrer Herrin und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr. Madame Danglars erblaßte.

»Unmöglich!« rief sie aus.

»Und doch ist es volle Wahrheit, Madame«, versetzte die Zofe.

Madame Danglars wandte sich ihrem Gatten zu.

»Ist das wahr, Monsieur?« fragte die Baronin.

»Was, Madame?« fragte Danglars, sichtbar verstört.

»Was mir das Mädchen sagte...«

»Und was sagte es Ihnen?«

»Es sagte mir, daß mein Kutscher in dem Moment, da er meine Pferde an meinen Wagen spannen wollte, sie nicht mehr im Stall fand. Was hat dies zu bedeuten, frage ich Sie?«

»Madame«, antwortete Danglars, »hören Sie mich an.«

»Oh! Ich höre Sie an, Monsieur, denn ich bin neugierig zu erfahren, was Sie mir sagen werden. Ich werde diese Herren zu Richtern zwischen uns machen und will damit beginnen, sie in Kenntnis zu setzen, wie die Sache sich verhält: Meine Herren«, fuhr die Baronin fort, »der Herr Baron Danglars hat zehn Pferde im Stall. Unter diesen zehn Pferden sind zwei, die mir gehören, zwei bezaubernde Pferde, die schönsten Pferde von Paris. Sie kennen Sie, Monsieur Debray, meine Apfelschimmel. Nun denn, in dem Moment, da Madame de Villefort meinen Wagen leihen möchte, da ich ihn ihr auf morgen zu einer Fahrt im Bois de Boulogne zusagte, sind die beiden Pferde nicht mehr zu finden. Monsieur Danglars wird einige tausend Francs dabei zu gewinnen Gelegenheit gefunden und sie verkauft haben. Oh! Mein Gott! Was für ein garstiges Volk sind diese Spekulant!«

»Madame«, erwiderte Danglars, »die Pferde waren zu lebhaft, kaum vier Jahre alt. Sie jagten mir Ihretwegen furchtbare Ängste ein.«

»Ei, Monsieur«, entgegnete die Baronin, »Sie wissen wohl, daß ich seit einem Monat den besten Kutscher von Paris in meinem Dienst habe, sofern Sie ihn nicht mitsamt den Pfer-

den verkauft haben.«

»Liebe Freundin, ich werde ebenbürtige für Sie auftreiben, sogar schönere, wenn sie zu bekommen sind, aber sanfte, ruhige Pferde, die mir keinen solchen Schrecken mehr verursachen.«

Die Baronin zuckte die Achseln mit einer Miene tiefer Verachtung. Danglars schien diese mehr als eheliche Gebärde nicht zu bemerken und sagte, zu Monte Christo gewandt: »Ich bedauere wahrhaftig, Sie nicht früher gekannt zu haben, Herr Graf. Sie richten gerade Ihr Haus ein?«

»Ja«, antwortete der Graf.

»Ich hätte sie Ihnen gerne angeboten. Stellen Sie sich vor, ich gab sie für eine Kleinigkeit hin, aber, wie gesagt, ich wollte sie mir vom Hals schaffen: Das sind Pferde für einen jungen Mann.«

»Monsieur«, versetzte der Graf, »ich danke Ihnen. Ich kaufte diesen Morgen ziemlich gute und gar nicht teuer. Da, sehen Sie, Monsieur Debray, Sie sind Pferdeliebhaber, glaub' ich?«

Während Debray an das Fenster trat, näherte sich Danglars seiner Frau.

»Denken Sie sich, Madame«, flüsterte er ihr ganz leise zu, »daß man mir einen unmäßigen Preis für diese Pferde geboten hat. Ich weiß nicht, wer der Narr ist, der, drauf und dran, sich zu ruinieren, heute früh seinen Intendanten zu mir schickte, aber so viel ist richtig, daß ich sechzehntausend Francs dabei gewann. Schmollen Sie nicht mit mir. Ich werde Ihnen viertausend und Eugénie zweitausend davon schenken.«

Madame Danglars warf ihrem Gatten einen vernichtenden Blick zu.

»Oh! Mein Gott!« rief Debray aus.

»Was denn?« fragte die Baronin.

»Ich täusche mich nicht, es sind Ihre Pferde, Ihre eigenen Pferde, an den Wagen des Grafen gespannt.«

»Meine Apfelschimmel!« rief Madame Danglars aus.

Und sie eilte ans Fenster.

»Sie sind's wirklich!« sagte sie.

Danglars war verblüfft.

»Ist's möglich?« äußerte Monte Christo und spielte den Erstaunten.

»Es ist unglaublich!« murmelte der Bankier.

Die Baronin flüsterte Debray einige „Worte ins Ohr, der sich ebenfalls Monte Christo näherte.

»Die Baronin läßt Sie fragen, wie teuer ihr Gatte ihre Pferde an Sie verkauft hat.«

»Ich weiß es gar nicht genau«, erwiderte der Graf. »Es ist eine Überraschung, die mein Intendant mir bereitet und... und die mich dreißigtausend Francs gekostet hat, glaube ich.«

Debray überbrachte der Baronin die Antwort. Danglars war so blaß und so am Boden zerstört, daß der Graf Mitleid mit ihm zu haben schien.

»Sehen Sie«, sagte er zu ihm, »wie undankbar die Frauen sind. Diese Vorsicht von Ihrer Seite rührte die Baronin nicht einen Augenblick. Undankbar ist nicht das rechte Wort, verrückt sollte ich sagen. Aber was wollen Sie? Man liebt immer, was schadet. Daher ist es immer das Einfachste, glauben Sie mir, lieber Baron, sie nach ihrem Kopf handeln zu lassen. Wenn sie ihn sich zerschmettern, meiner Treu, so können sie sich wenigstens die Schuld nur selbst beimessen.«

Danglars antwortete nicht. Er sah in naher Zukunft eine unerquickliche Szene voraus. Schon runzelte die Frau Baronin die Stirn, was, wie bei dem olympischen Jupiter, einen Sturm weissagte. Debray, der merkte, daß sich etwas zusammenbraute, schob ein Geschäft vor und ging schnell. Monte Christo, der durch ein längeres Verweilen die Stellung nicht verderben wollte, die er zu gewinnen gedachte, schied mit einer Verbeugung vor Madame Danglars und lieferte den Baron

dem Zorn seiner Frau aus.

»Gut!« dachte Monte Christo im Hinausgehen. »Ich habe erreicht, was ich erreichen wollte. Da halte ich nun den häuslichen Frieden in meiner Hand und kann mit einem einzigen Schlag das Herz des Herrn und das Herz von Madame gewinnen, welches Glück! Aber«, fügte er bei, »bei all dem bin ich Mademoiselle Eugénie Danglars nicht vorgestellt worden, deren Bekanntschaft zu machen mir jedoch sehr angenehm gewesen wäre. – Ach ja«, fuhr er mit seinem typischen Lächeln fort, »wir sind ja jetzt in Paris und haben Zeit vor uns... Es wird später geschehen!...«

Mit dieser Erwägung stieg der Graf in den Wagen und kehrte heim.

Zwei Stunden später erhielt Madame Danglars einen charmanten Brief vom Grafen von Monte Christo, worin er erklärte, daß er, nicht gesonnen, sein erstes Auftreten in der vornehmen Pariser Welt mit der Betrübnis einer schönen Dame zu beginnen, sie bitte, ihre Pferde zurückzunehmen. Sie trugen dasselbe Geschirr, worin sie dieselben am Morgen sah, nur hatte er in die Mitte jeder der rosenförmigen Bandschleifen auf den Ohren der Pferde, einen Diamanten nähen lassen. Auch Danglars erhielt seinen Brief. Der Graf bat ihn um die Erlaubnis, der Baronin diese Grille eines Millionärs zustellen zu dürfen, und fügte die Bitte um Entschuldigung der orientalischen Manieren bei, mit denen die Zurücksendung der Pferde geschehen sei.

Am Abend fuhr Monte Christo, von Ali begleitet, nach Auteuil.

Am anderen Tag, gegen drei Uhr, trat Ali, durch einen Schlag auf die Glocke gerufen, in das Kabinett des Grafen.

»Ali«, sagte er zu ihm, »du hast mir gegenüber oft deine Geschicklichkeit im Lassowerfen gerühmt?«

Ali nickte und richtete sich stolz auf.

»Gut!... du könntest also mit dem Lasso einen Ochsen auf-

halten?«

Ali nickte.

»Einen Tiger?«

Ali nickte wieder.

»Einen Löwen?«

Ali machte die Gebärde eines Lasso werfenden Mannes, und ahmte ein ersticktes Brüllen nach.

»Gut, ich begreife«, sagte Monte Christo, »Du hast schon einen Löwen gejagt.«

Ali nickte stolz.

»Könntest du aber zwei durchgehende Pferde in vollem Lauf aufhalten?«

Ali lächelte.

»Na dann, höre«, erwiderte Monte Christo, »gleich wird ein von zwei durchgehenden Apfelschimmeln fortgerissener Wagen kommen, von denselben Pferden, die ich gestern hatte. Du mußt diesen Wagen vor meiner Tür aufhalten, müßtest du dich auch zerstampfen lassen.«

Ali ging auf die Straße und zog vor der Tür eine Linie über das Pflaster. Dann kehrte er zurück und wies dem Grafen die Linie, der ihm mit den Augen gefolgt war. Der Graf klopfte ihm sachte auf die Schulter. Dies war seine Art, Ali zu danken. Dann ging der Nubier hinab, um seine türkische Pfeife auf dem großen Stein zu rauchen, der die Ecke des Hauses und der Straße bildete, während Monte Christo zurücktrat, ohne sich weiter darum zu bekümmern.

Gegen fünf Uhr jedoch, also zu der Stunde, da der Graf den Wagen erwartete, hätte man fast unmerkliche Zeichen einer leichten Ungeduld an ihm erkennen können. Er spazierte in einem Zimmer auf und ab, das auf die Straße ging, immer wieder horchend und sich dem Fenster nähernd, durch welches er sah, wie Ali Rauchwolken mit einer Regelmäßigkeit von sich blies, die anzeigte, daß der Nubier sich ganz seinem

wichtigen Geschäft hingab.

Plötzlich hörte man ein fernes Rollen, das sich jedoch mit Blitzesschnelligkeit näherte. Dann erschien eine Kalesche, deren Kutscher vergebens die Pferde zurückzuhalten suchte, die wütend, mit gesträubten Haaren, in rasenden Sätzen springend herantobten. Eine junge Frau und ein Kind von sieben bis acht Jahren, die sich in der Kalesche umarmt hielten, hatten durch das Übermaß von Schrecken sogar die Kraft verloren, einen Schrei auszustoßen. Ein Stein unter dem Rad oder das Streifen eines Baumes hätten genügt, den krachenden Wagen völlig zu zerschmettern. Der Wagen flog mitten auf dem Pflaster dahin, und man hörte die Schreckensschreie derjenigen auf der Straße, die ihn kommen sahen.

Plötzlich legte Ali seine türkische Pfeife weg, zog das Lasso aus seiner Tasche, schleuderte es, umwickelte dreifach die Vorderbeine des Sattelrosses, ließ sich durch die Heftigkeit des Schwunges drei bis vier Schritte weit fortschleppen; aber nach diesen drei bis vier Schritten stürzte das gefesselte Pferd zusammen, fiel auf die Deichsel, die es zerbrach, und lähmte die Anstrengungen, die das stehengebliebene Pferd machte, seinen Lauf fortzusetzen. Der Kutscher benützt diese Atempause, um von seinem Bock herabzuspringen. Aber schon hatte Ali die Nüstern des zweiten Pferdes mit seinen ehernen Fingern gepackt und das vor Schmerz wiehernde Tier strampelnd neben seinen Gefährten hingestreckt. Zu all dem war nicht mehr Zeit nötig als für die Kugel, um ihr Ziel zu erreichen. Sie genügte jedoch dazu, daß aus dem Haus, dem gegenüber der Unfall sich ereignete, ein von einigen Dienern gefolgter Mann stürzte: In dem Moment, da der Kutscher den Schlag öffnet, hob er aus der Kalesche die Dame, die sich mit der einen Hand an das Polster klammerte, während sie mit der anderen ihr ohnmächtiges Kind an ihre Brust drückte. Monte Christo trug beide in den Salon, legte sie auf ein Kanapee und sagte: »Fürchten Sie nichts mehr, Madame, Sie sind gerettet.«

Die Frau kam zu sich und wies ihm statt aller Antwort ihren

Sohn mit einem beredteren Blick als alle Bitten. Das Kind war tatsächlich noch immer ohnmächtig.

»Ja, Madame, ich begreife«, sagte der Graf, das Kind genau untersuchend, »aber seien Sie ruhig, es ist ihm kein Unglück widerfahren. Nur der Schrecken versetzte ihn in diesen Zustand.«

»Oh! Monsieur«, rief die Mutter, »sagen Sie dies nicht, um mich zu beruhigen? Sehen Sie, wie blaß er ist! Mein Sohn! Mein Kind! Mein Edouard! Antworte doch deiner Mutter! Ah! Monsieur, lassen Sie einen Arzt holen. Mein Vermögen dem, der mir meinen Sohn wiedergibt!«

Monte Christo machte mit der einen Hand eine Gebärde, um die in Tränen schwimmende Mutter zu beschwichtigen, öffnete ein Kästchen, zog ein Fläschchen von böhmischem Glas, mit Gold eingelegt, heraus, das eine rote, blutähnliche Flüssigkeit enthielt, von der er einen einzigen Tropfen auf die Lippen des Kindes träufeln ließ. Das Kind, obgleich noch immer blaß, öffnete sofort wieder die Augen. Bei diesem Anblick ging die Freude der Mutter fast in Wahnsinn über.

»Wo bin ich?« rief sie aus. »Und wem verdanke ich soviel Glück nach einem so schrecklichen Unfall?«

»Sie sind bei einem Mann, Madame«, antwortete Monte Christo, »der sich sehr glücklich schätzt, daß er Ihnen einen Kummer ersparen konnte.«

»Oh! Verfluchte Neugier!« sagte die Dame. »Ganz Paris sprach von den prächtigen Pferden von Madame Danglars, und ich beging die Torheit, sie probieren zu wollen.«

»Wie?« rief der Graf mit einer bewundernswürdig gespielten Überraschung aus. »Diese Pferde sind jene der Baronin?«

»Ja, Monsieur. Kennen Sie die Baronin?«

»Madame Danglars...? Ich hatte schon die Ehre, und meine Freude ist doppelt, Sie aus der Gefahr gerettet zu sehen, in welche diese Pferde Sie brachten. Denn die Schuld an dieser

Gefahr hätten Sie mir zuschreiben müssen. Ich kaufte gestern dem Baron diese Pferde ab, aber die Baronin schien ihren Verlust dergestalt zu bedauern, daß ich sie ihr gestern mit der Bitte zurücksandte, sie von meiner Hand zu empfangen.«

»Dann sind Sie ja der Graf von Monte Christo, von dem Hermine gestern so viel mit mir sprach?«

»Ja, Madame«, antwortete der Graf.

»Ich, Monsieur, bin Madame Heloïse de Villefort.«

Der Graf verbeugte sich wie ein Mann, in dessen Gegenwart man einen völlig unbekannten Namen ausspricht.

»Oh! Wie dankbar wird Monsieur de Villefort sein!« fuhr Heloïse fort. »Denn im Grunde wird er Ihnen das Leben von uns beiden schulden, Sie haben ihm seine Frau und seinen Sohn wiedergegeben. Gewiß, ohne Ihren edelmütigen Diener wären das liebe Kind und ich des Todes gewesen.«

»Ach! Madame, ich zittere noch bei dieser Gefahr, die Ihnen drohte.«

»Oh! Ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, die Hingebung dieses Mannes auf eine würdige Weise zu belohnen.«

»Madame«, versetzte Monte Christo, »verderben Sie mir Ali nicht, weder durch Lobsprüche noch durch Belohnungen. Ich will nicht, daß er diese Gewohnheiten annehme. Ah ist mein Sklave. Indem er Ihnen das Leben rettet, dient er mir, und es ist seine Pflicht, mir zu dienen.«

»Aber er wagte sein Leben!« bemerkte Madame de Villefort, der dieser Gebieter-ton sonderbar imponierte.

»Ich rettete sein Leben, Madame«, entgegnete Monte Christo, »folglich gehört es mir.«

Madame de Villefort schwieg. Vielleicht dachte sie über diesen Mann nach, der bei dem ersten Treffen stets einen so tiefen Eindruck auf die Gemüter machte.

Während dieser Pause des Schweigens konnte nun der Graf in Ruhe den Knaben betrachten, den seine Mutter mit Küssen

überhäufte. Er war klein, schwächlich, von weißer Haut wie rothaarige Kinder, und doch bedeckte ein Wald von schwarzen, jeder Frisur widerstrebenden Haaren seine gewölbte Stirn und verdoppelte, indem er, sein Gesicht umrahmend, auf seine Schultern fiel, die Lebhaftigkeit seiner Augen voll heimtückischer Arglist und jugendlicher Bösartigkeit. Sein kaum wieder rot gewordener Mund hatte dünne Lippen und war sehr breit. Nach den Zügen dieses achtjährigen Kindes zu urteilen, hätte man es auf mindestens zwölf Jahre schätzen können. Seine erste Bewegung war, sich durch ein ungestümes Schütteln aus den Armen seiner Mutter zu befreien und das Kästchen zu öffnen, aus dem der Graf das Elixierfläschchen gezogen hatte. Dann fing er sogleich an, ohne jemanden um Erlaubnis zu bitten, und als ein Kind, das gewöhnt ist, zu tun und zu lassen, was ihm beliebt, die Fläschchen zu entkorken.

»Fassen Sie dies nicht an, mein Freund«, sagte der Graf rasch. »Einige von diesen Flüssigkeiten sind gefährlich, nicht nur zu trinken, sondern auch einzuatmen.«

Madame de Villefort erblaßte und hielt den Arm ihres Sohnes, den sie wieder zu sich zog. Aber unmittelbar nach Beschwichtigung ihrer Besorgnis warf sie auf das Kästchen einen kurzen, aber ausdrucksvollen Blick, den der Graf im Fluge auffaßte. In diesem Moment trat Ali ein.

Madame de Villefort machte eine Bewegung der Freude, zog den Knaben noch näher zu sich und sagte: »Edouard, siehst du diesen guten Diener? Er war sehr mutig, denn er hat sein Leben gewagt, um die Pferde aufzuhalten, die uns und den Wagen fortrissen, der zu zerschellen drohte. Danke ihm also, denn ohne ihn wären wir beide jetzt wahrscheinlich tot.«

Der Knabe verzog die Lippen und drehte verächtlich den Kopf um.

»Er ist mir zu häßlich«, erwiderte er.

Der Graf lächelte, wie wenn der Knabe soeben eine von seinen Hoffnungen erfüllt hätte. Madame de Villefort schimpfte

ihren Sohn mit einer Zurückhaltung aus, die nicht nach dem Geschmack von Jean-Jacques Rousseau gewesen wäre, wenn der kleine Edouard Emile geheißen hätte.

»Siehst du«, sagte der Graf auf arabisch zu Ali, »diese Dame bittet ihren Sohn, dir für das Leben zu danken, das du ihnen beiden gerettet hast, und der Knabe antwortete, daß du ihm zu häßlich seist.«

Ali wandte einen Augenblick seinen intelligenten Kopf und schaute den Knaben ohne scheinbaren Ausdruck an, aber ein einfaches Zucken seiner Nüstern bewies Monte Christo, daß der Araber empfindlich gekränkt worden war.

»Monsieur«, fragte Madame de Villefort aufstehend, um sich zu entfernen, »ist dieses Haus Ihre gewöhnliche Wohnung?«

»Nein, Madame«, antwortete der Graf, »es ist eine Art von Absteigequartier, das ich gekauft habe. Ich wohne in den Champs-Élysées, Nummer 30. Doch ich sehe, daß Sie sich vollständig erholten und daß Sie heimzukehren wünschen. Ich habe soeben befohlen, daß man Ihre Pferde an meinen Wagen spannte, und Ali, dieser so häßliche Bursche«, sagte er lächelnd zu dem Knaben, »wird die Ehre haben, Sie nach Hause zu fahren, während Ihr Kutscher hierbleibt, um die Kalesche reparieren zu lassen. Ist dieses kleine, unerläßliche Geschäft beendet, so wird sie eines von meinen Gespannen sogleich unmittelbar zu Madame Danglars zurückbringen.«

»Ich werde es aber nie wagen«, äußerte Madame de Villefort, »mit denselben Pferden fortzufahren.«

»Oh! Sie werden sehen, Madame«, versetzte Monte Christo, »unter Alis Hand werden sie sanft wie Lämmer werden.«

Wirklich hatte Ali sich den Pferden genähert, die man mit großer Mühe auf die Beine brachte. Er hielt einen kleinen, mit aromatischem Essig getränkten Schwamm in der Hand, womit er die Nüstern und Schläfen der mit Schweiß und Schaum bedeckten Pferde abrieb, und fast sogleich begannen sie ge-

räuschvoll zu schnauben und einige Sekunden lang am ganzen Leib zu schauern. Dann ließ Ali inmitten einer vielköpfigen Menge, welche die Trümmer des Wagens und das Gerücht von dem Ereignis zum Hause hingelockt hatten, die Pferde an das Coupé des Grafen spannen, faßte die Zügel, stieg auf den Bock und war gezwungen, zum großen Erstaunen der Anwesenden, welche diese Pferde zuvor noch wie von einem Wirbelwind fortgerissen sahen, kräftig die Peitsche zu gebrauchen, um sie zum Gehen zu bringen, und dennoch konnte er den berühmten, jetzt verdummten, versteinerten, wie toten Apfelschimmeln nur einen so unsicheren und so schleppenden Trab abpressen, daß Madame de Villefort beinahe zwei Stunden brauchte, um den Faubourg Saint-Honoré wieder zu erreichen, wo sie wohnte. Kaum zu Hause angekommen und nach Beschwichtigung der ersten Aufregung in der Familie schrieb sie folgenden Brief an Madame Danglars:

Liebe Hermine!

Soeben bin ich zusammen mit meinem Sohn auf eine wunderbare Weise von demselben Grafen von Monte Christo gerettet worden, von dem wir gestern abend so viel sprachen und den heute zu treffen ich weit entfernt war zu glauben. Gestern sprachen Sie von ihm mit mir mit einem Enthusiasmus, daß ich mich nicht enthalten konnte, mit der ganzen Kraft meines armen, geringen Witzes zu spotten, aber heute finde ich, daß dieser Enthusiasmus tief unter dem Mann steht, der ihn hervorrief. Wie von Tollheit befallen, gingen Ihre Pferde bei Renelagh durch, und wir, mein armer Edouard und ich, schienen schon dazu verurteilt, am nächsten Baum, am nächsten Eckstein des Dorfes, in Stücke zu zerschellen, als ein Araber, ein Neger, ein Nubier, kurz, ein Schwarzer, im Dienste des Grafen, auf ein Zeichen von diesem, glaube ich, den Flug der Pferde aufhielt, auf die Gefahr hin, selbst zertrampelt zu werden, und es ist wahrhaftig ein Wunder, daß ihm dies nicht widerfuhr. Dann eilte

der Graf herbei, trug uns, Edouard und mich, in sein Haus und brachte dort meinen Sohn wieder zum Leben. In seinem eigenen Wagen wurde ich in das Palais zurückgeführt. Der Ihrige wird Ihnen morgen zurückgesandt. Sie werden Ihre Pferde seit diesem Unfall sehr schwach geworden finden. Sie sind wie verdummt. Man könnte meinen, sie können es sich selbst nicht verzeihen, daß sie sich von einem Menschen bändigen ließen. Der Graf beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß zwei Tage Ruhe auf der Streu und Gerste als einziges Futter sie wieder in einen ebenso blühenden, was sagen will, in einen ebenso schrecklichen Zustand versetzen werden, in welchem sie sich gestern befanden.

Adieu! Ich danke Ihnen nicht für meine Spazierfahrt, und doch, wenn ich es überlege, ist es Undankbarkeit, Ihnen irgendeinen Groll wegen der Launen Ihres Gespannes nachzutragen, denn gerade einer von diesen Launen verdanke ich es, den Grafen von Monte Christo kennengelernt zu haben, und der berühmte Reisende scheint mir, abgesehen von den Millionen, über die er verfügt, ein so seltsamer und so interessanter Gegenstand des Nachdenkens, daß ich ihn um jeden Preis zu studieren gedenke, müßte ich auch mit Ihren eigenen Pferden wieder eine Spazierfahrt im Bois de Boulogne dazu unternehmen.

Edouard ertrug den Unfall mit einem wunderbaren Mut. Er wurde ohnmächtig, stieß aber zuvor keinen Schrei aus und vergoß später keine Träne. Sie werden mir später wieder sagen, daß meine mütterliche Liebe mich verblendet. Aber es lebt eine eiserne Seele in diesem armen kleinen, so schwachen und so zarten Leibe.

Unsere liebe Valentine grüßt herzlich Ihre liebe Eugénie. Ich umarme Sie herzlich.

Heloïse de Villefort

P. S. Sorgen Sie doch auf irgendeine Weise dafür, daß ich

bei Ihnen mit diesem Grafen von Monte Christo zusammenkomme. Ich muß ihn einfach wiedersehen. Übrigens habe ich soeben bei Monsieur de Villefort erwirkt, daß er ihm einen Besuch abstattet. Ich hoffe, daß er ihm denselben erwidern werde.

Am Abend bildete das Ereignis von Auteuil den Stoff aller Gespräche: Albert erzählte es seiner Mutter, Château-Renaud im Jockey-Club, Debray im Salon des Ministers, Beauchamp erwies dem Grafen in seinem Blatt die Galanterie einer besonderen Tat in zwanzig Zeilen, die den edlen Fremden bei allen Damen der Aristokratie zum Helden erhob.

Viele Leute ließen sich bei Madame de Villefort anmelden, um das Recht zu erlangen, ihren Besuch zu gelegener Zeit zu erneuern, und dann aus ihrem Munde alle Einzelheiten dieses malerischen Abenteuers zu vernehmen.

Monsieur de Villefort zog, wie Heloïse es voraussagte, einen schwarzen Frack an, nahm weiße Handschuhe, seinen schönsten Pelz und stieg in seinen Wagen, der am selben Abend vor der Tür des Hauses Nummer 30 in den Champs-Élysées hielt.

48. KAPITEL

Begriffslehre

Hätte der Graf von Monte Christo schon längere Zeit in der vornehmen Pariser Welt gelebt, so hätte er den Besuch von Monsieur de Villefort seinem ganzen Wert nach gewürdigt. Bei Hof in Gnaden, mochte der herrschende König dem älteren oder dem jüngeren Zweig der Bourbonen angehören, mochte der regierende Minister doktrinär, liberal oder konservativ sein, von allen für geschickt gehalten, wie man im all-

gemeinen jene Leute für geschickt hält, die niemals politische Niederlagen erlitten, von vielen gehaßt, aber von einigen lebhaft in Schutz genommen, ohne jedoch von jemandem geliebt zu sein, nahm Monsieur de Villefort eine hohe Stellung in der Justiz ein und behauptete sich auf dieser Höhe wie ein Harlay oder eine Molé. Sein Salon, durch eine junge Frau und eine kaum achtzehnjährige Tochter aus seiner ersten Ehe erst kürzlich wieder zum Leben erweckt, war deshalb nicht weniger einer von jenen strengen Salons in Paris, in denen man Tradition und höchste Etikette sehr kultivierte. Die kalte Höflichkeit, die unbedingte Hingebung an die Regierungsgrundsätze, eine entschiedene Verachtung der Theorien und Theoretiker, der tiefe Haß der Ideologen, dies waren die zur Schau gestellten Elemente des häuslichen und öffentlichen Lebens von Monsieur de Villefort.

Monsieur de Villefort war nicht bloß ein Vertreter der Obrigkeit, er war beinahe ein Diplomat. Seine Beziehungen zum alten Hof, von dem er immer mit Würde und Ehrerbietung sprach, verschafften ihm die Achtung des neuen, und er wußte so viele Dinge, daß man ihn nicht nur immer schonte, sondern auch bisweilen zu Rate zog. Vielleicht wäre dies nicht der Fall gewesen, wenn man sich Monsieur de Villeforts hätte entledigen können. Aber er bewohnte, gleich den gegen ihren Oberlehnsherrn rebellischen Feudalherrn, eine uneinnehmbare Festung. Diese Festung war sein Amt als Staatsanwalt, dessen sämtliche Vorteile er auf eine wundersame Weise ausbeutete und die er nur verlassen hätte, um Abgeordneter zu werden und so die Neutralität durch Opposition zu ersetzen.

In der Regel machte oder erwiderte Monsieur de Villefort sehr selten Besuche. Seine Frau erledigte das an seiner Stelle, und man ließ sich dies in der vornehmen Welt gefallen, in der man das den wichtigen und zahlreichen Geschäften des Beamten zuschrieb, was im Grunde nur eine Berechnung des Stolzes war, nur ein Ausdruck von Aristokratie, kurz, die Anwendung des Grundsatzes ›Tu so, als ob du dich achtest,

und man wird dich achten«. Dies ist ein in unserem Umgang hundertmal nützlicherer Grundsatz als jener der Griechen ›Erkenne dich selbst«, der in unserer Zeit durch die weniger schwierige und vorteilhaftere Kunst ersetzt wurde, die anderen zu erkennen.

Für seine Freunde war Monsieur de Villefort ein mächtiger Gönner, ein heimlicher, aber erbitterter Gegner seiner Feinde. Für die Neutralen war er ein Standbild des Mensch gewordenen Gesetzes: Hochmütiges Auftreten, ein unempfindsamer Gesichtsausdruck, ein matter und glanzloser oder unverschämt durchbohrender und forschender Blick, so war der Mann, dessen Sockel vier geschickt aufeinandergeschichtete Revolutionen anfangs erbaut und dann befestigt hatten.

Monsieur de Villefort stand in dem Ruf, der am wenigsten neugierige und am wenigsten banale Mann Frankreichs zu sein. Er gab jährlich einen Ball und erschien dort nur eine Viertelstunde lang, also fünfundvierzig Minuten weniger als der König auf den seinigen. Niemals sah man ihn in Theatern, in Konzerten oder bei irgendeiner öffentlichen Gesellschaft. Bisweilen, aber selten, spielte er eine Partie Whist, und man trug dann Sorge, seiner würdige Spieler zu wählen: einen Gesandten, einen Erzbischof, einen Fürsten, einen ersten Präsidenten oder eine Herzoginwitwe. So war der Mann, dessen Wagen soeben vor der Tür des Grafen von Monte Christo hielt.

Der Kammerdiener meldete Monsieur de Villefort in dem Moment, da der Graf über einen großen Tisch gebeugt auf einer Karte eine Marschroute von St. Petersburg nach China suchte. Der königliche Staatsanwalt trat mit demselben ernsten und abgemessenen Schritt ein, mit welchem er in das Tribunal trat. Es war derselbe Mann oder vielmehr die Fortsetzung desselben Mannes, den wir ehemals als stellvertretenden Staatsanwalt in Marseille sahen. Die Natur, in ihren Grundsätzen konsequent, hatte in bezug auf ihn nichts an dem Gang geändert, den sie einhalten sollte. Sonst dünn, war er nun ma-

ger, sonst blaß, nun gelb geworden. Seine tiefliegenden Augen waren eingesunken, und seine in den Augenhöhlen ruhende Brille mit den goldenen Bügeln schien jetzt einen Teil seines Gesichtes zu bilden. Mit Ausnahme seiner weißen Krawatte war der Rest seiner Kleidung völlig schwarz, und diese düstere Farbe war nur durch das schmale Streifchen eines roten Bandes unterbrochen, das unauffällig durch sein Knopfloch glitt und eine mit dem Pinsel gezogene Blutlinie zu sein schien.

Wie sehr sich auch Monte Christo zu beherrschen wußte, betrachtete er doch, die Begrüßung des Eintretenden erwidern, mit sichtbarer Neugier den Justizbeamten, der, aus Gewohnheit mißtrauisch und vor allem sozialen Wundern wenig Glauben schenkend, geneigter war, in dem vornehmen Fremden, wie man Monte Christo bereits nannte, einen Industrieritter zu sehen, der kam, um eine neue Bühne zu erobern oder einen Missetäter, der versucht, den gesellschaftlichen Bann gegen sich aufzuheben, als einen Fürsten des Kirchenstaats oder einen Sultan aus *Tausendundeine Nacht*.

»Monsieur«, sagte Villefort mit jenem kreischenden, von den Justizbeamten in ihren Redezeiten forcierten Ton, den sie in der Konversation nicht ablegen können oder wollen, »Monsieur, der ruhmvolle Dienst, den Sie gestern meiner Frau und meinem Sohn erwiesen, macht es mir zur Pflicht, Ihnen zu danken. Ich komme also, diese Pflicht zu erfüllen und Ihnen meine tiefe Dankbarkeit auszudrücken.«

Und indem der Justizbeamte diese Worte sprach, hatte sein strenger Blick nichts von seiner gewöhnlichen Arroganz verloren. Diese Worte hatte er mit seiner Staatsanwaltsstimme artikuliert, mit jener unbiegsamen Steifheit des Halses und der Schultern, welche, wie wir wiederholen, seine Schmeichler zu sagen veranlaßte, daß er die lebendige Statue des Gesetzes sei.

»Monsieur«, erwiderte der Graf mit einer eisigen Kälte, »ich schätze mich sehr glücklich, daß ich einer Mutter ihren Sohn erhalten konnte, denn man sagt, daß die Mutterliebe das

mächtigste Gefühl sei, wie sie das heiligste von allen ist, und dieses mir widerfahrene Glück überhob Sie der Mühe, Monsieur, eine Pflicht zu erfüllen, deren Vollzug mich allerdings ehrt, denn ich weiß, daß Monsieur de Villefort die Gunst, welche er mir erweist, nicht verschwendet, die aber, wie wertvoll sie auch sein mag, für mich dennoch nicht den Wert des inneren Bewußtseins besitzt.«

Villefort, über diesen Ausfall erstaunt, den er nicht erwartete, zuckte zusammen wie ein Soldat, der den Stich fühlt, den man ihm beibringt, ungeachtet der Rüstung, mit welcher er bedeckt ist, und eine Falte um seine verächtlich verzogenen Lippen zeigte an, daß er von vornherein den Grafen von Monte Christo für keinen sehr zivilisierten Edelmann halte. Er schaute umher, um irgendwie die zu Boden gefallene Konversation wieder aufzuheben, die bei ihrem Fall zerbrochen zu sein schien. Er sah die Karte, welche Monte Christo gerade zu Rate gezogen hatte, als er eingetreten war, und versetzte: »Sie beschäftigen sich mit Geographie, Monsieur? Das ist ein umfassendes Studium, gerade für Sie, der Sie, wie man versichert, ebenso viele Länder gesehen haben, als deren das Werkzeug des Graveurs in diesem Adas nachweist.«

»Ja, Monsieur«, antwortete der Graf, »ich wollte in bezug auf das Gros der Menschen das anstellen, was Sie täglich in bezug auf die Ausnahmen üben, nämlich ein Charakterstudium. Ich dachte, es würde mir dann leichter sein, vom Ganzen auf den Teil herabzusteigen, als mich vom Teil hinauf zum Ganzen zu erheben. Es ist ein algebraisches Axiom, daß man vom Bekannten zum Unbekannten übergehe und nicht vom Unbekannten zum Bekannten... Aber setzen Sie sich doch, Monsieur, ich bitte Sie.«

Und Monte Christo wies dem Staatsanwalt mit der Hand einen Lehnstuhl, den dieser selbst herbeizurücken genötigt war, während jener sich nur auf denjenigen niederzulassen brauchte, auf dem er bei dem Eintritt des Staatsanwalts kniete. Auf diese Weise befand sich der Graf halb gegen seinen Besucher

gewendet, mit dem Rücken zum Fenster und den Ellbogen auf die geographische Karte gestützt, die für den Augenblick den Stoff des Gesprächs bildete, eines Gesprächs, das, wie es bei Morcerf und Danglars geschehen war, eine völlig analoge Wendung nahm, wenn nicht in bezug auf die Lage, wenigstens in bezug auf die Personen.

»Ah! Sie philosophieren«, äußerte Villefort nach einer Pause des Schweigens, während der er, wie ein Athlet, der auf einen harten Gegner stößt, Kräfte gesammelt hatte. »Nun, Monsieur, auf mein Ehrenwort, wenn ich wie Sie nichts zu tun hätte, so würde ich mir eine minder traurige Beschäftigung suchen.«

»Es ist wahr, Monsieur«, entgegnete Monte Christo, »und der Mensch ist eine häßliche Raupe für denjenigen, der ihn mit Hilfe des Sonnenmikroskops studiert. Doch Sie sagten soeben, daß ich nichts zu tun habe. Nun, glauben Sie etwa, daß Sie etwas zu tun haben, Monsieur? Oder, um deutlicher zu sprechen, glauben Sie, daß das, was Sie tun, der Mühe lohnt, sich etwas zu nennen?«

Das Erstaunen de Villeforts verdoppelte sich bei diesem zweiten, von seinem sonderbaren Gegner so rücksichtslos geführten Stoß. Es war schon lange Zeit, daß der Justizbeamte eine vergleichbare Behauptung von dieser Heftigkeit vernommen hatte, oder es war vielmehr, um genauer zu sprechen, das erste Mal, daß er sie überhaupt vernahm.

Der Staatsanwalt raffte sich zu einer Antwort auf.

»Monsieur«, sagte er, »Sie sind fremd, und ein Teil Ihres Lebens ist, wie Sie selbst sagten, glaube ich, in den orientalischen Ländern verstrichen. Sie wissen also nicht, wie sehr bei uns die menschliche Gerechtigkeit an einen vorsichtigen und bemessenen Gang gebunden ist, während sie in jenen barbarischen Ländern schnell fertig ist?«

»Allerdings, Monsieur, allerdings, das ist das antike *pede claudo* einer lahmen Justiz. Ich weiß all das, denn ich habe

mich intensiv mit der Justiz aller Länder beschäftigt, und das Kriminalverfahren aller Länder mit der natürlichen Justiz verglichen, und ich muß Ihnen sagen, daß ich das Gesetz der Urvölker, nämlich das Wiedervergeltungsrecht, am meisten nach dem Herzen Gottes gefunden habe.«

»Wenn dieses Recht Allgemeingut wäre, Monsieur«, sagte der Staatsanwalt, »so würde es unsere Gesetzbücher sehr vereinfachen, und die Justizbeamten hätten dann, wie sie soeben sagten, nicht mehr viel zu tun.«

»Das wird vielleicht kommen«, versetzte Monte Christo. »Sie wissen, daß die menschlichen Erfindungen vom Komplizierten zum Einfachen übergehen, und daß das Einfache immer die Vollkommenheit ist.«

»Es bestehen jedoch, Monsieur«, erwiderte der Justizbeamte, »unsere Gesetzbücher mit ihren widersprüchlichen Artikeln aus gallischen Traditionen, aus römischen Gesetzen, aus französischen Gebräuchen. Nun erwirbt man aber die Kenntnis aller dieser Gesetze, was Sie zugeben werden, nicht ohne viele Mühen, und man bedarf eines langen Studiums, um dieses Wissen zu erlangen, und einer großen geistigen Kraft, um dieses einmal erworbene Wissen nicht zu vergessen.«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung, Monsieur, aber alles, was Sie in bezug auf das französische Gesetzbuch wissen, weiß ich nicht bloß in bezug auf dieses Gesetzbuch, sondern in bezug auf die Gesetzbücher aller Nationen. Mit den englischen, türkischen, japanischen und den Hindugesetzen bin ich ebenso vertraut wie mit den französischen Gesetzen. Und mit Recht sagte ich also, daß relativ gesehen – Sie wissen, Monsieur, daß alles beziehungsweise ist –, im Verhältnis also zu all dem, was ich getan habe, Sie wenig zu tun haben und daß Sie im Verhältnis zu dem, was ich lernte, noch viele Dinge zu lernen haben.«

»Aber zu welchem Zweck haben Sie all das gelernt?« fragte Villefort erstaunt.

Monte Christo lächelte.

»Gut, Monsieur«, antwortete er, »ich sehe, daß Sie ungeachtet des Rufes eines überlegenen Mannes, in dem Sie stehen, alle Dinge von dem materiellen und gemeinen Standpunkt der Normen der Gesellschaft aus betrachten, bei dem Menschen beginnend und bei dem Menschen endend, das heißt, von dem beschränktesten und engsten Blickfeld aus, das zu wählen der menschlichen Intelligenz vergönnt wurde.«

»Erklären Sie sich, Monsieur«, sagte Villefort immer erstaunter. »Ich begreife Sie nicht sehr gut.«

»Ich sage, Monsieur, daß Sie, die Augen auf die soziale Organisation der Nationen heftend, nur die Springfedern der Maschine sehen und nicht den erhabenen Arbeiter, der sie funktionieren läßt. Ich sage, daß Sie vor und um sich nur Inhaber von Ämtern erkennen, deren Dekrete von Ministern oder von einem König unterzeichnet wurden, und daß die von Gott über die Ämterinhaber, Minister und Könige gestellten Männer, indem er ihnen den Vollzug einer Mission statt der Ausfüllung eines Amtes übertrug, Ihrer Kurzsichtigkeit entgehen. Dies gehört zur Schwäche des Menschen aufgrund seiner kraftlosen und unvollständigen Organe. Tobias hielt den Engel, der ihm das Augenlicht wiedergeben sollte, für einen gewöhnlichen jungen Menschen. Die Nationen hielten Attila, der sie vernichten sollte, für einen Eroberer wie alle Eroberer, und beide mußten ihre himmlischen Missionen offenbaren, um anerkannt zu werden. Der eine mußte sagen ›Ich bin der Engel des Herrn‹, und der andere ›Ich bin der Hammer Gottes‹, damit das göttliche Wesen beider öffentlich wurde.«

»Sie halten sich also«, sagte Villefort immer erstaunter und im Glauben, mit einem Erleuchteten oder einem Narren zu sprechen, »für eines von jenen außerordentlichen Wesen, die Sie soeben erwähnten?«

»Warum nicht?« fragte Monte Christo kalt zurück.

»Verzeihen Sie, Monsieur«, antwortete Villefort verblüfft,

»doch Sie werden mich entschuldigen, wenn ich, da ich zu Ihnen kam, nicht wußte, daß ich einen Mann besuchte, dessen Kenntnisse und Geist die gewöhnlichen Kenntnisse und den gewöhnlichen Geist der Menschen so weit überragen. Es ist bei uns Unglücklichen, durch die Zivilisation Verderbten, nicht Sitte, daß die Edelleute, wie Sie Besitzer eines unermesslichen Vermögens, wenigstens wie man versichert – bemerken Sie, daß ich nicht frage, sondern bloß wiederhole, was ich gehört habe –, es ist bei uns nicht Sitte, sagte ich, daß die durch Reichtümer Bevorzugten ihre Zeit mit sozialen Gedankenspielerien verlieren, mit philosophischen Träumen, die höchstens dafür geschaffen sind, diejenigen zu trösten, denen das Schicksal die Güter der Erde versagt hat.«

»Ei, Monsieur«, entgegnete der Graf, »sind Sie denn zu der hohen Stellung gelangt, die Sie nun einnehmen, ohne Ausnahmen zugelassen oder sogar getroffen zu haben, und üben Sie nie Ihren Blick, der doch der Feinheit und Sicherheit so sehr bedürfte, um im ersten Moment zu erraten, auf welchen Mann Ihr Blick gefallen ist? Sollte nicht ein Justizbeamter nicht bloß der beste Ausleger des Gesetzes, nicht bloß der schlaueste Erspäher der finsternen Schliche der Rechtsverdrehung, sondern auch eine stählerne Sonde sein, um die Herzen zu untersuchen, ein Probestein, um das Gold zu prüfen, aus dem jede Seele mit mehr oder weniger Legierung gemacht ist?«

»Monsieur«, antwortete Villefort, »Sie verwirren mich, auf mein Wort, und ich hörte niemals jemanden so sprechen wie Sie.«

»Dies kommt daher, weil Sie beständig in den Kreis von allgemeinen Zuständen eingeschlossen waren und niemals wagten, mit einem Flügelschlag sich in die höheren Sphären zu erheben, die Gott mit unsichtbaren oder exzeptionellen Wesen bevölkert hat.«

»Und Sie geben zu, Monsieur, daß diese Sphären existieren, daß diese exzeptionellen und unsichtbaren Wesen mit uns

verkehren?«

»Warum nicht? Sehen Sie die Luft, die Sie atmen und ohne die Sie nicht leben könnten?«

»Wir sehen also jene Wesen nicht, von denen Sie sprechen?«

»Natürlich sehen Sie sie, wenn Gott zuläßt, daß sie Gestalt annehmen. Sie berühren sie, Sie streifen sie, Sie sprechen mit ihnen und jene antworten Ihnen.«

»Ah!« erwiderte Villefort lächelnd. »Ich gestehe, daß ich gerne wissen würde, wenn eines von jenen Wesen mit mir in Berührung kommt.«

»Sie sind nach Ihrem Wunsch bedient worden, Monsieur, denn Sie wurden soeben erst in Kenntnis gesetzt, und nun setze ich Sie wieder in Kenntnis.«

»Also Sie selbst...«

»Ich bin eines von jenen exzeptionellen Wesen, ja, Monsieur, und ich glaube, daß sich bis jetzt kein Mensch in einer Lage gleich der meinigen befand. Die Reiche der Könige sind beschränkt, entweder durch Berge oder Flüsse, durch eine Änderung der Sitten oder durch einen Wechsel der Sprache. Mein Königreich ist so groß wie die Welt, denn ich bin weder Italiener noch Franzose, weder Hindu noch Amerikaner, noch Spanier: Ich bin Weltbürger. Kein Land kann sagen, daß es mich geboren werden sah. Nur Gott weiß, welches Land mich sterben sehen wird. Ich nehme alle Sitten an, ich rede alle Sprachen. Sie halten mich für einen Franzosen, nicht wahr, denn ich spreche das Französische mit derselben Leichtigkeit und mit derselben Reinheit wie Sie? Nun, Ali, mein Nubier, hält mich für einen Araber. Bertuccio, mein Intendant, hält mich für einen Römer. Haydée, meine Sklavin, hält mich für einen Griechen. Sie begreifen also, daß ich, da ich keinem Lande angehöre, bei keiner Regierung Schutz suche, keinen Menschen als meinen Bruder anerkenne, keines von den Bedenken, welche die Mächtigen aufhalten, oder von den Hin-

dernissen, welche die Schwachen lähmen, mich lähmt oder aufhält. Ich habe zwei Gegner, ich sage nicht zwei Überwinder, denn mit Beharrlichkeit unterwerfe ich sie: Raum und Zeit. Der dritte, und der allein schreckliche, ist mein Zustand als sterblicher Mensch. Nur er kann mich auf dem Weg aufhalten, den ich wandle, und bevor ich das Ziel erreiche, nach dem ich strebe: Alles Übrige habe ich berechnet. Alles, was die Menschen die Wechselfälle des Geschicks nennen, Ruin, Veränderung, Möglichkeiten – sie alle habe ich vorhergesehen, und wenn auch einige mich erreichen können, vermag keiner mich zu besiegen. Insofern ich nicht sterbe, werde ich immer das sein, was ich bin. Daher sage ich Ihnen Dinge, die Sie nie gehört haben, selbst nicht aus dem Mund der Könige, denn die Könige bedürfen Ihrer, und die übrigen Menschen fürchten sich vor Ihnen. Wer sagt nicht bei sich in einer so lächerlich organisierten Staatsgesellschaft: »Vielleicht werde ich eines Tages mit dem Staatsanwalt des Königs zu tun haben!««

»Aber können Sie selbst dies sagen, Monsieur? Denn von dem Moment an, da Sie sich in Frankreich aufhalten, sind Sie natürlicherweise den französischen Gesetzen unterworfen.«

»Ich weiß, Monsieur«, antwortete Monte Christo, »aber wenn ich in ein Land reisen will, beginne ich, durch Mittel, über die nur ich verfüge, alle Menschen zu studieren, von denen ich etwas zu hoffen oder zu fürchten haben kann, und es gelingt mir, sie ebensogut und vielleicht besser zu kennen, als sie sich selbst kennen. Das hat zur Folge, daß der Staatsanwalt, wer immer er auch sein möchte, mit dem ich zu tun bekäme, ganz gewiß in eine größere Verlegenheit geriete als ich.«

»Was sagen will«, versetzte Villefort zögernd, »daß, da die menschliche Natur schwach ist, jeder Mensch Ihrer Meinung nach... Fehler begangen hat.«

»Fehler... oder Verbrechen«, antwortete Monte Christo nachlässig.

»Und daß Sie allein unter den Menschen, die Sie nicht als Ihre Brüder anerkennen, wie Sie selbst sagten«, fragte Villefort mit leicht veränderter Stimme, »vollkommen sind?«

»Nicht vollkommen«, entgegnete der Graf, »unerforschlich, weiter nichts. Doch brechen wir damit ab, Monsieur, wenn die Konversation Ihnen mißfällt. Ich bin ebensowenig von Ihrer Justiz bedroht als Sie von meinem Doppelblick.«

»Nein, nein, Monsieur«, sagte Villefort rasch, der ohne Zweifel fürchtete, daß er den Eindruck erwecke, das Feld zu räumen, »nein! Durch Ihre glänzende und fast erhabene Konversation haben Sie mich über die gewöhnlichen Höhen erhoben. Wir plaudern nicht mehr, wir führen einen wissenschaftlichen Disput. Nun aber wissen Sie, wie sehr die Theologen auf dem Katheder der Sorbonne oder die Philosophen in ihren Streitreden sich bisweilen gegenseitig schmerzliche Wahrheiten sagen. Gesetzt den Fall, daß wir soziale Theologie oder theologische Philosophie betreiben, so sage ich Ihnen dies, wie hart es auch klingt: »Mein Bruder, Sie huldigen dem Hochmut. Sie stehen über den anderen, aber über Ihnen steht Gott.««

»Über allen, Monsieur«, erwiderte Monte Christo so nachdrücklich, daß Villefort unwillkürlich schauderte. »Ich behalte meinen Hochmut gegen die Menschen, die Schlangen sind, immer bereit, sich gegen jenen aufzurichten, der an ihrem Kopf vorübergeht, ohne sie mit dem Fuß zu zertreten. Aber ich lege diesen Hochmut vor Gott ab, der mich aus dem Nichts zog, um zu dem mich zu machen, was ich bin.«

»Dann, Herr Graf, bewundere ich Sie«, versetzte Villefort, der in diesem sonderbaren Gespräch soeben zum erstenmal diese aristokratische Formel dem Fremden gegenüber gebrauchte, den er bisher nur »Monsieur« nannte. »Ja, ich sage es Ihnen, wenn Sie wirklich stark, wirklich überlegen, wirklich fehlerfrei oder unerforschlich sind, was, Sie haben recht, beinahe dasselbe ist. Dann seien Sie stolz, Monsieur, es ist das Recht der Herrschenden. Aber Sie haben denn doch irgendei-

nen Ehrgeiz.«

»Ich hatte einen Ehrgeiz, Monsieur.«

»Welchen?«

»Auch ich wurde, wie dies jedem Menschen einmal in seinem Leben begegnet, von Satan auf den höchsten Berg der Erde getragen; dort angekommen, zeigte er mir die ganze Welt und sagte zu mir, wie er einst zu Christus gesagt hatte: ›Nun, Menschenkind, was willst du, um mich anzubeten?‹ Dann dachte ich lange nach, denn wirklich verzehrte seit langer Zeit ein schrecklicher Ehrgeiz mein Herz. Hierauf antwortete ich ihm: ›Höre, ich habe immer von der Vorsehung gehört, und sie doch nicht gesehen, noch etwas, was ihr gleicht, was mich zu glauben veranlaßt, daß sie nicht existiert. Ich will die Vorsehung sein, denn ich weiß nichts Schöneres, nichts Größeres, nichts Erhabeneres auf der Welt als zu belohnen und zu strafen.‹ Aber Satan senkte den Kopf und stieß einen Seufzer aus. ›Du täuschst dich‹, sagte er, ›die Vorsehung existiert. Nur siehst du sie nicht, weil sie, die Tochter Gottes, unsichtbar ist wie ihr Vater. Du sahst nichts, was ihr gleicht, weil sie nach verborgenen Mechanismen verfährt und auf dunklen Wegen wandelt. Alles, was ich für dich tun kann, ist, dich zu einem von den Agenten dieser Vorsehung zu machen.‹ Der Handel wurde geschlossen. – Ich werde vielleicht meine Seele dabei verlieren, aber das macht nichts«, fügte Monte Christo hinzu, »und sollte der Handel von neuem geschlossen werden, ich würde ihn wieder schließen.«

Villefort schaute Monte Christo mit dem höchsten Erstaunen an.

»Herr Graf«, fragte er, »haben Sie Verwandte?«

»Nein, Monsieur, ich stehe allein da auf der Welt.«

»Um so schlimmer!«

»Wieso?« fragte Monte Christo.

»Weil Sie ein Schauspiel hätten sehen können, geeignet, Ih-

ren Hochmut zu brechen. Sie fürchten nur den Tod, sagten Sie?»

»Ich sagte nicht, daß ich ihn fürchte, ich sagte, daß nur er mich aufhalten kann.«

»Und das Alter?»

»Meine Mission wird vollzogen sein, bevor ich alt werde.«

»Und die Verrücktheit?»

»Ich wäre beinahe verrückt geworden, und Sie kennen den Lehrsatz *Non bis in idem*. Es ist ein strafrechtlicher Lehrsatz, der folglich zu ihrem Geschäftsbereich gehört.«

»Monsieur«, versetzte Villefort, »es ist noch etwas anderes zu fürchten als der Tod, das Alter oder die Verrücktheit, zum Beispiel ein Gehirnschlag, dieser Blitzstrahl, der Sie trifft, ohne Sie zu vernichten, und nach welchem doch alles aus ist. Sie sind noch immer Sie, und dennoch sind Sie es nicht mehr, Sie, der Sie sich wie Ariel dem Engel näherten, sind nur mehr eine träge Masse, die wie Kaliban an das Tier grenzt. Das heißt, wie ich Ihnen sagte, in der menschlichen Sprache ganz einfach Gehirnschlag. Besuchen Sie mich doch einmal, Herr Graf, zur Fortsetzung dieses Gespräches, wenn Sie Lust haben, einen Gegner zu finden, der fähig ist, Sie zu verstehen und begierig, Sie zu widerlegen, und ich werde Ihnen meinen Vater zeigen, Monsieur Noirtier de Villefort, einen der wütendsten Jakobiner der Französischen Revolution, und das bedeutet, die glänzendste Kühnheit im Dienst der kräftigsten Organisation, einen Mann, der zwar vielleicht nicht alle Königreiche auf Erden sah wie Sie, aber eines der mächtigsten umstürzen half, einen Mann schließlich, der wie Sie, einer von den Gesandten, nicht von Gott, sondern von dem höchsten Wesen, nicht von der Vorsehung, sondern vom Verhängnis zu sein behauptete. Nun, Monsieur, das Zerplatzen eines Blutgefäßes in einem Hirnlappen hat all das zerstört, nicht in einem Tag, nicht in einer Stunde, sondern in einer Sekunde. Monsieur Noirtier, am Tage vorher der ehemalige Jakobiner,

der ehemalige Senator, der ehemalige Carbonaro, über die Guillotine lachend, über die Kanone lachend, über den Dolch lachend, mit Revolutionen spielend, Monsieur Noirtier, für den Frankreich nur ein großes Schachbrett war, von dem Bauern, Türme, Springer und Königin verschwinden sollten, wenn nur der König matt gesetzt würde, der so gefürchtete und so furchtbare Noirtier, war am anderen Tag der arme Monsieur Noirtier, ein bewegungsloser Greis, dem Willen des schwächsten Wesens im Hause preisgegeben, nämlich seiner Enkelin Valentine, kurz ein stummer und eisiger Leichnam, der ohne Freude und, wie ich hoffe, ohne Leiden nur lebt, um dem Körper Zeit zu vergönnen, ohne Erschütterung zu seiner völligen Auflösung zu gelangen.«

»Ach! Monsieur«, sagte Monte Christo, »dieser Anblick ist weder meinen Augen noch meinem Gedanken fremd. Ich bin ein wenig Arzt und habe wie meine Kollegen mehr als einmal die Seele in der lebendigen oder in der toten Materie gesucht, und sie ist, wie die Vorsehung, meinen Augen unsichtbar, dennoch meinem Herzen gegenwärtig geblieben. Hundert Schriftsteller, seit Sokrates, seit Seneca, seit dem heiligen Augustinus, seit Gall, haben in Prosa oder in Versen die Zusammenstellung gemacht, die Sie soeben vornahmen. Ich begreife jedoch, daß die Leiden eines Vaters große Veränderungen im Gemüt seines Sohnes bewirken können. Ihrer gütigen Einladung entsprechend, Monsieur, werde ich kommen, um zum Nutzen meiner Demut dieses schreckliche Schauspiel zu betrachten, das Ihr Haus sehr betrüben mag.«

»Dies wäre ohne Zweifel der Fall, wenn mir Gott nicht eine reiche Vergütung gegeben hätte. Dem Greis gegenüber, der sich zum Grab schleppt, sind zwei Kinder, die in das Leben treten: Valentine, eine Tochter aus meiner ersten Ehe mit Mademoiselle Renée de Saint-Méran, und Edouard, jener Sohn, dem Sie das Leben retteten.«

»Und was schließen Sie aus dieser Vergütung, Monsieur?« fragte Monte Christo.

»Ich schlieÙe daraus, Monsieur«, antwortete Villefort, »daß mein Vater, durch die Leidenschaften irregeleitet, einige von jenen Fehlern begangen hat, die der menschlichen Gerechtigkeit entgehen, aber der Gerechtigkeit Gottes anheimfallen... und daß Gott, der nur eine Person bestrafen wollte, nur ihn allein bestraft hat.«

Monte Christo stieß, ein Lächeln auf den Lippen, in der Tiefe des Herzens ein Gebrüll aus, vor dem Villefort geflohen wäre, wenn er es hätte hören können.

»Adieu, Monsieur«, fuhr der Justizbeamte fort, der schon seit einiger Zeit aufgestanden war und im Stehen sprach. »Ich verlasse Sie mit einer achtungsvollen Erinnerung an Sie, welche, wie ich hoffe, Ihnen angenehm sein wird, wenn Sie mich besser kennen. Denn ich bin kein banaler Mann, durchaus nicht. Übrigens haben Sie Madame de Villefort zu Ihrer ewigen Freundin gemacht.«

Der Graf verbeugte und begnügte sich, Villefort nur bis an die Tür seines Arbeitszimmers zu begleiten, der wieder zu seinem Wagen gelangte, unter dem Vortritt von zwei Lakaien, die auf ein Zeichen ihres Gebieters sich beeilten, ihm den Schlag öffnen zu lassen. Als der Staatsanwalt verschwunden war, sagte Monte Christo, mit Anstrengung aus gepreßter Brust seufzend: »Genug des Giftes in meinem Herzen, und da es nun voll davon ist, wollen wir das Gegengift suchen!«

Und einen Schlag auf die dröhnende Glocke führend, sagte er zu Ali: »Ich gehe zu Madame hinauf. In einer halben Stunde soll der Wagen bereit stehen!«

49. KAPITEL

Haydée

Man erinnert sich, wer die neuen oder vielmehr die alten Be-

kannten des Grafen von Monte Christo waren, die in der Rue Meslay wohnten: nämlich Maximilien, Julie und Emmanuel. Die Hoffnung auf diesen guten Besuch, den er machen, auf einige glückliche Momente, die er erleben sollte, auf diesen Abglanz des Paradieses, der in die Hölle hinunterleuchtete, in die er sich freiwillig versenkte, hatten von dem Moment an, da er Villefort aus den Augen verlor, die anmutigste Heiterkeit über das Antlitz des Grafen verbreitet, und Ali, auf den Klang der Glocke herbeigeeilt, war bei dem Anblick dieser von einer so seltenen Freude strahlenden Züge, auf Zehenspitzen und mit verhaltenem Atem fortgegangen, wie um die guten Gedanken nicht zu verscheuchen, die er seinen Gebieter umschweben zu sehen glaubte.

Es war Mittag. Der Graf wollte eine Stunde bei Haydée zubringen. Man hätte meinen mögen, daß die Freude nicht plötzlich in diese so lange Zeit gebrochene Seele zurückkehren könnte und daß sie nötig habe, sich schon für sanfte Gemütsbewegungen vorzubereiten, wie sich andere Seelen für heftige Gemütsbewegungen vorbereiten müssen.

Die junge Griechin befand sich, wie gesagt, in einer Wohnung, die von jener des Grafen völlig getrennt war. Die ganze Wohnung war auf orientalische Weise möbliert. Auf dem Parkett nämlich lagen dichte türkische Teppiche, seidene Gold- und Silberstoffe drapierten die Wände, und in jedem Gemach lief ein breiter Diwan rundherum, mit Unmengen von Polstern, die nach dem Willen derjenigen geschichtet wurden, die davon Gebrauch machten.

Haydée hatte drei französische Zofen und eine griechische Zofe. Die drei französischen Zofen hielten sich im ersten Gemach auf, bereit, auf den Klang einer goldenen Schelle herbeizueilen und den Befehlen der griechischen Sklavin zu gehorchen, die hinreichend Französisch sprach, um den Willen ihrer Gebieterin den drei Zofen zu eröffnen, die Monte Christo angewiesen hatte, Haydée mit der Rücksicht zu behandeln, die man gegen eine Königin zeigen würde.

Das junge Mädchen war in dem entferntesten Gemach seiner Wohnung, in einer Art von rundem Boudoir, das nur von oben erleuchtet wurde und in welches das Licht nur durch Scheiben von rosenrotem Glas brach. Haydée lag auf dem Boden auf blauen, silberbrotschierten Atlaspolstern, halb auf den Diwan zurückgelehnt, ihren Kopf mit ihrem üppig runden rechten Arm umrahmend, während sie mit der linken Hand das Korallenrohr an ihre Lippen hielt, in welches das biegsame Mundstück einer türkischen Pfeife eingefügt war, die den Rauch in ihren Mund nur durch das Benzoewasser parfümiert gelangen ließ, durch das ihr sanfter Atem ihn zu ziehen zwang. Ihre Haltung, ganz natürlich für eine Dame des Morgenlandes, würde man bei einer Französin vielleicht für eine etwas affektierte Koketterie gehalten haben.

Ihre Kleidung war jene der Frauen aus Epirus. Sie trug nämlich ein Beinkleid von weißem, mit rosafarbenen Blumen brotschiertem Atlas, der ihre beiden kindlich kleinen Füße entblößt ließ, die man von parischem Marmor gehalten hätte, würde man dieselben nicht mit zwei kleinen gold- und perlenbestickten Sandalen mit schnabelförmiger Spitze haben spielen sehen. Des weiteren trug sie eine Weste mit langen blauen und weißen Streifen, mit langen, unten geschlitzten Ärmeln, mit silbernen Knopflöchern und Perlenknöpfen und endlich eine Art von Korsett, das durch seinen offenen, herzförmigen Ausschnitt den Anblick des Halses und des ganzen oberen Teils der Brust vergönnte und unterhalb des Busens durch drei diamantene Knöpfe zugeknöpft war. Der untere Teil des Korsetts und der obere Teil des Beinkleides verschwanden unter einem jener bunten Gürtel und langen seidenweichen Fransen, die das höchste Glück unserer eleganten Pariserinnen bilden. Auf dem Kopf trug sie eine kleine, mit Gold und Perlen bestickte Mütze, schräg geneigt, und unterhalb der Mütze, auf der Seite, wohin sie sich neigte, prangte eine schöne, echte, purpurrote Rose in ihrem Haar, das so schwarz war, daß es blau schien. Die Schönheit dieses Antlitzes war griechische

Schönheit in der ganzen Vollkommenheit ihres Urbildes, mit ihren großen, schwarzen, samtenen Augen, ihrer Marmorstirn, ihrer geraden Nase, ihren Korallenlippen und Perlenzähnen. Ferner war über dieses holdselige Ganze die Blüte der Jugend hingehaucht, mit ihrem Glanz und ihrem Duft. Haydée mochte neunzehn bis zwanzig Jahre zählen.

Monte Christo rief die griechische Zofe und ließ Haydée um die Erlaubnis bitten, bei ihr eintreten zu dürfen. Statt zu antworten, gab Haydée der Zofe ein Zeichen, den Teppich aufzuheben, der vor der Tür hing, deren viereckiges Simswerk das junge liegende Mädchen wie ein reizendes Gemälde umrahmte. Monte Christo trat ein. Haydée erhob sich auf den Ellbogen, der die Pfeife hielt, reichte dem Grafen ihre Hand, indem sie ihn zu gleicher Zeit mit einem Lächeln empfing, und fragte in der wohlklingenden Sprache der Töchter von Sparta und Athen: »Warum läßt du mich um Erlaubnis bitten, bei mir einzutreten? Bist du nicht mehr mein Gebieter, bin ich nicht mehr deine Sklavin?«

Monte Christo lächelte ebenfalls.

»Haydée«, antwortete er, »Sie wissen...«

»Warum sagst du nicht du zu mir, wie sonst?« unterbrach ihn die junge Griechin. »Habe ich denn einen Fehler begangen? In diesem Fall mußt du mich bestrafen, aber nicht Sie zu mir sagen.«

»Haydée«, fuhr der Graf fort, »du weißt, daß wir in Frankreich sind, und folglich, daß du frei bist.«

»Was steht mir frei, zu tun?« fragte das junge Mädchen.

»Mich zu verlassen.«

»Dich zu verlassen!... Und warum sollte ich dich verlassen?«

»Weiß ich's? Wir werden die vornehme Welt sehen.«

»Ich will niemanden sehen.«

»Und wenn du unter den jungen Leuten, die du treffen wirst,

irgend jemand fändest, der dir gefiele, so wäre ich nicht so ungerecht...«

»Ich sah nie einen schöneren Mann als dich und liebte nie einen anderen als meinen Vater und dich.«

»Armes Kind«, versetzte Monte Christo. »Du hast eben nicht oft mit jemand anderem gesprochen als mit deinem Vater und mit mir.«

»Nun denn, was brauche ich mit anderen zu sprechen? Mein Vater nannte mich seine Freude, du nennst mich deine Liebe und Ihr beide nennt mich euer Kind.«

»Erinnerst du dich an deinen Vater, Haydée?«

Das junge Mädchen lächelte.

»Er ist da und da«, antwortete sie und legte die Hand auf ihre Augen und auf ihr Herz.

Monte Christo faßte Haydéés Hand, um sie zu küssen, aber das treuherzige Kind zog die Hand zurück und bot die Stirn.

»Du weißt nun, Haydée«, sagte er zu ihr, »daß du frei, daß du Gebieterin, daß du Königin bist. Du kannst deine Tracht anbehalten oder nach deinem Belieben ablegen. Du wirst dableiben, wenn du dableiben, du wirst ausgehen, wenn du ausgehen willst. Mein Wagen wird stets für dich angespannt sein. Ali und Myrtho werden dich überallhin begleiten und dir zu Befehl stehen. Nur um eines bitte ich dich.«

»Sprich!«

»Bewahre das Geheimnis deiner Herkunft. Sprich kein Wort von deiner Vergangenheit. Nenne bei keiner Gelegenheit den Namen deines erlauchten Vaters oder deiner armen Mutter.«

»Ich sagte dir schon, Herr, ich werde niemand sehen.«

»Höre, Haydée, vielleicht wird diese ganz orientalische Abgeschlossenheit in Paris unmöglich sein. Fahre fort, das Leben unserer nordischen Länder kennenzulernen, wie du es in Rom, Florenz, Mailand und Madrid getan hast. Dies wird dir in jedem Fall nützlich sein, ob du weiter hier lebst oder in den

Orient zurückkehrst.«

Das junge Mädchen schaute den Grafen mit ihren großen, feuchten Augen an und antwortete: »Oder ob wir in den Orient zurückkehren, willst du sagen, nicht wahr, Herr?«

»Ja, meine Tochter«, antwortete Monte Christo. »Du weißt, daß ich dich niemals verlassen werde. Nicht der Baum verläßt die Blüte, die Blüte scheidet vom Baum.«

»Ich werde dich nie verlassen, Herr«, sagte Haydée, »denn ich bin überzeugt, daß ich ohne dich nicht leben könnte.«

»Armes Kind! In zehn Jahren werde ich alt sein, und in zehn Jahren wirst du noch immer jung sein.«

»Mein Vater hatte einen langen weißen Bart. Dies hinderte mich nicht, ihn zu lieben. Mein Vater zählte sechzig Jahre, und schien mir schöner als alle jungen Männer, die ich sah.«

»Aber sag' mir, glaubst du, daß du dich hier eingewöhnen wirst?«

»Werde ich dich sehen?«

»Jeden Tag.«

»Nun denn, warum fragst du mich also, Herr?«

»Ich fürchte, daß du dich langweilst.«

»Nein, Herr. Denn am Morgen werde ich denken, daß du kommen wirst, und am Abend mich erinnern, daß du gekommen bist. Übrigens habe ich, wenn ich allein bin, große Erinnerungen. Ich sehe wieder unermeßliche Gemälde, große Horizonte mit dem Pindus und dem Olymp in der Ferne, auch trag' ich im Herzen drei Gefühle, mit denen man sich niemals langweilt: Traurigkeit, Liebe und Dankbarkeit.«

»Du bist eine würdige Tochter von Epirus, Haydée, holdselig und poetisch, und man sieht, daß du von jener Familie von Göttinnen abstammst, die in deinem Land ihren Ursprung hat. Sei also unbesorgt, meine Tochter. Ich werde so handeln, daß deine Jugend nicht verlorengehe, denn wenn du mich wie deinen Vater liebst, liebe ich dich wie mein Kind.«

»Du irrst dich, Herr. Ich liebte meinen Vater nicht, wie ich dich liebe. Meine Liebe zu dir ist eine andere Liebe. Mein Vater ist gestorben, und ich bin nicht gestorben, während, wenn du stürbest, auch ich sterben würde.«

Der Graf reichte dem jungen Mädchen die Hand voll inniger Zärtlichkeit. Sie küßte sie wie gewöhnlich. Und der Graf, dergestalt auf die Zusammenkunft eingestimmt, die er mit Morrel und seiner Familie halten wollte, entfernte sich, den Vers von Pindar murmelnd: »Die Jugend ist eine Blüte, deren Frucht die Liebe ist... Glücklich der Leser, der sie pflückt, nachdem er sie langsam reifen sah.«

Seinen Befehlen gemäß stand der Wagen bereit. Er stieg ein, und der Wagen fuhr, wie immer, im Galopp von dannen.

50. KAPITEL

Die Familie Morrel

Der Graf kam in wenigen Minuten im Haus Nummer 7 in der Rue Meslay an. Vor dem weißen, freundlichen Haus lag ein Hof, in dem zwei kleine Baumgruppen ziemlich schöne Blüten enthielten. In dem Portier, der dieses Tor öffnete, erkannte der Graf den alten Coclès wieder. Da aber dieser, wie man sich erinnert, nur ein Auge hatte, und dieses Auge seit neun Jahren noch bedeutend schwächer geworden war, erkannte Coclès den Grafen nicht wieder. Um vor dem Eingang anzuhalten, mußte der Wagen eine Wendung machen, um einen kleinen, aus einem Granitbecken aufsprudelnden Wasserstrahl zu umgehen, eine Pracht, die viel Neid im Quartier erregt und veranlaßt hatte, daß man dieses Haus Klein-Versailles nannte. Es bedarf keiner Erwähnung, daß sich in dem Becken eine Menge roter und gelber Fische tummelte.

Das Haus, sich über einem Untergeschoß von Küchen und

Kellern erhebend, hatte, außer dem Erdgeschoß, zwei vollständige Stockwerke und ein Dachgeschoß. Die jungen Leute hatten es mit allen Nebengebäuden gekauft, nämlich einem äußerst großen Atelier, zwei Pavillons im Hintergrund eines Gartens und dem Garten selbst. Emmanuel hatte auf den ersten Blick gesehen, daß diese Lage sich zu einer kleinen Spekulation benützen ließe. Er behielt das Haus, die Hälfte des Gartens, zog eine Linie, das heißt, er baute eine Mauer zwischen seinem Anteil und den Ateliers, die er nebst den Pavillons und dem anstoßenden Teil des Gartens verpachtete, so daß er seine Wohnung für einen ziemlich mäßigen Preis unterhalten konnte und er ebenso abgeschlossen blieb wie der ängstlichste Besitzer eines Palais im Faubourg Saint-Germain.

Der Speisesaal war aus Eichenholz, der Salon aus Mahagoni und blauem Samt, das Schlafzimmer aus Zitronenholz und grünem Damast. Außerdem war noch ein Arbeitszimmer für Emmanuel vorhanden, der nicht arbeitete, und ein Musiksalon für Julie, die nicht musizierte. Das ganze zweite Stockwerk bewohnte Maximilien.

Es war eine genaue Wiederholung der Wohnung seiner Schwester, nur der Speisesaal in einen Billardraum verwandelt, in dem er sich mit seinen Freunden aufhielt.

Er überwachte gerade persönlich die Pflege seines Pferdes und rauchte seine Zigarre am Eingang des Gartens, als der Wagen des Grafen vor dem Tor hielt.

Coclès öffnete, wie gesagt, das Tor, und Baptistin, von seinem Bock springend, fragte, ob Monsieur und Madame Herbault und Monsieur Maximilien Morrel für den Grafen von Monte Christo zu sprechen wären.

»Für den Grafen von Monte Christo!« rief Morrel aus, seine Zigarre wegwerfend und dem Besucher entgegeneilend, »das will ich meinen, das will ich meinen, daß wir für ihn zu sprechen sind. Ah! Dank, hundertmal Dank, Herr Graf, daß Sie Ihr Versprechen nicht vergessen haben!«

Und der junge Offizier drückte die Hand des Grafen so herzlich, daß dieser sich in der Ehrlichkeit der Sympathiebekundung nicht irren konnte und leicht sah, daß er mit Ungeduld erwartet und mit Innigkeit empfangen wurde.

»Kommen Sie, kommen Sie«, sagte Maximilien, »ich will Sie hineinführen. Ein Mann wie Sie darf nicht durch einen Diener gemeldet werden. Meine Schwester ist im Garten und zupft verwelkte Rosen. Mein Schwager liest seine zwei Tageszeitungen, *La Presse* und *Les Débats*, sechs Schritte von ihr. Denn überall, wo man Madame Herbault sieht, braucht man nur in einem Umkreis von vier Metern zu schauen, um Monsieur Emmanuel zu finden, und umgekehrt, wie man am Polytechnikum sagt.«

Das Geräusch der Schritte ließ eine junge Frau von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren in einem seidenen Schlafrock, die mit einer ganz besonderen Sorgfalt einen prächtigen Rosenstrauch abzupfte, den Kopf heben. Diese Frau war unsere kleine Julie, nunmehrige Frau Emmanuel Herbault, wie es ihr der Bevollmächtigte des Hauses Thomson & French gewissagt hatte. Bei dem Anblick des Fremden stieß sie einen leisen Schrei aus. Maximilien begann zu lachen.

»Laß Dich nicht stören, meine Schwester«, sagte er. »Der Herr Graf ist erst seit zwei bis drei Tagen in Paris, aber er weiß schon, was eine Rentnerin im Marais-Viertel ist, und wenn er es nicht weiß, so wirst du es ihn lehren.«

»Ah! Monsieur«, sprach Julie, »Sie hierherzuführen, ist eine Verrätereï meines Bruders, der seiner armen Schwester nicht im mindesten zu gefallen sucht... Penelon!... Penelon!«

Ein Greis, der gerade eine Rabatte von bengalischen Rosensträuchern umgrub, stieß seinen Spaten in die Erde und näherte sich mit der Mütze in der Hand, so gut er konnte, einen schnell in die Tiefen seiner Wangen zurückgeschobenen Kautabak verbergend. Einige weiße Locken versilberten sein noch dichtes Haar, während sein Bronzeteint und sein kühnes und

lebhaftes Auge den alten, an der Sonne des Äquators gebräunten und bei dem Brausen der Stürme versengten Seemann verrieten.

»Ich glaube, Sie haben mich gerufen, Mademoiselle Julie«, sagte er. »Da bin ich.«

Penelon hatte die Gewohnheit beibehalten, die Tochter seines Chefs Mademoiselle Julie zu nennen, und niemals jene anzunehmen vermocht, sie mit Madame Herbault anzusprechen.

»Penelon«, erwiderte Julie, »setzen Sie Monsieur Emmanuel von dem angenehmen Besuch in Kenntnis, den wir erhielten, während Maximilien den Herrn in den Salon führen wird.« Dann fügte sie hinzu, zu Monte Christo gewandt: »Monsieur, Sie werden mir erlauben, eine Minute lang zu entfliehen, nicht wahr?«

Und ohne die Zustimmung des Grafen zu erwarten, eilte sie unter eine Baumgruppe und gelangte durch eine Seitenallee ins Haus.

»Ah! Mein lieber Monsieur Morrel«, äußerte Monte Christo, »ich bemerke mit Bedauern, daß ich eine Revolution in Ihrer Familie angestiftet habe.«

»Da, da«, erwiderte Maximilien lachend, »sehen Sie dort hinten den Gemahl, der seine Weste gegen einen Oberrock vertauschen will? Oh! Man kennt Sie ja in der Rue Meslay, Sie waren angemeldet, das dürfen Sie glauben.«

»Es dünkt mir, Monsieur, daß Sie eine glückliche Familie besitzen«, sagte der Graf, seinem eigenen Gedanken entsprechend.

»O ja! Ich bürgе Ihnen dafür, Herr Graf. Was wollen Sie? Es fehlt ihnen ja nichts, um glücklich zu sein. Sie sind jung, sie sind heiter, sie lieben sich, und mit ihren fünfundzwanzigtausend Livres Rente bilden sie sich ein, obgleich sie von so vielen unermeßlichen Glücksgütern umgeben waren, den Reichtum eines Rothschild zu haben.«

»Und doch ist eine Rente von fünfundzwanzigtausend Livres wenig«, bemerkte Monte Christo mit einer so sanften Güte, daß sie in das Herz von Maximilien drang, wie es die Stimme eines zärtlichen Vaters hätte tun können. »Aber unsere jungen Leute werden nicht dabei stehenbleiben, sie werden auch Millionäre werden. Ihr Herr Schwager ist Advokat... Arzt...?«

»Er war Kaufmann, Herr Graf, und übernahm das Haus meines armen Vaters. Monsieur Morrel starb und hinterließ ein Vermögen von fünfhunderttausend Francs. Ich erhielt die eine Hälfte davon und meine Schwester die andere, denn es waren unser nur zwei Kinder. Ihr Gatte, der sie heiratete, ohne ein anderes väterliches Erbgut zu haben als seine edle Rechtsschaffenheit, seine Intelligenz ersten Ranges und seinen makellosen Ruf, wollte ebensoviel besitzen wie seine Frau. Er arbeitete so lange, bis er zweimalhundertfünfzigtausend Francs zusammengebracht hatte. Sechs Jahre reichten dazu hin. Einen rührenden Anblick, Herr Graf, ich schwöre es Ihnen, boten diese zwei so fleißigen, so einigen Leute, durch ihre Fähigkeit zum höchsten Glück bestimmt, und die, da sie an den Gewohnheiten des väterlichen Hauses nichts ändern wollten, erst in sechs Jahren das taten, was heutzutage Geschäftsleute in zwei bis drei Jahren hätten tun können. Daher hallt Marseille noch von den Lobsprüchen wider, die man einer so großen, mutigen Entsagung nicht verweigern kann. Endlich suchte eines Tages Emmanuel seine Frau auf, die eben die letzten fälligen Zahlungen abgeschlossen hatte.

»Julie«, sagte er zu ihr, »hier ist die letzte Rolle mit hundert Francs, die mir Coclès soeben gab und welche die zweihundertfünfzigtausend Francs voll macht, die wir als Grenze unseres Gewinnes festsetzten. Wirst du mit diesem Wenigen zufrieden sein, womit wir uns künftig werden begnügen müssen? Höre, das Haus macht jährlich für eine Million Geschäfte und kann vierzigtausend Francs Gewinn bringen. Wenn wir wollen, können wir in einer Stunde unsere ganze Kundschaft

für dreihunderttausend Francs verkaufen, denn hier ist ein Brief von Monsieur Delaunay, der sie uns gegen unsere Fonds bietet, die er mit dem seinigen vereinigen will. Denk' nach, was du glaubst, daß zu tun sei.«

›Mein Freund‹, erwiderte meine Schwester, ›das Haus Morrel kann nur von einem Morrel gehalten werden. Ist es nicht dreihunderttausend Francs wert, den Namen unseres Vaters für immer vor den schlimmen Wechselfällen des Glücks zu bewahren?‹

›Ich war auch dieser Ansicht‹, antwortete Emmanuel. ›Ich wollte jedoch deine Meinung hören.‹

›Nun denn, mein Freund, hier ist sie. Alle unsere Ausstände sind eingegangen, alle unsere Wechsel bezahlt. Wir können unter unseren vierzehntägigen Rechnungsabschluß einen Strich ziehen und unsere Kontors schließen. Ziehen wir diesen Strich und schließen wir sie.‹

Was auf der Stelle geschah. Es war drei Uhr. Um Viertel nach drei Uhr erschien ein Klient, um die Fahrt von zwei Schiffen versichern zu lassen. Es war ein reiner barer Gewinn von fünfzehntausend Francs.

›Monsieur‹, sagte Emmanuel, ›wollen Sie sich wegen dieser Versicherung freundlicherweise an unseren Kollegen Monsieur Delaunay wenden. Wir haben die Geschäfte aufgegeben.‹

›Seit wann?‹ fragte der Klient erstaunt.

›Seit einer Viertelstunde.‹

Das ist der Grund, Monsieur«, fuhr Maximilien lächelnd fort, »warum meine Schwester und mein Schwager nur fünf- undzwanzigtausend Livres Rente haben.«

Maximilien war kaum mit seiner Erzählung fertig, während der sich das Herz des Grafen immer mehr erweitert hatte, als Emmanuel wieder erschien, mit Hut und Gehrock ausgestattet. Er begrüßte als ein Mann, der den Stand des Besuchers kannte, dann führte er den Grafen, nach einem Spaziergang durch die

kleine blühende Einfriedung, in das Haus. Der Salon war bereits von Blumen süß durchduftet, die eine ungeheure japanische Vase mit einfachen Henkeln kaum zu fassen vermochte.

Julie, anständig gekleidet und mit kokett geordneten Haaren – sie vollbrachte dieses Kunststück in zehn Minuten –, erschien, um den Grafen bei seinem Eintritt zu empfangen. Man hörte die Vögel aus einer nahen Vogelhecke plappern. Die Zweige von unechten Ebenholz- und rosenfarbenen Akazienbäumen säumten mit ihren traubenförmigen Blüten die Vorhänge von blauem Samt. Alles in diesem anmutigen kleinen Raum atmete die Ruhe, vom Gesang der Vögel bis zum Lächeln der Besitzer.

Der Graf fühlte schon seit seinem Eintritt in das Haus den Eindruck dieses Glücks, daher blieb er stumm und sinnend, vergessend, daß man ihn anschaute und daß man ihn erwartete, um das nach den ersten Komplimenten unterbrochene Gespräch wieder aufzunehmen. Er bemerkte dieses fast peinlich gewordene Schweigen und sagte endlich, mit Anstrengung sich aus seiner Träumerei aufraffend: »Madame, verzeihen Sie mir eine Gemütsbewegung, die Sie in Erstaunen setzen muß, da Sie an diesen Frieden und an dieses Glück gewöhnt sind, welche ich hier treffe. Aber für mich ist die Zufriedenheit auf einem menschlichen Antlitz eine so neue Sache, daß ich nicht ermüde, Sie und Ihren Gatten anzuschauen.«

»Wir sind wirklich sehr glücklich, Monsieur«, versetzte Julie, »aber wir mußten lange leiden, und wenige Menschen haben ihr Glück so teuer erkauft wie wir.«

Die Neugier prägte sich in den Zügen des Grafen aus.

»Oh! Dies ist eine ganze Familiengeschichte, wie Ihnen neulich Château-Renaud sagte«, äußerte Maximilien. »Für Sie, Herr Graf, der Sie gewöhnt sind, großartige Unglücksfälle und glänzende Freuden zu sehen, hätte dieses häusliche Gemälde wenig Interessantes zu bieten. Jedenfalls erduldeten wir, wie Ihnen Julie soeben sagte, sehr schwere Leiden, ob-

gleich sie in diesen kleinen Rahmen eingeschlossen waren.«

»Und Gott hat Ihnen, wie er es für alle tut, Trost auf das Leiden gegossen?« fragte Monte Christo.

»Ja, Herr Graf«, antwortete Julie. »Wir können es sagen, denn er hat für uns das getan, was er nur für seine Auserwählten tut. Er hat uns einen seiner Engel gesendet.«

Die Röte stieg dem Grafen in die Wangen, und er hustete, um seine Rührung zu verbergen, indem er sein Taschentuch an seinen Mund hielt.

»Jene, die in einer Wiege von Gold geboren sind und nie etwas wünschten«, sagte Emmanuel, »kennen das Glück zu leben nicht, so wie jene nicht den Wert eines reinen Himmels kennen, die ihr Leben niemals vier auf ein stürmisches Meer geschleuderten Planken preisgaben.«

Monte Christo stand auf und begann, ohne etwas zu antworten, denn am Beben seiner Stimme hätte man die Rührung, von der er ergriffen war, zu erkennen vermocht, Schritt für Schritt durch den Salon zu gehen.

»Sie müssen über unsere Pracht lächeln, Herr Graf«, sagte Maximilien, der Monte Christo mit den Augen folgte.

»Nein, nein«, versetzte Monte Christo sehr blaß und versuchte, mit der einen Hand die Schläge seines Herzens zu bändigen, während er mit der anderen dem jungen Mann einen Kristallsturz wies, unter dem eine seidene Börse auf einem Kissen von schwarzem Samt lag. »Ich fragte mich bloß, wozu diese Börse diene, die auf der einen Seite ein Papier enthält, wie mir dünkt, und auf der anderen einen ziemlich schönen Diamanten.«

Maximilien nahm eine ernste Miene an und antwortete: »Dies, Herr Graf, ist der kostbarste von unsern Familienschätzen.«

»Dieser Diamant ist wahrhaftig ziemlich schön«, wiederholte Monte Christo.

»Oh! Mein Bruder meinte nicht den Wert des Steines, obgleich er auf einhunderttausend Francs geschätzt ist, Herr Graf. Er will Ihnen nur sagen, daß die Gegenstände, die diese Börse verschließt, Reliquien des Engels sind, von dem wir soeben mit Ihnen sprachen.«

»Dies ist es, was ich nicht begreifen konnte und wonach ich doch nicht fragen darf, Madame«, entgegnete Monte Christo mit einer Verbeugung. »Verzeihen Sie mir, ich wollte nicht aufdringlich sein.«

»Aufdringlich, sagen Sie? Oh! Wie glücklich machen Sie uns vielmehr, Herr Graf, indem Sie uns Gelegenheit geben, über diesen Gegenstand ausführlich zu sprechen! Wollten wir die gute Tat, an die diese Börse erinnert, wie ein Geheimnis verbergen, so würden wir sie nicht so vor Augen stellen. Oh! Wir wünschten, sie der ganzen Welt mitteilen zu können, damit eine unsichtbare Regung unseres unbekannten Wohltäters uns seine Anwesenheit offenbaren möchte.«

»Ah! Wahrhaftig«, äußerte Monte Christo mit erstickter Stimme.

»Monsieur«, sagte Maximilien, indem er den Kristallsturz aufhob, und die seidene Börse andächtig küßte, »dies berührte die Hand eines Mannes, durch den mein Vater vor dem Tod, wir vor dem Ruin und unser Name vor der Schande gerettet wurden; von einem Mann, dem wir arme, dem Elend und den Tränen geweihte Kinder es verdanken, daß die Leute jetzt unser Glück anstaunen. Diesen Brief«, und Maximilien zog einen Brief aus der Börse und reichte ihn dem Grafen, »schrieb er eines Tages, da mein Vater einen sehr verzweiflungsvollen Entschluß gefaßt hatte, und diesen Diamanten schenkte der großmütige Unbekannte meiner Schwester zum Heiratsgut.«

Monte Christo öffnete den Brief und las ihn mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Glück. Es war der unseren Lesern bekannte, an Julie adressierte und mit »Sindbad der See-

fahrer« unterzeichnete Brief.

»Unbekannt, sagen Sie? Der Mann, der Ihnen diesen Dienst leistete, blieb Ihnen also unbekannt?«

»Ja, Monsieur, wir hatten nie das Glück, seine Hand zu drücken, obwohl wir es nicht unterließen, Gott um diese Gunst zu bitten«, antwortete Maximilien. »Allein, es war in diesem ganzen Ereignis eine geheimnisvolle Leitung, die wir noch immer nicht begreifen können. Alles vollbrachte eine unsichtbare Hand, mächtig wie die eines Zauberers.«

»Oh!« sagte Julie. »Ich habe noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, eines Tages diese Hand zu küssen, wie ich die Börse küsse, die sie berührte. Vor vier Jahren war Penelon in Triest: Penelon, Herr Graf, ist jener wackere Seemann, den Sie mit dem Spaten in der Hand sahen und der vom Oberbootsmann zum Gärtner wurde. Da Penelon also in Triest war, sah er auf dem Kai einen Engländer, der sich auf einer Jacht einschiffen wollte, und erkannte in ihm denjenigen, der am 5. Juni 1829 zu meinem Vater kam und am 5. September mir diesen Brief schrieb. Er war wohl derselbe, wie er versicherte, aber er wagte es nicht, ihn anzureden.«

»Ein Engländer?« forschte Monte Christo, den jeder Blick Julies beunruhigte. »Ein Engländer, sagen Sie?«

»Ja«, versetzte Maximilien, »ein Engländer, der als Bevollmächtigter des Hauses Thomson & French in Rom zu uns kam. Deshalb sahen Sie mich zusammenzucken, als Sie neulich bei Monsieur de Morcerf sagten, daß die Herren Thomson und French Ihre Bankiers seien. Monsieur, es ereignete sich, wie wir Ihnen sagten, im Jahre 1829. Um Himmels willen, kannten Sie diesen Engländer?«

»Aber sagten Sie mir nicht auch, das Haus Thomson & French habe beharrlich geleugnet, Ihnen diesen Dienst erwiesen zu haben?«

»Ja.«

»Sollte denn dieser Engländer nicht ein Mann sein, der aus

Dankbarkeit gegen Ihren Vater wegen irgendeiner edlen Tat, die dieser vielleicht selbst vergaß, ihm diesen Dienst leistete?»

»Alles ist möglich in einem solchen Fall, Monsieur, selbst ein Wunder.«

»Wie hieß er?» fragte Monte Christo.

»Er gab keinen anderen Namen an«, antwortete Julie, den Grafen mit großer Aufmerksamkeit anschauend, »als den Namen, mit dem er den Brief unterzeichnete: Sindbad der Seefahrer.«

»Dies ist offenbar kein wirklicher, sondern ein falscher Name.«

Dann, als Julie ihn noch aufmerksamer anblickte und auch einige Töne seiner Stimme im Flug zu haschen und zu vergleichen versuchte, fuhr er fort: »Nun, ist es nicht ein Mann, ungefähr von meiner Größe, vielleicht ein wenig größer, ein wenig schwächer, in einer hohen Krawatte steckend, zugeknöpft, geschnürt, gegürtet und immer den Bleistift in der Hand?»

»Oh! Sie kennen ihn also?» rief Julie mit vor Freude funkelnden Augen aus.

»Nein«, antwortete Monte Christo, »ich vermute bloß. Ich kannte einen Lord Wilmore, der solche Anwandlungen von Großmut reichlich spendete.«

»Ohne sich zu erkennen zu geben?»

»Er war ein bizarrer Mann, der nicht an Dankbarkeit glaubte.«

»Oh! Mein Gott!« rief Julie mit einem erhabenen Ton und die Hände faltend aus. »An was glaubte denn der Unglückliche!»

»Wenigstens zu der Zeit, da ich ihn kannte, glaubte er nicht daran«, entgegnete Monte Christo, den diese aus der Tiefe der Seele geklungene Stimme innigst rührte, »aber vielleicht hat

er seit jener Zeit irgendeinen Beweis erhalten, daß es Dankbarkeit gebe.«

»Und Sie kennen diesen Mann, Monsieur?« fragte Emmanuel.

»Oh! Wenn Sie ihn kennen, Monsieur«, rief Julie aus, »so sprechen Sie, sprechen Sie, können Sie uns zu ihm führen, ihn uns zeigen, uns sagen, wo er ist? Nicht wahr, Maximilien, nicht wahr Emmanuel, wenn wir ihn jemals wieder fänden, müßte er wohl an das Gedächtnis des Herzens glauben.«

Monte Christo fühlte zwei Tränen in seinen Augen schwimmen. Er machte wieder einige Schritte im Salon.

»Um Himmels willen, Monsieur«, sagte Maximilien, »wenn Sie irgend etwas von diesem Mann wissen, so sagen Sie uns, was Sie wissen!«

»Ach!« versetzte Monte Christo, die Rührung in seiner Stimme unterdrückend. »Wenn Lord Wilmore Ihr Wohltäter ist, so habe ich meine Zweifel, daß Sie ihn je wiederfinden werden. Ich verließ ihn vor zwei bis drei Jahren in Palermo, und er reiste in die fabelhaftesten Länder, so daß ich sehr zweifle, ob er jemals zurückkommen wird.«

»Ah! Monsieur, Sie sind grausam!« rief Julie mit Schrecken aus, und die Tränen traten der jungen Frau in die Augen.

»Madame«, erwiderte Monte Christo, kein Auge von den zwei flüssigen Perlen abwendend, die über Julies Wangen rollten, »hätte Lord Wilmore gesehen, was ich soeben hier sah, er würde das Leben wieder lieben, denn die Tränen, welche Sie vergießen, würden ihn mit dem menschlichen Geschlecht wieder aussöhnen.«

Und er reichte Julie die Hand, die ihm die ihrige gab, hingelassen durch den Blick und den Ton des Grafen.

»Aber dieser Lord Wilmore«, fragte sie, sich an eine letzte Hoffnung klammernd, »hatte eine Heimat, eine Familie, Verwandte, kurz, er war bekannt? Könnten wir nicht...?«

»Oh! Forschen Sie nicht nach, Madame«, unterbrach sie der Graf, »bauen Sie keine lieblichen Luftschlösser auf dieser Äußerung, die ich entschlüpfen ließ. Nein, Lord Wilmore ist wahrscheinlich nicht der Mann, den Sie suchen. Er war mein Freund. Ich kannte alle seine Geheimnisse, er hätte mir davon erzählt.«

»Und er sagte Ihnen nichts davon?«

»Nichts.«

»Nie ein Wort, das Sie konnte vermuten lassen?«

»Nie.«

»Sie haben ihn jedoch eben erst genannt.«

»Ah! Sie wissen... in solch einem Fall stellt man Vermutungen an.«

»Meine Schwester, meine Schwester«, sagte Maximilien, dem Grafen zu Hilfe kommend, »der Herr hat recht. Erwinnere dich dessen, was unser guter Vater uns so oft sagte: ›Das war kein Engländer, der uns dieses Glück bereitet hat.««

Monte Christo zuckte zusammen.

»Ihr Vater sagte Ihnen, Monsieur Morrel...?« begann er hastig.

»Mein Vater, Monsieur, sah in dieser Handlung ein Wunder. Mein Vater glaubte an einen für uns aus dem Grab hervorgegangenen Wohltäter. Oh! Dies ist ein rührender Aberglaube, Monsieur, und obgleich ich nicht daran glaubte, war ich doch weit entfernt, diesen Glauben in seinem edlen Herzen zu zerstören! Wie oft überließ er sich daher diesem Gedanken, ganz leise den Namen eines sehr teuren Freundes, den Namen eines verlorenen Freundes aussprechend. Und als er im Sterben lag, als das Herannahen der Ewigkeit seinem Geist eine Art heller Vorausschau in das Grab verlieh, wurde dieser Gedanke, der bisher nur im Zweifel war, eine Überzeugung, und seine letzten Worte, die er sterbend sprach, waren: ›Maximilien, es war Edmond Dantès!««

Die seit einigen Sekunden zunehmende Blässe des Grafen wurde bei diesen Worten erschreckend. Sein ganzes Blut war zum Herzen geströmt. Er konnte nicht sprechen. Er zog seine Uhr, wie wenn er die Stunde vergessen hätte, nahm seinen Hut, richtete an Madame Herbault ein rasches und verlegenes Kompliment und sagte, Maximilien und Emmanuel die Hände drückend: »Madame, erlauben Sie mir, Ihnen bisweilen meine Aufwartung machen zu dürfen. Ich liebe Ihr Haus und bin Ihnen für Ihre Aufnahme dankbar, denn dies ist das erste Mal seit vielen Jahren, daß ich mich verspätete.«

Und er entfernte sich mit hastigen Schritten.

»Dieser Graf von Monte Christo ist ein sonderbarer Mann«, sagte Emmanuel.

»Ja«, erwiderte Maximilien, »aber ich glaube, daß er ein vortreffliches Herz hat und bin überzeugt, daß er uns gern hat.«

»Ich auch!« pflichtete ihm Julie bei. »Seine Stimme klang in mein Herz, und bisweilen schien es mir, es sei nicht das erste Mal, daß ich sie hörte.«

51. KAPITEL

Pyramos und Thisbe

Im zweiten Drittel des Faubourg Saint-Honoré, hinter einem schönen Palais, das unter den auffälligen Wohnungen dieses reichen Quartiers besonders auffällig ist, dehnt sich ein großer Garten hin, dessen dichtbelaubte Kastanienbäume die ungeheuren, wallhohen Mauern überragen, und, wenn der Frühling kommt, ihre rosenroten und weißen Blüten in zwei Vasen von ausgehöhltem Stein streuen, die auf zwei viereckigen Pfeilern stehen, in die ein eisernes Gitter aus der Zeit Ludwigs XIII. eingepaßt ist. Dieser großartige Eingang ist verödet, ungeach-

tet der prächtigen Geranien, die in den beiden Vasen wachsen und ihre gesprenkelten Blätter und ihre purpurnen Blüten im Winde schaukeln, seitdem die Eigentümer des Palais, und dies schon seit langer Zeit, sich auf Räumlichkeiten des Palais beschränkt haben, des mit Bäumen bepflanzten Hofes, der an die Faubourg grenzt, und des Gartens, den dieses Gitter schließt und das ehemals in einen Küchengarten von einem Morgen Größe führte, der zum Anwesen gehörte. Da jedoch der Dämon der Spekulation eine Linie, nämlich eine Straße, bis zum äußersten Ende dieses Küchengartens gezogen, und die Straße, schon bevor sie existierte, vermittelt eines rostigen Eisenschildchens einen Namen erhalten hatte, glaubte man, diesen Küchengarten verkaufen zu können, um auf die Straße zu bauen und mit jener großen Pulsader von Paris, die man Rue du Faubourg Saint-Honoré nennt, in Konkurrenz zu treten.

Aber im Fach der Spekulation denkt der Mensch, und das Geld lenkt. Die getaufte Straße starb in der Wiege. Der Erwerber des Küchengartens konnte, nach dessen vollständiger Bezahlung, ihn nicht um die Summe wiederverkaufen, die er dafür wollte, und begnügte sich, ein Steigen des Wertes erwartend, das nicht ermangeln kann, ihn früher oder später weit über seine erlittenen Verluste und sein nicht rentierendes Kapital zu entschädigen, diesen Grund an Gemüsegärtner für die jährliche Summe von fünfhundert Francs zu vermieten. Dies ist zu einem halben Prozent angelegtes Geld, was heutzutage nicht teuer ist, wo es so viele Leute gibt, die es zu fünfzig Prozent anlegen und dennoch finden, daß das Geld sehr wenig Gewinn bringt.

Gleichwohl ist, wie gesagt, das Gitter des Gartens verödet, das ehemals in den Küchengarten führte, und der Rost zerfrißt seine Angeln. Ja, noch mehr: Damit nicht niedrige Gemüsegärtner mit ihren gemeinen Blicken das Innere der aristokratischen Einfriedung besudeln, ist an den Gitterstangen ein Bretterschlag bis zur Höhe von sechs Fuß angebracht. Freilich sind die Bretter nicht so eng aneinander gefügt, daß nicht ein

verstohlener Blick durch die Zwischenräume schlüpfen kann. Aber dieses Haus ist ein strenges Haus und fürchtet die Indiskretionen nicht.

In diesem Küchengarten wachsen statt Kohl, gelben Rüben, Rettich, Erbsen und Melonen große Luzernen, die einzige Anpflanzung, welche zeigt, daß noch jemand an diesen verlassenen Ort denkt. Eine kleine niedrige Tür, die auf die geplante Straße führt, gewährt den Eintritt in dieses von Mauern umschlossene Terrain, das seine Mieter wegen seiner Unfruchtbarkeit soeben verlassen hatten und das seit acht Tagen, anstatt ein halbes Prozent einzubringen, gar nichts mehr einträgt.

Gegen das Palais zu krönen die Kastanienbäume, von denen wir sprachen, die Mauer, was andere üppig wachsende und blühende Bäume nicht hindert, in die Zwischenräume ihre luftgierigen Äste zu strecken. In einer Ecke, wo das Laubwerk so dicht wird, daß kaum das Licht hindringt, verkünden eine große steinerne Bank und Gartensitze einen Treffpunkt oder einen Lieblingsaufenthalt eines Bewohners des kaum hundert Schritte entlegenen Palais', das man durch den grünen Wall, der es umhüllt, kaum bemerkt. Übrigens ist die Wahl dieses geheimnisvollen Asyls ebenso gerechtfertigt durch die Abwesenheit der Sonne, durch die ewige Kühle, selbst während der heißesten Sommertage, durch das Zwitschern der Vögel und durch die Entfernung von dem Haus und der Straße, das heißt, von den Geschäften und dem Lärm.

Gegen den Abend eines der heißesten Tage, welche der Frühling wieder den Einwohnern von Paris gebracht hatte, lagen auf dieser steinernen Bank ein Buch, ein Sonnenschirmchen, ein Arbeitskörbchen und ein batistenes Taschentuch, dessen Stickerei begonnen war, und nicht weit von dieser Bank neben dem Gitter stand vor den Brettern, das Auge an den durchsichtigen Verschluss schmiegend, eine junge Dame, deren Blick durch eine Spalte auf den uns bekannten öden Grund schaute. Fast im selben Moment schloß sich die kleine

Tür dieses Grundes wieder, und ein großer und kräftiger junger Mann, angetan mit einem Arbeitshemd von ungebleichter Leinwand, mit einem Samtkäppchen, dessen Knebelbart, Backenbart und Haare von schwarzer Farbe äußerst sorgfältig gepflegt war, die aber mit dieser Volkstracht doch ein wenig kontrastierten, ging, nachdem er einen raschen Blick um sich geworfen hatte, um sich zu überzeugen, daß ihn niemand belauere, durch diese Tür eilend, die er hinter sich wieder verschloß, mit hastigen Schritten auf das Gitter zu.

Bei dem Anblick dessen, den das junge Mädchen erwartete, aber wahrscheinlich nicht in dieser Tracht, erschrak es und fuhr zurück. Und doch hatte der junge Mann schon mit jenem nur den Liebenden eigentümlichen Blick durch die Spalten der Tür das weiße Kleid und den langen blauen Gürtel wehen sehen. Er eilte zu der Bretterwand und sagte, seinen Mund an eine Öffnung schmiegend: »Fürchten Sie sich nicht, Valentine, ich bin's.«

Das junge Mädchen näherte sich.

»Oh! Monsieur«, erwiderte sie, »warum sind Sie denn heute so spät gekommen? Sie wissen, daß man bald dinieren wird und daß ich sehr diplomatisch und gewandt sein mußte, um mich meiner Stiefmutter zu entledigen, die mich belauert, meiner Zofe, die mich ausspioniert, und meines Bruders, der mich quält, hier an dieser Stickerei zu arbeiten, die, was ich sehr befürchte, noch lange nicht fertig werden wird? Wenn Sie sich für Ihr Verspäten entschuldigt haben, werden Sie mir dann sagen, was dies für ein neues Kostüm ist, das zu wählen Ihnen beliebte und das beinahe Ursache war, daß ich Sie nicht erkannte?«

»Liebe Valentine«, sagte der junge Mann, »Sie stehen zu hoch über meiner Liebe, als daß ich es wage, mit Ihnen davon zu sprechen, und dennoch fühle ich, sooft ich Sie sehe, das Bedürfnis, Ihnen zu sagen, daß ich Sie anbete, damit das Echo meiner eigenen Gedanken sanft dem Herzen liebkose, wenn ich Sie nicht mehr sehe. Nun danke ich Ihnen für Ihr Schmol-

len. Es ist ganz bezaubernd, denn es beweist mir, daß Sie mich, ich wage es nicht zu sagen... erwarteten, aber daß Sie an mich dachten. Sie wollten die Ursache meines Verspätens und den Grund meiner Verkleidung wissen? Ich will es Ihnen sagen, und ich hoffe, daß Sie beides als Entschuldigung akzeptieren werden: Ich habe einen Stand gewählt.«

»Einen Stand... Was wollen Sie damit sagen, Maximilien? Und sind wir denn glücklich genug, daß Sie über das, was uns angeht, scherzen können?«

»Oh! Gott behüte mich«, antwortete der junge Mann, »mit dem zu scherzen, was mein Leben ist. Aber überdrüssig, ein Feldstreicher und Mauerkletterer zu sein, ernstlich von der Idee erschreckt, die Sie neulich abends in mir erregten, daß Ihr Vater mich eines Tages als Dieb aburteilen könnte, was die Ehre der ganzen französischen Armee kompromittieren würde, nicht minder von der Möglichkeit erschreckt, daß man sich wundern könnte, einen Hauptmann der Spahis ständig dieses Terrain umstreifen zu sehen, wo nicht die kleinste Zitadelle zu belagern oder das kleinste Blockhaus zu verteidigen ist, bin ich Gemüsegärtner geworden und habe das Kostüm meines Gewerbes angezogen.«

»Ach, welche Verrücktheit!«

»Es ist im Gegenteil das Klügste, glaube ich, was ich in meinem Leben getan habe, denn es gewährt uns alle Sicherheit.«

»Nun, erklären Sie sich!«

»Wohlan, ich bin zu dem Eigentümer dieses Grundes gegangen. Die Pacht der Vormieter war zu Ende, und ich trat als Pächter ein. All diese Luzernen, die Sie da sehen, gehören mir, Valentine, nichts hindert mich, mir eine Hütte auf diesen Boden bauen zu lassen und fortan zwanzig Schritte weit von Ihnen zu leben. Oh! Ich kann meine Freude und mein Glück nicht fassen. Begreifen Sie, Valentine, daß man sein Glück macht, indem man diese Dinge bezahlt? Das ist unmöglich,

nicht wahr? Nun denn, diese ganze Seligkeit, dieses ganze Glück, diese ganze Freude, für die ich zehn Jahre meines Lebens hingegeben hätte, kosten mich, raten Sie, wieviel...? Fünfhundert Francs jährlich, viermonatlich zahlbar. Künftig, wie Sie sehen, ist nichts mehr zu befürchten. Ich bin hier zu Hause, ich kann Leitern an die Mauern legen und über sie schauen und besitze, ohne die Sorge, von einer Patrouille gestört zu werden, das Recht, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, solange Ihr Stolz sich nicht verwundet fühlen wird, dieses Wort aus dem Mund eines Tagelöhners, mit einem Arbeitshemd angetan und einem Käppchen auf dem Kopf, zu vernehmen.«

Valentine stieß einen leisen Schrei freudigen Erstaunens aus, dann erwiderte sie plötzlich traurig und wie wenn eine neidische Wolke unvermutet aufgestiegen wäre, den ihr Herz erhellenden Sonnenstrahl zu verdunkeln: »Ach! Maximilien, nun werden wir allzu frei sein. Unser Glück wird uns verleiten, Gott zu versuchen. Wir werden unsere Sicherheit mißbrauchen und unsere Sicherheit uns ins Verderben stürzen.«

»Können Sie dies mir sagen, meine Freundin, mir, der ich Ihnen, seitdem ich Sie kenne, täglich beweise, daß ich meine Gedanken und mein Leben Ihrem Leben und Ihren Gedanken untergeordnet habe? Was verlieh Ihnen Vertrauen auf mich? Mein Glück, nicht wahr? Als Sie mir sagten, eine dunkle Ahnung flüstere Ihnen zu, daß Ihnen eine große Gefahr drohe, stellte ich meine Ergebenheit zu Ihrer Verfügung und verlangte keinen anderen Lohn als das Glück, Ihnen zu dienen. Gab ich Ihnen seit jener Zeit durch ein Wort, durch ein Zeichen Anlaß, zu bereuen, mich inmitten von jenen ausgezeichnet zu haben, die glücklich gewesen wären, für Sie zu sterben? Sie sagten mir, armes Kind, daß Sie die Verlobte von Monsieur d'Epinay wären, daß Ihr Vater diese Heirat beschlossen habe, das heißt, daß sie beschlossene Sache sei, denn alles, was Monsieur de Villefort will, geschieht unfehlbar. Nun denn, ich blieb zurückhaltend, alles, nicht von meinem Willen, nicht

von dem Ihrigen, sondern von den Ereignissen erwartend, von der Vorsehung, von Gott, und doch lieben Sie mich, Sie fühlten Mitleid mit mir, Valentine, und Sie sagten es mir. Ich danke für dieses süße Wort und bitte Sie nur, es mir bisweilen zu wiederholen, und es wird mich alles vergessen machen.«

»Und dies ist es, was Sie kühn machte, Maximilien, was mir ein sehr süßes und zugleich sehr unglückliches Leben bereitet, so daß ich mich oft frage, was besser für mich wäre, der Verdruß, den früher die Strenge meiner Stiefmutter und die blinde Bevorzugung ihres Kindes mir verursachten, oder das Glück voll Gefahren, das ich genieße, indem ich Sie sehe.«

»Gefahr!« rief Maximilien aus. »Können Sie ein so hartes und ungerechtes Wort sprechen! Sahen Sie je einen unterwürfigeren Sklaven als mich? Sie erlaubten mir, bisweilen mit Ihnen zu sprechen, Valentine, aber Sie verboten mir, Ihnen zu folgen. Ich gehorchte. Sagen Sie mir, habe ich jemals verlangt, seitdem ich Wege fand, in diese Einfriedung zu schlüpfen, durch diese Tür mit Ihnen zu plaudern, kurzzeitig so nahe bei Ihnen zu sein, ohne Sie zu sehen, durch dieses Gitter hindurch den Saum Ihres Kleides zu berühren? Tat ich je einen Schritt, um über diese Mauer zu steigen, ein lächerliches Hindernis für meine Jugend und Kraft? Nie kam ein Vorwurf über Ihre Strenge, nie ein lauter Wunsch über meine Lippen. Ich war treu in meinem Wort wie ein Ritter in alten Zeiten, Gestehen Sie wenigstens dies, damit ich Sie nicht für ungerecht halte.«

»Es ist wahr«, entgegnete Valentine, indem sie zwischen zwei Bretter die Spitze von einem ihrer zarten Finger schob, auf den Maximilien seine Lippen drückte, »es ist wahr, Sie sind ein ehrbarer Freund. Aber im Grunde handelten Sie nur im Gefühl Ihres Vorteils, mein lieber Maximilien. Sie wußten wohl, daß der Sklave von dem Tag an, da er begehrllich würde, alles verlieren müßte. Sie versprachen mir die Freundschaft eines Bruders, mir, die ich keine Freunde habe, von meinem Vater vergessen, von meiner Stiefmutter verfolgt,

ohne einen anderen Trost zu besitzen, als den regungslosen, stummen, eisigen Greis, dessen Hand nicht die meinige drücken, dessen Auge nur mit mir sprechen kann und dessen Herz ohne Zweifel mit einem Rest von Wärme für mich schlägt. Bitterer Hohn des Schicksals, das mich zur Feindin oder zum Opfer derjenigen macht, die stärker sind als ich, und mir einen Leichnam als Stütze und Freund gibt. Oh! Wahrhaftig, Maximilien, ich wiederhole es Ihnen, ich bin sehr unglücklich, und Sie haben recht, mich meinerwegen und nicht Ihrerwegen zu lieben.«

»Valentine«, sagte der junge Mann mit einer innigen Gemütsbewegung, »ich sage nicht, daß ich nur Sie auf der Welt liebe, denn ich liebe auch meine Schwester und meinen Schwager, aber dies ist eine sanfte und ruhige Liebe, die in nichts dem Gefühl gleicht, das ich für Sie empfinde. Wenn ich an Sie denke, wallt mein Blut, meine Brust schwillt, mein Herz geht über. Aber diese Kraft, diese Glut, diese übermenschliche Gewalt werde ich, Sie zu lieben, nur so lange verwenden, bis Sie mir gebieten, Sie zu Ihrem Dienst zu benutzen. Monsieur Franz d'Epinay wird noch ein Jahr abwesend sein, sagte man. Wie viele günstige Wechselfälle können in einem Jahr für uns eintreten, wie viele Ereignisse können uns unterstützen! Hoffen wir also immerhin. Hoffen ist so gut und so süß! Doch was waren inzwischen Sie für mich, Valentine, die Sie mir meine Selbstsucht vorwerfen? Die schöne und kalte Bildsäule der Venus Urania. Was haben Sie mir für diese Ergebenheit, diesen Gehorsam, diese Zurückhaltung versprochen? Nichts. Was gewährten Sie mir? Wenig. Sie sprechen mit mir von Monsieur d'Epinay, Ihrem Verlobten, und seufzen bei dem Gedanken, einst ihm zu gehören. Wie, Valentine, ist dies alles, was Sie in Ihrem Herzen tragen? Wie? Ich verpfände Ihnen mein Leben, ich gebe Ihnen meine Seele, ich weihe Ihnen sogar das leiseste Pochen meines Herzens, und wenn ich ganz Ihnen bin, wenn ich ganz leise bei mir sage, daß ich sterben werde, wenn ich Sie verliere, entset-

zen Sie sich nicht bei dem bloßen Gedanken, einem anderen anzugehören! O Valentine! Valentine! Wäre ich, was Sie sind, fühlte ich mich geliebt, wie Sie versichert sind, daß ich Sie liebe, dann hätte ich schon hundertmal meine Hand durch die Stangen dieses Gitters gestreckt und dem armen Maximilien mit den Worten die Hand gedrückt: »Ihnen, Maximilien, Ihnen allein gehöre ich auf dieser Welt und in der anderen!«

Valentine antwortete nicht, aber der junge Mann hörte Sie seufzen und weinen. Die Wirkung auf Maximilien ließ nicht lange auf sich warten.

»Oh!« rief er aus, »Valentine! Valentine! Vergessen Sie meine Worte, wenn in meinen Worten etwas lag, das Sie verletzte!«

»Nein«, erwiderte sie, »Sie haben recht. Aber sehen Sie nicht, daß ich ein armes Geschöpf bin, verlassen in einem fast fremden Haus? Denn mein Vater ist mir beinahe fremd geworden und mein Wille wird seit zehn Jahren Tag für Tag, Stunde für Stunde, Minute für Minute durch den eisernen Willen von Gebitern gebrochen, was schwer auf mir lastet. Niemand sieht, was ich leide, und ich sagte es niemandem als Ihnen. Dem Anschein nach und vor den Augen von jedermann sind alle gut gegen mich, alle liebevoll, in Wirklichkeit sind mir alle feindlich gesinnt. Die Leute sagen: »Monsieur Villefort ist zu ernst und zu streng, um sehr zärtlich gegen seine Tochter zu sein, aber sie hatte wenigstens das Glück, in Madame de Villefort wieder eine zweite Mutter zu finden.« Nun denn, die Leute täuschen sich. Mein Vater behandelt mich mit Gleichgültigkeit und meine Stiefmutter haßt mich mit einer um so schrecklicheren Erbitterung, als diese durch ein ewiges Lächeln verschleiert ist.«

»Sie hassen? Sie, Valentine? Wie kann man Sie hassen?«

»Ach, mein Freund«, antwortete Valentine, »ich bin zu gestehen genötigt, daß viel von diesem Haß gegen mich auf einem fast natürlichen Gefühl beruht.«

»Wieso?«

»Wieso? Es kommt mir seltsam vor, in unser Gespräch eine Geldangelegenheit zu mischen. Nun, mein Freund, ich wenigstens glaube, daß ihr Haß hieraus entspringt. Da sie selbst kein Vermögen besitzt, da ich schon von mütterlicher Seite reich bin, und dieses Vermögen durch jenes von Monsieur und Madame de Saint-Méran noch mehr als verdoppelt wird, das mir dereinst zufallen muß, so glaube ich, daß sie mich beneidet. O mein Gott! Wenn ich ihr die Hälfte dieses Vermögens geben und bei Monsieur de Villefort wieder eine Tochter im Haus ihres Vaters sein könnte, so täte ich es gewiß auf der Stelle.«

»Arme Valentine!«

»Ja, ich fühle mich angekettet und zugleich so schwach, daß es mir dünkt, diese Bande seien meine Stütze, so daß ich sie zu sprengen fürchte. Zudem ist mein Vater nicht der Mann, dessen Befehle man ungestraft verletzt. Er hat Macht über mich, er hätte Macht über Sie, er könnte sie vermutlich sogar über den König ausüben, da er durch eine tadellose Vergangenheit und durch eine fast unangreifbare Stellung geschützt ist. Oh! Maximilien! Ich schwöre es Ihnen, ich kämpfe nicht, weil ich fürchte, in diesem Kampf ebensosehr Sie als mich ins Verderben zu stürzen.«

»Aber warum verzweifeln Sie denn so, Valentine?« fragte Maximilien. »Und warum sehen Sie die Zukunft immer düster?«

»Ah! Mein Freund, weil ich sie nach der Vergangenheit beurteile.«

»Wenn ich auch nicht eine gute Partie aus aristokratischem Blickwinkel bin, so gehöre ich doch in vielen Beziehungen der Gesellschaft an, in der Sie leben. Die Zeit, da es ein zweites Frankreich in Frankreich gab, existiert nicht mehr. Die höchsten Familien der Monarchie sind mit den Familien des Kaiserreiches verschmolzen. Der Schwertadel hat sich mit

dem Kanonenadel verbunden. Wohlan, ich gehöre letzterem an. Ich habe eine schöne Zukunft in der Armee, ich besitze ein beschränktes, aber unabhängiges Vermögen. Das Andenken an meinen Vater endlich ist in unserer Heimat als das eines der rechtschaffensten Handelsmänner, die existieren, geehrt. Ich sage unsere Heimat, Valentine, weil Sie selbst beinahe aus Marseille sind.«

»Sprechen Sie mir nicht von Marseille, Maximilien. Dieses einzige Wort erinnert mich an meine gute Mutter, diesen Engel, dessen Verlust jedermann bedauerte, und der, nachdem er über seine Tochter während seines kurzen Erdendaseins gewacht hat, über sie, ich hoffe es wenigstens, auch während seines ewigen Himmelsdaseins wacht. Oh, wenn meine arme Mutter noch leben würde, Maximilien, brauchte ich nichts mehr zu befürchten. Ich würde ihr sagen, daß ich Sie liebe, und sie würde uns beschützen.«

»Ach! Valentine«, versetzte Maximilien, »wenn sie noch lebte, würde ich Sie ohne Zweifel nicht kennen. Denn Sie wären, wie Sie sagten, glücklich, wenn sie leben würde, und die glückliche Valentine hätte wohl von der Höhe ihres Glücks geringschätzig auf mich herabgeschaut.«

»Ach, mein Freund«, rief Valentine aus, »nun sind Sie ungerecht... Sagen Sie mir...«

»Was soll ich Ihnen sagen?« fragte Maximilien, als er sie unschlüssig sah.

»Sagen Sie mir«, fuhr das junge Mädchen fort, »gab es ehemals in Marseille je Anlaß zu einem Mißverständnis zwischen Ihrem und meinem Vater?«

»Nein, soviel ich weiß«, antwortete Maximilien, »wenn nicht noch zu der Zeit, da Ihr Vater ein übereifriger Anhänger der Bourbonen und der meinige ein dem Kaiser ergebener Mann war. Dies ist, vermute ich, die einzige Uneinigkeit, die jemals zwischen ihnen stattfand. Aber wozu diese Frage, Valentine?«

»Ich will es Ihnen sagen«, erwiderte das junge Mädchen, »denn Sie müssen alles wissen. Nun denn, es war an jenem Tag, da Ihre Ernennung zum Offizier der Ehrenlegion in der Zeitung gemeldet wurde. Wir alle waren bei meinem Großvater, Monsieur Noirtier, ferner auch Monsieur Danglars, Sie wissen, jener Bankier, dessen Pferde vorgestern meine Mutter und meinen Bruder beinahe getötet hätten? Ich las meinem Großvater die Zeitung vor, während jene Herren über die wahrscheinliche Heirat von Monsieur de Morcerf und von Mademoiselle Danglars plauderten. Als ich zu der Stelle kam, die Sie betraf – denn schon am Morgen davor hatten Sie mir diese gute Nachricht gebracht –, als ich, wie ich sagte, zu der Stelle kam, die Sie betraf, war ich sehr glücklich, fürchtete mich aber ebenso sehr, genötigt zu sein, Ihren Namen laut auszusprechen, und sicher hätte ich ihn ohne die Besorgnis ausgelassen, die ich hegte, daß man mein Schweigen übel auslegen möchte. Ich raffte also meinen ganzen Mut zusammen und las.«

»Liebe Valentine!«

»Nun, sowie Ihr Name erscholl, wandte mein Vater den Kopf um. Ich war so überzeugt – sehen Sie, wie albern ich bin –, jedermann müßte von diesem Namen wie von einem Blitzstrahl erfaßt werden, daß ich meinen Vater glaubte zusammenzucken zu sehen, und sogar – bei diesem muß es eine Täuschung gewesen sein, dessen bin ich sicher –, und sogar Monsieur Danglars.

»Morrel?« sagte mein Vater. »Warten Sie doch!« Er runzelte die Stirn. »Sollte dies einer von jenen Morrels von Marseille sein, einer von jenen wütenden Bonapartisten, die uns im Jahre 1815 so viel Böses zufügten?«

»Ja«, antwortete Danglars, »ich glaube sogar, daß es der Sohn des damaligen Reeders ist.««

»Wahrhaftig!« sagte Maximilien. »Und was antwortete Ihr Vater, sprechen Sie, Valentine?«

»Oh! Etwas Schreckliches, was ich Ihnen nicht zu wiederholen wage.«

»Sprechen Sie einfach«, entgegnete Maximilien lächelnd.

»Ihr Kaiser«, fuhr er, die Stirn runzelnd fort, »wußte alle diese Fanatiker an ihren Platz zu stellen. Er nannte sie Kanonenfutter, und dies war der einzige Name, den sie verdienten. Ich sehe mit Freude, daß die neue Regierung dieses heilsame Prinzip wieder anwendet. Wär's auch nur deshalb, daß die Regierung Algier behält, so würde ich ihr dazu Glück wünschen, obgleich es uns ein wenig viel kostet.«

»Das ist in der Tat eine ziemlich brutale Politik«, äußerte Maximilien. »Aber erröten Sie nicht über das, liebe Freundin, was Monsieur de Villefort sprach. In dieser Beziehung stand mein Vater dem Ihrigen in nichts nach und wiederholte unaufhörlich: »Warum errichtet denn nicht der Kaiser, der so viele schöne Dinge vollbringt, ein Regiment von Richtern und Advokaten und schickt sie nicht immer voran ins Feuer?« Sie sehen es, liebe Freundin, die Parteien sind in bezug auf das Malerische des Ausdrucks und der Sanftmut des Gedankens einander ebenbürtig. Doch was sagte Monsieur Danglars zu dieser Äußerung des Staatsanwalts?«

»Oh! Er begann zu lachen, mit jenem duckmäuserischen Lachen, das ihm eigentümlich ist und das ich unheimlich finde. Dann standen sie gleich danach auf und gingen fort. Ich sah dann nur, daß mein guter Großvater sehr aufgeregt war. Ich muß Ihnen sagen, Maximilien, daß ich allein die Regungen im Gemüt dieses armen Gelähmten errate, und ich vermutete überdies, daß die soeben vor ihm gepflogene Konversation – denn man nimmt keine Rücksicht mehr auf den armen Großvater – einen sehr starken Eindruck auf ihn gemacht hatte, weil man Böses von seinem Kaiser sprach, und er dem Kaiser fanatisch zugetan war.«

»Es ist wirklich einer von den bekannten Namen des Kaiserreichs«, sagte Maximilien. »Er war Senator und, wie Sie wis-

sen oder nicht wissen, Valentine, Teilnehmer beinahe an allen bonapartistischen Verschwörungen, die unter der Restauration angezettelt wurden.«

»Ja, ich höre bisweilen ganz leise von diesen Dingen sprechen, die mir sonderbar scheinen. Der Großvater Bonapartist, der Vater Royalist. Was soll man dazu sagen? Ich wandte mich also zu ihm. Er zeigte mir das Journal mit dem Blick.

»Was wollen Sie, guter Großpapa?« fragte ich ihn. »Sind Sie vergnügt?«

Er machte mit dem Kopf ein bejahendes Zeichen.

»Über das, was mein Vater soeben sagte?« fragte ich.

Er machte ein verneinendes Zeichen.

»Also über die Ernennung von Monsieur Morrek, ich wagte nicht zu sagen Maximilien –, »zum Offizier der Ehrenlegion?«

Er machte ein bejahendes Zeichen.

Werden Sie es glauben, Maximilien? Er war vergnügt darüber, daß Sie zum Offizier der Ehrenlegion ernannt wurden, obgleich er Sie nicht kennt. Es ist vielleicht Verrücktheit von seiner Seite, denn er wird kindisch, sagt man, aber ich liebe ihn sehr für dieses »Ja.«

»Es ist seltsam«, versetzte Maximilien. »Ihr Vater würde mich also hassen, während dagegen Ihr Großvater... Liebe und Haß der Parteien sind sonderbare Dinge!«

»Still!« rief plötzlich Valentine aus. »Verbergen Sie sich, fliehen Sie, es kommt jemand!«

Maximilien sprang auf einen Spaten zu und begann unbarmherzig die Luzernen umzugraben.

»Mademoiselle, Mademoiselle«, rief eine Stimme hinter den Bäumen, »Madame de Villefort sucht sie überall und ruft nach Ihnen. Es ist ein Besuch im Salon.«

»Ein Besuch?« entgegnete Valentine ganz aufgeregt. »Und wer macht uns diesen Besuch?«

»Ein sehr vornehmer Herr, ein Fürst, wie man sagt, der Herr Graf von Monte Christo.«

»Ich komme schon!« sagte Valentine ganz laut.

Dieser Name ließ auf der anderen Seite des Gitters denjenigen zusammenfahren, dem das »Ich komme schon!« Valentines zum Lebewohlzeichen am Schluß jedes Stelldicheins diente.

»Ei«, sagte Maximilien bei sich, sich gedankenvoll auf seinen Spaten stützend, »woher kennt der Graf von Monte Christo Monsieur de Villefort?«

52. KAPITEL

Giftkunde

Wirklich war es der Herr Graf von Monte Christo, der soeben bei Madame de Villefort in der Absicht eingetreten war, dem Herrn Staatsanwalt den Besuch zu erwidern, den dieser ihm abgestattet hatte, und bei seinem Namen geriet, wie man leicht begreift, das ganze Haus in Aufruhr.

Madame de Villefort, die allein im Salon war, als man den Grafen meldete, ließ sogleich ihren Sohn holen, auf daß der Knabe seine Danksagungen dem Grafen wiederholen sollte, und Edouard, der seit zwei Tagen von nichts anderem als von der vornehmen Person sprechen hörte, eilte hastig herbei, nicht aus Gehorsam gegen seine Mutter, nicht um dem Grafen zu danken, sondern aus Neugier, und um irgendeine Bemerkung zu machen, die er benützen konnte, einen von jenen Späßen anzubringen, die seine Mutter zu äußern veranlaßten: »Oh! Der schlimme Knabe! Aber ich muß ihm wohl verzeihen, er hat so viel Verstand!«

Nach dem ersten Austausch der üblichen Höflichkeiten, er-

kündigte sich der Graf nach Monsieur de Villefort.

»Mein Mann diniert bei dem Herrn Kanzler«, antwortete die junge Frau. »Er ist soeben fortgefahren und wird es sehr bedauern, dessen bin ich gewiß, des Glücks, Sie zu sehen, beraubt worden zu sein.«

Zwei Besucher, die früher als der Graf in den Salon gekommen waren und die Augen nicht von ihm abwendeten, entfernten sich nach der schicklichen Zeit, welche Höflichkeit und Neugier gleichmäßig in Anspruch nahmen.

»Apropos, was macht denn deine Schwester Valentine?« fragte Madame de Villefort Edouard. »Man sage ihr, daß ich die Ehre habe, sie dem Herrn Grafen vorzustellen.«

»Sie haben eine Tochter, Madame?« fragte der Graf. »Sie muß ja ein Kind sein?«

»Sie ist die Tochter von Monsieur de Villefort«, antwortete die junge Madame, »eine Tochter aus erster Ehe, eine großgewachsene und schöne Person.«

»Aber schwermütig«, unterbrach sie der kleine Edouard, und riß, um einen Buschen auf seinen Hut davon zu machen, einem prächtigen Ära die Schwanzfedern aus, der auf seiner vergoldeten Stange vor Schmerz aufkreischte. Madame de Villefort begnügte sich, zu sagen: »Ruhig, Edouard!« Dann fügte sie hinzu: »Dieser kleine Wildfang hat beinahe recht und wiederholt das, was er mich sehr oft mit Schmerz sagen hörte. Denn Mademoiselle de Villefort hat, ungeachtet alles dessen, was wir tun mögen, um sie zu zerstreuen, einen schwermütigen Charakter und ein schweigsames Temperament, das oft der Wirkung ihrer Schönheit schadet. Aber sie kommt nicht. Edouard, sieh doch nach, warum.«

»Weil man sie sucht, wo sie nicht ist.«

»Wo sucht man sie?«

»Bei Großpapa Noirtier.«

»Und sie ist nicht dort, glaubst du?«

»Nein, nein, nein, nein, sie ist nicht dort«, antwortete Edouard singend.

»Und wo ist sie? Wenn du es weißt, so sag es.«

»Sie ist unter dem großen Kastanienbaum«, fuhr der böse Junge fort, indem er, ungeachtet der abwehrenden Gesten seiner Mutter, dem Papagei lebendige Mücken reichte, der nach dieser Art von Wildbret sehr lüstern schien.

Madame de Villefort streckte die Hand aus, um zu schellen und um der Kammerfrau den Ort zu bezeichnen, wo sie Valentine finden könnte, als diese eintrat. Sie schien wirklich traurig, und als genauer Beobachter hätte man in ihren Augen Tränenspuren sehen können. Valentine, die wir, von der Eile der Erzählung hingerissen, unseren Lesern vorgestellt haben, ohne sie ihnen zu schildern, war ein großes und schlankes junges Mädchen von neunzehn Jahren mit hellbraunen Haaren und dunkelblauen Augen. In ihrem Gang lag etwas Gemessenes, das Gepräge jener auserlesenen Vornehmheit, die ihre Mutter charakterisierte. Ihre weißen und zarten Hände, ihr Perlenmuschelhals, ihre von flüchtigem Rot gesprenkelten Wangen, verliehen ihr auf den ersten Anblick das Aussehen einer jener schönen Engländerinnen, die man ziemlich poetisch in ihrem Gang mit Schwänen verglichen hat, die sich im Wasser spiegeln.

Sie trat also ein und grüßte, neben ihrer Mutter den Fremden, von dem sie schon sprechen hörte, erblickend, ohne die Ziererei eines jungen Mädchens und ohne die Augen niederzuschlagen, mit einer Anmut, welche die Aufmerksamkeit des Grafen verdoppelte. Dieser stand auf.

»Mademoiselle de Villefort, meine Stieftochter«, sagte Madame de Villefort zu Monte Christo, sich auf ihrem Sofa vorneigend, indem sie mit der Hand auf Valentine wies.

»Und der Herr Graf von Monte Christo, König von China, Kaiser von Cochinchina«, äußerte der junge Schlingel, mit einem tückischen Blick auf seine Schwester.

Diesmal erblaßte Madame de Villefort und wäre über diesen häuslichen Quälgeist, genannt Edouard, beinahe zornig geworden. Der Graf aber lächelte ganz im Gegenteil und schien den Knaben wohlgefällig anzuschauen, was die Freude und den Enthusiasmus seiner Mutter auf den höchsten Grad steigerte.

»Aber, Madame«, fragte der Graf, das Gespräch wieder anknüpfend und wechselweise Madame de Villefort und Valentine anblickend, »habe ich nicht schon die Ehre gehabt, Sie irgendwo zu sehen, Sie und Mademoiselle? Vorhin schon dachte ich daran, und als Mademoiselle eintrat, war ihr Anblick ein Schimmer, der eine dunkle Erinnerung erhellte. Verzeihen sie mir diese Worte.«

»Das ist nicht wahrscheinlich, Monsieur. Madame de Villefort liebt Gesellschaften nicht, und wir gehen selten aus«, erwiderte das junge Mädchen.

»Es war auch nicht in einer Gesellschaft, daß ich Mademoiselle, Madame und diesen ergötzlichen Schalk sah. Zudem ist mir die vornehme Welt in Paris völlig unbekannt, denn ich bin, wie ich Ihnen, glaube ich, zu sagen die Ehre hatte erst seit einigen Tagen in Paris. Nein, wenn Sie erlauben, daß ich mich erinnere... warten Sie...« Der Graf legte die Hand auf seine Stirn, wie um alle seine Erinnerungen zu sammeln.

»Nein, es war draußen... es war... ich weiß nicht... aber ich meine, daß diese Erinnerung unzertrennlich ist von einer schönen Sonne und von einer Art religiösen Festes... Mademoiselle hielt Blumen in der Hand, der Knabe lief einem schönen Pfau in einem Garten nach, und Sie, Madame, waren in einer Bogenlaube... Helfen Sie mir doch, Madame. Erinnern Sie, was ich Ihnen sage, an nichts?«

»Nein, wahrhaftig«, antwortete Madame de Villefort, »und dennoch scheint es mir, Monsieur, daß, wenn ich Sie irgendwo getroffen hätte, die Erinnerung an Sie meinem Gedächtnis gegenwärtig geblieben wäre.«

»Vielleicht sahen uns der Herr Graf in Italien«, äußerte Valentine schüchtern.

»In der Tat, in Italien... das ist möglich«, sagte Monte Christo. »Haben Sie eine Reise nach Italien gemacht, Mademoiselle?«

»Madame und ich reisten vor zwei Jahren nach Italien. Aus Sorge um meine Brust empfahlen mir die Ärzte die Luft von Neapel. Wir kamen durch Bologna, Perugia und Rom.«

»Ah, richtig, Mademoiselle«, rief Monte Christo aus, wie wenn dieser einfache Aufschluß genügte, alle seine Erinnerungen zu fixieren. »Es war in Perugia, am Fronleichnamstag, im Garten des Gasthauses zur Post, wo uns der Zufall zusammenführte, Sie, Madame, Mademoiselle, Ihren Sohn und mich, so daß ich die Ehre genoß, Sie zu sehen.«

»Ich erinnere mich sehr gut an Perugia, Monsieur, und an das Gasthaus zur Post und auch an das Fest, von dem Sie sprechen«, versetzte Madame de Villefort, »aber vergebens denke ich nach und schäme mich meines schwachen Gedächtnisses. Ich erinnere mich nicht, die Ehre gehabt zu haben, Sie zu sehen.«

»Das ist sonderbar, ich auch nicht«, äußerte Valentine, ihre schönen Augen zu Monte Christo aufschlagend.

»Ah! Ich erinnere mich daran«, sagte Edouard.

»Ich will Ihnen helfen, Madame«, erwiderte der Graf. »Es war ein sehr heißer Tag gewesen. Sie warteten auf die Pferde, die wegen der Feierlichkeit nicht kamen. Mademoiselle ging tief in den Garten hinein, und Ihr Sohn verschwand auf der Jagd nach dem Vogel.«

»Ich erwischte ihn, Mama«, sagte Edouard. »Du weißt, ich riß ihm sogar drei Federn aus dem Schwanz.«

»Sie, Madame, blieben in der Weinlaube. Erinnern Sie sich nicht mehr, während Sie auf einer steinernen Bank saßen, und während, wie ich Ihnen sagte, Mademoiselle de Villefort und

Ihr Herr Sohn abwesend waren, ziemlich lange mit jemandem gesprochen zu haben?»

»Ja, wirklich, ja«, antwortete die junge Frau errötend, »ich erinnere mich daran, mit einem in einen langen wollenen Mantel gehüllten Mann... mit einem Arzt, glaube ich.«

»So ist es, Madame, dieser Mann war ich. Während meines vierzehntägigen Aufenthalts in diesem Gasthaus heilte ich meinen Kammerdiener vom Fieber und meinen Wirt von der Gelbsucht, so daß man mich für einen berühmten Arzt hielt. Wir sprachen lange, Madame, von verschiedenen Dingen, von Perugino, von Raffael, von den Eigenschaften und dem Gebrauch jener famosen ›Aqua Tofana‹, deren Geheimnis, wie man Ihnen sagte, glaube ich, noch einige Personen in Perugia kannten.«

»Ah! Es ist wahr«, entgegnete Madame de Villefort mit einer gewissen Unruhe, »ich erinnere mich.«

»Ich weiß nicht mehr genau, was Sie mir alles sagten, Madame«, fuhr der Graf mit vollkommener Ruhe fort, »erinnere mich aber sehr gut, daß Sie mich, den allgemeinen Irrtum in bezug auf meine Person teilend, wegen der Gesundheit von Mademoiselles de Villefort um Rat fragten.«

»Sie waren denn doch wirklich ein Arzt«, bemerkte Madame de Villefort, »weil Sie Kranke heilten.«

»Molière oder Beaumarchais würden Ihnen antworten, Madame, daß ich gerade deshalb, weil ich kein Arzt war, meine Kranken nicht heilte, sondern daß meine Kranken genasen. Ich begnüge mich, Ihnen zu sagen, daß ich ziemlich gründlich Chemie und Naturwissenschaften studierte, aber nur als Liebhaber... Sie verstehen.«

In diesem Moment schlug es sechs Uhr.

»Es ist sechs Uhr«, äußerte Madame de Villefort, sichtlich aufgeregt. »Schauen Sie nicht nach, Valentine, ob Ihr Großvater bereit ist, zu dinieren?«

Valentine stand auf, grüßte den Grafen und verließ das Zimmer, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

»Oh! Mein Gott, Madame, sollten Sie etwa meinetwegen Mademoiselle de Villefort fortgeschickt haben?« fragte der Graf, nachdem Valentine den Raum verlassen hatte.

»Nicht im geringsten«, antwortete die junge Frau rasch. »Allein, dies ist die Stunde, in der wir Monsieur Noirtier das traurige Mahl auftischen, welches seine traurige Existenz sichert. Sie wissen, Monsieur, in welchem traurigen Zustand der Vater meines Gemahls ist?«

»Ja, Madame, Monsieur de Villefort hat mit mir davon gesprochen. Eine Lähmung, meine ich.«

»Ach ja, der arme Greis leidet an einer vollständigen Bewegungsunfähigkeit, die Seele allein wacht in dieser menschlichen, blassen und zitternden Maschine, die gleich einer Lampe nahe daran ist, zu erlöschen. Doch verzeihen Sie, Monsieur, daß ich mit Ihnen von unseren häuslichen Mißgeschicken spreche. Ich unterbrach Sie in dem Moment, da Sie mir sagten, daß Sie ein geschickter Chemiker seien.«

»Oh! Dies sagte ich nicht, Madame«, erwiderte der Graf lächelnd. »Ganz im Gegenteil; ich studierte die Chemie nur, weil ich entschlossen war, vornehmlich im Orient zu leben, und dem Beispiel des Königs Mithridates folgen wollte.«

»Mithridates, *rex Ponticus*«, plapperte der Wildfang dazwischen, während er die Bilder aus einem prächtigen Album ausschnitt. »Der frühstückte an jedem Morgen eine Tasse Gift à la crème.«

»Edouard! Böser Knabe!« rief Madame de Villefort und riß ihrem Sohn das verstümmelte Buch aus den Händen. »Du bist unerträglich, du schwätzt uns den Kopf toll und voll. Laß uns allein und geh zu deiner Schwester Valentine zum guten Papa Noirtier.«

»Das Album!...« sagte Edouard.

»Was ist mit dem Album?«

»Ich will das Album...«

»Warum hast du die Bilder herausgeschnitten?«

»Weil es mir Spaß macht.«

»Geh' fort! Fort!«

»Ich werde nicht fortgehen, wenn man mir das Album nicht gibt«, sagte der Knabe, indem er sich, treu seiner Gewohnheit, nicht nachzugeben, auf einem großen Lehnstuhl plazierte.

»Da nimm und laß uns in Ruhe«, versetzte Madame de Villefort und gab Edouard das Album, der sich, von seiner Mutter begleitet, entfernte.

Der Graf schaute Madame de Villefort nach.

»Ich will doch sehen, ob sie die Tür hinter ihm schließen wird«, murmelte er.

Madame de Villefort schloß die Tür hinter dem Knaben mit der größten Sorgfalt. Der Graf schien es nicht zu bemerken. Dann warf die junge Frau noch einen letzten Blick um sich und setzte sich auf ihr Plaudersofa.

»Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, Madame«, sagte der Graf mit jener Gutmütigkeit, die wir an ihm kennen, »daß Sie gegen diesen ergötzlichen Schalk sehr streng sind.«

»Es ist wohl nötig, Monsieur«, erwiderte Madame de Villefort mit einem wahrhaft mütterlichen Takt.

»Monsieur Edouard sagte seinen Cornelius Nepos her, indem er vom König Mithridates sprach«, äußerte der Graf, »und Sie unterbrachen ihn bei der Anführung einer Stelle, die beweist, daß kein Lehrer seine Zeit bei ihm nicht verloren hat und daß Ihr Sohn für sein Alter schon große Fortschritte machte.«

»Es ist richtig, Herr Graf«, versetzte die ziemlich geschmeichelte Mutter, »daß er eine sehr gute Auffassungsgabe besitzt und alles lernt, was er will. Er hat nur einen Fehler, nämlich allzu eigenwillig zu sein. Doch, um auf das zu kommen, was

er sagte, glauben Sie wohl, Herr Graf, daß Mithridates von diesen Vorsichtsmaßregeln wirklich Gebrauch machte und daß diese Vorsichtsmaßregeln wirksam waren?«

»Ich glaube es so sehr, Madame, daß ich, um nicht vergiftet zu werden, in Neapel, Palermo und Smyrna davon Gebrauch machte, das heißt, bei drei Gelegenheiten, wo ich ohne diese Vorsichtsmaßregel mein Leben hätte verlieren können.«

»Und das Mittel vertrugen Sie?«

»Vollkommen.«

»Ja, es ist wahr, ich erinnere mich, daß Sie mir etwas Ähnliches schon in Perugia erzählten.«

»Wirklich?« fragte der Graf mit einem bewunderungswürdig erkünsteltem Erstaunen. »Ich erinnere mich nicht.«

»Ich fragte Sie, ob die Gifte gleichmäßig und mit derselben Energie auf die nördlichen und auf die südlichen Menschen wirkten, und Sie antworteten mir, daß die kalten und lymphatischen Temperamente der Nordländer nicht dieselbe Empfänglichkeit besitzen wie die reiche und energische Natur der Bewohner des Südens.«

»Es ist wahr«, bemerkte Monte Christo. »Ich sah Russen pflanzliche Substanzen genießen, ohne davon belästigt zu werden, die einen Neapolitaner oder einen Araber sicher getötet hätten.«

»Sie glauben also, daß der Erfolg bei uns noch sicherer wäre als im Orient und daß inmitten unserer Nebel und Regen ein Mensch sich an die stufenweise Einnahme von Gift leichter gewöhnen könnte als in einem heißeren Land?«

»Allerdings. Jedoch unter der Voraussetzung, daß man nur gegen jenes Gift geschützt sein wird, an welches man sich gewöhnt hat.«

»Ja, ich begreife, und wie würden Sie sich daran gewöhnen, oder vielmehr, wie gewöhnten Sie sich daran?«

»Das ist sehr leicht. Gesetzt den Fall, daß Sie im voraus

wissen, von welchem Gift man gegen Sie Gebrauch macht... gesetzt den Fall, dieses Gift sei zum Beispiel Brucin.«

»Das Brucin gewinnt man aus der falschen Angostura-Rinde, glaube ich«, sagte Madame de Villefort.

»So ist es, Madame«, antwortete Monte Christo. »Aber ich sehe, daß ich Sie nicht mehr viel lehren kann. Ich mache Ihnen mein Kompliment. Solche Kenntnisse sind bei den Damen selten.«

»Oh! Ich gesteh's«, sagte Madame de Villefort, »ich hege die heftigste Vorliebe für die geheimen Wissenschaften, die wie ein Gedicht die Einbildungskraft beschäftigen und sich in Zahlen auflösen wie eine algebraische Gleichung. Aber fahren Sie fort, ich bitte Sie. Was Sie mir sagen, interessiert mich im höchsten Grad.«

»Wohlan«, entgegnete Monte Christo, »gesetzt den Fall, dieses Gift wäre Brucin, und Sie würden am ersten Tag ein Milligramm davon nehmen, am zweiten Tag zwei Milligramm, so werden Sie nach Verlauf von zehn Tagen ein Zentigramm haben, nach Verlauf von zwanzig Tagen, um ein Milligramm mehr nehmend, drei Zentigramm, also eine Dosis, die Sie ohne Nachteil ertragen werden und die schon sehr gefährlich für eine andere Person wäre, welche nicht dieselben Vorsichtsmaßregeln getroffen hätte wie Sie. Endlich, nach Verlauf eines Monats, würden Sie, wenn Sie Wasser aus ein und derselben Karaffe trinken, die Person töten, die dieses Wasser zu gleicher Zeit tränke wie Sie, ohne Ihrerseits auf eine andere Weise als durch ein leichtes Unbehagen zu merken, daß irgendeine giftige Substanz in dieses Wasser gemischt war.«

»Kennen Sie kein anderes Gegengift?«

»Ich kenne keines.«

»Ich habe die Geschichte von Mithridates schon oft gelesen«, sagte Madame de Villefort nachdenkend, »und sie für eine Fabel gehalten.«

»Nein, Madame, gegen die Gewohnheit der Geschichte ist es eine Wahrheit. Aber was Sie mir da sagen, Madame, und was Sie mich fragen, ist nicht die Folge einer Laune, weil Sie schon vor zwei Jahren ähnliche Fragen an mich stellten und weil Sie mir sagen, daß die Geschichte von Mithridates Sie seit langer Zeit beschäftigte.«

»Es ist wahr, Monsieur, die beiden Lieblingsstudien meiner Jugend waren die Botanik und die Mineralogie, und als ich dann später erfuhr, daß der Gebrauch einfacher Heilmittel oft die ganze Geschichte der Völker und das ganze Leben der Individuen des Orients erklärte, wie die Blumen alle ihre Liebesgedanken ausdrücken, bedauerte ich, nicht ein Mann zu sein, um ein Flamel, ein Fontana oder ein Cabanis zu werden.«

»Um so mehr, Madame«, versetzte Monte Christo, »als die Orientalen sich nicht wie Mithridates darauf beschränken, sich aus Giften eine Rüstung zu machen, sie schmieden sich auch einen Dolch daraus. Die Wissenschaft wird in ihren Händen nicht nur eine Schutz-, sondern auch sehr oft eine Trutzwaffe. Die eine dient gegen ihre physischen Leiden, die andere gegen ihre Feinde. Mit dem Opium, mit der Tollkirsche, mit dem Haschisch verschaffen sie sich im Traum das Glück, das Gott ihnen in der Wirklichkeit versagt hat. Mit dieser falschen Angostura-Rinde, mit dem Schlangenhholz, mit dem Kirschlorbeer schläfern sie jene ein, die ihnen den Schlaf rauben. Es gibt keine einzige von jenen ägyptischen, türkischen oder griechischen Frauen, die Sie hier brave Frauen nennen, die von der Chemie nicht so viel verstehen, um einen Arzt in Erstaunen zu setzen, und von der Psychologie, um einen Beichtvater mit Schrecken zu erfüllen.«

»Wirklich!« rief Madame de Villefort aus, deren Augen bei diesem Gespräch von einem unheimlichen Feuer funkelten.

»Ei, mein Gott, ja, Madame«, fuhr Monte Christo fort. »Die geheimen Dramen des Orients knüpfen und lösen sich so von der Pflanze, die Liebe einflößt, bis zur Pflanze, die den Tod

bringt, von dem Trank, der den Himmel öffnet, bis zu jenem, der einen Menschen in die Hölle stürzt. Es gibt ebenso viele Abstufungen aller Art, als es Launen und Wunderlichkeiten in der menschlichen, physischen und moralischen Natur gibt. Ja, ich sage noch mehr: Die Kunst dieser Chemiker weiß das Mittel und das Übel ihren Liebesbedürfnissen oder Rachegelüsten auf eine wunderbare Weise anzupassen.«

»Aber, Monsieur«, fragte die junge Frau, »diese orientalischen Gesellschaften, in deren Mitte Sie einen Teil Ihres Lebens verbrachten, sind also wirklich so phantastisch, gleich den Märchen, die aus ihrem schönen Land zu uns kommen? Ein Mensch kann also dort ungestraft aus dem Weg geräumt werden? Es gibt somit wirklich das Bagdad oder Basra des Monsieur Galland? Die Sultane und Wesire, welche diese Staaten beherrschen, sind also ernstlich Harun-al-Raschids und Giaffaras, die nicht nur einem Vergifter verzeihen, sondern ihn auch zum ersten Minister machen, wenn das Verbrechen sinnreich war, und in diesem Fall die Geschichte in goldenen Buchstaben aufzeichnen lassen, um sich in den Stunden ihrer Langeweile daran zu ergötzen?«

»Nein, Madame, das Phantastische existiert selbst im Orient nicht mehr. Dort gibt es auch, nur unter anderen Namen und unter anderen Gewändern, Polizeikommissare, Untersuchungsrichter, Staatsanwälte und Sachverständige. Man henkt, köpft und pfählt dort sehr ergötzlich die Verbrecher. Aber diese haben als geschickte Betrüger die menschliche Justiz auszuspiren und den glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen durch gewandte Kombinationen zu sichern gewußt. Bei uns geht ein vom Dämon des Hasses oder der Habsucht besessener Dummkopf, der einen Feind töten oder einen vornehmen Verwandten vernichten will, zu einem Krämer, gibt ihm einen falschen Namen an, der viel leichter zu seiner Entdeckung führt als sein wirklicher Name, und kauft unter dem Vorwand, daß die Ratten ihn nicht schlafen lassen, fünf bis sechs Gramm Arsen. Ist er besonders pfiffig, so geht er zu

fünf bis sechs Krämern und wird deshalb fünf- bis sechsmal schneller erkannt. Dann, wenn er sein Mittelchen hat, bringt er seinem Feind, seinem vornehmen Verwandten eine Dosis Arsen bei, die ein Mammut oder ein Mastodon umkippen lassen würde und die ohne alle Notwendigkeit das Opfer aufheulen läßt, daß das ganze Stadtviertel in Aufruhr versetzt wird. Dann fliegt eine Wolke von Polizeiaagenten und Gendarmen herbei. Man läßt einen Arzt holen, der den Toten öffnet und in dessen Magen und Eingeweiden das Arsen mit dem Löffel sammelt. Am anderen Tag erzählen hundert Journale die Tat mit dem Namen des Opfers und des Mörders. Noch am selben Abend kommt der Krämer oder erscheinen die Krämer und sagen: »Ich bin es, der das Arsen an diesen Herrn verkaufte«, und eher, als den Käufer nicht wiederzuerkennen, würden sie deren zwanzig wiedererkennen. Dann wird dieser kriminell gewordene Trottel gefangen, eingesperrt, verhört, konfrontiert, verwirrt, verurteilt und guillotiniert, oder wenn es eine Frau von einigem Ansehen ist, so wird sie lebenslänglich eingesperrt. Auf solche Weise verstehen Ihre Nordländer die Chemie, Madame. Desrues war darin jedoch viel stärker, ich muß es gestehen.«

»Was wollen Sie, Monsieur«, erwiderte die junge Frau lachend, »man tut, was man kann. Nicht jedermann besitzt die Geheimnisse der Medici oder der Borgia.«

»Soll ich Ihnen nun sagen«, fragte der Graf, die Achseln zuckend, »was all diese Albernheiten verursacht? Weil man in Ihren Theatern, wenigstens nach den Stücken, die man dort spielt, und nach denen zu schließen, die ich las, Leute immer den Inhalt eines ganzen Fläschchens verschlucken oder in die Fassung eines Ringes beißen und mausetot hinfallen sieht. Fünf Sekunden später fällt der Vorhang, die Zuschauer gehen fort. Man kennt die Folgen des Mordes nicht, man sieht nie weder den Polizeikommissar mit seiner Schärpe noch den Korporal mit seinen vier Mann, und dies ermächtigt viele armselige Schwachköpfe zu glauben, daß die Sachen so ge-

schehen. Aber verlassen Sie Frankreich ein wenig, gehen Sie nach Aleppo, nach Kairo, ja, nur nach Neapel und Rom, und Sie werden auf den Straßen Leute aufrecht, frisch und rosenrot gehen sehen, von denen der hinkende Teufel, wenn er Sie mit seinem Mantel streifte, sagen könnte: »Dieser Herr ist seit drei Wochen vergiftet und wird in einem Monat ganz tot sein.««

»Dann haben sie also«, erwiderte Madame de Villefort, »das Geheimnis jener famosen »Aqua Tofana« wiedergefunden, das man mir in Perugia für verloren ausgab?«

»Ei, mein Gott, Madame, verliert sich etwas bei den Menschen? Die Künste verändern ihre Stätte und wandern um die Welt, die Dinge wechseln den Namen, weiter nichts, und der Pöbel täuscht sich darin! Aber das Resultat ist immer dasselbe: Gift. Jedes Gift wirkt absonderlich auf dieses oder jenes Organ; das eine auf den Magen, das andere auf das Gehirn, wieder ein anderes auf die Eingeweide. Wohlan, das Gift erzeugt einen Husten, dieser Husten einen Fluß auf der Brust oder eine andere im Buch der Wissenschaft katalogisierte Krankheit, was es nicht hindert, vollkommen tödlich zu sein, und was es, wenn es dies nicht wäre, in Folge der Heilmittel werden würde, welche die treuherzigen Ärzte beibringen, die in der Regel sehr schlechte Chemiker sind, und welche für oder gegen die Krankheit wirken werden, wie es Ihnen beliebt. Und so wird ein Mensch nach der Kunst und nach den Regeln getötet, an denen die Justiz nichts zu tadeln hat, wie ein Freund von mir sagte, ein gewaltiger Chemiker, der vortreffliche Abbé Adelmonte von Taormina in Sizilien, der diese nationalen Erscheinungen sehr studiert hatte.«

»Das ist schrecklich, aber bewundernswürdig«, sagte die junge Frau, regungslos vor Aufmerksamkeit. »Ich hielt, ich gesteh's, alle diese Geschichten für Erfindungen des Mittelalters.«

»Ja, allerdings, die jedoch in unseren Zeiten noch an Vollkommenheit gewonnen haben. Wozu sollen denn, nach Ihrer

Meinung, die Zeit, die Aufmunterungen, die Medaillen, die Orden, der Prix Montyon nützen, wenn nicht, um die Gesellschaft zu ihrer größten Vollkommenheit zu bringen? Nun aber wird der Mensch nicht vollkommen sein, als bis er wie Gott zu schaffen und zu zerstören weiß. Zu zerstören weiß er schon. Das ist in der Tat die Hälfte des Weges.«

»So daß«, versetzte Madame de Villefort, beharrlich auf ihr Ziel zurückkommend, »die Gifte der Borgia, der Medici, der René, der Ruggieri und späterhin wahrscheinlich des Barons von der Trenck, mit denen das moderne Drama und der Roman solchen Mißbrauch getrieben hat...«

»Kunstprodukte waren, Madame, weiter nichts«, unterbrach sie der Graf. »Glauben Sie, daß der wahre Gelehrte sich auf eine alltägliche Weise an das Individuum selbst wendet? Nein. Die Wissenschaft liebt die Sprünge, die Kraftstücke, die Phantasie, wenn man sich so ausdrücken kann. Jener vortreffliche Abbé Adelmonte zum Beispiel, von dem ich eben sprach, hatte also in dieser Beziehung erstaunliche Erfahrungen gemacht.«

»Wirklich.«

»Ja, ich will Ihnen eine einzige wiedergeben. Er besaß einen sehr schönen Garten voll von Gemüse, Blumen und Früchten; unter diesen Gemüsen wählte er das harmloseste von allen, einen Kohl zum Beispiel. Drei Tage lang begoß er diesen Kohl mit einer Arsenlösung; am dritten Tag wurde der Kohl krank und vergilbte. Dies war der Moment, ihn abzuschneiden. Allen schien er reif und behielt seinen harmlosen Anschein: Nur für den Abbé Adelmonte war er vergiftet. Dann trug er den Kohl in seine Wohnung, nahm ein Kaninchen – der Abbé Adelmonte hatte ein Gehege von Kaninchen, Katzen und Meerschweinchen, das in nichts seiner Sammlung von Gemüse, von Blumen und Früchten nachstand –, der Abbé Adelmonte nahm also ein Kaninchen und ließ es ein Blatt vom Kohl fressen. Das Kaninchen starb. Welcher Untersuchungsrichter würde es wagen, hieran etwas Tadelnswertes zu

finden, und welcher Staatsanwalt ließ es sich jemals einfallen, eine Anklage gegen Monsieur Magendie oder Monsieur Flourens wegen Kaninchen, Meerschweinchen und Katzen zu erlassen, die er getötet hat? Keiner. Das Kaninchen ist also tot, ohne daß die Justiz sich darum bekümmert. Das Kaninchen ist tot, der Abbé Adelmonte läßt durch seine Köchin die Eingeweide ausnehmen und wirft sie auf einen Düngerhaufen. Auf diesem Düngerhaufen ist eine Henne. Sie pickt diese Eingeweide, erkrankt ebenfalls und verendet am nächsten Tag. In dem Moment, da sie in Todeskrämpfen zappelt, fliegt ein Geier vorüber – in Adelmontes Land gibt es viele Geier –, stürzt auf die tote Henne, trägt sie auf einen Felsen und frißt davon. Drei Tage später fühlt sich der arme Geier, dem seit diesem Mahl beständig unwohl ist, auf der höchsten Wolke von einer Betäubung erfaßt, er wirbelt durch den Raum und stürzt schwerfällig in Ihren Fischteich. Der Hecht, der Aal und die Muräne sind gierige Fresser, wie Sie wissen, sie verzehren den Geier. Nun denn, gesetzt den Fall, daß am anderen Tag dieser Aal, dieser Hecht oder diese Muräne, in der vierten Generation vergiftet, auf Ihre Tafel kommen, so wird Ihr Gast in der fünften vergiftet werden und nach acht bis zehn Tagen an Eingeweideschmerzen, Herzleiden, Magenkrebs sterben. Man wird die Leiche öffnen, und die Ärzte werden sagen: ›Diese Person ist an einem Lebergeschwulst oder an Typhus gestorben.«

»Aber alle diese Umstände«, äußerte Madame de Villefort, »die Sie aneinanderreihen, können durch den mindesten Zufall unterbrochen werden, der Geier kann nicht zur rechten Zeit vorüberstreichen oder hundert Schritte vom Fischteich weg niederstürzen.«

»Ah! Gerade da liegt die Kunst. Um im Orient ein großer Chemiker zu sein, muß man den Zufall lenken. Man bringt es dahin.«

Madame de Villefort wurde nachdenklich und lauschte.

»Arsen ist doch unverilgbar«, sagte sie. »Auf welche Art

auch immer man es zu sich nimmt, es wird sich im Leib des Menschen nachweisen lassen, sobald es einmal in ausreichender Menge, um den Tod herbeizuführen, in ihn hineingekommen ist.«

»Gut!« rief Monte Christo aus. »Gut! Gerade dies sagte auch ich zu dem guten Adelmonte. Er sann nach, lächelte und antwortete nur mit einem sizilianischen Sprichwort, das, wie ich glaube, auch ein französisches Sprichwort ist: ›Mein Sohn, die Welt ist nicht an einem Tag erschaffen worden, sondern in sieben. Kommen Sie am Sonntag wieder.‹ Am folgenden Sonntag kam ich wieder. Anstatt seinen Kohl mit Arsen begossen zu haben, hatte er ihn mit einer Salzlösung übergossen, deren Hauptbestandteil Strychnin war, *strychnoscolubrina*, wie die Gelehrten sagen. Diesmal sah der Kohl nicht im mindesten krank aus. Das Kaninchen mißtraute ihm also nicht, war jedoch fünf Minuten später tot; die Henne fraß das Kaninchen und lebte am anderen Tag nicht mehr. Dann spielten wir die Geier, trugen die Henne fort und öffneten sie. Diesmal waren alle besonderen Symptome verschwunden, und es blieben nur die allgemeinen Symptome. Keine besonderen Anzeichen in irgendeinem Organ. Reizung des Nervensystems, weiter nichts, und Anzeichen eines Gehirnschlags, mehr nicht. Die Henne war nicht vergiftet, sondern vom Gehirnschlag getötet worden. Dies ist ein seltener Fall bei Hennen, ich weiß, aber ein sehr häufiger bei den Menschen.«

Madame de Villefort schien immer nachdenklicher.

»Es ist ein wahres Glück«, bemerkte sie, »daß nur Chemiker dergleichen Stoffe bereiten können, denn, wahrhaftig, die eine Hälfte der Welt würde die andere Hälfte vergiften.«

»Chemiker oder Personen, die sich mit Chemie beschäftigen«, antwortete Monte Christo gleichgültig.

»Und dann«, sagte Madame de Villefort, indem sie sich mit Anstrengung von ihren Gedanken losriß, »wie geschickt auch das Verbrechen vorbereitet sein mag, es bleibt doch immer

ein Verbrechen, und wenn es auch der menschlichen Erforschung sich entzieht, so entgeht es doch nicht dem Auge Gottes. Die Orientalen sind in bezug auf das Gewissen stärker als wir und haben klüglich die Hölle weggelassen, weiter nichts.«

»Ei, Madame, das ist eine Überlegung, die natürlich in einer edlen Seele wie der Ihrigen entstehen muß, durch die Logik aber bald daraus verdrängt wäre. Die schlimme Seite des menschlichen Gedankens wird immer in dem sonderbaren Satz von Jean-Jacques Rousseau zusammengefaßt, den Sie kennen: ›Der Mandarin, den man durch Aufheben der Fingerspitze auf fünftausend Meilen tötet.‹ Das Leben des Menschen vergeht mit dem Treiben solcher Dinge, und seine Intelligenz erschöpft sich, darüber nachzusinnen. Sie finden wenige Leute, die kaltblütig einen Dolch in das Herz ihres Nebenmenschen stoßen oder ihm, um ihn von der Erdoberfläche verschwinden zu lassen, jene Menge Arsen zuführen, von der wir eben sprachen. Das ist wirklich eine Überspanntheit oder eine Dummheit. Um dahin zu kommen, muß sich das Blut auf sechsunddreißig Grad erhitzen, der Puls neunzig Schläge machen und die Seele aus ihren gewöhnlichen Schranken treten. Aber wenn Sie, wie dies in der Philologie geschieht, von einem Wort zu einem mildereren sinnverwandten Wort übergehen und ein einfaches Beseitigen vornehmen. Wenn Sie, anstatt einen gemeinen Mord zu begehen, lediglich denjenigen aus Ihrem Weg räumen, der Ihnen hinderlich ist, und zwar ohne Aufsehen, ohne Gewalttätigkeit, ohne die Zutat jener Leiden, die, wenn sie zur Qual werden, aus dem Opfer einen Märtyrer machen, und aus dem, der dies tut, einen Menschenschinder im vollen Sinn des Wortes, wenn es dabei weder Blut, noch Geheul, noch Verrenkungen und vor allem nicht jenen schrecklichen und kompromittierenden Augenblick der Vollendung gibt, dann werden Sie dem Arm des menschlichen Gesetzes enttrinnen, das zu Ihnen sagt: ›Störe die Gesellschaft nicht!‹ Sehen Sie, auf solche Art verfahren die Leute im Orient mit gutem Erfolg, ernste und phlegmatische Personen, die

sich in Situationen von einer gewissen Bedeutung wenig um Zeitfragen kümmern.«

»Noch bleibt das Gewissen übrig«, äußerte Madame de Villefort mit einer bewegten Stimme und einem erstickten Seufzer.

»Ja«, erwiderte Monte Christo, »ja, zum Glück bleibt noch das Gewissen übrig, ohne das man sehr unglücklich wäre. Nach jeder etwas gewalttätigen Tat rettet uns das Gewissen, denn es liefert uns tausend gute Entschuldigungen, deren Richter nur wir sind. Und diese Gründe, wie vortrefflich sie auch sein mögen, würden vielleicht vor einem Tribunal nicht hinreichen, Ihnen das Leben zu bewahren. So mußte zum Beispiel Richard III. von seinem Gewissen wundersam bedient sein nach der Beseitigung der zwei Kinder Edwards IV; wirklich konnte er bei sich sagen: ›Diese zwei Kinder eines grausamen und verfolgenden Königs, die Erben der Laster ihres Vaters, die nur ich in ihren jugendlichen Neigungen erkennen konnte, diese zwei Kinder hinderten mich, das englische Volk glücklich zu machen, das sie unfehlbar ins Unglück gestürzt hätten.‹ Auf solche Weise wurde Lady Macbeth von ihrem Gewissen bedient, welche, was auch Shakespeare darüber sagen mag, nicht ihrem Gatten, sondern ihrem Sohn zum Thron verhelfen wollte. Ah! Die mütterliche Liebe ist eine so große Tugend, eine so mächtige Triebfeder, daß sie viele Dinge entschuldigt. Daher wäre nach Duncans Tod Lady Macbeth ohne ihr Gewissen eine sehr unglückliche Frau gewesen.«

Madame de Villefort vernahm mit Gier diese schrecklichen Maximen und diese furchtbaren Behauptungen, die der Graf mit der ihm eigentümlichen naiven Ironie vorbrachte.

Nach einer Pause des Schweigens fragte sie: »Wissen Sie, Herr Graf, daß Sie ein entsetzlicher Beweisführer sind und daß Sie die Welt in einem etwas leichenblassen Licht sehen? Haben Sie denn die Menschheit so beurteilt, weil Sie sie durch Destillierkolben und Retorten anschauten? Denn Sie hatten recht, Sie sind ein großer Chemiker, und jenes Elixier,

das Sie meinem Sohn verabreichten und das ihn so rasch in das Leben zurückrief...«

»Oh! Trauen Sie ihm nicht, Madame«, unterbrach sie Monte Christo. »Ein Tropfen von diesem Elixier genügte, um den sterbenden Knaben ins Leben zurückzurufen; aber drei Tropfen hätten das Blut dergestalt in seine Lunge getrieben, daß Herzklopfen entstanden wäre; sechs Tropfen hätten seinen Atem gesperrt, und eine weit schwerere Ohnmacht veranlaßt als jene, in der er lag; zehn endlich hätten ihn niedergeschmettert. Sie wissen, Madame, daß ich ihn rasch von jenen Fläschchen entfernte, nach denen er unvorsichtig griff?«

»Es ist also ein furchtbares Gift?«

»Oh! Mein Gott, nein! Nehmen wir zuvörderst an, daß das Wort... Gift... nicht existiert, weil man sich in der Medizin der heftigsten Gifte bedient, die durch die Art, auf welche man sie verabreicht, heilsame Mittel werden.«

»Was war es also sonst?«

»Es war ein gelehrtes Präparat meines Freundes, des vortrefflichen Abbé Adelmonte, und er lehrte mich davon Gebrauch zu machen.«

»Oh! Es muß ein herrliches, krampfstillendes Mittel sein«, versetzte Madame de Villefort.

»Ein Allheilmittel, Madame, wie Sie sehen«, erwiderte der Graf, »und ich mache häufig davon Gebrauch. Mit aller gebotenen Vorsicht, natürlich«, fügte er lachend hinzu.

»Ich glaube es gern«, entgegnete im selben Ton Madame de Villefort. »Was mich betrifft, die ich so nervös und zu Ohnmachten geneigt bin, ich bedürfte eines Doktors Adelmonte, um mir ein Mittel zu erfinden, das mir hilft, frei zu atmen, und mich über die Besorgnis beruhigt, die ich hege, eines schönen Tages an Erstickung zu sterben. Inzwischen, da die Sache in Frankreich schwer zu finden ist und Ihr Abbé wahrscheinlich nicht geneigt sein wird, meinethwegen nach Paris zu reisen, halte ich mich an die krampfstillenden Mittel des Monsieur

Planche, und die Minze und die Hoffmannschen Tropfen spielen bei mir eine große Rolle. Sehen Sie, hier sind die Pastillen, die ich mir eigens machen lasse. Sie sind in doppelter Dosis.«

Monte Christo öffnete die Schildpattschachtel, die die junge Frau ihm reichte, und atmete den Duft der Pastillen als ein würdiger Kenner ein, der dieses Präparat zu schätzen weiß.

»Sie sind auserlesen«, sagte er, »aber man muß sie schlucken, und das ist der ohnmächtigen Person oft unmöglich. Mein Mittel ist mir lieber.«

»Allerdings wäre es auch mir lieber, vorzüglich nach den Wirkungen, die ich davon sah. Aber es ist ohne Zweifel ein Geheimnis, und ich bin nicht so unbescheiden, Sie um die Mitteilung desselben zu bitten.«

»Aber ich, Madame«, sagte Monte Christo und stand auf, »bin so galant, es Ihnen anzubieten.«

»Oh! Monsieur!«

»Nur vergessen Sie nicht, daß es in kleiner Dosis ein Mittel, in starker Dosis ein Gift ist. Ein Tropfen weckt das Leben wieder, wie Sie sahen, fünf bis sechs Tropfen würden unfehlbar töten, und auf eine um so schrecklichere Weise, als sie in einem Glas Wein den Geschmack desselben überhaupt nicht verändern würden. Doch ich höre jetzt lieber auf, Madame, sonst erwecke ich noch den Eindruck, Ihnen zu etwas raten zu wollen.«

Es hatte soeben halb sieben Uhr geschlagen. Man meldete eine Freundin von Madame de Villefort, die kam, um mit ihr zu dinieren.

»Wenn ich die Ehre hätte, Sie zum dritten- oder viertenmal zu sehen, Herr Graf, anstatt zum zweitenmal«, sagte Madame de Villefort, »wenn ich die Ehre hätte, Ihre Freundin anstatt lediglich Ihre zu Dank Verpflichtete zu sein, würde ich darauf bestehen, Sie zum Mittagessen zurückzuhalten und mich durch eine erste Weigerung nicht abschrecken lassen.«

»Tausend Dank, Madame«, erwiderte Monte Christo, »ich habe selbst eine Verpflichtung, die ich nicht unerfüllt lassen darf. Ich versprach einer Freundin von mir, einer griechischen Prinzessin, sie ins Theater zu führen. Sie hat die Grande Opéra noch nicht gesehen und rechnet auf mich, daß ich sie hinbegleite.«

»So gehen Sie, Monsieur, aber vergessen Sie mein Rezept nicht.«

»Aber, Madame, dazu müßte ich die soeben bei Ihnen verlebte Plauderstunde vergessen, was völlig unmöglich ist.«

Monte Christo verbeugte und entfernte sich. Madame de Villefort blieb in Gedanken versunken.

»Das ist ein sonderbarer Mann«, sagte sie, »und er sieht mir ganz danach aus, mit seinem Taufnamen Adelmonte zu heißen.«

Der Erfolg hatte Monte Christos Erwartungen weit übertroffen.

»Nun«, sagte er im Gehen, »das ist ein guter Boden. Ich bin überzeugt, daß das Samenkorn, das ich hineinfallen ließ, nicht unfruchtbar bleibt.«

Und am nächsten Tag schickte er, getreu seinem Versprechen, das verlangte Rezept.

53. KAPITEL

Robert der Teufel

Die Ausrede wegen der Oper war um so passender, als es an diesem Abend in der königlichen Musik-Akademie eine Festlichkeit gab. Levasseur trat nach einer langen Unpäßlichkeit wieder in der Rolle des Bertram auf, und das Werk des Maestro, der gerade in Mode war, hatte wie immer die glänzendste

Gesellschaft von Paris angelockt. Morcerf, wie die meisten jungen reichen Leute, hatte seinen Sitz im Parkett, ferner zehn Logen von Personen seiner Bekanntschaft, worin er einen Platz nachsuchen konnte, ohne jenen zu rechnen, auf den er in der Loge der Löwen Anspruch machen durfte.

Neben seinem Sitz war jener von Château-Renaud. Beauchamp war in seiner Eigenschaft als Journalist der König des Opernhauses und hatte seinen Platz überall. An diesem Abend hatte Lucien Debray die Loge des Ministers zur Verfügung und sie dem Grafen de Morcerf angeboten, dieser aber, da Mercédès abgelehnt hatte, sie an Danglars weitergegeben und ihm sagen lassen, daß er wahrscheinlich abends der Baronin und seiner Tochter einen Besuch machen würde, wenn die Damen die Loge annehmen würden, die er ihnen antrug. Die Damen hüteten sich wohl, sie abzulehnen. Niemand ist nach Logen, die nichts kosten, lüsterner als ein Millionär.

Danglars hatte erklärt, daß seine politischen Grundsätze und seine Eigenschaft als Abgeordneter der Oppositionspartei ihm nicht gestatteten, in die Loge des Ministers zu gehen. Folglich schrieb die Baronin an Lucien, sie abzuholen, da sie allein mit Eugénie die Oper nicht besuchen könnte. In der Tat, wären die beiden Damen allein dort gewesen, so hätte man dies sehr übel genommen, während sich nichts dagegen sagen ließ, wenn Mademoiselle Danglars mit ihrer Mutter und dem Liebhaber ihrer Mutter in die Oper ging: Man muß wohl die Welt nehmen, wie sie ist. Der Vorhang ging wie gewöhnlich vor einem fast leeren Hause auf. Das ist auch eine von den Gewohnheiten unserer modebewußten Pariser, ins Theater zu kommen, wenn das Theater bereits begonnen hat. Die Folge davon ist, daß der erste Akt vorübergeht, ohne daß die bereits angekommenen Zuschauer das Stück sehen oder hören, sondern die ankommenden Zuschauer eintreten sehen und nichts hören als den Lärm der Türen und Gespräche.

»Schau mal!« sagte Albert plötzlich, als er eine Seitenloge des ersten Ranges sich öffnen sah. »Schau! Die Gräfin G...!«

»Wer ist die Gräfin G...?« fragte Château-Renaud.

»Oh! Baron, das ist eine Frage, die ich Ihnen nicht verzeihe. Sie fragen, wer die Gräfin G... ist?«

»Ah, richtig«, versetzte Château-Renaud, »ist das nicht diese anmutige Venezianerin?«

»Allerdings.«

In diesem Moment erblickte die Gräfin Albert und wechselte mit ihm einen Gruß, von einem Lächeln begleitet.

»Sie kennen sie?« fragte Château-Renaud.

»Ja«, antwortete Albert, »Franz hat mich ihr in Rom vorgestellt.«

»Möchten Sie mir nicht in Paris denselben Dienst erweisen, den Ihnen Franz in Rom erwies?«

»Sehr gerne.«

»Pst!« zischte das Publikum.

Die beiden jungen Leute setzten ihr Gespräch fort, ohne den Anschein zu haben, sich im mindesten von der Welt um den Wunsch zu bekümmern, die Musik zu hören, den das Parterre zu hegen schien.

»Sie war bei den Pferderennen auf dem Marsfeld«, sagte Château-Renaud.

»Heute?«

»Ja.«

»Richtig, es wurden dort Pferderennen gehalten. Haben Sie gewettet?«

»Oh! Um eine Kleinigkeit, um fünfzig Louisdor.«

»Und wer hat gewonnen?«

»Nautilus. Ich wettete auf ihn.«

»Es waren aber drei Rennen?«

»Ja. Es war der Preis des Jockey-Clubs dabei, ein goldener Pokal. Es ist auch etwas ziemlich Bizarres vorgefallen.«

»Was?«

»Ruhe jetzt!« rief das Publikum.

»Was?« wiederholte Albert.

»Daß ein Pferd und ein Jockey, beide völlig unbekannt, bei diesem Rennen den Preis gewonnen haben.«

»Wie das?«

»Oh! Mein Gott! Ja, niemand gab auf ein unter dem Namen Vampa eingeschriebenes Pferd acht und auf einen unter dem Namen Job eingeschriebenen Jockey, als man plötzlich einen prächtigen Fuchs mit einem federleichten Jockey sich nähern sah. Man hatte ihm zwanzig Pfund Blei in seine Taschen stecken müssen, was ihn nicht hinderte, um drei Pferdelängen vor Ariel und Barbaro, die mit ihm liefen, das Ziel zu erreichen.«

»Und man wußte nicht, wem das Pferd und der Jockey gehörten?«

»Nein.«

»Sie sagten, das Pferd war eingeschrieben unter dem Namen...«

»Vampa.«

»Dann bin ich besser eingeweiht als Sie. Ich weiß, wem das Pferd gehörte.«

»Ist jetzt endlich Ruhe!« rief zum drittenmal das Parterre.

Diesmal war die Schilderhebung so mächtig, daß die beiden jungen Leute endlich merkten, daß sie es waren, an die sich das Publikum wandte. Sie kehrten sich einen Augenblick um, um in dieser Menge den Mann zu suchen, der die Verantwortlichkeit dafür hatte, was sie für eine Unverschämtheit hielten; aber niemand wiederholte die Aufforderung, und sie kehrten sich der Bühne zu.

In diesem Moment ging die Loge des Ministers auf, und Madame Danglars, ihre Tochter und Lucien Debray nahmen ihre Plätze ein.

»Ah! Ah!« sagte Château-Renaud. »Da sind Bekannte von Ihnen, Vicomte. Warum, zum Teufel, schauen Sie denn rechts? Man sucht Sie.«

Albert kehrte sich um, und wirklich begegneten seine Blicke jenen der Baronin Danglars, die ihm mit ihrem Fächer ein kleines Grußzeichen gab. Mademoiselle Eugénie geruhte kaum, ihre großen schwarzen Augen bis zum Orchester zu senken.

»Wahrhaftig, mein Lieber«, äußerte Château-Renaud, »ich begreife nicht, die Mesalliance abgerechnet – und ich glaube nicht, daß Sie sich darum viel bekümmern –, ich begreife nicht, sag' ich, die Mesalliance abgerechnet, was Sie an Mademoiselle Danglars auszusetzen haben. Sie ist doch eine sehr hübsche Person.«

»Sehr hübsch, allerdings«, versetzte Albert, »aber ich gestehe Ihnen, daß mir, die Schönheit betreffend, etwas Sanfteres, Angenehmeres, kurz, etwas Weiblicheres lieber wäre.«

»So sind die jungen Leute«, erwiderte Château-Renaud, der, als ein Mann von dreißig Jahren, Morcerf gegenüber väterliche Anwandlungen hatte. »Sie sind nie zufrieden. Wie, mein Lieber, man findet für Sie eine Verlobte, gebaut nach dem Modell der Jagdgöttin Diana, und Sie sind nicht zufrieden!«

»Nun denn, gerade deshalb. Mir wäre irgend etwas vom Genre der Venus von Milo oder Capua lieber gewesen. Diese Jagdgöttin Diana, immer inmitten ihrer Nymphen, erschreckt mich ein wenig. Ich fürchte, sie möchte mich wie Aktäon behandeln und mich, wenn ich sie das erste Mal im Bad erblicke, in einen Hirsch verwandeln und von ihren Hunden zerreißen lassen.«

In der Tat konnte ein einziger Blick auf das Mädchen das von Morcerf soeben gestandene Gefühl fast erklären. Mademoiselle Danglars war schön, aber, wie Albert sagte, von einer ein wenig gehemmten Schönheit. Ihre Haare zeigten ein schönes Schwarz, allein in den natürlichen Wellen derselben

bemerkte man eine gewisse Auflehnung gegen die Hand, die sie nach ihrem Willen ordnen wollte; ihre Augen, schwarz wie ihre Haare, überwölbt von prächtigen Brauen, die nur den einzigen Fehler hatten, sich bisweilen zu runzeln, waren vor allem aufgrund eines Ausdrucks von Festigkeit merkwürdig, die man in dem Blick einer Dame zu finden erstaunt wäre; ihre Nase hatte genau die Form, die ein Bildhauer Junos Nase gegeben hätte; nur ihr Mund war zu groß, doch von schönen Zähnen geziert, die noch durch Lippen gehoben wurden, deren zu lebhaftes Rot mit der Blässe ihrer Gesichtsfarbe kontrastierte; ein schwarzes Mal endlich, am Mundwinkel und größer, als diese Arten von Naturlaunen gewöhnlich sind, trug das Übrige dazu bei, dieser Physiognomie jenen entschlossenen Charakter zu verleihen, der Morcerf ein wenig erschreckte. Übrigens paßte der ganze Rest von Eugénies Person zu diesem Kopf, den wir soeben zu schildern versuchten. Sie war, wie Château-Renaud sagte, die Jagdgöttin Diana, aber mit noch etwas Festerem und Muskulöserem in ihrer schönen Gestalt. Wenn an ihrer erhaltenen Erziehung sich etwas tadeln ließ, so war es, daß sie, wie gewisse Teile ihrer Physiognomie, ein wenig einem anderen Geschlecht anzugehören schien. Wirklich sprach sie zwei bis drei Sprachen, zeichnete makellos, schrieb Verse und komponierte; vor allem diese letztere Kunst liebte sie leidenschaftlich, die sie mit einer von ihren Freundinnen aus dem Internat studierte, einer jungen Person ohne Vermögen, aber im Besitz aller Talente, um, wie man versicherte, eine vortreffliche Sängerin zu werden. Ein großer Komponist, hieß es, fühle eine fast väterliche Anteilnahme für sie und ermutige sie in ihren Bestrebungen durch die Hoffnung, daß sie dereinst ein Vermögen in ihrer Stimme finden würde. Die Möglichkeit, daß Mademoiselle Louise d'Armilly – dies war der Name der jungen Virtuosin – sich einst der Bühne weihen könnte, hatte zur Folge, daß Mademoiselle Danglars, obgleich sie dieselbe zu Hause empfing, sich nicht öffentlich in ihrer Begleitung zeigte. Übrigens be-

fand sich Louise, ohne im Haus des Bankiers die unabhängige Stellung einer Freundin zu haben, in einer höheren Stellung als die gewöhnlichen Lehrerinnen.

Einige Sekunden nach dem Eintritt von Madame Danglars in ihre Loge, war der Vorhang gefallen, und das Parkett hatte sich, da die Länge der Zwischenakte gestattete, in den Erfrischungssalon zu gehen oder eine halbe Stunde lang Besuche zu machen, beinahe völlig geleert. Morcerf und Château-Renaud waren als erste hinausgegangen. Einen Augenblick hatte Madame Danglars geglaubt, Albert beeile sich so, um ihr seine Aufwartung zu machen, und sich zum Ohr ihrer Tochter geneigt, um ihr diesen Besuch anzukünden, worauf diese sich aber begnügte, lächelnd den Kopf zu schütteln, und wie um zu beweisen, wie begründet Eugénies Unglaube war, erschien Morcerf zur gleichen Zeit in einer Seitenloge des ersten Ranges. Diese Loge war jene der Gräfin G...

»Ah! Sie sind es, Herr Reisender«, sagte sie, ihm mit der ganzen Herzlichkeit einer alten Bekannten die Hand reichend. »Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie mich wiedererkannten und insbesondere daß Sie mir den Vorzug Ihres ersten Besuches schenkten.«

»Glauben Sie bitte, Madame«, erwiderte Albert, »daß ich, hätte ich Ihre Ankunft in Paris erfahren und Ihre Adresse gewußt, nicht so lange gewartet hätte. Doch erlauben Sie mir, Ihnen den Herrn Baron de Château-Renaud vorzustellen, meinen Freund, einen der seltenen Kavaliers, die es noch in Frankreich gibt, durch den ich soeben erfuhr, daß Sie bei den Pferderennen auf dem Marsfeld waren.«

Château-Renaud verbeugte sich.

»Ah! Sie waren bei den Pferderennen, Monsieur?« fragte die Gräfin rasch.

»Ja, Madame.«

»Nun«, erwiderte Madame G... lebhaft, »können Sie mir sagen, wem das Pferd gehörte, das den Preis des Jockey-Clubs

gewann?«

»Nein, Madame«, antwortete Château-Renaud, »und ich stellte soeben dieselbe Frage an Albert.«

»Liegt Ihnen viel daran, Frau Gräfin?« fragte Albert.

»Woran?«

»Den Besitzer des Pferdes zu kennen.«

»Unendlich viel. Stellen Sie sich vor... aber sollten Sie etwa wissen, wer er ist, Vicomte?«

»Madame, Sie wollten eine Geschichte erzählen. ›Stellen Sie sich vor...‹, sagten Sie.«

»Nun, stellen Sie sich vor, daß dieser prächtige Fuchs und dieser hübsche kleine Jockey mit rosenroter Jacke mir auf den ersten Blick eine so lebhafte Sympathie eingeblößt hatten, daß ich für beide solche Wünsche hegte, als ob ich die Hälfte meines Vermögens auf sie gewettet hätte. Daher war ich, als ich sie am Ziel ankommen sah, den anderen Rennern um drei Pferdelängen voraus, so erfreut, daß ich wie eine Verrückte in die Hände zu klatschen begann. Denken Sie sich mein Erstauen, als ich in mein Hotel treten wollte und auf meiner Treppe auf den kleinen rosenroten Jockey traf! Ich nahm an, daß der Sieger des Pferderennens vielleicht im selben Hotel wohne wie ich, als das Erste, was mir, da ich die Tür meines Salons öffnete, in die Augen fiel, der goldene Pokal war, der den Preis des unbekannten Pferdes und seines Jockeys bildete. Im Pokal lag ein kleiner Zettel, auf dem die Worte geschrieben standen: ›Der Gräfin G..., Lord Ruthwen.««

»Genauso ist es«, sagte Morcerf.

»Wie? Genauso ist es? Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß es Lord Ruthwen in Person ist.«

»Was für ein Lord Ruthwen?«

»Der unserige, der Vampir, der aus dem Teatro Argentina.«

»Richtig!« rief die Gräfin aus. »Er ist also hier?«

»Ganz gewiß.«

»Und Sie sehen ihn? Sie empfangen ihn? Sie gehen zu ihm?«

»Er ist ein guter Freund von mir, und auch Monsieur de Château-Renaud hat die Ehre, ihn zu kennen.«

»Was veranlaßt Sie, zu glauben, daß er es ist, der gewonnen hat?«

»Sein Pferd war unter dem Namen Vampa eingeschrieben.«

»Und weiter?«

»Na, erinnern Sie sich nicht des berüchtigten Banditen, der mich zum Gefangenen gemacht hatte?«

»Ach ja, richtig.«

»Und aus dessen Händen mich der Graf wunderbarerweise befreite?«

»Allerdings.«

»Er hieß Vampa. Sie sehen also selbst, daß er es ist.«

»Aber warum sandte er mir diesen Pokal?«

»Zunächst einmal, Frau Gräfin, weil ich von Ihnen sehr oft mit ihm sprach, wie Sie sich denken können, dann weil er entzückt gewesen sein wird, eine Landsmännin wiederzufinden, und glücklich ob der Anteilnahme, die diese Landsmännin ihm entgegenbrachte.«

»Ich hoffe sehr, daß Sie ihm die Albernheiten nie erzählten, die wir in bezug auf ihn sagten.«

»Meiner Treu, ich möchte nicht darauf schwören, und diese Art, Ihnen diesen Pokal unter dem Namen Lord Ruthwen zum Geschenk zu machen...«

»Aber das ist ja entsetzlich! Er wird mir ja deshalb spinnefeind sein!«

»Ist sein Benehmen das eines Feindes?«

»Nein, ich gestehe es.«

»Na also!«

»Er ist also in Paris?«

»Ja.«

»Und welches Aufsehen hat er gemacht?«

»Man sprach acht Tage lang von ihm«, antwortete Albert, »dann kam die Krönung der Königin von England und der Diebstahl der Diamanten von Mademoiselle Mars, und man redete nur mehr hiervon.«

»Mein Lieber«, sagte Château-Renaud, »man sieht wohl, daß der Graf Ihr Freund ist. Sie behandeln ihn auch so. Glauben Sie nicht, was Ihnen Albert sagt, Frau Gräfin. Im Gegenteil, es ist in Paris nur vom Grafen von Monte Christo die Rede. Er begann gleich damit, Madame Danglars Pferde zu schicken, die dreißigtausend Francs kosteten; dann rettete er Madame de Villefort das Leben; dann gewann er den Rennpreis des Jockey-Clubs, wie es scheint. Ich behaupte vielmehr, was auch Morcerf darüber sagen möge, daß man sich auch jetzt noch mit dem Grafen beschäftigt und sich selbst in einem Monat nur noch mit ihm beschäftigen wird, wenn er fortfahren will, den Überspannten zu spielen, was übrigens seine gewöhnliche Lebensweise zu sein scheint.«

»Das ist möglich«, äußerte Morcerf. »Doch wer hat denn die Loge des russischen Gesandten eingenommen?«

»Welche?« fragte die Gräfin.

»Die zwischen den Säulen des ersten Ranges; sie scheint mir ganz neu hergerichtet zu sein.«

»In der Tat«, sagte Château-Renaud. »War während des ersten Aktes jemand darin?«

»Wo?«

»In der Loge?«

»Nein«, antwortete die Gräfin, »ich sah niemand. – Sie glauben also«, fuhr sie fort, auf ihr erstes Gesprächsthema zurückkommend, »daß Ihr Graf von Monte Christo den Preis gewann?«

»Ich weiß es.«

»Und daß er mir diesen Pokal zusandte?«

»Ohne jeden Zweifel!«

»Aber ich kenne ihn nicht«, erwiderte die Gräfin, »und hege große Lust, ihm denselben zurückzusenden.«

»Oh, tun Sie es nicht. Er würde Ihnen einen anderen senden, aus irgendeinem Saphir geschnitten oder in irgendeinen Rubin gehöhlt. So verfährt er nun einmal. Was wollen Sie? Man muß ihn nehmen, wie er ist.«

In diesem Moment hörte man die Theaterglocke, die ankündigte, daß der zweite Akt beginnen sollte. Albert stand auf, um wieder an seinen Platz zu gehen.

»Werde ich Sie wiedersehen?« fragte die Gräfin.

»In den Zwischenakten, wenn Sie erlauben. Ich werde kommen, um mich zu erkundigen, ob ich Ihnen irgendwie in Paris nützlich sein kann.«

»Meine Herren«, sagte die Gräfin, »jeden Samstagabend, Rue de Rivoli Nummer 22, bin ich für meine Freunde zu Hause. Nun sind Sie in Kenntnis gesetzt.«

Die jungen Leute verbeugten und entfernten sich. Wieder auf ihren Plätzen angekommen, sahen sie die Leute im Parkett stehen und die Augen auf einen einzigen Punkt des Opernhauses heften; ihre Blicke folgten der allgemeinen Richtung und verweilten bei der ehemaligen Loge des russischen Gesandten. Ein schwarzgekleideter Mann von fünfunddreißig bis vierzig Jahren war soeben mit einer Dame in orientalischer Tracht eingetreten. Die Dame war blendend schön, und ihre Tracht so reich, daß, wie gesagt, alle Augen unverzüglich auf sie gerichtet waren.

»Ei«, sagte Albert, »das ist Monte Christo mit seiner Griechin.«

In der Tat waren es der Graf und Haydée.

Nach Verlauf eines Augenblicks war die junge Dame der

Gegenstand der Aufmerksamkeit nicht nur des Parketts, sondern des ganzen Hauses. Die Damen neigten sich zu den Logen hinaus, um unter den Flammen des Kronleuchters diesen diamantenen Wasserfall sprühen zu sehen.

Der zweite Akt ging inmitten jenes dumpfen Lärmes vorüber, welcher bei versammelten Massen ein großes Ereignis anzeigt. Niemand dachte daran, »Ruhe!« zu rufen. Diese so junge, so schöne, so blendende Dame bot das aufregendste Schauspiel, das man sehen konnte. Diesmal erkannte Albert aus einem Zeichen von Madame Danglars deutlich, daß die Baronin im nächsten Zwischenakt seinen Besuch zu erhalten wünschte. Morcerf besaß einen zu guten Ton, um auf sich warten zu lassen, wenn man ihm deutlich zu verstehen gab, daß man ihn erwarte.

Nach dem Schluß des Aktes beeilte er sich also, sich in die Loge zu begeben.

Er verneigte sich vor den beiden Damen und reichte Debray die Hand. Die Baronin empfing ihn mit einem reizenden Lächeln, und Eugénie mit ihrer gewöhnlichen Kälte.

»Meiner Treu, mein Lieber«, sagte Debray, »Sie sehen einen Menschen, der sich nicht mehr zu helfen weiß und der Sie zu Hilfe ruft, um ihn abzulösen. Madame bombardieren mich mit Fragen über den Grafen und wollen wissen, woher er ist, woher er kommt, wohin er geht. Meiner Treu, ich bin kein Cagliostro, und sagte, um mich aus der Affäre zu ziehen: »Fragen Sie all das Morcerf. Er kennt seinen Monte Christo genau.« Dann gab man Ihnen ein Zeichen.«

»Ist es nicht unglaublich«, fragte die Baronin, »daß man, mit einer halben Million geheimer Fonds zur Verfügung, nicht besser unterrichtet ist?«

»Madame«, antwortete Lucien, »ich bitte Sie, zu glauben, daß ich, wenn ich eine halbe Million zu meiner Verfügung hätte, sie für eine andere Sache verwenden würde, als Erkundigungen über Herrn Monte Christo einzuziehen, der in mei-

nen Augen kein anderes Verdienst hat, als doppelt so reich zu sein als ein Nabob. Doch ich habe das Wort an meinen Freund Morcerf abgetreten. Finden Sie sich mit ihm ab, dies geht mich nichts mehr an.«

»Ein Nabob hätte mir gewiß nicht zwei Pferde zu dreißigtausend Francs, mit vier Diamanten an den Ohren, von denen jeder viertausend Francs wert ist, zugesandt.«

»Oh! Diamanten sind seine Sucht«, äußerte Morcerf lachend. »Ich glaube, daß er wie Potemkin immer welche in seinen Taschen trägt und sie auf seinen Weg streut, wie es der kleine Däumling mit seinen Kieseln machte.«

»Er wird irgendeine Mine entdeckt haben«, sagte Madame Danglars. »Sie wissen, daß er bei dem Haus des Barons einen unbeschränkten Kredit hat.«

»Nein, das wußte ich nicht«, antwortete Albert, »aber es muß wohl so sein.«

»Und daß er Monsieur Danglars ankündigte, er gedenke ein Jahr in Paris zu bleiben und daselbst sechs Millionen auszugeben?«

»Er ist der Schah von Persien, der inkognito reist.«

»Und haben Sie bemerkt, Monsieur Lucien«, fragte Eugénie, »wie schön diese Dame ist?«

»Wahrhaftig, Mademoiselle, ich halte nur Sie für fähig, den Personen Ihres Geschlechts so gut Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.«

Lucien schaute durch sein Monokel.

»Bezaubernd!« sagte er.

»Und wissen Monsieur de Morcerf, wer diese Dame ist?«

»Nein, Mademoiselle«, sagte Albert, auf diese fast unvermittelte Frage antwortend, »ich weiß es ungefähr so wie alles, was sich auf die geheimnisvolle Person bezieht, mit der wir uns beschäftigen. Die Dame ist eine Griechin.«

»Dies erkennt man leicht an ihrer Kleidung, und Sie sagen

mir nur, was das ganze Haus schon so gut weiß wie wir.«

»Ich bedaure, ein so unwissender Fremdenführer zu sein«, versetzte Morcerf, »aber ich muß gestehen, daß das alles ist, was ich weiß. Sie musiziert auch, denn als ich eines Tages bei dem Grafen frühstückte, hörte ich die Klänge einer Guzla, die sicher nur von ihr kommen konnten.«

»Ihr Graf empfängt also?« fragte Madame Danglars.

»Und auf eine glänzende Weise, ich schwöre es Ihnen!«

»Ich muß Monsieur Danglars bewegen, irgendein Diner, irgendeinen Ball zu seinen Ehren zu geben, damit er sie uns erwidere.«

»Wie? Sie werden zu ihm gehen?« fragte Debray lachend.

»Warum nicht? Mit meinem Mann?«

»Aber dieser geheimnisvolle Graf ist ein Junggeselle.«

»Sie sehen doch, daß dies nicht der Fall ist«, bemerkte die Baronin, ebenfalls lachend, indem sie auf die schöne Griechin wies.

»Diese Dame ist eine Sklavin, wie er selbst uns sagte. Sie erinnern sich, Morcerf, bei Ihrem Frühstück?«

»Stimmen Sie mir zu, mein lieber Luden«, äußerte die Baronin, »daß sie vielmehr das Aussehen einer Prinzessin hat.«

»Aus *Tausendundeine Nacht*.«

»Aus *Tausendundeine Nacht*, meinetwegen. Aber was kennzeichnet Prinzessinnen, mein Lieber? Diamanten kennzeichnen sie, und diese ist damit geradezu bedeckt.«

»Sie hat deren zu viele«, sagte Eugénie. »Sie wäre außerdem noch schöner, denn man würde ihren Hals und ihre Hände sehen, die eine reizende Form haben.«

»Oh, die Künstlerin!« bemerkte Madame Danglars. »Sehen Sie, wie sie sich begeistert!«

»Ich liebe alles, was schön ist«, entgegnete Eugénie.

»Aber was halten Sie denn vom Grafen?« fragte Debray.

»Er erscheint mir auch nicht ganz übel zu sein.«

»Der Graf?« sagte Eugénie, wie wenn sie noch nicht daran gedacht hätte, ihn anzusehen. »Der Graf ist sehr blaß.«

»Gerade in dieser Blässe«, versetzte Morcerf, »liegt das Geheimnis, das wir suchen. Die Gräfin G... behauptet, wie Sie wissen, daß er ein Vampir ist.«

»Die Gräfin G... ist also wieder hier?« fragte die Baronin.

»In jener Seitenloge«, antwortete Eugénie, »fast uns gegenüber, Mutter. Jene Dame mit den wunderschönen blonden Haaren ist es.«

»Ah ja!« erwiderte Madame Danglars. »Wissen Sie, was Sie tun sollten, Morcerf?«

»Befehlen Sie, Madame.«

»Sie sollten Ihrem Grafen von Monte Christo einen Besuch machen und ihn zu uns bringen.«

»Warum?« fragte Eugénie.

»Ei, damit wir mit ihm sprechen können. Bist du nicht neugierig, ihn zu sehen?«

»Nicht im geringsten.«

»Sonderbares Kind«, murmelte die Baronin.

»Oh!« sagte Morcerf. »Er wird wahrscheinlich von selbst kommen. Er hat Sie gesehen, Madame, und grüßt Sie.«

Die Baronin erwiderte dem Grafen seinen Gruß, von einem anmutigen Lächeln begleitet.

»Nun«, äußerte Morcerf, »ich bringe ein Opfer. Ich verlasse Sie und will sehen, ob ich ihn nicht sprechen kann.«

»Gehen Sie in seine Loge, das ist ganz einfach.«

»Aber ich bin nicht vorgestellt.«

»Wem?«

»Der schönen Griechin.«

»Sie ist eine Sklavin, sagten Sie.«

»Ja, aber Sie behaupten, daß sie eine Prinzessin ist... Nein. Ich hoffe, daß er, wenn er mich herausgehen sieht, auch seine Loge verlassen wird.«

»Das kann sein. Gehen Sie.«

»Ich gehe.«

Morcerf verbeugte sich und ging hinaus, und wirklich öffnete sich die Tür zur Loge des Grafen, als er an dieser vorüberkam. Der Graf sagte einige Worte auf arabisch zu Ali, der im Korridor stand, und faßte Morcerfs Arm. Ali verschloß die Tür wieder und blieb vor ihr stehen; Neugierige umringten im Korridor den Nubier.

»Wahrhaftig«, sagte Monte Christo, »Ihr Paris ist eine sonderbare Stadt, und Ihre Pariser sind ein sonderbares Volk. Man sollte meinen, es sei das erste Mal, daß sie einen Nubier sehen. Sehen Sie nur, wie sie diesen armen Ali umdrängen, der nicht weiß, was dies zu bedeuten hat. Ich stehe Ihnen gut dafür, daß ein Pariser nach Tunis, Konstantinopel, Bagdad oder Kairo gehen kann, ohne daß man einen Kreis um ihn bildet.«

»Ihre Orientalen sind eben vernünftige Leute und schauen nur an, was der Mühe lohnt, gesehen zu werden. Aber glauben Sie mir, Ali genießt diese Popularität nur, weil er in Ihren Diensten steht, und Sie in diesem Moment en vogue sind.«

»Wirklich? Und wem verdanke ich diese Gunst?«

»Pardieu! Ihnen selbst. Sie verschenken Gespanne für tausend Louisdor, Sie retten Staatsanwältsgattinnen das Leben, Sie lassen unter dem Namen des Majors Brack Vollblutpferde rennen, geritten von Jockeys, so klein wie Seidenäffchen, und letztendlich gewinnen Sie auch noch goldene Pokale und senden sie hübschen Damen.«

»Wer zum Teufel erzählte Ihnen alle diese Albernheiten?«

»Ei, die erste stammt von Madame Danglars, die vor Verlangen stirbt, Sie in ihrer Loge zu sehen, oder vielmehr, daß

man Sie darin sehe, die zweite aus Beauchamps Zeitung, und die dritte entspringt meiner eigenen Einbildungskraft. Warum nennen Sie Ihr Pferd Vampa, wenn Sie das Inkognito bewahren wollen?»

»Ah! Das ist wahr!« antwortete der Graf. »Das war eine Unvorsichtigkeit. Aber sagen Sie mir doch, kommt der Graf de Morcerf nicht bisweilen in die Oper? Ich habe mich nach ihm umgesehen und ihn nirgends bemerkt.«

»Er wird heute abend kommen.«

»Wohin?»

»In die Loge der Baronin, glaube ich.«

»Jene liebenswürdige Person, die bei ihr ist, ist ihre Tochter?»

»Ja.«

»Ich mache Ihnen mein Kompliment dazu!«

Morcerf lächelte.

»Davon können wir später und ausführlich sprechen«, sagte er. »Wie gefällt Ihnen die Musik?»

»Welche Musik?»

»Na, jene, die Sie soeben hörten.«

»Sie ist eine sehr schöne Musik für eine von einem menschlichen Komponisten geschaffene Musik, die gesungen ward von Vögeln mit zwei Füßen und ohne Federn, wie der selige Diogenes sagte.«

»Ah! Mein lieber Graf, es möchte ja scheinen, daß Sie nach Belieben die sieben Chöre des Paradieses hören könnten.«

»So ziemlich. Wenn ich eine bewunderungswürdige Musik hören will, Vicomte, Musik, wie nie ein menschliches Ohr sie hörte, so schlafe ich.«

»Wohlan, da haben Sie es ja hier vortrefflich. Schlafen Sie, mein lieber Graf, schlafen Sie, die Oper ist zu keinem anderen Zweck erfunden worden.«

»Nein, wirklich. Ihr Orchester macht zuviel Lärm. Um jenen Schlaf zu schlafen, von dem ich mit Ihnen spreche, bedarf ich der Ruhe und Stille und einer gewissen Zubereitung...«

»Ah, des berühmten Haschisch?«

»Richtig. Vicomte, wenn Sie Musik hören wollen, so soupieren Sie mit mir.«

»Ich hörte diese Musik schon, als ich bei Ihnen frühstückte«, erwiderte Morcerf.

»In Rom?«

»Ja.«

»Ah! Das war die Guzla von Haydée. Ja, die arme Verbann- te ergötzt sich bisweilen damit, mir Melodien aus ihrer Heimat zu spielen.«

Morcerf brach das Gespräch ab; auch der Graf schwieg. In diesem Moment erklang die Glocke.

»Sie entschuldigen mich«, sagte der Graf, indem er wieder den Weg nach seiner Loge einschlug.

»Oh, selbstverständlich!«

»Sagen Sie der Gräfin G... schöne Grüße von Seiten ihres Vampirs.«

»Und der Baronin?«

»Daß ich die Ehre haben werde, wenn sie es erlaubt, ihr später meine Aufwartung zu machen.«

Der dritte Akt begann. Während des dritten Aktes kam der Graf de Morcerf, seinem Versprechen gemäß, zu Madame Danglars. Der Graf war keiner von jenen Männern, die in einem Opernhaus Aufsehen machen; daher wurde seine Ankunft von niemandem bemerkt als von jenen, in deren Loge er Platz nahm. Monte Christo jedoch erblickte ihn, und ein leichtes Lächeln zuckte über seine Lippen.

Haydée dagegen sah nichts, solange der Vorhang offen war. Gleich allen ursprünglichen Naturen, war ihr alles überaus

lieb, was das Ohr und das Auge ansprach.

Der dritte Akt ging wie gewöhnlich vorüber. Mesdemoiselles Noblet, Julia und Leroux führten ihre gewöhnlichen Kreuzsprünge aus, der Prinz von Granada wurde von Robert-Mario herausgefordert, endlich machte jener majestätische König, wie Sie wissen, seine Tochter an der Hand führend, eine Runde über die Bühne, um seinen Samtmantel zu zeigen, dann fiel der Vorhang, und die Zuschauer strömten in den Erfrischungssaal und in die Korridore.

Der Graf verließ seine Loge und erschien einen Augenblick später in der der Baronin Danglars. Die Baronin konnte sich eines leisen Schreis der mit einem Anflug von Freude vermischten Überraschung nicht enthalten.

»Ah! Kommen Sie doch herein, Herr Graf«, rief sie aus, »denn es drängte mich wahrhaftig, meinen mündlichen Dank zu dem schriftlichen zu fügen, den ich Ihnen bereits erstattete.«

»Oh, Madame«, erwiderte der Graf, »Sie erinnern sich noch an diese Kleinigkeit? Ich hatte sie schon vergessen.«

»Ja, aber was man nicht vergißt, Herr Graf, ist, daß Sie am anderen Tag meine gute Freundin, Madame de Villefort, aus der Gefahr retteten, in welche sie von denselben Pferden gebracht wurde.«

»Auch Herwegen verdiene ich Ihren Dank nicht, Madame. Ali, mein Nubier, war so glücklich, Madame de Villefort diesen ausgezeichneten Dienst zu leisten.«

»Hat Ali auch meinen Sohn aus den Händen der römischen Banditen befreit?« fragte der Graf de Morcerf.

»Nein, Herr Graf«, antwortete Monte Christo, die Hand drückend, welche der General ihm reichte, »nein, was dies betrifft, fällt der Dank mir zu. Allein, Sie haben ihn mir bereits bezeugt, ich habe ihn bereits empfangen und ich fühle mich wirklich beschämt, Sie noch so dankbar zu finden. Erweisen Sie mir doch die Ehre, ich bitte Sie, Frau Baronin, mich Ihrem

Fräulein Tochter vorzustellen.«

»Oh! Sie sind bereits vorgestellt, wenigstens dem Namen nach; denn seit einigen Tagen sprechen wir nur von Ihnen. Eugénie«, fuhr die Baronin fort, zu ihrer Tochter sich wendend, »der Herr Graf von Monte Christo!«

Der Graf verbeugte sich; Mademoiselle Danglars machte eine leichte Bewegung mit dem Kopf.

»Sie sind mit einer wunderschönen Person da, Herr Graf«, sagte Eugénie, »ist sie Ihre Tochter?«

»Nein, Mademoiselle«, antwortete Monte Christo, über diese Treuherzigkeit oder über den feinen Takt erstaunt, »sie ist eine arme Griechin, deren Vormund ich bin.«

»Und sie heißt?«

»Haydée«, antwortete Monte Christo.

»Eine Griechin!« murmelte der Graf de Morcerf.

»Ja, Herr Graf«, erwiderte Madame Danglars, »und sagen Sie mir, ob Sie am Hof von Ali Tebelin, dem Sie so ruhmvoll dienten, jemals ein so bewundernswürdiges Kostüm sahen wie dieses, das wir hier vor Augen haben?«

»Ah!« fragte Monte Christo, »Sie haben in Jannina gedient, Herr Graf?«

»Ich war Generalexerziermeister der Truppen des Paschas«, antwortete Morcerf, »und ich verhehle es nicht, daß mein kleines Vermögen von der Freigebigkeit des berühmten Albanerfürsten her stammt.«

»Sehen Sie doch!« rief Madame Danglars.

»Wohin?« stammelte Morcerf.

»Dort!« sagte Monte Christo.

Und seinen Arm um den Grafen schlingend, neigte er sich mit ihm zur Loge hinaus. In diesem Moment erblickte Haydée, die sich nach dem Grafen umschaute, seinen blassen Kopf neben jenem von Morcerf, den er umschlungen hielt.

Dieser Anblick brachte auf das junge Mädchen die Wirkung des Medusenhauptes hervor; sie machte eine Bewegung vorwärts, wie um beide mit dem Blick zu verschlingen; dann warf sie sich fast sogleich zurück, mit einem leisen Schrei, der jedoch von den nächsten Personen und von Ali gehört wurde, der augenblicklich die Tür öffnete.

»Was ist denn Ihrem Mündel soeben widerfahren, Herr Graf?« fragte Eugénie. »Man sollte meinen, sie befindet sich unwohl.«

»Allerdings«, antwortete der Graf, »aber erschrecken Sie nicht, Mademoiselle. Haydée ist sehr nervös und folglich bei Düften sehr empfindlich. Ein Duft, der sie anwidert, genügt, sie ohnmächtig zu machen. Doch«, fügte der Graf hinzu, ein Fläschchen aus seiner Tasche ziehend, »ich habe das Arzneimittel da.«

Und nach einer gemeinsamen Verbeugung vor der Baronin und ihrer Tochter wechselte er einen letzten Händedruck mit dem Grafen und mit Debray und verließ die Loge von Madame Danglars.

Als er wieder in die seinige trat, war Haydée noch sehr blaß; kaum war er eingetreten, faßte sie seine Hand. Monte Christo bemerkte, daß die Hände des jungen Mädchens feucht und zugleich eisig waren.

»Mit wem sprachst du denn dort, Herr?« fragte das junge Mädchen.

»Nun«, antwortete Monte Christo, »mit dem Grafen de Morcerf, der in den Diensten deines berühmten Vaters war und ihm sein Vermögen zu verdanken gesteht.«

»Ah! Der Elende!« rief Haydée aus. »Er hat ihn an die Türken verkauft, und dieses Vermögen ist der Lohn seiner Verrätere. Wußtest du denn dies nicht, mein geliebter Herr?«

»Ich hörte wohl schon einiges von dieser Geschichte in Epirus«, versetzte Monte Christo, »kenne aber die Einzelheiten nicht. Komm, meine Tochter, du wirst sie mir erzählen; sie

müssen seltsam sein.«

»O ja, komm, komm! Ich glaube, ich müßte sterben, wenn ich länger jenem Mann gegenüber bliebe.«

Und sich rasch erhebend, hüllte sich Haydée in ihren Burnus von weißem, mit Perlen und Korallen bestickten Kaschmir und floh schnell in dem Moment, da der Vorhang aufging.

»Sehen Sie, ob dieser Mann irgend etwas macht wie ein anderer!« sagte die Gräfin G... zu Albert, der zu ihr zurückgekehrt war. »Er hört aufmerksam den dritten Akt von *Robert* an und geht in dem Augenblick fort, da der vierte beginnt.«

54. KAPITEL

Hausse und Baisse

Einige Tage nach dieser Begegnung besuchte Albert de Morcerf den Grafen von Monte Christo in seinem Haus auf den Champs-Élysées, das bereits jenes palastartige Aussehen hatte, das der Graf infolge seines unermesslichen Vermögens selbst jenen Wohnungen verlieh, in denen er sich nur für kurze Zeit aufhielt. Er kam, um ihm die Danksagungen von Madame Danglars zu erneuern, die ihm schon in einem mit ›Baronin Danglars, geborene Hermine de Servieux‹ unterzeichneten Brief bezeugt worden waren.

Albert wurde von Lucien Debray begleitet, der zu den Worten seines Freundes einige Komplimente fügte, die allerdings nicht offiziell waren, deren Quelle aber der Graf, vermöge seines feinen Scharfblicks, nicht verkennen konnte. Es dünkte ihm sogar, daß ihn Lucien von einem doppelten Gefühl von Neugier bewegt besuche und daß die Hälfte dieses Gefühls von der Rue Chaussée d'Antin ausging. In der Tat durfte er, ohne Besorgnis, sich zu täuschen, voraussetzen, daß Madame Danglars, unvermögend, mit ihren eigenen Augen das häusli-

che Innere eines Mannes zu schauen, der Pferde zu dreißigtausend Francs wegschenkte und mit einer griechischen Sklavin in die Oper ging, die für eine Million Diamanten trug; Augen, durch die sie zu sehen pflegte und die sie beauftragt hatte, ihr über dieses häusliche Innere einige Aufschlüsse zu verschaffen. Aber der Graf schien nicht die mindeste wechselseitige Beziehung zwischen dem Besuch von Lucien und der Neugier der Baronin zu argwöhnen.

»Sie stehen fast ständig in Verbindung mit dem Baron Danglars?« fragte er Albert de Morcerf.

»Ja, Herr Graf; Sie wissen, was ich Ihnen erzählte.«

»Es hat also noch immer Bestand?«

»Mehr als je zuvor«, antwortete Lucien. »Es ist ausgemachte Sache.«

Und Lucien, ohne Zweifel in der Meinung, daß diese in das Gespräch gemengte Äußerung ihm das Recht verleihe, sich an demselben nicht zu beteiligen, hielt sein Schildpattmonokel an sein Auge und begann, mit dem goldenen Knopf seines Spazierstöckchens spielend, im Zimmer herumzugehen und die Waffen und Gemälde zu betrachten.

»Ah!« sagte Monte Christo. »Aber Ihrer Äußerung nach hätte ich nicht an eine so schnelle Lösung geglaubt.«

»Was wollen Sie? Die Dinge schreiten vor, ohne daß man es vermutet; während Sie nicht an sie denken, denken sie an Sie, und wenn Sie sich umkehren, so erstaunen Sie über den von ihnen zurückgelegten Weg. Mein Vater und Monsieur Danglars dienten miteinander in Spanien; mein Vater in der Armee, Monsieur Danglars beim Verpflegungswesen. Dort haben mein durch die Revolution ruinierter Vater und Monsieur Danglars, der nie ein elterliches Vermögen besaß, den Grundstein gelegt... mein Vater zu seinem politischen und militärischen Glück, das schön, und Monsieur Danglars zu seinem politischen und finanziellen Glück, das bewundernswürdig ist.«

»Ja, in der Tat«, versetzte Monte Christo, »ich glaube, daß während des Besuches, den ich Monsieur Danglars machte, er mit mir davon sprach, und«, fuhr er mit einem Seitenblick auf Lucien fort, der in einem Album blätterte, »ist Mademoiselle Eugénie hübsch? Denn ich glaube mich zu erinnern, daß sie Eugénie heißt.«

»Sehr hübsch oder vielmehr sehr schön«, antwortete Albert, »sie besitzt aber eine Schönheit, die mir nicht entspricht. Ich bin einfach ein Unwürdiger.«

»Sie sprechen von ihr, als ob Sie schon ihr Gatte wären.«

»Oh!« erwiderte Albert, um sich schauend, wie wenn auch er sehen wolle, was Lucien tue.

»Wissen Sie«, sagte Monte Christo mit gedämpfter Stimme, »daß Sie mir von dieser Heirat nicht sehr begeistert scheinen?«

»Mademoiselle Danglars ist mir zu reich«, versetzte Morcerf, »das erschreckt mich.«

»Pah!« sagte Monte Christo. »Das ist ein sauberer Grund. Sind Sie nicht selbst reich?«

»Mein Vater bezieht etwa... fünfzigtausend Livres Renten und wird mir bei meiner Verheiratung vielleicht zehn- bis zwölftausend davon mitgeben.«

»Das ist allerdings nicht viel«, äußerte der Graf, »zumal in Paris; aber es beruht nicht alles auf dem Vermögen hienieden, und ein Name von gutem Klang und eine hohe soziale Stellung sind wohl auch etwas. Ihr Name ist berühmt, Ihre Stellung grandios, und dann ist der Graf de Morcerf ein Soldat, und man sieht gerne Bayards Integrität mit der Armut von Duguesclin sich vereinigen. Die Uneigennützigkeit ist der schönste Sonnenstrahl, in dem ein edler Degen leuchten kann. Ich finde diese Heirat vielmehr äußerst passend. Mademoiselle Danglars wird Sie bereichern, und Sie werden sie veredeln!«

Albert schüttelte den Kopf und blieb nachdenklich.

»Es hat noch einen anderen Grund«, äußerte er.

»Ich gestehe«, sagte Monte Christo, »daß ich diesen Widerwillen gegen ein junges, reiches und schönes Mädchen kaum begreife.«

»Oh! Mein Gott!« entgegnete Morcerf. »Dieser Widerwille, wenn ein Widerwille dabei ist, kommt nicht ganz von meiner Seite.«

»Aber von welcher Seite sonst? Denn Sie sagten mir, daß Ihr Vater diese Heirat wünsche.«

»Von seiten meiner Mutter, und meine Mutter besitzt einen vorsichtigen und sicheren Blick. Nun, sie ist gegen diese Heirat. Sie hegt ich weiß nicht welches Vorurteil gegen die Danglars.«

»Oh! Das ist begreiflich«, erwiderte der Graf mit einem etwas gezwungenen Ton. »Die Frau Gräfin de Morcerf, welche die Verkörperung von Vornehmheit, Aristokratie und Feinheit ist, zögert ein wenig, eine bürgerliche, dicke und plumpe Hand zu berühren, das ist natürlich.«

»Ich weiß wirklich nicht, ob es dies ist«, sagte Albert, »aber das weiß ich, daß es mir dünkt, diese Heirat, wenn sie zustande kommt, werde sie unglücklich machen. Schon vor sechs Wochen wollte man sich versammeln, um diese Angelegenheit zu ordnen. Allein, ich litt so sehr an Kopfschmerzen...«

»An wirklichen?« fragte der Graf lächelnd.

»Oh! An sehr wirklichen, ohne Zweifel durch die Furcht veranlaßt... so daß man die Zusammenkunft um zwei Monate vertagte. Es drängt nichts, Sie begreifen. Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahre alt, und Eugénie zählt nur siebzehn; aber die zwei Monate gehen in der nächsten Woche zu Ende. Man wird das Notwendige freiwillig tun müssen. Sie können sich nicht vorstellen, mein lieber Graf, in welcher Verlegenheit ich bin... Ach, wie glücklich sind Sie; frei zu sein!«

»Nun denn, seien auch Sie frei. Sagen Sie mir doch, was hindert Sie daran?«

»Oh! Es wäre eine zu große Enttäuschung für meinen Vater, wenn ich Mademoiselle Danglars nicht heiraten würde.«

»Dann heiraten Sie sie eben«, versetzte der Graf mit einem sonderbaren Achselzucken.

»Ja«, äußerte Morcerf, »aber für meine Mutter wird es nicht nur eine Enttäuschung, sondern Schmerz sein.«

»Dann heiraten Sie sie eben nicht«, riet der Graf.

»Ich werde sehen, ich werde versuchen. Sie werden mir raten, nicht wahr? Und wenn es Ihnen möglich ist, mich aus dieser Verlegenheit ziehen. Oh! Um meiner wunderbaren Mutter keinen Kummer zu machen, würde ich mich sogar mit dem Grafen entzweien, glaube ich.«

Monte Christo kehrte sich um; er schien bewegt.

»Ei«, sagte er zu Debray, der in einem hohen Lehnstuhl am äußersten Ende des Salons saß und in der rechten Hand einen Bleistift und in der linken ein Notizbuch hielt, »was machen Sie denn? Eine Skizze nach Poussin?«

»Oh, natürlich.« antwortete er ruhig. »Ich und eine Skizze? Ich liebe die Malerei allzu sehr, um das zu tun! Nein, ich tue ganz das Gegenteil von Malerei, ich male Ziffern.«

»Ziffern?«

»Ja, ich rechne! Dies geht mittelbar Sie an, Vicomte. Ich rechne, was das Haus Danglars bei dem jüngsten Steigen der Haitischen Papiere gewinnen mußte: Von zweihundertsechs stiegen die Fonds in drei Tagen auf vierhundertneun, und der vorsichtige Bankier hatte viel zu zweihundertsechs gekauft. Er muß dreihunderttausend Livres gewonnen haben.«

»Das ist nicht sein bestes Geschäft«, sagte Morcerf. »Hat er nicht in diesem Jahr eine Million mit den spanischen Effekten gewonnen?«

»Hören Sie, mein Lieber«, versetzte Lucien, »der Herr Graf

von Monte Christo wird Ihnen sagen, wie die Italiener: *Dana-ro e santia, // Metá della metá.** Und dies ist noch viel. Daher zuckte ich die Achseln, wenn man mir solche Geschichten erzählt.«

»Aber Sie sprachen von Haiti?« erwiderte Monte Christo.

»Oh! Haiti, das ist eine andere Sache. Haiti ist das Ekarté der französischen Börsenspekulanten. Man kann gerne Bouillotte spielen, Whist lieben, in Boston vernarrt sein, und doch aller dieser Spiele überdrüssig werden; aber man kommt doch immer wieder auf Ekarté zurück, das ist ein Meisterstück, Monsieur Danglars verkaufte also gestern zu vierhundertneun und steckte dreihunderttausend Francs in die Tasche. Hätte er bis heute gewartet, wo die Fonds wieder auf zweihundertfünf fielen, so hätte er, anstatt dreihunderttausend Francs zu gewinnen, zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend verloren.«

»Und warum fielen die Fonds wieder von vierhundertneun auf zweihundertfünf?« fragte Monte Christo. »Ich bitte Sie um Vergebung, ich bin in allen diesen Börsenintrigen sehr unwissend.«

»Weil die Nachrichten sich folgen und sich nicht gleichen«, antwortete Albert lachend.

»Ah! Teufel!« sagte der Graf. »Monsieur Danglars spielt auf Gewinn und Verlust von dreihunderttausend Francs an einem Tag! Ah! Er ist also ungeheuer reich?«

»Nicht er spielt«, rief Lucien rasch aus, »sondern Madame Danglars! Sie ist in der Tat unerschrocken.«

»Aber Sie, der Sie vernünftig sind, Lucien, und die geringe Stetigkeit der Nachrichten kennen, weil Sie an der Quelle stehen, Sie sollten sie abhalten«, äußerte Morcerf lächelnd.

»Wie könnte ich es, da es ihr Mann nicht vermag?« fragte Lucien. »Sie kennen den Charakter der Baronin; niemand hat auf sie Einfluß, und sie tut schlechterdings nur, was sie will.«

* Wörtlich: »Geld und Heiligkeit, // Hälfte der Hälfte.«

»Oh, wenn ich an Ihrer Stelle wäre!« sagte Albert.

»Nun?«

»Ich würde sie heilen; dies wäre ein ihrem künftigen Schwiegersohn erwiesener Dienst.«

»Wie das?«

»Ah! Bei Gott, das ist sehr leicht. Ich würde ihr eine Lektion erteilen.«

»Eine Lektion?«

»Ja. Ihre Stellung als Sekretär des Ministers verleiht Ihnen eine große Glaubwürdigkeit in bezug auf Nachrichten. Sie öffnen den Mund nicht, ohne daß nicht die Wechselagenten Ihre Worte eiligst stenographieren. Sorgen Sie dafür, daß sie etwa hunderttausend Francs auf einen Schlag verliert, und Sie werden sie wieder Vorsicht lehren.«

»Ich begreife nicht«, stammelte Lucien.

»Und doch ist es klar«, antwortete der junge Mann mit einer Treuherzigkeit, die nichts Erkünsteltes zeigte. »Erzählen Sie ihr eines schönen Morgens irgend etwas Unerhörtes, eine telegraphische Nachricht, die nur Sie wissen konnten, zum Beispiel daß Henri IV. gestern bei Gabrielle gesehen wurde, dies wird die Fonds steigen lassen, sie wird ihr Börsenspiel danach einrichten und sicher verlieren, wenn Beauchamp am anderen Tag in sein Journal schreiben wird: ›Mit Unrecht behaupten wohlunterrichtete Leute, daß der König Henri IV. vorgestern bei Gabrielle gesehen wurde. Dies ist völlig unrichtig. Der König Henri IV. hat sein Denkmalsockel auf dem Pont-Neuf nicht verlassen.««

Lucien begann erzwungen zu lachen. Monte Christo, obgleich dem Anschein nach gleichgültig, hatte kein Wort von dieser Unterredung überhört und sein durchdringendes Auge sogar ein Geheimnis in der Verlegenheit des Privatsekretärs zu lesen geglaubt. Nach dieser Verlegenheit Luciens, die Albert völlig entgangen war, kürzte Lucien seinen Besuch ab; er

fühlte sich offenbar unbehaglich. Der Graf sprach, als er ihn hinausbegleitete, mit leiser Stimme einige Worte zu ihm, auf die er antwortete: »Sehr gerne, Herr Graf, ich nehme die Einladung an.«

Der Graf kam zum jungen Morcerf zurück.

»Meinen Sie nicht, wenn Sie darüber nachdenken«, sagte er zu ihm, »daß Sie Unrecht taten, in Gegenwart von Monsieur Debray so von Ihrer Schwiegermutter zu sprechen?«

»Gebrauchen Sie nicht schon im voraus dieses Wort, Graf«, versetzte Morcerf, »ich bitte Sie darum.«

»Wahrhaftig und ohne Übertreibung... ist die Gräfin dieser Heirat so sehr entgegen?«

»So sehr, daß die Baronin selten ins Haus kommt, und meine Mutter, glaub' ich, nicht zweimal in ihrem Leben bei Madame Danglars gewesen ist.«

»Dann bin ich ermutigt, offen mit Ihnen zu sprechen«, sagte der Graf. »Monsieur Danglars ist mein Bankier, Monsieur de Villefort überhäufte mich mit Höflichkeiten zum Dank für den Dienst, den ihm zu leisten ein glücklicher Zufall mich in Stand setzte. Ich wittere unter allem dem eine Lawine von Dinern und Abendeinladungen. Nun aber, um nicht zu scheinen, als ob ich hoffärtig darauf rechne, und sogar, wenn Sie wollen, um das Verdienst des Zuvorkommens zu erwerben, gedenke ich, in meinem Landhaus zu Auteuil Monsieur und Madame Danglars, Monsieur und Madame de Villefort zu empfangen. Wenn ich zu diesem Diner Sie, dann den Herrn Grafen und die Frau Gräfin de Morcerf einlade, wird dies nicht einer Art von hochzeitlichem Treffen gleichen oder wenigstens von der Frau Gräfin de Morcerf die Sache von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet werden, zumal wenn der Herr Baron Danglars mir die Ehre erweist, seine Tochter mitzubringen? Dann wird Ihre Mutter mich verabscheuen, und dies will ich durchaus nicht; vielmehr liegt mir daran, und sagen Sie ihr dies bei jeder sich bietenden Gelegenheit, daß

ich im besten Andenken bei ihr sei.«

»Donnerwetter, Herr Graf«, erwiderte Morcerf, »ich danke Ihnen, daß Sie darüber so freimütig mit mir sprechen, und ich nehme die Ausschließung an, die Sie mir vorschlagen. Sie sagen, es sei Ihnen daran gelegen, bei meiner Mutter im besten Andenken zu sein. Dies sind Sie schon im hohen Grade.«

»Glauben Sie?« fragte Monte Christo mit Nachdruck.

»Oh! Ich weiß es gewiß. Als Sie uns neulich verließen, sprachen wir eine Stunde lang von Ihnen. Doch ich komme wieder auf das zurück, was Sie sagten. Nun, wenn meine Mutter Ihre Aufmerksamkeit wüßte, und ich werde so frei sein, sie davon in Kenntnis zu setzen, so wäre sie Ihnen, nach meiner vollen Überzeugung, äußerst dankbar dafür, mein Vater dagegen sehr wütend.«

Der Graf begann zu lachen.

»Nun denn«, sagte er zu Morcerf, »Sie wissen nun das Ganze. Doch da fällt mir ein, daß nicht bloß Ihr Vater wütend sein wird; Monsieur und Madame Danglars werden mich als einen Mann von sehr schlechten Manieren betrachten. Es ist ihnen bekannt, daß ich Sie mit einer gewissen Vertraulichkeit sehe, daß Sie sogar meine älteste Pariser Bekanntschaft sind, und sie werden Sie nicht bei mir finden und mich folglich fragen, warum ich Sie nicht eingeladen habe. Denken Sie wenigstens daran, sich mit einer früheren Verpflichtung zu versehen, die einigermaßen wahrscheinlich aussieht, und von der Sie mich durch ein kleines Billett in Kenntnis setzen werden. Wie Sie wissen, hat bei den Bankiers nur Geschriebenes Gültigkeit.«

»Ich werde es noch besser anstellen, Herr Graf«, versetzte Albert. »Meine Mutter will wieder einmal die Meeresluft genießen. Auf welchen Tag haben Sie Ihr Abendessen anberaumt?«

»Auf Sonnabend.«

»Heute ist Dienstag. Gut, heute abend reisen wir ab, übermorgen in der Frühe werden wir in Tréport sein. Wissen Sie,

Herr Graf, daß Sie ein charmanter Mann sind, da Sie auf diese Art für die Bequemlichkeit der Leute sorgen?«

»Ich? Sie legen mir wahrhaftig einen größern Wert bei, als ich verdiene. Ich wünsche, Ihnen angenehm zu sein, weiter nichts.«

»An welchem Tag haben Sie Ihre Einladungen ausgesprochen?«

»Erst heute.«

»Gut! Ich eile zu Monsieur Danglars, ich sage ihm, daß wir, meine Mutter und ich, morgen Paris verlassen. Ich habe Sie nicht gesehen, ich weiß nichts von Ihrem Diner.«

»Was fällt Ihnen denn ein! Und Monsieur Debray, der Sie soeben bei mir sah?«

»Ah! Richtig!«

»Im Gegenteil, ich habe Sie hier gesehen und ohne Umstände eingeladen, und Sie haben mir ganz treuherzig geantwortet, daß Sie mein Gast nicht sein könnten, weil Sie nach Tréport reisen würden.«

»Wohlan, dabei bleibt es; werden Sie aber meine Mutter vor morgen besuchen?«

»Vor morgen... das wird schwerlich möglich sein. Auch würde ich Sie in ihren Reisevorbereitungen stören.«

»Nun denn, tun Sie noch Besseres. Sie waren nur ein charmanter Mann, Sie werden ein anbetungswürdiger Mann sein.«

»Was muß ich tun, um zu dieser Erhabenheit zu gelangen?«

»Was Sie tun müßten?«

»Das ist meine Frage.«

»Sie sind heute frei wie die Luft. Essen Sie bei uns; wir werden eine kleine Gesellschaft bilden; nur Sie, meine Mutter und ich. Sie sahen meine Mutter kaum. Sie werden sie aus der Nähe sehen. Sie ist eine bemerkenswerte Frau, und ich bedaure nur, daß nicht eine ihr Gleiche von höchstens zwanzig Jah-

ren existiert. Es gäbe bald, ich schwöre es Ihnen, eine Gräfin und eine Vicomtesse de Morcerf. Meinen Vater werden Sie nicht finden. Er hat ein Geschäft zu besorgen und diniert bei dem Herrn Großreferendar. Kommen Sie, wir werden von Reisen plaudern. Sie, der Sie die ganze Welt sahen, werden uns Ihre Abenteuer erzählen, und die Geschichte jener schönen Griechin, die neulich abends mit Ihnen in der Oper war, die Sie Ihre Sklavin nennen und wie eine Prinzessin behandeln. Wir werden Italienisch und Spanisch sprechen. Nun, nehmen Sie die Einladung an? Meine Mutter wird Ihnen dankbar sein.«

»Tausend Dank«, sagte der Graf, »die Einladung ist äußerst gültig, und ich bedauere lebhaft, sie nicht annehmen zu können. Ich bin nicht frei, wie Sie glauben, sondern habe vielmehr ein äußerst wichtiges Rendezvous.«

»Ah! Nehmen Sie sich in acht. Sie lehrten mich eben erst, wie man in bezug auf ein Diner eine unangenehme Sache vom Halse bringt. Ich muß einen Beweis haben. Ich bin glücklicherweise kein Bankier wie Monsieur Danglars, aber, damit Sie es nur wissen, ebenso ungläubig wie er.«

»Diesen Beweis will ich Ihnen auch geben«, entgegnete der Graf.

Und er schellte.

»Hm!« äußerte Morcerf. »Sie lehnen es nun schon zweimal ab, mit meiner Mutter zu dinieren. Dies geschieht vorsätzlich, Graf.«

Monte Christo zuckte zusammen.

»Oh! Glauben Sie das nicht«, sagte er. »Übrigens kommt hier mein Beweis.«

Baptistin trat ein und blieb wartend an der Tür stehen.

»Ich war von Ihrem Besuch nicht vorher in Kenntnis gesetzt, nicht wahr?«

»Ei, Sie sind ein so außerordentlicher Mann, daß ich nicht

dafür gut stehen möchte.«

»Wenigstens konnte ich nicht erraten, daß Sie mich zum Diener einladen würden?«

»Oh! Dies ist wahrscheinlich.«

»Also dann, hören Sie gut zu! Baptistin, was sagte ich diesen Morgen zu Ihnen, als ich Sie in mein Arbeitszimmer kommen ließ?«

»Die Tür des Herrn Grafen schließen zu lassen, sobald es fünf Uhr geschlagen habe«, antwortete der Diener.

»Weiter.«

»Oh! Herr Graf...« sagte Albert.

»Nein, nein, ich will mich durchaus jenes geheimnisvollen Rufes entledigen, in den Sie mich gebracht haben, mein lieber Vicomte. Es ist zu schwer, immer den Manfred zu spielen. Ich will in einem Haus von Glas leben. Weiter... fahren Sie fort, Baptistin.«

»Des weiteren... nur den Herrn Major Bartolomeo Cavalcanti und dessen Sohn vorzulassen.«

»Sie hören, den Major Bartolomeo Cavalcanti, einen Mann vom ältesten Adel Italiens, dessen d'Hozier zu werden – Sie erinnern sich dessen oder erinnern sich nicht – Dante im zehnten Gesang der *Hölle* sich die Mühe gab; ferner seinen Sohn, einen charmanten jungen Mann, ungefähr in Ihrem Alter, Vicomte, denselben Titel führend wie Sie, der mit den Millionen seines Vaters in die Pariser Welt eintritt. Der Major bringt mir heute abend seinen Sohn Andrea, den *Contino*, wie wir in Italien sagen. Er vertraut ihn mir an. Ich werde ihn vorwärts bringen, wenn er es verdient. Sie werden mir helfen, nicht wahr?«

»Allerdings! Dieser Major Cavalcanti ist also ein alter Freund von Ihnen?« fragte Albert.

»Keineswegs. Er ist ein würdevoller Herr, sehr höflich, sehr bescheiden, sehr diskret, wie es deren eine Menge in Italien

gibt, Abkömmlinge sehr heruntergekommener alter Familien. Ich sah ihn öfters in Florenz, Bologna, Lucca, und er setzte mich von seiner Ankunft in Kenntnis. Reisebekanntschaften sind begehrt: Sie nehmen überall die Freundschaft in Anspruch, die man ihnen einmal zufällig erwies, als ob der zivilisierte Mensch, der eine Stunde lang gleichviel mit wem zu leben weiß, nicht immer seinen Hintergedanken hätte! Dieser gute Major Cavalcanti wird Paris wiedersehen, das er nur unter dem Kaiserreich beim Durchmarsch sah, als er nach Moskau ging, um zu frieren. Ich werde ihm ein gutes Diner geben; er wird mir seinen Sohn zurücklassen; ich werde ihm versprechen, auf ihn aufzupassen; ich werde ihn alle tollen Streiche machen lassen, die zu machen ihm beliebt wird; und wir werden quitt sein.«

»Wunderbar!« sagte Albert. »Und ich sehe, daß Sie ein wertvoller Fürsprecher sind. Adieu also. Am Sonntag kommen wir zurück. Apropos, ich habe Nachrichten von Franz erhalten.«

»Ah, wirklich?« fragte Monte Christo. »Und, gefällt es ihm noch immer in Italien?«

»Ich denke schon. Er vermißt Sie jedoch daselbst. Er sagt, daß Sie die Sonne von Rom waren und daß ohne sie der Himmel dort grau sei. Ich weiß nicht, ob er seine Behauptung nicht sogar so weit treibt, zu sagen, daß es dort regne.«

»Ihr Freund Franz hat also seine Ansicht in bezug auf mich geändert?«

»Im Gegenteil, er beharrt darauf, Sie für phantastisch im höchsten Grad zu halten; deshalb vermißt er Sie ja.«

»Ein charmanter junger Mann«, äußerte Monte Christo, »für den ich schon am ersten Abend eine lebhaftere Sympathie fühlte, als ich ihn sein Abendessen suchen sah, und er so gütig war, das meinige anzunehmen. Er ist, glaub' ich, der Sohn des Generals d'Epinay?«

»Jawohl.«

»Desselben, der im Jahre 1815 so elendiglich ermordet wurde.«

»Durch die Bonapartisten?«

»So ist es. Meiner Treu, ich habe ihn wirklich gern! Hat er nicht auch Heiratsprojekte?«

»Ja, er soll das Fräulein de Villefort heiraten.«

»Wirklich?«

»Wie ich die Mademoiselle von Danglars heiraten soll«, antwortete Albert lachend.

»Sie lachen?«

»Ja.«

»Warum lachen Sie?«

»Ich lache, weil es mir dünkt, als ob ich von dieser Seite ebenso große Sympathie für die Heirat sehe, als auf einer anderen Seite zwischen Mademoiselle Danglars und mir besteht. Aber wahrhaftig, mein lieber Graf, wir sprechen von den Damen, wie die Damen von den Herren sprechen. Das ist unverzeihlich!«

Albert stand auf.

»Sie gehen schon?«

»Eine gute Frage! Seit zwei Stunden plaudere ich Ihnen die Ohren voll, und Sie besitzen die Höflichkeit, mich zu fragen, ob ich schon gehe! Wahrhaftig, Graf, Sie sind der höflichste Mann auf Erden! Und wie abgerichtet Ihre Diener sind! Vor allem Monsieur Baptistin! Einen solchen konnte ich nie bekommen. All die meinigen scheinen sich jene des Théâtre-Français zum Muster zu nehmen, die, gerade weil sie nur ein einziges Wort zu sprechen haben, immer bis zum Bühnenrand vortreten, um es zu sprechen. Wenn Sie Monsieur Baptistin entlassen, bitte ich Sie also um den Vorzug.«

»Einverstanden, Vicomte.«

»Das ist nicht alles. Warten Sie. Viele Komplimente von

mir an Ihren diskreten Luccesen, an den edlen Herrn Cavalcante dei Cavalcanti, und wenn ihm etwa daran läge, seinen Sohn zu verheiraten, so suchen Sie für ihn eine sehr reiche, sehr adelige Frau, wenigstens von mütterlicher Seite, und dazu Baronin von väterlicher Seite. Ich werde Ihnen dabei helfen.«

»Oh! Oh!« erwiderte Monte Christo. »Steht's wirklich so schlimm mit Ihnen?«

»Ja.«

»Meiner Treu, man soll nichts verloren geben.«

»Ah! Graf«, rief Morcerf aus, »welchen Dienst würden Sie mir leisten, und wie würde ich Sie noch hundertmal mehr lieben, wenn ich durch Ihre Hilfe Junggeselle bliebe, wär's auch nur auf zehn Jahre.«

»Alles ist möglich«, versetzte Monte Christo ernsthaft.

Und nachdem er sich von Albert verabschiedet hatte, ging er wieder in sein Kabinett und schlug dreimal auf seine Glocke. Bertuccio erschien.

»Monsieur Bertuccio«, sagte er, »Sie sollen wissen, daß ich am Sonnabend in meinem Haus zu Auteuil einen Empfang plane.«

Bertuccio fühlte einen leichten Schauer.

»Gut, Monsieur«, erwiderte er.

»Ich bedarf Ihrer«, fuhr der Graf fort, »damit alles schicklich vorbereitet werde. Dieses Haus ist sehr schön oder wenigstens kann es sehr schön werden.«

»Man müßte alles ändern, um es dahin zu bringen, Herr Graf, denn die Tapeten sind veraltet.«

»Ändern Sie sohin alles, mit Ausnahme des rotdamastenen Schlafzimmers; Sie werden es genauso lassen, wie es ist.«

Bertuccio verbeugte sich.

»Auch im Garten dürfen Sie nichts ändern. Aber mit dem

Hof tun Sie, was Sie wollen. Es wäre mir sogar angenehm, wenn man ihn nicht mehr erkennen kann.«

»Ich werde mein Möglichstes tun, den Herrn Grafen zufriedenzustellen. Ich würde mich jedoch beruhigter fühlen, wenn Sie, Herr Graf, mir Ihre Absichten hinsichtlich des Diners sagen möchten.«

»Wahrhaftig, mein lieber Monsieur Bertuccio«, entgegnete der Graf, »seitdem Sie in Paris sind, finde ich Sie unbeholfen, verzagt. Kennen Sie mich denn nicht mehr?«

»Eure Exzellenz könnten mir denn doch sagen, wen Sie empfangen?«

»Ich weiß es noch nicht, und Sie brauchen es ebensowenig zu wissen. Lucullus speist bei Lucullus, das ist alles.«

Bertuccio verbeugte und entfernte sich.

55. KAPITEL

Major Cavalcanti

Weder der Graf noch Baptistin hatten gelogen, als sie Morcerf diesen Besuch des luccesischen Majors verkündeten, der Monte Christo zum Vorwand diente, das ihm angebotene Dinner abzulehnen.

Sieben Uhr hatte es geschlagen, und es war zwei Stunden her, daß Monsieur Bertuccio, dem Befehl entsprechend, nach Auteuil gefahren war, als eine Droschke am Tor des Palais hielt und gleich wieder ganz verlegen zu entfliehen schien, nachdem sie am Gitter einen Mann von ungefähr zweiundfünfzig Jahren abgesetzt hatte. Er war angetan mit einem jener grünen Überröcke mit schwarzen Husarentressen, deren Gattung, wie es scheint, in Europa unvergänglich ist. Eine weite Hose von blauem Tuch, noch ziemlich reinliche Stiefel, ob-

gleich von zweifelhaftem Lack und allzu dicken Sohlen, hirschlederne Handschuhe, ein Hut, dessen Form sich einem Gendarmenhut näherte, ein schwarzer, mit einem weißen Streifen gesäumter Kragen, der, würde sein Eigentümer ihn nicht aus völlig freiem Willen getragen haben, für ein Halseisen hätte gelten können – dies war das malerische Kostüm, in welchem die Person erschien, die am Gitter schellte und fragte, ob nicht der Herr Graf von Monte Christo in Nummer 30 der Avenue des Champs-Élysées wohne, auf die bejahende Antwort des Portiers eintrat, die Tür hinter sich schloß und den Weg nach der Freitreppe einschlug.

An dem kleinen und eckigen Kopf, an seinen weiß werden- den Haaren, an seinem dichten und grauen Knebelbart erkannt- e ihn Baptistin, der eine genaue Beschreibung des Besuchers besaß und ihn unten im Hausflur erwartete. Daher hatte er kaum seinen Namen vor dem intelligenten Diener ausgesprochen, als Monte Christo auch schon von seiner Ankunft in Kenntnis gesetzt war.

Man führte den Fremden in den einfachsten Salon. Der Graf harnte dort seiner und ging ihm mit einer heiteren Miene entgegen.

»Ah! Mein lieber Herr«, sagte er, »seien Sie willkommen. Ich erwartete Sie.«

»Wirklich?« erwiderte der Luccese, »Eure Exzellenz erwarteten mich?«

»Ja, ich war von Ihrer Ankunft heute um sieben Uhr benachrichtigt worden.«

»Von meiner Ankunft? Sie waren also in Kenntnis gesetzt?«

»Vollkommen.«

»Ah! Desto besser! Ich fürchtete, ich gesteh's, man möchte diese kleine Vorsicht vergessen haben.«

»Aber nein!«

»Sind Sie aber überzeugt, sich nicht zu täuschen?«

»Ich bin davon überzeugt.«

»Erwarteten Eure Exzellenz wirklich mich heute um sieben Uhr?«

»Jawohl, Sie. Übrigens wollen wir es untersuchen.«

»Oh! Wenn Sie mich erwarteten«, meinte der Luccese rasch, »so bedarf's dieser Mühe nicht.«

»Allerdings! Allerdings!« sagte Monte Christo.

Der Luccese verriet eine leichte Besorgnis.

»Nun«, fragte Monte Christo, »sind Sie nicht der Herr Marquis Bartolomeo Cavalcanti?«

»Bartolomeo Cavalcanti«, wiederholte der Luccese freudig, »der bin ich wohl.«

»Exmajor in österreichischen Diensten?«

»War's Major, was ich war?« fragte schüchtern der alte Militär.

»Ja«, antwortete Monte Christo, »Major war's. Dies ist der Name, den man in Frankreich dem Grad gibt, den Sie in Italien hatten.«

»Gut«, sagte der Luccese, »ich verlange es nicht besser, Sie verstehen...«

»Übrigens kommen Sie nicht aus eigenem Antrieb hierher«, fuhr Monte Christo fort.

»Oh, ganz gewiß.«

»Sie sind durch jemand zu mir geschickt worden?«

»Ja.«

»Durch den vortrefflichen Abbé Busoni?«

»So ist's«, rief der Major freudig aus.

»Und Sie haben einen Brief?«

»Hier ist er.«

»Ei, pardieu! Sieh an! Geben Sie ihn also her!«

Und Monte Christo nahm den Brief, erbrach das Siegel und

las.

Der Major schaute den Grafen mit verwunderten Augen an, die neugierig auf jeden Teil des Raumes blickten, aber immer wieder zu dem Bewohner desselben zurückkehrten.

»Es ist wohl so... dieser liebe Abbé: »Der Major Cavalcanti, ein würdiger Patrizier aus Lucca, Nachkomme der Cavalcanti von Florenz...««, fuhr Monte Christo immer lesend fort, »»im Besitz eines Vermögens von einer halben Million Einkünfte...««

Monte Christo schaute über das Papier weg und verbeugte sich.

»Von einer halben Million«, sagte er. »Alle Wetter! Mein lieber Monsieur Cavalcanti.«

»Steht da eine halbe Million?« fragte der Luccese.

»Wörtlich, und es muß so sein. Abbé Busoni ist der Mann, der alle großen Vermögen in Europa kennt.«

»Meinetwegen eine halbe Million«, äußerte der Luccese, »aber auf mein Ehrenwort, ich glaubte nicht, daß es sich auf so viel belaufe.«

»Weil Sie einen Intendanten haben, der Sie bestiehlt. Was wollen Sie, mein lieber Monsieur Cavalcanti, man muß sich's gefallen lassen!«

»Sie haben mich soeben aufgeklärt«, erwiderte der Luccese ernsthaft, »ich werde den Schurken davonjagen.«

Monte Christo fuhr fort: »»Und dem nur eines fehlte, um glücklich zu sein...««

»Oh! Mein Gott, ja! Nur eines«, bestätigte der Luccese seufzend.

»»Einen geliebten Sohn wiederzufinden...««

»Einen angebeteten Sohn!«

»»... in seiner Jugend entweder durch einen Feind seiner Familie oder durch Zigeuner geraubt...««

»Im Alter von fünf Jahren, Monsieur!« sagte der Luccese mit einem schweren Seufzer und schlug die Augen zum Himmel auf.

»Armer Vater!« rief Monte Christo. Der Graf fuhr fort: »Ich gebe ihm die Hoffnung wieder, ich gebe ihm das Leben wieder, Herr Graf, indem ich ihm eröffne, daß Sie ihm helfen können, jenen Sohn wiederzufinden, den er seit fünfzehn Jahren vergebens sucht.«

Der Luccese schaute Monte Christo mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Besorgnis an.

»Ich kann es«, äußerte Monte Christo.

Der Major richtete sich wieder auf.

»Ah! Ah!« fragte er. »Der Brief war also bis zum Ende wahr?«

»Zweifelten Sie daran, mein lieber Monsieur Bartolomeo?«

»Nein, niemals! Warum nicht gar! Ein ernster Mann, ein Mann, der eine priesterliche Würde bekleidet wie Abbé Busoni, würde sich einen solchen Scherz nicht erlauben; aber Sie haben nicht alles gelesen, Exzellenz!«

»Ah, richtig«, sagte Monte Christo, »es ist noch eine Nachschrift da.«

»Ja«, wiederholte der Luccese.

»Um den Major Cavalcanti nicht in die Verlegenheit zu setzen, von seinem Bankier Fonds wegzunehmen, sende ich ihm einen Wechsel auf zweitausend Francs für seine Reisekosten und eröffne ihm einen Kredit bei Ihnen auf die Summe von achtundvierzigtausend Francs, die Sie mir noch schuldig sind.«

Der Major folgte mit den Augen dieser Nachschrift in sichtbarer Angst.

»Gut!« begnügte sich der Graf zu sagen.

»Er hat gesagt... »gut!«, murmelte der Luccese. »Also, Monsieur...« fuhr er fort.

»Also...?« fragte Monte Christo.

»Also, die Nachschrift...«

»Ja, die Nachschrift...«

»Wird von Ihnen ebenso günstig aufgenommen wie der Rest des Briefes?«

»Allerdings. Wir stehen in Abrechnung miteinander, Abbé Busoni und ich. Ich weiß nicht, ob es genau achtundvierzigtausend Livres sind, die ich ihm noch schuldig bin, aber zwischen uns kommt es auf einige Banknoten nicht an. Ah! Sie legten also eine große Wichtigkeit auf diese Nachschrift, mein lieber Monsieur Cavalcanti?«

»Ich gestehe Ihnen«, antwortete der Luccese, »daß ich, voll Vertrauen auf die Unterschrift des Abbé Busoni, mich mit keinen anderen Reisegeldern versah, so daß ich, wenn mir diese Hilfsquelle gefehlt hätte, in Paris in großer Verlegenheit gewesen wäre.«

»Ist denn ein Mann wie Sie irgendwo verlegen?« fragte Monte Christo. »Gehen Sie doch!«

»Ei, da ich doch niemanden kenne«, bemerkte der Luccese.

»Aber man kennt Sie.«

»Ja, man kennt mich, so daß...«

»Reden Sie aus, lieber Monsieur Cavalcanti.«

»So daß sie mir diese achtundvierzigtausend Francs aushändigen werden?«

»Auf Ihr erstes diesbezügliches Wort.«

Der Major sperrte erstaunt die Augen auf.

»Aber setzen Sie sich doch«, sagte Monte Christo. »Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich tue... da lasse ich Sie nun schon eine Viertelstunde lang stehen...«

»Das macht gar nichts.«

Der Major rückte einen Lehnstuhl herbei und setzte sich nieder.

»Wollen Sie nun etwas zu sich nehmen?« fragte der Graf.
»Ein Glas Jerez, Porto, Alicante?«

»Alicante, weil Sie so gütig sind; dies ist mein Lieblingswein.«

»Ich habe vortreffliche. Mit etwas Biscuit, nicht wahr?«

»Mit Biscuit, weil Sie mich dazu nötigen.«

Monte Christo schellte, Baptistin erschien. Der Graf ging zu ihm.

»Nun...?« fragte er ganz leise.

»Der junge Mann ist da«, antwortete der Kammerdiener ebenso leise.

»Gut. Wohin führten Sie ihn?«

»In den blauen Salon, wie Eure Exzellenz es befahlen.«

»Hervorragend. Bringen Sie Alicantewein und Biscuit.«

Baptistin ging hinaus.

»Wahrhaftig«, sagte der Luccese, »ich verursache Ihnen eine Mühe, die mich mit Verwirrung erfüllt.«

»Ach, lassen Sie!« versetzte Monte Christo.

Baptistin kam mit Gläsern, Wein und Biscuit zurück. Der Graf füllte ein Glas und goß in das zweite nur einige Tropfen des flüssigen Rubins, den die ganz mit Spinnengewebe und mit allen anderen Zeichen bedeckte Flasche enthielt, welche das Alter des Weines wohl viel sicherer anzeigen, als es die Runzeln bei den Menschen andeuten. Der Major vergriff sich nicht bei der Zuteilung; er nahm das volle Glas und ein Biscuit. Der Graf befahl Baptistin, die Platte auf Griffweite seines Gastes zu stellen, der den Alicante schlürfend zu kosten begann, eine Grimasse der Zufriedenheit schnitt und das Biscuit genießerisch in das Glas tunkte.

»Also, Monsieur«, sagte Monte Christo, »Sie wohnten in Lucca, Sie waren reich, Sie waren adlig, Sie genossen allgemeine Hochachtung, Sie hatten alles, was einen Mann glück-

lich machen kann?«

»Alles, Exzellenz«, antwortete der Major, sein Biscuit hinunterschluckend, »durchaus alles.«

»Und es fehlte nur eines zu Ihrem Glück?«

»Nur eines«, erwiderte der Luccese.

»Nämlich, Ihr Kind wiederzufinden?«

»Ah!« sagte der Major, indem er ein zweites Biscuit nahm.
»Aber dies fehlte mir schon sehr.«

Der würdige Luccese schlug die Augen zum Himmel empor und versuchte angestrengt zu seufzen.

»Nun denn, mein lieber Monsieur Cavalcanti«, fragte Monte Christo. »Wie verhielt sich's mit diesem so sehr vermißten Sohn? Denn man sagte mir, Sie seien Junggeselle geblieben.«

»Man glaubte es, Monsieur«, antwortete der Major, »und ich selbst...«

»Ja«, unterbrach ihn Monte Christo, »und Sie selbst beglaubigten dieses Gerücht. Eine Jugendsünde, die Sie allen Augen verbergen wollten?«

Der Luccese richtete sich wieder auf, nahm seine ruhigste und würdigste Miene an, während er zu gleicher Zeit bescheiden die Augen niederschlug, sei's, um seine Fassung zu sichern, oder seiner Einbildungskraft zu Hilfe zu kommen, fortwährend den Grafen von unten anschauend, dessen unverändertes Lächeln auf den Lippen immer dieselbe wohlwollende Neugier verriet.

»Ja, Monsieur«, erwiderte der Luccese, »ich wollte diesen Fehler allen Augen verbergen.«

»Nicht Ihretwegen«, bemerkte Monte Christo, »denn ein Mann ist über solche Dinge erhaben.«

»Oh! Sicher nicht meinetwegen«, sagte der Major mit einem Lächeln und schüttelte den Kopf.

»Sondern wegen seiner Mutter«, fügte der Graf hinzu.

»Wegen seiner Mutter!« rief der Luccese aus, ein drittes Biscuit nehmend. »Wegen seiner armen Mutter!«

»Trinken Sie doch, mein lieber Monsieur Cavalcanti«, sagte Monte Christo, indem er dem Luccesen ein zweites Glas Alicante einschenkte. »Die Rührung greift Sie an.«

»Wegen seiner armen Mutter!« murmelte der Luccese, versuchend, ob nicht die Macht des Willens, auf die Tränendrüse wirkend, den Winkel seines Auges mit einer falschen Träne benetzen könnte.

»Die einer von den vornehmsten Familien Italiens angehörte, glaube ich?«

»Patrizierin aus Fiesole, Herr Graf, Patrizierin aus Fiesole!«

»Und hieß?«

»Sie wünschen ihren Namen zu wissen?«

»Oh! Mein Gott!« antwortete Monte Christo. »Es ist überflüssig, daß Sie ihn mir nennen, ich weiß ihn.«

»Der Herr Graf wissen alles«, bemerkte der Luccese mit einer Verbeugung.

»Oliva Corsinari, nicht wahr?«

»Oliva Corsinari!«

»Marquise?«

»Marquise!«

»Sie haben sie jedoch zuletzt geheiratet, ungeachtet der Einwände der Familie?«

»Mein Gott, ja, dies tat ich zuletzt.«

»Und Sie bringen Ihre Papiere mit, die in bester Ordnung sind?« äußerte Monte Christo.

»Welche Papiere?« fragte der Luccese.

»Nun, das Zeugnis über Ihre Trauung mit Oliva Corsinari und den Taufschein des Kindes?«

»Den Taufschein des Kindes?«

»Den Taufschein von Andrea Cavalcanti, Ihres Sohnes. Heißt er nicht Andrea?«

»Ich glaube...ja«, antwortete der Luccese.

»Wie? Sie glauben es?«

»Ei, ich wage nicht, es zu behaupten. Er ist schon seit langer Zeit verloren.«

»Richtig«, sagte Monte Christo. »Sie haben aber doch alle diese Papiere?«

»Herr Graf, mit Bedauern erkläre ich Ihnen, daß ich nicht aufmerksam gemacht wurde, mich mit diesen Aktenstücken zu versehen, und deshalb unterließ, sie mitzunehmen.«

»Ah! Teufel auch!« entgegnete Monte Christo.

»Waren sie denn schlechterdings notwendig?«

»Unerläßlich.«

Der Luccese kratzte sich die Stirn.

»Ah! *Per Bacco!*« rief er. »Unerläßlich!«

»Natürlich! Wenn man hier irgendeinen Zweifel hinsichtlich der Gültigkeit Ihrer Ehe und der Legitimität Ihres Kindes erheben sollte!«

»Richtig«, äußerte der Luccese, »man könnte Zweifel erheben.«

»Dies wäre für diesen jungen Mann unangenehm.«

»Es wäre fatal.«

»Es könnte ihn um eine herrliche Heirat bringen.«

»O *peccato!*«

»In Frankreich, Sie begreifen, ist man streng. Es genügt nicht wie in Italien, zu einem Priester zu gehen und zu ihm zu sagen: ›Wir lieben einander, trauen Sie uns!‹ In Frankreich gibt es eine Zivilheirat, und um eine Zivilheirat zu schließen, muß man Aktenstücke haben, welche die Identität belegen.«

»Es ist ein Unglück, daß ich diese Papiere nicht habe.«

»Zum Glück habe ich sie«, sagte Monte Christo.

»Sie haben sie?«

»Ich habe sie.«

»Ah!« versetzte der Luccese, der, als er durch das Fehlen seiner Papiere den Zweck seiner Reise bereits verfehlt sah, fürchtete, es könnte das Vergessen derselben einige Schwierigkeiten in bezug auf die achtundvierzigtausend Francs veranlassen. »Ah! Das nenn' ich ein Glück! – Ja«, fuhr er fort, »das nenn' ich ein Glück, denn ich hätte nicht daran gedacht.«

»Pardieu, ich glaub's wohl, man denkt nicht an alles. Zum Glück dachte Abbé Busoni für Sie daran.«

»Sehen Sie, dieser liebe Abbé!«

»Er ist ein Mann von Vorsicht.«

»Er ist ein bewundernswürdiger Mann«, entgegnete der Luccese, »und er schickte sie Ihnen?«

»Hier sind sie.«

»Ja, meiner Treu, hier sind sie«, sagte der Major, ihn mit Erstaunen anschauend.

»Und hier ist der Taufschein von Andrea Cavalcanti, vom Pfarrer von Saravezza ausgestellt.«

»Alles in Ordnung«, bemerkte der Major.

»Nehmen Sie nun diese Papiere, die sie brauchen. Geben Sie sie Ihrem Sohn, der sie sorgfältig aufbewahren soll.«

»Ich glaub's wohl!... Wenn er sie verlieren würde...«

»Nun, wenn er sie verlieren würde?« fragte Monte Christo.

»Nun denn«, antwortete der Luccese, »man müßte hinschreiben, und es würde sehr lange dauern, sich deren andere zu verschaffen.«

»Wahrhaftig, das wäre schwierig«, äußerte Monte Christo.

»Fast unmöglich«, erwiderte der Luccese.

»Ich bin sehr froh, daß Sie die Wichtigkeit dieser Papiere einsehen.«

»Das heißt, daß ich sie für unbezahlbar halte.«

»Was nun die Mutter des jungen Mannes betrifft...«

»Was die Mutter des jungen Mannes betrifft...«, wiederholte der Major mit Besorgnis.

»Nämlich die Marquise Corsinari.«

»Mein Gott!« fragte der Luccese, für den die Schwierigkeiten aus dem Boden zu wachsen schienen. »Sollte man ihrer etwa bedürfen?«

»Nein, Monsieur«, antwortete Monte Christo. »Hat sie denn übrigens nicht...«

»Allerdings, allerdings«, unterbrach ihn der Major, »hat sie nicht...«

»Der Natur ihren Tribut gezahlt?«

»Ach ja«, erwiderte der Luccese rasch.

»Ich wußte dies«, äußerte Monte Christo. »Sie starb vor zehn Jahren.«

»Und ich beweine noch immer ihren Tod, Monsieur«, sagte der Major, indem er aus seiner Tasche ein kariertes Taschentuch zog und damit nacheinander zuerst das linke und dann das rechte Auge trocknete.

»Was wollen Sie«, sagte Monte Christo, »wir alle sind sterblich. Sie begreifen nun, mein lieber Monsieur Cavalcanti, wie überflüssig es ist, daß man in Frankreich erfahre, Sie seien fünfzehn Jahre von Ihrem Sohn getrennt gewesen. Alle diese Geschichten von Zigeunern, welche die Kinder rauben, finden bei uns keinen Anklang. Sie haben ihn für seine Erziehung in ein Internat in der Provinz gesandt und wollen, daß er diese Erziehung in der Pariser Welt vollende. Deshalb verließen Sie Viareggio, wo Sie seit dem Tod Ihrer Frau wohnen. Dies wird genügen.«

»Glauben Sie?«

»Gewiß.«

»Sehr gut, dann.«

»Sollte man etwas von dieser Trennung erfahren?«

»Ah ja. Was müßte ich sagen?«

»Daß ein treuloser Hofmeister, gekauft von den Feinden Ihrer Familie...«

»Von den Corsinari?«

»Jawohl... dieses Kind entführt hätte, damit Ihr Name erlösche.«

»Richtig, weil er der einzige Sohn ist...«

»Wohlan, jetzt, da alles festgestellt ist, da Ihre aufgefrischten Erinnerungen Sie nicht verraten werden, haben Sie ohne Zweifel erraten, daß ich Ihnen eine Überraschung aufsparte?«

»Eine angenehme?« fragte der Luccese.

»Ah!« sagte Monte Christo. »Ich sehe wohl, daß man ebensowenig das Auge als das Herz eines Vaters täuscht.«

»Hm!« erwiderte der Major.

»Man hat Ihnen irgendeine indiskrete Mitteilung gemacht, oder vielmehr Sie errieten, daß er da ist.«

»Wer ist da?«

»Ihr Kind, Ihr Sohn, Ihr Andrea?«

»Ich habe es erraten«, versetzte der Luccese mit dem größten Gleichmut von der Welt, »er ist also da?«

»Da, in diesem Haus«, antwortete Monte Christo. »Der Kammerdiener hat mich, als er eben vorhin eintrat, von seiner Ankunft in Kenntnis gesetzt.«

»Ah! Sehr gut! Ah! Sehr gut!« sagte der Major, indem er bei jedem Ausruf die Verschnürung seines polnischen Rockes enger zuzog.

»Mein lieber Herr«, äußerte Monte Christo, »ich begreife Ihre ganze Bewegtheit. Ich muß Ihnen Zeit lassen, sich zu erholen. Ich will auch den jungen Mann auf diese so sehr ersehnte Zusammenkunft vorbereiten, denn ich vermute, daß es

ihn nicht weniger drängt als Sie.«

»Ich glaub's«, sagte Cavalcanti.

»Also, in einer knappen Viertelstunde sind wir bei Ihnen.«

»Sie bringen ihn mir also? Sie treiben also Ihre Güte so weit, ihn mir selbst vorzustellen?«

»Nein, ich will mich nicht zwischen einen Vater und seinen Sohn stellen. Sie werden allein sein, Herr Major. Aber seien Sie unbesorgt. Selbst in dem Fall, daß die Stimme des Blutes stumm bleiben sollte, werden Sie sich nicht täuschen können, er wird durch diese Tür eintreten. Er ist ein schöner, junger, blonder Mann, vielleicht ein wenig allzu blond, von sehr zuvorkommenden Manieren, Sie werden sehen.«

»Apropos«, sagte der Major, »Sie wissen, daß ich nur die zweitausend Francs mitnahm, die der gute Abbé Busoni mir gab. Mit diesen machte ich die Reise und...«

»Und Sie brauchen Geld... Das ist ganz in Ordnung, mein lieber Monsieur Cavalcanti. Da haben Sie acht Tausendfrancsnoten Vorschuß.«

Die Augen des Majors glänzten wie Karfunkel.

»Ich schulde Ihnen also noch vierzigtausend Francs«, bemerkte Monte Christo.

»Wollen Eure Exzellenz eine Quittung?« fragte der Major, die Banknoten in die Seitentasche seines polnischen Rockes steckend.

»Wozu?« fragte der Graf.

»Als Beleg für Ihre Abrechnung mit dem Abbé Busoni?«

»Ach, Sie werden mir bei Erhebung der übrigen vierzigtausend Francs eine Gesamtquittung geben. Zwischen ehrlichen Leuten sind dergleichen Vorsichtsmaßregeln überflüssig.«

»Ah, ja, das ist wahr«, erwiderte der Major, »zwischen ehrlichen Leuten.«

»Und nun noch ein letztes Wort, Marquis.«

»Sprechen Sie?«

»Sie erlauben mir einen kleinen Rat, nicht wahr?«

»Ei ja! Ich bitte Sie darum.«

»Es wäre nicht übel, wenn Sie diesen polnischen Rock ablegen würden.«

»Wirklich?« versetzte der Major und betrachtete das Kleidungsstück mit einem gewissen Wohlgefallen.

»Ja, in Viareggio trägt man so etwas noch, aber in Paris ist dieser Aufzug, wie elegant er auch sein mag, schon lange aus der Mode.«

»Das ist fatal«, sagte der Luccese.

»Oh! Wenn Sie viel darauf halten, werden Sie ihn bei Ihrer Abreise wieder mitnehmen.«

»Aber was werde ich anziehen?«

»Was Sie in Ihren Reisekoffern finden werden.«

»Wie? In meinen Reisekoffern? Ich habe nur einen Mantelsack...«

»Mitgenommen, ohne Zweifel. Wozu das Geschlepp? Zudem reist ein alter Soldat gerne leicht gekleidet.«

»Sehen Sie, gerade deshalb...«

»Aber Sie sind ein vorsichtiger Mann und haben Ihre Reisekoffer vorausgeschickt. Sie sind gestern im »Hôtel des Princes«, Rue Richelieu, angekommen. Dort haben Sie Ihr Quartier aufgeschlagen.«

»In diesen Reisekoffern also...?«

»Ich vermute, daß Sie so umsichtig waren, durch Ihren Kammerdiener alles hineintun zu lassen, was Sie brauchen: Stadtkleider, Uniformen. Bei wichtigen Anlässen werden Sie die Uniform anziehen, das steht Ihnen gut zu Gesicht. Vergessen Sie Ihre Orden nicht. Man macht sich in Frankreich zwar lustig darüber, aber man trägt sie noch immer.«

»Sehr wohl! Sehr wohl! Sehr wohl!« versetzte der Major,

der von einem Erstaunen in das andere geriet.

»Und nun«, sagte Monte Christo, »da Ihr Herz gegen allzu heftige Eindrücke wieder gestärkt ist, bereiten Sie sich vor, mein lieber Monsieur Cavalcanti, Ihren Sohn Andrea wiederzusehen.«

Und mit einer anmutigen Verbeugung vor dem im höchsten Grad entzückten Luccesen verschwand Monte Christo hinter dem Türvorhang.

56. KAPITEL

Andrea Cavalcanti

Der Graf von Monte Christo trat in den anstoßenden Salon, den Baptistin den blauen Salon genannt hatte und wohin ihm ein junger Mann von ungezwungener Haltung vorausgegangen war; jener war, ziemlich elegant gekleidet, eine Stunde zuvor von einem Mietkabriolett am Tor des Palais abgesetzt worden. Baptistin hatte ihn ohne Mühe erkannt. Es mußte jener große junge Mann mit den kurzen blonden Haaren, mit rotem Bart und schwarzen Augen sein, auf dessen rote Gesichtsfarbe und blendend weiße Haut ihn sein Herr besonders hingewiesen hatte.

Bei dem Eintritt des Grafen in den Salon war der junge Mann nachlässig auf ein Sofa hingestreckt, zerstreut mit einem kleinen Rohrstock mit goldenem Knopf auf seinen Stiefel klopfend. Monte Christo gewahrend, stand er rasch auf.

»Sie sind der Herr Graf von Monte Christo?« fragte er.

»Ja, Monsieur«, antwortete dieser, »und ich habe die Ehre, glaube ich, mit dem Herrn Vicomte Andrea Cavalcanti zu sprechen?«

»Der Vicomte Andrea Cavalcanti«, wiederholte der junge

Mann, diese Worte mit einer völlig ungezwungenen Verbeugung begleitend.

»Sie müssen einen Brief haben, der Sie bei mir ausweist?« fragte Monte Christo.

»Ich habe Sie wegen der Unterschrift, die mir sonderbar schien, nicht darauf angesprochen.«

»Sindbad der Seefahrer, nicht wahr?«

»Richtig. Nun aber, da ich nie einen anderen Seemann Sindbad gekannt habe, als jenen aus *Tausendundeine Nacht*...«

»Nun, dieser ist einer von seinen Nachkommen, ein sehr reicher Freund von mir, ein mehr als origineller, ein fast verrückter Engländer, dessen eigentlicher Name Lord Wilmore ist.«

»Ah! Dies erklärt mir alles«, erwiderte Andrea. »Dann paßt es ja vortrefflich. Es ist derselbe Engländer, den ich gekannt habe... zu... ja, sehr wohl!... Herr Graf, ich bin Ihr Diener.«

»Wenn das, was Sie mir zu sagen die Ehre erweisen, wahr ist«, versetzte der Graf lächelnd, »so hoffe ich, daß Sie die Güte haben werden, mir einige Einzelheiten über Ihre Person und Familie mitzuteilen.«

»Gerne, Herr Graf«, entgegnete der junge Mann mit einer Zungenfertigkeit, welche die Solidarität seines Gedächtnisses bezeugte. »Ich bin, wie Sie sagten, der Vicomte Andrea Cavalcanti, Sohn des Majors Bartolomeo Cavalcanti, Abkömmling der in das goldene Buch der Stadt Florenz eingeschriebenen Cavalcanti. Unsere Familie, obgleich noch sehr reich, weil mein Vater eine halbe Million Renten bezieht, hat viele Mißgeschicke erlitten, und ich selbst, Monsieur, wurde im Alter von fünf, sechs Jahren von einem treulosen Hofmeister entführt, so daß ich seit fünfzehn Jahren meinen Erzeuger nicht mehr sah. Seitdem ich das Alter der Vernunft erreichte, frei und mein eigener Herr bin, suche ich ihn, aber vergebens. Schließlich unterrichtet mich dieser Brief Ihres Freundes

Sindbad, daß er in Paris ist, und ermächtigt mich, mich an Sie zu wenden, um Nachricht über ihn zu erhalten.«

»Alles, was Sie mir da erzählen, Monsieur, ist wirklich sehr interessant«, erwiderte der Graf, der mit düsterer Befriedigung diese ungezwungene Miene, die von der Schönheit des gefallenen Engels geprägt war, betrachtete, »und Sie taten gut daran, sich in allen Dingen nach der Einladung meines Freundes Sindbad zu richten, denn Ihr Vater ist wirklich hier und sucht Sie.«

Der Graf hatte seit seinem Eintritt in den Salon den jungen Mann nicht aus den Augen verloren, die Zuversicht seines Blickes und die Festigkeit seiner Stimme bewunderte; aber bei den so natürlichen Worten »Ihr Vater ist wirklich hier und sucht Sie« durchzuckte es den jungen Andrea, und er rief aus: »Mein Vater? Mein Vater ist hier?«

»Allerdings«, versetzte Monte Christo, »Ihr Vater, der Major Bartolomeo Cavalcanti.«

Der Eindruck des Schreckens, in allen Zügen des jungen Mannes ausgeprägt, verwischte sich sogleich.

»Ah ja, richtig«, sagte er, »der Major Bartolomeo Cavalcanti. Und Sie sagen, Herr Graf, daß der liebe Vater hier ist?«

»Ja, Monsieur. Ich füge sogar hinzu, daß ich soeben von ihm komme, daß die Geschichte von dem geliebten, früher verlorenen Sohn, die er mir erzählte, mich wirklich sehr rührte; seine Leiden, seine Besorgnisse, seine Hoffnungen in dieser Beziehung formten sich zu einer ergreifenden Dichtung. Endlich erhielt er eines Tages Nachrichten, die ihm meldeten, daß die Räuber seines Sohnes sich erbieten, ihn zurückzugeben oder den Ort zu bezeichnen, wo er sei, jedoch gegen Bezahlung einer sehr hohen Summe. Allein, nichts hielt diesen guten Vater zurück, und die Summe wurde an die piemontesische Grenze von mit einem für ganz Italien gültigen Paß gesendet. Sie waren im südlichen Frankreich, glaube ich?«

»Ja, Monsieur«, antwortete Andrea mit einer ziemlich ver-

legenen Miene; »ja, ich war im südlichen Frankreich.«

»Ein Wagen sollte Sie in Nizza erwarten?«

»So ist es, Monsieur. Er brachte mich von Nizza nach Genua, von Genua nach Turin, von Turin nach Chambéry, von Chambéry nach Pont-de-Beauvoisin, und von Pont-de-Beauvoisin nach Paris.«

»Vortrefflich! Er hoffte immer, Sie unterwegs zu treffen, denn dies war der Weg, den auch er einschlug. Daher wurde Ihre Marschroute so festgesetzt.«

»Aber ich zweifle«, äußerte Andrea, »ob dieser liebe Vater, wenn er mir begegnet wäre, mich wiedererkannt hätte; ich habe mich ein wenig verändert, seit ich ihn zuletzt sah.«

»Oh! Die Stimme des Blutes!« sagte Monte Christo.

»Ah! Ja, es ist wahr«, entgegnete der junge Mann, »ich dachte nicht an die Stimme des Blutes!«

»Nun beunruhigt nur noch ein Umstand den Marquis Cavalcanti, nämlich, was Sie getan haben, während Sie von ihm getrennt waren«, fuhr Monte Christo fort, »auf welche Art Sie von Ihren Verfolgern behandelt wurden, ob man alle Ihrer Abkunft gebührenden Rücksichten nahm, schließlich, ob Ihnen nicht von diesem seelischen Leiden, dem Sie ausgesetzt waren und das ein hundertmal Schlimmeres als das körperliche Leiden ist, irgendeine Schwäche der Fähigkeiten zurückblieb, mit denen die Natur Sie so reichlich begabte, und ob Sie glauben, in der Welt den Ihnen gebührenden Rang wieder einnehmen und würdig behaupten zu können.«

»Monsieur«, stammelte der junge Mann bestürzt, »ich hoffe nicht, daß ein falscher Bericht...«

»Ich hörte von Ihnen zum ersten Mal durch meinen Freund Wilmore, den Menschenfreund. Ich erfuhr, daß er Sie in einer widrigen Lage traf, ich weiß nicht in welcher, und fragte ihn auch gar nicht darum: Ich bin nicht neugierig. Er sagte mir, daß er Ihnen die Stellung in der Welt, die Sie verloren, wieder

verschaffen, daß er Ihren Vater suchen wollte, daß er ihn finden würde; er suchte ihn, er fand ihn, wie es scheint, weil er da ist. Gestern endlich setzte er mich von Ihrer Ankunft in Kenntnis, indem er mir noch einige, auf Ihr Vermögen bezügliche Anweisungen gab; sonst nichts. Ich weiß, daß er ein Original ist, mein Freund Wilmore, und da er zugleich ein zuverlässiger Mann ist, reich wie eine Goldmine, und sich folglich seinen Originalitäten hingeben kann, ohne daß sie ihn ruinieren, versprach ich, seine Anweisungen zu vollziehen. Nun, Monsieur, fassen Sie meine Frage nicht als Beleidigung auf. Da ich genötigt sein werde, Sie ein wenig unter meine Fittiche zu nehmen, so würde ich gerne wissen, ob die Ihnen widerfahrenen Mißgeschicke, welche meine Hochachtung gegen Sie nicht vermindern, Sie nicht einigermaßen jener vornehmen Welt entfremdeten, in der eine so schöne Rolle zu spielen, Ihr Vermögen und Ihr Name sie eigentlich berechtigen.«

»Monsieur«, antwortete der junge Mann, indem er in dem Maße, als der Graf sprach, seine Zuversicht wiedergewann, »seien Sie in dieser Hinsicht beruhigt: Die Entführer, die mich von meinem Vater trennten, ohne Zweifel zu keinem anderen Zweck, als um mich später an ihn zu verkaufen, wie sie es taten, berechneten, daß sie mir, um mit mir einen guten Gewinn zu machen, meinen ganzen persönlichen Wert lassen und ihn womöglich sogar erhöhen müßten. Ich erhielt also eine ziemlich gute Erziehung und wurde von den Kinderräubern ungefähr auf dieselbe Art behandelt wie die Sklaven in Kleinasien, die von ihren Gebietern zu Grammatikern, Ärzten und Philosophen ausgebildet wurden, um sie auf dem Markt in Rom teurer zu verkaufen.«

Monte Christo lächelte zufrieden. So viel hatte er von Monsieur Andrea Cavalcanti, wie es schien, nicht zu erhoffen gewagt.

»Übrigens«, fügte der junge Mann hinzu, »sollte ich mir in bezug auf meine Erziehung oder vielmehr auf die Formen der

vornehmen Welt irgendeine Blöße geben, so wäre man, vermute ich, so nachsichtig, sie unter Berücksichtigung der Mißgeschicke zu entschuldigen, die meine Geburt begleitet und meine Jugend verfolgt haben.«

»Na schön«, versetzte Monte Christo nachlässig. »Sie werden in dieser Sache tun, was Sie wollen, Vicomte, denn Sie sind Ihr eigener Herr, und dies geht nur Sie an. Ich dagegen werde, auf mein Wort, keine Silbe von all diesen Abenteuern sprechen. Ihre Geschichte ist ein wahrer Roman, und die vornehme Welt, welche die zwischen zwei Buchdeckeln von gelbem Papier gepreßten Romane überaus liebt, mißtraut erstaunlicherweise jenen, die sie in lebendiges Leder gebunden sieht, wären sie auch vergoldet, wie Sie es sein können. Dies ist die Schwierigkeit, die ich Ihnen anzudeuten mir erlaube, Vicomte. Kaum werden Sie jemanden Ihre rührende Geschichte erzählt haben, so wird sie völlig entstellt in vornehmen Zirkeln in Umlauf kommen. Sie werden kein wiedergefundenes Kind, sondern ein Findling sein. Sie werden als Antony erscheinen müssen, und die Zeit der Antonys ist ein wenig vorüber.* Vielleicht werden Sie mit Erfolg Neugierde hervorrufen. Aber nicht jedermann macht sich gerne zum Mittelpunkt der Beobachtung und zur Zielscheibe von Spekulationen. Dies wird Sie vielleicht ermüden.«

»Ich glaube, daß Sie recht haben, Herr Graf«, sagte der junge Mann, gegen seinen Willen vor dem starren Blick Monte Christos erblassend. »Das ist eine nicht zu unterschätzende Schwierigkeit.«

»Oh! Man darf sie sich auch nicht zu schlimm vorstellen«, äußerte Monte Christo. »Um einen Fehler zu vermeiden, verfele man dann auf eine andere Torheit. Nein, es ist ein einfacher Verhaltenskodex festzusetzen, und für einen intelligenten Mann wie Sie ist dieser Kodex um so leichter zu befolgen, als

* Anspielung auf Dumas' Drama *Antony* von 1831, dessen Titelheld den romantischen Abenteurer verkörpert.

er Ihren Interessen entspricht. Man wird durch Zeugnisse und ehrenwerte Freundschaften alles bekämpfen müssen, was Ihre Vergangenheit Dunkles haben kann.«

Andrea verlor sichtbar die Fassung.

»Ich würde mich Ihnen gerne als Gewährsmann und Bürge anbieten«, sagte Monte Christo, »aber es ist eine moralische Gewohnheit von mir, immer an meinen besten Freunden zu zweifeln, und ein Bedürfnis, auch die andern zu Zweifeln zu verleiten. Daher würde ich eine Rolle spielen, die nicht in meinem Fach liegt, wie die Schauspieler sagen, und riskieren, ausgepiffen zu werden, was überflüssig ist.«

»Aber vielleicht, Herr Graf«, erwiderte Andrea keck, »aus Rücksicht auf Lord Wilmore, der mich Ihnen empfahl.«

»Ja, gewiß«, unterbrach ihn Monte Christo, »allein, Lord Wilmore verhehlte mir nicht, lieber Monsieur Andrea, daß Sie eine etwas stürmische Jugend verlebten. Oh!« fügte der Graf bei, als er sah, wie Andrea zusammenzuckte. »Ich verlange keine Beichte von Ihnen. Zudem ließ man, damit Sie niemand brauchen, den Herrn Marquis von Cavalcanti, Ihren Vater, aus Lucca kommen. Sie werden sehen, er ist ein wenig steif, ein wenig gezwungen, aber das hängt mit der Uniform zusammen, und wenn man weiß, daß er seit seinem achtzehnten Lebensjahr in österreichischen Diensten ist, wird man alles entschuldigen. Wir stellen in der Regel keine großen Anforderungen an die Österreicher. Kurz, er ist ein sehr brauchbarer Vater, kann ich Ihnen versichern.«

»Ah! Sie beruhigen mich, Monsieur. Ich habe ihn schon vor so langer Zeit verlassen, daß ich mich seiner gar nicht mehr erinnere.«

»Und dann läßt einen ein großes Vermögen, wie Sie wissen, über gar viele Dinge hinwegsehen.«

»Mein Vater ist also wirklich reich, Monsieur?«

»Millionär... fünfhunderttausend Livres Renten.«

»Ich werde mich also«, fragte der junge Mann ängstlich, »in einer... angenehmen Lage befinden?«

»In einer der angenehmsten, mein lieber Herr. Er weist Ihnen für die ganze Dauer Ihres Aufenthalts in Paris jährlich fünfzigtausend Livres an.«

»In diesem Fall werde ich immer dableiben.«

»Ei, wer kann für die Umstände bürgen, mein lieber Herr? Der Mensch denkt, und Gott lenkt...«

Andrea seufzte.

»Aber es wäre mir denn doch«, fragte er, »für die ganze Dauer meines Aufenthalts in Paris, und insofern kein Umstand mich zwingt abzureisen, dieses Geld gesichert, von dem Sie soeben mit mir sprachen?«

»Oh! Vollkommen.«

»Durch meinen Vater?« fragte Andrea mit Besorgnis.

»Ja, aber garantiert durch Lord Wilmore, der Ihnen auf Biten Ihres Vaters bei Monsieur Danglars, einem der solidesten Bankiers von Paris, einen Kredit über fünfzigtausend Francs jährlich eröffnet hat.«

»Und gedenkt mein Vater lange in Paris zu bleiben?« fragte Andrea unruhig.

»Nur einige Tage«, antwortete Monte Christo. »Sein Dienst erlaubt ihm nicht, länger als zwei bis drei Wochen fernzubleiben.«

»Oh, der liebe Vater!« sagte Andrea, über die schnelle Abreise sichtlich entzückt.

»Daher«, fuhr Monte Christo fort, indem er sich stellte, als merke er den Sinn dieser Worte nicht, »daher will ich den Zeitpunkt Ihres Wiedersehens keinen Augenblick hinauszögern. Sind Sie bereit, den würdigen Monsieur Cavalcanti zu umarmen?«

»Sie zweifeln wohl nicht daran, hoffe ich?«

»Nun denn, treten Sie also in den Salon, mein junger Freund, und Sie werden Ihren Vater finden, der Sie bereits erwartet.«

Andrea machte vor dem Grafen eine tiefe Verbeugung und trat in den Salon. Der Graf schaute ihm nach und drückte, als er ihn verschwinden sah, auf eine mit einem Gemälde in Verbindung stehende Springfeder, das sich aus seinem Rahmen löste und den Blick durch einen geschickt angebrachten Zwischenraum in den Salon dringen ließ. Andrea verschloß die Tür wieder hinter sich und ging auf den Major zu, der aufstand, sobald er das Geräusch der Schritte hörte, die sich näherten.

»Ah! Monsieur, lieber Vater«, sagte Andrea mit so lauter Stimme, daß der Graf es durch die verschlossene Tür hörte. »Sie sind's wohl?«

»Guten Tag, mein lieber Sohn«, erwiderte gravitatisch der Major.

»Welch ein Glück«, äußerte Andrea, fortwährend nach der Tür schauend, »uns nach so vielen Jahren der Trennung wiederzusehen!«

»Wahrhaftig, die Trennung hat lange gedauert.«

»Umarmen wir uns nicht, Monsieur?« fragte Andrea.

»Wie Sie wollen, mein Sohn«, antwortete der Major.

Und die beiden Männer umarmten sich, wie man sich im Théâtre-Français umarmt, nämlich den Kopf einander über die Schulter streckend.

»Wir sind also wieder vereint?« fragte Andrea.

»Wir sind wieder vereint«, antwortete der Major.

»Um uns nie mehr zu trennen?«

»Allerdings. Ich glaube, mein lieber Sohn, daß Sie Frankreich jetzt wie ein zweites Vaterland betrachten?«

»Soviel ist richtig«, versetzte der junge Mann, »daß ich höchst betrübt wäre, wenn ich Paris verlassen müßte.«

»Und ich, wie Sie begreifen, vermöchte nirgendwo anders zu leben als in Lucca. Ich werde also, sobald ich kann, nach Italien zurückkehren.«

»Doch vor Ihrer Abreise, liebster Vater, werden Sie mir ohne Zweifel die Papiere zustellen, mittelst derer es mir leicht sein wird, das Geschlecht, von dem ich abstamme, nachzuweisen.«

»Ganz gewiß, denn ich komme eigens deshalb, und es kostete mich zu viele Mühe, Sie aufzufinden, um sie Ihnen zu übergeben, als daß wir von vorne anfangen sollten, uns wieder zu suchen. Dies nähme sonst noch den Rest meines Lebens in Anspruch.«

»Und die Papiere?«

»Hier sind sie.«

Andrea ergriff gierig den Trauschein seines Vaters und seinen eigenen Taufschein und überflog, nachdem er beide mit einer Hast geöffnet hatte, die bei einem guten Sohn sehr natürlich ist, die zwei Aktenstücke mit einer Raschheit und Gewandtheit, welche den geübtesten Blick und zugleich das lebhafteste Interesse verrieten. Als er fertig war, glänzte ein unbeschreiblicher Ausdruck von Freude auf seiner Stirn, und er sagte, den Major mit einem sonderbaren Lächeln anschauend, in vortrefflicher toskanischer Mundart: »Ah! Es gibt also in Italien keine Galeeren...«

Der Major richtete sich auf.

»Und warum?« fragte er.

»Weil man dort ungestraft solche Aktenstücke fabriziert! Wegen der Hälfte von dem, mein liebster Vater, würde man Sie in Frankreich fünf Jahre lang die Luft von Toulon schöpfen lassen.«

»Wie beliebt?« sagte der Luccese, indem er eine majestätische Miene zu erringen versuchte.

»Mein lieber Monsieur Cavalcanti«, fragte Andrea, den Arm

des Majors drückend, »wieviel gibt man Ihnen, um mein Vater zu sein?«

Der Major wollte sprechen.

»Still!« unterbrach ihn Andrea mit gedämpfter Stimme. »Ich will Ihnen ein Beispiel des Vertrauens geben: Man gibt mir fünfzigtausend Francs jährlich, um Ihr Sohn zu sein. Sie begreifen folglich, daß ich meinerseits nie zu leugnen geneigt sein werde, daß Sie mein Vater sind.«

Der Major schaute mit Besorgnis um sich.

»Ei, seien Sie unbesorgt, wir sind allein«, bemerkte Andrea. »Zudem sprechen wir Italienisch.«

»Wohlan, mir zahlt man pauschal fünfzigtausend Francs.«

»Monsieur Cavalcanti«, fragte Andrea, »glauben Sie an Feenmärchen?«

»Nein, früher nicht, aber jetzt muß ich wohl daran glauben.«

»Sie haben also schon Beweise?«

Der Major zog eine Handvoll Gold aus seiner Tasche.

»Handgreifliche, wie Sie sehen.«

»Und Sie meinen, daß ich an die mir gemachten Versprechungen glauben kann?«

»Ich glaub' es.«

»Und daß dieser Ehrenmann von einem Grafen sie erfüllen wird?«

»Punkt für Punkt. Allein, Sie begreifen, um zu diesem Ziel zu gelangen, müssen wir unsere Rolle spielen.«

»Ei freilich!...«

»Ich als zärtlicher Vater!...«

»Und ich als ehrerbietiger Sohn.«

»Weil sie wünschen, daß Sie von mir abstammen.«

»Wer... sie?«

»Ei, ich weiß es nicht. Jene, die Ihnen schrieben. Haben Sie

keinen Brief erhalten?«

»Doch. Sie auch?«

»Ja.«

»Von wem?«

»Von einem gewissen Abbé Busoni.«

»Den Sie nicht kennen?«

»Den ich nie sah.«

»Was steht in diesem Brief?«

»Werden Sie mich nicht verraten?«

»Ich werde mich hüten, da unsere Interessen dieselben sind.«

»So lesen Sie!«

Und der Major reichte dem jungen Mann einen Brief.

Andrea las mit leiser Stimme:

Sie sind arm, ein unglückliches Alter harrt Ihrer. Wollen Sie, wenn nicht reich, so wenigstens finanziell unabhängig werden? Dann reisen Sie sofort nach Paris und verlangen Sie von dem Herrn Grafen von Monte Christo, in der Avenue des Champs-Élysées Nummer 30, den Sohn zurück, den Sie mit der Marquise Corsinari zeugten und der Ihnen im Alter von fünf Jahren geraubt wurde. Dieser Sohn heißt Andrea Cavalcanti.

Damit Sie die Absicht des Unterzeichneten, Ihnen einen Gefallen zu erweisen, nicht in Zweifel ziehen, finden Sie im Anschluß:

eine Anweisung auf zweitausendvierhundert toskanische Livres, zu holen bei Monsieur Gozzi in Florenz;

einen Empfehlungsbrief an den Herrn Grafen von Monte Christo, bei dem ich Ihnen einen Kredit auf die Summe von achtundvierzigtausend Francs eröffne.

Finden Sie sich bei dem Grafen am 26. Mai um sieben Uhr abends ein.

Unterzeichnet: Abbé BUSONI

»So ist es.«

»Wie? So ist es? Was wollen Sie damit sagen?« fragte der Major.

»Ich sage, daß ich ungefähr denselben Brief erhielt.«

»Von Abbé Busoni?«

»Nein. Von einem Engländer, einem gewissen Lord Wilmore, der den Namen Sindbad der Seefahrer führt.«

»Und den Sie ebensowenig kennen, als ich diesen Abbé Busoni?«

»O nein. Ich bin besser unterrichtet als Sie.«

»Haben Sie ihn gesehen?«

»Ja, einmal.«

»Wo?«

»Ah! Gerade dies kann ich Ihnen nicht sagen. Sie wüßten sonst ebensoviel wie ich, und dies ist überflüssig.«

»Und was stand in diesem Brief?«

»Lesen Sie.«

Der Major las:

Sie sind arm und haben nur eine elende Zukunft. Wollen Sie einen Namen bekommen, frei werden, reich werden?

»Bei Gott!« sagte der junge Mann, sich auf seinen Fersen wiegend, wie wenn soeben eine solche Frage an ihn gestellt worden wäre.

Nehmen Sie die Postkutsche, die Sie fertig angespannt vorfinden werden, wenn Sie Nizza durch das Stadttor Richtung Genua verlassen. Reisen Sie über Turin, Chambéry und

Pont-de-Beauvoisin. Begeben Sie sich zu dem Herrn Grafen von Monte Christo, in der Avenue des Champs-Elysées, am 26. Mai abends um sieben Uhr, und bitten Sie ihn um Ihren Vater.

Sie sind der Sohn des Marquis Bartolomeo Cavalcanti und der Marquise Leonora Corsinari, nach Ausweis der Papiere, die Ihnen der Marquis übergeben wird und die Ihnen gestatten werden, unter diesem Namen in der vornehmen Welt von Paris aufzutreten. Ein jährliches Einkommen von fünfzigtausend Livres wird Ihnen ermöglichen, Ihrem Rang gemäß zu leben. Ich lege hier eine Anweisung auf fünfzigtausend Livres bei, einzulösen bei Monsieur Ferrea, Bankier in Nizza, und ein Empfehlungsschreiben an den Herrn Grafen von Monte Christo, der von mir beauftragt ist, für Ihre Bedürfnisse zu sorgen.

SINDBAD DER SEEFAHRER

»Hm!« äußerte der Major. »Das ist sehr schön!«

»Nicht wahr?«

»Haben Sie den Grafen getroffen?«

»Ich komme soeben von ihm.«

»Und er bestätigte?«

»Alles.«

»Begreifen Sie etwas von all dem?«

»Meiner Treu, nein.«

»In dieser Angelegenheit wird jemand übers Ohr gehauen.«

»Jedenfalls weder Sie noch ich.«

»Nein, gewiß nicht.«

»Nun denn, also...«

»Liegt uns wenig daran, nicht wahr?«

»Richtig, dies wollte ich sagen. Wir wollen es treiben, solange es geht, und uns vorsichtig benehmen.«

»Meinetwegen. Sie werden sehen, daß ich mich Ihrer würdig verhalte.«

»Daran habe ich keinen Augenblick gezweifelt, mein lieber Vater.«

»Sie machen mir Ehre, mein lieber Sohn.«

Monte Christo wählte diesen Moment, um in den Salon zurückzukehren. Das Geräusch seiner Schritte vernehmend, warfen sich die beiden Männer einander in die Arme. Der Graf fand sie in der Umarmung.

»Nun denn, Herr Marquis«, fragte Monte Christo, »es scheint, daß Sie einen Sohn nach Ihrem Herzen wiederfanden?«

»Ah! Herr Graf, ich vergehe vor Freude.«

»Und Sie, junger Mann?«

»Ah! Herr Graf, ich vergehe vor Glück.«

»Glücklicher Vater! Glückliches Kind!« rief der Graf aus.

»Nur eines betrübt mich«, äußerte der Major, »nämlich die Umstände, die mich nötigen, Paris so schnell schon wieder zu verlassen.«

»Oh! Lieber Monsieur Cavalcanti«, versetzte Monte Christo, »Sie werden nicht abreisen, hoffe ich, bevor ich Sie einigen Freunden vorgestellt habe.«

»Ich stehe Ihnen zur vollen Verfügung, Herr Graf«, erwiderte der Major.

»Beichten Sie nun, junger Mann!«

»Wem?«

»Ei, Ihrem Herrn Vater. Sagen Sie ihm einige Worte von dem Zustand Ihrer Finanzen.«

»Ah! Zum Teufel!« entgegnete Andrea, »Sie schlagen die empfindliche Saite an.«

»Hören Sie, Major?« fragte Monte Christo.

»Allerdings, höre ich es.«

»Ja, aber verstehen Sie es auch?«

»Vollkommen.«

»Das liebe Kind sagt, daß es Geld braucht!«

»Was soll ich deshalb Ihrer Meinung nach tun?«

»Ihm welches geben, bei Gott!«

»Ich?«

»Ja, Sie.«

Monte Christo trat zwischen die beiden Männer.

»Hier!« sagte er und drückte Andrea ein Päckchen Banknoten in die Hand.

»Was ist das?«

»Die Antwort Ihres Vaters.«

»Meines Vaters?«

»Ja. Gaben Sie denn nicht soeben zu verstehen, daß Sie Geld brauchen?«

»Ja. Nun denn?«

»Nun denn, er beauftragt mich, Ihnen dies zuzustellen.«

»Auf Rechnung meiner Einkünfte?«

»Nein, das gehört zu Ihren Einrichtungskosten.«

»Oh, lieber Vater!«

»Still«, erwiderte Monte Christo. »Sie sehen doch, daß er nicht will, daß ich sage, dies komme von ihm.«

»Ich würdige Ihr Taktgefühl!...« versetzte Andrea, die Banknoten in seine Hosentasche steckend.

»Gut«, sagte Monte Christo, »gehen Sie jetzt!«

»Und wann werden wir die Ehre haben, den Herrn Grafen wiederzusehen?« fragte Cavalcanti.

»Ah! Ja«, fragte Andrea, »wann werden wir diese Ehre haben?«

»Am Sonnabend, wenn Sie wollen... ja... gut... am Sonn-

abend. Ich gebe in meinem Haus zu Auteuil, Rue de la Fontaine Nummer 28, mehreren Personen zu Ehren ein Diner, unter anderen Monsieur Danglars, Ihrem Bankier. Ich werde Sie ihm vorstellen. Er muß Sie denn doch beide kennen, um Ihnen Ihr Geld auszuzahlen.«

»In großer Gala?« fragte der Major leise.

»In großer Gala: Uniform, Ehrenkreuz, kurzes Beinkleid.«

»Und ich?« fragte Andrea.

»Oh! Sie, sehr schlicht: schwarze Hose, Lackstiefel, weiße Weste, schwarzer oder blauer Rock, lange Krawatte. Lassen Sie sich bei Blin oder Véronique kleiden. Wenn Sie die Adressen nicht wissen, wird Baptistin sie Ihnen geben. Je weniger Extravaganz Sie in Ihren Anzug legen, desto größere Wirkung wird dies haben, da Sie reich sind. Wenn Sie Pferde kaufen, so nehmen Sie sie bei Devedeux, wenn Sie einen Wagen kaufen, gehen Sie zu Baptiste.«

»Um wieviel Uhr dürfen wir erscheinen?« fragte der junge Mann.

»Gegen halb sieben Uhr.«

»Gut, man wird dort sein«, erwiderte der Major und griff nach seinem Hut.

Die beiden Cavalcanti verbeugten sich vor dem Grafen und entfernten sich. Der Graf näherte sich dem Fenster und sah sie Arm in Arm über den Hof gehen.

»Wahrhaftig«, sagte er, »zwei große Schurken! Welch ein Unglück, daß sie nicht wirklich Vater und Sohn sind!« Dann, nach einem Moment düsteren Nachsinnens, fügte er hinzu: »Ich will zu Morrel gehen! Ich glaube, daß der Abscheu mein Herz noch mehr beklemmt als der Haß.«

57. KAPITEL

Die Luzerneinfriedung

Unsere Leser müssen uns erlauben, sie wieder zu jener Einfriedung zu führen, die an das Haus von Monsieur de Villefort stößt, und wir werden hinter dem von Kastanienbäumen umschatteten Gitter wieder Personen aus unserer Bekanntschaft finden. Diesmal ist Maximilien zuerst gekommen. Er hat sein Auge an die Bretterwand geschmiegt und lauert auf einen Schatten zwischen den Bäumen in der Tiefe des Gartens und auf das Knirschen eines seidenen Halbstiefels auf dem Sand der Alleen.

Endlich ließ sich das so heißersehnte Knirschen vernehmen, aber anstatt eines Schattens näherten sich zwei Schatten. Valentines Verspätung war durch einen Besuch von Madame Danglars und Eugénie veranlaßt, und dieser Besuch über die Zeit hinaus verlängert worden, zu der Valentine erwartet wurde. Das junge Mädchen hatte dann, um bei ihrem Rendezvous nicht zu fehlen, Mademoiselle Danglars einen Spaziergang in den Garten vorgeschlagen, womit sie Maximilien zeigen wollte, daß die Schuld für ihre Verspätung, was ihm ohne Zweifel schmerzlich fiel, nicht bei ihr lag.

Der junge Mann begriff alles mit der Schnelligkeit der Auffassung, die den Liebenden eigentümlich ist, und sein Herz wurde beruhigt. Übrigens gab Valentine ihrem Spaziergang, ohne sich auf Hörweite zu nähern, eine solche Richtung, daß Maximilien sie auf- und abgehen sah, und sooft sie hin und her vorüberging, sagte ein heimlicher, auf die andere Seite des Gitters gesandter, und von jenem erhaschter Blick seiner Geliebten zu dem jungen Mann: »Gedulden Sie sich Freund; Sie sehen, daß ich nicht schuld bin.«

Und wirklich geduldete sich Maximilien, fortwährend den Unterschied zwischen den beiden jungen Mädchen bewundernd. Zwischen dieser Blonden mit den seelenvollen Augen

und mit der gleich einer schönen Weide geformten Gestalt und jener Brünetten mit dem stolzen Blick und einer geraden Taille wie bei einer Pappel. Es bedarf keiner Erwähnung, daß bei diesem Vergleich zwischen zwei so entgegengesetzten Naturen der ganze Vorteil, wenigstens im Herzen des jungen Mannes, auf Valentines Seite war.

Nach einem halbstündigen Spaziergang entfernten sich die beiden jungen Mädchen. Maximilien schloß daraus, daß der Besuch von Madame Danglars zu Ende war. Wirklich erschien Valentine einen Augenblick später wieder allein. Aus Besorgnis, daß ein indiskreter Blick ihre Rückkehr beobachten möchte, kam sie langsam und setzte sich, anstatt sofort zum Gitter zu eilen, auf eine Bank, nachdem sie zuvor jeden Busch ruhig, aber genau mit Blicken abgetastet und in die Tiefe aller Alleen geschaut hatte. Nach diesen Vorsichtsmaßregeln eilte sie an das Gitter.

»Guten Morgen, Valentine«, sagte eine Stimme.

»Guten Morgen, Maximilien. Ich ließ Sie warten, aber Sie sahen ja die Ursache?«

»Ja, ich erkannte Mademoiselle Danglars. Ich hielt Sie nicht für so innig vertraut mit dieser jungen Person.«

»Wer sagte Ihnen denn, daß wir innig vertraut seien, Maximilien?«

»Niemand. Aber es schien mir so, aufgrund der Art, in der Sie Arm in Arm gingen, und aufgrund der Art, in der Sie miteinander plauderten. Man hätte meinen mögen, daß zwei Freundinnen aus dem Internat ihre vertraulichen Mitteilungen austauschten.«

»Wir tauschten wirklich unsere vertraulichen Mitteilungen aus«, versetzte Valentine. »Sie gestand mir ihren Widerwillen, Monsieur de Morcerf zu heiraten, und ich meinerseits gestand ihr, daß ich es für ein Unglück halte, Monsieur d'Epinay zu heiraten.«

»Liebe Valentine!«

»Deshalb, mein Freund«, fuhr das junge Mädchen fort, »sahen Sie diesen Anschein von Hingebung zwischen mir und Eugénie. Dieser Eindruck konnte entstehen, weil ich, während ich von dem Mann sprach, den ich nicht lieben kann, an den Mann dachte, den ich liebe.«

»Wie gut sind Sie in allen Dingen, Valentine! Und Sie haben etwas in sich, was Mademoiselle Danglars nie bekommen wird: jenen unerklärbaren Zauber nämlich, welcher bei dem weiblichen Wesen das ist, was der Duft bei der Blume, was das Wohlschmeckende bei der Frucht ist. Denn der wirkliche Reiz einer Blume oder einer Frucht liegt nicht darin, schön zu sein.«

»Ihre Liebe macht, daß Sie die Dinge in diesem Licht sehen, Maximilien!«

»Nein, Valentine, ich schwör's Ihnen. Sehen Sie, ich betrachtete soeben beide, und auf meine Ehre, obgleich ich der Schönheit von Mademoiselle Danglars Gerechtigkeit widerfahren ließ, begriff ich doch nicht, daß ein Mann sich in sie verlieben könnte.«

»Das liegt daran, weil ich da war, wie Sie sagten, Maximilien, und weil meine Gegenwart Sie ungerecht machte.«

»Nein... Doch sagen Sie mir... es ist eine Frage einfacher Neugier und entspringt aus gewissen Vorstellungen, die ich mir über Mademoiselle Danglars gebildet habe.«

»Oh! Sehr ungerechte, ohne daß ich genau weiß, welche. Wenn Ihr Männer uns arme Frauen beurteilt, dürfen wir nicht auf Nachsicht hoffen.«

»Während Ihr gegeneinander sehr gerecht seid!«

»Weil unseren Urteilen immer die Leidenschaft zugrunde liegt. Doch kommen Sie auf Ihre Frage zurück.«

»Fürchtet etwa Mademoiselle Danglars ihre Vermählung mit Monsieur de Morcerf, weil sie jemand liebt.«

»Maximilien, ich sagte Ihnen, daß ich nicht Eugénies

Freundin bin.«

»Ei, mein Gott!« erwiderte Morrel. »Auch ohne Freundinnen zu sein, vertrauen sich die jungen Mädchen manches an. Gestehen Sie, daß Sie deswegen einige Fragen an sie stellten? Ah! Ich sehe Sie lächeln.«

»Wenn dem so ist, Maximilien, so lohnt es sich nicht der Mühe, daß wir diese bretteerne Scheidewand zwischen uns haben.«

»Nun, was sagte sie zu Ihnen?«

»Sie sagte mir, daß sie niemand liebe«, antwortete Valentine, »daß sie den Ehestand verabscheue, daß es ihre größte Freude gewesen wäre, ein freies und unabhängiges Leben zu führen, und daß sie beinahe wünsche, ihr Vater möchte sein Vermögen verlieren, damit sie Künstlerin werden könne wie ihre Freundin, Mademoiselle Louise d'Armilly.«

»Ah! Sehen Sie!«

»Nun, was beweist dies?« fragte Valentine.

»Nichts«, antwortete Maximilien lächelnd.

»Warum lächeln dann auch Sie?« versetzte Valentine.

»Ah!« antwortete Maximilien. »Sie sehen wohl, daß auch Sie schauen, Valentine.«

»Wollen Sie, daß ich gehe?«

»O nein, nein! Doch kommen wir auf Sie zurück.«

»Ah! Ja, es ist wahr, denn wir dürfen kaum mehr zehn Minuten beisammen bleiben.«

»Ach Gott!« rief Maximilien bestürzt aus.

»Ja, Maximilien, Sie haben recht«, sagte Valentine schwermütig, »und Sie besitzen an mir eine arme Freundin. Welche Existenz bereite ich Ihnen, armer Maximilien, der Sie so sehr dazu geschaffen sind, glücklich zu sein! Ich werfe es mir bitter vor, glauben Sie mir!«

»Na, Valentine, es muß Sie nicht bekümmern, wenn ich

mich doch auch so glücklich fühle, wenn dieses ewige Warten mir durch fünf Minuten Ihres Anblicks, durch zwei Worte aus Ihrem Mund vergütet wird, und durch jene tiefe, unerschütterliche Überzeugung, daß Gott nicht zwei so harmonisierende Herzen wie die unserigen erschaffen und auf eine so wunderbare Weise vereinigt hat, bloß um sie zu trennen.«

»Gut, ich danke. Hoffen Sie für uns beide, Maximilien. Dies macht mich zur Hälfte glücklich.«

»Was ist eigentlich los, Valentine, daß Sie mich so schnell verlassen?«

»Ich weiß es nicht. Madame de Villefort ließ mich ersuchen, wegen einer Mitteilung zu ihr zu kommen, von der, wie sie mir sagen läßt, ein Teil meines Glücks abhinge. Ei, mein Gott, mögen sie mein Vermögen nehmen, ich bin zu reich, und wenn sie es mir genommen haben, mich ruhig und frei lassen. Sie werden mich als eine Arme ebenso sehr lieben, nicht wahr, Morrel?«

»Oh! Ich werde Sie immer lieben. Was läge mir an Reichtum oder Armut, wenn meine Valentine bei mir und ich sicher wäre, daß sie mir niemand nehmen könnte! Aber fürchten Sie nicht, Valentine, daß diese Mitteilung irgendeine auf Ihre Heirat bezügliche Nachricht sein möchte?«

»Ich glaube nicht.«

»Hören Sie mich dennoch an, Valentine, und erschrecken Sie nicht, denn solange ich lebe, werde ich keiner anderen gehören.«

»Glauben Sie, mich zu beruhigen, indem Sie dies sagen, Maximilien?«

»Verzeihen Sie, Sie haben recht, ich bin unartig. Nun denn, ich wollte Ihnen sagen, daß ich neulich Monsieur de Morcerf begegnete.«

»Und?«

»Monsieur Franz ist sein Freund, wie Sie wissen.«

»Ja, und weiter?«

»Nun, er erhielt einen Brief von Franz, der ihm seine baldige Rückkehr meldete.«

Valentine erblaßte und stützte ihre Hand auf das Gitter.

»Ah! mein Gott!« sagte sie. »Wenn es dies wäre! Doch nein, diese Mitteilung käme nicht von Madame de Villefort.«

»Warum nicht?«

»Warum... ich weiß es nicht, aber es scheint mir, daß Madame de Villefort, obgleich sie nicht offen gegen diese Heirat ist, dennoch keine Sympathie für sie fühlt.«

»Wohlan, Valentine, dann scheint mir ja, daß ich Madame de Villefort höchst verehrungswürdig finden werde.«

»Oh! Seien Sie nicht vorschnell, Maximilien«, entgegnete Valentine mit einem traurigen Lächeln.

»Je nun, wenn sie gegen diese Heirat eingenommen ist, und wäre es auch nur, um sie zu verhindern, so könnte sie vielleicht irgendeinem anderen Antrag das Ohr öffnen.«

»Glauben Sie dies nicht, Maximilien. Madame de Villefort ist nicht gegen die Ehemänner eingenommen, sondern gegen den Ehestand.«

»Wie? Gegen den Ehestand? Wenn sie den Ehestand so verabscheut, warum hat sie dann selbst geheiratet?«

»Sie begreifen mich nicht, Maximilien. Als ich vor einem Jahr davon sprach, in ein Kloster zu gehen, hatte sie, ungeachtet der Einwände, die sie dagegen machen zu müssen glaubte, meinen Vorschlag freudig aufgenommen, selbst mein Vater gab sein Einverständnis... auf ihr Drängen, dessen bin ich gewiß. Nur mein armer Großvater hielt mich ab. Sie können sich nicht vorstellen, Maximilien, welcher Ausdruck in den Augen dieses armen Greises lag, der mich am meisten auf der Welt liebt und der, Gott verzeihe mir's, wenn es eine Gotteslästerung ist, auf der Welt nur von mir geliebt wird. Wenn Sie wüßten, wie er mich anschaute, als er meinen Entschluß er-

fuhr, welcher Vorwurf in diesem Blick lag und welche Ver-
zweiflung in diesen Tränen, die ohne Klagen, ohne Seufzer
über seine bewegungslosen Wangen rollten! Ach! Maximi-
lien, ich hatte plötzlich Gewissensbisse, ich warf mich zu sei-
nen Füßen und rief: »Verzeihung, Verzeihung, mein Vater!
Möge man mit mir tun, was man will, aber ich werde Sie
niemals verlassen!« Dann schlug er die Augen zum Himmel
empor! Maximilien, ich kann viel leiden. Dieser Blick meines
guten alten Großvaters hat mich im voraus für alles entschä-
digt, was ich noch erleiden werde.«

»Liebe Valentine, Sie sind ein Engel, und ich weiß wahrlich
nicht, womit ich es verdient habe, der ich doch rechts und
links Beduinen niedersäbelte – sofern Gott nicht in Erwägung
zog, daß sie Ungläubige waren –, ich weiß wahrhaftig nicht,
sage ich, womit ich es verdient habe, Sie kennenzulernen.
Doch, Valentine, was für ein Interesse hat denn im Grunde
Madame de Villefort daran, daß Sie nicht heiraten?«

»Hörten Sie mich nicht eben erst sagen, Maximilien, daß ich
reich, allzu reich sei? Ich habe von mütterlicher Seite beinahe
fünzigtausend Livres Einkünfte. Mein Großvater und meine
Großmutter, der Marquis und die Marquise de Saint-Méran,
werden mir wohl nochmal soviel zurücklassen. Monsieur
Noirtier hegt sehr sichtbar die Absicht, mich zu seiner Allein-
erbin einzusetzen. Daraus geht also hervor, daß, im Verhältnis
zu mir, mein Bruder Edouard, der von Seiten Madame de Vil-
leforts kein Vermögen erwarten kann, arm ist. Nun aber liebt
Madame de Villefort dieses Kind abgöttisch, und wäre ich
Nonne geworden, so würde mein ganzes Vermögen, meinem
Vater zufallend, der den Marquis, die Marquise und mich be-
erben würde, auf seinen Sohn übergehen.«

»Oh, wie sonderbar ist diese Habsucht bei einer jungen und
schönen Frau!«

»Bemerken Sie, daß sie nicht für sich so ist, Maximilien,
sondern für ihren Sohn, und daß, was Sie als einen Fehler an
ihr tadeln, vom Standpunkt mütterlicher Liebe aus fast als

eine Tugend erscheint.«

»Wie wär's aber, Valentine«, fragte Morrel, »wenn Sie einen Teil des Vermögens diesem Sohn abtreten würden?«

»Wie ließe sich ein solcher Vorschlag machen«, versetzte Valentine, »und vor allem einer Frau, die das Wort ›Uneigennützigkeit‹ fortwährend im Mund führt?«

»Valentine, meine Liebe ist mir immer heilig geblieben, und wie jede geheiligte Sache verhüllte ich sie mit dem Schleier meiner Ehrfurcht und verschloß sie in meinem Herzen. Niemand auf der Welt, nicht einmal meine Schwester, vermutet diese Liebe, die ich niemandem auf der Welt anvertraute. Valentine, erlauben Sie mir, über diese Liebe mit einem Freund zu sprechen?«

Valentine bebte.

»Mit einem Freund?« sagte sie. »Oh, mein Gott! Maximilien, ich schaudere, wenn ich auch nur davon sprechen höre! Mit einem Freund! Und wer ist dieser Freund?«

»Hören Sie, Valentine, haben Sie jemals für irgend jemand eine von jenen unwiderstehlichen Sympathien gefühlt, die bewirken, daß Sie, obgleich Sie jene Person zum ersten Mal sehen, sie schon lange zu kennen glauben, und sich fragen, wo und wann Sie sie sahen, so daß Sie, ohne sich an Ort und Zeit zu erinnern, zuletzt glauben, es müsse in einer früheren Welt als der unserigen gewesen sein und diese Erinnerung sei nur eine erwachende Erinnerung?«

»Ja.«

»Nun denn, dies empfand ich, als ich zum ersten Mal jenen außerordentlichen Mann sah.«

»Einen außerordentlichen Mann?«

»Ja.«

»Den Sie also seit langer Zeit kennen?«

»Kaum seit acht bis zehn Tagen.«

»Und Sie nennen einen Mann, den Sie erst seit acht Tagen

kennen, Ihren Freund? Oh! Maximilien, ich glaubte, Sie seien sparsamer mit dem schönen Namen Freund.«

»Eigentlich schon, Sie haben recht, Valentine. Aber sagen Sie, was Sie wollen, nichts wird mich von diesem instinktiven Gefühl abbringen. Ich glaube, dieser Mann wird an allem beteiligt sein, was mir in der Zukunft Gutes begegnen wird; und die Zukunft scheint bisweilen sein tiefer Blick sogar zu kennen und seine mächtige Hand zu lenken.«

»Er ist also ein Wahrsager?« belächelte Valentine Maximilien.

»Meiner Treu«, antwortete Maximilien, »ich bin oft zu glauben versucht, daß er wahrsagt... vor allem das Gute.«

»Oh!« erwiderte Valentine traurig. »Machen Sie mich mit diesem Mann bekannt, Maximilien, damit ich von ihm erfahre, ob ich genügend geliebt sein werde, um für alles Erduldete entschädigt zu werden.«

»Arme Freundin! Sie kennen ihn doch!«

»Ich?«

»Ja, es ist der, der Ihrer Stiefmutter und deren Sohn das Leben gerettet hat.«

»Der Graf von Monte Christo?«

»Derselbe.«

»Oh!« rief Valentine aus. »Er kann nie mein Freund werden, er ist zu sehr der Freund meiner Stiefmutter.«

»Der Graf ist der Freund Ihrer Stiefmutter, Valentine? Mein Instinkt könnte mich nicht in solchem Maße irreleiten. Ich bin überzeugt, daß Sie sich täuschen.«

»Oh! Wenn Sie wüßten, Maximilien! Nicht Edouard regiert mehr im Haus, sondern der Graf: sehr beliebt bei Madame de Villefort, die in ihm ein Kompendium des menschlichen Wissens findet; bewundert, hören Sie, bewundert von meinem Vater, der sagt, er habe nie mit größerer Beredsamkeit erhabene Ideen äußern hören; vergöttert von Edouard, der, un-

geachtet seiner Furcht vor den großen schwarzen Augen des Grafen, ihm entgegenläuft, sobald er ihn kommen sieht und ihm die Hand öffnet, worin er immer irgendein wunderschönes Spielzeug findet; Monsieur von Monte Christo ist hier nicht zu Besuch bei meinem Vater, Monsieur von Monte Christo ist hier nicht zu Besuch bei Madame de Villefort, Monsieur von Monte Christo ist hier zu Hause.«

»Nun denn, liebe Valentine, wenn es sich so verhält, wie Sie sagen, so müssen Sie schon bald die Auswirkungen seiner Anwesenheit fühlen oder werden sie fühlen. Er trifft Albert de Morcerf in Italien und befreit ihn aus den Händen der Räuber; er sieht Madame Danglars und macht ihr ein königliches Geschenk; Ihre Stiefmutter und Ihr Bruder kommen an seiner Tür vorüber, und sein Nubier rettet Ihnen das Leben. Dieser Mann hat offenbar die Macht erhalten, auf die Ereignisse, auf die Menschen und auf die Dinge einzuwirken. Ich sah nie einen schlichteren Geschmack mit einer höheren Pracht verbunden. Sein Lächeln, wenn es mir gilt, ist so sanft, daß ich vergesse, wie bitter es die anderen finden. Oh! Sagen Sie mir, Valentine, hat er Ihnen so zugelächelt? Wenn er es tat, werden Sie glücklich sein.«

»Mir?« antwortete das junge Mädchen. »O mein Gott! Maximilien, er schaut mich nicht einmal an oder vielmehr, er wendet die Augen von mir ab, wenn ich zufällig vorübergehe. Oh! Er ist nicht edelmütig, oder er besitzt jenen durchdringenden Blick nicht, der in der Tiefe der Herzen liest und den Sie ihm mit Unrecht zusprechen. Denn im Besitz dieses Blickes hätte er gesehen, daß ich unglücklich bin. Wäre er edelmütig, so hätte er mich, da er mich allein und traurig inmitten dieses ganzen Hauses sah, mit jenem Einfluß, den er ausübt, beschützt, und weil er, wie Sie behaupten, die Rolle der Sonne spielt, mein Herz wieder an einem seiner Strahlen erwärmt. Sie sagen, daß er Sie gern habe, Maximilien. Ei, mein Gott, was wissen Sie davon? Die Männer machen einem großen Offizier von fünf Fuß acht Zoll wie Sie, der einen langen

Knebelbart und einen großen Säbel hat, ein freundliches Gesicht, aber sie glauben, ein armes, weinendes Mädchen ohne Furcht vernichten zu können.«

»Oh! Valentine, Sie täuschen sich, ich schwör's Ihnen!«

»Wenn es anders wäre, Maximilien, wenn er diplomatisch mit mir umginge, nämlich als ein Mann, der auf die eine oder andere Weise sich im Haus einnisten und darin den Meister spielen will, so hätte er mich, wenn auch nur ein einziges Mal, mit jenem Lächeln beehrt, das Sie mir so sehr rühmen. Aber nein! Er sah, daß ich unglücklich bin, er begreift, daß ich ihm nichts nützen kann, und beachtet mich nicht einmal. Wer weiß sogar, ob er mich nicht, um meinem Vater, Madame de Villefort oder meinem Bruder zu gefallen, insoweit auch verfolgen wird, als es in seiner Macht steht, es zu tun? Offen gestanden, Maximilien, ich bin keine Frau, die man so ohne Grund geringschätzen darf. Sie sagten mir es. Ah! Verzeihen Sie mir«, fuhr das junge Mädchen bei dem Anblick des Eindrucks fort, den diese Worte auf Maximilien hervorbrachten, »ich bin schlimm und sage Ihnen da über diesen Mann Dinge, von denen ich nicht einmal wußte, daß sie in meinem Herzen sind. Sehen Sie, ich leugne nicht, daß dieser Einfluß, von dem Sie mit mir sprechen, existiert, und daß er ihn auch auf mich ausübe. Aber wenn er ihn ausübt, so geschieht es auf eine schädliche und verderbliche Weise, wie Sie ungeachtet Ihrer guten Meinungen sehen.«

»Gut, Valentine«, erwiderte Morrel seufzend, »sprechen wir nicht mehr davon. Ich werde nichts zu ihm sagen.«

»Ach, mein Freund«, versetzte Valentine, »ich betrübe Sie, ich sehe es. Oh! Warum kann ich Ihnen nicht die Hand drücken, um Sie um Vergebung zu bitten! Doch ich wünsche es ja nicht besser, als überzeugt zu werden, sprechen Sie, was hat denn dieser Graf von Monte Christo für Sie getan?«

»Sie bringen mich sehr in Verlegenheit, ich gesteh's, Valentine, wenn Sie mich fragen, was der Graf für mich getan habe:

dem Anschein nach nichts, ich weiß. Daher ist mein Wohlwollen für ihn, wie ich Ihnen bereits sagte, ganz instinktiv und hat keine rationalen Gründe. Hat die Sonne etwas für mich getan? Nein, sie erwärmt mich, und ich sehe Sie an ihrem Licht, weiter nichts. Hat dieser oder jener Wohlgeruch etwas für mich getan? Nein, sein Duft ergötzt angenehm einen meiner Sinne. Ich kann nichts anderes sagen, wenn man mich fragt, warum ich diesen Wohlgeruch rühme. Meine Zuneigung ist ihm fremd wie die seinige mir. Eine geheime Stimme mahnt mich, daß mehr als Zufall in dieser unvorhergesehenen und gegenseitigen Zuneigung liege. Ich finde eine gegenseitige Beziehung zwischen seinen einfachsten Handlungen und geheimsten Gedanken und zwischen meinen Handlungen und meinen Gedanken. Sie werden wieder über mich lachen, Valentine, aber seitdem ich diesen Mann kenne, ist die absurde Idee in mir aufgetaucht, daß alles Gute, das mir begegnet, von ihm ausgeht. Dennoch lebte ich dreißig Jahre, ohne dieses Gönners bedurft zu haben, nicht wahr? Gleichviel. Hier ein Beispiel: Er lud mich zu einem Diner für Sonnabend ein, das ist, so wie wir miteinander stehen, nichts Besonderes, nicht wahr? Wohlan, was erfuhr ich seitdem? Ihr Vater ist zu diesem Diner eingeladen, Ihre Mutter wird hinkommen. Ich werde sie treffen, und wer weiß, was in Zukunft aus diesem Zusammentreffen folgen wird? Dies sind dem Anschein nach sehr einfache Dinge. Ich jedoch sehe hierin etwas, was mich in Erstaunen setzt. Ich schöpfe daraus ein sonderbares Vertrauen. Ich denke mir, daß der Graf, der alles errät, mich mit Monsieur und Madame de Villefort zusammenbringen wollte, und bisweilen suche ich, ich schwör's Ihnen, in seinen Augen zu lesen, ob er nicht meine Liebe erraten habe.«

»Mein guter Freund«, sagte Valentine, »ich würde Sie für einen Schwärmer halten und wahrhaftig um Ihren gesunden Menschenverstand fürchten, wenn ich von Ihnen ausnahmslos solche Äußerungen vernähme. Wie? Sie sehen in diesem Zusammentreffen etwas anderes als Zufall? Aber denken Sie

doch nach! Mein Vater, der nie ausgeht, versuchte zehnmal Madame de Villefort die Annahme dieser Einladung zu verweigern, die dagegen vor Verlangen brennt, diesen außerordentlichen Nabob in seinem Haus zu sehen, und nur mit großer Mühe schaffte sie es, daß er sie begleitet. Nein, nein, glauben Sie mir, außer von Ihnen, Maximilien, darf ich von niemandem Beistand verlangen auf dieser Welt als von meinem Großvater, einem Leichnam, keine andere Stütze suchen als bei meiner armen Mutter, einem Schatten.«

»Ich fühle, daß Sie recht haben, Valentine, und daß die Logik für Sie spricht«, entgegnete Maximilien. »Aber Ihre süße Stimme, die immer so mächtig auf mich wirkt, überzeugt mich heute nicht.«

»Noch die Ihrige mich«, versetzte Valentine, »und ich bekenne, daß, wenn Sie mir kein anderes Beispiel aufweisen können...«

»Ich weiß noch eines«, unterbrach sie Maximilien zögernd. »Aber wahrhaftig, Valentine, ich muß bekennen, daß es noch absurder ist als das erste.«

»Um so schlimmer«, äußerte Valentine lächelnd.

»Und doch«, fuhr Morrel fort, »ist es deshalb kein geringerer Beweis für mich, einen Mann von Inspiration und Gefühl, der ich bisweilen während meiner zehn Dienstjahre mein Leben jenen Geistesblitzen verdankte, die mich mahnen, eine Bewegung vorwärts oder rückwärts zu machen, damit die Kugel, die mich töten sollte, seitwärts vorbeipfeife.«

»Lieber Maximilien, warum gönnen Sie die Ehre, diese Kugeln abgelenkt zu haben, nicht meinen Gebeten? Wenn Sie im Feld sind, so bete ich nicht mehr für mich und meine Mutter zu Gott, sondern für Sie.«

»Ja, seitdem ich Sie kenne«, erwiderte Morrel lächelnd, »aber bevor ich Sie kannte, Valentine?«

»Nun, da Sie mir nichts verdanken wollen, Sie Böser, so kommen Sie doch auf jenes Beispiel zurück, das Sie selbst für

absurd ausgeben.«

»Also, schauen Sie durch die Bretter und sehen Sie dort unten bei jenem Baum das neue Pferd, mit dem ich kam.«

»Oh! Ein herrliches Tier!« rief Valentine aus. »Warum haben Sie es nicht zum Gitter hergeführt? Ich hätte mit ihm gesprochen, und es hätte mich verstanden.«

»Das ist wirklich ein ziemlich wertvolles Tier«, sagte Maximilien. »Nun denn, Sie wissen, daß mein Vermögen beschränkt ist, Valentine, und daß ich das bin, was man einen vernünftigen Menschen nennt. Nun, ich sah bei einem Pferdehändler den prächtigen Médéah, ich nenne ihn so. Ich fragte nach dem Preis. Man antwortete mir: viertausendfünfhundert Francs. Ich mußte mich enthalten, wie Sie wohl verstehen, ihn noch länger schön zu finden und ging fort, ich gesteh's, mit ziemlich schwerem Herzen, denn das Pferd hatte mich zärtlich angeschaut, mich mit seinem Kopf liebkost und sich unter mir auf die koketteste und anmutigste Weise getummelt. Am selben Abend hatte ich einige Freunde in meinem Haus, Monsieur de Château-Renaud, Monsieur Debray und fünf, sechs andere lockere Zeisige, die Sie nicht einmal dem Namen nach zu kennen das Glück haben. Man schlug eine Runde Bouillotte vor; ich spiele nie, denn ich bin nicht reich genug, um verlieren zu können, noch arm genug, um zu wünschen, daß ich gewinne. Aber ich war der Hausherr, Sie begreifen, und es blieb mir nichts anderes zu tun übrig, als Karten holen zu lassen, was ich auch tat. Als man sich an den Tisch setzte, trat Monsieur von Monte Christo ein. Er nahm seinen Platz ein, man spielte, und ich gewann, ich wage kaum, es Ihnen zu gestehen, Valentine, ich gewann fünftausend Francs. Wir schieden um Mitternacht. Ich konnte es daheim nicht aushalten. Ich nahm ein Coupé und ließ mich zu meinem Pferdehändler bringen. Mit pochendem Herzen, ganz fiebrig, schellte ich. Der mir die Tür öffnete, mußte mich für verrückt halten. Durch die kaum geöffnete Tür eilte ich der anderen Seite des Hauses zu. Ich trat in den Stall, ich schaute in die Box. Wel-

ches Glück! Médéah knaupelte seinen Hafer. Ich springe zu einem Sattel hin, schnalle ihn ihm selbst auf den Rücken und lege ihm das Zaumzeug an. Médéah läßt sich dieses Vorgehen mit der besten Gefügigkeit von der Welt gefallen. Dann händige ich dem verblüfften Pferdehändler die viertausendfünfhundert Francs aus, und ich kehre zurück oder vielmehr, ich bringe die Nacht damit zu, auf den Champs-Élysées spazierenzureiten. Nun denn, ich sah Licht am Fenster des Grafen. Ich schien sogar seinen Schatten hinter den Vorhängen erkennen zu können. Nun wollte ich darauf schwören, Valentine, daß der Graf wußte, daß ich dieses Pferd wünschte, und absichtlich verlor, damit ich den Preis desselben gewinnen sollte.«

»Mein lieber Maximilien«, versetzte Valentine, »Sie haben wahrhaftig allzuviel Phantasie... Sie werden mich nicht lange lieben... Ein Mann, der sich solche Traumgebilde schafft, kann an einer eintönigen Liebe wie der unsrigen kein Vergnügen finden... Aber, großer Gott! Man ruft mich... Hören Sie?«

»Oh! Valentine«, bat Maximilien, »durch die kleine Spalte dieser Holzwand... Ihren kleinen Finger, damit ich ihn küsse!«

»Maximilien, wir sagten, daß wir füreinander zwei Stimmen, zwei Schatten sein wollten!«

»Wie es Ihnen beliebt, Valentine.«

»Werden Sie glücklich sein, wenn ich tue, was Sie wollen?«

»O ja!«

Valentine stieg auf eine Bank und reichte... nicht ihren kleinen Finger durch den Spalt, sondern ihre ganze Hand über die Bretterwand hinüber. Maximilien stieß einen Freudenschrei aus, sprang auf den Eckstein, ergriff diese angebetete Hand und drückte seine glühenden Lippen darauf. Doch sofort entschlüpfte die kleine Hand den seinigen, und der junge Mann hörte Valentine davonlaufen, die vielleicht über das

soeben empfundene Gefühl erschrocken war.

58. KAPITEL

Monsieur Noirtier de Villefort

Folgendes war im Haus des Staatsanwalts, nach dem Besuch von Madame Danglars und ihrer Tochter und während der eben erzählten Unterredung geschehen. Monsieur de Villefort war, von Madame de Villefort gefolgt, zu seinem Vater gegangen. Wo Valentine sich befand, wissen wir. Beide nahmen, nachdem sie den Greis begrüßt und den alten Barrois, der seit fünfundzwanzig Jahren sein Diener war, fortgeschickt hatten, an seiner Seite Platz.

Monsieur Noirtier saß in seinem großen Rollstuhl, in den man ihn morgens setzte und aus dem man ihn abends hob, vor einem Spiegel, der das ganze Zimmer widerspiegelte, und ihm gestattete, selbst ohne den Versuch einer ohnehin unmöglich gewordenen Bewegung, zu sehen, wer in sein Zimmer trat, wer es verließ, und was man um ihn herum tat. Regungslos wie ein Leichnam, schaute er mit intelligenten und lebhaften Augen seine Rinder an, deren feierliche Verbeugung ihm ein offizielles und unerwartetes Anliegen ankündigte. Der Seh- und der Gehörsinn waren die einzigen zwei Sinne, die noch wie zwei Funken diesen schon zu zwei Dritteln dem Grab anheimgefallenen Körper beseelten. Und von diesen zwei Sinnen konnte nur ein einziger das innere Leben nach außen offenbaren, das noch in dieser Statue waltete, und der dieses innere Leben verkündende Blick glich einem jener fernen Lichter, die dem in einer Wüste verirrtten Wanderer verraten, daß noch ein Wesen darin existiere, das in dieser Stille und in dieser Finsternis wacht.

Daher waren in dem schwarzen Auge des alten Noirtier, das

von schwarzen Augenbrauen überwölbt wurde, während das Haar, das er schulterlang trug, weiß war, die ganze Tätigkeit, die ganze Gewandtheit, die ganze Kraft, die ganze Intelligenz, ehemals in diesem Leib und in diesem Geist verbreitet, zusammengedrängt – wie es mit jedem Organ des Menschen geschieht, das auf Kosten der übrigen Organe geübt wird. Freilich fehlten die Bewegung des Arms, der Ton der Stimme, die Haltung des Körpers; aber dieses mächtige Auge ersetzte alles: Er befahl mit den Augen, er dankte mit den Augen. Er war ein Leichnam mit lebendigen Augen, und nichts war bisweilen schrecklicher als dieses Marmorantlitz, auf dessen Stirn ein Zorn entflammte oder eine Freude leuchtete. Nur drei Personen verstanden diese Sprache des armen Gelähmten: Villefort, Valentine und der alte Diener, von dem wir bereits sprachen. Aber da Villefort seinen Vater nur selten besuchte, und, sozusagen, auch nur dann, wenn er nicht anders konnte, und da er, wenn er zu ihm kam, ihm nicht dadurch zu gefallen suchte, daß er sich bemühte, ihn zu verstehen, beruhte das ganze Glück des Greises auf seiner Enkelin. Valentine war es durch große Ergebenheit, Liebe und Geduld gelungen, alle Gedanken Noirtiers aus seinem Blick zu verstehen. Auf diese stumme und für jeden anderen unverständliche Sprache antwortete sie mit ihrer ganzen Stimme, mit ihrer ganzen Physiognomie, mit ihrer ganzen Seele, so daß sich belebte Gespräche zwischen diesem jungen Mädchen und jenem vermeintlichen, beinahe wieder Staub gewordenen Tongefäß entsponnen, das aber noch ein Mann von unermeßlichem Wissen war, von einer unerhörten Scharfsichtigkeit und von einem so mächtigen Willen, als es nur immer die in einem Leib eingeschlossene Seele sein kann, durch den sie die Macht verloren hat, sich Gehorsam zu verschaffen. Valentine hatte also das schwierige Problem gelöst, den Gedanken des Greises zu verstehen, um ihm ihren eigenen Gedanken verständlich zu machen und infolge dieses Studiums traf es sich selten, daß sie in den gewöhnlichen Dingen des Lebens nicht

genau den Wunsch dieser lebenden Seele oder das Bedürfnis dieses halb unempfindlichen Leichnams erkannte. Der Diener, da er, wie gesagt, seit fünfundzwanzig Jahren seinen Herrn bediente, verstand sich so gut auf alle seine Gewohnheiten, daß Noirtier selten etwas von ihm zu verlangen brauchte.

Villefort bedurfte also weder des Beistands des einen noch der andern, um mit seinem Vater die seltsame Unterredung anzuknüpfen, die ihn zu ihm führte. Er kannte, wie gesagt, das Wörterbuch des Greises vollständig, und wenn er sich desselben nicht öfter bediente, so geschah es aus Langweile und Gleichgültigkeit. Er ließ also Valentine in den Garten gehen, er schickte Barrois weg und begann, nachdem er sich zur Rechten, Madame de Villefort aber zur Linken seines Vaters gesetzt hatte, zu sprechen: »Monsieur, wundern Sie sich nicht, daß Valentine nicht mit uns heraufging und daß ich Barrois wegschickte, denn die Konferenz, die wir miteinander halten werden, gehört zu jenen, die nicht in Gegenwart eines jungen Mädchens und eines Dieners stattfinden können. Madame de Villefort und ich haben Ihnen eine Mitteilung zu machen.«

Noirtiers Gesicht blieb während dieser Einleitung unempfindsam, Villeforts Auge dagegen schien in die tiefste Herzentiefe des Greises dringen zu wollen.

»Daß diese Mitteilung«, fuhr der Staatsanwalt mit seinem eisigen Ton fort, der nie eine Widerrede zu gestatten schien, »Ihnen angenehm sein wird, dessen sind wir gewiß, Madame de Villefort und ich.«

Das Auge des Greises blieb fortwährend ausdruckslos; er horchte, weiter nichts.

»Monsieur«, fuhr Villefort in seiner Anrede fort, »wir verheiraten Valentine.«

Ein Gesicht von Wachs wäre bei dieser Nachricht nicht kälter geblieben, als das Antlitz des Greises blieb.

»Die Heirat wird in spätestens drei Monaten stattfinden«, sagte Villefort.

Das Auge des Greises war immer noch unbeseelt.

Nun nahm auch Madame de Villefort das Wort und beeilte sich, hinzuzufügen: »Wir dachten, daß diese Nachricht für Sie Interesse haben würde, Monsieur. Zudem schien Valentine immer Ihr Wohlwollen zu besitzen. Wir brauchen Ihnen also nur noch den Namen des für sie bestimmten jungen Mannes zu nennen. Es ist eine der ehrenvollsten Partien, auf die sich Valentine Aussichten machen kann. Sie umschließt Vermögen, einen schönen Namen und ein Versprechen vollkommenen Glücks in dem Betragen und in den Neigungen desjenigen, den wir für sie bestimmen und dessen Name Ihnen nicht unbekannt sein mag. Es ist die Rede von Monsieur Franz de Quesnel, Baron d'Epinay.«

Villefort fixierte während der kurzen Rede seiner Frau, den Greis noch aufmerksamer. Als Madame de Villefort den Namen von Franz aussprach, flackerte Noirtiers Auge, das sein Sohn so gut kannte, und die Pupillen, indem sie sich erweiterten, wie es Lippen hätten tun können, um Worte hervorzu- bringen, schleuderten einen Blitz. Der Staatsanwalt, der das frühere Verhältnis politischer Feindschaft kannte, das zwischen seinem Vater und dem Vater von Franz bestanden hatte, interpretierte dieses Feuer und diese Aufgeregtheit richtig, stellte sich aber, als ob er nichts davon merkte, und knüpfte da an, wo seine Frau aufgehört hatte.

»Monsieur«, sagte er, »es ist wichtig. Sie verstehen sicher, daß Valentine, da sie nahe daran ist, ihr neunzehntes Jahr zu erreichen, endlich versorgt werde. Dennoch haben wir Sie in den Konferenzen nicht vergessen und uns im voraus vergewissert, daß Valentines Gatte einwilligen würde, wenn auch nicht bei uns zu leben, die wir vielleicht ein junges Hauswesen stören würden, so doch wenigstens, daß Sie bei ihnen lebten, was Valentine ganz besonders lieb wäre, und Sie Ihrerseits aus Zuneigung bewilligen dürften, so daß Sie keine Ihrer Gewohnheiten aufzugeben brauchten, und zwei Kinder statt einem hätten, um über Sie zu wachen.«

Der Blitz von Noirtiers Blick wurde versengend. Gewiß ging etwas Entsetzliches in der Seele des alten Mannes vor, gewiß drang der Schrei des Schmerzes und Zorns in seine Kehle und preßte seinen Atem, da er nicht losbrechen konnte, denn sein Gesicht wurde purpurrot und seine Lippen liefen blau an. Villefort öffnete ruhig ein Fenster mit den Worten: »Es ist sehr heiß hier, und diese Hitze bereitet Monsieur Noirtier Unwohlsein.«

Dann kehrte er zurück, aber ohne sich wieder zu setzen.

»Diese Heirat«, fügte Madame de Villefort bei, »gefällt Monsieur d'Epinay und seiner Familie; übrigens besteht seine Familie bloß aus einem Onkel und aus einer Tante. Da seine Mutter bei seiner Geburt starb und sein Vater im Jahre 1815 ermordet wurde, so ist er damit Herr seines eigenen Willens.«

»Ein geheimnisvoller Mord«, bemerkte Villefort, »dessen Vollstrecker unbekannt geblieben sind, obgleich der Verdacht über den Köpfen von vielen Leuten schwebte, ohne sich herabzusenken.«

Noirtier machte eine krampfhafte Anstrengung, wie um zu lächeln.

»Nun aber«, sprach Villefort weiter, »wären die wirklich Schuldigen, jene, die wissen, daß sie das Verbrechen beginnen, jene, die die Gerechtigkeit der Menschen während ihres Lebens und die Gerechtigkeit Gottes nach ihrem Tod erfassen kann, sehr glücklich, an unserer Stelle zu sein und Monsieur Franz d'Epinay eine Tochter anbieten zu können, um selbst den Hauch eines Verdachts auszulöschen.«

Noirtier hatte sich mit einer Gewalt beruhigt, die man von einem so gebrochenen Leib nicht hätte erwarten können.

»Ja, ich verstehe«, antwortete er Villefort mit dem Blick, und dieser Blick drückte tiefe Verachtung und zugleich verständigen Zorn aus.

Villefort seinerseits antwortete diesem Blick, in dem er las, was er enthielt, durch eine leichtes Achselzucken. Dann gab

er seiner Frau ein Zeichen aufzustehen.

»Nun, Monsieur«, sagte Madame de Villefort, »seien Sie meiner Ehrerbietung versichert. Ist es Ihnen gefällig, daß Edouard komme, um Ihnen seine Ehrfurcht zu bezeigen?«

Es war verabredet, daß der Greis seine Billigung durch langsames Schließen der Augen, seine Verweigerung aber durch mehrmaliges Blinzeln ausdrückte, und wenn er sie zum Himmel emporhob, irgendeinen Wunsch äußern wollte. Wenn er Valentine verlangte, schloß er nur das rechte Auge. Wenn er Barrois verlangte, machte er das linke Auge zu. Auf den Vorschlag Madame de Villeforts blinzelte er rasch mit den Augen. Madame de Villefort, mit einer offenbaren Weigerung abgefertigt, biß sich auf die Lippen.

»Ich werde Ihnen also Valentine schicken?« sagte sie.

»Ja«, erwiderte der Greis, die Augen lebhaft schließend.

Monsieur und Madame de Villefort verneigten und entfernten sich und befahlen, Valentine zu rufen, die übrigens schon benachrichtigt worden war, daß sie den Tag über bei Monsieur Noirtier etwas zu tun habe. Hinter ihnen trat Valentine, noch ganz erhitzt von der frischen Gefühlsaufwallung, in das Zimmer des Greises. Ein Blick genügte ihr, um zu begreifen, wie sehr ihr Großvater leide, und wie viele Dinge er ihr zu sagen habe.

»Oh! Guter Papa«, rief sie aus, »was ist denn geschehen? Man hat dich geärgert, nicht wahr, und du bist zornig?«

»Ja«, antwortete er, die Augen schließend.

»Über wen denn? Über meinen Vater? Nein? Über Madame de Villefort? Nein? Über mich?«

Der Greis machte ein bejahendes Zeichen.

»Über mich?« fragte Valentine erstaunt nach.

Der Greis wiederholte das Zeichen.

»Und was habe ich denn getan, lieber guter Papa?« rief Valentine aus.

Keine Antwort.

Sie fuhr fort: »Ich sah dich den Tag über nicht. Man hat dir also etwas über mich erzählt?«

»Ja«, antwortete der Blick des Greises lebhaft.

»So will ich also nachdenken. Mein Gott, ich beschwöre dich, guter Vater... Ah!... Monsieur und Madame de Villefort gingen soeben hinaus, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und sie sind es, die dir Dinge gesagt haben, die dich ärgern? Was denn? Willst du, daß ich zu ihnen gehe und sie frage, damit ich mich bei dir rechtfertigen kann?«

»Nein, nein!« antwortete der Blick.

»Oh! Du erschreckst mich ja. Was konnten sie sagen, mein Gott?«

Und sie überlegte.

»Oh! Ich hab's«, sagte sie, die Stimme dämpfend und sich dem Greis nähernd. »Sprachen sie vielleicht von meiner Heirat?«

»Ja«, versetzte der grimmige Blick.

»Ich verstehe. Du zürnst mir wegen meines Schweigens. Oh! Siehst du, dies geschah, weil sie mir streng auftrugen, dir nichts davon zu sagen; dies geschah, weil sie mir selbst nichts davon mitteilten und ich dieses Geheimnis so einigermaßen durch Indiskretion erschlich. Deshalb war ich so zurückhaltend dir gegenüber. Verzeih mir, guter Papa Noirtier!«

Der Blick, wieder starr und schlaff geworden, schien zu erwidern: »Nicht bloß dein Schweigen betrübt mich.«

»Was ist es dann?« fragte das junge Mädchen. »Du glaubst vielleicht, daß ich dich verlassen würde, guter Vater, und meine Heirat mich vergeßlich machen könnte?«

»Nein«, antwortete der Greis.

»So sagten sie dir, daß Monsieur d'Epinay einwilligte, daß

wir beisammen wohnen?«

»Ja.«

»Warum ärgerst du dich dann?«

Die Augen des Greises nahmen einen Ausdruck unendlicher Sanftheit an.

»Ja, ich verstehe«, sagte Valentine, »weil du mich liebst.«

Der Greis machte ein bejahendes Zeichen.

»Und du fürchtest, ich möchte unglücklich werden?«

»Ja.«

»Du magst Monsieur Franz nicht?«

Die Augen wiederholten drei- bis viermal: »Nein, nein, nein.«

»Du bist also bekümmert, guter Vater?«

»Ja.«

»Also, höre«, sagte Valentine, vor Noirtier hinkniend und ihre Arme um seinen Hals schlingend, »auch ich bin sehr bekümmert, denn ebensowenig mag auch ich Monsieur Franz d'Epinay.«

Ein Freudenblitz zuckte aus den Augen des Großvaters.

»Du erinnerst dich wohl, daß du sehr aufgebracht über mich warst, als ich ins Kloster gehen wollte.«

Eine Träne benetzte die trockene Wimper des Greises.

»Nun, es geschah, um dieser Heirat zu entgehen, der Ursache meiner tiefen Betrübniß.«

Noirtiers Atem wurde beklommen.

»Diese Heirat macht dir also viel Kummer, guter Vater? O mein Gott! Wenn du mir nur helfen könntest, wenn wir beide ihren Plan vereiteln könnten. Aber es fehlt dir an Kraft gegen sie, obgleich dein Geist so lebendig und dein Wille so stark ist; doch wenn es sich um Kampf handelt, bist auch du schwach und noch schwächer als ich. Ach! Du wärest in den Tagen deiner Kraft und Gesundheit ein so mächtiger Beschüt-

zer für mich gewesen. Jetzt aber kannst du mich nur mehr verstehen und dich mit mir erfreuen oder betrüben. Dies ist ein letztes Glück, das Gott mir mit den übrigen zu entziehen vergaß.«

Bei diesen Worten zeigten die Augen von Noirtier einen solchen Ausdruck von Trotz und Zuversicht, daß das junge Mädchen die Antwort darin zu lesen glaubte: »Du täuschst dich, ich vermag noch viel für dich.«

»Du vermagst etwas für mich, lieber guter Papa?« fragte Valentine.

»Ja.«

Noirtier schlug die Augen zum Himmel auf. Dies war das zwischen ihm und Valentine verabredete Zeichen, wenn er etwas wünschte.

»Was willst du, lieber Vater?«

Valentine forschte einen Augenblick in ihrem Geist, drückte ganz laut ihre Gedanken aus, wie sie der Reihe nach in ihr auftauchten, und als sie sah, daß auf alles, was sie sagen konnte, der Greis beharrlich antwortete: »Nein«, versetzte sie: »Nun zu den großen Mitteln, weil ich so ungeschickt bin!«

Hierauf sagte sie nacheinander alle Buchstaben des Alphabets von ›A‹ bis ›N‹ her, während ihr Lächeln das Auge des Gelähmten fragte. Bei dem ›N‹ machte Noirtier ein bejahendes Zeichen.

»Aha!« äußerte Valentine. »Die Sache, die du wünschst, beginnt mit dem Buchstaben ›N‹. Wir haben es also mit dem ›N‹ zu tun. Na gut, sehen wir, was es mit dem ›N‹ auf sich hat, Na... Ne... Ni... No...«

»Ja, ja, ja«, gab der Greis zu verstehen.

»Aha! No ist es also.«

»Ja.«

Valentine holte ein Wörterbuch, das sie auf ein Pult vor Noirtier legte. Sie öffnete es, und als sie das Auge des Greises

auf die Blätter geheftet sah, durchlief ihr Finger rasch die Spalten von oben nach unten. In den sechs Jahren, die der traurige Zustand nun schon währte, in den Noirtier verfallen war, hatte sie mittlerweile soviel Übung in diesem Verfahren, daß sie den Gedanken des Greises ebenso schnell erriet, wie wenn er selbst im Wörterbuch hätte suchen können. Bei dem Wort »Notar« gab Noirtier ein Zeichen, zu verweilen.

»Notar?« sagte sie. »Du willst einen Notar, guter Papa?«

Der Greis machte ein Zeichen, daß er wirklich einen Notar wünsche.

»Man soll also einen Notar holen?« fragte Valentine.

»Ja«, erwiderte der Gelähmte durch ein Zeichen.

»Darf es mein Vater wissen?«

»Ja.«

»Willst du den Notar unverzüglich haben?«

»Ja.«

Valentine eilte zur Klingel und rief einen Diener, um ihn zu bitten, Monsieur oder Madame de Villefort zum Großvater kommen zu lassen.

»Bist du zufrieden?« fragte Valentine. »Ja... ich glaub's wohl, na? Dies war gar nicht so leicht zu finden?«

Und das junge Mädchen lächelte dem Großvater zu, wie es einem Kind hätte zulächeln können. Von Barrois geholt, trat Monsieur de Villefort ein.

»Was wollen Sie, Monsieur?« fragte er den Gelähmten.

»Monsieur«, erwiderte Valentine, »mein Großvater wünscht einen Notar.«

Auf dieses sonderbare, zumal unerwartete Verlangen wechselte Monsieur de Villefort einen Blick mit dem Gelähmten.

»Ja«, gab dieser mit einer Festigkeit zu verstehen, die anzeigte, daß er mit Hilfe Valentines und seines alten Dieners, der nun wußte, was er wünschte, bereit sei, den Kampf zu

bestehen.

»Sie verlangen den Notar?« wiederholte Villefort.

»Ja.«

»Wozu?«

Noirtier antwortete nicht.

»Aber wozu bedürfen Sie einen Notar?« wiederholte Villefort.

Der Blick des Gelähmten blieb unbeweglich und folglich stumm, was sagen wollte: »Ich beharre auf meinem Willen.«

»Um uns irgendeinen schlimmen Streich zu spielen?« bemerkte Villefort. »Ist dies der Mühe wert?«

»Je nun«, versetzte Barrois, bereit, mit der alten Dienern eigentümlichen Beharrlichkeit darauf zu bestehen, »wenn der gnädige Herr einen Notar will, so geschieht es wahrscheinlich, weil er seiner bedarf: Ich will also einen Notar holen.«

Barrois anerkannte keinen anderen Gebieter als Noirtier und ließ niemals zu, daß sein Wille irgendwie angezweifelt wurde.

»Ja, ich will einen Notar«, äußerte der Greis durch Schließen der Augen mit einer herausfordernden Miene, wie wenn er hätte sagen wollen: »Ich will doch mal sehen, ob man es wagt, mir das zu verweigern, was ich will.«

»Ein Notar wird kommen, weil Sie ihn durchaus haben wollen, Monsieur. Aber ich werde mich bei ihm entschuldigen, und Sie werden sich selbst entschuldigen, denn die Szene wird sehr lächerlich sein.«

»Gleichviel«, entgegnete Barrois, »ich werde ihn jedenfalls holen.«

Und der alte Diener ging triumphierend hinaus.

59. KAPITEL

Das Testament

In dem Moment, als Barrois sich entfernte, blickte Noirtier Valentine mit jenem trotzigem Interesse an, das so manches verkündete. Das junge Mädchen verstand diesen Blick, und auch Villefort, der seine düster gewordene Stirn runzelte. Er nahm einen Stuhl, um im Zimmer des Gelähmten zu verweilen, und wartete. Noirtier sah ihn mit völliger Gleichgültigkeit gewähren, befahl aber Valentine mit einem Seitenblick, sich nicht zu beunruhigen und auf alle Fälle zu bleiben. Eine Dreiviertelstunde danach trat der Diener mit dem Notar ein.

»Monsieur«, sprach Villefort nach der ersten Begrüßung, »Sie sind von Monsieur Noirtier de Villefort gerufen worden, den Sie hier sehen. Eine völlige Lähmung raubte ihm den Gebrauch der Glieder und der Stimme, und nur uns gelingt es mit großer Mühe, seine Gedanken in Ansätzen zu erkennen.«

Noirtier erließ mit dem Auge einen Ruf an Valentine, der so ernst und so gebieterisch war, daß sie auf der Stelle antwortete: »Ich, Monsieur, ich verstehe alles, was mein Großvater sagen will.«

»Es ist wahr«, bekräftigte Barrois, »alles, schlechterdings alles, wie ich Ihnen, Herr Notar, unterwegs sagte.«

»Erlauben Sie, Monsieur, und auch Sie, Mademoiselle«, versetzte der Notar zu Villefort und Valentine gewandt, »dies ist einer jener Fälle, in denen eine mit obrigkeitlichen Aufgaben betraute Person nicht unbedacht verfahren darf, ohne eine gefährliche Verantwortlichkeit auf sich zu laden. Die erste Notwendigkeit zur Gültigkeit jeglicher notarieller Handlung ist die volle Überzeugung des Notars, daß er den Willen desjenigen, der ihn diktiert, korrekt auslegt. Nun aber kann ich selbst der Billigung oder Mißbilligung eines Klienten nicht sicher sein, der nicht spricht, und da der Gegenstand seiner

Wünsche oder Abneigungen, in Anbetracht seiner Stummheit, mir nicht klar bewiesen werden kann, ist die Ausübung meines Amtes hier mehr als unnütz und wäre sogar gesetzeswidrig.«

Der Notar machte einen Schritt zurück, um sich zu entfernen. Ein unmerkliches, triumphierendes Lächeln breitete sich auf den Lippen des Staatsanwalts aus. Noirtier blickte Valentine mit einem so schmerzlichen Ausdruck an, daß sie dem Notar den Weg vertrat.

»Monsieur«, rief sie »die Sprache, die ich mit meinem Großvater gemeinsam verwende, ist eine Sprache, die man leicht lernen kann. Ich verstehe sie und kann sie Ihnen in wenigen Minuten beibringen. Was brauchen Sie zur vollständigen Beruhigung Ihres Gewissens?«

»Absolut notwendig für die Gültigkeit unserer Urkunden ist die Gewißheit über Billigung oder Mißbilligung. Man kann mit krankem Leib sein Testament machen, aber der Geist muß dabei gesund sein.«

»Na gut, Monsieur, mit zwei Zeichen werden Sie die Gewißheit erhalten, daß mein Großvater niemals einer größeren Fülle seiner Intelligenz sich erfreute als eben jetzt. Monsieur Noirtier, der Stimme und Bewegung beraubt, schließt die Augen, wenn er Ja sagen will, und blinzelt mehrmals, wenn er Nein sagen will. Sie wissen nun genug, um mit Monsieur Noirtier zu sprechen. Versuchen Sie es!«

Der Blick, den der Greis Valentine zuwarf, war so tränenfeucht vor Zärtlichkeit und Dankbarkeit, daß er selbst vom Notar verstanden wurde.

»Haben Sie gehört und verstanden, was Ihre Enkelin soeben sagte, Monsieur?« fragte der Notar.

Noirtier schloß sachte die Augen und öffnete sie nach einer Sekunde wieder.

»Und Sie billigen, was sie sagte? Nämlich, daß die von ihr angegebenen Zeichen wirklich jene sind, durch deren Ge-

brauch Sie Ihren Willen zu verstehen geben?«

»Ja«, lautete wieder das Zeichen des Greises.

»Haben Sie nach mir verlangt?«

»Ja.«

»Um Ihr Testament zu machen?«

»Ja.«

»Und Sie wollen nicht, daß ich gehe, ohne dieses Testament aufgenommen zu haben?«

Der Gelähmte blinzelte rasch und mehrmals mit den Augen.

»Nun denn, Monsieur, verstehen Sie jetzt«, fragte das junge Mädchen, »und wird Ihr Gewissen beruhigt sein?«

Doch bevor der Notar antworten konnte, nahm ihn Villefort beiseite. »Monsieur«, fragte er, »glauben Sie, daß ein Mann einen so schrecklichen physischen Stoß, wie jener, den Monsieur Noirtier de Villefort empfangen hat, folgenlos ertragen kann, ohne daß auch der Geist eine schwere Erschütterung erlitt?«

»Dies beunruhigt mich nicht, Monsieur«, antwortete der Notar, »aber es fragt sich nur, wie es uns gelingen soll, seine Gedanken zu erraten, um zu Antworten zu gelangen.«

»Sie sehen ja, daß dies unmöglich ist«, bemerkte Villefort.

Valentine und der Greis hörten diese Unterredung. Noirtier heftete seinen Blick so starr und so fest auf Valentine, daß dieser Blick offenbar eine Antwort verlangte.

»Monsieur«, sagte sie, »darüber brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen. So schwierig es sein oder vielmehr Ihnen scheinen mag, die Gedanken meines Großvaters zu erkennen, ich werde Ihnen dieselben auf solche Art offenbaren, daß in dieser Beziehung jeder Zweifel schwinden soll. Ich bin nun seit sechs Jahren bei Monsieur Noirtier, und er möge selbst sagen, ob seit sechs Jahren auch nur ein einziger von seinen Wünschen, weil er ihn mir verständlich machen konnte, in meinem Herzen begraben blieb.«

»Nein«, bezeugte das Auge des alten Mannes.

»Versuchen wir es also«, versetzte der Notar. »Nehmen Sie Mademoiselle als Ihre Dolmetscherin an?«

Der Gelähmte machte ein bejahendes Zeichen.

»Gut. Was wünschen Sie von mir, Monsieur, und was für eine Urkunde soll ich nach Ihrem Willen anfertigen?«

Valentine nannte alle Buchstaben des Alphabetes bis zum Buchstaben ›T‹. Noirtiers beredter Blick wies sie an, bei diesen Buchstaben zu verweilen.

»Der Buchstabe ›T‹ ist es, den der Herr verlangt«, äußerte der Notar. »Die Sache ist offensichtlich.«

»Warten Sie«, erwiderte Valentine und machte dann, sich zu ihrem Großvater wendend: »Ta... Te...«

Der Greis ließ sie bei der zweiten Silbe anhalten. Nun nahm Valentine das Wörterbuch und durchblätterte es seitenweise vor den Augen des aufmerksamen Notars.

»Testament«, sagte ihr Finger, von Noirtiers Auge gebannt.

»Testament!« rief der Notar aus. »Die Sache ist klar: Monsieur will sein Testament machen.«

»Ja«, machte Noirtier mehrmals.

»Das ist grandios, Monsieur, das müssen Sie zugeben«, sagte der Notar erstaunt zu Villefort.

»In der Tat«, erwiderte dieser, »und noch grandioser wäre dieses Testament. Denn im Grunde glaube ich nicht, daß sich die Artikel, Wort für Wort, ohne die intelligente Lenkung meiner Tochter zu Papier bringen lassen. Nun aber wird Valentine bei diesem Testament ein wenig allzu beteiligt sein, um als schickliche Dolmetscherin der dunklen Willensmeinungen Monsieur Noirtier de Villeforts wirken zu können.«

»Nein, nein, nein!« entgegneten die Zeichen des Greises.

»Wie?« fragte Monsieur de Villefort. »Valentine ist bei Ihrem Testament nicht beteiligt?«

»Nein«, machte Noirtier.

»Monsieur«, sagte der Notar, der, über diese Probe entzückt, sich schwor, die Einzelheiten dieser malerischen Episode bei der nächsten Gesellschaft zu erzählen, »Monsieur, nichts scheint mir nun leichter als das, was ich eben erst für eine unmögliche Sache hielt, und dieses Testament wird lediglich ein Testament mit ungewöhnlichen Begleitumständen sein, aber vor dem Gesetz möglich und anerkannt, insofern es in Gegenwart von sieben Zeugen vorgelesen und in deren Anwesenheit vom Erblasser gebilligt und vom Notar beglaubigt wird. Was die Zeit betrifft, wird es kaum länger dauern als ein gewöhnliches Testament. Da gibt es zunächst die herkömmlichen Formeln, die immer dieselben sind, und die meisten Einzelheiten werden vom Stand der Angelegenheiten des Erblassers geliefert, und von Ihnen, der Sie sie kennen, weil Sie dieselben besorgten. Damit aber diese Verhandlung unangreifbar bleibe, wollen wir auf ihre vollständige Rechtsgültigkeit achten. Einer meiner Kollegen soll mir als Gehilfe dienen und, gegen die Gewohnheit, beim Diktieren beistehen. Wären Sie damit zufrieden, Monsieur?« fragte der Notar den Greis.

»Ja«, antwortete Noirtier, voll Freude, verstanden zu werden.

»Was wird er wohl tun?« dachte sich Villefort, dem seine hohe Stellung so große Behutsamkeit anempfahl und der übrigens nicht erraten konnte, was sein Vater beabsichtigte. Er wandte sich also ab, um den zweiten Notar, wie erster gesagt, holen zu lassen; aber Barrois, der alles gehört und den Wunsch seines Herrn erkannt hatte, war schon losgegangen. Dann ließ der Staatsanwalt seiner Frau sagen, daß sie heraufkommen möge.

Nach einer Viertelstunde waren alle im Zimmer des Gelähmten versammelt und der zweite Notar mittlerweile angekommen. Mit wenigen Worten verständigten sich die beiden Beamten. Man las Noirtier eine nichtssagende, banale Testamentsformel vor; dann, sozusagen, um die Erforschung seiner

Intelligenz zu beginnen, kehrte sich der erste Notar um und sagte zu ihm: »Wenn man sein Testament macht, Monsieur, so geschieht es zugunsten oder zum Nachteil von jemandem.«

»Ja«, erwiderte das Zeichen von Noirtier.

»Wissen Sie ungefähr, auf welche Summe sich Ihr Vermögen beläuft?«

»Ja.«

»Ich werde Ihnen einige Zahlen nennen, die immer höher steigen, Sie werden mich anhalten, wenn ich zu jener komme, die Sie für die Ihrige erkennen.«

»Ja.«

In dieser Befragung lag eine gewisse Feierlichkeit. Übrigens war der Kampf der Intelligenz mit der Materie vielleicht nie sichtbarer gewesen, und wenn es kein erhabenes Schauspiel war, wie wir es nennen würden, so war es wenigstens ein seltsames. Man bildete einen Kreis um Villefort. Der zweite Notar saß an einem Tisch, bereit, zu schreiben. Der erste Notar stand vor ihm und fragte ihn aus.

»Ihr Vermögen übersteigt dreihunderttausend Francs, nicht wahr?« fragte er.

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen.

»Besitzen Sie vierhunderttausend Francs?« fragte der Notar.

Noirtier blieb unbeweglich.

»Fünfhunderttausend?«

Dieselbe Unbeweglichkeit.

»Sechshunderttausend? Siebenhunderttausend? Achthunderttausend? Neunhunderttausend?«

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen.

»Sie besitzen neunhunderttausend Francs?«

»Ja.«

»In Immobilien?« fragte der Notar.

Noirtier verneinte.

»In Rentenpapieren?«

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen.

»Haben Sie diese Papiere in Ihren Händen?«

Ein auf Barrois gerichteter Blick veranlaßte den alten Diener hinauszugehen; einen Augenblick später kam er mit einer kleinen Schatulle zurück.

»Erlauben Sie, diese Schatulle zu öffnen?« fragte der Notar.

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen. Man öffnete die Schatulle und fand für neunhunderttausend Francs Rentenpapiere.

Der erste Notar reichte die Papiere, eins nach dem anderen, seinem Kollegen. Es ergab sich die von Noirtier bezeichnete Summe.

»Gut«, äußerte er. »Offenbar besitzt die Intelligenz ihre ganze Stärke und ihre ganze Ausdehnung.«

Dann wandte er sich an den Gelähmten und sagte zu ihm: »Sie besitzen also ein Kapital von neunhunderttausend Francs, die, so wie sie angelegt sind, eine jährliche Rente von ungefähr vierzigtausend Livres eintragen müssen?«

»Ja«, zwinkerte Noirtier.

»Wem wünschen Sie dieses Vermögen zu hinterlassen?«

»Oh!« sagte Madame de Villefort. »Darüber gibt es keinen Zweifel. Monsieur Noirtier liebt einzig und allein seine Enkelin, Mademoiselle Valentine de Villefort. Sie pflegt ihn seit sechs Jahren und wußte durch ihre beharrlichen Mühen das Wohlwollen ihres Großvaters und – ich möchte fast sagen – seine Dankbarkeit zu fesseln. Es ist also billig, daß sie den Preis ihrer Ergebenheit ernte.«

Noirtiers Auge schleuderte einen Blitz, wie um zu zeigen, daß er sich von dieser geheuchelten Zustimmung nicht täuschen lasse, die Madame de Villefort seinen Absichten gab.

»Wollen Sie also Mademoiselle Valentine de Villefort diese neunhunderttausend Francs vermachen?« fragte der Notar, der

glaubte, er brauche nur noch diese Klausel einzutragen, dem jedoch daran lag, sich der Zustimmung Noirtiers zu versichern, indem er diese Zustimmung durch alle Zeugen dieser sonderbaren Szene wollte bestätigen lassen. Valentine hatte einen Schritt zurück getan und weinte mit niedergeschlagenen Augen. Der Greis schaute sie einen Augenblick mit dem Ausdruck inniger Zärtlichkeit an, dann wandte er sich zum Notar und blinzelte mit den Augen auf die eindeutigste Weise.

»Nicht?« fragte der Notar. »Nicht Mademoiselle Valentine de Villefort wollen Sie zu Ihrer Universalerbin einsetzen?«

Noirtier machte erneut ein verneinendes Zeichen.

»Täuschen Sie sich nicht?« rief der Notar erstaunt aus »Sagen Sie wirklich... nein?«

»Nein!« wiederholte Noirtier. »Nein!«

Valentine hob den Kopf wieder empor. Sie war bestürzt, nicht über ihre Enterbung, sondern darüber, das Gefühl hervorgerufen zu haben, das gewöhnlich solche Verfügungen diktiert. Aber Noirtier schaute sie mit einem so innigen Ausdruck von Zärtlichkeit an, daß sie ausrief: »O mein guter Vater, ich sehe es wohl, nur Ihr Vermögen entziehen Sie mir, aber Sie lassen mir immer noch Ihr Herz?«

»O ja! Ganz gewiß«, sagten die Augen des Gelähmten, sich mit einem Ausdruck schließend, in dem Valentine sich nicht täuschen konnte.

»Danke! Danke!« murmelte das junge Mädchen.

Diese Weigerung hatte jedoch im Herzen der Madame de Villefort eine unerwartete Hoffnung entstehen lassen. Sie schlich sich zu dem Greis.

»Dann vermachen Sie wohl Ihr Vermögen Ihrem Enkel Edouard de Villefort, lieber Monsieur Noirtier?« fragte die Mutter.

Das Augenblinzeln war schrecklich. Es drückte fast Haß aus.

»Nein«, las der Notar, »dann Ihrem hier anwesenden Herrn Sohn?«

»Nein«, zwinkerte der Greis.

Die beiden Notare schauten sich verblüfft an. Villefort und seine Frau fühlten, daß sie erröteten, jener aus Scham, diese aus Ärger.

»Aber was haben wir Ihnen denn getan, Vater?« fragte Valentine. »Sie lieben uns also nicht mehr?«

Der Blick des Greises fiel rasch auf seinen Sohn, auf seine Schwiegertochter und verweilte auf Valentine mit einem Ausdruck inniger Zärtlichkeit.

»Nun gut«, sagte diese, »wenn du mich liebst, guter Vater, so suche diese Liebe mit dem in Einklang zu bringen, was du in diesem Augenblick tust. Du kennst mich, du weißt, daß ich nie an dein Vermögen dachte. Zudem sagt man, daß ich von mütterlicher Seite reich bin, sogar allzu reich. Erkläre dich also.«

Noirtier heftete seinen glühenden Blick auf Valentines Hand.

»Meine Hand?« fragte sie.

»Ja«, winkte Noirtier.

»Ihre Hand!« wiederholten alle Anwesenden.

»Ah! Meine Herren, Sie sehen wohl, daß alles vergeblich und mein armer Vater von Sinnen ist«, äußerte Villefort.

»Oh!« rief plötzlich Valentine aus. »Ich verstehe! Meine Heirat? Nicht wahr, guter Vater?«

»Ja, ja, ja«, wiederholte dreimal der Gelähmte, einen Blitz schleudernd, sooft sein Augenlid sich wieder hob.

»Du zürnst uns wegen der Heirat, nicht wahr?«

»Ja.«

»Das ist ja absurd!« rief Villefort aus.

»Verzeihen Sie, Monsieur«, versetzte der Notar, »im Gegen-

teil, all das ist sehr logisch und scheint mir sich vollkommen zu verketteten.«

»Du willst nicht, daß ich Monsieur Franz d'Epinay heirate?«

»Nein, ich will nicht«, drückte das Auge des Greises aus.

»Und Sie enterben Ihre Enkelin«, fragte der Notar, »weil sie eine Heirat gegen Ihren Willen schließt?«

»Ja«, antwortete Noirtier.

»So, daß sie ohne diese Heirat Ihre Erbin wäre?«

»Ja.«

Nun umgab eine tiefe Stille den Greis. Die zwei Notare beriethen sich. Valentine, die Hände faltend, schaute ihren Großvater mit einem dankbaren Lächeln an. Villefort biß sich auf seine dünnen Lippen, Madame de Villefort konnte ein freudiges Gefühl nicht unterdrücken, das wider ihren Willen ihr Antlitz erhellte.

»Es scheint mir jedoch«, sagte endlich Villefort, als erster dieses Schweigen brechend, »daß ich allein die guten Gründe würdige, die für diese Verbindung sprechen. Als alleiniger Gebieter über die Hand meiner Tochter will ich, daß sie Monsieur Franz d'Epinay heiratet, und sie wird ihn heiraten.«

Valentine sank weinend in einen Lehnstuhl.

»Monsieur«, fragte der Notar, zu dem Greis gewandt, »was gedenken Sie mit Ihrem Vermögen zu tun, falls Mademoiselle Valentine Monsieur Franz heiraten würde?«

Der Greis blieb unbeweglich.

»Sie gedenken jedoch darüber zu verfügen?«

»Ja«, winkte Noirtier.

»Zugunsten von jemandem aus Ihrer Familie?«

»Nein.«

»Dann zugunsten der Armen?«

»Ja.«

»Sie wissen aber«, fuhr der Notar fort, »daß das Gesetz eine

gänzliche Enterbung Ihres Sohnes nicht zuläßt?«

»Ja.«

»Sie werden also nur über jenen Teil verfügen, zu dessen unbeschränkter Verwendung das Gesetz Sie ermächtigt?«

Noirtier blieb unbeweglich.

»Sie beharren darauf, über das Ganze zu verfügen?«

»Ja.«

»Aber man wird nach Ihrem Tod das Testament anfechten.«

»Nein.«

»Mein Vater kennt mich, Monsieur«, bemerkte Monsieur de Villefort, »er weiß, daß sein Wille mir heilig sein wird. Zudem weiß er, daß ich in meiner Stellung nicht gegen die Armen prozessieren kann.« Noirtiers Auge drückte Triumph aus.

»Was beschließen Sie, Monsieur?« fragte der Notar Villefort.

»Nichts, Monsieur, es ist ein im Innern meines Vaters gefaßter Entschluß, und ich weiß, daß mein Vater von einem einmal gefaßten Entschluß nicht abweicht. Ich füge mich also. Diese neunhunderttausend Francs werden der Familie entzogen, um die Spitäler zu bereichern, aber ich werde mich nicht in die Laune eines Greises fügen und nur nach meinem Gewissen handeln.«

Und Villefort verließ mit seiner Frau den Raum, es seinem Vater so freistellend, nach seinem Belieben sein Testament zu machen.

Am selben Tag wurde das Testament gemacht. Man holte die Zeugen, es wurde vom Greis gutgeheißen, in ihrer Gegenwart geschlossen und bei Monsieur Deschamps, dem Notar der Familie, hinterlegt.

60. KAPITEL

Der Telegraph

In ihre Wohnung zurückgekehrt, vernahmen Monsieur und Madame de Villefort, daß der Herr Graf von Monte Christo, der gekommen war, ihnen einen Besuch abzustatten, in den Salon geführt worden sei, wo er auf sie warte. Madame de Villefort, zu aufgeregt, um in diesem Zustand gleich einzutreten, ging in ihr Schlafzimmer, während der Staatsanwalt, mit größerer Selbstbeherrschung ausgestattet, sich sofort in den Salon begab. Allein, wie sehr er auch Meister seiner Empfindungen war, wie gut er auch sein Gesicht den Umständen anpassen konnte, vermochte Monsieur de Villefort doch nicht so ganz die Wolke von seiner Stirn zu verscheuchen, daß nicht der Graf, dessen Lächeln freudig glänzte, diese düstere und nachdenkende Miene bemerkt hätte.

»O mein Gott!« fragte Monte Christo nach dem ersten Austausch von Höflichkeiten. »Was fehlt Ihnen denn, Monsieur de Villefort? Habe ich Sie etwa gerade beim Entwurf einer besonders wichtigen Anklage gestört?«

Villefort versuchte zu lächeln.

»Nein, Herr Graf«, antwortete er, »es gibt hier kein anderes Opfer als mich. Ich verliere meinen Prozeß, und der Zufall, der Starrsinn, die Verrücktheit stellen den Strafantrag.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Monte Christo mit trefflich gespielter Anteilnahme. »Ist Ihnen wirklich irgendein bedeutendes Unglück widerfahren?«

»O Herr Graf«, erwiderte Villefort mit einer Ruhe voll Bitterkeit, »es lohnt sich nicht der Mühe, davon zu sprechen. Fast nichts, bloß ein Geldverlust.«

»In der Tat«, äußerte Monte Christo, »ein Geldverlust ist wenig bei einem Vermögen wie jenem, welches Sie besitzen, und bei einem philosophischen und erhabenen Geist wie dem

Ihrigen!«

»Daher ist es mir auch nicht um die finanzielle Seite zu tun«, entgegnete Villefort, »obgleich im Grunde der Verlust von neunhunderttausend Francs wohl ein Bedauern wert ist oder wenigstens eine Regung des Ärgers. Aber vor allem schmerzt mich diese Verfügung des Schicksals, des Zufalls, des Verhängnisses, ich weiß nicht, wie ich die Macht nennen soll, die den Schlag lenkt, der mich trifft, der meine Glückshoffnungen vernichtet und vielleicht die Zukunft meiner Tochter durch die Laune eines Kind gewordenen Greises zerstört.«

»Ei, mein Gott! Was ist es denn?« rief der Graf aus. »Neunhunderttausend Francs sagten Sie? Aber wahrhaftig, Sie haben recht, der Verlust dieser Summe verdient, selbst von einem Philosophen bedauert zu werden. Und wer hat Ihnen diesen Verdruß verursacht?«

»Mein Vater, von dem ich mit Ihnen sprach.«

»Monsieur Noirtier? Wirklich? Aber Sie sagten mir ja, wenn ich mich recht erinnere, daß er sich im Zustand völliger Lähmung befinde und alle seine Fähigkeiten vernichtet seien?«

»Ja, seine physischen Fähigkeiten, denn er kann sich nicht bewegen, er kann nicht sprechen, und bei all dem denkt er doch, er hat einen Willen, und er handelt, wie Sie sehen. Ich verließ ihn vor fünf Minuten, und in diesem Moment ist er gerade damit beschäftigt, zwei Notaren sein Testament zu diktieren.«

»Aber dann hat er ja gesprochen?«

»Er hat Besseres getan, er hat sich verständlich gemacht.«

»Wie das?«

»Mit Hilfe des Blickes. Seine Augen leben noch immer und töten auch, wie Sie sehen.«

»Mein Freund«, sagte die soeben eintretende Madame de Villefort, »vielleicht übertreiben Sie die Lage.«

»Madame...«, sagte der Graf mit einer Verbeugung.

Madame de Villefort grüßte mit ihrem anmutigsten Lächeln.

»Aber was sagt mir denn da Monsieur de Villefort?« fragte Monte Christo. »Und welcher unbegreifliche Zwischenfall...?«

»Unbegreiflich, das ist das Wort!« unterbrach ihn der Staatsanwalt, achselzuckend. »Die Laune eines Greises!«

»Und gibt es kein Mittel, ihn von diesem Entschluß abzubringen?«

»Allerdings«, antwortete Madame de Villefort, »und es hängt sogar von meinem Mann ab, daß dieses zum Nachteil Valentines gemachte Testament im Gegenteil zu ihren Gunsten ausfalle.«

Da der Graf sah, daß das Ehepaar in Gleichnissen zu sprechen begann, nahm er eine zerstreute Miene an und betrachtete mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und mit dem äußeren Zeichen des Beifalls Edouard, der Tinte in den Wassernapf der Vögel goß.

»Meine Liebe«, antwortete Villefort seiner Frau, »Sie wissen, daß ich eben nicht gerne den Patriarchen in meinem Hause spiele und nie glaubte, das Schicksal der Welt hänge von einem Nicken meines Kopfes ab. Es ist jedoch daran gelegen, daß meine Entschlüsse in meiner Familie geachtet werden und daß nicht die Verrücktheit eines Greises und die Laune eines Kindes einen seit vielen Jahren in meinem Innern festgelegten Plan vereiteln. Der Baron d'Epinay war mein Freund, Sie wissen es, und eine eheliche Verbindung mit seinem Sohn ist daher nur logische Konsequenz.«

»Sie glauben«, fragte Madame de Villefort, »daß Valentine mit ihm einverstanden ist?... In der Tat... sie war immer gegen diese Heirat, und ich würde mich nicht wundern, wenn alles, was wir sahen und hörten, nur die Ausführung eines zwischen den beiden verabredeten Plans wäre.«

»Madame«, erwiderte Villefort, »glauben Sie mir, man verzichtet nicht so mir nichts, dir nichts auf ein Vermögen von neunhunderttausend Francs.«

»Sie hätte sogar auf die Welt verzichtet, Monsieur, da sie vor einem Jahr in ein Kloster gehen wollte.«

»Gleichviel«, entgegnete Villefort, »ich sage, daß diese Heirat stattfinden muß, Madame!«

»Wider den Willen Ihres Vaters?« fragte Madame de Villefort, eine andere Saite anschlagend. »Das ist sehr ernst!«

Monte Christo tat so, als höre er nicht hin, und verlor kein Wort von dem, was gesprochen wurde.

»Madame«, antwortete Villefort, »ich kann sagen, daß ich meinen Vater immer ehrte, weil zu dem natürlichen Gefühl der Abstammung sich bei mir das Bewußtsein seiner moralischen Überlegenheit gesellte, weil schließlich ein Vater in zwei Beziehungen heilig ist, heilig als unser Erzeuger, heilig als unser Gebieter. Aber jetzt muß ich darauf verzichten, eine Intelligenz in dem Greis anzuerkennen, der, nur wegen alter Haßgefühle gegen den Vater, so den Sohn verfolgt. Es würde mir also lächerlich vorkommen, mein Benehmen nach seinen Launen zu richten. Ich werde weiterhin die größte Ehrerbietung für Monsieur Noirtier hegen. Ich werde, ohne mich zu beklagen, die Geldstrafe ertragen, die er mir auflagt, aber ich werde unwandelbar auf meinem Willen beharren, und die Welt wird entscheiden, auf wessen Seite die gesunde Vernunft war. Folglich werde ich meine Tochter mit dem Baron Franz d'Epınay vermählen, weil diese Heirat nach meiner Ansicht gut und ehrenvoll ist und ich durchaus meine Tochter nach meinem Belieben vermählen will.«

»Ei, wie?« sagte der Graf, dessen Zustimmung der Staatsanwalt fortwährend mit dem Blick nachgesucht hatte. »Höre ich recht? Monsieur Noirtier enterbt, sagen Sie, Mademoiselle Valentine, weil sie den Herrn Baron Franz d'Epınay heiraten soll?«

»Ja! Mein Gott, ja, Monsieur! Das ist der Grund«, antwortete Villefort achselzuckend.

»Wenigstens scheint es der Grund zu sein«, fügte Madame de Villefort hinzu.

»Es ist der Grund, Madame. Glauben Sie mir, ich kenne meinen Vater.«

»Kann das jemand verstehen?« versetzte die junge Frau.
»Warum, ich frage Sie, mißfällt Monsieur d'Epinay Monsieur Noirtier mehr als ein anderer?«

»Wahrhaftig«, sagte der Graf, »ich kenne Monsieur Franz d'Epinay. Er ist der Sohn des Generals de Quesnel, nicht wahr, den König Karl X. zum Baron d'Epinay machte?«

»So ist es!« antwortete Villefort.

»Nun denn, das ist ja ein charmanter junger Mann, wie mir scheint!«

»Daher ist es auch nur ein Vorwand, dessen bin ich mir sicher«, sagte Madame de Villefort. »Die Greise sind Tyrannen ihrer Launen: Monsieur Noirtier will einfach nicht, daß seine Enkelin heiratet.«

»Kennen Sie keinen Grund für diesen Haß?« forschte Monte Christo.

»Ach, mein Gott! Wer kann das schon wissen...?«

»Vielleicht irgendeine politische Antipathie?«

»In der Tat, mein Vater und der Vater von Monsieur d'Epinay lebten in stürmischen Zeiten, von denen ich nur die letzten Tage sah«, antwortete Villefort.

»War Ihr Vater nicht Bonapartist?« fragte Monte Christo.
»Ich glaube mich zu erinnern, daß Sie mir so etwas sagten.«

»Mein Vater war vor allem Jakobiner«, versetzte Villefort, von seiner Aufgeregtheit über die Grenzen der Vorsicht hinausgedrängt, »und die Senatoren toga, die Napoleon um seine Schultern legte, verummte nur den alten Menschen, aber ohne ihn geändert zu haben. Wenn mein Vater konspirierte, so

geschah es nicht für den Kaiser, sondern gegen die Bourbonen, denn mein Vater besaß die schreckliche Eigenschaft, daß er nie für unausführbare Utopien kämpfte, sondern nur für aussichtversprechende Angelegenheiten, und daß er zum Gelingen dieser Angelegenheiten jene schrecklichen Theorien der Bergpartei anwendete, die vor keinem Mittel zurückschreckten.«

»Nun«, sagte Monte Christo, »sehen Sie, so ist es. Monsieur Noirtier und Monsieur d'Epinay werden sich auf dem Feld der Politik begegnet sein. Hatte nicht der Herr General d'Epinay, obgleich er unter Napoleon diente, im Grunde des Herzens royalistische Gesinnungen bewahrt, und wurde er nicht eines Abends, aus einem bonapartistischen Klub kommend, ermordet, in den man ihn in der Hoffnung gelockt hatte, in ihm einen Gesinnungsgenossen zu finden?«

Villefort schaute den Grafen fast mit Schrecken an.

»Täusche ich mich etwa?« fragte Monte Christo.

»Nein, Monsieur«, antwortete Madame de Villefort, »durchaus nicht, und gerade wegen dem, was Sie soeben sagten, geriet Monsieur de Villefort, um alte Gehässigkeiten erlöschen zu sehen, auf den Gedanken, die Liebe von zwei Kindern zu begründen, deren Väter sich haßten.«

»Eine edle Idee!« äußerte Monte Christo. »Eine Idee voll christlicher Liebe, der die Welt ihren Beifall schenken müßte. Es wäre wirklich schön, wenn Mademoiselle Noirtier de Villefort Madame Franz d'Epinay hieße.«

Villefort bebte und schaute Monte Christo an, wie um in der Tiefe seines Herzens die Absicht lesen zu wollen, die ihm die soeben gesprochenen Worte eingab. Aber der Graf behielt das wohlwollende gleichförmige Lächeln auf seinen Lippen, und auch diesmal drang der forschende Blick des Staatsanwalts nicht unter die Oberfläche.

»Daher«, sagte Villefort, »obgleich es für Valentine ein großes Unglück sein mag, das Vermögen ihres Großvaters zu

verlieren, glaube ich doch nicht, daß Monsieur d'Epinaÿ dieser Geldverlust abschreckt. Er wird einsehen, daß ich vielleicht mehr wert bin als die Summe, da ich sie dem Wunsch opfere, ihm mein Wort zu halten; er wird sich ausrechnen können, daß außerdem Valentine durch das Vermögen ihrer Mutter reich ist, das von Monsieur und Madame de Saint-Méran, ihren Großeltern mütterlicherseits, verwaltet wird, die sie beide von Herzen lieben.«

»Und die wohl verdienen, daß man sie liebe und pflege, wie Valentine es mit Monsieur Noirtier machte«, bemerkte Madame de Villefort. »Zudem werden sie spätestens in einem Monat nach Paris kommen, und Valentine wird nach einer solchen Beleidigung wohl der Last überhoben sein, sich bei Monsieur Noirtier zu vergraben, wie sie es bisher tat.«

Der Graf hörte mit Vergnügen die uneinigen Ansichten verwundeter Eigenliebe und verletzter Interessen an.

»Aber es scheint mir«, erwiderte Monte Christo nach einer Pause des Schweigens, »und ich bitte Sie schon im voraus wegen meiner Äußerung um Verzeihung... es dünkt mir, daß Monsieur Noirtier, wenn er Mademoiselle de Villefort enterbt, weil sie einen jungen Mann heiratet, dessen Vater er verabscheute, nicht das Recht hat, dasselbe Unrecht auch dem lieben Edouard angedeihen zu lassen.«

»Nicht wahr, Monsieur!« rief Madame de Villefort mit einem unbeschreiblichen Ton aus. »Nicht wahr, das ist ungerecht, entsetzlich ungerecht? Der arme Edouard ist ja auch der Enkel von Monsieur Noirtier, wie Valentine, und doch würde, wenn Valentine Monsieur Franz nicht heiraten müßte, Monsieur Noirtier ihr sein ganzes Vermögen vermachen. Und zudem schließlich führt Edouard den Namen der Familie, was nicht verhindert, daß Valentine, setzen wir auch den Fall ihrer wirklichen Enterbung durch ihren Großvater, noch dreimal reicher sein wird als er.«

Nachdem er diesen Schlag plazierte hatte, hörte der Graf nur

noch zu und sprach nicht mehr.

»Ach, Herr Graf«, seufzte Villefort, »hören wir auf, ich bitte Sie, uns über solche familiären Erbärmlichkeiten zu unterhalten. Ja, es ist wahr, mein Vermögen wird die Einkünfte der Armen vergrößern, die in diesen Zeiten die eigentlichen Reichen sind. Ja, mein Vater hat mich wohl um eine legitime Hoffnung gebracht, und zwar ohne Grund. Ich aber werde handeln wie ein Mann von Verstand, wie ein Mann von Herz. Monsieur d'Epinay, dem ich die Renten dieser Summe versprochen habe, wird sie erhalten, und müßte ich mir auch die härtesten Entbehrungen aufliegen.«

»Vielleicht wäre es jedoch besser«, äußerte Madame de Villefort, auf die einzige Idee zurückkommend, die unablässig in der Tiefe ihres Herzens murmelte, »Monsieur d'Epinay dieses Mißgeschick zu eröffnen. Er gibt dann wohl selbst sein Wort zurück.«

»Oh! Dies wäre ein großes Unglück!« rief Villefort aus.

»Ein großes Unglück?« wiederholte Monte Christo.

»Gewiß«, antwortete Villefort, sich besänftigend, »eine abgesagte Heirat, selbst aus Geldgründen, bringt ein junges Mädchen in Mißkredit. Ferner würden alte Gerüchte, die ich in Vergessenheit bringen möchte, neuerlich Auftrieb bekommen. Doch nein, es wird nicht geschehen. Wenn Monsieur d'Epinay ein redlicher Mann ist, so wird er durch Valentines Enterbung sich noch für verpflichtet halten als zuvor. Außer, wenn er lediglich aus Habsucht handeln würde. Nein, das ist unmöglich.«

»Ich denke wie Monsieur de Villefort«, sagte Monte Christo, den Blick auf Madame de Villefort geheftet, »und wäre ich ein so vertrauter Freund von ihm, um mir zu erlauben, ihm einen Rat zu geben, so würde ich, da Monsieur d'Epinay bald zurückkommen wird, wenigstens hörte ich das, so würde ich also dafür sorgen, dieses Verhältnis so fest zu knüpfen, daß es nicht aufgelöst werden kann. Kurz, ich würde eine Partie zu-

stande bringen, deren Abschluß für Monsieur de Villefort ehrenvoll sein muß.«

Dieser stand auf, von einer sichtbaren Freude begeistert, während seine Frau leicht erblaßte.

»Gut«, versetzte er, Monte Christo die Hand reichend, »das ist alles, was ich verlangte, und ich würde mich der Meinung eines solchen Ratgebers, wie Sie es sind, mit Vorteil bedienen. Jedermann betrachte also, was heute geschah, als nicht geschehen. An unseren Plänen hat sich nichts geändert.«

»Monsieur«, sagte der Graf, »die Welt, wie ungerecht sie auch ist, wird Ihnen für Ihren Entschluß Dank wissen, ich bürge Ihnen dafür. Ihre Freunde werden stolz darauf und Monsieur d'Epinay entzückt sein, müßte er auch Mademoiselle de Villefort ohne Mitgift nehmen, was nicht der Fall ist, in eine Familie zu treten, in der man sich zur Höhe solcher Opfer zu erheben weiß, um sein Wort zu halten und seine Pflicht zu erfüllen.«

Nach diesen Worten erhob sich der Graf und schickte sich an zu gehen.

»Sie verlassen uns, Herr Graf?« fragte Madame de Villefort.

»Ich bin dazu genötigt, Madame. Ich kam bloß, um Sie an Ihr Versprechen hinsichtlich des Sonntags zu erinnern.«

»Fürchteten Sie, daß wir es vergessen würden?«

»Sie sind zu gütig, Madame. Aber Monsieur de Villefort hat so wichtige und bisweilen so dringende Geschäfte...«

»Mein Mann hat sein Wort gegeben, Monsieur«, sagte Madame de Villefort. »Sie sahen soeben, daß er es hält, wenn er alles zu verlieren und noch mehr, wenn er alles zu gewinnen hat.«

»Wird die Gesellschaft in Ihrem Haus auf den Champs-Élysées stattfinden?« fragte Villefort.

»Nein«, antwortete Monte Christo, »sondern, was Ihr Opfer noch dienstlicher macht, auf dem Land.«

»Auf dem Land?«

»Ja.«

»Und wo? In der Nähe von Paris, nicht wahr?«

»Vor den Toren der Stadt, eine halbe Meile von der Stadtgrenze entfernt, in Auteuil.«

»In Auteuil!« rief Villefort aus. »Ah! Es ist wahr, Madame sagte mir, daß Sie in Auteuil wohnen, weil sie zu Ihnen gebracht wurde. Und in welcher Straße Auteuils?«

»In der Rue de la Fontaine.«

»In der Rue de la Fontaine!« wiederholte Villefort mit beklommener Stimme. »Und die Nummer?«

»Nummer 28.«

»Dann ist ja das Haus von Monsieur de Saint-Méran an Sie verkauft worden?« rief Monsieur de Villefort aus.

»Von Monsieur de Saint-Méran?« fragte Monte Christo. »Dieses Haus gehörte also Monsieur de Saint-Méran?«

»Ja«, antwortete Madame de Villefort, »und glauben Sie etwas, Herr Graf?«

»Was?«

»Sie finden dieses Haus hübsch, nicht wahr?«

»Bezaubernd.«

»Nun denn, mein Mann wollte es nie bewohnen.«

»Oh!« äußerte Monte Christo. »Wahrhaftig, Monsieur, das ist ein Vorurteil, das ich mir nicht zu erklären vermag.«

»Ich mag Auteuil nicht, Monsieur«, versetzte der Staatsanwalt mit einer Anstrengung von Selbstbeherrschung.

»Aber ich werde doch nicht so unglücklich sein, hoffe ich«, äußerte Monte Christo besorgt, »daß dieser Widerwille mich des Glücks beraubt, Sie zu empfangen.«

»Nein, Herr Graf... ich hoffe doch... glauben Sie, daß ich mein Möglichstes tun werde«, stammelte Villefort.

»Oh!« versetzte Monte Christo. »Ich gestatte keine Entschuldigung. Am Sonnabend, um sechs Uhr, erwarte ich Sie, und kämen Sie nicht, so würde ich glauben,... was weiß ich... daß auf diesem seit zwanzig Jahren unbewohnten Haus irgendeine traurige Tradition oder gar irgendein blutiger Fluch ruhe.«

»Ich werde kommen, Herr Graf, ich werde kommen«, sagte Villefort rasch.

»Ich danke«, erwiderte Monte Christo. »Nun müssen Sie mir erlauben, von Ihnen Abschied zu nehmen.«

»Sie sagten uns, daß Sie genötigt seien, uns zu verlassen, Herr Graf«, sagte Madame de Villefort, »und Sie wollten uns sogar mitteilen, glaube ich, warum, als Sie sich unterbrachen, um zu einem anderen Thema überzugehen.«

»Richtig, Madame«, entgegnete Monte Christo, »ich weiß nicht, ob ich es wagen werde, Ihnen zu sagen, wohin ich gehe.«

»Pah! Sagen Sie's einfach!«

»Ich will, als echter Gaffer, der ich bin, etwas besichtigen, worüber ich oft stundenlang sinniert habe.«

»Was denn?«

»Einen Telegraphen. Aber, schrecklich, das Wort ist heraus!«

»Einen Telegraphen?« wiederholte Monsieur de Villefort.

»Ach, mein Gott, ja, einen Telegraphen. Ich sah bisweilen am Ende eines Weges auf einem Hügel an einem sonnenhellen Tag jene schwarzen und biegsamen Arme, sich gleich den Füßen eines ungeheuren Käfers in die Luft strecken, und nie geschah es ohne eine gewisse Aufregung, ich schwör's Ihnen. Denn ich stellte mir vor, wie diese wunderlichen Zeichen, die mit absoluter Genauigkeit die Luft durchschneiden und dreihundert Meilen weit den unbekannten Willen eines an einem Tisch sitzenden Menschen einem anderen, am äußersten Ende dieser Strecke

ebenfalls an seinem Tisch sitzenden Menschen überbringen, sich auf dem Grau des Gewölks oder auf dem Azur des Himmels, bloß durch die Kraft des Willens jenes allmächtigen Lenkers abspiegelten. Ich glaubte dann an Geister, an Elfen, an Gnomen, kurz, an verborgene Kräfte, und mußte lachen. Nun aber fühlte ich niemals Lust, jene großen Insekten mit weißen Bäuchen, mit schwarzen und dürrn Füßen, aus der Nähe zu sehen, denn ich fürchtete, unter ihren steinernen Flügeln den kleinen menschlichen Geist zu finden, wohlgeschult, recht pedantisch, vollgepfropft von Wissen, von kabbalistischer Geheimlehre oder Zauberei. Aber siehe da, eines schönen Morgens erfuhr ich, daß der Regent eines jeden Telegraphen ein armer Teufel sei, ein Angestellter mit zwölfhundert Francs jährlich, der den ganzen Tag beschäftigt ist, nicht den Himmel anzuschauen wie der Astronom, nicht das Wasser wie der Fischer, nicht die Gegend wie ein Hohlkopf, sondern das Insekt mit dem weißen Bauch und mit den schwarzen Füßen, seinen Gesprächspartner, das etwa vier bis fünf Meilen von ihm entfernt ist. Dann erfaßte mich ein seltsames Verlangen, diese lebendige Puppe aus der Nähe zu sehen und dem Schauspiel beizuwohnen, das sie aus der Tiefe ihrer Hülle heraus für jene andere Puppe aufführt, indem sie nacheinander verschiedene Schnüre zieht.«

»Und Sie gehen hin?«

»Ich gehe hin.«

»Zu welchem Telegraphen? Zu jenem des Innenministeriums oder des Observatoriums?«

»O nein! Ich fände dort Leute, die mich nötigen möchten, Dinge zu verstehen, die ich nicht wissen will, und die mir wider meinen Willen ein Geheimnis erklären würden, das sie selbst nicht verstehen. Zum Henker, ich will mir meine Illusionen bewahren, die ich hinsichtlich der Insekten noch hege, es ist wohl genug, schon jene verloren zu haben, mit denen ich mich in bezug auf die Menschen trug. Ich werde also weder zum Telegraphen des Innenministeriums noch zum Telegraphen des Observatoriums gehen. Wonach ich verlange, ist ein

Telegraph auf freiem Feld, um dort den einfachen, in seinem Turm versteinerten guten alten Menschen zu finden.«

»Sie sind ein sonderbarer Grandseigneur«, bemerkte Villefort.

»Welche Leitung raten Sie mir zu studieren?«

»Je nun, die zur Zeit am meisten beschäftigte.«

»Gut, von und nach Spanien also?«

»Genau. Wollen Sie eine schriftliche Anweisung des Ministers, damit man Ihnen erkläre...«

»Nein«, erwiderte Monte Christo, »im Gegenteil, da ich Ihnen sage, daß ich nichts davon verstehen will. Sobald ich etwas davon verstehen würde, würde es keinen Telegraphen mehr geben, sondern nur eine Nachricht eines Monsieur Duchâtel oder eines Monsieur de Montalvet an den Präfekten von Bayonne, und in zwei griechische Worte übersetzt – *téle* und *gráphein*. Es ist das Tier mit den schwarzen Füßen und das schreckliche Wort, das ich mir in seiner vollen Reinheit und in meiner ganzen Verehrung bewahren will.«

»Gehen Sie also, denn in zwei Stunden wird es Nacht sein, und Sie werden nichts mehr sehen.«

»Teufel! Sie erschrecken mich! Welcher ist denn der nächste?«

»An der Straße nach Bayonne?«

»Gut, meinerwegen an der Straße nach Bayonne!«

»Dann ist es der von Châtillon.«

»Und nach jenem von Châtillon?«

»Der Turm von Montlhéry, glaube ich.«

»Ich danke! Auf Wiedersehen! Am Sonnabend werde ich Ihnen meine Eindrücke erzählen.«

Vor der Tür stieß der Graf mit den beiden Notaren zusammen, die Valentine soeben enterbt hatten und sich gerade auf den Weg machten, entzückt, eine Urkunde ausgestellt zu haben, die ihnen zweifellos zur Ehre gereichen würde.

61. KAPITEL

Wie man einen Gärtner von den Siebenschläfern befreit, die seine Pfirsiche fressen

Nicht am selben Abend, wie der Graf von Monte Christo gesagt hatte, sondern am folgenden Morgen verließ er die Stadt über die Barrière d'Enfer, schlug den Weg nach Orléans ein, vorbei am Dorf Linas, ohne bei dem dortigen Telegraphen zu verweilen, der eben in dem Moment, als der Graf vorüberkam, seine langen dünnen Arme bewegte, und erreichte den Turm von Montlhéry, der, wie jeder weiß, auf dem höchsten Punkt der gleichnamigen Ebene steht.

Am Fuße dieses Hügels stieg der Graf ab und begann auf einem kleinen, kreisförmigen, achtzehn Zoll breiten Fußpfad die Anhöhe zu erklimmen. Oben angekommen, sah er seine Schritte von einer Hecke gehemmt, auf der grüne Früchte den roten und weißen Blüten gefolgt waren. Monte Christo suchte die Tür der kleinen Einfriedung und fand sie bald: Sie bestand aus einem kleinen hölzernen Gatter, drehte sich in Angeln aus Weideruten und wurde mit einem Nagel und einer Schnur geschlossen. Der Graf begriff den Mechanismus sofort, und die Türe ging auf. Er stand nun in einem kleinen Garten von zwanzig Fuß Länge und zwölf Fuß Breite, der auf der einen Seite an jenen Teil der Hecke grenzte, in dem man den von uns unter dem Namen ›Tür‹ beschriebenen, sinnreichen Mechanismus eingerahmt sah, und auf der anderen an den völlig mit Efeu überwucherten und gänzlich mit gelben Violett und Levkojen übersäten alten Turm. Man hätte sich nicht vorstellen können, daß dieser alte Turm, wenn man ihn so aufgeputzt und blühend sah wie einen Großvater, dem seine Enkel soeben zum Namenstag Glück wünschten, manch schreckliche

Dramen erzählen könnte, wenn sich eine Stimme zu den drohenden Ohren gesellt hätte, die ein altes Sprichwort den Wänden verleiht.

Man durchschritt diesen Garten, einer mit rotem Sand bestreuten Allee folgend, die von einer mehrere Jahre alten dichten Buchsbaumhecke gesäumt war, die in Farben leuchtete, die das Auge von Delacroix, unserem modernen Rubens, erfreut hätten. Diese Allee hatte die Form einer Acht und war derart ineinander verschlungen, daß sie in einem Garten von zwanzig Fuß einen Spaziergang von sechzig bildete. Nie war Flora, die heitere und jugendliche Göttin der guten römischen Gärtner, mit einem so gewissenhaften und reinen Kultus verehrt worden wie jener, womit man sie in dieser kleinen Einfriedung feierte. Wirklich trug von den zwanzig Rosensträuchern, die das Herzstück bildeten, kein Blatt die Spur der Mücke, kein Fäserchen die winzigste Traube von grünen Blattläusen, die, auf feuchtem Boden gedeihend, die Pflanzen oft verwüsten und annagen. Dennoch gebrach es diesem Garten nicht an Feuchtigkeit: Die Erde, schwarz wie Ruß, das undurchsichtige Laubwerk der Bäume, bezeugten es genügend. Übrigens hätte künstliche Feuchtigkeit schnell die natürliche ersetzt, denn in einer der Ecken des Gartens stand eine Tonne voll abgestandenen Wassers, auf dessen grüner Oberfläche ein Frosch und eine Kröte lagerten, die, ohne Zweifel wegen der Unverträglichkeit ihrer Charaktere, sich immer, einander den Rücken zuwendend, an den zwei entgegengesetzten Punkten des Tonnenrandes aufhielten. Übrigens war kein Gras in den Alleen, kein parasitärer Keimling in den Einfassungen der Gartenbeete. Eine modebewußte Dame putzt und säubert mit geringerer Sorgfalt die Geranien, die Kakteen und den Rhododendron ihres porzellanenen Blumentischchens, als es der bis jetzt unsichtbare Herr dieser kleinen Einfriedung tat.

Monte Christo blieb stehen, nachdem er die Schnur um ihren Nagel gehängt und so die Tür wieder zugemacht hatte und überschaute mit einem Blick das ganze Grundstück.

»Es scheint«, sagte er, »daß der Telegraphenmann eigene Gärtner hat oder selbst die Gartenkultur leidenschaftlich betreibt.«

Plötzlich stieß er an etwas, das hinter einem mit Laubwerk beladenen Schubkarren kauerte. Dieses Etwas richtete sich auf, indem es einen Ausruf entschlüpfen ließ, der sein Erstauen ausdrückte, und Monte Christo stand einem freundlichen Alten von etwa fünfzig Jahren gegenüber, der Erdbeeren erntete, die er auf Weinblätter legte. Es waren zwölf Weinblätter und fast ebenso viele Erdbeeren. Der gute Alte hätte im Aufstehen beinahe Erdbeeren, Blätter und Teller fallen lassen.

»Sie sind gerade bei der Ernte, Monsieur?« fragte Monte Christo lächelnd.

»Verzeihen Sie«, antwortete der gute Alte und griff sich an sein Käppchen, »ich bin zwar nicht oben, bin aber soeben erst herabgestiegen.«

»Ich will Sie durchaus nicht stören, mein Freund«, sagte der Graf, »ernteten Sie Ihre Erdbeeren, wenn Sie anderswo noch welche haben.«

»Ich habe ihrer noch zehn«, erwiderte der Mann, »denn hier sind elf, und ich hatte einundzwanzig, fünf mehr als im vorigen Jahr. Dies ist jedoch nicht erstaunlich. Der Frühling war heuer warm, und sehen Sie, Monsieur, Erdbeeren brauchen Wärme. Deshalb habe ich in diesem Jahr, anstatt sechzehn wie im Vorjahr, schon elf, zwölf, dreizehn, vierzehn, fünfzehn, sechzehn, siebzehn, achtzehn gepflückt. O mein Gott! Es fehlen mir zwei. Gestern waren sie noch da, Monsieur, sie waren da, ich weiß es gewiß, ich habe sie gezählt. Der Sohn von Mutter Simon muß sie mir gestohlen haben. Ich sah ihn diesen Morgen da herumstreichen. Ah! Der kleine Schlingel! Weiß er denn nicht, wohin es führen kann, in einer Einfriedung zu stehlen?«

»Das ist wirklich dreist«, äußerte Monte Christo, »aber Sie werden es der Jugend des Missetäters und seiner Naschhaftig-

keit zugute halten.«

»Gewiß«, erwiderte der Gärtner, »es ist aber deshalb nicht minder ärgerlich. Doch, noch einmal, verzeihen Sie, Monsieur: Lasse ich vielleicht einen Vorgesetzten so warten?«

Und er schaute mit furchtsamem Auge den Grafen und dessen blauen Rock an.

»Beruhigen Sie sich, mein Freund«, antwortete der Graf mit jenem Lächeln, das nach seinem Willen so schrecklich oder so wohlwollend war und diesmal nur das Wohlwollen ausdrückte, »ich bin kein Vorgesetzter, der kommt, um Sie zu inspizieren, sondern ein einfacher Reisender, den die Neugier anlockte und der sich sogar seinen Besuch zum Vorwurf zu machen beginnt, wenn er bedenkt, daß er Ihnen die Zeit stiehlt.«

»Oh! Meine Zeit ist nicht kostbar«, erwiderte der gute Alte mit einem melancholischen Lächeln. »Diese Zeit gehört zwar der Regierung, und ich sollte sie nicht verlieren, aber ich erhielt ein Signal, das mir meldete, daß ich eine Stunde ruhen könnte,...« – er schaute auf eine Sonnenuhr, denn in dem Gärtchen des Turmes von Montlhéry gab es alles, sogar eine Sonnenuhr – »und, wie Sie sehen, habe ich noch zehn Minuten übrig. Zudem waren meine Erdbeeren reif, und ein Tag mehr... Sollten Sie übrigens glauben, Monsieur, daß die Siebenschläfer sie mir fressen?«

»Meiner Treu, nein, ich hätte es nicht geglaubt«, antwortete Monte Christo ernsthaft. »Die Siebenschläfer, Monsieur, sind eine schlimme Nachbarschaft für uns, die wir sie nicht in Honig eingemacht essen, wie es die Römer machten.«

»Ah! Die Römer aßen sie?« fragte der Gärtner. »Sie aßen Siebenschläfer?«

»Ich las es bei Petronius«, sagte der Graf.

»Wirklich? Das kann nicht gut sein, obgleich man sagt: »Fett wie ein Siebenschläfer.« Und man braucht sich nicht zu wundern, Monsieur, daß die Siebenschläfer fett sind, da sie den

ganzen Tag schlafen und nur erwachen, um die ganze Nacht zu nagen. Sehen Sie, letztes Jahr hatte ich vier Aprikosen. Sie bissen mir eine ab. Ich hatte einen Blutpfirsich, einen einzigen, gewiß eine seltene Frucht, und, Monsieur,... sie haben ihn noch innerhalb der Mauer verzehrt, einen herrlichen Blutpfirsich, der vortrefflich schmeckte. Ich aß nie einen besseren.«

»Sie haben ihn gegessen?« fragte Monte Christo.

»Also, die übrig gebliebene Hälfte, Sie verstehen schon. Er war köstlich, Monsieur. Ah! Zum Henker, diese Herren wählen nicht die schlechtesten Stücke. Gerade so macht es der Sohn von Mutter Simon. Er wählte auch nicht die schlechtesten Erdbeeren. Doch in diesem Jahr«, fuhr der Gärtner fort, »soll es mir, seien Sie unbesorgt, nicht passieren, und müßte ich auch die Früchte, wenn sie reif zu werden beginnen, die ganze Nacht hindurch bewachen.«

Monte Christo hatte genug gesehen. Jeder Mensch hat seine Leidenschaft, die am Grunde seines Herzens nagt wie jede Frucht ihr Wurm. Die des Telegraphenmannes war die Gärtnerei. Er begann, die Weinblätter abzuzupfen, welche die Trauben vor der Sonne verbargen, und gewann dadurch das Herz des Gärtners.

»Sie kamen, um den Telegraphen zu sehen, Monsieur?« fragte er.

»Ja, Monsieur, wenn es nicht durch die Vorschriften verboten ist.«

»Oh! Nicht im geringsten von der Welt verboten«, versetzte der Gärtner. »Es ist ja keine Gefahr dabei, da niemand weiß und wissen kann, was wir uns sagen.«

»In der Tat sagte man mir«, äußerte der Graf, »daß Sie Signale wiederholen, die Sie selbst nicht verstehen.«

»Das ist wahr, Monsieur, und es ist mir viel lieber«, bemerkte der Telegraphenmann lachend.

»Warum ist Ihnen dies lieber?«

»Weil ich auf diese Art keine Verantwortlichkeit habe. Ich bin eine Maschine und weiter nichts, und wenn ich nur funktioniere, so verlangt man nicht mehr von mir.«

»Teufel!« sagte Monte Christo bei sich. »Sollte ich zufällig an einen Mann geraten sein, der keinerlei Ehrgeiz besäße? Verdammt! Das wäre Pech.«

»Monsieur«, sagte der Gärtner mit einem Blick auf seine Sonnenuhr, »die zehn Minuten sind verstrichen, ich kehre auf meinen Posten zurück. Beliebt es Ihnen, mit mir hinaufzugehen?«

»Ich folge Ihnen.«

Monte Christo ging mit in den dreistöckigen Turm. Das untere Stockwerk enthielt einige an die Wand gelehnte Gartenwerkzeuge, Spaten, Rechen, Gießkannen, dies war die gewöhnliche oder vielmehr nächtliche Wohnung des Angestellten; man sah darin einige ärmliche, häusliche Geräte, ein Bett, einen Tisch, zwei Stühle, eine Sandsteinbecken sowie einige getrocknete Kräuter, die an der Decke hingen und vom Grafen als Dufterbsen und Feuerbohnen erkannt wurden, von denen der gute Alte den Samen in seiner Hülse aufbewahrte. Er hatte all das mit der Sorgfalt eines Botanikers des Jardin des Plantes beschriftet.

»Braucht man lange, um die Telegraphie zu erlernen, Monsieur?« fragte Monte Christo.

»Das Studium dauert nicht lange, aber dafür die Anwärterzeit.«

»Und wieviel Gehalt bezieht man?«

»Tausend Francs, Monsieur.«

»Das ist nicht viel.«

»Ja, aber man erhält freie Wohnung, wie Sie sehen.«

Monte Christo betrachtete das Zimmer.

»Sofern man mit seiner Wohnung leicht zufriedenzustellen

ist!« murmelte er.

Man ging in das dritte Stockwerk; dies war das Zimmer des Telegraphen. Monte Christo schaute abwechselnd die beiden eisernen Griffe an, mit denen der Angestellte die Maschine in Gang setzte.

»Das ist sehr interessant«, sagte er, »aber auf die Dauer ist es ein Leben, das Ihnen ein wenig abgeschmackt scheinen mag.«

»Ja, anfangs verursacht das viele Schauen einen steifen Hals, aber nach Verlauf von einem Jahr oder von zwei gewöhnt man sich daran. Ferner haben wir unsere Erholungsstunden und unsere Urlaubstage.«

»Und wann?«

»An Nebeltagen.«

»Ah, richtig!«

»Das sind meine Feiertage. Ich gehe an diesen Tagen in den Garten hinab, pflanze, schneide, jäte, entferne Raupen, kurz, die Zeit vergeht.«

»Seit wie lange sind Sie schon da?«

»Seit zehn Jahren, und fünf Jahre Anwärterzeit, also fünfzehn Jahre lang.«

»Sie sind alt...«

»Fünfundfünfzig Jahre.«

»Wie lange müssen Sie arbeiten, um Pension zu bekommen?«

»Oh! Monsieur, fünfundzwanzig Jahre.«

»Und wie hoch ist die Pension?«

»Hundert Taler.«

»Arme Menschheit!« murmelte Monte Christo.

»Sie sagen, Monsieur...?« fragte der Angestellte.

»Ich sage, daß dies sehr interessant ist.«

»Was?«

»Alles, was Sie mir zeigen... und Sie verstehen durchaus nichts von Ihren Signalen?«

»Durchaus nichts.«

»Versuchen Sie nie, sie zu verstehen?«

»Niemals. Wozu auch?«

»Es gibt doch Signale, die unmittelbar an Sie gerichtet sind?«

»Allerdings.«

»Und diese verstehen Sie?«

»Sie sind immer dieselben.«

»Und was melden sie?«

»Nichts Neues... Sie haben eine Stunde frei...« oder auch nur »Bis morgen.«

»Das ist sehr unverfänglich«, lächelte der Graf. »Aber schauen Sie doch, setzte sich nicht Ihr Apparat in Bewegung?«

»Ah! Es ist wahr, ich danke, Monsieur.«

»Und was meldet er Ihnen? Ist es etwas, was Sie verstehen?«

»Ja, er fragt mich, ob ich bereit bin.«

»Und Sie antworten ihm?«

»Durch dasselbe Zeichen, das zu gleicher Zeit der Station zu meiner Rechten anzeigt, daß ich bereit bin, während es die Station zur Linken auffordert, sich ebenfalls bereitzuhalten.«

»Das ist sehr sinnreich«, sagte der Graf.

»Sie werden sehen«, versetzte der gute Alte mit Stolz, »daß er in fünf Minuten sprechen wird.«

»Ich habe nun fünf Minuten«, sagte Monte Christo bei sich, »das ist mehr Zeit, als ich brauche. Mein lieber Herr«, fügte er laut bei, »erlauben Sie mir, eine Frage an Sie zu stellen?«

»Nur zu!«

»Lieben Sie die Gärtnerei?«

»Leidenschaftlich.«

»Wären Sie glücklich, anstatt eine Terrasse von zwanzig Fuß zu haben, eine Einfriedung von zwei Morgen Landes zu bekommen?«

»Monsieur, ich würde ein irdisches Paradies daraus machen.«

»Mit tausend Francs leben Sie schlecht?«

»Ziemlich schlecht, aber ich lebe denn doch.«

»Ja, aber Sie haben nur einen armseligen Garten.«

»Ah! Es ist wahr, der Garten ist nicht groß.«

»Und zudem ist er von Siebenschläfern bevölkert, die alles auffressen.«

»Das ist meine Plage.«

»Sagen Sie mir, wenn Sie das Unglück hätten, den Kopf zu wenden, während der Telegraph zu Ihrer Rechten Signale gäbe...?«

»Ich würde sie nicht sehen.«

»Was geschähe dann?«

»Ich könnte seine Signale nicht wiederholen.«

»Und danach?«

»Müßte ich, weil ich sie aus Nachlässigkeit nicht wiederholte, eine Geldbuße bezahlen.«

»Wieviel?«

»Hundert Francs.«

»Ein Zehntel Ihres Einkommens, das ist hübsch!«

»Ach...!« sagte der Angestellte.

»Ist es Ihnen schon einmal passiert?« fragte Monte Christo.

»Einmal, Monsieur, einmal, als ich einen wilden Rosenstrauch pfropfte.«

»Gut. Wenn Sie nun auf den Einfall gerieten, etwas am Signal zu ändern oder ein anderes weiterzumelden?«

»Dann wäre es ein anderer Fall. Ich würde entlassen und verlöre meine Pension.«

»Dreihundert Francs?«

»Hundert Taler, ja, Monsieur. Sie verstehen daher, daß ich so etwas nie tun würde.«

»Auch nicht für die Summe von fünfzehn Jahren Ihres Gehaltes? – Nun, dies verdient Überlegung, he?«

»Für fünfzehntausend Francs?«

»Ja.«

»Monsieur, Sie erschrecken mich.«

»Pah!«

»Monsieur, wollen Sie mich in Versuchung führen?«

»Allerdings! Fünfzehntausend Francs, begreifen Sie?«

»Monsieur, lassen Sie mich, ich muß nach meinem Apparat schauen.«

»Im Gegenteil, schauen Sie nicht ihn an, schauen Sie dies an.«

»Was ist das?«

»Wie? Sie kennen diese kleinen Papiere nicht?«

»Banknoten!«

»Viereckige, es sind ihrer fünfzehn.«

»Und wem gehören sie?«

»Ihnen, wenn Sie wollen.«

»Mir?...« rief der Angestellte mit beklommenem Atem aus.

»O mein Gott! Ja, Ihnen zu vollem Eigentum.«

»Monsieur, sehen Sie, der Telegraph zur Rechten bewegt sich.«

»Lassen Sie ihn sich bewegen.«

»Monsieur, Sie haben mich abgehalten, und ich werde die Geldbuße zahlen müssen.«

»Das wird Sie hundert Francs kosten. Sie sehen also, daß Sie alles Interesse haben, meine fünfzehn Banknoten zu nehmen.«

»Monsieur, der Kollege zur Rechten wird ungeduldig. Er wiederholt seine Signale.«

»Lassen Sie sie ihn wiederholen und nehmen Sie.«

Der Graf drückte dem Angestellten das Päckchen in die Hand.

»Nun«, sagte er, »das ist nicht alles, denn mit Ihren fünfzehntausend Francs werden Sie nicht leben können.«

»Ich werde meinen Posten natürlich behalten!«

»Nein, Sie werden ihn verlieren, denn Sie sollen ein anderes Signal machen als jenes Ihres Kollegen.«

»Oh! Monsieur, was muten Sie mir da zu?«

»Eine Kinderei.«

»Monsieur, wenn ich nicht dazu gezwungen würde...«

»Ich gedenke wohl, Sie wirklich zu zwingen.« Und Monte Christo zog ein anderes Päckchen aus seiner Tasche. »Hier sind weitere zehntausend Francs«, sagte er. »Mit den fünfzehn, die in Ihrer Tasche sind, wären es fünfundzwanzigtausend. Mit fünftausend Francs werden Sie ein hübsches, kleines Haus und zwei Morgen Land kaufen, von den übrigen zwanzigtausend eine Rente von tausend Francs beziehen.«

»Einen Garten von zwei Morgen Landes?«

»Und eine Rente von tausend Francs.«

»Mein Gott! Mein Gott!«

»So nehmen Sie doch!«

Und Monte Christo drückte mit Gewalt die zehntausend Francs in die Hand des Angestellten.

»Was soll ich tun?«

»Nichts sehr Schwieriges.«

»Aber was denn?«

»Diese Zeichen hier wiederholen.« Monte Christo zog aus seiner Tasche ein Papier, auf welchem sich drei ganz ausgeführte Zeilen befanden, mit Nummern, die die Reihenfolge andeuteten, in der sie übermittelt werden sollten. »Es wird nicht lange währen, wie Sie sehen.«

»Ja, aber...«

»Sie werden dadurch mehr als genug Blutpfirsiche bekommen.«

Dies zeigte Wirkung: Fieberrot und dicke Tropfen schwitzend führte der gute Alte die vom Grafen gegebenen Zeichen aus, eines nach dem anderen, ungeachtet der schrecklichen Verrenkungen des Telegraphenkollegen zur Rechten, der, die Vorgänge nicht begreifend, zu glauben begann, daß der Mann mit den Blutpfirsichen närrisch geworden sei.

Der Korrespondent zur Linken wiederholte gewissenhaft die Signale, welche im Innenministerium ihre definitive Aufnahme fanden.

»Nun sind Sie reich«, sagte Monte Christo.

»Ja«, erwiderte der Angestellte, »aber zu welchem Preise?«

»Hören Sie, mein Freund«, versetzte Monte Christo, »ich will nicht, daß Sie Gewissensbisse bekommen. Glauben Sie mir also, denn ich schwöre Ihnen, Sie haben niemandem Unrecht getan und den Absichten Gottes gedient.«

Der Angestellte sah die Banknoten an, betastete sie, zählte sie. Er wurde blaß, dann wieder rot, und schließlich rannte er zu seinem Zimmer, um ein Glas Wasser zu trinken, aber er gelangte gar nicht mehr bis zur Quelle und fiel inmitten seiner gedörrten Bohnen in Ohnmacht.

Fünf Minuten nach der Ankunft des Telegramms im Ministerium ließ Debray seine Halbkutsche anspannen und eilte zu Danglars.

»Hat Ihr Mann Papiere auf spanische Anleihen?« fragte er die Baronin.

»Das will ich meinen! Für sechs Millionen.«

»Er soll sie zu welchem Preis auch immer verkaufen.«

»Warum?«

»Weil Don Carlos aus Bourges entflohen und nach Spanien zurückgekehrt ist.«

»Woher wissen Sie dies?«

»Tja, mein Gott!« antwortete Debray achselnzuckend. »Wie ich die Nachrichten eben weiß.«

Die Baronin ließ es sich nicht zweimal sagen. Sie eilte zu ihrem Mann, der wiederum zu seinem Wechselagenten eilte und ihm auftrag, zu jedem Preis zu verkaufen. Als man sah, daß Dangles verkaufte, fielen die spanischen Fonds alsogleich. Dangles verlor dabei fünfhunderttausend Francs, brachte aber alle seine Papiere an. Am Abend las man im *Messenger*:

Telegraphische Depesche

König Don Carlos ist der Überwachung entschlüpft, in der er sich in Bourges befand, und über die katalanische Grenze nach Spanien zurückgekehrt. Barcelona hat sich zu seinen Gunsten erhoben.

Den ganzen Abend hindurch war nur von Dangles' Voraussicht die Rede, der seine Papiere verkauft hatte, und vom Glück des Papierspekulanten, der bei einem solchen Schlag nur fünfhunderttausend Francs verlor. Jene, die ihre Papiere behalten oder Dangles' Papiere gekauft hatten, betrachteten sich als ruiniert und verlebten eine sehr schlechte Nacht.

Am nächsten Tag las man im *Moniteur*.

Ohne allen Grund hat gestern der »Messenger« die Flucht von Don Carlos und einen Aufstand in Barcelona gemeldet.

König Don Carlos hat Bourges nicht verlassen, und die Halbinsel lebt in der größten Ruhe. Ein wegen des Nebels unrichtig aufgefaßtes telegraphisches Zeichen hat zu diesem Irrtum Anlaß gegeben.

Die Fonds stiegen um das Doppelte dessen, um das sie gefallen waren. Das bedeutete, an Verlust und entgangenem Gewinn, für Dangelars einen Differenzbetrag von einer Million.

»Gut!« sagte Monte Christo zu Morrel, der sich in diesem Moment bei ihm befand, als man ihm diesen sonderbaren Umsprung der Börse meldete, dessen Opfer Dangelars gewesen war. »Ich habe soeben für fünfundzwanzigtausend Francs eine Entdeckung gemacht, für die ich auch hunderttausend Francs bezahlt hätte.«

»Was haben Sie denn entdeckt?« fragte Maximilien.

»Ich habe soeben das Mittel entdeckt, einen Gärtner von den Siebenschläfern zu befreien, die ihm seine Pfirsiche fraßen.«

62. KAPITEL

Gespenster

Auf den ersten Anblick und von außen betrachtet hatte das Haus in Auteuil nichts Glänzendes an sich, nichts, was man von einer für den prachtliebenden Grafen von Monte Christo bestimmten Behausung erwarten konnte. Aber diese Einfachheit beruhte auf dem Willen des Hausherrn, der ausdrücklich angeordnet hatte, am Äußeren nichts zu ändern. Um sich davon zu überzeugen, brauchte man nur das Innere anzuschauen. In der Tat, denn kaum war die Haustür geöffnet, so bot sich einem ein gänzlich anderer Anblick.

Monsieur Bertuccio hatte sich hinsichtlich des Geschmacks

der Möblierung und der Schnelligkeit der Ausführung selbst übertroffen. Wie ehemals der Herzog von Autin in einer Nacht eine ganze Baumallee umhauen ließ, die die Aussicht Ludwigs XIV. hemmte, so hatte Monsieur Bertuccio in drei Tagen den völlig kahlen Hof bepflanzen lassen, und schöne Pappeln, Maulbeerbäume, die mit ihren ungeheuren Wurzelblöcken herbeigeschleppt wurden, warfen nun ihre Schatten auf die Hauptfassade des Hauses, vor dem sich, statt eines halb vom Grase überwucherten Pflasters, ein Rasen ausdehnte, der in Platten am selben Morgen verlegt worden war und einen großen Teppich bildete, auf dem noch das Wasser perlte, mit dem man ihn besprengt hatte. Übrigens war alles nach den Befehlen des Grafen geschehen. Er selbst hatte Bertuccio einen Plan übergeben, in dem die Anzahl und der Standort der Bäume eingezeichnet waren, die gepflanzt werden sollten, sowie Form und Umfang des das Pflaster ersetzenden Rasens. So gesehen hatte das Haus ein neues Antlitz erhalten, und Bertuccio selbst beteuerte, daß er es mit seinem neuen grünen Rahmen nicht mehr erkenne. Dem Intendanten wäre es ganz recht gewesen, einige Umgestaltungen im Garten vorzunehmen, während er dort war. Allein, der Graf hatte ausdrücklich verboten, etwas daran zu ändern. Bertuccio entschädigte sich dafür, daß er die Vorzimmer, Treppen und Wege mit Blumen geradezu überhäufte. Von der äußersten Gewandtheit des Intendanten, zu dienen, und der tiefverwurzelten Fähigkeit seines Herrn, sich bedienen zu lassen, kündete, daß dieses Haus, das seit zwanzig Jahren verlassen und einen Tag davor noch so düster und so traurig und mit jenem faden Geruch erfüllt war, den man den Geruch der Zeit nennen könnte, nun innerhalb eines Tages allein durch den Kontakt mit dem Leben die Wohlgerüche angenommen hatte, die der Hausherr liebte. Als der Graf ankam, hatte er seine Bücher und seine Waffen zur Hand und vor seinen Augen seine liebsten Gemälde. In den Vorzimmern tummelten sich die Hunde, deren Liebkosungen, und die Vögel, deren Gesang er liebte. Dieses ganze Haus

schien wie aus seinem langen Schlummer erweckt, wie der Palast der Schönen im schlafenden Walde, es lebte, sang, erblühte, gleich einem jener Häuser, die wir seit langer Zeit liebgewonnen und in denen wir, wenn wir sie unglücklicherweise verlassen müssen, unwillkürlich einen Teil unserer Seele zurücklassen. Die Diener eilten in dem schönen Hofe freudig hin und her: Die einen, in den Küchen beschäftigt und so gewandt, als hätten sie dieses Haus immer bewohnt, huschten über die am Vortag erst wiederhergestellten Treppen, die anderen, in den Remisen tätig, worin die nummerierten und nach Abteilungen geordneten Kutschen seit fünfzig Jahren ihren angestammten Platz zu haben schienen, und in den Ställen, in denen die Pferde an der Raufe wiehernd den Stallknechten antworteten, die mit unendlich mehr Ehrerbietung mit ihnen sprachen, als viele Diener mit ihren Herren sprechen.

Die Bibliothek bestand aus zwei Sammlungen, an den beiden Seiten der Wand, und enthielt ungefähr zweitausend Bände. Eine ganze Abteilung war für die modernen Romane bestimmt, und der am Vortag erschienene war schon an seinem Platz gereiht, sich in seinem rotgoldenen Einband brüstend. Auf der anderen Seite des Hauses, an die Bibliothek grenzend, war das Gewächshaus, voll von seltenen und in großen japanischen Töpfen blühenden Pflanzen, und inmitten dieses für die Augen und für den Geruchssinn gleichermaßen herrlichen Gewächshauses stand ein Billardtisch, von dem man hätte glauben mögen, er sei vor höchstens einer Stunde von den Spielern verlassen worden, die noch die Kugeln auf dem Bezug auslaufen ließen.

Ein einziges Zimmer hatte der prunkliebende Bertuccio unangetastet gelassen. Vor diesem, an der linken Ecke des ersten Stockwerks gelegenen Zimmer, zu dem man über die Haupttreppe gelangen und das man über die Geheimtreppe verlassen konnte, gingen die Diener mit Neugier und Bertuccio mit Schrecken vorüber.

Schlag fünf Uhr kam der Graf, von Ali gefolgt, in seinem

Haus in Auteuil an. Bertuccio erwartete die Ankunft mit einer Ungeduld, die nicht ganz von Besorgnis frei war, denn er hoffte auf einige Komplimente und befürchtete dennoch ein Stirnrunzeln. Monte Christo ging in den Hof, eilte durch das ganze Haus und machte einen Gang durch den Garten, schweigsam und ohne das geringste Zeichen von Billigung oder Mißbilligung von sich zu geben.

Nur als er in sein Schlafzimmer trat, das dem verschlossenen Zimmer gegenüber lag, streckte er die Hand nach der Schublade eines kleinen Möbelstücks von Rosenholz aus, das er schon bei seinem ersten Rundgang beachtet hatte.

»Dies kann nur dazu dienen, Handschuhe hineinzulegen«, sagte er.

»In der Tat, Exzellenz«, erwiderte Bertuccio entzückt, »öffnen Sie, und Sie werden Handschuhe darin finden.«

In den anderen Schränken fand der Graf ebenfalls wieder, was er darin zu finden gedachte: Fläschchen, Zigarren, Galanteriewaren.

»Gut!« sagte er.

Und Monsieur Bertuccio entfernte sich höchst vergnügt, so groß, mächtig und tatsächlich war der Einfluß dieses Mannes auf alles, was ihn umgab.

Punkt sechs Uhr hörte man ein Pferd vor der Eingangstüre stampfen. Es war unser Hauptmann der Spahis, der auf Médéah ankam. Monte Christo erwartete ihn auf der Freitreppe, ein Lächeln auf den Lippen.

»Ohne allen Zweifel bin ich der erste«, rief ihm Morrel zu. »Ich habe es eigens so angestellt, um Sie einen Augenblick für mich allein zu haben, bevor jemand kommt. Julie und Emmanuel lassen Sie herzlich grüßen. Ah! Wissen Sie, daß es hier wirklich wundervoll ist? Sagen Sie mir, Herr Graf, werden Ihre Leute gut für mein Pferd sorgen?«

»Seien Sie unbekümmert, mein lieber Maximilien, sie ver-

stehen sich darauf.«

»Es muß nämlich mit Stroh abgerieben werden. Wenn Sie wüßten, wie es flog! Ein wahrer Windwirbel!«

»Zum Henker, ich glaub's wohl, ein Pferd von fünftausend Francs!« erwiderte Monte Christo mit einem Ton, in dem ein Vater mit seinem Sohn sprechen würde.

»Tut es Ihnen leid um Ihr Geld?« fragte Morrel mit seinem offenen Lächeln.

»Mir? Gott behüte!« antwortete der Graf. »Nein. Es täte mir nur leid, wenn das Pferd nicht gut wäre.«

»Es ist so gut, mein lieber Graf, daß Monsieur de Château-Renaud, der größte Pferdekennner Frankreichs, und Monsieur Debray, der die Araber des Ministeriums reitet, hinter mir hereilen und etwas zurück sind, obgleich sie die Pferde der Baronin Danglars haben, die einen Trab laufen, womit sie ohne weiteres ihre sechs Meilen in der Stunde zurücklegen könnten.«

»Sie folgen Ihnen also?« fragte Monte Christo.

»Sehen Sie, da sind sie schon.«

Wirklich kamen in diesem Augenblick eine Halbkutsche mit dampfendem Gespann und zwei atemlose Sattelpferde vor dem Gitter des Hauses an, das sich vor ihnen auftat. Die Kutsche beschrieb einen Halbkreis und hielt, von zwei Reitern gefolgt, an der Freitreppe. Debray war bereits abgestiegen und stand am Kutschenschlag. Er reichte der Baronin seine Hand, die ihm beim Aussteigen ein für jeden anderen als für Monte Christo nicht sichtbares Zeichen mit der Hand machte. Doch dem Grafen entging nichts, und er sah bei dieser Handbewegung ein kleines weißes Briefchen flimmern, ebenso unauffällig wie die Handbewegung, und das mit einer Leichtigkeit, die die Vertrautheit von Madame Danglars' Hand mit diesem Manöver verriet, in jene des Sekretärs des Ministers schlüpfte. Hinter seiner Frau stieg der Bankier aus, bleich, wie wenn er aus einem Grab und nicht aus seiner Halbkutsche gestiegen

wäre. Madame Danglars warf einen raschen und forschenden Blick um sich, den Monte Christo allein verstehen konnte und mit dem sie Hof, Säulengang und Fassade des Hauses umfaßte. Dann stieg sie die Freitreppe hinauf und sagte zu Morrel, eine leichte Gemütsbewegung unterdrückend, die gewiß in ihren Zügen erschienen wäre, wenn sie ihrem Antlitz zu erblassen gestattet hätte: »Monsieur, wenn Sie einer meiner Freunde wären, würde ich Sie fragen, ob Sie nicht Ihr Pferd verkaufen.«

Morrel antwortete mit einem Lächeln, das sehr einer Grimasse glich, und wandte sich zu Monte Christo, wie um ihn zu bitten, ihn aus der Verlegenheit zu ziehen, in der er sich befand. Der Graf verstand ihn.

»Ah! Madame«, versetzte er, »warum wird diese Frage nicht an mich gestellt?«

»Bei Ihnen, Monsieur«, sagte die Baronin, »hat man kein Recht, etwas zu wünschen, denn man ist gewiß, das Gewünschte zu erhalten. Daher wollte ich Monsieur Morrel...«

»Leider muß ich bezeugen«, erwiderte der Graf, »daß Monsieur Morrel sein Pferd nicht abtreten kann, da seine Ehre daran hängt, es zu behalten.«

»Wieso?«

»Er hat gewettet, Médéah im Zeitraum von sechs Monaten zu bändigen. Sie begreifen nun, Baronin, daß er, wenn er das Pferd vor dem durch die Wette festgesetzten Zeitpunkt wegäbe, nicht nur seine Ehre verlieren, sondern daß man auch sagen würde, er habe sich gefürchtet. Und ein Hauptmann der Spahis, selbst um die Laune einer schönen Frau zu erfüllen, was, nach meiner Ansicht, eine der heiligsten Pflichten auf dieser Welt ist, kann kein solches Gerücht entstehen lassen.«

»Sie sehen, Madame...«, äußerte Morrel, sich mit einem dankbaren Lächeln Monte Christo zuwendend.

»Zudem scheint mir«, bemerkte Danglars mit einem mürrischen, durch ein erzwungenes Lächeln kaum aufgehellten

Ton, »daß Sie ohnehin schon genug Pferde haben.«

Es lag nicht in der Gewohnheit von Madame Danglars, solche Angriffe unerwidert vorübergehen zu lassen, und dennoch stellte sie sich, zum großen Erstaunen der jungen Leute, als ob sie nichts höre, und antwortete nicht. Monte Christo lächelte bei diesem Schweigen, das eine ungewohnte Demut verriet, und wies die Baronin auf zwei ungeheure Töpfe aus chinesischem Porzellan hin, um die sich ein Muster von Meerespflanzen in einer Größe und Bearbeitung schlängelten, wie eigentlich nur die Natur sie mit diesem Reichtum, dieser Kraft und diesem Schwung hervorbringen kann. Die Baronin war ganz erstaunt.

»Ei, man könnte ja einen Kastanienbaum aus den Tuileries da hinein pflanzen!« sagte sie. »Wie konnte man jemals solch riesenhafte Gegenstände brennen?«

»Ah! Madame«, antwortete Monte Christo, »eine solche Frage müssen Sie nicht an uns stellen, die wir kleine Statuen und von Glas so dünn wie feinstes Tuch herstellen. Dies ist die Arbeit eines anderen Jahrhunderts, ein Werk von Genies zu Lande wie zu Wasser.«

»Wieso? Aus welcher Epoche könnte es denn sein?«

»Ich weiß es nicht. Nur hörte ich, daß ein chinesischer Kaiser eigens einen Ofen bauen ließ und daß man in diesem Ofen zwölf Vasen wie diese brennen ließ eine nach der anderen. Zwei zersprangen durch die Hitze des Feuers. Die zehn übrigen versenkte man dreihundert Klafter tief auf dem Grund des Meeres. Das Meer, das wohl wußte, was man von ihm verlangte, warf seine Algen über sie, umwand sie mit seinen Korallen, überzog sie mit seinen Muscheln. Das Ganze wurde zweihundert Jahre lang in diesen unerhörten Tiefen verkittet, denn eine Revolution raffte den Kaiser hinweg, der diesen Versuch machen wollte und nur die Urkunde zurückließ. Man entdeckte sie wieder und dachte daran, die Vasen wieder zu bergen. Taucher suchten sie mit Hilfe von eigens dafür ange-

fertigten Maschinen in der Bucht, in welche man sie versenkt hatte. Doch von zehn fand man nurmehr drei, die übrigen waren von den Wellen zerstreut und zerbrochen worden. Ich liebe diese Vasen und stelle mir bisweilen vor, daß ungestalte, schreckliche, geheimnisvolle Ungeheuer, ähnlich denjenigen, welche nur die Taucher sehen, mit Erstaunen ihren matten und kalten Blick auf den Boden derselben hefteten, und daß in ihnen Schwärme von kleinen Fischen schliefen, die sich hineinflüchteten, um der Verfolgung ihrer Feinde zu entgehen.«

Inzwischen riß Danglars, kein großer Liebhaber von Kuriositäten, maschinenhaft die Blüten von einem prächtigen Orangenbaum, eine nach der anderen, ab. Als er mit dem Orangenbaum fertig war, machte er sich an einen Kaktus, aber der Kaktus, minder fügsamen Charakters als der Orangenbaum, stach ihn tüchtig. Dann fuhr er zusammen und rieb sich die Augen, als ob er aus einem Schlaf erwacht wäre.

»Monsieur«, sagte Monte Christo lächelnd zu ihm, »Ihnen, der Sie ein Liebhaber von Gemälden sind und so prächtige Sachen haben, möchte ich die meinigen nicht empfehlen. Hier sind jedoch zwei Hobbema, ein Paul Potter, ein Mieris, zwei Gérard Dou, ein Raffael, ein van Dyck, ein Zurbaran und zwei bis drei Murillo, die wohl wert sind, Ihnen vorgestellt zu werden.«

»Aha«, äußerte sich Debray, »da ist ein Hobbema, den ich wiedererkenne.«

»Ah! Wahrhaftig!«

»Ja, man hat ihn dem Museum angeboten.«

»Das keinen hat, wie ich glaube?« fragte Monte Christo.

»Nein, und das es dennoch ablehnte, ihn zu kaufen.«

»Warum?« fragte Château-Renaud.

»Eine reizende Frage! Weil die Regierung nicht reich genug ist.«

»Ah! Verzeihen Sie!« versetzte Château-Renaud. »Ich höre

jedoch seit acht Jahren täglich von diesen Dingen da und kann mich noch nicht daran gewöhnen.«

»Das kommt schon noch«, meinte Debray.

»Ich glaube nicht«, erwiderte Château-Renaud.

»Herr Major Bartolomeo Cavalcanti, Herr Vicomte Andrea Cavalcanti«, meldete Baptistin.

Mit einer Halsbinde von schwarzem Atlas, soeben aus den Händen des Herstellers hervorgehend, frisch rasiert, mit grauem Knebelbart, zuversichtlichen Blickes, in einer Majorsuniform, geschmückt mit drei Ordenssternen und fünf Kreuzen, kurz, in der tadellosen Gala eines alten Soldaten, erschien der Major Bartolomeo Cavalcanti, dieser zärtliche Vater, den wir bereits kennengelernt haben. Neben ihm, in nagelneuer Garderobe, näherte sich, ein Lächeln auf den Lippen, der Vicomte Andrea Cavalcanti, dieser ehrerbietige Sohn, den wir auch schon kennen. Die drei jungen Leute plauderten miteinander. Ihre Blicke glitten vom Vater auf den Sohn und verweilten ganz natürlich länger auf dem letzteren, den sie genau unter die Lupe nahmen.

»Cavalcanti!« sagte Debray.

»Ein schöner Name, alle Wetter!« erwiderte Morrel.

»Ja«, äußerte Château-Renaud, »es ist wahr, diese Italiener nennen sich gut, aber kleiden sich schlecht.«

»Sie sind schwer zufriedenzustellen, Château-Renaud«, bemerkte Debray, »diese Kleider sind vortrefflich gemacht und ganz neu.«

»Gerade dies tadle ich daran. Dieser Herr sieht aus, als kleide er sich heute zum erstenmal damit ein.«

»Wer sind diese Herren?« fragte Danglars den Grafen von Monte Christo.

»Sie haben es gehört... Cavalcanti.«

»Damit kenne ich ihre Namen und sonst nichts.«

»Ah! Es ist wahr, Sie sind mit unseren italienischen Adeli-

gen nicht auf dem laufenden. Wer Cavalcanti sagt, sagt fürstliches Geschlecht.«

»Ansehnliches Vermögen?« fragte der Bankier.

»Ein fabelhaftes.«

»Was machen sie hier?«

»Sie versuchen, es durchzubringen, ohne es zu schaffen. Übrigens haben Sie Kreditbriefe auf Sie, wie sie mir vorgestern sagten, als sie mich besuchten. Ich lud sie sogar Ihretwegen ein. Ich werde sie Ihnen vorstellen.«

»Es scheint mir ja, daß sie das Französische sehr rein sprechen«, sagte Danglars.

»Der Sohn wurde in einem Internat in Südfrankreich erzogen, in Marseille oder in der Umgebung, glaube ich. Sie werden ihn begeistert finden.«

»Wovon?« fragte die Baronin.

»Von den Französinen, Madame. Er will durchaus in Paris heiraten.«

»Da hat er ja eine saubere Idee!« sagte Danglars achselzuckend.

Madame Danglars schaute ihren Mann mit einem Ausdruck an, der in jedem anderen Moment einen Sturm angekündigt hätte. Aber sie schwieg zum zweitenmal.

»Der Baron scheint heute sehr düster«, sagte Monte Christo zu Madame Danglars. »Wollte man ihn etwa zum Minister machen?«

»Nein, noch nicht, soviel ich weiß. Ich glaube eher, daß er an der Börse gespielt hat, daß er verlor, und nicht weiß, wem er deswegen böse sein soll.«

»Monsieur und Madame de Villefort!« verkündete Baptistin.

Die zwei angemeldeten Personen traten ein. Monsieur de Villefort war, trotz aller Selbstbeherrschung, aufgeregt. Als

Monte Christo seine Hand berührte, fühlte er, daß sie zitterte.

»Gewiß, nur die Frauen wissen sich zu verstellen«, sagte Monte Christo bei sich und blickte Madame Danglars an, welche dem Staatsanwalt zulächelte und seine Frau küßte.

Nach den ersten allseitigen Komplimenten sah der Graf Bertuccio, der, bis jetzt in der Speise- und Geschirrkammer beschäftigt, in einen kleinen, nebenanliegenden Salon schlüpfte. Er ging zu ihm.

»Was ist, Monsieur Bertuccio?« fragte er ihn.

»Eure Exzellenz haben mir die Zahl Ihrer Gäste nicht gesagt.«

»Ah! Das ist wahr.«

»Wie viele Gedecke?«

»Zählen Sie selbst.«

»Sind alle da, Exzellenz?«

»Ja.«

Bertuccio schaute durch die halb geöffnete Türe. Monte Christo ließ ihn nicht aus den Augen.

»Ah! Mein Gott!« rief er aus.

»Was denn?« fragte der Graf.

»Diese Frau...! Diese Frau...!«

»Welche?«

»Die in dem weißen Kleid und mit den vielen Diamanten...! Die Blonde...!«

»Madame Danglars?«

»Ich weiß nicht, wie sie heißt. Aber sie ist es! Monsieur, sie ist es!«

»Welche *sie*?«

»Die Frau im Garten! Jene, die schwanger war! Jene, die spazierenging, wartend...! Wartend...!«

Bertuccio stand mit offenem Munde da, blaß und mit ge-

sträubten Haaren.

»Wartend, auf wen?«

Bertuccio wies, ohne zu antworten, mit dem Finger auf Villefort, ungefähr mit derselben Gebärde, mit welcher Macbeth auf Banquo wies.

»Oh...! Oh...!« murmelte er endlich. »Sehen Sie?«

»Was? Wen?«

»Ihn.«

»Ihn!... Den Herrn Staatsanwalt Villefort? Natürlich sehe ich ihn.«

»Ich habe ihn also nicht getötet!«

»Ah! Ich glaube, daß Sie verrückt werden, mein guter Monsieur Bertuccio«, sagte der Graf.

»Er ist also nicht gestorben!«

»Tja, nein, er ist nicht gestorben, Sie sehen es ja. Anstatt ihn zwischen der sechsten und siebten linken Rippe zu durchbohren, wie es Ihre Landsleute zu machen pflegen, werden Sie höher oder tiefer gestoßen haben, und bei diesen Justizleuten ist die Seele im Körper festgedübelt. Oder vielleicht ist nichts von all dem wahr, was Sie mir erzählten, ist ein Traum Ihrer Einbildungskraft, eine Vision Ihres Geistes. Sie konnten Ihre Rache nicht verdauen und sind eingeschlafen. Dann wird sie Ihnen auf den Magen gedrückt und Sie werden davon einen Alptraum gehabt haben, weiter nichts. Nun beruhigen Sie sich wieder und zählen Sie: Monsieur und Madame de Villefort, zwei; Monsieur und Madame Danglars, vier; Monsieur de Château-Renaud, Monsieur Debray, Monsieur Morrel, sieben; der Herr Major Bartolomeo Cavalcanti, acht.«

»Acht«, wiederholte Bertuccio.

»Warten Sie doch! Warten Sie doch! Sie haben es ein bißchen zu eilig fortzugehen! Teufel nochmal! Sie vergessen einen von meinen Gästen. Schauen Sie ein wenig links... sehen Sie... Monsieur Andrea Cavalcanti, diesen jungen Mann

im schwarzen Rock, der die heilige Jungfrau von Murillo betrachtet und sich jetzt umdreht.«

Diesmal setzte Bertuccio zu einem Schrei an, den der Blick von Monte Christo auf seinen Lippen verstummen machte.

»Benedetto«, murmelte er ganz leise, »Verhängnis!«

»Es schlägt eben halb sieben, Monsieur Bertuccio«, sagte der Graf streng. »Dies ist die Stunde, die ich für den Beginn des Essens anberaumt habe. Sie wissen, daß ich nicht gerne warte.«

Und Monte Christo kehrte in den Saal zurück, wo seine Gäste ihn erwarteten, während Bertuccio den Speisesaal nur wieder erreichte, indem er sich an den Wänden abstützte.

Fünf Minuten danach öffneten sich die beiden Flügel der Tür zum Salon. Bertuccio erschien und sagte mit einer letzten und heldenmütigen Anstrengung wie Vatel zu Chantilly: »Herr Graf, es ist aufgetragen!«

Monte Christo reichte Madame de Villefort den Arm.

»Monsieur de Villefort«, sagte er, »seien Sie doch bitte der Kavalier der Frau Baronin Danglars!«

Villefort gehorchte, und man trat in den Speisesaal.

63. KAPITEL

Das Diner

Offenbar beseelte alle Gäste, als sie in den Speisesaal traten, ein und dasselbe Gefühl. Sie fragten sich, welcher bizarrer Einfluß sie alle in dieses Haus geführt habe, und doch hätten sie, wie erstaunt und unruhig einige auch waren, sich darin zu befinden, nirgendwo anders sein mögen. Und dennoch hatten es neuerliche Umstände, die exzentrische und einzigartige Stellung, das unbekannte und beinahe märchenhafte Vermö-

gen des Grafen den Männern zur Pflicht gemacht, umsichtig zu sein, und den Frauen zum Gesetz, dieses Haus, in dem keine Frauen waren, sie zu empfangen, nicht zu betreten. Und trotzdem ließen Männer und Frauen, jene die Umsicht, diese die Schicklichkeit aus den Augen, und die sie mit ihrem unwiderstehlichen Stachel drängende Neugier hob sie über alle Bedenken hinweg. Niemandem, außer Cavalcanti senior und junior, wobei sich der eine durch seine Steifheit, der andere durch seine Ungezwungenheit hervortat, niemandem also schien es befremdlich, bei diesem Mann, dessen Absicht sie nicht begreifen konnten, sich anderen Personen gegenüber zu befinden, die man zum erstenmal sah.

Madame Danglars hatte eine Regung gezeigt, als sie, auf die Einladung Monte Christos, Monsieur de Villefort sich ihr nähern sah, um ihr den Arm zu reichen, und sie sah auch Monsieur de Villeforts Blick unter seiner goldumrandeten Brille trübe werden, als er spürte, daß die Baronin ihren Arm auf den seinigen legte. Keine der beiden Berührungen war dem Grafen entgangen, und schon darin, zwei Individuen zu dieser einfachen Berührung zu veranlassen, lag für den Beobachter dieser Szene ein sehr großes Interesse. Rechts von Monsieur de Villefort saß Madame Danglars, und zu seiner Linken Morrel. Der Graf saß zwischen Madame de Villefort und Danglars. Die übrigen Zwischenräume waren ausgefüllt von Debray, der zwischen Cavalcanti senior und Cavalcanti junior, und von Château-Renaud, der zwischen Madame de Villefort und Morrel saß.

Das Mahl war prächtig. Monte Christo hatte es sich zur Aufgabe gemacht, das Pariser Allerweltsmahl gänzlich umzustürzen und mehr der Neugier als dem Appetit seiner Gäste die Nahrung zu geben, die sie wünschte. Er bot ihnen ein orientalisches Festmahl, aber auf solche Art orientalisch, wie es ein Festmahl arabischer Feen hätte sein können. Alle Früchte, welche die vier Weltteile unversehrt und saftig in das europäische Füllhorn schütten konnten, waren pyramidenförmig in

chinesischen Schalen und japanischen Schüsseln aufgehäuft. Die seltenen Vögel mit ihrem glänzenden Gefieder, die auf silbernen Platten hingestreckten und ungeheuren Fische, alle Weine des Archipels, Kleinasiens und des Kaps, in Phiolen von bizarren Formen eingeschlossen, deren Anblick noch die Würze dieser Weine zu erhöhen schien, zogen wie bei einer Feinschmeckerparade, die Apicius mit seinen Gästen hielt, vor diesen Parisern vorüber, die zwar wußten, daß man tausend Louisdor für ein Diner für zehn Personen ausgeben könnte, doch vorausgesetzt, daß man wie Kleopatra Perlen essen oder wie Lorenzo di Medici geschmolzenes Gold trinken würde. Monte Christo sah das allgemeine Erstaunen und begann zu lachen und laut darüber zu scherzen.

»Meine Herren«, sagte er, »Sie werden zugeben, nicht wahr, daß es, wenn man ein gewisses Vermögen erreicht hat, nichts Notwendiges mehr gibt als den Überfluß, so wie die anwesenden Damen gestehen werden, daß es auf einer gewissen Stufe der Überspanntheit nichts Positives mehr gibt als das Ideal? Was ist nun, wenn wir diesen Gedanken fortspinnen, das Wunderbare? Das, was wir nicht begreifen. Was ist ein wahrhaft wünschenswertes Gut? Ein Gut, das wir nicht haben können. Nun aber beschäftigt es mich schon mein ganzes Leben, Dinge zu sehen, die ich nicht zu begreifen vermag, mir Dinge zu verschaffen, die unmöglich zu bekommen sind. Letztlich schaffe ich es doch durch zwei Mittel: durch Geld und Willenskraft. Ich verwende beispielsweise dieselbe Beharrlichkeit darauf, eine Idee zu verfolgen, die Sie darauf verwenden, Monsieur Danglars, eine Eisenbahn auf den Weg zu bringen, Sie, Monsieur de Villefort, einen Menschen zum Tode verurteilen zu lassen, Sie, Monsieur Debray, ein Königreich zu befrieden, Sie, Monsieur de Château-Renaud, einer Dame zu gefallen, und Sie, Monsieur Morrel, ein Pferd zu bändigen, das niemand reiten kann. So sehen Sie zum Beispiel diese zwei Fische, von denen der eine fünfzig Meilen vor St. Petersburg, der andere fünf Meilen vor Neapel geboren ist. Ist

es nicht amüsant, sie auf demselben Tische zusammenzubringen?«

»Was für zwei Fische sind denn das?« fragte Danglars.

»Hier ist Monsieur de Château-Renaud, der sich in Rußland aufhielt und Ihnen den Namen des einen, und hier der Herr Major Cavalcanti, Italiener, der Ihnen den Namen des anderen nennen wird«, antwortete Monte Christo.

»Dies hier ist ein Stör, glaube ich«, sagte Château-Renaud.

»Vortrefflich.«

»Und dieser«, sagte Cavalcanti, »ein Neunauge, wenn ich mich nicht täusche.«

»So ist es. Nun fragen Sie diese beiden Herren, Monsieur Danglars, wo man diese beiden Fische fängt.«

»Die Störe fängt man nur in der Wolga«, äußerte Château-Renaud.

»Ich kenne nur den Lago del Fusaro, der Neunaugen von solcher Größe liefert«, bemerkte Cavalcanti.

»Nun, ganz richtig: der eine kommt aus der Wolga, und der andere aus dem Lago del Fusaro.«

»Unmöglich!« riefen alle Gäste zugleich aus.

»Ja, gerade dies ist es, was mich amüsiert«, sagte Monte Christo. »Ich bin wie Nero: *cupitor impossibilium*, gierig nach dem Unmöglichen. Und dies ist es, was auch Sie gerade amüsiert. Und dies ist es schließlich, was dieses Fleisch, das vielleicht in Wirklichkeit nicht so viel wert ist als das eines Barsches oder eines Salms, Ihnen jetzt ungleich köstlicher erscheinen lassen wird, weil es nämlich Ihrer Meinung nach unmöglich war, es sich zu verschaffen. Und dennoch ist es da.«

»Aber wie hat man diese zwei Fische nach Paris transportiert?«

»Oh! Mein Gott! Nichts Einfacheres als das. Man legte jeden dieser zwei Fische in ein großes Faß; das eine war mit

Schilfrohr und Flußgewächsen, das andere mit Binsen und Seepflanzen ausgepolstert. Die Fässer wurden auf einen eigens konstruierten Wagen gelegt, und so lebten die Fische, der Stör zwölf Tage, das Neunauge acht Tage lang, und beide waren vollkommen lebendig, als mein Koch sich ihrer bemächtigte, um jenen in Milch und den anderen in Wein zu ertränken. Sie glauben es nicht, Monsieur Danglars?»

»Zumindest habe ich so meine Zweifel«, antwortete Danglars mit einem unangenehmen Lächeln.

»Baptistin«, sagte Monte Christo, »lassen Sie den anderen Stör und das andere Neunauge bringen, Sie wissen schon, jene, die in anderen Fässern kamen und noch leben.«

Danglars sperrte verblüfft die Augen auf. Die Anwesenden klatschten in die Hände. Vier Diener brachten zwei mit Meergewächsen ausgeschlagene Fässer. In jedem zappelte ein Fisch, gleich den aufgetragenen.

»Aber warum zwei von jeder Sorte?« fragte Danglars.

»Falls einer gestorben wäre...«, antwortete Monte Christo einfach.

»Sie sind wahrhaftig ein wunderbarer Mann«, versetzte Danglars, »und es ist herrlich, reich zu sein, was auch immer die Philosophen sagen mögen.«

»Und besonders... Ideen zu haben«, fügte Madame Danglars bei.

»Oh! Rechnen Sie mir diese nicht zur Ehre an, Madame, sie war bei den Römern sehr im Schwange. Plinius erzählt, daß man Fische dieser Gattung, die er *mulus* nennt und die, nach seiner Beschreibung, wahrscheinlich Goldbrassen sind, mit einer Staffel von Sklaven, die sie auf ihrem Kopf trugen, von Ostia nach Rom sandte. Zum Luxus gehörte auch, ihn lebendig zu bekommen, und es war ein sehr ergötzlicher Anblick, ihn sterben zu sehen, denn sterbend wechselte er drei- bis viermal die Farbe und durchlief wie ein verdunstender Regenbogen alle Schattierungen des Prismas, wonach man ihn

der Küche übergab. Sein Todeskampf bildete einen Teil seines Ruhms. Wenn man ihn nicht lebendig gesehen hätte, so hätte man ihn tot verschmäht.«

»Ja«, äußerte Debray, »aber von Ostia nach Rom sind es nur sieben bis acht Meilen.«

»Ah! Das ist wahr!« sagte Monte Christo. »Aber wo wäre der Verdienst, achtzehn Jahrhunderte nach Lucullus zu existieren, wenn man nichts Besseres täte als er?«

Die beiden Cavalcanti rissen die Augen weit auf, hatten aber den guten Gedanken, lieber kein Wort zu sprechen.

»All das ist sehr bewundernswert«, bemerkte Château-Renaud, »was ich jedoch am meisten bewundere, ich gesteh's, ist die bewundernswerte Schnelligkeit, mit der Sie bedient werden. Ist es nicht wahr, Herr Graf, daß Sie dieses Haus erst vor fünf bis sechs Tagen gekauft haben?«

»Meiner Treu, höchstens«, antwortete Monte Christo.

»Nun, ich bin überzeugt, daß es in acht Tagen völlig umgestaltet sein wird. Denn es hatte, wenn ich mich nicht irre, einen anderen Eingang als diesen, und der Hof war gepflastert und kahl, während jetzt der Hof ein prächtiger Rasen ist, mit Bäumen gesäumt, die hundert Jahre alt zu sein scheinen.«

»Je nun, ich liebe das Grün und den Schatten«, sagte Monte Christo.

»In der Tat trat man sonst durch eine Tür, die zur Straße hing«, äußerte Madame de Villefort, »und ich erinnere mich, daß Sie mich am Tag meiner wunderbaren Rettung von der Straße in das Haus brachten.«

»Ja, Madame«, versetzte Monte Christo, »aber ich habe inzwischen einen Eingang vorgezogen, der mir gestattet, den Bois de Boulogne durch mein Gitter zu erblicken.«

»In vier Tagen...!« rief Morrel aus. »Das ist ein Wunder!«

»In der Tat«, sagte Château-Renaud, »aus einem alten Haus ein neues zu machen, ist eine wunderbare Sache: denn das

Haus war sehr alt und machte auch einen sehr traurigen Eindruck. Ich erinnere mich, von meiner Mutter beauftragt gewesen zu sein, es zu besichtigen, als Monsieur de Saint-Méran es vor zwei bis drei Jahren zum Verkauf anbot.«

»Monsieur de Saint-Méran?« fragte Madame de Villefort. »Gehörte denn dieses Haus Monsieur de Saint-Méran, bevor Sie es kauften, Herr Graf?«

»Es scheint so«, antwortete Monte Christo.

»Wie? Es scheint? Wissen Sie nicht, wem Sie dieses Haus abgekauft haben?«

»Bei Gott, nein. Mit allen diesen Einzelheiten beschäftigt sich mein Intendant.«

»Es stimmt schon, daß es mindestens zehn Jahre lang nicht bewohnt wurde«, sagte Château-Renaud, »und bot mit seinen geschlossenen Sommerläden, den verrammelten Türen und dem grasüberwucherten Hof einen sehr traurigen Anblick. Wahrhaftig, hätte es nicht dem Schwiegervater eines Staatsanwalts gehört, so hätte man es für eines von jenen verfluchten Häusern halten können, worin irgendein großes Verbrechen begangen wurde.«

Villefort, der bis jetzt keines von den vor ihm hingestellten drei bis vier Gläsern auserlesener Weine berührt hatte, ergriff nun eines aufs Geratewohl und leerte es auf einen Zug.

Monte Christo ließ einen Augenblick verstreichen, dann sagte er mitten in die Stille hinein, die den Worten Château-Renauds gefolgt war: »Es ist sonderbar, Herr Baron, aber derselbe Gedanke tauchte in mir auf, als ich es zum erstenmal betrat, und dieses Haus schien mir so traurig, daß ich es wohl nie gekauft hätte, wenn nicht mein Intendant die Sache für mich besorgt hätte. Wahrscheinlich erhielt der Schlingel irgendein Trinkgeld vom Gerichtsschreiber.«

»Das ist wahrscheinlich«, stammelte Villefort und versuchte zu lächeln, »aber glauben Sie nicht, daß ich bei dieser Bestechung beteiligt bin. Monsieur de Saint-Méran wollte, daß die-

ses Haus, das einen Teil des Heiratsguts seiner Enkelin bildet, verkauft werde, weil es, weitere drei bis vier Jahre unbewohnt, eingestürzt wäre.«

Nun erblaßte Morrel.

»Besonders ein Zimmer schien mir darin«, fuhr Monte Christo fort, »äußerst dramatisch, ich weiß nicht warum. Ah! Mein Gott! Ein sehr einfaches, dem Anschein nach ein Zimmer wie jedes andere, mit rotem Damast tapeziert.«

»Wieso?« fragte Debray. »Warum dramatisch?«

»Kann man sich instinktive Dinge erklären?« fragte Monte Christo. »Gibt es nicht Orte, wo man ganz unwillkürlich die Traurigkeit einzusatmen scheint? Warum? Man weiß es nicht. Durch eine Verkettung von Erinnerungen, durch eine Laune des Gedankens, die in andere Zeiten, zu anderen Orten zurückführt, die vielleicht in gar keiner Beziehung zu den Zeiten und Orten stehen, in denen wir uns befinden. Soviel ist gewiß, daß dieses Zimmer mich außerordentlich an das Zimmer der Marquise von Ganges oder an das Desdemonas erinnerte. Ach, bei Gott, sehen Sie, da wir mit dem Essen fertig sind, muß ich es Ihnen zeigen. Und dann gehen wir in den Garten hinab und nehmen dort den Kaffee. Nach dem Schmaus das Schauspiel.«

Monte Christo machte eine fragende Geste in Richtung der Anwesenden. Madame de Villefort stand auf, Monte Christo ebenfalls; alle Gäste folgten ihrem Beispiel. Villefort und Madame Danglars blieben einen Augenblick wie auf ihren Plätzen hingebannt und sahen sich mit kalten, stummen und eisigen Augen an.

»Haben Sie gehört?« fragte Madame Danglars.

»Wir müssen mitgehen«, antwortete Villefort, stand auf und reichte ihr den Arm.

Von Neugier angetrieben hatten sich die Gäste bereits im Haus zerstreut, denn man nahm an, daß der Besuch sich nicht auf dieses eine Zimmer beschränken, sondern daß man zu-

gleich durch den übrigen Teil des alten, baufälligen Hauses gehen würde, aus welchem Monte Christo ein wahres Paradies schuf. Jedermann eilte also durch die offenen Türen. Monte Christo wartete auf die beiden Nachzügler. Dann, als auch sie vorübergeschritten waren, schloß er den Zug mit einem Lächeln, das, hätten sie es verstehen können, die Gäste weit mehr erschreckt hätte als das Zimmer, das man besichtigen wollte. Wirklich begann man durch die einzelnen Gemächer zu wandeln: durch die orientalisch mit Diwanen und Polstern statt Betten möblierten Zimmer, verziert mit Pfeifen und Waffen statt vielen Möbeln; durch die mit den schönsten Gemälden alter Meister tapezierten Salons; durch die kleineren Nebenräume, ausgeschlagen mit chinesischen Stoffen von extravaganten Farben, von phantastischen Zeichnungen, von wundersamen Geweben; zuletzt dann kam man in das berühmte Zimmer.

Es wies nichts Besonderes auf, außer daß es nicht erleuchtet war, obwohl sich der Tag bereits seinem Ende neigte, und daß es in seinem alten Zustand belassen worden war, während alle anderen Zimmer in einem neuen Schmuck prangten. Doch diese beiden Umstände genügten, ihm ein unheimliches Aussehen zu verleihen.

»Huch!« rief Madame de Villefort aus. »Es ist ja wirklich schrecklich!«

Madame Danglars versuchte einige Worte zu stammeln, die aber niemand hörte. Mehrere Bemerkungen kreuzten sich, die darin übereinstimmten, daß dieses Zimmer mit seiner roten Damasttapete wirklich ein unheimliches Aussehen habe.

»Nicht wahr?« fragte Monte Christo. »Sehen Sie nur, wie merkwürdig dieses Bett gestellt ist, und was für eine düstere und blutschimmernde Tapete! Und scheinen nicht jene zwei Pastellporträts, die durch die Feuchtigkeit etwas blaß geworden sind, mit ihren bleichen Lippen und verstörten Augen zu sagen: ›Ich habe gesehen?‹«

Villefort wurde totenbleich, Madame Danglars sank auf eine neben dem Kamin befindliche Chaiselongue.

»Oh!« sagte Madame de Villefort lächelnd. »Haben Sie wirklich den Mut, sich auf diesen Stuhl zu setzen, auf dem vielleicht das Verbrechen begangen wurde?«

Madame Danglars sprang rasch auf.

»Und das ist noch nicht alles«, äußerte Monte Christo.

»Was denn jetzt noch?« fragte Debray, dem die Gefühlsregung von Madame Danglars nicht entgangen war.

»Ah, ja, was gibt es noch?« fragte Danglars. »Denn bis jetzt, ich gesteh's, sehe ich dabei nichts Aufregendes, und Sie, Monsieur Cavalcanti?«

»Ah!« antwortete dieser. »Wir haben in Pisa den Turm des Ugolino, in Ferrara den Kerker Tassos und in Rimini das Zimmer von Francesca und Paolo.«

»Ja, aber Sie haben nicht diese kleine Treppe«, sagte Monte Christo und öffnete die geheime Tapetentür. »Schauen Sie sich das an und sagen Sie mir, was Sie davon halten.«

»Ha, eine richtig unheimliche Wendeltreppe!« lachte Château-Renaud auf.

»Soviel ist gewiß«, bemerkte Debray, »daß ich nicht weiß, ob der Wein von Chios so melancholisch macht, aber mir kommt dieses Haus in der Tat sehr schauerlich vor.«

Seit der Erwähnung des Heiratsguts von Valentine war Morrel traurig geblieben und hatte kein Wort gesprochen.

»Stellen Sie sich einen Othello vor«, versetzte Monte Christo, »oder einen Abbé von Ganges, der in einer finsternen und stürmischen Nacht Schritt für Schritt mit irgendeiner traurigen Last hinabsteigt, die er dem Blick der Menschen, wenn auch nicht dem Auge Gottes zu entziehen sich beeilt?«

Madame Danglars sank halb ohnmächtig in Villeforts Arm, der selbst die Wand als Stütze nötig hatte.

»Ah! Mein Gott, Madame«, rief Debray aus, »was fehlt Ih-

nen denn? Sie sind ja kreidebleich!«

»Was ihr fehlt?« erwiderte Madame de Villefort. »Das ist sehr einfach. Monsieur von Monte Christo erzählt uns schreckliche Geschichten, zweifellos mit der Absicht, uns vor Furcht sterben zu lassen.«

»Jawohl«, sagte Villefort. »Wahrhaftig, Graf, Sie erschrecken die Damen.«

»Was fehlt Ihnen denn?« fragte Debray ganz leise Madame Danglars.

»Nichts, nichts«, antwortete diese mit einiger Anstrengung, »ich brauche frische Luft, das ist alles.«

»Wollen Sie in den Garten hinabgehen?« fragte Debray und machte, Madame Danglars seinen Arm bietend, einen Schritt Richtung Geheimentreppe.

»Nein«, versetzte sie rasch, »nein. Ich bleibe lieber noch etwas da.«

»Sollte ich Sie wirklich erschreckt haben, Madame?« fragte Monte Christo.

»Nein, Monsieur«, antwortete Madame Danglars, »aber Sie besitzen eine Art, die Dinge vorauszusehen, die der Illusion das Aussehen der Wirklichkeit verleiht.«

»Ach, mein Gott, ja«, sagte Monte Christo lächelnd, »all das ist eine Sache der Einbildungskraft. Denn warum stellt man sich nicht diesen Raum lieber als das gute und ehrsame Zimmer einer Familienmutter vor? Dieses Bett mit seinen purpurfarbenen Vorhängen als ein von der göttlichen Hebamme Lucina besuchtes Bett, und diese geheimnisvolle Treppe als den Weg, den auf leisen Sohlen der Arzt schlich, um den erquickenden Schlummer der Wöchnerin nicht zu stören, oder die Amme oder der Vater selbst, das schlafende Kind im Arm forttragend...«

Diesmal stieß Madame Danglars, anstatt durch diese süße Schilderung beruhigt zu werden, einen Seufzer aus und wurde

vollends ohnmächtig.

»Madame Danglars fühlt sich nicht wohl«, stammelte Villefort. »Vielleicht sollte man sie in ihren Wagen bringen.«

»Oh! Mein Gott!« sagte Monte Christo. »Und ich vergaß mein Fläschchen!«

»Ich habe das meinige«, sagte Madame de Villefort.

Und sie reichte Monte Christo ein Fläschchen mit einer roten Flüssigkeit, wie jener, deren wundertätige Kraft der Graf an Edouard demonstriert hatte.

»Ah!« rief Monte Christo, als er es aus der Hand Madame de Villeforts empfing.

»Ja«, murmelte diese, »ich versuchte es nach Ihren Angaben.«

»Und es gelang Ihnen?«

»Ich denke schon.«

Man hatte Madame Danglars in das Seitenzimmer gebracht. Monte Christo benetzte ihre Lippen mit einem Tropfen der roten Flüssigkeit. Sie kam wieder zu sich.

»Oh!« rief sie aus. »Welch gräßlicher Traum!«

Villefort drückte ihr stark die Hand, um ihr begreiflich zu machen, daß sie nicht geträumt habe. Man suchte Monsieur Danglars, aber er war, poetischen Eindrücken nicht sehr zugeneigt, in den Garten gegangen und plauderte mit Monsieur Cavalcanti senior über das Projekt einer Eisenbahn von Livorno nach Florenz. Monte Christo schien äußerst betrübt. Er nahm den Arm von Madame Danglars und führte sie in den Garten, wo man Monsieur Danglars wiederfand, der mit den Herren Cavalcanti, Vater und Sohn, Kaffee trank.

»Habe ich Sie wirklich so sehr erschreckt, Madame?« fragte er sie.

»Nein, Monsieur, aber Sie wissen, daß der Eindruck, den die Dinge auf uns machen, von unserer jeweiligen Stimmung abhängt.«

Villefort zwang sich zu lachen.

»Und dazu«, sagte er, »genügt, wie Sie wissen, eine Vermutung, ein Hirngespinnst...«

»Nun denn«, versetzte Monte Christo, »Sie werden es mir glauben, wenn Sie wollen, aber ich bin überzeugt, daß in diesem Haus ein Verbrechen begangen wurde.«

»Nehmen Sie sich in acht«, bemerkte Madame de Villefort, »wir haben hier einen Staatsanwalt unter uns.«

»Bei Gott«, entgegnete Monte Christo, »das trifft sich gut. So kann ich diese Gelegenheit benützen, meine Anzeige zu machen.«

»Ihre Anzeige?« fragte Villefort.

»Ja, und in Gegenwart von Zeugen.«

»All das ist sehr interessant«, sagte Debray, »und wenn wirklich ein Verbrechen vorliegt, so wird dies für unsere Verdauung sehr förderlich sein.«

»Es liegt ein Verbrechen vor«, erwiderte Monte Christo. »Kommen Sie hierher, meine Herren, kommen Sie, Monsieur de Villefort. Damit die Anzeige gültig ist, muß sie bei den zuständigen Behörden gemacht werden.«

Monte Christo nahm Villeforts Arm und zog, während er jenen Madame Danglars' unter den seinigen schob, den Staatsanwalt unter die Platane, wo der Schatten am dichtesten war. Alle Gäste folgten ihm.

»Sehen Sie«, begann Monte Christo, »genau an dieser Stelle«, und er stampfte auf den Boden, »ließ ich, um diese schon alten Bäume zu verjüngen, ein Loch ausheben und Düngererde einbringen. Nun, dabei gruben meine Arbeiter ein Kästchen aus oder vielmehr die Beschläge eines Kästchens, in deren Mitte das Skelett eines neugeborenen Kindes lag. Dies ist kein Hirngespinnst, hoffe ich.«

Monte Christo fühlte den Arm Madame Danglars' erstarren und Villeforts Hand beben.

»Ein neugeborenes Kind«, wiederholte Debray. »Zum Teufel! Jetzt wird's ernst, scheint mir.«

»Na«, bemerkte Château-Renaud, »ich täuschte mich also nicht, als ich soeben behauptete, daß die Häuser eine Seele und ein Gesicht haben wie die Menschen und in ihrer Physiognomie den Abglanz ihres Inneren tragen. Das Haus war traurig, weil es Gewissensbisse fühlte, es fühlte Gewissensbisse, weil es ein Verbrechen barg.«

»Oh! Wer sagt, daß es ein Verbrechen ist?« versetzte Villefort mit letzter Anstrengung.

»Wie! Ein lebendiges Kind in einen Garten einzugraben, ist kein Verbrechen?« rief Monte Christo aus. »Wie würden denn Sie das nennen, Herr Staatsanwalt?«

»Aber wer sagt, daß es lebendig eingegraben wurde?«

»Warum sollte man es da eingraben, wenn es tot war? Dieser Garten war nie ein Friedhof.«

»Was geschieht mit Kindermördern hierzulande?« fragte der Major Cavalcanti treuherzig.

»Ach, mein Gott, man schlägt ihnen lediglich den Kopf ab«, antwortete Danglars.

»Aha, man schlägt ihnen also den Kopf ab«, sagte Cavalcanti.

»Ich glaube auch... Nicht wahr, Monsieur de Villefort?« fragte Monte Christo.

»Ja, Herr Graf«, antwortete jener mit einem Ton, in dem nichts Menschliches mehr lag.

Monte Christo sah, daß dies alles war, was die beiden ertragen konnten, für die er diese Szene arrangiert hatte, und sagte, da er es nicht weiter treiben wollte: »Aber der Kaffee, meine Herrschaften! Ich meine, wir hätten ihn jetzt fast vergessen.«

Und er führte seine Gäste zu dem Tisch zurück, der mitten auf dem Rasen stand.

»Wahrhaftig, Herr Graf«, äußerte Madame Danglars, »ich

schäme mich, meine Schwäche zu gestehen, aber diese gräßlichen Geschichten haben mich etwas verstört. Lassen Sie mich Platz nehmen, ich bitte Sie.«

Und sie sank in einen Stuhl.

Monte Christo verbeugte sich vor ihr und näherte sich Madame de Villefort.

»Ich glaube, daß Madame Danglars wieder Ihres Fläschchens bedarf«, sagte er.

Doch bevor Madame de Villefort zu ihrer Freundin gekommen war, hatte der Staatsanwalt bereits Madame Danglars ins Ohr geflüstert: »Ich muß mit Ihnen sprechen.«

»Wann?«

»Morgen.«

»Wo?«

»In meinem Büro... in der Anwaltskammer, wenn Sie wollen. Das ist noch der sicherste Ort.«

»Ich werde kommen.«

In diesem Moment trat Madame de Villefort zu ihr.

»Ich danke Ihnen, meine liebe Freundin«, sagte Madame Danglars, indem sie zu lächeln versuchte, »es ist nichts, und ich fühle mich schon wieder völlig wohl.«

64. KAPITEL

Der Bettler

Der Abend rückte vor. Madame de Villefort hatte den Wunsch geäußert, nach Paris zurückzukehren, was Madame Danglars, trotz ihres offensichtlichen Unwohlseins, nicht zu tun gewagt hatte. Auf Verlangen seiner Frau gab also Monsieur de Villefort als erster das Zeichen zum Aufbruch. Er bot

Madame Danglars einen Platz in seinem Wagen an, damit sie die Pflege seiner Frau genießen könne. Monsieur Danglars, in ein höchst interessantes Gespräch über geschäftliche Dinge mit Monsieur Cavalcanti vertieft, gab auf nichts acht, was vorging.

Während Monte Christo Madame de Villefort um ihr Fläschchen ersuchte, bemerkte er, daß Monsieur de Villefort zu Madame Danglars gegangen war, und erriet, angesichts der Umstände, was er zu ihr sagte, obgleich er so leise sprach, daß selbst Madame Danglars ihn kaum verstand. Er ließ, ohne Anstalten zu machen, die Gesellschaft zurückzuhalten, Morel, Debray und Château-Renaud fortreiten und die beiden Damen in den Wagen von Monsieur de Villefort steigen. Danglars, von Cavalcanti senior immer entzückter, lud diesen ein, mit ihm in seiner Kutsche zu fahren. Andrea Cavalcanti gelangte zu seinem Einspanner, der vor dem Haustor auf ihn wartete. Ein Reitknecht, der die Annehmlichkeiten der englischen Mode etwas übertrieb, stellte sich auf die Stiefelspitzen und hielt ihm das auffallend große eisengraue Pferd. Andrea hatte während des Essens nicht viel gesprochen, gerade weil er ein sehr intelligenter Junge war und ganz natürlich die Besorgnis gehegt hatte, irgendeine Albernheit inmitten dieser reichen und mächtigen Gäste zu sprechen, unter denen sein alles registrierendes Auge vielleicht nicht ohne Furcht einen Staatsanwalt gewahrte.

Dann hatte Monsieur Danglars sich seiner bemächtigt, der nach einem raschen Blick auf den alten Major mit der steifen Halsbinde und auf dessen noch etwas schüchternen Sohn sowie in vergleichender Würdigung aller dieser Zeichen der Gastfreundschaft Monte Christos, dachte, er habe es mit irgendeinem Nabob zu tun, der nach Paris gekommen sei, seinen einzigen Sohn im vornehm-geselligen Leben den letzten Schliff zu verleihen. Er hatte also mit einem unaussprechlichen Wohlgefallen den ungeheuren Diamanten betrachtet, der am kleinen Finger des Majors funkelte. Denn der Major hatte,

als ein vorsichtiger und erfahrener Mann, seine Banknoten, aus Besorgnis, daß ihnen irgendeine Widrigkeit begegnen möchte, sofort in einen Gegenstand von Wert verwandelt. Dann, nach dem Gastmahl, immer unter dem Vorwand von Geschäften und Reisen, hatte er den Vater und den Sohn über ihre Art zu leben ausgefragt, und der Vater und der Sohn, die ja wußten, daß ihnen bei Danglars ein Kredit eröffnet werden sollte, dem Vater auf pauschal achtundvierzigtausend Francs, dem Sohn auf fünfzigtausend Livres jährlich, waren in ihrem Benehmen gegen den Bankier charmant und so leutselig gewesen, daß sie seinen Dienern, hätten sie sich nicht zurückgehalten, noch beinahe die Hand gedrückt, so sehr drängte es sie, ihrer Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen.

Vor allem ein Umstand vermehrte die Hochachtung, wir möchten fast sagen die Verehrung Monsieur Danglars' für Cavalcanti. Dieser, treu dem Motto des Horaz »*nil admirari*«^{*}, begnügte sich damit, wie man sah, nur eine Probe seines Wissens zu geben, indem er sagte, aus welchem See man die besten Neunaugen fische. Dann aß er seinen Anteil davon, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Hieraus schloß Danglars, daß diese Arten von Prachtspeisen für den erlauchten Sproß der Cavalcanti etwas ganz Gewöhnliches seien, der wahrscheinlich in Lucca Forellen speiste, die er aus der Schweiz kommen ließ, und Langusten, die man ihm aus der Bretagne mittels desselben Verfahrens sendete, dessen sich der Graf bediente, um Neunaugen aus dem Lago del Fusaro und Störe aus der Wolga kommen zu lassen. Daher nahm er mit einem unverkennbaren Wohlwollen die Worte von Cavalcanti auf: »Morgen, Monsieur, werde ich die Ehre haben, Ihnen einen Geschäftsbesuch zu machen.«

»Und ich, Monsieur«, antwortete Danglars, »werde glücklich sein, Sie zu empfangen.«

Hierauf bot er Cavalcanti an, ihn, wenn es ihm nicht unan-

* »Bewundere nichts!«

genehm wäre, sich von seinem Sohn zu trennen, in das ›Hôtel des Princes‹ zu fahren. Cavalcanti erwiderte, daß sein Sohn seit langer Zeit als junger Mann zu leben pflege, folglich seine eigenen Pferde und Equipagen habe, und daß er, da sie nicht miteinander gekommen seien, nichts dabei finde, auch getrennt heimzukehren. Der Major hatte sich also in den Wagen von Danglars gesetzt, und der Bankier neben ihm Platz genommen, vollkommen hingerissen von den Ansichten dieses Mannes in Fragen der Ordnung und der Wirtschaftlichkeit, der dennoch seinem Sohn jährlich fünfzigtausend Francs gab, was ein Vermögen von fünf- bis sechshunderttausend Livres Renten voraussetzte.

Um sich vornehm zu geben, begann Andrea seinen Reitknecht zu schimpfen, daß er, anstatt ihn an der Freitreppe abzuholen, vor dem Parktor seiner harrte, was ihn nötigte, dreißig Schritte zu machen, um seinen Einspanner zu suchen. Der Groom empfing den Verweis mit Demut, faßte, um das ungeduldige und mit den Füßen scharrende Pferd zurückzuhalten, den Zaum mit der linken Hand und reichte mit der rechten Andrea die Zügel, der sie nahm und seinen Lackstiefel leicht auf den Antritt setzte.

In dieser Sekunde sank eine Hand auf seine Schulter. Der junge Mann kehrte sich um, in der Meinung, daß Danglars oder Monte Christo irgend etwas ihm zu sagen vergaßen und nun den Moment der Abfahrt benützen wollten. Aber anstatt des einen oder des anderen erblickte er ein fremdes Gesicht, von der Sonne verbrannt und von einem Prachtexemplar von Bart umrahmt, mit Augen, die wie Karfunkel blitzten, und mit einem spöttischen, über den Mund zuckenden Lächeln, worin, aneinandergereiht, und ohne daß ein einziger fehlte, zweiunddreißig weiße, spitze und ausgehungerte Zähne glänzten wie die eines Wolfs oder Schakals. Ein rot kariertes Taschentuch wand sich um diesen kleinen Kopf mit gräulichen und schmutzigen Haaren, eine äußerst schmierige und zerfetzte Jacke bedeckte diesen großen, dünnen und knochigen Leib,

dessen Knochen im Gehen, gleich jenen eines Skelettes, klappern zu müssen schienen. Auch schien Andrea die Hand, die auf seiner Schulter lastete, von riesigem Umfang zu sein. Erkannte der junge Mann dieses Gesicht im Schimmer der Laterne seines Einspanners oder war er nur über den schrecklichen Anblick dessen, der ihn angesprochen hatte, bestürzt? Wir wüßten es nicht zu sagen, aber soviel ist richtig, daß er zusammenzuckte und rasch zurückfuhr.

»Was wollen Sie von mir?« fuhr er ihn an.

»Verzeihen Sie, Monsieur«, antwortete der Mann, an sein rotes Taschentuch greifend, »ich störe Sie vielleicht, aber ich wünschte mit Ihnen zu sprechen.«

»Abends bettelt man nicht«, sagte der Reitknecht und machte eine Bewegung, um seinem Herrn diesen aufdringlichen Menschen vom Hals zu schaffen.

»Ich bittle nicht, mein hübscher Junge«, entgegnete der unbekannte Mann dem Diener mit einem so ironischen Blick und mit einem so schrecklichen Lächeln, daß dieser zur Seite wich. »Ich wünsche nur einige Worte mit Ihrem Gebieter zu sprechen, der mich vor etwa vierzehn Tagen mit einem Auftrag beehrte.«

»Nun«, fragte Andrea mit soviel Selbstbeherrschung, daß der Diener seine Verlegenheit nicht merken sollte. »Was wollen Sie? Sprechen Sie schnell, mein Freund.«

»Ich wünschte... ich wünschte...«, versetzte ganz leise der Mann mit dem roten Taschentuch, »daß Sie mir die Mühe ersparen, zu Fuß nach Paris zurückzukehren. Ich bin sehr müde, und da ich nicht so gut speiste wie du, so kann ich mich kaum auf den Beinen halten.«

Der junge Mann bebte bei dieser sonderbaren Vertraulichkeit.

»Aber so sagen Sie doch endlich, was Sie wollen?« erwiderte er.

»Na, ich will, daß du mich in deinen schönen Wagen steigen läßt und daß du mich in die Stadt fährst.«

Andrea erbleichte, aber antwortete nicht.

»Oh! Mein Gott, ja«, fuhr der Mann mit dem roten Taschentuch fort, steckte die Hände in seine Taschen und schaute den jungen Mann mit herausforderndem Blick an, »es ist nun einmal so eine Idee von mir, versteht du, mein werter Benedetto?«

Bei diesem Namen geriet der junge Mann ohne Zweifel ins Grübeln, denn er beugte sich zu seinem Groom und sagte zu ihm: »Dieser Mann hatte wirklich einen Auftrag von mir erhalten, von dem er mir nun Rechenschaft geben muß. Gehen Sie zu Fuß bis zur Stadtgrenze und nehmen Sie sich dort einen kleinen Wagen, damit Sie sich nicht zu sehr verspäten.«

Der Diener entfernte sich erstaunt.

»Lassen Sie mich wenigstens in das Dunkel fahren«, sagte Andrea.

»Oh, was dies betrifft, will ich selbst dich an einen hübschen Platz führen, warte!« versetzte der Mann mit dem roten Taschentuch.

Und er faßte das Pferd am Zaum und führte den Einspanner an eine Stelle, wo es wirklich niemandem möglich war, die Ehre zu sehen, die ihm Andrea zugestand.

»Oh!« sagte er zu ihm. »Nicht um damit prahlen zu können, steige ich in einen so schönen Wagen, nein, sondern nur, weil ich müde bin, und dann auch ein klein wenig, weil ich mit dir etwas Geschäftliches bereden muß.«

»So steigen Sie ein«, sagte der junge Mann.

Schade, daß es nicht Tag war, denn es wäre ein seltsamer Anblick gewesen, diesen zerlumpten Kerl ganz breit auf den gestickten Kissen neben dem jungen und eleganten Lenker des Einspanners sitzen zu sehen. Andrea trieb sein Pferd bis zum letzten Haus des Dorfes an, ohne zu seinem Gefährten

ein einziges Wort zu sagen, der seinerseits lächelte und schwieg, wie wenn er entzückt gewesen wäre, mit einer so schönen Lokomotive spazieren zu fahren. Einmal außerhalb Auteuils, schaute Andrea sich um, um sicherzugehen, daß man ihn weder sehen noch hören könne. Dann hielt er sein Pferd an, verschränkte die Arme vor dem Mann mit dem roten Taschentuch und fragte ihn: »Na? Warum kommen Sie, mich in meiner Ruhe zu stören?«

»Aber warum mißtraust du selbst mir, mein Junge?«

»Wann hätte ich Ihnen mißtraut?«

»Wann? Das fragst du? Wir scheiden am Pont du Var, du sagst mir, daß du nach Piemont und Toskana reisen wirst, aber nein, du fährst nach Paris.«

»Und was stört Sie daran?«

»Nichts, im Gegenteil. Ich hoffe sogar, daß mir das helfen wird.«

»Aha!« versetzte Andrea. »Das heißt, Sie spekulieren auf mich.«

»Ei, da kommen ja derbe Worte zum Vorschein!«

»Sie hätten Unrecht, Meister Caderousse, damit Sie es nur wissen.«

»Ei, mein Gott, ärgere dich nicht, Junge. Du solltest doch wissen, was Unglück bedeutet. Nun denn, Unglück macht neidisch. Ich glaubte, du reist in Piemont und Toskana, genügend, Gepäckträger oder Fremdenführer zu werden. Ich bedauere dich von ganzem Herzen, wie ich mein eigenes Kind bedauern würde. Du weißt, daß ich dich immer mein Kind genannt habe.«

»Weiter? Weiter?«

»Nur Geduld! Du bist ja ein richtiges Pulverfaß.«

»Ich habe Geduld, aber kommen Sie zum Ende.«

»Und ich sehe dich plötzlich an der Barrière des Bonhommes mit einem Reitknecht, einem Einspanner und nagelneuen

Kleidern. Ha! Hast du denn eine Goldmine entdeckt oder eine Wechselagentenstelle gekauft?»

»So daß Sie neidisch sind, wie Sie gestehen?»

»Nein, ich bin zufrieden, so zufrieden, daß ich dir meine Glückwünsche darbringen wollte, Junge. Da ich aber nicht gesellschaftsfähig gekleidet war, traf ich meine Vorsichtsmaßregeln, um dich nicht in Verlegenheit zu bringen.«

»Schöne Vorsichtsmaßregeln!« sagte Andrea. »Sie reden mich in Gegenwart meines Dieners an.«

»Ach, was willst du, mein Kind? Ich rede dich an, wenn du mir in den Wurf kommst. Du hast ein sehr rasches Pferd, einen sehr leichten Einspanner. Hätte ich dich heute abend verfehlt, so würde ich Gefahr laufen, dich nie einzuholen.«

»Sie sehen, daß ich mich nicht verstecke.«

»Du kannst dich glücklich schätzen, und ich wollte, daß ich es auch von mir sagen könnte. Ich verberge mich. Ich fürchtete sogar, du möchtest mich nicht erkennen«, fügte Caderousse mit seinem bösen Lächeln bei. »Du bist sehr artig.«

»Nun, was wollen Sie?» fragte Andrea.

»Du duzt mich nicht mehr, das ist nicht nett von einem alten Kameraden, Benedetto. Nimm dich in acht, du könntest Ansprüche bei mir wecken.«

Diese Drohung dämpfte den Zorn des jungen Mannes. Der Wind der Notwendigkeit hatte darüber hinweggeblasen. Er setzte sein Pferd wieder in Trab.

»Von dir selbst ist es nicht nett, Caderousse«, sagte er, »dich so gegen einen alten Kameraden zu benehmen, wie du soeben sagtest. Du bist ein Marseiller, ich bin...«

»Du weißt also jetzt, was du bist?»

»Nein, aber ich wurde in Korsika erzogen. Du bist alt und starrköpfig, ich bin jung und eigensinnig. Zwischen Leuten wie uns ist eine Drohung fehl am Platz, und alles soll freundschaftlich geschehen. Ist es meine Schuld, wenn das Schick-

sal, das dir stets ungünstig gesonnen ist, mir dagegen günstig ist?«

»Das Schicksal ist dir also günstig? Das ist also kein geborgter Reitknecht, das ist also kein geborgter Wagen, das sind also keine geborgten Kleider, die du da trägst? Gut, um so besser!« sagte Caderousse mit gierig blitzenden Augen.

»Oh! Du siehst es wohl, und du weißt es wohl, weil du mich anredest«, versetzte Andrea, sich immer mehr ereifernd. »Hätte ich ein Taschentuch wie das deinige auf meinem Kopf gehabt, eine schmierige Jacke über den Schultern und Schuhe mit löchrigen Sohlen, so hättest du mich nicht wiedererkannt.«

»Du siehst wohl, daß du mich verachtetest, Junge, und du hast Unrecht. Jetzt, da ich dich wiedergefunden habe, hindert mich nichts, in feineres Tuch gekleidet zu sein wie ein anderer, da ich weiß, daß du ein gutes Herz hast. Wenn du zwei Kleider besitzt, wirst du mir wohl eines davon geben. Ich gab dir auch schon meine Portion Suppe und Bohnen, wenn du tüchtig Hunger fühltest.«

»Das ist wahr«, äußerte Andrea.

»Was für einen Appetit du hattest! Hast du noch immer so einen gesegneten Appetit?«

»O ja«, antwortete Andrea lachend.

»Wie hast du wohl bei dem Prinzen diniert, von dem du gerade kommst!«

»Er ist kein Prinz, sondern nur ein Graf.«

»Ein Graf, und ein reicher, he?«

»Ja, aber mach' dir keine Hoffnungen auf ihn. Das ist ein Herr, dem nicht leicht beizukommen ist.«

»Oh! Mein Gott! Sei unbesorgt! Man hat keine Pläne mit einem Grafen und wird ihn dir für dich allein lassen. Aber du mußt dafür etwas geben, du verstehst«, fügte Caderousse wieder mit jenem bösen Lächeln bei, das schon über seine Lippen

gezuckt hatte.

»Nun, wieviel brauchst du?«

»Ich glaube, daß ich mit hundert Francs monatlich...«

»Nun!«

»Leben könnte...«

»Mit hundert Francs?«

»Freilich schlecht, wie du wohl einsiehst, aber mit...«

»Mit...?«

»Hundertfünfzig Francs sehr glücklich wäre.«

»Hier sind zweihundert«, sagte Andrea.

Und gab Caderousse zehn Louisdor.

»Gut«, sagte Caderousse.

»Melde dich an jedem ersten Tag eines Monats beim Portier, und du wirst ebensoviel vorfinden.«

»Sieh, du demütigst mich schon wieder!«

»Wieso?«

»Du weist mich an deine Dienerschaft. Nein, siehst du, ich will nur mit dir zu tun haben.«

»Na gut, meinerwegen, frage nach mir, und immer am ersten des Monats, wenigstens wenn ich meine Rente erhalten werde, wirst du auch die deine erhalten.«

»Nun, nun, ich sehe, daß ich mich nicht täuschte. Du bist ein wackerer Junge, und es ist ein Segen, wenn das Glück bei Leuten einkehrt, wie du einer bist. Komm, erzähle mir von deinem günstigen Schicksal.«

»Was brauchst du dies zu wissen?« fragte Cavalcanti.

»Gut! Wieder Mißtrauen!«

»Nein. Na gut, ich fand meinen Vater wieder.«

»Einen wirklichen Vater?«

»Na ja, solange er dafür bezahlt...«

»Du wirst glauben und ehren. Das ist nur billig. Wie heißt denn dein Vater?«

»Major Cavalcanti.«

»Und er ist mit dir zufrieden?«

»Bis jetzt scheint es, daß ich ihm genüge.«

»Und wem verdankst du es, daß du deinen Vater wiederfindest?«

»Dem Grafen von Monte Christo.«

»Jenem, von dem du kommst?«

»Ja.«

»Höre, suche mich doch als nahen Verwandten bei ihm unterzubringen, wenn sich eine Gesprächsgelegenheit ergibt.«

»Meinetwegen. Ich werde mit ihm von dir sprechen. Aber was wirst du inzwischen tun?«

»Ich?«

»Du bist sehr gütig, dich damit zu beschäftigen«, sagte Cadrousse.

»Ich meine, da du ein solches Interesse an mir nimmst«, erwiderte Andrea, »daß ich wohl auch einige Erkundigungen über dich einziehen darf.«

»Das ist recht... Ich will ein Zimmer in einem ordentlichen Hause mieten, mich anständig kleiden, mich täglich rasieren lassen und in ein Café gehen, um die Zeitungen zu lesen. Abends werde ich irgendein Theater mit einem professionellen Klatscher besuchen, und in allem einem Bäcker gleichen, der sich von den Geschäften zurückzog. Das ist mein größter Wunsch.«

»Nun, das ist gut! Wenn du diesen Plan ausführen und vernünftig sein willst, wird alles vortrefflich gehen.«

»Sieh' mal einer an, Monsieur Bossuet...! Und was willst du werden...? Ein Pair von Frankreich?«

»Ach!« antwortete Andrea. »Wer weiß?«

»Der Herr Major Cavalcanti ist es vielleicht schon... aber leider ist das Erbprinzip aufgehoben.«

»Keine Politik, Caderousse...! Und jetzt, da du hast, was du willst, und wir angekommen sind, so spring von meinem Wagen und verschwinde!«

»Nein, lieber Freund!«

»Warum nicht?«

»Was fällt dir denn ein, Junge? Ein rotes Taschentuch auf dem Kopf, fast keine Schuhe, gar keine schriftlichen Ausweise und zehn Napoléonsdor in meiner Tasche, abgesehen von dem, was schon darin war und gerade zweihundert Francs beträgt. Man würde mich ja ohne zu fackeln an der Stadtgrenze verhaften! Dann wäre ich gezwungen, zu meiner Rechtfertigung zu sagen, daß du mir diese zehn Napoléonsdor geschenkt hast. Dann gäbe es Nachforschungen, gerichtliche Untersuchungen, man erführe, daß ich Toulon verließ, ohne um Erlaubnis zu bitten, und man würde mich von Brigade zu Brigade bis an das Ufer des Mittelmeers zurücktransportieren. Ich müßte dann mir nichts dir nichts wieder die Nummer 106 werden, und hui, adieu mein größter Wunsch, einem Bäcker zu gleichen, der sich von den Geschäften zurückgezogen hat! Nein, mein Sohn. Ich bleibe lieber auf ehrliche Weise in der Hauptstadt.«

Andrea runzelte die Stirne. Der vermeintliche Sohn des Herrn Majors Cavalcanti war, dessen er sich selbst rühmte, ein ziemlich übler Kerl. Er hielt einen Augenblick an, warf einen raschen Blick um sich, und als sein spähernder Blick einen Kreis beschrieben hatte, schlüpfte seine Hand harmlos in seine Hosentasche, wo sie mit dem Griff einer Taschenpistole zu spielen begann. Aber inzwischen hatte Caderousse, der seinen Gefährten nicht aus den Augen verlor, seine Hände schon hinter seinem Rücken und öffnete ganz sachte ein langes spanisches Messer, das er für alle Fälle immer bei sich trug. Die beiden Freunde waren, wie man sieht, würdig, sich

zu verstehen, und verstanden sich auch. Andreas Hand verließ harmlos seine Tasche und stieg bis zu seinem roten Knebelbart empor, den sie eine Weile strich.

»Guter Caderousse«, sagte er, »du wirst also glücklich werden!«

»Ich werde mein Möglichstes tun«, antwortete der Wirt vom Pont du Gard und klappte sein Messer wieder zu.

»So kehren wir denn wieder nach Paris zurück. Aber wie wirst du es anstellen, die Stadtgrenze zu passieren, ohne Verdacht zu erregen. Ich denke mir, daß du in deinem Anzug im Wagen noch mehr riskierst als zu Fuß.«

»Warte«, erwiderte Caderousse, »Du wirst schon sehen.«

Er nahm den Kutschermantel mit großem Kragen, den der aus dem Wagen verbannte Reitknecht auf seinem Platz zurückgelassen hatte, und hängte ihn sich über seine Schultern, dann griff er sich den Hut von Cavalcanti und setzte ihn auf, wonach er die sauertöpfische Miene eines Dieners aus gutem Hause annahm, dessen Gebieter selbst das Gespann lenkt.

»Und ich muß also unbedeckten Hauptes bleiben?« fragte Andrea.

»Pah! Der Wind bläst so stark, daß er dir ohnehin den Hut weggefedt hätte«, antwortete Caderousse.

»Vorwärts also«, sagte Andrea, »damit es mal ein Ende nimmt.«

»Wer hält dich denn auf?« fragte Caderousse. »Ich nicht, hoffe ich.«

»Ruhe!« mahnte Andrea.

Man passierte ohne Zwischenfall den Schlagbaum an der Stadtgrenze. Bei der ersten Querstraße hielt Andrea das Pferd an, und Caderousse sprang aus dem Wagen.

»Nun denn«, fragte Andrea, »und der Mantel meines Dieners und mein Hut?«

»Ah!« versetzte Caderousse. »Du wirst doch nicht wollen,

daß ich riskiere, mir einen Schnupfen zu holen.«

»Und ich?«

»Du bist jung, während ich alt zu werden beginne. Auf Wiedersehen, Benedetto!«

Und er eilte in ein Gäßchen, wo er verschwand.

»Ach!« sagte Andrea seufzend. »Man kann also auf dieser Welt nicht vollkommen glücklich sein!«

65. KAPITEL

Eine eheliche Szene

Auf der Place Louis XV trennten sich die drei jungen Männer. Morrel schlug seinen Weg Richtung Boulevards ein, Château-Renaud wandte sich zur Pont de la Révolution und Debray zu den Quais.

Aller Wahrscheinlichkeit nach erreichten Morrel und Château-Renaud bald ihre heimischen Herde, wie man noch auf der Rednerbühne der Abgeordnetenversammlung in wohlformulierten Reden und im Theater an der Rue Richelieu in gut geschriebenen Stücken sagt. Nicht so Debray. Am Gitter des Louvre wandte er sich links, ritt in scharfem Trab über die Place du Carrousel, bog in die Rue Saint-Roch ein, passierte die Rue de la Michodière und kam in dem Augenblick an der Türe von Monsieur Danglars an, als der Wagen von Monsieur de Villefort, nachdem er und seine Frau bereits im Faubourg Saint-Honoré ausgestiegen waren, anhielt, um die Baronin vor ihrer Haustür abzusetzen.

Als Freund des Hauses trat Debray zuerst in den Hof, warf einem Diener die Zügel zu und kehrte hierauf an den Kutzenschlag zurück, um Madame Danglars zu empfangen, der er den Arm reichte, um sie in ihre Gemächer zu geleiten.

Nach dem Verschließen der Tür, als die Baronin und Debray für sich waren, fragte dieser: »Was fehlt Ihnen denn, Hermine, und warum ist Ihnen denn bei der vom Grafen erzählten Geschichte oder vielmehr bei diesem Schauermärchen unwohl geworden?«

»Weil ich mich an diesem Abend einfach entsetzlich unwohl fühlte, mein Freund«, antwortete die Baronin.

»Nein, Hermine«, versetzte Debray, »das werden Sie mich nicht glauben machen. Sie waren im Gegenteil in vortrefflicher Stimmung, als Sie beim Grafen ankamen. Monsieur Danglars war wohl etwas mürrisch, das ist wahr. Aber ich weiß, daß sie nicht viel auf seine schlechte Laune geben. Irgend jemand hat Ihnen etwas getan. Erzählen Sie es mir. Sie wissen genau, daß ich eine Ihnen zugefügte Beleidigung niemals erdulden würde.«

Offenbar wirkte einer von jenen nervösen Anfällen auf Madame Danglars ein, von denen die Frauen sich oft selbst nicht Rechenschaft geben können, oder sie empfand, wie Debray erriet, irgendeine verborgene Gemütsbewegung, die sie niemandem gestehen wollte. Als ein Mann, der gewohnt war, nervöse Zustände als ein Grundelement der weiblichen Natur anzusehen, drang er nicht weiter in sie, in Erwartung des günstigen Momentes zu einer Wiederholung seiner Frage oder eines Geständnisses *proprio moto*. An der Tür ihres Zimmers traf die Baronin auf Mademoiselle Cornélie. Mademoiselle Cornélie war die vertraute Zofe der Baronin.

»Was macht meine Tochter?« fragte Madame Danglars.

»Sie studierte den ganzen Abend«, antwortete Mademoiselle Cornélie, »und dann ging sie zu Bett.«

»Aber ich höre doch ihr Klavier, oder?«

»Es ist Mademoiselle Louise d'Armilly, die spielt, während das gnädige Fräulein im Bett liegt.«

»Gut«, sagte Madame Danglars, »kommen Sie und helfen Sie mir, mich zu entkleiden.«

Man ging in das Schlafzimmer. Debray streckte sich auf einem großen Sofa aus, und Madame Danglars begab sich mit Mademoiselle Cornélie in ihr Ankleidezimmer.

»Mein lieber Monsieur Lucien«, sagte Madame Danglars durch den Türvorhang des Kabinetts, »Sie beklagen sich immer, daß Eugénie Ihnen nicht die Ehre erweise, mit Ihnen zu sprechen?«

»Madame«, versetzte Lucien, mit dem Schoßhündchen der Baronin spielend, das ihn als Freund des Hauses erkannte und ihm tausend Liebkosungen entgegenbrachte, »ich bin nicht der einzige, der sich bei Ihnen darüber beschwert. Ich glaube, auch Morcerf hat sich neulich bei Ihnen beklagt, kein einziges Wort aus seiner Verlobten herausbringen zu können.«

»Das ist wahr«, äußerte Madame Danglars, »aber ich glaube, daß sich all das demnächst eines Morgens ändern wird, und Sie werden Eugénie in Ihr Arbeitszimmer treten sehen.«

»In mein Arbeitszimmer?«

»Das heißt, in das des Ministers.«

»Und warum?«

»Um bei Ihnen um eine Anstellung bei der Oper nachzusuchen. Wahrhaftig, ich habe nie eine so hartnäckige Vorliebe für die Musik gesehen. Für eine Person von Stand ist dies geradezu lächerlich.«

Debray lächelte.

»Wohlan«, erwiderte er, »sie soll mit einer Einwilligung des Barons und mit der Ihrigen kommen. Wir werden ihr diese Anstellung verschaffen und danach trachten, daß sie ihrem Verdienste entspreche, wiewohl wir sehr arm sind, um ein so schönes Talent zu bezahlen wie das ihrige.«

»Gehen Sie, Cornélie«, sagte Madame Danglars, »ich brauche Sie nicht mehr.«

Cornélie verschwand, und einen Augenblick danach trat Madame Danglars in einem reizenden Negligé aus ihrem Ka-

binett und setzte sich neben Lucien. Dann begann sie, in Gedanken vertieft, ihr Hündchen zu streicheln. Lucien schaute sie einen Augenblick schweigend an.

»Nun, Hermine«, sagte er nach einer kurzen Pause, »antworten Sie freimütig. Es belastet Sie etwas, nicht wahr?«

»Nichts«, antwortete die Baronin.

Da sie sich jedoch beklommen fühlte, stand sie auf, versuchte zu atmen und schaute in einen Spiegel.

»Ich sehe heute abend zum Erschrecken aus«, äußerte sie.

Debray erhob sich lächelnd, um die Baronin über diesen letzten Punkt zu beruhigen, als plötzlich die Tür aufging. Monsieur Danglars trat ein. Debray setzte sich wieder. Beim Geräusch der Tür wandte sich Madame Danglars um und schaute ihren Mann mit einem Erstaunen an, das zu verbergen sie sich nicht einmal Mühe gab.

»Guten Abend, Madame«, sagte der Bankier, »guten Abend, Monsieur Debray.«

Zweifellos wählte die Baronin, daß dieser unerwartete Besuch eine Art von Wunsch andeutete, die bitteren Worte wiedergutzumachen, die dem Baron den Tag über entschlüpft waren. Sie wappnete sich mit einer würdigen Miene und wandte sich Lucien zu, ohne ihrem Manne zu antworten.

»Lesen Sie mir doch etwas vor, Monsieur Debray«, sagte sie zu ihm.

Debray, von diesem Auftritt anfangs leicht beunruhigt, erholte sich bald angesichts der Ruhe der Baronin und streckte die Hand nach einem Buch aus, in dessen Mitte ein Einmarker in Form einer mit Gold eingelegten Perlmutterklinge lag.

»Verzeihen Sie«, sagte der Bankier, »aber Sie werden sich sehr ermüden, wenn Sie so lange aufbleiben. Es ist elf Uhr, und Monsieur Debray wohnt weit von hier.«

Debray saß völlig verblüfft da. Nicht, daß Danglars' Ton nicht vollkommen ruhig und höflich gewesen wäre, aber es

drang denn doch durch diese Ruhe und Höflichkeit ein gewisser ungewohnter Halbwille durch, an diesem Abend etwas anderes zu tun, als den Willen seiner Frau zu befolgen. Auch die Baronin war bestürzt und äußerte ihr Erstaunen in einem Blick, der ohne Zweifel geeignet war, ihrem Manne Stoff zum Nachdenken zu geben, wären die Augen ihres Mannes nicht auf eine Zeitung geheftet gewesen, worin er die Rentenabschlußwerte suchte. Daraus erfolgte, daß dieser so stolze Blick ganz umsonst geschleudert wurde und seine Wirkung völlig verfehlte.

»Monsieur Lucien«, sagte die Baronin, »ich erkläre Ihnen, daß ich nicht im mindesten Lust fühle zu schlafen, daß ich Ihnen diesen Abend tausend Dinge zu erzählen habe und daß Sie die Nacht damit zubringen werden, mich anzuhören, müßten Sie auch im Stehen schlafen.«

»Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Madame«, erwiderte Lucien matt.

»Mein lieber Monsieur Debray«, äußerte nun der Bankier, »bringen Sie sich nicht damit um, ich bitte Sie, daß Sie heute nacht die Albernheiten von Madame Danglars anhören, denn Sie werden sie auch morgen rechtzeitig vernehmen. Doch dieser Abend gehört mir, ich behalte ihn mir vor und werde ihn dazu verwenden, wenn Sie es gütig erlauben wollen, mit meiner Frau über sehr ernste Angelegenheiten zu sprechen!«

Diesmal wurde der Schlag so unmittelbar geführt und fiel so senkrecht, daß er Lucien und die Baronin gleichermaßen betäubte. Beide schauten sich an, wie um sich beim jeweils anderen Beistand gegen diesen Angriff zu holen, aber die unwiderstehliche Macht des Hausherrn triumphierte, und der Mann behielt die Oberhand.

»Glauben Sie ja nicht, daß ich Sie fortjage, mein lieber Debray«, fuhr Danglars fort, »nein, nicht im geringsten. Unvorhergesehene Umstände zwingen mich, zu wünschen, gerade heute abend eine Unterredung mit der Baronin zu pflegen.

Diese Möglichkeit habe ich selten genug, um mir deshalb zu grollen.«

Debray stammelte einige Worte, verbeugte und entfernte sich, indem er sich auch noch an den Ecken anstieß wie Nathan in Racines *Athalie*.

»Es ist unglaublich«, sagte er, als die Tür wieder hinter ihm verschlossen war, »wie leicht diese Ehemänner, die wir doch so lächerlich finden, den Vorteil über uns davontragen.«

Als Lucien fort war, nahm Danglars dessen Platz auf dem Sofa ein, klappte das offengebliebene Buch zu, nahm eine entsetzlich arrogante Haltung an und fuhr fort, mit dem Hündchen zu spielen. Da ihn aber der Hund, der für ihn nicht dieselbe Sympathie hegte wie für Debray, beißen wollte, faßte er ihn am Kragen und schleuderte ihn zur gegenüberliegenden Seite des Zimmers auf eine Chaiselongue. Im Flug heulte das Tier auf, doch, an seinem Ziel angekommen, versteckte es sich hinter einem Polster und verhielt sich, verblüfft über diese Behandlung, an die es nicht gewohnt war, stumm und bewegungslos.

»Wissen Sie, Monsieur«, fragte die Baronin, ohne eine Miene zu verziehen, »daß Sie Fortschritte machen? Sonst sind Sie nur grob, heute abend sind Sie brutal.«

»Die Ursache liegt darin, daß ich heute abend schlechterer Laune bin als sonst«, versetzte Danglars.

Hermine schaute den Bankier mit abgrundtiefer Verachtung an. Gewöhnlich machte dieser Blick den hochmütigen Danglars rasend, an diesem Abend aber schien er kaum darauf zu achten.

»Und was geht mich Ihre schlechte Laune an? Schließen Sie Ihre schlechte Laune in Ihre Wohnung ein oder weisen Sie ihr Ihre Büros an, und da Sie schließlich Angestellte haben, die Sie bezahlen, so lassen Sie an diesen Ihre üble Laune aus.«

»Nein«, entgegnete Danglars, »Ihre Ratschläge gehen in die Irre, Madame, daher werde ich sie auch nicht befolgen. Meine

Büros sind meine Goldgrube, wie, glaube ich, Monsieur Demoutiers sagt, und ich will die Arbeit dort nicht erschweren und keine Unruhe hineinbringen. Meine Angestellten sind ehrliche Leute, die mir mein Vermögen erwerben, und die ich unendlich weit unter Wert bezahle, wenn ich sie nach dem schätze, was sie mir einbringen. An ihnen werde ich also meinen Zorn nicht auslassen. Wenn ich meinen Zorn an jemandem auslasse, so an jenen Leuten, die meine Speisekammer plündern, meine Pferde abhetzen und meine Kasse ruinieren.«

»Und wer sind diese Leute, die Ihre Kasse ruinieren? Erklären Sie sich näher, Monsieur, ich bitte Sie.«

»Oh! Seien Sie unbesorgt. Wenn ich in Rätseln spreche, so gedenke ich nicht, Sie lange nach der Lösung forschen zu lassen«, erwiderte Danglars. »Die Leute, die meine Kasse ruinieren, sind jene, die ihr innerhalb einer Stunde fünfhunderttausend Francs entziehen.«

»Ich verstehe Sie nicht, Monsieur«, versetzte die Baronin und versuchte, die Bewegung ihrer Stimme und die Röte ihres Antlitzes zugleich zu verhehlen.

»Im Gegenteil, Sie begreifen sehr gut«, äußerte Danglars. »Aber wenn Sie sich weiter stur stellen, will ich Ihnen sagen, daß ich mit den spanischen Anleihen siebenhunderttausend Francs verloren habe.«

»Aha! Sieh mal einer an!« lächelte die Baronin spöttisch. »Und für diesen Verlust machen Sie mich verantwortlich?«

»Warum nicht?«

»Ist es meine Schuld, wenn Sie siebenhunderttausend Francs verloren haben?«

»Jedenfalls ist es nicht die meinige.«

»Ich sagte Ihnen ein für allemal, Monsieur«, erwiderte die Baronin, »nie von Geldsachen mit mir zu sprechen; das ist eine Sprache, die ich weder bei meinen Eltern noch im Hause meines ersten Mannes gelernt habe.«

»Zum Donnerwetter, das glaube ich gern!« sagte Danglars.
»Weder jene noch dieser besaßen einen Sou.«

»Ein Grund mehr, daß ich bei Ihnen nicht das Kauderwelsch der Bank lernen muß, das mir hier vom Morgen bis zum Abend in den Ohren dröhnt. Dieses Klimpern der Taler, die man zählt und wieder zählt, ist mir verhaßt, und ich kenne nur den Klang Ihrer Stimme, der mir noch unangenehmer ist.«

»Das ist doch wahrhaft sonderbar!« bemerkte Danglars.
»Und ich glaubte, daß Sie das lebhafteste Interesse an meinen Geldgeschäften nehmen!«

»Ich? Wer konnte Ihnen eine solche Albernheit weismachen?«

»Sie selbst.«

»Dann würde ich aber gerne von Ihnen wissen, bei welcher Gelegenheit das gewesen sein soll.«

»O mein Gott! Das ist leicht. Vergangenen Februar sprachen Sie das erste Mal mit mir von den Haiti-Wertpapieren. Sie hatten geträumt, daß ein Schiff in den Hafen von Le Havre einlief und dieses Schiff die Nachricht bringe, daß tatsächlich Zahlungen eingehen würden, die niemand mehr erwartet hatte. Ich weiß um Ihre seherischen Fähigkeiten während des Schlags und ließ also unter der Hand alle Papiere kaufen, die ich von den Haiti-Krediten aufreiben konnte, und gewann vierhunderttausend Francs, von denen Ihnen einhunderttausend gewissenhaft zugestellt wurden. Sie haben damit getan, was Sie wollten, dies geht mich nichts an.

Im März handelte es sich um eine Eisenbahnkonzession. Drei Gesellschaften bildeten sich, die gleiche Bürgschaften boten. Sie sagten mir, daß Ihr Instinkt – und obgleich Sie behaupten, Spekulationen fremd zu sein, so halte ich Ihren Instinkt hinsichtlich gewisser Gegenstände für sehr entwickelt –, Sie sagten mir also, daß Ihr Instinkt Sie glauben mache, die Société du Midi erhalte den Zuschlag. Ich ließ mich sogleich für zwei Drittel der Aktien dieser Gesellschaft eintragen. Sie

erhielt tatsächlich den Zuschlag. Wie Sie voraussahen, stiegen die Aktien um das Dreifache, und ich strich eine Million ein, von der Ihnen zweihundertfünfzigtausend Francs als Taschengeld überwiesen wurden. Was machten Sie mit diesen zweihundertfünfzigtausend Francs? Dies geht mich nichts an.«

»Aber auf was wollen Sie denn hinaus, Monsieur?« rief die Baronin vor Ärger und Ungeduld bebend aus.

»Geduld, Madame, ich komme noch darauf zu sprechen.«

»Das ist ein Glück!«

»Im April speisten Sie bei dem Minister. Man sprach von Spanien, und Sie lauschten einem geheimen Gespräch. Es war die Rede von Don Carlos' Vertreibung. Ich kaufte spanische Fonds. Die Vertreibung fand statt, und ich gewann sechshunderttausend Francs an dem Tag, als Karl V. die Bidassoa überschritt. Von diesen sechshunderttausend Francs erhielten Sie fünfzigtausend Taler. Sie gehörten Ihnen, Sie verfügten darüber nach Ihrem Belieben, und ich verlange von Ihnen keine Rechenschaft darüber. Allein, deshalb ist es nicht minder wahr, daß Sie in diesem Jahre fünfhunderttausend Livres empfangen.«

»Und weiter, Monsieur?«

»Ah! Ja, weiter! Nun, jetzt beginnt die Sache zu stinken.«

»Sie haben eine Ausdrucksweise... wahrhaftig!«

»Sie drückt meine Gedanken aus, nur das ist wichtig für mich... Und weiter? Dieses Weiter ereignete sich vor drei Tagen. Vor drei Tagen also plaudern Sie mit Monsieur Debray über Politik, und Sie glauben, aus seinen Äußerungen zu merken, daß Don Carlos nach Spanien zurückgekehrt sei. Ich verkaufe meine Rentenpapiere, die Nachricht verbreitet sich, panischer Schrecken allerorts. Ich verkaufe nicht mehr, ich verschenke. Am nächsten Tag zeigt es sich, daß die Nachricht falsch war, und daß ich durch diese Falschmeldung siebenhunderttausend Francs verloren habe.«

»Und?«

»Und, da ich Ihnen ein Viertel gebe, wenn ich gewinne, so schulden Sie mir also ein Viertel, wenn ich verliere. Ein Viertel von siebenhunderttausend Francs beträgt einhundertfünfundsiebzigtausend Francs.«

»Aber was Sie mir da sagen, ist ja überspannt, und ich sehe wahrhaftig nicht ein, warum Sie Monsieur Debrays Namen in diese ganze Geschichte mengen.«

»Weil Sie, wenn Sie die einhundertfünfundsiebzigtausend Francs nicht besitzen, die ich verlange, sie von Ihren Freunden borgen werden, da Monsieur Debray einer Ihrer Freunde ist.«

»Pfui!« rief die Baronin aus.

»Oh! Keine großen Gesten, kein Geschrei, kein modernes Drama, Madame, wenn Sie mich nicht zwingen wollen, Ihnen ins Gesicht zu sagen, daß ich von hier aus Monsieur Debray spöttisch lächelnd bei den fünfhunderttausend Livres sehe, die Sie ihm in diesem Jahr auszahlten, und der sich freut, endlich etwas gefunden zu haben, was selbst die geschicktesten Spieler niemals entdecken konnten, nämlich ein Spiel, bei dem man ohne Einsatz gewinnt und nichts verliert, wenn man verliert.«

Die Baronin wollte zu toben beginnen.

»Elender«, fragte sie, »Sie haben den Mut zu sagen, daß Sie nicht wußten, was Sie mir heute vorzuwerfen wagen?«

»Ich sage nicht, daß ich es wußte, ich sage nicht, daß ich es nicht wußte, ich sage Ihnen bloß: Denken Sie über mein Verhalten der vergangenen vier Jahren nach, seit Sie nicht mehr meine Frau sind und ich nicht mehr Ihr Mann. Sie werden selbst sehen, ob es immer konsequent war. Kurze Zeit vor unserem Bruch wünschten Sie bei jenem berühmten Bariton Musik zu studieren, der im Théâtre Italien mit so großem Erfolg debütierte. Ich wollte bei jener Tänzerin, die sich in London einen so großen Ruf erwarb, das Tanzen lernen. Das kos-

tete mich, sowohl für Sie als für mich, ungefähr hunderttausend Francs. Ich sagte nichts, weil man in einem ehelichen Haushalt harmonieren soll. Hunderttausend Francs, damit der Mann und die Frau Tanz und Musik wirklich gründlich verstehen, das ist nicht zu teuer. Bald werden Sie des Gesangs überdrüssig und verfallen darauf, bei einem Sekretär des Ministers Diplomatie zu studieren. Ich lasse Sie studieren. Sie verstehen, was liegt mir daran, wenn Sie die Stunden, die Sie nehmen, aus Ihrer eigenen Kasse bezahlen? Nun aber bemerke ich, daß Sie aus der meinigen schöpfen und daß Ihre Lehrzeit mich monatlich siebenhunderttausend Francs kosten kann. Halt, Madame! So kann es nicht weitergehen. Entweder wird der Diplomat seine Stunden... unentgeltlich geben, und ich toleriere ihn, oder er wird mein Haus nicht mehr betreten. Haben Sie mich verstanden, Madame?»

»Oh! Das ist dreist, Monsieur«, rief Hermine mit beklommenem Atem aus, »Sie überschreiten die Grenzen der Niederträchtigkeit.«

»Ich sehe mit Vergnügen«, versetzte Danglars, »daß Sie selbst nicht diessseits dieser Grenzen blieben und freiwillig jenem Lehrsatz des Gesetzbuchs gehorchten, der da heißt: ›Die Frau soll ihrem Manne folgen.««

»Beleidigungen!«

»Sie haben recht. Ordnen wir unsere Verhältnisse und sprechen wir unaufgeregt davon. Ich mische mich in Ihre Angelegenheiten immer nur zu Ihrem Wohl: Machen Sie es ebenso. Meine Kasse gehe Sie nichts an, sagen Sie? Meinetwegen. Spekulieren Sie mit der Ihrigen, aber füllen und leeren Sie die meinige nicht. Wer kann eigentlich wissen, ob nicht all das ein politischer Dolchstich ist, ob nicht der Minister, wütend darüber, mich auf Seiten der Opposition zu sehen, und eifersüchtig auf die Sympathien im Volk, die ich erzeuge, mit Monsieur Debray in einem geheimen Einverständnis ist, um mich zu ruinieren.«

»Das ist ja wirklich sehr wahrscheinlich!«

»Ah, ganz bestimmt sogar. Wer hat denn das je gesehen... ein falsches Telegramm, also etwas beinahe Unmögliches, völlig verschiedene Zeichen, von den zwei letzten Telegraphen weitergegeben! Das ist eindeutig nur für mich geschehen.«

»Monsieur«, erwiderte die Baronin demütiger, »ich denke, Sie wissen, daß dieser Angestellte fortgejagt wurde, daß man sogar davon sprach, ihm den Prozeß zu machen, daß der Befehl gegeben war, ihn zu verhaften, und dieser Befehl vollzogen worden wäre, hätte er sich nicht bei den ersten Nachforschungen aus dem Staub gemacht, was seine Verrücktheit oder Schuld beweist. Es war ein Irrtum.«

»Ja, einer, der den Witzbolden etwas zum Lachen gibt, dem Minister eine schlechte Nacht bereitet, der die Herren Staatssekretäre veranlaßt, ein bißchen Papier vollzuschmieren, mich aber siebenhunderttausend Francs kostet.«

»Aber, Monsieur«, fragte Hermine plötzlich, »wenn all das, Ihrer Meinung nach, von Monsieur Debray kommt, warum sagen Sie es dann mir anstatt direkt Monsieur Debray? Warum beschuldigen Sie den Mann und messen die Hauptschuld der Frau bei?«

»Kenne ich Monsieur Debray?« versetzte Danglars. »Will ich ihn überhaupt kennen? Will ich herausfinden, ob er Ratschläge erteilt? Will ich sie befolgen? Spiele ich? Nein, Sie vielleicht, ich nicht.«

»Es dünkt mir aber, daß, weil Sie Nutzen daraus ziehen...«

Danglars zuckte die Achseln. »Jene Frauen sind wahrhaftig die albernsten Geschöpfe, die sich für Genies halten, weil sie eine oder zehn Intrigen so geleitet haben, daß sie nicht in ganz Paris ausgehängt wurden! Aber bedenken Sie: Hätten Sie auch Ihre lockeren Sitten vor Ihrem Mann verborgen, was das Abc der Kunst ist, weil meistens die Männer nicht sehen wollen, Sie wären nur eine schwache Kopie von dem, was die

Hälfte Ihrer Freundinnen, die Damen der vornehmen Welt, tun. Das ist jedoch bei mir nicht der Fall. Ich habe alles gewußt und habe es immer gewußt. In den vergangenen sechzehn Jahren haben Sie vielleicht einen Gedanken vor mir verborgen, aber keinen Schritt, keine Handlung, keinen Fehler. Sie spendeten Ihrer Geschicklichkeit Beifall und waren der festen Überzeugung, mich zu täuschen. Doch was ist daraus erfolgt? Daß es, Dank meiner vermeintlichen Unkunde, keinen unter Ihren Freunden gibt, von Monsieur de Villefort bis zu Monsieur Debray, der nicht vor mir gezittert hat. Es ist keiner darunter, der mich nicht als Herr im Haus behandelte, das einzige, worauf ich Ihnen gegenüber bestand. Ja, es ist keiner darunter, der es gewagt hätte, Ihnen von mir das zu sagen, was ich Ihnen heute selbst sage. Ich erlaube Ihnen, mich verhaßt zu machen, aber ich werde Sie hindern, mich der Lächerlichkeit preiszugeben, und vor allem verbiete ich Ihnen ausdrücklich und ein für allemal, mich zu ruinieren.«

Bis zu der Stelle, an der Villeforts Name fiel, behielt die Baronin so ziemlich die Fassung. Bei diesem Namen aber erbleichte sie und streckte, wie eine Springfeder hochschnellend, die Arme aus, wie um eine Erscheinung zu beschwören, und tat drei Schritte gegen ihren Mann, als wollte sie ihm das Ende des Geheimnisses entreißen, das er nicht kannte oder sich vielleicht, aus irgendeiner abscheulichen Berechnung – und das waren nahezu alle Berechnungen von Danglars –, nicht gänzlich entschlüpfen lassen wollte.

»Monsieur de Villefort! Was soll das heißen? Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, Madame, daß Monsieur de Nargonne, Ihr erster Mann, der weder Philosoph noch Bankier, aber vielleicht das eine und andere war, sah, daß bei einem Staatsanwalt nichts herausspringe, und vor Verdruß oder Zorn starb, weil er Sie nach einer neunmonatigen Abwesenheit im sechsten Monat schwanger vorgefunden hatte. Ich bin brutal. Das weiß ich nicht nur, ich rühme mich dessen auch. Es ist eines

von meinen Erfolgsmitteln in meinen Handelsgeschäften. Warum ließ er sich selbst töten, anstatt zu töten? Weil er keine Kasse zu retten brauchte. Ich aber bin meine Erhaltung meiner Kasse schuldig. Monsieur Debray, mein Teilhaber, sorgt dafür, daß ich siebenhunderttausend Francs verliere. Er soll seinen Anteil am Verlust tragen, und wir werden unsere Geschäfte fortsetzen, sofern er mir nicht einen Verlust von zweihundertfünfzigtausend Francs verursacht und das tut, was Bankrotteure gemeinhin tun... verschwinden. Ach! Mein Gott! Er ist ein charmanter Junge, ich weiß es, wenn seine Nachrichten zutreffen, wenn sie es aber nicht tun, dann gibt es deren fünfzig auf der Welt, die mehr wert sind als er.«

Madame Danglars war zerschmettert. Dennoch machte sie eine äußerste Anstrengung, um auf diesen letzten Angriff zu antworten. Sie sank in einen Lehnstuhl, dachte an Villefort, an das Essen, an jene seltsame Reihe von Unglücksfällen, die seit einigen Tagen, einer nach dem anderen, ihr Haus trafen und seine behagliche Ruhe in skandalöse Zwistigkeiten verwandelten. Danglars schaute sie nicht einmal an, obgleich sie ihr Möglichstes tat, um in Ohnmacht zu fallen. Er schloß ohne ein weiteres Wort die Schlafzimmertür hinter sich und ging in seine Wohnung, so daß Madame Danglars, als sie aus ihrer Halbohnmacht wieder zu sich kam, glauben konnte, einen Alptraum gehabt zu haben.

66. KAPITEL

Heiratsprojekte

Am Tag nach dieser Szene, zu jener Uhrzeit, die Debray zu wählen pflegte, um auf dem Weg in sein Büro Madame Danglars einen kleinen Besuch zu machen, erschien seine Halbkutsche nicht im Hof. Zu dieser Stunde, nämlich um halb

ein Uhr mittags, verlangte Madame Danglars ihren Wagen und fuhr aus.

Danglars stand hinter einem Vorhang und lauerte auf diese Ausfahrt, die er bereits erwartet hatte. Er befahl, ihn davon in Kenntnis zu setzen, wenn Madame wieder nach Hause käme, doch um zwei Uhr war sie immer noch nicht heimgekehrt. Von zwölf bis zwei war Danglars in seinem Arbeitszimmer geblieben, entsiegelte seine Post und wurde beim Notieren unendlich vieler Zahlen immer mißmutiger. Unter anderen Besuchen erhielt er auch jenen von Major Cavalcanti, der sich immer noch so blaß, so steif und so akkurat wie gestern zu der am Vortag vereinbarten Stunde einfand, um seine Angelegenheit mit dem Bankier abzuschließen.

Um zwei Uhr verlangte er seine Pferde, begab sich in die Kammer und ließ sich für eine Rede gegen das Budget einschreiben. Als er die Kammer verließ, stieg Danglars, der während der Sitzung deutlichste Anzeichen von Aufgeregtheit erkennen ließ und herber als jemals gegen das Ministerium schimpfte, wieder in seinen Wagen und befahl dem Kutscher, ihn in die Avenue des Champs-Élysées Nummer 30 zu fahren.

Monte Christo war zu Hause, nur befand sich jemand bei ihm, und er bat deshalb Danglars, einen Augenblick im Salon zu warten. Während der Bankier wartete, ging die Tür auf und er sah einen als Abbé gekleideten Mann eintreten, der, anstatt wie er zu warten und offenbar bekannter im Haus als er, ihn kurz grüßte, in das Innere der Wohnung ging und verschwand. Als bald ging die Tür wieder auf, durch die der Priester eingetreten war, und Monte Christo erschien.

»Verzeihen Sie«, sagte er, »lieber Baron, einer meiner besten Freunde, Abbé Busoni, den Sie durchgehen sehen konnten, ist soeben in Paris angekommen. Wir haben uns schon sehr lange nicht mehr gesehen, und ich hatte nicht den Mut, ihn sofort wieder zu verlassen. Ich hoffe, daß Sie unter Berücksichtigung dieses Beweggrundes entschuldigen werden, daß ich Sie warten ließ.«

»Ach ja«, erwiderte Danglars, »das ist doch selbstverständlich. Die Schuld liegt an mir. Ich bin einfach zur falschen Zeit gekommen und gehe lieber wieder.«

»Keineswegs, im Gegenteil, setzen Sie sich doch. Aber, guter Gott! Was fehlt Ihnen denn? Sie sehen ganz kummervoll aus. Wahrhaftig, Sie erschrecken mich. Der Kummer eines Kapitalisten gleicht den Kometen. Er weissagt der Welt immer irgendein großes Unglück.«

»Was mir fehlt, mein lieber Herr«, äußerte Danglars, »ist, daß mich seit mehreren Tagen das Mißgeschick verfolgt und mir ein Unglück nach dem anderen widerfährt.«

»Ah! Mein Gott!« fragte Monte Christo. »Haben Sie einen Kursverfall an der Börse gehabt?«

»Nein, davon bin ich geheilt, wenigstens für einige Tage. Es ist für mich lediglich von einem Bankrott in Triest die Rede.«

»Wirklich? Sollte etwa Jacopo Manfredi Ihr Bankrotteur sein?«

»So ist es! Stellen Sie sich einen Mann vor, der, ich weiß nicht seit wie langer Zeit, für acht- bis neunhunderttausend Francs jährlich Geschäfte mit mir machte. Nie ein Rechenfehler, nie eine Verzögerung. Ein Bursche, der wie ein Fürst bezahlte... und bezahlt. Ich lasse mich auf einen Vorschuß von einer Million mit ihm ein, und jetzt stellt dieser Teufels von einem Jacopo Manfredi seine Zahlungen ein!«

»Wahrhaftig?«

»Das ist ein unerhörter Schlag. Ich strecke ihm sechshunderttausend Livres vor, die nicht an mich zurückbezahlt werden, und zudem besitze ich noch von ihm unterzeichnete, Ende dieses Monats bei seinem Korrespondenten in Paris zahlbare Wechsel für vierhunderttausend Francs. Wir haben den dreißigsten, ich schicke hin, die Summe zu erheben. Ha! Jawohl, der Korrespondent ist verschwunden. Wenn man meine spanische Spekulation noch hinzurechnet, komme ich da zu einer hübschen Monatsbilanz.«

»Bringt Ihnen Ihre spanische Spekulation wirklich einen Verlust?«

»Ganz sicher sogar. Siebenhunderttausend Francs fehlen in meiner Kasse. Ist ja nichts weiter.«

»Wie, zum Teufel, sind denn Sie als ein alter Fuchs zu einer solchen Schlappe gekommen?«

»Ach, daran ist meine Frau schuld. Sie träumte, Don Carlos sei nach Spanien zurückgekehrt. Sie glaubt an Träume. Es ist Magnetismus, sagt sie, und wenn sie etwas träumt, so muß dieses Etwas, wie sie versichert, unfehlbar eintreffen. Auf ihre Überzeugung erlaube ich ihr zu spekulieren. Sie hat ihre Kasse und ihren Wechselagenten, sie spielt und verliert. Es ist wahr, daß es nicht mein Geld ist, sondern das ihrige, mit dem sie spielt. Doch gleichviel. Sie werden begreifen, daß, wenn siebenhunderttausend Francs aus der Tasche der Frau wandern, der Mann es immer ein wenig spürt. Wie? Sie wußten es nicht? Die Sache hat doch ein ungeheures Aufsehen gemacht.«

»Ich hörte zwar davon, kannte aber die Details nicht. Zudem bin ich in all diesen Börsenangelegenheiten äußerst unwissend.«

»Sie spekulieren also nicht?«

»Wie soll ich nach Ihrer Meinung spekulieren? Ich, der ich schon so viel Mühe habe, meine Einkünfte zu regeln. Ich wäre genötigt, außer meinem Intendanten noch einen Angestellten und einen Kassengehilfen anzustellen. Aber, um von Spanien zu sprechen, es scheint mir, daß die Baronin die Geschichte von der Rückkehr des Don Carlos nicht völlig träumte. Haben die Zeitungen denn nichts darüber geschrieben?«

»Sie schenken also den Zeitungen Glauben?«

»Überhaupt nicht! Aber es schien mir, daß der ehrliche *Messenger* eine Ausnahme von der Regel mache und nur die sicheren Nachrichten, die Telegramme, melde.«

»Wohlan, gerade dies ist das Unerklärliche dabei«, versetzte Danglars, »daß diese Rückkehr von Don Carlos wirklich eine telegraphische Nachricht war.«

»So daß Sie in diesem Monat rund einhundertsechzigtausend Francs verlieren werden?« fragte Monte Christo.

»Nicht ›rund‹. Das ist genau die Summe.«

»Teufel! Für ein Vermögen dritter Klasse«, äußerte Monte Christo mitleidig, »ist dies ein harter Schlag.«

»Dritter Klasse?« fragte Danglars, ein wenig gedemütigt.
»Was zum Teufel verstehen Sie darunter?«

»Nun«, fuhr Monte Christo fort, »ich nehme drei Vermögenskategorien an: ein Vermögen erster Klasse, eines zweiter und eines dritter Klasse. Unter einem Vermögen erster Klasse verstehe ich eines, das aus Schätzen besteht, die man unter der Hand hat, Grundbesitz, Minen, Einkünften von Staaten wie Frankreich, Österreich, England, insofern diese Schätze, diese Minen, diese Einkünfte eine Gesamtsumme von etwa hundert Millionen bilden. Ein Vermögen zweiter Klasse nenne ich Fabrikerteile, Unternehmensverbände, Vizekönigreiche und Fürstentümer, deren Erträge einhundertfünfzigtausend Francs nicht überschreiten und im Ganzen ein Kapital von etwa fünfzig Millionen bilden. Ein Vermögen dritter Klasse sind für mich schließlich die durch zusammengesetzte Interessen gewinnbringenden Kapitalien, Gewinne, die vom Willen eines anderen oder von den Wechselfällen des Zufalles abhängen, die ein Bankrott angreift oder eine telegraphische Nachricht erschüttert, des weiteren Banken, eventuelle Spekulationen, Handlungen endlich, die den Launen jenes Mißgeschickes unterworfen sind, das man die mindere Macht nennen könnte, im Gegensatz zur höheren Macht, die die natürliche Macht ist. Das Ganze kann ein eingebildetes oder wirkliches Kapital von etwa fünfzehn Millionen bilden. Ist dies nicht ungefähr Ihr Vermögensstand, sprechen Sie?«

»Jawohl!« antwortete Danglars.

»Daraus geht hervor, daß mit sechs Monatsabschlüssen wie diesem«, fuhr Monte Christo fort, »ein Haus dritter Klasse im Todeskampf läge.«

»Oh!« erwiderte Danglars mit einem sehr blassen Lächeln.
»Wie rasch es bei Ihnen geht!«

»Na gut, nehmen wir sieben Monate an«, versetzte Monte Christo im selben Ton. »Sagen Sie mir: Dachten Sie bisweilen daran, daß siebenhundertsiebzigtausend Francs ungefähr zwölf Millionen ausmachen...? Nicht...? Nun denn, Sie haben recht, denn mit solchen Erwägungen würde man sein Kapital niemals anlegen, das für den Finanzmann das ist, was die Haut für den zivilisierten Menschen ist. Wir haben unsere mehr oder minder kostbaren Kleider, das ist unser Kredit, aber wenn der Mensch stirbt, hat er nur seine Haut. So auch besitzen Sie, wenn Sie die Geschäfte aufgeben, nur Ihr Kernvermögen, höchstens fünf bis sechs Millionen. Denn ein Vermögen dritter Klasse repräsentiert nicht viel mehr als ein Drittel oder ein Viertel seines Anscheines, wie die Lokomotive einer Eisenbahn, inmitten des Rauches, der sie einhüllt und vergrößert, nur eine mehr oder minder starke Maschine ist. Nun, von diesen fünf bis sechs Millionen, die Ihr wirklich verfügbares Vermögen bilden, verloren Sie eben erst zwei, die um ebensoviel Ihr eingebildetes Vermögen oder Ihren Kredit vermindern. Das heißt, daß Ihre Haut durch einen Aderlaß geöffnet wurde, der, viermal wiederholt, den Tod mit sich brächte... Oh, oh, geben Sie acht, Monsieur Danglars. Brauchen Sie Geld? Soll ich Ihnen welches leihen?«

»Was für ein schlechter Rechner Sie sind!« rief Danglars aus, indem er alle Schlaueit und alle Fähigkeit, sich zu verstellen, aufbot. »Gerade eben ist das Geld durch andere, glücklichere Spekulationen in meine Kassen zurückgekehrt. Das durch den Aderlaß verlorene Blut wurde durch neue Nahrung ersetzt. Ich habe in Spanien eine Schlacht verloren, ich bin in Triest geschlagen worden, aber meine Kriegsflotte aus Indien wird einige Galeonen gekapert, meine Pioniere in Me-

xiko werden irgendeine Mine entdeckt haben.«

»Sehr wohl! Sehr wohl! Aber die Narbe bleibt und wird bei dem ersten Verlust wieder aufbrechen.«

»Nein, denn ich gehe ganz sicher«, entgegnete Danglars mit der banalen Beredsamkeit des Scharlatans, dessen Beruf es mit sich bringt, seinen Kredit zu rühmen, »um mich zugrunde zu richten, müßten erst drei Regierungen zusammenstürzen.«

»Ei, das saß!«

»Der Boden müßte erst keine Ernten mehr geben.«

»Erinnern Sie sich an die sieben fetten und an die sieben mageren Kühe.«

»Oder das Meer müßte sich zurückziehen wie zu Pharaos Zeiten. Zudem gibt es mehr als ein Meer, und meine Schiffe brauchten sich nur in Karawanen zu verwandeln.«

»Um so besser, tausendmal besser, lieber Monsieur Danglars«, sagte Monte Christo, »und ich sehe, daß ich mich täuschte, und daß Sie noch zu einem Vermögen zweiter Klasse gelangen.«

»Ich glaube, nach dieser Ehre streben zu können«, versetzte Danglars mit jenem erstarrten Lächeln, das auf Monte Christo die Wirkung eines trüben Mondes machte, mit dem die schlechten Maler ihre Ruinen bekleistern, »aber weil wir eben von Geschäften sprechen«, fügte er hinzu, sehr erfreut, einen Grund zu finden, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, »sagen Sie mir doch ein wenig, was ich für Monsieur Cavalcanti tun kann?«

»Ihm Geld geben, wenn ihm ein Kredit bei Ihnen eröffnet ist und Ihnen dieser Kredit gut scheint.«

»Vortrefflich! Er kam diesen Morgen zu mir mit einem Wechsel auf vierzigtausend Francs, nach Bestätigung durch Sie auszuzahlen, von Busoni unterzeichnet. Er muß von Ihnen gegengezeichnet an mich zurückgesandt werden. Sie verstehen, daß ich ihm die vierzig Banknoten auf der Stelle ausbe-

zahlte.«

Monte Christo machte ein Zeichen mit dem Kopf, das seine ganze Zustimmung andeutete.

»Aber dies ist nicht alles«, fuhr Danglars fort. »Er hat auch seinem Sohn einen Kredit bei mir eröffnet.«

»Wieviel, ohne indiskret sein zu wollen, gibt er dem jungen Manne?«

»Fünftausend Francs monatlich.«

»Sechzigtausend Francs jährlich. Das hätte ich auch geschätzt«, sagte Monte Christo achselzuckend. »Die Cavalcanti sind Tölpel. Was soll, seiner Meinung nach, ein junger Mann mit fünftausend Francs monatlich anfangen?«

»Nun, Sie verstehen, daß, wenn der junge Mann einige tausend Francs mehr braucht...«

»Tun Sie es nicht, der Vater ließe sie Ihnen auf Ihre Rechnung. Sie kennen diese italienischen Millionäre nicht: Das sind wahre Geizhalse. Und von wem ist ihm dieser Kredit eröffnet worden?«

»Oh! Vom Hause Fenzi, einem der besten in Florenz.«

»Ich will nicht sagen, daß Sie es verlieren werden, weit entfernt, aber halten Sie sich doch lieber an den Wortlaut des Briefes.«

»Sie hätten also kein Vertrauen auf diesen Cavalcanti?«

»Ich würde ihm zehn Millionen auf seine Unterschrift geben. Er gehört zum Vermögen zweiter Klasse, von dem ich eben mit Ihnen sprach, mein lieber Monsieur Danglars.«

»Und wie schlicht er dabei ist! Ich hätte ihn für einen Major gehalten, für nichts weiter.«

»Und Sie hätten ihm Ehre erwiesen, denn Sie haben recht, er sieht nichts gleich. Als ich ihn zum erstenmal sah, machte er auf mich den Eindruck eines alten, unter seinen Epauletten etwas angeschimmelten Leutnants. Aber die Italiener sind alle so. Sie gleichen alten Juden, wenn sie einen nicht wie Magier

des Orients blenden.«

»Der junge Mann ist besser«, bemerkte Danglars.

»Ja. Vielleicht ein wenig schüchtern, aber im Ganzen entsprach er mir. Ich war seinetwegen besorgt.«

»Warum?«

»Weil Sie ihn bei mir so ziemlich am Anfang seines Eintritts in die vornehme Welt sahen, wenigstens wie man mir sagte. Er ist mit einem sehr strengen Hofmeister gereist und war nie zuvor in Paris.«

»Alle diese Italiener von Stand pflegen unter sich zu heiraten, nicht wahr?« fragte Danglars nachlässig. »Sie verbünden gerne ihr Vermögen.«

»Sie pflegen dies zu tun, das ist wahr. Aber Cavalcanti ist ein Original, der es nicht wie die anderen macht. Man wird mir den Gedanken nicht ausreden, daß er seinen Sohn nach Paris sendet, damit er dort eine Frau finde.«

»Glauben Sie?«

»Ich bin mir vollkommen sicher.«

»Und Sie hörten von seinem Vermögen?«

»Man spricht von nichts sonst. Nur sprechen ihm einige Millionen zu, während andere behaupten, daß er keinen roten Heller besitze.«

»Und was ist Ihre Meinung?«

»Sie dürfen sich aber nicht darauf berufen. Sie ist rein persönlich.«

»Und?«

»Meine Meinung ist, daß all diese Podestà, diese ehemaligen Condottieri – denn diese Cavalcanti haben Armeen kommandiert und Provinzen regiert –, meine Meinung, sage ich, ist, daß sie Millionen in Winkeln verscharrt haben, die nur die Stammhalter wissen und von Generation zu Generation wieder dem nächsten Stammhalter verraten werden. Der Beweis

liegt darin, daß sie alle gelb und dürr sind wie ihre Guldenstücke aus der Zeit der Republik, von der sie durch vieles Anschauen einen Abglanz bewahren.«

»Sehr gut«, sagte Danglars, »und um so wahrer, als man weiß, daß all diese Leute da keinen Zoll Grundeigentum besitzen.«

»Jedenfalls sehr wenig. Ich wenigstens weiß nur, daß Cavalcanti einen Palast in Lucca hat.«

»Ah! Er hat einen Palast!« äußerte Danglars lachend. »Das ist schon etwas.«

»Ja, und zudem vermietet er ihn an den Finanzminister, während er selbst in einem Häuschen wohnt. Oh! Ich sagte es Ihnen schon, ich halte den guten Mann für geizig.«

»Nun, nun, Sie schmeicheln ihm nicht gerade.«

»Hören Sie, ich kenne ihn kaum. Ich mag ihn etwa dreimal in meinem Leben gesehen haben. Was ich von ihm weiß, weiß ich von Abbé Busoni und von ihm selbst. Er sprach diesen Morgen mit mir von seinen Plänen mit seinem Sohn und gab mir so halb und halb zu verstehen, daß er, überdrüssig, beträchtliche Fonds in Italien schlummern zu sehen, das ein totes Land ist, Gelegenheit finden möchte, seine Millionen entweder in Frankreich oder in England gewinnbringend anzulegen. Aber bemerken Sie jedenfalls wohl, daß ich, ungeachtet meines großen persönlichen Vertrauens auf den Abbé Busoni, für nichts gut stehe.«

»Gleichviel, ich danke für den Klienten, den Sie mir zubrachten. Da habe ich einen sehr schönen Namen in meine Register einzuzeichnen, und mein Kassier, dem ich erklärte, wer die Cavalcanti waren, ist ganz stolz darauf. Apropos – und dies ist eine einfache Detailfrage aus rein touristischem Interesse –, geben diese Leute ihren Söhnen, wenn sie dieselben verheiraten, Mitgift?«

»Ach, mein Gott! Je nachdem. Ich kannte einen italienischen Fürsten, reich wie eine Goldmine, einer der ersten Na-

men in der Toskana, der, wenn seine Söhne sich nach seinem Gutdünken vermählten, ihnen Millionen gab, und wenn sie wider seinen Willen heirateten, ihnen nur eine Rente von dreißig Talern monatlich anwies. Nehmen wir an, Andrea heirate nach den Ansichten seines Vaters, so wird er ihm vielleicht ein, zwei, drei Millionen mitgeben. Wäre die Auserwählte zum Beispiel die Tochter eines Bankiers, so würde er vielleicht ein Teilhaber des Hauses des Schwiegervaters seines Sohnes. Setzen Sie dagegen den Fall, daß ihm seine Schwiegertochter mißfiele: dann gute Nacht! Vater Cavalcanti legt die Hand auf den Schlüssel seiner Geldkiste, dreht ihn zweimal im Schloß um, und siehe da, Meister Andrea ist genötigt, wie ein Sohn aus gutem Hause in Paris zu leben, Karten zinkend oder mit Würfeln betrogend.«

»Dieser Junge wird eine Prinzessin aus Bayern oder Peru ausfindig machen. Er wird eine bedeutende Krone wollen, ein Eldorado, garniert mit dem Silber von Potosi.«

»Nein, all jene großen Herren jenseits der Berge heiraten häufig einfache Sterbliche. Sie sind wie Jupiter, sie kreuzen gerne die Rassen. Ah! Aber wollen Sie Andrea verheiraten, mein lieber Monsieur Danglars, daß Sie alle diese Fragen an mich stellen?«

»Meiner Treu«, antwortete Danglars, »dies schiene mir keine schlechte Spekulation, und ich bin nun mal ein Spekulant.«

»Doch nicht mit Mademoiselle Danglars, hoffe ich. Sie möchten den armen Andrea nicht von Albert umbringen lassen?«

»Albert...«, sagte Danglars achselzuckend. »Ach ja, der wäre nicht betrübt.«

»Aber er ist mit Ihrer Tochter verlobt, glaub' ich?«

»Genau gesagt, haben Monsieur de Morcerf und ich von dieser Heirat bisweilen gesprochen, aber Madame de Morcerf und Albert...«

»Wollen Sie etwa sagen, daß er keine gute Partie wäre?«

»Ei, ei! Mademoiselle Danglars ist wohl soviel wert wie Monsieur de Morcerf, dünkt mir!«

»Die Mitgift von Mademoiselle Danglars wird bestimmt ordentlich sein, ich zweifle nicht daran, zumal wenn der Telegraph keine neuen tollen Streiche macht.«

»Oh! Es geht nicht nur um die Mitgift, aber, auch recht. Sagen Sie mir doch...«

»Was?«

»Warum haben Sie nicht Morcerf und seine Familie zu Ihrem Gastmahl eingeladen?«

»Ich tat es auch, aber er hat eine Reise nach Dieppe mit Madame de Morcerf vorgeschützt, der Meeresluft geraten wurde.«

»Ja, ja«, versetzte Danglars lachend, »sie muß ihr wohl bekommen.«

»Warum?«

»Weil dies die Luft ist, die sie in ihrer Jugend einatmete.«

Monte Christo ließ die Stichelei vorübergehen, scheinbar ohne darauf zu achten.

»Wenn auch Albert nicht so reich ist wie Mademoiselle Danglars«, bemerkte der Graf, »so können Sie doch nicht leugnen, daß er einen schönen Namen führt?«

»Das mag sein. Mir ist aber der meinige ebenso lieb«, erwiderte Danglars.

»Gewiß, Ihr Name ist bekannt und hat den Titel geziert, womit man ihn zu zieren glaubte. Aber Sie sind ein allzu intelligenter Mann, um nicht begriffen zu haben, daß, nach gewissen Vorurteilen, die zu tief verwurzelt sind, um sie auszu-rotten, ein Adel von fünf Jahrhunderten mehr wert ist als ein Adel von zwanzig Jahren.«

»Und gerade deshalb«, versetzte Danglars mit einem Lächeln, das er sardonisch zu machen suchte, »gerade deshalb würde ich Monsieur Andrea Cavalcanti Monsieur Albert de

Morcerf vorziehen.«

»Ich meine denn doch«, sagte Monte Christo, »daß die Morcerf den Cavalcanti in nichts nachstehen?«

»Die Morcerf...! Sehen Sie, mein lieber Graf«, erwiderte Danglars, »Sie sind ein rechtschaffener Mann, nicht wahr?«

»Ich glaube.«

»Und auch Wappenkenner?«

»Ein wenig.«

»Wohlan, schauen Sie die Farbe des meinigen an. Sie ist kräftiger als jene in Morcerfs Wappen?«

»Und warum?«

»Weil ich, wenn ich nicht Baron von Herkunft bin, so wenigstens Danglars heiße.«

»Und?«

»Während er nicht Morcerf heißt.«

»Wie? Er heißt nicht Morcerf?«

»Nicht einmal annähernd.«

»Ach, hören Sie auf!«

»Mich hat jemand zum Baron gemacht, so daß ich es bin. Er hat sich selbst zum Grafen gemacht, also ist er es nicht.«

»Unmöglich!«

»Hören Sie, mein lieber Graf«, fuhr Danglars fort, »Monsieur de Morcerf ist mein Freund oder vielmehr mein Bekannter seit dreißig Jahren. Sie wissen, daß ich auf mein Wappen keinen großen Wert lege, da ich meine Abkunft nie vergessen habe.«

»Das ist der Beweis einer großen Demut oder eines großen Stolzes«, äußerte Monte Christo.

»Nun denn, als ich ein unbedeutender Angestellter war, war Morcerf ein einfacher Fischer.«

»Und er hieß damals?«

»Fernand.«

»Ist das sein ganzer Name?«

»Fernand Mondego.«

»Sind Sie sich wirklich sicher?«

»Bei Gott! Er verkaufte so viele Fische an mich, daß ich ihn wohl kennen muß.«

»Warum wollen Sie dann seinem Sohn Ihre Tochter geben?«

»Weil Fernand und Danglars, beide Emporkömmlinge, beide in den Adelsstand erhoben, beide reich geworden, im Grunde vom gleichen Schlag sind, ausgenommen jedoch gewisser Dinge, die man von ihm, aber nie von mir gesprochen hat.«

»Was denn?«

»Ach, nichts.«

»Ah ja, ich verstehe. Was Sie mir da sagen, frischt im Zusammenhang mit dem Namens Fernand Mondego mein Gedächtnis auf. Ich hörte diesen Namen in Griechenland.«

»Mit bezug auf die Geschichte um Ali Pascha?«

»So ist es.«

»Dies ist ein Geheimnis«, erwiderte Danglars, »und ich gestehe, daß ich viel darum gegeben hätte, es zu enthüllen.«

»Das war nicht schwer, wenn Sie es wirklich gewollt hätten.«

»Wieso?«

»Sie haben doch bestimmt irgendeinen Korrespondenten in Griechenland?«

»Bei Gott!«

»In Jannina?«

»Ich habe sie überall.«

»Na, schreiben Sie an Ihren Korrespondenten in Jannina und fragen Sie ihn, welche Rolle ein Franzose namens Fernand bei

dem Tod von Ali Tebelin gespielt habe.«

»Sie haben recht!« rief Danglars aus, sich rasch erhebend.
»Ich werde noch heute schreiben.«

»Tun Sie das.«

»Das werde ich.«

»Und wenn Sie irgendeine recht skandalöse Nachricht bekommen...«

»Dann werde ich sie Ihnen mitteilen.«

»Sie würden mir ein Vergnügen bereiten.«

Danglars eilte aus dem Zimmer und war mit einem Satz in seinem Wagen.

67. KAPITEL

Im Arbeitszimmer des königlichen Staatsanwalts

Lassen wir den Bankier im scharfen Trab seiner Pferde heimkehren und folgen wir Madame Danglars auf ihrem mittäglichen Ausflug.

Wir sagten, daß Madame Danglars um halb eins ihre Pferde verlangt habe und ausgefahren sei. Sie fuhr zum Faubourg Saint-Germain, schlug die Rue Mazarin ein und ließ an der Passage du Pont-Neuf halten. Sie stieg aus und ging über die Straße. Sie war sehr schlicht gekleidet, wie es sich für eine Dame von Geschmack gehört, die morgens das Haus verläßt. In der Rue Guénégaud nahm sie eine Droschke und gab die Rue du Harlay als das Ziel ihrer Fahrt an. Kaum war sie im Wagen, als sie einen sehr dichten, schwarzen Schleier aus ihrer Tasche zog, den sie auf ihrem Strohhut befestigte. Dann setzte sie ihren Hut wieder auf, betrachtete sich in einem kleinen Taschenspiegel und bemerkte mit Vergnügen, daß man an ihr nur ihre weiße Haut und die blitzenden Sterne ihrer Augen

sehen konnte. Der Kutscher fuhr über den Pont-Neuf und kam über die Place Dauphine in die Cour du Harlay. Er wurde bezahlt, als er den Schlag öffnete, und Madame Danglars eilte zur Treppe, die sie rasch hinaufging, und kam bald in die Salle des Pas-Perdus.

Vormittags herrschte im Justizpalast reges Treiben, und noch mehr als anderswo liefen hier geschäftige Menschen herum. Die Geschäftigen schauten den Damen nicht nach, und so ging Madame Danglars also durch die Salle des Pas-Perdus, ohne mehr Beachtung zu finden als die zehn anderen Frauen, die nach ihren Advokaten Ausschau hielten. Eine Menge Leute waren im Vorzimmer von Monsieur de Villefort, aber Madame Danglars brauchte nicht einmal ihren Namen zu nennen. Sobald sie erschien, stand ein Gerichtsdieners auf, ging auf sie zu, fragte sie, ob sie die Person sei, die der Staatsanwalt bestellt habe, und führte sie auf ihre bejahende Antwort durch einen zum Arbeitsbereich Monsieur de Villeforts gehörigen Korridor.

Der Justizbeamte saß schreibend in seinem Lehnstuhl, mit dem Rücken zur Tür. Er hörte die Türe öffnen, den Gerichtsdieners die Worte sprechen: »Treten Sie ein, Madame!«, und die Tür sich wieder schließen, ohne eine einzige Bewegung zu machen. Aber kaum hörte er die Schritte des Dieners in der Ferne verhallen, als er sich rasch umwandte, den Riegel vorschob, die Vorhänge zuzog und jeden Winkel des Zimmers untersuchte. Nachdem er sicher sein konnte, weder gesehen noch gehört werden zu können, und folglich beruhigt war, sagte er: »Ich danke Ihnen, Madame, für Ihre Pünktlichkeit.«

Und er bot ihr einen Sitzplatz, den Madame Danglars annahm, denn das Herz schlug ihr so heftig, daß sie fast zu ersticken vermeinte.

»Es ist schon sehr lange her, Madame«, fuhr der Staatsanwalt fort, der sich ebenfalls setzte, nachdem er seinen Lehnstuhl umgedreht hatte, um Madame Danglars gegenüber zu sitzen, »daß mir das Glück widerfuhr, allein mit Ihnen zu

sprechen, und zu meinem großen Leidwesen finden wir uns wieder, um eine sehr peinliche Unterredung zu führen.«

»Sie sehen jedoch, Monsieur, daß ich auf Ihre erste Einladung hin gekommen bin, obwohl diese Unterredung für mich bestimmt weit peinlicher sein kann als für Sie.«

Villefort lächelte bitter.

»Es ist also wahr«, sagte er, mehr seinem eigenen Gedanken, als der Äußerung Madame Danglars' antwortend, »es ist also wahr, daß alle unsere Handlungen Spuren, die einen düstere, die anderen leuchtende, in unserer Vergangenheit zurücklassen! Es ist also wahr, daß alle unsere Schritte in diesem Leben dem Kriechen der Schlange im Sand gleichen und eine Furche bilden! Ach, für viele ist diese Furche jene ihrer Tränen.«

»Monsieur«, versetzte Madame Danglars, »Sie sehen meine Aufregung, nicht wahr? Schonen Sie mich also, ich bitte Sie. Dieses Zimmer, in dem so viele Schuldige zitternd und schamrot erschienen, dieser Lehnstuhl, auf den auch ich schamrot und zitternd mich setze...! Oh! Sehen Sie, ich bedarf meiner vollen Vernunft, um in mir nicht eine sehr schuldige Frau und in Ihnen einen drohenden Richter zu sehen.«

Villefort schüttelte den Kopf und seufzte.

»Und ich«, erwiderte er, »ich sage, daß mein Platz nicht in dem Lehnstuhl des Richters, wohl aber auf der Bank des Angeklagten ist.«

»Sie?« fragte Madame Danglars erstaunt.

»Ja, ich.«

»Ich glaube, Monsieur, daß Ihr Puritanismus die Lage übertreibt«, sagte Madame Danglars, deren tiefblaue Augen sich durch einen flüchtigen Schimmer verklärten. »Jene Furchen, von denen Sie eben sprachen, wurden schon immer von einer feurigen Jugend gezogen. In der Tiefe der Leidenschaften, jenseits des Vergnügens, gibt es immer ein paar Gewissens-

bisse. Deshalb hat das Evangelium, diese ewige Zuflucht der Unglücklichen, uns armen Frauen das bewunderungswürdige Gleichnis von dem sündigen Mädchen und von der Ehebrecherin gegeben. Daher denke ich bisweilen, ich gesteh's Ihnen, wenn ich mich an jene Verirrungen meiner Jugend erinnere, daß Gott sie mir verzeihen wird, denn sie fanden, wenn auch nicht ihre Entschuldigung, so wenigstens ihren Ausgleich in meinen Leiden. Aber was habt Ihr bei all dem zu fürchten, Ihr Männer, die die Welt entschuldigt und die ein Skandal noch veredelt?«

»Madame«, versetzte Villefort, »Sie kennen mich. Ich bin kein Heuchler oder wenigstens kein Heuchler ohne Grund. Wenn meine Stirn ernst ist, so deshalb, weil viele Mißgeschicke sie verdüsterten. Wenn mein Herz versteinert ist, so deshalb, um die Erschütterungen ertragen zu können, die es erlitt. In meiner Jugend war ich nicht so, ich war auch an jenem Verlobungsabend nicht so, als wir alle in der Rue du Cours in Marseille um eine Tafel herum saßen. Aber seitdem hat sich alles in mir und um mich herum sehr verändert. Mein Leben hat sich damit abgenützt, schwierige Dinge zu erstreben und beim Auftreten von Schwierigkeiten jene zu zerschmettern, die sich freiwillig oder unfreiwillig, aus eigenem Antrieb oder zufällig mir in den Weg stellten. Es ist selten, daß, was man von ganzem Herzen wünscht, nicht von jenen mit Zähnen und Klauen verteidigt wird, von denen man es bekommen oder denen man es entreißen will. Daher sind die meisten schlechten Taten der Menschen in die Form scheinbarer Notwendigkeit gekleidet. Wird die schlechte Tat in einem Zustand angespannter seelischer Verfassung, von Furcht und Geistesverwirrung begangen, dann sieht man, daß man, wäre man ihr nur ausgewichen, an ihr hätte vorbeugehen können. Das Mittel, das so passend gewesen wäre und das man in seiner Blindheit nicht sah, erscheint nun dem Blick leicht und einfach. Man sagt bei sich: ›Warum tat ich nicht dies, anstatt jenes zu tun?‹ Sie, die Damen, dagegen werden selten von

Gewissensbissen gequält, denn sehr selten kommt der Entschluß von Ihnen. Ihre Mißgeschicke sind Ihnen fast immer auferlegt, Ihre Fehler sind fast immer das Verbrechen anderer.«

»Jedenfalls, Monsieur, gestehen Sie es«, erwiderte Madame Danglars, »daß ich, wenn ich einen Fehler beging und dieser Fehler ein persönlicher war, gestern abend hart dafür bestraft wurde.«

»Arme Frau!« sagte Villefort und drückte ihr die Hand. »Zu hart für Ihre Kräfte, denn zweimal waren Sie nahe daran zu unterliegen, und dennoch...«

»Nun?«

»Nun... dennoch muß ich Ihnen sagen: Raffen Sie Ihren ganzen Mut zusammen, Madame, denn Sie sind noch nicht am Ziel.«

»Mein Gott!« rief Madame Danglars erschrocken aus. »Was denn noch?«

»Sie sehen nur die Vergangenheit, Madame, und die ist in der Tat finster. Wohlan, stellen Sie sich eine noch finstere Zukunft vor, eine... sicherlich gräßliche... vielleicht blutige Zukunft...!«

Die Baronin kannte Villeforts Ruhe. Sie erschrak so sehr über seine Erregung, daß sie den Mund zu einem Ausruf öffnete, der Ausruf aber in ihrer Kehle steckenblieb.

»Wie konnte diese schreckliche Vergangenheit wieder aufstehen?« rief Villefort aus. »Wie ist sie aus der Tiefe des Grabes und aus der Tiefe unserer Herzen, worin sie schlief, wie ein Gespenst aufgetaucht, um unsere Wangen erblassen und unsere Stirn erröten zu lassen?«

»Ach!« sagte Hermine. »Sicher durch einen Zufall!«

»Durch Zufall!« versetzte Villefort. »Nein, nein, Madame, es gibt keinen Zufall!«

»O doch! Ist es nicht ein... freilich fataler Zufall, aber denn

doch ein Zufall, der all das bewirkte? Ist es nicht ein Zufall, daß der Graf von Monte Christo dieses Haus kaufte? Ist es nicht ein Zufall, daß er den Boden umgraben ließ? Ist es nicht schließlich ein Zufall, daß dieses unglückliche Kind unter den Bäumen ausgegraben wurde? Armes, unschuldiges Geschöpf, aus mir hervorgegangen, dem ich nie einen Kuß geben konnte, dem ich aber viele Tränen weihte! Ah! Mein ganzes Herz flog dem Grafen entgegen, als er von dieser geliebten, unter Blumen gefundenen sterblichen Hülle sprach.«

»Nun, nein, Madame, und das ist es, was ich Ihnen Schreckliches zu sagen habe«, entgegnete Villefort mit dumpfer Stimme. »Nein, es wurde keine sterbliche Hülle unter den Blumen gefunden, nein, es wurde kein Kind ausgegraben, nein, man muß nicht weinen, nein, man muß nicht seufzen, man muß zittern.«

»Was wollen Sie damit sagen?« rief Madame Danglars aus, der es schauderte.

»Ich will damit sagen, daß Monsieur von Monte Christo, wenn er am Fuße jener Bäume graben ließ, weder ein Kinderskelett noch Kästchenbeschläge finden konnte, weil unter jenen Bäumen weder jenes noch diese waren.«

»Weder jenes noch diese waren dort«, sprach ihm Madame Danglars nach und heftete ihre Augen auf den Staatsanwalt, deren furchtbar erweiterte Pupillen einen panischen Schrecken verrieten. »Weder jenes noch diese waren dort«, wiederholte sie wieder wie eine Person, die durch den Klang ihrer Worte und den Laut ihrer Stimme ihre Gedanken zu bannen sucht, die ihr zu entgleiten drohen.

»Nein!« sagte Villefort, indem er die Stirn in seine Hände sinken ließ. »Nein, hundertmal nein...!«

»Aber haben Sie denn das arme Kind nicht dorthin gelegt, Monsieur? Warum sollten Sie mich täuschen? Zu welchem Zweck, sprechen Sie?«

»Doch, doch. Aber hören Sie mich an, hören Sie mich an,

Madame, und Sie werden mich beklagen, mich, der ich zwanzig Jahre lang die Last der Leiden, die ich Ihnen schildern will, getragen habe, ohne auch nur den geringsten Teil davon Ihnen aufzubürden.«

»Mein Gott! Sie erschrecken mich! Doch egal, sprechen Sie, ich höre Sie an.«

»Sie wissen, wie jene schmerzvolle Nacht verlief, da Sie dem Tode nah auf Ihrem Bett lagen, in jenem mit rotem Damast tapezierten Zimmer, während ich, fast so beklommenen Atems wie Sie, Ihrer Erlösung harnte. Das Kind kam, wurde mir übergeben, ohne eine Bewegung zu tun, ohne Atem, ohne Stimme: Wir hielten es für tot.«

Madame Danglars machte eine rasche Bewegung, wie wenn sie von ihrem Stuhl hätte aufspringen wollen. Aber Villefort hielt sie auf, die Hände faltend, wie um ihre Aufmerksamkeit anzuflehen.

»Wir hielten es für tot«, wiederholte er. »Ich legte es in ein Kästchen, das den Sarg ersetzen sollte, ging in den Garten hinab, schaufelte ein Grab und scharfte es hastig ein. Ich hatte es kaum vollends mit Erde bedeckt, als dieser Korse seinen Arm gegen mich erhob. Ich sah einen Schatten sich aufrichten, einen Blitz leuchten. Ich fühlte einen Schmerz, ich wollte schreien, ein eisiger Schauer durchrieselte meinen ganzen Leib und krampfte meine Kehle zusammen... Ich sank sterbend zu Boden und hielt mich für getötet. Nie werde ich Ihren Edelmut vergessen, als ich wieder zu mir gekommen, mich halbtot bis an den Treppenabsatz schleppte, wo Sie, selbst dem Tode nah, mir entgegenkamen. Man mußte die schreckliche Katastrophe verschweigen. Sie hatten den Mut, wieder in Ihr Haus zurückzukehren, gestützt von Ihrer Amme. Ein Duell war der Vorwand meiner Wunde. Gegen alle Erwartung konnten wir beide das Geheimnis bewahren. Man brachte mich nach Versailles. Drei Monate lang rang ich mit dem Tode. Als ich mich endlich wieder dem Leben zuzuwenden schien, verordnete man mir die Sonne und die Luft des Südens. Vier

Männer trugen mich von Paris nach Châlons, täglich sechs Meilen zurücklegend. Madame de Villefort folgte der Trage in ihrem Wagen. In Châlons brachte man mich auf ein Schiff auf der Saône, dann trug mich die Rhône nur durch die Schnelligkeit der Strömung nach Arles hinunter. Von Arles aus begab ich mich wieder in meine Sänfte und setzte meinen Weg nach Marseille fort. Meine vollständige Genesung nahm zehn Monate in Anspruch. Ich hörte nichts mehr von Ihnen und wagte nicht, mich zu erkundigen, was aus Ihnen geworden sei. Nach Paris zurückgekehrt, erfuhr ich, daß Sie, die Witwe von Monsieur de Nargonne, Monsieur Danglars geheiratet haben. An was dachte ich, seit ich das Bewußtsein wiedererlangt hatte? Immer an dasselbe, immer an jene Kindsleiche, die allnächtlich in meinen Träumen aus dem Schoße der Erde auftauchte und über der Grube schwebte, mir mit Blicken und Gesten drohend. Daher erkundigte ich mich, als ich gerade erst wieder frisch in Paris war. Das Haus war, seitdem wir es verließen, nicht bewohnt, aber kurz davor für neun Jahre vermietet worden. Ich besuchte den Mieter, gab den dringenden Wunsch vor, ich wolle das Haus, das dem Vater und der Mutter meiner Frau gehörte, nicht in fremde Hände geraten sehen, und bot eine Entschädigung für den Rücktritt vom Pachtvertrag. Man verlangte sechstausend Francs von mir. Ich hätte zehntausend, ich hätte zwanzigtausend dafür gegeben. Ich hatte sie bei mir, ich ließ auf der Stelle die Aufhebung des Vertrags unterzeichnen. Im Besitz dieses so sehr ersehnten Papiers, sprengte ich dann im Galopp nach Auteuil. Niemand hatte das Haus betreten, seitdem ich es verlassen hatte. Es war fünf Uhr nachmittags. Ich ging in das rote Zimmer hinauf und erwartete die Nacht. Dort erschien meinem Geist alles, was ich seit einem Jahr in meinem beständigen Todeskampf bei mir sagte, viel drohender als jemals.

Jener Korse, der mir die Vendetta erklärte, der mir von Nîmes nach Paris folgte, jener Korse, der im Garten versteckt war, mir den Stoß versetzte, mich die Grube graben

sah, hatte auch gesehen, wie ich das Kind eingrub. Er konnte Ihren Namen herausfinden. Vielleicht kannte er Sie auch schon... Möglicherweise wollte er Sie später einmal erpressen, sich das Geheimnis dieser schrecklichen Geschichte teuer bezahlen lassen wollen...? Würde es nicht eine besonders süße Rache für ihn sein, zu erfahren, daß ich an seinem Dolchstich nicht gestorben war? Es war also dringend nötig, daß ich unverzüglich die Spuren jener Vergangenheit beseitigte, daß ich jeden sichtbaren Überrest davon vernichtete. Immer noch war das Ganze allzu wirklich in meiner Erinnerung. Aus diesem Grund hatte ich den Pachtvertrag rückgängig gemacht, aus diesem Grund war ich gekommen, aus diesem Grund wartete ich. Die Nacht brach an. Ich ließ sie ganz dunkel werden. Ich war ohne Licht in diesem Zimmer, in dem Windstöße die Türvorhänge blähten und hinter denen ich immer irgendeinen Lauscher versteckt wähnte. Von Zeit zu Zeit fuhr ich zusammen, und ich glaubte hinter meinem Rücken in jenem Bett Ihr Stöhnen zu hören und wagte nicht, mich umzudrehen. Mein Herz schlug in der Stille. Ich fühlte es so heftig schlagen, daß ich meinte, die Wunde würde wieder aufbrechen. Endlich hörte ich die verschiedenen ländlichen Geräusche der Umgebung nacheinander verstummen. Ich sah ein, daß ich nichts mehr zu befürchten habe, daß ich weder gesehen noch gehört werden könnte, und entschloß mich, hinabzugehen. Hören Sie, Hermine, ich glaube, so mutig zu sein wie irgendein anderer Mann. Aber als ich aus meiner Brusttasche jenen kleinen Schlüssel zur Treppe zog, den ich in meinen Kleidern wiederfand, jenen kleinen Schlüssel, der uns beiden so lieb war und den Sie an einem goldenen Ring wollten befestigen lassen, als ich die Tür öffnete, als ich durch die Fenster den bleichen Mond auf die Treppenstufen einen langen Lichtstreifen gleich einem Gespenst werfen sah, hielt ich mich an der Wand fest und war nahe daran zu schreien. Ich glaubte, ich müßte wahnsinnig werden. Endlich gelang es mir, mich zu beherrschen. Ich

stieg Stufe für Stufe die Treppe hinab. Das einzige, was ich nicht überwinden konnte, war ein seltsames Zittern in den Knien. Ich umklammerte das Geländer. Hätte ich es nur einen Augenblick losgelassen, ich wäre hinuntergestürzt. Ich kam bei der unteren Tür an; an der Außenmauer lehnte ein Spaten. Ich nahm ihn und ging auf die Baumgruppe zu. Ich hatte eine Laterne dabei. Mitten auf dem Rasen blieb ich stehen, um sie anzuzünden, dann setzte ich meinen Weg fort.

Der November neigte sich dem Ende zu, alles Grün des Gartens war verschwunden, die Bäume glichen nur mehr Skeletten mit langen dünnen Armen, und die welken Blätter raschelten mit dem Sand unter meinen Schritten. Der Schrecken preßte mir das Herz so stark zusammen, daß ich, mich der Baumgruppe nähernd, eine Pistole aus meiner Tasche zog und sie spannte. Ich glaubte immer, durch die Äste das Gesicht des Korsen zu erblicken. Ich erhellte die Baumgruppe mit meiner Blendlaterne. Niemand war da. Ich warf Blicke um mich, ich war allein. Kein Geräusch störte die Stille der Nacht als das Geheul der Nachteule, deren schrillendes und klägliches Kreischen einem Zuruf an die Geister der Nacht glich. Ich befestigte meine Laterne an einem Gabelast, den ich schon ein Jahr früher an derselben Stelle bemerkt hatte, wo ich stehenblieb, um die Grube auszuheben. Das Gras war während des Sommers an dieser Stelle sehr dicht geworden, und im Herbst war niemand gekommen, um es zu mähen. Dennoch fesselte eine minder üppige Stelle meine Aufmerksamkeit. Offenbar hatte ich dort die Erde umgewühlt. Ich machte mich ans Werk. So hatte denn jene Stunde für mich geschlagen, auf die ich seit einem Jahr wartete! Aber, wie ich auch hoffen, wie ich auch arbeiten, wie ich auch jeden Grasbüschel untersuchen mochte, weil ich dachte, an der Spitze meines Spatens einen Widerstand gespürt zu haben – nichts! Und doch machte ich eine doppelt so große Öffnung, als die erste war. Ich glaubte, mich geirrt, mich hinsichtlich der Stelle getäuscht zu haben. Ich orientierte mich neu, ich schaute die

Bäume an, ich versuchte Einzelheiten wiederzuentdecken, die mir damals aufgefallen waren. Ein kalter und scharfer Wind blies durch die entblätterten Zweige, und dennoch rann mir der Schweiß über die Stirn. Ich erinnerte mich, den Dolchstich erhalten zu haben, als ich gerade die Erde stampfte, um die Grube wieder zu bedecken. Während des Stampfens hielt ich mich an einem falschen Ebenholzbaum fest. Hinter mir war ein künstlicher Felsen, ein Ruhesitz für Spaziergänger, denn als ich fiel, hatte meine Hand, eben als sie den Baumstamm losließ, die Kühle dieses Steines gefühlt. Zu meiner Rechten stand besagter Baum, hinter mir lag der Felsen. Ich warf mich in derselben Richtung zu Boden, ich stand wieder auf, ich begann wieder zu graben und die Öffnung zu erweitern – nichts und wieder nichts: Das Kästchen war nicht da.«

»Das Kästchen war nicht da!« murmelte Madame Danglars, deren Atem vor Schrecken ganz beklommen war.

»Glauben Sie nicht, daß ich mich auf diesen Versuch beschränkte«, fuhr Villefort zu erzählen fort, »nein. Ich wühlte die ganze Baumgruppe um. Ich dachte, daß der Mörder, nachdem er das Kästchen ausgegraben hatte, und es forttrug in der Meinung, es enthalte einen Schatz, den er an sich nehmen wollte, dann, wenn er seinen Irrtum bemerkt hatte, ebenfalls eine Öffnung gemacht und es hineingelegt habe – nichts! Dann kam mir der Gedanke, er habe gar nicht so viele Vorsichtsmaßregeln angewandt und es lediglich in irgendeinen Winkel geworfen. Um der letzteren Vermutung nachgehen zu können, mußte ich den Tag erwarten. Ich ging wieder in das Zimmer hinauf und wartete.«

»Oh! Mein Gott!«

»Bei Tagesanbruch ging ich wieder hinunter. Mein erster Besuch galt der Baumgruppe. Ich hoffte, dort Spuren zu finden, die mir in der Dunkelheit entgangen waren. Ich hatte die Erde auf einer Oberfläche von mehr als zwanzig Quadratfuß und in einer Tiefe von mehr als zwei Fuß umgewühlt. Ein Tag würde einem bezahlten Arbeiter kaum genügt haben, um das

zu schaffen, was ich in einer Stunde getan hatte. Nichts, ich sah nichts, gar nichts. Dann machte ich mich auf die Suche nach dem Kästchen, entsprechend der Vermutung, daß es in irgendeinen Winkel geworfen wurde. Dies müßte dann entlang des Wegs sein, der zur Ausgangstür führte. Aber diese neue Nachforschung blieb ebenso fruchtlos wie die erste, und mit zusammengepreßtem Herzen kam ich zur Baumgruppe zurück, die selbst mir keine Hoffnung mehr ließ.«

»Oh!« rief Madame Danglars. »Da mußte man ja wahnsinnig werden!«

»Damals hoffte ich darauf«, sagte Villefort, »konnte mich aber dieses Glückes nicht erfreuen. Dennoch raffte ich noch einmal alle meine Kräfte und Gedanken zusammen und fragte mich: ›Warum sollte jener Mensch den Leichnam mitgenommen haben?««

»Um einen Beweis zu haben, wie Sie sagten«, versetzte Madame Danglars.

»Nein, nein, Madame, das konnte es nicht mehr sein. Man behält keine Leiche ein Jahr lang. Man zeigt sie einer obrigkeitlichen Person und macht seine Anzeige. Nun aber ist von all dem nichts geschehen.«

»Nun denn, also...?« fragte Hermine zitternd.

»Also gibt es etwas Schrecklicheres für uns, etwas Unseliges, etwas Entsetzlicheres: Das Kind war vielleicht lebendig, und der Mörder hat es gerettet.«

Madame Danglars stieß einen furchtbaren Schrei aus und stammelte, Villeforts Hände umklammernd: »Mein Kind war lebendig! Sie haben mein Kind lebendig eingegraben, Monsieur! Sie waren nicht sicher, daß mein Kind tot war, und haben es eingegraben, Ah...!«

Madame Danglars hatte sich wieder emporgerichtet und stand fast drohend vor dem Staatsanwalt, dessen Hände sie zwischen ihren zarten Fingern preßte.

»Was weiß ich? Ich sage Ihnen dies, wie ich Ihnen etwas anderes sagen würde«, versetzte Villefort mit einer Starrheit des Blickes, der andeutete, daß dieser so mächtige Mann dabei war, die Grenzen zu Verzweiflung und Wahnsinn zu erreichen.

»Ah! Mein Kind, mein armes Kind!« rief die Baronin aus, sank auf ihren Stuhl zurück und erstickte ihr Schluchzen in ihrem Taschentuch.

Villefort kam wieder zu sich und sah ein, daß er, um den Sturm der Mütterlichkeit abzuwenden, der sich über seinem Kopf zusammenbraute, bei Madame Danglars den Schrecken verscheuchen müsse, den er selbst fühlte.

»Sie verstehen also, daß, wenn dem so ist«, sagte er und stand ebenfalls auf, um sich der Baronin zu nähern und mit leiserer Stimme mit ihr zu sprechen, »wir verloren sind. Dieses Kind lebt, und irgend jemand weiß, daß es lebt, irgend jemand weiß unser Geheimnis. Und wenn Monte Christo in unserer Gegenwart von einem vergrabenen Kind spricht, wo dieses Kind gar nicht mehr war, so bedeutet dies, daß er dieses Geheimnis kennt.«

»Gott! Gerechter Gott! Rächender Gott!« murmelte Madame Danglars.

Villefort antwortete nur durch eine Art von Stöhnen.

»Aber dieses Kind, dieses Kind, Monsieur?« fuhr die Mutter hartnäckig fort.

»Oh! Wie habe ich es gesucht!« erwiderte Villefort händeringend. »Wie oft habe ich es in meinen langen, schlaflosen Nächten gerufen! Wie oft wünschte ich mir königlichen Reichtum, um eine Million Geheimnisse einer Million Menschen abzukaufen und mein Geheimnis darunter zu finden! Endlich, eines Tages, als ich zum hundertstenmal den Spaten wieder nahm, fragte ich mich ebenfalls zum hundertstenmal, was dieser Korse mit dem Kind tun konnte. Ein Kind behindert einen Menschen, der auf der Flucht ist. Vielleicht hatte er

es, als er bemerkte, daß es noch lebte, in den Strom geworfen.«

»Oh! Unmöglich!« rief Madame Danglars aus. »Man ermordet einen Menschen aus Rache, aber man ertränkt nicht kaltblütig ein Kind!«

»Vielleicht aber«, äußerte Villefort, »trug er es auch in das Waisenhaus.«

»Oh! Ja, ja!« rief die Baronin aus. »Dort muß mein Kind sein, Monsieur!«

»Ich ging in das Waisenhaus und erfuhr, daß in derselben Nacht, in der Nacht des 20. Septembers, ein Kind in die Drehlade gelegt worden war, eingehüllt in die Hälfte einer Serviette von feiner, absichtlich zerrissener Leinwand. Diese Hälfte der Serviette zeigte eine halbe Baronenkrone und den Buchstaben H.«

»So ist es, so ist es«, rief Madame Danglars aus, »all mein Leinenzeug war so gezeichnet. Monsieur de Nargonne war Baron, und ich heiße Hermine. Dank dir, mein Gott, mein Kind war nicht tot!«

»Nein, es war nicht tot.«

»Und Sie sagen es mir! Sie sagen mir dies, ohne zu fürchten, ich möchte vor Freude sterben, Monsieur? Wo ist es? Wo ist mein Kind?«

Villefort zuckte die Achseln.

»Weiß ich es?« sagte er. »Und glauben Sie, daß ich, wenn ich es wüßte, Sie all diese Überlegungen schrittweise durchmachen ließe, wie es ein Theaterdichter oder ein Romaneschreiber machen würde? Nein, ach! Nein! Ich weiß es einfach nicht. – Eine Frau war ungefähr sechs Monate zuvor gekommen und hatte das Kind mit der anderen Hälfte der Serviette für sich beansprucht. Die Frau hatte alle vom Gesetzgeber verlangten Bürgschaften vorgelegt, und das Kind wurde ihr ausgehändigt.«

»Aber dann mußte man sich doch nach dieser Frau erkundigen, man mußte sie ausfindig machen.«

»Und womit glauben Sie, daß ich mich beschäftigt habe, Madame? Ich gab eine Kriminaluntersuchung vor und setzte die besten Spürhunde, die geschicktesten Agenten der Polizei in Bewegung, ihr nachzuspüren. Man verfolgte ihre Spuren bis Châlons. Doch dort hat man sie verloren.«

»Verloren?«

»Ja, verloren, für immer verloren.«

Madame Danglars hatte diese Erzählung mit einem Seufzer, mit einer Träne, mit einem Ausruf bei jeder neuen Wendung angehört.

»Ist dies alles?« fragte sie. »Und haben Sie sich damit zufriedengegeben?«

»O nein«, antwortete Villefort, »ich hörte nie auf zu forschen, nachzufragen, mich zu erkundigen. Jedoch, seit zwei bis drei Jahren hatte ich ein wenig nachgelassen. Aber jetzt will ich mit größerer Beharrlichkeit und Neugier als je zuvor wieder beginnen, und es wird mir gelingen, Sie werden sehen. Denn mich treibt nicht mehr das Gewissen, sondern die Furcht.«

»Aber der Graf von Monte Christo weiß bestimmt nichts«, bemerkte Madame Danglars, »sonst würde er nicht so gerne mit uns verkehren, wie es offenbar der Fall ist.«

»Oh! Die Arglist der Menschen ist groß«, sagte Villefort, »weil sie größer ist als die Güte Gottes. Haben Sie die Augen dieses Mannes angeschaut, während er mit uns sprach?«

»Nein.«

»Haben Sie ihn aber bisweilen genau betrachtet?«

»Er ist allerdings bizarr, aber doch nichts weiter. Nur etwas fiel mir auf, nämlich daß er von dem ganzen köstlichen Mahl, das er uns aufstischen ließ, selbst nichts anrührte und sich von keiner Schüssel bediente.«

»Ja, ja«, äußerte Villefort, »das ist mir auch aufgefallen. Hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, so hätte auch ich nichts angerührt und geglaubt, daß er uns vergiften wolle.«

»Und Sie hätten sich getäuscht, wie Sie wohl sehen.«

»Ja, gewiß, aber glauben Sie mir, dieser Mann hat andere Pläne. Deshalb wünschte ich Ihren Besuch, wünschte ich, mit Ihnen zu sprechen. Deshalb wollte ich Sie vor jedermann, vor allem vor ihm, warnen. – Sagen Sie mir«, fügte Villefort hinzu und heftete seine Blicke noch starrer als bisher auf die Baronin, »erzählten Sie niemandem von unserem Verhältnis?«

»Niemandem.«

»Sie verstehen mich«, bemerkte Villefort nachdrücklich, »wenn ich sage, mit niemandem, verzeihen sie mir dieses Drängen, so meine ich auch, mit niemandem auf der Welt, nicht wahr?«

»Oh! Ja, ja, ich verstehe schon«, antwortete die Baronin errötend, »niemals, ich schwöre es Ihnen.«

»Sie pflegen nicht abends aufzuschreiben, was sich tagsüber ereignete? Sie führen kein Tagebuch?«

»Nein! Ach! Mein Leben geht vorüber, eine Beute der Frivolität, ich selbst vergesse es.«

»Und es ist Ihnen nicht bekannt, daß Sie laut träumen?«

»Ich habe einen Schlaf wie ein Kind. Erinnern Sie sich nicht daran?«

Purpurröte stieg in das Antlitz der Baronin, und Blässe überzog Villeforts Gesicht.

»Das ist wahr«, antwortete er so leise, daß man es kaum hörte.

»Nun?« fragte die Baronin.

»Nun, ich sehe ein, was mir jetzt zu tun bleibt«, erwiderte Villefort. »Von heute an vor Ablauf von acht Tagen werde ich wissen, wer Monsieur von Monte Christo ist, woher er kommt, wohin er geht und warum er in unserer Gegenwart

von Kindern spricht, die man in seinem Garten ausgegraben habe.«

Villefort sprach diese Worte mit einem Ton aus, daß der Graf erzittert wäre, hätte er sie hören können. Dann drückte er die Hand, die ihm die Baronin widerstrebend gab, und geleitete sie ehrerbietig bis zur Tür. Madame Danglars nahm eine andere Droschke, die sie zur Passage zurückfuhr, auf deren entgegengesetzten Seite sie ihren Wagen und ihren Kutscher wiederfand, der, auf sie wartend, friedlich auf seinem Bock schnarchte.

68. KAPITEL

Ein Sommerball

Am selben Tag, während Madame Danglars im Arbeitszimmer des Staatsanwalts mit diesem ihre Unterredung hatte, bog ein Reisewagen in die Rue du Helder ein, fuhr durch das Tor der Nummer 27 und hielt im Hof. Gleich darauf ging der Kutschenschlag auf und Madame de Morcerf stieg aus, auf den Arm ihres Sohnes gestützt. Albert führte seine Mutter in ihre Wohnung zurück, bestellte zugleich ein Bad und seine Pferde und ließ sich, als mit seinem Kammerdiener alles abgeklärt war, in die Champs-Élysées zum Grafen von Monte Christo fahren.

Der Graf empfing ihn mit seinem gewöhnlichen Lächeln. Es war etwas Unheimliches. Man schien in dem Herzen oder in dem Geist dieses Mannes niemals einen Schritt vorwärts zu tun. Jene, die, wenn man so sagen kann, den Zugang zu seiner Vertrautheit erzwingen wollten, stießen auf eine Mauer.

Morcerf, der mit offenen Armen auf ihn zu eilte, ließ bei seinem Anblick seine Arme sinken und wagte ihm gerade mal die Hand zu reichen. Monte Christo berührte sie, wie er es

immer machte, ohne sie zu drücken.

»So, da bin ich, lieber Graf«, sagte er.

»Seien Sie willkommen.«

»Ich bin vor einer Stunde angekommen.«

»Aus Dieppe?«

»Aus Tréport.«

»Ah, richtig!«

»Und mein erster Besuch gilt Ihnen.«

»Das ist reizend von Ihnen«, sagte Monte Christo, wie wenn er etwas ganz anderes gesagt hätte.

»Und, was für Neuigkeiten gibt es?«

»Neuigkeiten? Da fragen Sie mich, einen Fremden?«

»Um etwas deutlicher zu werden: Wenn ich nach Neuigkeiten frage, so verstehe ich darunter, ob Sie für mich etwas getan haben?«

»Gaben Sie mir denn irgendeinen Auftrag?« fragte Monte Christo und spielte den Besorgten.

»Nun, nun«, versetzte Albert, »tun Sie nicht so gleichgültig. Man sagt, daß es auf Sympathie beruhende Mitteilungen gebe, die auch große Distanzen überwinden können. Und bei Gott, in Tréport erhielt ich tatsächlich meinen elektrischen Schlag. Sie haben, wenn auch nicht für mich gewirkt, wenigstens an mich gedacht.«

»Das ist möglich«, erwiderte Monte Christo. »Ich dachte wirklich an Sie. Aber der magnetische Strom, dessen Leiter ich war, wirkte, ich schwöre es, unabhängig von meinem Willen.«

»Wirklich? Erzählen Sie, ich bitte Sie darum.«

»Das ist leicht. Monsieur Danglars speiste bei mir.«

»Ich weiß, weil wir, meine Mutter und ich, um seiner Anwesenheit auszuweichen, doch verreist sind.«

»Er speiste aber mit Monsieur Andrea Cavalcanti.«

»Mit Ihrem italienischen Fürsten?«

»Übertreiben wir nicht, Monsieur Andrea gibt sich nur den Grafentitel.«

»Gibt sich, sagen Sie?«

»Ich sage, gibt sich.«

»Er ist es also nicht?«

»Ei, weiß ich's? Er gibt ihn sich, ich gebe ihm denselben, jeder ihn ihm. Ist es dann nicht, als ob er ihn hätte?«

»Ihr Benehmen ist sonderbar. Und dann?«

»Was... und dann?«

»Monsieur Danglars speiste also hier?«

»Ja.«

»Mit Ihrem Grafen Andrea Cavalcanti?«

»Mit dem Grafen Andrea Cavalcanti, dem Marquis, seinem Vater, Madame Danglars, Monsieur und Madame de Villefort, allesamt reizende Personen, Monsieur Debray, Maximilien Morrel, und mit wem denn noch...? Warten Sie... Ah! Mit Monsieur von Château-Renaud.«

»Sprach man von mir?«

»Man sprach kein Wort von Ihnen.«

»Um so schlimmer.«

»Wieso? Mir dünkt, daß man, wenn man Sie vergaß, damit nur Ihren Wünschen entgegenkam?«

»Mein lieber Graf, wenn man von mir nicht sprach, so deshalb, weil man viel an mich dachte, und darüber wäre ich äußerst betrübt.«

»Was liegt Ihnen daran, wenn doch Mademoiselle Danglars gar nicht unter denen war, die hier an Sie dachten. Ah! Es ist wahr, sie konnte zu Hause an Sie denken.«

»O nein, dessen bin ich gewiß, oder, wenn Sie an mich dachte, so bestimmt auf dieselbe Weise, wie ich an sie denke.«

»Eine rührende Sympathie!« äußerte der Graf. »Ihr könnt also einander nicht ausstehen?«

»Hören Sie«, antwortete Morcerf, »wenn Mademoiselle Danglars die Frau wäre, mit dem Märtyrertum Mitleid zu empfinden, das ich für sie ohnehin nicht erdulde, und mich dafür außerhalb der zwischen unseren beiden Familien festgelegten ehelichen Übereinkünften zu belohnen, so gefiele mir dies vortrefflich. Kurz, ich glaube, daß Mademoiselle Danglars eine bezaubernde Geliebte wäre, aber als Ehefrau,... Teufel auch...«

»Dies also ist Ihre Art, von Ihrer Zukünftigen zu denken?« fragte Monte Christo lächelnd.

»O mein Gott, ja, freilich etwas brutal, aber wenigstens ehrlich. Nun aber, da man diesen Traum nicht Wirklichkeit werden lassen kann, ist es wohl nötig, um einmal zu irgendeinem Zielpunkt zu gelangen, daß Mademoiselle Danglars meine Frau werde, also, daß sie mit mir lebe, daß sie neben mir denke, daß sie neben mir singe, daß sie zehn Schritte weit von mir Verse mache und musiziere, und dies mein ganzes Leben hindurch. Dies macht mir angst. Eine Geliebte, mein lieber Graf, gibt man auf, aber eine Ehefrau, alle Wetter! Das ist etwas anderes, die behält man, und ewig noch dazu, in der Nähe oder in der Ferne. Es ist aber etwas Furchtbares, Mademoiselle Danglars zu behalten, wäre es auch in der Ferne.«

»Sie sind wirklich schwer zufriedenzustellen, Vicomte.«

»Ja, denn ich denke oft an eine Unmöglichkeit.«

»An welche?«

»Für mich eine Frau zu finden, wie mein Vater eine für sich gefunden hat.«

Monte Christo erblaßte und schaute Albert an, während er mit prächtigen Pistolen spielte, deren Federn er rasch knacken ließ.

»Ihr Vater ist also sehr glücklich gewesen?« fragte er.

»Sie kennen meine Meinung von meiner Mutter, Herr Graf: ein Engel des Himmels. Sie ist noch schön, immer noch geistvoll, mehr als je zuvor. Ich komme aus Tréport. Ei, mein Gott, für jeden anderen Sohn wäre es eine Gefälligkeit oder eine Last, seine Mutter zu begleiten. Ich aber verlebte vier Tage allein mit ihr, zufriedener, vergnügter, poetischer, sage ich Ihnen, als hätte ich die Königin Mab oder Titania nach Tréport geführt.«

»Das ist eine geradezu zur Verzweiflung treibende Vollkommenheit, und Sie erregen bei allen, die Ihnen so zuhören, ernstliche Lust, Junggesellen zu bleiben.«

»Eben weil ich weiß, daß eine vollkommene Frau auf der Welt existiert«, versetzte Morcerf, »kümmere ich mich nicht darum, Mademoiselle Danglars zu heiraten. Bemerkten Sie bisweilen, wie unsere Selbstsucht alles mit glänzenden Farben ausschmückt, was uns gehört? Der Diamant, der in einer Vitrine von Marlé oder von Fossin strahlte, wird viel schöner, sobald er unser Diamant ist. Aber wenn die eigene Anschauung Sie zwingt, anzuerkennen, daß es einen von reinerem Feuer gibt, und Sie verurteilt sind, ewig jenen Diamanten zu tragen, der von geringerem Wert ist als ein anderer, begreifen Sie dann das Leben?«

»Ein Mann von Welt!« murmelte der Graf.

»Daher werde ich an jenem Tag vor Freude in die Luft springen, an dem Mademoiselle Eugénie einsieht, daß ich nur ein armseliges Atom bin und kaum so viele hunderttausend Francs habe, als sie Millionen besitzt.«

Monte Christo lächelte.

»Ich dachte schon an etwas«, fuhr Albert fort. »Franz ist ein Exzentriker, und ich wollte ihn in Mademoiselle Danglars verliebt machen. Allein, obwohl ich ihm vier Briefe im lockendsten Stile schrieb, antwortete Franz mir unerschütterlich: ›Ich bin exzentrisch, das ist wahr, aber nicht in einem solchen Grad, um mein gegebenes Wort zurückzunehmen.««

»Dies nenne ich ein Freundschaftsopfer: einem anderen jene zur Frau zu geben, die man selbst nur als Geliebte möchte.«

Albert lächelte.

»Apropos«, fuhr er fort, »der liebe Franz kommt. Doch das wird Sie nicht so sehr interessieren. Sie können ihn nicht leiden, glaube ich?«

»Ich?« erwiderte Monte Christo. »Aber, mein lieber Vicomte, wie kommen Sie darauf, daß ich Monsieur Franz nicht leiden könnte? Ich liebe jedermann.«

»Und ich gehöre auch zu jedermann... ich danke.«

»Oh! Verstehen wir uns recht«, versetzte Monte Christo. »Ich liebe jedermann auf die Weise, wie Gott uns befiehlt, unseren Nächsten zu lieben, auf christliche Weise, und hasse nur einige wenige Personen. Kommen wir auf Monsieur Franz d'Epinay zurück. Sie sagen, daß er kommt?«

»Ja, Monsieur de Villefort hat ihn darum gebeten, der ebenso darauf versessen scheint, Mademoiselle Valentine zu verheiraten, als Monsieur Danglars darauf erpicht ist, Mademoiselle Eugénie an den Mann zu bringen. Die Lage eines Vaters erwachsener Töchter scheint wahrhaftig eine äußerst ermüdende zu sein. Es ist, als ob sie das Fieber davon bekommen und ihr Puls neunzigmal in der Minute schlage, bis sie sie sich vom Halse geschafft haben.«

»Aber Monsieur d'Epinay gleicht Ihnen nicht. Er nimmt, wie mir scheint, sein Kreuz geduldig auf sich.«

»Noch besser: Er nimmt es sogar ernst. Er bindet weiße Krawatten um und spricht schon von seiner Familie. Er hegt übrigens für die Villeforts eine große Hochachtung.«

»Eine verdiente, nicht wahr?«

»Ich glaube schon. Monsieur de Villefort galt immer als ein strenger, aber gerechter Mann.«

»Das laß ich mir gefallen«, sagte Monte Christo, »da haben wir wenigstens einen, den Sie nicht behandeln wie den armen

Monsieur Danglars.«

»Dies kommt vielleicht davon her, weil ich genötigt bin, seine Tochter zu heiraten«, entgegnete Albert lachend.

»Wahrhaftig, mein lieber Herr«, sagte Monte Christo, »Sie sind entsetzlich albern.«

»Ich?«

»Ja, Sie. Nehmen Sie doch eine Zigarre.«

»Sehr gerne. Aber warum bin ich albern?«

»Nun, weil Sie sich so wehren und sträuben, Mademoiselle Danglars zu heiraten. Ei, mein Gott! Lassen Sie den Sachen ihren Lauf, und vielleicht werden nicht Sie zuerst Ihr Wort zurücknehmen.«

»Aha!« meinte Albert verblüfft.

»Ei, Monsieur Vicomte, man kann Sie ja wahrhaftig nicht dazu zwingen, zum Teufel! Sprechen Sie ernstlich«, fragte Monte Christo, den Ton wechselnd, »wollen Sie die Verlobung wirklich brechen?«

»Ich würde hunderttausend Francs dafür geben.«

»Na dann, seien Sie glücklich: Monsieur Danglars ist bereit, das Doppelte dafür zu geben, um denselben Zweck zu erreichen.«

»Ist dieses Glück wirklich wahr?« fragte Albert, der jedoch, als er dies sprach, nicht verhindern konnte, daß eine flüchtige Wolke über seine Stirne glitt. »Aber hat denn Monsieur Danglars Gründe, lieber Graf?«

»Ah ja! Da bist du ja, hochmütige und selbstsüchtige Natur! Es ist schon recht. Da finde ich den Menschen wieder, der mit Lanzenstichen die Eigenliebe eines anderen durchbohrt und schreit, wenn man in die seinige mit einer Nadel ein Loch macht.«

»Nein, sondern weil mir scheint, daß Monsieur Danglars...«

»Von Ihnen entzückt sein sollte, nicht wahr? Ei ja! Monsi-

eur Danglars ist ein Mann von schlechtem Geschmack, das versteht sich, und ist noch entzückter von einem anderen...«

»Von wem denn?«

»Ich weiß es nicht. Sperren Sie die Augen auf, beobachten Sie, haschen Sie die Anspielungen im Fluge und ziehen Sie Ihren Vorteil daraus.«

»Gut, ich verstehe. Hören Sie, meine Mutter... nein, nicht meine Mutter, ich täusche mich, mein Vater hat die Idee gehabt, einen Ball zu geben.«

»Einen Ball, in dieser Jahreszeit?«

»Sommerbälle sind groß in Mode.«

»Wenn sie es nicht wären, bräuchte die Gräfin nur zu wollen, um sie in Mode zu bringen.«

»Nicht übel. Sie begreifen, das sind echte Pariser Bälle. Wer im Monat Juli in Paris bleibt, ist ein echter Pariser. Wollen Sie freundlicherweise die Einladung der Herren Cavalcanti übernehmen?«

»Wann wird Ihr Ball gegeben?«

»Am Sonnabend.«

»Monsieur Cavalcanti senior wird bis dahin abgereist sein.«

»Aber Monsieur Cavalcanti junior bleibt hier. Wollen Sie die Güte haben, Monsieur Cavalcanti junior mitzubringen?«

»Hören Sie, Vicomte, ich kenne ihn nicht.«

»Sie kennen ihn nicht?«

»Nein, ich sah ihn vor drei bis vier Tagen zum erstenmal und stehe, was ihn betrifft, für nichts gut.«

»Aber Sie empfangen ihn doch?«

»Ich... das ist etwas anderes. Er wurde mir von einem gutmeinenden Abbé empfohlen, der selbst getäuscht worden sein kann. Laden Sie ihn selbst ein, in Ordnung! Aber muten Sie mir nicht zu, ihn vorzustellen. Sollte er später Mademoiselle Danglars heiraten, so könnten Sie mich der Hinterlist be-

schuldigen und möchten sich den Hals mit mir brechen. Zudem weiß ich nicht, ob ich selbst kommen werde.«

»Wohin?«

»Auf Ihren Ball.«

»Warum sollten Sie nicht hinkommen?«

»Zuerst, weil Sie mich noch nicht einluden.«

»Ich komme eigens, um Sie persönlich einzuladen.«

»Oh! Das ist zu gütig. Aber ich könnte verhindert sein.«

»Wenn ich Ihnen etwas sage, werden Sie gewiß so wohlwollend sein, uns alle Hindernisse zu opfern.«

»Sprechen Sie!«

»Meine Mutter bittet Sie darum.«

»Die Frau Gräfin de Morcerf?« versetzte Monte Christo be-
bend.

»Ah! Graf«, sagte Albert, »ich möchte Ihnen sagen, daß Madame de Morcerf sehr offen mit mir spricht. Und wenn Sie nicht die Schwingung jener sympathischen Fasern in Ihrem Innern fühlten, von denen ich eben sprach, so deshalb, weil Ihnen diese Organe völlig fehlen. Denn vier Tage lang sprachen wir nur von Ihnen.«

»Von mir? Wahrhaftig, Sie überhäufen mich mit Ehre!«

»Hören Sie, dies ist das Vorrecht Ihres Berufes, wenn man wie Sie ein lebendes Rätsel ist!«

»Ah! Ich bin also auch für Ihre Frau Mutter ein Rätsel! In der Tat, ich hätte sie für zu vernünftig gehalten, sich solchen Verirrungen der Phantasie zu überlassen!«

»Rätsel, mein lieber Graf, Rätsel für alle, für meine Mutter wie für die anderen, ein angenommenes, aber nicht gelöstes Rätsel. Sie werden immer diese Rätselhaftigkeit verbreiten, beruhigen Sie sich. Nur fragt meine Mutter immer, wie es komme, daß Sie so jung sind. Ich glaube, daß meine Mutter, während die Gräfin G... Sie für Lord Ruthwen hält, Sie im

Grunde für Cagliostro oder für den Grafen von Saint-Germain hält. Sowie Sie wieder zu Madame de Morcerf kommen, bestärken Sie sie in ihrer Meinung. Dies wird Ihnen nicht schwerfallen, denn Sie besitzen vom einen den Stein der Weisen und vom anderen den Geist.«

»Ich danke Ihnen, daß Sie mich davon in Kenntnis setzen«, sagte der Graf lächelnd, »ich werde danach trachten, mich auf alle Mutmaßungen einzustellen.«

»Sie werden also am Sonnabend kommen?«

»Weil Madame de Morcerf mich darum bittet.«

»Sie sind reizend.«

»Und Monsieur Danglars?«

»Oh! Er erhielt schon eine dreifache Einladung; mein Vater übernahm dies. Wir werden auch den großen d'Aguesseau, Monsieur de Villefort, zu bekommen suchen, aber es ist zum Verzweifeln.«

»Man darf wegen nichts verzweifeln, sagt das Sprichwort.«

»Tanzen Sie, lieber Graf?«

»Ich?«

»Ja, Sie. Brauchte man sich zu verwundern, daß Sie tanzen?«

»Ah! Wirklich, so lange man die vierzig nicht übersprungen hat... Nein, ich tanze nicht, ich sehe aber gerne beim Tanzen zu. Und tanzt Madame de Morcerf?«

»Auch nie. Sie werden miteinander plaudern. Sie freut sich schon so sehr darauf, mit Ihnen zu plaudern!«

»Wahrhaftig?«

»Auf mein Ehrenwort! Und ich erkläre Ihnen, daß Sie der erste Mann sind, für den meine Mutter diese Neugier bekundete.«

Albert nahm seinen Hut und stand auf. Der Graf begleitete ihn bis zur Tür.

»Ich mache mir einen Vorwurf«, sagte er und hielt ihn auf der Freitreppe noch einmal an.

»Welchen?«

»Ich war indiskret. Ich hätte mit Ihnen nicht über Monsieur Danglars sprechen dürfen.«

»Im Gegenteil, sprechen Sie mit mir wieder über ihn, sprechen Sie mit mir oft über ihn, sprechen Sie mit mir immer über ihn, aber auf dieselbe Weise.«

»Gut! Sie beruhigen mich wieder. Apropos, wann kommt Monsieur d'Epinay?«

»Spätestens in fünf bis sechs Tagen.«

»Und wann heiratet er?«

»Gleich nach der Ankunft von Monsieur und Madame de Saint-Méran.«

»Bringen Sie ihn mir doch, wenn er in Paris ist. Obgleich Sie behaupten, daß ich ihn nicht leiden kann, so erkläre ich Ihnen doch, daß ich glücklich wäre, ihn zu sehen.«

»Gut, Ihre Befehle werden vollzogen werden, Seigneur.«

»Auf Wiedersehen!«

»Am Sonnabend also, sicher, nicht wahr?«

»Ei doch, ich gab ja mein Wort.«

Monte Christo schaute Albert nach und winkte ihm grüßend nach. Als er wieder in seinen Wagen gestiegen war, drehte er sich um und sah Bertuccio hinter sich.

»Nun?« fragte er.

»Sie ist in den Justizpalast gegangen«, antwortete der Intendant.

»Ist sie lange dort geblieben?«

»Anderthalb Stunden.«

»Und ist sie nach Hause zurückgekehrt?«

»Unverzüglich.«

»Also, mein lieber Monsieur Bertuccio«, sagte der Graf, »wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, so schauen Sie in der Normandie, ob Sie nicht jenes kleine Landgut finden werden, von dem ich Ihnen schon erzählte.«

Bertuccio verbeugte sich, und da seine Wünsche mit dem soeben erhaltenen Befehl vollkommen harmonierten, reiste er noch am selben Abend ab.

69. KAPITEL

Erkundigungen

Monsieur de Villefort hielt Madame Danglars und vor allem sich selbst Wort und versuchte herauszufinden, auf welche Art der Graf von Monte Christo das Geheimnis des Hauses in Auteuil habe erfahren können. Er schrieb noch am selben Tag an einen gewissen Monsieur de Boville, der, nachdem er zuvor Inspektor der Gefängnisse gewesen, in einem höheren Rang bei der Sicherheitspolizei angestellt wurde, um die gewünschten Aufschlüsse zu bekommen. Dieser verlangte zwei Tage, um genau zu erforschen, bei wem man Erkundigungen einziehen könnte. Nach Verlauf von zwei Tagen empfing Monsieur de Villefort folgende Mitteilung:

Die Person, die der Herr Graf von Monte Christo genannt wird, ist besonders Lord Wilmore bekannt, einem reichen Ausländer, den man bisweilen in Paris sieht und der sich zur Zeit ebenda befindet. Er ist ebenfalls ein Bekannter von Abbé Busoni, einem sizilianischen Priester von großem Rufe im Orient, wo er viele gute Werke verrichtet hat.

Monsieur de Villefort antwortete mit dem Auftrag, über diese beiden Fremden die schnellsten und genauesten Erkundigungen einzuziehen. Am Abend des folgenden Tages waren seine Aufträge vollzogen. Hier folgen die Aufschlüsse, die er

empfang:

Der Abbé, der nur für einen Monat in Paris war, bewohnte hinter Saint-Sulpice ein kleines Haus, bestehend aus einem einzigen Stockwerk oberhalb eines Erdgeschosses; vier Zimmer, zwei oben und zwei unten, bildeten die ganze Wohnung, deren einziger Mieter er war. Die zwei unteren Räume bestanden aus einem Eßzimmer mit Tischen, Stühlen und einem Speiseschrank von Nußbaumholz und aus einem getäfelten, weiß gestrichenen Salon, ohne Schmuck, ohne Tapeten und ohne Pendeluhr. Man sah, daß der Abbé sich auf die Gegenstände von absoluter Notwendigkeit beschränkte. Der Abbé bewohnte meist den Salon im ersten Stock. Dieser Salon, ganz mit theologischen Büchern und Pergamenten ausgefüllt, in denen man ihn, nach Äußerung seines Kammerdieners, ganze Monate hindurch sich vergraben sah, war eigentlich weniger ein Salon als eine Bibliothek. Dieser Diener schaute die Besucher durch eine Art von Schieber an, und war ihm ihr Gesicht unbekannt oder gefiel es ihm nicht, so antwortete er, daß der Herr Abbé nicht in Paris sei, womit sich viele begnügten, da sie wußten, daß der Abbé oft reise, und bisweilen sehr lange Zeit auf Reisen bleibe. Mochte übrigens der Abbé in der Wohnung sein oder nicht, sich in Paris befinden oder in Kairo, er gab immer etwas für die Armen, und der Schieber diente als Drehlade für die Almosen, die der Diener unablässig im Namen seines Herrn verteilte. Das andere Zimmer, das an die Bibliothek stieß, war ein Schlafzimmer. Ein Bett ohne Vorhänge, vier Stühle und ein Kanapee von französischem gelben Wollsamt nebst einem Betschemel bildeten sein ganzes Mobiliar.

Lord Wilmore wohnte in der Rue Fontaine-Saint-Georges. Er war einer von jenen englischen Touristen, die ihr ganzes Vermögen in Reisen stecken. Er mietete eine möblierte Wohnung, worin er nur zwei bis drei Stunden täglich zubrachte und nur selten übernachtete. Eine seiner Eigenhei-

ten bestand darin, durchaus nicht die französische Sprache sprechen zu wollen, die er jedoch, wie man versicherte, mit ziemlich seltener Fehlerlosigkeit schrieb.

Am folgenden Morgen des Tages, an dem diese wertvollen Aufschlüsse dem Staatsanwalt zugekommen waren, klopfte ein Mann, der an der Ecke der Rue Férou ausstieg, an eine olivgrün gestrichene Tür und fragte nach dem Abbé Busoni.

»Der Herr Abbé ist seit heute morgen ausgegangen«, antwortete der Diener.

»Ich könnte mich mit dieser Antwort nicht begnügen«, erwiderte der Besucher, »denn ich komme im Namen einer Person, für die man immer zu Hause ist. Aber wollen Sie freundlicherweise dies dem Abbé Busoni übergeben.«

»Ich sagte Ihnen bereits, daß er nicht da ist«, wiederholte der Diener.

»Stellen Sie ihm also, wenn er wieder heimkommt, dieses versiegelte Papier zu. Wird der Herr Abbé heute abend um acht Uhr zu Hause sein?«

»Oh! Sicherlich, Monsieur, sofern der Herr Abbé nicht arbeitet, und dann ist es ebenso, als wäre er ausgegangen.«

»Ich werde also heute abend zur besagten Stunde wiederkommen«, erwiderte der Besucher und entfernte sich.

Wirklich kam zur genannten Stunde derselbe Mann im selben Wagen wieder, der diesmal, anstatt an der Ecke der Rue Férou zu halten, vor der grünen Tür hielt. Er klopfte an, man öffnete ihm, und er trat ein. Aus den Zeichen von Ehrerbietung, die der Diener an ihn verschwendete, schloß er, daß sein Brief die gewünschte Wirkung erzielt habe.

»Ist der Herr Abbé zu Hause?« fragte er.

»Ja, er arbeitet in seiner Bibliothek, aber er erwartet Sie, Monsieur«, antwortete der Diener.

Der Fremde stieg eine ziemlich steile Treppe hinauf und er-

blickte an einem Tisch, dessen Oberfläche von dem Licht überstrahlt war, das durch ein großes Schrägfenster brach, während der Rest des Raumes im Dunkel lag, den Abbé in priesterlicher Kleidung, den Kopf mit jener Kapuze bedeckt, unter welcher sich der Schädel der Gelehrten im Mittelalter verbarg.

»Habe ich die Ehre, mit Monsieur Busoni zu sprechen?« fragte der Besucher.

»Ja, Monsieur«, antwortete der Abbé, »und Sie sind die Person, die Monsieur de Boville, früherer Intendant der Gefängnisse, im Auftrag des Herrn Polizeipräfekten zu mir schickt?«

»So ist es, Monsieur.«

»Sie sind einer von den Sicherheitsagenten von Paris?«

»Ja, Monsieur«, antwortete der Fremde mit einer Art von Unschlüssigkeit und leicht errötend.

Der Abbé richtete seine Brille zurecht, die nicht bloß seine Augen, sondern auch seine Schläfen bedeckten, und gab, während er sich wieder setzte, dem Besucher ein Zeichen, gleichfalls Platz zu nehmen.

»Sprechen Sie, Monsieur«, sagte der Abbé mit einem sehr deutlichen italienischen Akzent.

»Die Mission, die ich übernahm, Monsieur«, erwiderte der Besucher, jedes seiner Worte betonend, als brächte er sie mühsam hervor, »ist eine Vertrauensmission für denjenigen, der sie erfüllt, und für denjenigen, bei dem er sie erfüllt.«

Der Abbé verbeugte sich.

»Ja«, fuhr der Fremde fort, »der Herr Polizeipräfekt kennt Ihre Rechtschaffenheit, Herr Abbé, so gut, daß er als Beamter von Ihnen eine Sache erfahren will, die jene öffentliche Sicherheit interessiert, in deren Namen ich zu Ihnen geschickt wurde. Wir hoffen also, Herr Abbé, daß weder Bande der Freundschaft noch menschenfreundliche Erwägung Sie bestimmen können, der Justiz die Wahrheit zu verschweigen.«

»Insofern, Monsieur, die Dinge, die Sie erfahren möchten, in keiner Weise die Bedenken meines Gewissens berühren. Ich bin Priester, Monsieur, und die Beichtgeheimnisse zum Beispiel müssen zwischen mir und der Gerechtigkeit Gottes verbleiben und nicht zwischen mir und der menschlichen Gerechtigkeit.«

»Oh! Seien Sie unbesorgt, Herr Abbé«, erwiderte der Fremde, »jedenfalls soll Ihr Gewissen keine Zumutung erfahren.«

Bei diesen Worten drückte der Abbé auf das Schrägfenster neben sich und drehte es auf der entgegengesetzten Seite auf, so daß, während er das ganze Gesicht des Fremden erhellte, das seinige immer im Dunkel blieb.

»Verzeihen Sie, Herr Abbé«, sagte der Gesandte des Herrn Polizeipräfekten, »dieses Licht ermüdet meine Augen entsetzlich.«

Der Abbé klappte den grünen Schirm herab.

»Sprechen Sie nun, Monsieur, ich höre.«

»Ich komme zur Sache. Sie kennen den Herrn Grafen von Monte Christo?«

»Sie meinen wohl Monsieur Zaccane, glaube ich?«

»Zaccane...? Heißt der denn nicht Monte Christo?«

»Monte Christo ist ein Name nach einem Landgut oder vielmehr der Name eines Felsens und kein Familienname.«

»Na gut, meinerwegen. Streiten wir nicht um Worte, und da Monsieur de Monte Christo und Monsieur Zaccane ein und dieselbe Person ist...«

»Absolut dieselbe.«

»So sprechen wir von Monsieur Zaccane.«

»Meinetwegen.«

»Ich fragte Sie, ob Sie ihn kennen?«

»Sehr gut.«

»Wer ist er?«

»Er ist der Sohn eines reichen Reeders in Malta.«

»Ja, ich weiß, so sagt man. Aber die Polizei kann sich, wie Sie wohl begreifen, mit einem ›man sagt‹ nicht begnügen.«

»Wenn jedoch«, versetzte der Abbé mit einem ganz freundlichen Lächeln, »dieses ›man sagt‹ die Wahrheit ist, so muß sich wohl jedermann damit begnügen, und die Polizei tun, was jedermann tut.«

»Sind Sie aber dessen sicher, was Sie sagen?«

»Wie! Ob ich dessen sicher bin?«

»Verstehen Sie mich nicht falsch, Monsieur. Ich hege gegen Ihre Aufrichtigkeit keinen Argwohn. Ich frage nur: Sind Sie sich sicher.«

»Hören Sie, ich kannte Monsieur Zacone senior.«

»Ah! Ah!«

»Ja, und als kleiner Junge spielte ich oft mit seinem Sohn auf den Schiffsbauwerften.«

»Doch dieser Grafentitel...?«

»Läßt sich kaufen, wie Sie wissen.«

»In Italien?«

»Überall.«

»Aber diese Reichtümer, welche unermesslich sind, wie man immer sagt...«

»Oh! Was dies betrifft«, antwortete der Abbé, »unermesslich, das ist so ein Wort.«

»Wieviel besitzt er, Ihrer Meinung nach, der Sie ihn kennen?«

»Oh! Er hat wohl hundertfünfzigtausend bis zweihunderttausend Livres Rente.«

»Ah! Das läßt sich hören«, sagte der Besucher. »Aber man sprach von drei, von vier Millionen!«

»Zweihunderttausend Livres Renten, Monsieur, stehen gerade mal für ein Kapital von vier Millionen.«

»Man sprach jedoch von drei bis vier Millionen Rente.«

»Oh! Das ist doch nicht möglich.«

»Und Sie kennen seine Insel Monte Christo?«

»Allerdings. Jeder, der von Palermo, Neapel oder Rom zu Meer nach Frankreich gekommen ist, kennt sie, weil er an ihr vorüberfuhr und sie im Vorbeifahren sah.«

»Es ist ein bezaubernder Aufenthalt, wie man versichert?«

»Es ist ein nackter Felsen.«

»Und warum kaufte denn der Graf einen Felsen?«

»Eben um Graf zu werden. Um in Italien Graf zu werden, muß man auch eine Grafschaft haben.«

»Sie hörten ohne Zweifel von den Jugendabenteuern des Monsieur Zaccone?«

»Des Vaters?«

»Nein, des Sohnes?«

»Ah! Sehen Sie, hier beginnen meine Ungewißheiten, denn zur selben Zeit verlor ich meinen jungen Kameraden aus den Augen.«

»Zog er in den Krieg?«

»Ich glaube, daß er diente.«

»In welcher Waffengattung?«

»In der Marine.«

»Sie sind nicht sein Beichtvater?«

»Nein, Monsieur, ich halte ihn für lutherisch.«

»Wie, lutherisch?«

»Ich sage, daß ich ihn dafür halte, ich behaupte es nicht. Übrigens besteht ja in Frankreich Religionsfreiheit, glaube ich.«

»Selbstverständlich. Auch beschäftigen wir uns in diesem Moment nicht mit seinem Glauben, sondern mit seinen Taten. Im Namen des Herrn Polizeipräfekten fordere ich Sie auf, zu sagen, was Sie in dieser Angelegenheit wissen.«

»Man hält ihn für einen sehr mildtätigen Mann. Unser Heiliger Vater, der Papst, hat ihn zum Ritter vom Christusorden ernannt, eine Gunst, die er in der Regel nur Fürsten gewährt, für ausgezeichnete, den Christen im Orient geleistete Dienste. Er hat fünf bis sechs Orden, erworben durch Dienste, die er Fürsten oder Staaten leistete.«

»Und trägt er sie?«

»Nein, aber er ist stolz darauf. Er sagt, daß ihm die den Wohltätern der Menschheit gewährten Belohnungen lieber seien, als die den Vernichtern der Menschen bewilligten.«

»Kennt man Freunde von ihm?«

»Ja, denn alle, die ihn kennen, sind Freunde von ihm.«

»Er hat aber denn doch wohl irgendeinen Feind?«

»Einen einzigen.«

»Wie heißt er?«

»Lord Wilmore.«

»Wo ist er?«

»Zur Zeit in Paris.«

»Und er kann mir Informationen geben?«

»Wertvolle. Er war zu gleicher Zeit mit Zaccone in Indien.«

»Wissen Sie, wo er wohnt?«

»Irgendwo an der Chaussee d'Antin. Aber die Straße und Hausnummer weiß ich nicht.«

»Sie stehen nicht gut mit diesem Engländer?«

»Ich liebe Zaccone, und er verabscheut ihn. Wir sind deshalb miteinander verfeindet.«

»Herr Abbé, glauben Sie, daß der Graf von Monte Christo vor seiner letzten Reise nach Paris jemals schon in Frankreich war?«

»Ah! Hierauf kann ich Ihnen eindeutig antworten. Nein, Monsieur, er kam nie nach Frankreich, weil er sich vor sechs Monaten an mich wandte, um die gewünschten Auskünfte zu

erhalten. Da ich nicht wußte, zu welcher Zeit ich selbst wieder nach Paris zurückkommen würde, schickte ich Monsieur Calvanti zu ihm.«

»Andrea?«

»Sehr wohl, Monsieur. Ich habe Sie nur noch um eine Sache zu fragen und fordere Sie im Namen der Ehre, der Menschenfreundlichkeit und der Religion auf, mir ohne Umschweife zu antworten.«

»Sprechen Sie, Monsieur.«

»Wissen Sie, zu welchem Zwecke Monsieur de Monte Christo ein Haus in Auteuil gekauft hat?«

»Allerdings, denn er sagte es mir.«

»Zu welchem Zweck, Monsieur?«

»Zu dem Zweck, eine Irrenanstalt daraus zu machen, nach dem Vorbild der von Baron de Pisani in Palermo errichteten. Kennen Sie diese Anstalt?«

»Dem Namen nach, ja, Monsieur.«

»Das ist eine herrliche Anstalt.«

Und hiermit verbeugte sich der Abbé vor dem Fremden wie ein Mann, der begreiflich zu machen wünscht, daß es ihm nicht unlieb wäre, sich wieder an seine unterbrochene Arbeit zu machen. Der Besucher, sei es, daß er den Wunsch des Abbé bemerkte oder daß er mit seinen Fragen zu Ende war, stand ebenfalls auf. Der Abbé begleitete ihn bis zur Tür.

»Sie spenden reiche Almosen«, sagte der Besucher, »und obwohl man sagt, daß Sie reich sind, so wage ich es doch, Ihnen etwas für Ihre Armen anzubieten. Werden Sie wohl meine Gabe der Annahme würdigen?«

»Ich danke, Monsieur. Es liegt mir nur leider etwas auf der Welt am Herzen, daß nämlich das Gute, das ich tue, von mir komme.«

»Dennoch...«

»Das ist ein felsenfester Entschluß. Doch suchen Sie, Monsieur, und Sie werden finden. Ach, auf dem Weg eines jeden reichen Mannes gibt es soviel Elend!«

Der Abbé verbeugte sich und öffnete die Tür. Auch der Fremde verbeugte und entfernte sich. Der Wagen führte ihn unmittelbar zu Monsieur de Villefort.

Eine Stunde nachher fuhr der Wagen wieder fort und wandte sich diesmal zur Rue Fontaine-Saint-Georges. Bei der Nummer 5 hielt er. Hier wohnte Lord Wilmore. Der Fremde hatte an Lord Wilmore geschrieben, um ihn um eine Zusammenkunft zu ersuchen, die dieser auf zehn Uhr anberaumte. Als daher der Gesandte des Herrn Polizeipräfekten um fünf Minuten vor zehn ankam, wurde ihm geantwortet, daß Wilmore, der die Genauigkeit und Pünktlichkeit selbst war, noch nicht heimgekehrt sei, aber mit dem Schlag zehn Uhr nach Hause kommen würde.

Der Besucher wartete im Salon. Der Salon hatte nichts Besonderes an sich und war wie alle Salons eines möblierten Hotels. Ein moderner Kamin mit zwei Vasen von Sèvres, eine Pendeluhr mit einem Amor, der seinen Bogen spannte, ein aus zwei Teilen bestehender Spiegel, auf jeder Seite desselben ein Kunststich, der eine Homer darstellend, wie er seinen Führer trägt, der andere Belisar, um eine Spende bittend. Eine Papiertapete, grau in grau, ein Möbel, das mit einem schwarz bedruckten roten Tuch bedeckt war, das war der Salon von Lord Wilmore. Er war von mattgeschliffenen Glaskugeln erleuchtet, die nur ein schwaches Licht verbreiteten, das eigens für die ermüdeten Augen des Gesandten des Herrn Polizeipräfekten ausgewählt schien. Nach Verlauf von zehn Minuten des Wartens schlug die Pendeluhr zehn Uhr. Bei dem fünften Schläge ging die Türe auf, und Lord Wilmore erschien.

Lord Wilmore war ein Mann, eher groß als klein, mit einem spärlichen roten Backenbart, von weißem Teint, und mit blonden, grau werdenden Haaren. Er war ganz im Stil englischer Exzentrizität gekleidet. Er trug einen blauen Rock mit

goldenen Knöpfen und einem hohen gesteppten Kragen, nach der Mode von 1811, eine Weste aus weißem Kaschmir und eine Nanking-Hose, um drei Zoll zu kurz, an der aber Stege vom selben Stoff verhinderten, daß sie bis an die Knie hinaufglitt. Als er eintrat, war sein erstes Wort: »Sie wissen, Monsieur, daß ich nicht französisch spreche.«

»Wenigstens weiß ich, daß Sie unsere Sprache nicht gerne sprechen«, erwiderte der Gesandte.

»Sie können sie natürlich verwenden«, versetzte der Lord, »denn wenn ich sie auch nicht spreche, so verstehe ich sie doch.«

»Und ich«, sagte der Besucher, die Sprache wechselnd, »spreche genug Englisch, um die Unterredung in dieser Sprache zu führen. Genieren Sie sich also nicht, Monsieur.«

»Oh!« entgegnete Lord Wilmore mit jener Betonung, wie sie nur den echten Einwohnern Großbritanniens eigen ist.

Der Gesandte überreichte Lord Wilmore seinen Ausweis. Dieser las ihn mit einer ganz anglikanischen Gleichgültigkeit. Als er mit dem Lesen fertig war, sagte er auf Englisch: »Ich verstehe, ich verstehe sehr gut.«

Nun begannen die Fragen. Sie waren ungefähr dieselben, die an den Abbé Busoni gestellt worden waren. Doch da Lord Wilmore, als Feind des Grafen von Monte Christo, nicht so zurückhaltend war wie der Abbé, so waren sie viel umfassender. Er erzählte die Jugend Monte Christos, der, wie er äußerte, im Alter von zehn Jahren in die Dienste eines jener kleiner Fürsten Indiens trat, die mit den Engländern Krieg führen. Dort hatten sie sich zum erstenmal getroffen und gegeneinander gekämpft. In diesem Kriege war Zaccone gefangen, nach England geschickt und auf ein Gefängnisschiff gebracht worden, von dem er schwimmend entfloh. Dann begann die Zeit seiner Reisen, seiner Duelle, seiner Liebschaften. Beim Ausbruch des griechischen Aufstands diente er in den Reihen der Griechen. Während er in ihren Diensten war, hatte er in den

Bergen Thessaliens eine Silbermine entdeckt, sich aber wohl gehütet, von dieser Entdeckung jemandem etwas zu sagen. Nach der Schlacht von Navarin und als die griechische Regierung begründet war, bat er König Otto um ein Privileg zur Ausbeutung dieser Mine. Das Privileg wurde ihm erteilt. Daher dieses unermessliche Vermögen, das sich, nach der Meinung von Lord Wilmore, auf eine bis zwei Millionen Einkünfte belaufen mochte, ein Vermögen, das jedoch plötzlich versiegen könnte, wenn die Mine selbst versiegen würde.

»Und wissen Sie«, fragte der Besucher, »warum er nach Frankreich kam.«

»Er will im Eisenbahngeschäft spekulieren«, antwortete Lord Wilmore. »Auch hat er, als ein geschickter Chemiker und nicht minder ausgezeichneter Physiker, einen neuen Telegraphen erfunden, dessen Durchsetzung er verfolgt.«

»Wieviel ungefähr gibt er jährlich aus?« fragte der Gesandte.

»Oh! Höchstens fünf- bis sechshunderttausend Francs«, antwortete Lord Wilmore. »Er ist geizig.«

Offenbar sprach der Haß aus dem Engländer, und er warf ihm seinen Geiz vor, weil er nicht wußte, was er am Grafen sonst tadeln sollte.

»Wissen Sie etwas von seinem Haus in Auteuil?«

»Ja, allerdings.«

»Nun, was wissen Sie davon?«

»Sie fragen, zu welchem Zweck er es kaufte?«

»Ja.«

»Nun, der Graf ist ein Spekulant, der sich durch seine Experimente und Utopien sicher ruinieren wird. Er behauptet, daß sich in Auteuil, in der Umgebung des von ihm dort erworbenen Hauses, eine Mineralquelle befinde, die mit den Heilquellen von Bagnères, von Luchon und von Cauterets wetteifern kann. Er will aus seiner Besitzung ein *Badhaus* machen, wie

die Deutschen sagen. Er ließ schon zwei- bis dreimal seinen ganzen Garten umgraben, um die berühmte Quelle wiederzufinden, und da er sie nicht entdecken konnte, so werden Sie ihn in kurzer Zeit die Häuser kaufen sehen, die das seinige umgeben. Da ich ihm zürne und hoffe, daß er sich bei seiner Eisenbahn, bei seinem elektrischen Telegraphen oder bei seinen Bädergeschäften zugrunde richten werde, so folge ich ihm, um mich an seinem Ruin zu weiden, der früher oder später unfehlbar eintreten wird.«

»Und warum zürnen Sie ihm?« fragte der Besucher.

»Ich zürne ihm«, antwortete Lord Wilmore, »weil er zur Zeit seiner Reise nach England die Frau von einem meiner Freunde verführt hat.«

»Aber wenn Sie ihm zürnen, warum versuchen Sie sich nicht an ihm zu rächen?«

»Ich habe mich mit dem Grafen schon dreimal geschlagen«, versetzte der Engländer, »das erste Mal auf Pistolen, das zweite Mal auf den Degen, das dritte Mal auf den Säbel.«

»Und das Resultat dieser Duelle war...«

»Das erste Mal zerschmetterte er mir den Arm, das zweite Mal durchstach er mir die Lunge und das dritte Mal brachte er mir diese Wunde bei.«

Der Engländer schlug seinen Hemdkragen zurück, der ihm bis an die Ohren reichte, und zeigte eine Schramme, deren Röte verriet, daß sie nicht sehr alt war.

»So daß ich ihm sehr zürne«, fuhr der Engländer fort, »und daß er sicher nur von meiner Hand sterben wird.«

»Aber Sie legen es nicht darauf an, ihn zu töten, scheint mir«, äußerte der Gesandte der Präfektur.

»Oh!« sagte der Engländer, »ich übe mich täglich im Schießen, und alle zwei Tage kommt Grisier zu mir.«

Dies wollte der Besucher wissen, oder vielmehr dies war alles, was der Engländer zu wissen schien. Der Agent stand also

auf und verließ Lord Wilmore nach einer Verbeugung, der sie mit englischer Steifheit und Höflichkeit erwiderte. Als hinter ihm Lord Wilmore das Haustor zufallen hörte, ging er wieder in sein Schlafzimmer, wo er mit einem Handgriff seine blonden Haare, seinen roten Backenbart, seine falsche Kinnlade und seine Schramme ablegte, um wieder die schwarzen Haare, den matten Teint und die Perlenzähne des Grafen von Monte Christo zu finden.

Auch war es Monsieur de Villefort und nicht der Gesandte des Herrn Polizeipräfekten, der in Monsieur de Villeforts Wohnung kurz darauf ankam. Der Staatsanwalt war durch diesen doppelten Besuch ein wenig beruhigt, bei dem er übrigens nichts Beruhigendes, aber auch nichts Beunruhigendes erfuhr. Daraus erfolgte, daß er in der folgenden Nacht zum erstenmal seit dem Gastmahl in Auteuil mit einiger Ruhe schlief.

70. KAPITEL

Der Ball

Die heißesten Tage des Juli waren angebrochen, als nach dem Gang der Zeit die Reihe auch an jenen Sonnabend kam, an dem der Ball von Monsieur de Morcerf stattfinden sollte. Es war zehn Uhr abends. Die großen Bäume im Garten des gräflichen Anwesens hoben sich kräftig von einem Himmel ab, an dem, ein mit goldenen Sternen übersätes Azurzelt enthüllend, die letzten Dunstgebilde eines Sturmes hinglitten, der den ganzen Tag hindurch drohend gegerollt hatte. In den Sälen des Erdgeschosses hörte man die Musik rauschen und die Walzer und Galopps wirbeln, während glänzende Lichtstreifen grell durch die Schlitze der Fensterläden brachen. Im Garten waren etwa zehn Diener beschäftigt, denen die Hausfrau, wegen des Wetters beruhigt, das immer freundlicher wurde, soeben auf-

getragen hatte, das Essen dort zu arrangieren. Bis dahin war man unschlüssig gewesen, ob man im Speisesaal oder unter einem langen, auf dem Rasen aufgeschlagenen Leinenzelt speisen sollte. Der schöne, blaue, ganz mit Sternen übersäte Himmel hatte zugunsten des Zelts und des Rasens entschieden. Man erleuchtete die Gartenalleen mit farbigen Lampions, wie es in Italien Sitte ist, und überlud die Tafel mit Wachskerzen und Blumen, wie in allen Ländern, wo man sich auf den Luxus bei Tisch versteht, die höchste Art von Luxus, wenn man sich ihm mit Haut und Haaren verschreibt.

Als die Gräfin Morcerf nach Erteilung ihrer letzten Befehle in ihre Salons zurückkehrte, begannen sich die Räume gerade mit Gästen zu füllen, welche weit mehr die charmante Gastfreundlichkeit der Gräfin anzog als die herausgehobene Stellung des Grafen. Denn man wußte im voraus genau, daß dieses Fest, dank dem guten Geschmack von Mercédès, einige Details bieten würde, die weitererzählt oder eventuell auch nachgeahmt zu werden verdienten.

Madame Danglars, der die von uns berichteten Ereignisse eine große Sorge eingeflößt hatten, war unschlüssig, ob sie zu Madame de Morcerf gehen sollte, als ihr Wagen am Morgen den Wagen Villeforts kreuzte. Villefort gab ihr ein Zeichen, die beiden Wagen näherten sich, und der Staatsanwalt fragte durch den Kutschenschlag: »Sie gehen zu Madame de Morcerf, nicht wahr!«

»Nein«, antwortete Madame Danglars, »ich bin zu leidend.«

»Das wäre falsch«, erwiderte Villefort mit einem bedeutungsvollen Blick. »Es ist von größter Wichtigkeit, daß man Sie dort sieht.«

»Ah! Glauben Sie?« fragte die Baronin.

»Das glaube ich.«

»In diesem Fall werde ich kommen.«

Und die beiden Wagen hatten wieder ihren entgegengesetzten Weg eingeschlagen.

Madame Danglars kam denn auch wirklich, nicht bloß schön durch ihre eigene natürliche Schönheit, sondern auch strahlend in einem prachtvollen Aufputz. Sie trat gerade durch die eine Tür ein, als Mercédès durch die andere hereinkam. Die Gräfin schickte Albert Madame Danglars entgegen. Albert trat auf sie zu, machte der Baronin über ihre Toilette zu Recht einige Komplimente und reichte ihr den Arm, um sie an einen selbstgewählten Sitzplatz zu führen. Albert schaute um sich.

»Sie suchen meine Tochter?« fragte die Baronin lächelnd.

»Ich gestehe es«, antwortete Albert. »Sollten Sie so grausam gewesen sein, sie nicht mitzubringen?«

»Beruhigen Sie sich, sie hat Mademoiselle de Villefort getroffen und ihren Arm genommen. Sehen Sie, da folgen uns beide in weißen Kleidern. Die eine mit einem Kamelienstrauß, die andere mit einem Vergißmeinnichtstrauß.«

»Wen suchen denn Sie?« fragte Albert lächelnd.

»Sollte der Graf von Monte Christo heute abend nicht zu Ihnen kommen?«

»Siebzehn!« antwortete Albert.

»Was wollen Sie damit sagen!«

»Ich will damit sagen, daß es gutgeht«, versetzte der Vicomte lachend, »und daß Sie die siebzehnte Person sind, die dieselbe Frage an mich stellt. Es geht um den Grafen zu Recht!... Ich mache ihm mein Kompliment dazu.«

»Und antworten Sie jedermann wie mir?«

»Ah! Es ist wahr, ich antwortete Ihnen nicht. Beruhigen Sie sich, Madame, wir werden den Mann, der gerade so in Mode ist, bei uns haben, wir gehören zu den Bevorzugten.«

»Waren Sie in der Oper?«

»Nein.«

»Er war da.«

»Ah, wahrhaftig? Und hat der exzentrische Mann irgendeine neue Originalität zum Besten gegeben?«

»Kann er sich anders zeigen? Elssler tanzte im *Diable boiteux*. Die griechische Prinzessin war entzückt. Nach der Cachucha steckte er einen prächtigen Ring an den Stiel eines Blumenstraußes und warf ihn der bezaubernden Tänzerin zu, die im dritten Akt, zur Ehrung des Geschenks, mit seinem Ring am Finger wiedererschien. Wird auch seine griechische Prinzessin kommen?«

»Nein, Sie müssen leider darauf verzichten. Ihre Stellung im Haus des Grafen ist nicht so ganz klar.«

»Lassen Sie mich ruhig hier stehen und begrüßen Sie Madame de Villefort«, sagte die Baronin. »Ich sehe, daß sie vor Verlangen vergeht, mit Ihnen zu sprechen.«

Albert verbeugte sich vor Madame Danglars und ging Madame de Villefort entgegen, die schon zum Sprechen ansetzte, als er sie noch gar nicht ganz erreicht hatte.

»Ich wette«, sagte Albert, sie unterbrechend, »daß ich weiß, was Sie mir sagen wollen!«

»Ah! Was denn?« erwiderte Madame de Villefort.

»Werden Sie es mir gestehen, wenn ich es errate?«

»Ja.«

»Ehrenwort?«

»Ehrenwort!«

»Sie wollten mich fragen, ob der Graf von Monte Christo gekommen ist oder kommen wird!«

»Nein, gar nicht. Nicht mit ihm beschäftige ich mich in diesem Augenblick. Ich wollte Sie fragen, ob Sie Nachrichten von Monsieur Franz erhielten!«

»Ja, gestern.«

»Was schrieb er Ihnen?«

»Daß er gleichzeitig mit seinem Brief abreise.«

»Gut. Nun, der Graf...?«

»Der Graf wird kommen, seien Sie unbesorgt.«

»Sie wissen, daß er einen anderen Namen hat als Monte Christo?«

»Nein, das wußte ich nicht.«

»Monte Christo ist ein Inselname, und er hat einen Familiennamen.«

»Ich habe ihn aber noch nie gehört bisher.«

»Nun denn, da bin ich besser unterrichtet als Sie. Er heißt Zaccane.«

»Das ist möglich.«

»Er ist ein Malteser.«

»Das ist auch möglich.«

»Sohn eines Reeders.«

»Oh! Wahrhaftig, sie sollten diese Dinge laut erzählen, Sie würden den größten Erfolg hervorbringen.«

»Er diente in Indien, besitzt eine Silbermine in Thessalien und kommt nach Paris, um in Auteuil ein Mineralbad anzulegen.«

»Na, nicht schlecht«, sagte Morcerf, »das sind Neuigkeiten! Erlauben Sie mir, sie weiterzuerzählen!«

»Ja, aber nach und nach, eine nach der anderen und ohne zu sagen, daß sie von mir kommen.«

»Warum?«

»Weil sie fast ein erlaushes Geheimnis sind.«

»Von wem!«

»Von der Polizei.«

»Diese Neuigkeiten wurden also ausgekramt...«

»Gestern abend bei dem Präfeften. Paris ist, wie Sie wohl begreifen, bei dem Anblick dieses ungewöhnlichen Aufwands unruhig geworden, und die Polizei hat Erkundigungen einge-

zogen.«

»Gut! Da fehlte nur noch, den Grafen unter dem Vorwand, daß er zu reich sei, als einen Vagabunden zu verhaften.«

»Meiner Treu, dies hätte ihm durchaus passieren können, wären die Aufschlüsse nicht so günstig gewesen.«

»Der arme Graf! Und vermutet er die Gefahr, die ihm drohte?«

»Ich glaube nicht.«

»Dann ist es ein Gebot der Freundschaft, ihn davon in Kenntnis zu setzen. Bei seiner Ankunft werde ich es zu tun nicht unterlassen.«

In diesem Moment verbeugte sich ein schöner, junger Mann mit lebhaften Augen, mit schwarzen Haaren und gewichstem Knebelbart ehrerbietig vor Madame de Villefort. Albert reichte ihm die Hand.

»Madame«, sagte Albert, »ich habe die Ehre, Ihnen Monsieur Maximilien Morrel vorzustellen, Kapitän bei den Spahis, einen von unsern guten und vor allem von unsern tapferen Offizieren.«

»Ich hatte bereits das Vergnügen, den Herrn in Auteuil bei dem Herrn Grafen von Monte Christo zu treffen«, entgegnete Madame de Villefort und wandte sich mit einer markierten Kälte ab.

Diese Antwort und vor allem der Ton, in dem sie gegeben wurde, krampften dem armen Morrel das Herz zusammen, aber er wurde gleich dafür entschädigt: Als er sich umkehrte, sah er neben der Tür ein schönes und weißes Gesicht, dessen große blaue Augen sich scheinbar ausdruckslos auf ihn hefteten, während der Vergißmeinnichtstrauß langsam an ihre Lippen stieg. Dieser Gruß wurde so gut verstanden, daß Morrel mit demselben Gesichtsausdruck sein Taschentuch an seinen Mund brachte, und die beiden lebendigen Statuen, deren Herz unter dem anscheinenden Marmor ihres Antlitzes so rasch

schlug, durch die ganze Breite des Saales voneinander getrennt, vergaßen sich einen Augenblick oder vergaßen vielmehr die Welt in dieser stummen Anschauung. Sie hätten noch länger so, einer in den anderen verloren, bleiben können, ohne daß jemand ihre völlige Abwesenheit bemerkte, denn der Graf von Monte Christo war eingetreten.

Wie bereits erwähnt, fesselte der Graf, mochte es provoziert sein oder auch nicht, die Aufmerksamkeit überall, wo er erschien. Es war nicht seine schwarze Kleidung, natürlich von tadellosem Schnitt, aber schlicht und schmucklos. Es war nicht seine weiße, unbestickte Weste, es war nicht seine Hose, die ein Bein der zartesten Form umspannte, was die Aufmerksamkeit fesselte, sondern es war sein ruhiges und reines Antlitz, es war sein durchdringender und melancholischer Blick, es war schließlich sein mit wundersamer Feinheit gezeichneter Mund, der so leicht den Ausdruck einer stolzen Verachtung annahm, was bewirkte, daß alle Augen auf ihn gerichtet waren. Es konnte schönere Männer geben, aber gewiß nicht bedeutungsvollere, man gestatte uns diesen Ausdruck. Alles am Grafen wollte etwas aussagen und hatte seine Bedeutung. Denn die Gewohnheit nützlichen Denkens verlieh seinen Zügen, dem Ausdruck seines Gesichts und der geringfügigsten seiner Gebärden eine unvergleichliche Geschmeidigkeit und Festigkeit. Und dann ist unsere vornehme Pariser Welt so sonderbar, daß sie vielleicht all das nicht beachtet hätte, wäre nicht eine geheimnisvolle, durch ein unermeßliches Vermögen ausgeschmückte Geschichte unter all dem verborgen gewesen.

Wie dem auch sei, er, das Ziel aller Blicke, näherte sich unter dem Austausch leichter Begrüßungen Madame de Morcerf, die, vor einem blumengeschmückten Kamin stehend, ihn in einem der Tür gegenüber angebrachten Spiegel erscheinen gesehen und sich auf seinen Empfang vorbereitet hatte. Sie wandte sich also mit einem gezwungenen Lächeln gerade in dem Moment zu ihm um, als er sich vor ihr verbeugte. Ohne

Zweifel glaubte sie, der Graf werde mit ihr sprechen, und ohne Zweifel glaubte der Graf, sie werde das Wort an ihn richten. Aber beide blieben stumm, so sehr schien ihnen eine Alltäglichkeit ihrer beider unwürdig, und nach der gegenseitigen Begrüßung ging Monte Christo auf Albert zu, der ihm mit offenen Armen entgegenkam.

»Sie haben meine Mutter schon gesehen?« fragte Albert.

»Soeben hatte ich die Ehre, sie zu begrüßen«, antwortete der Graf. »Ich bemerkte aber Ihren Herrn Vater nicht.«

»Sehen Sie, er plaudert von Politik dort hinten in jener kleinen Gruppe mit großen Berühmtheiten.«

»So« versetzte Monte Christo, »jene Herren, die ich dort hinten sehe, sind also Berühmtheiten? Das hätte ich nicht vermutet. Und von welcher Art? Es gibt Berühmtheiten jeder Art, wie Sie wissen.«

»Es ist zuerst ein Gelehrter darunter, der große dürre Herr. Er hat in der Campagna um Rom eine Eidechsegattung entdeckt, die einen Wirbel mehr hat als die anderen, und ist zurückgekehrt, um dem Institut diese Entdeckung mitzuteilen. Die Sache wurde lange bestritten, aber zuletzt hat der große dürre Herr recht behalten. Der Wirbel sorgte für viel Aufsehen in der gelehrten Welt. Der große dürre Herr war nur Ritter der Ehrenlegion, nun ernannte man ihn zu ihrem Offizier.«

»Recht so!« sagte Monte Christo. »Das ist ein Kreuz, das mir weise verliehen erscheint. Wenn er einen zweiten Wirbel findet, wird man ihn zum Kommandeur machen!«

»Sehr wahrscheinlich«, antwortete Morcerf.

»Und wer kann jener andere sein, der die sonderbare Idee hatte, einen grünbestickten blauen Gehrock anzuziehen?«

»Nicht er hat die Idee gehabt, diesen Rock anzuziehen, sondern die Republik, die, wie Sie wissen, eine ziemlich unbedeutende Künstlerin war, und da sie den Mitgliedern der Akademie eine Uniform geben wollte, David bat, ihnen einen

Gehrock zu entwerfen.«

»Ah ja!« erwiderte Monte Christo. »Dieser Herr ist also in der Akademie!«

»Seit acht Tagen ist er Mitglied dieser gelehrten Versammlung.«

»Und welches Verdienst, welches Spezialgebiet hat er?«

»Sein Spezialgebiet? Ich glaube, daß er Nadeln in den Kopf von Kaninchen stößt, daß er den Hühnern rote Farbe zu fressen gibt und daß er das Rückenmark der Hunde schrumpfen läßt.«

»Und er ist deshalb bei der Akademie der Wissenschaften!«

»Nein, bei der Académie française.«

»Aber was hat denn die Académie française hiemit zu schaffen!«

»Ich will Ihnen sagen, es scheint, daß...«

»... ohne Zweifel seine Experimente die Wissenschaft einen großen Schritt vorwärts brachten!«

»Nein, sondern daß er in einem sehr guten Stil schreibt.«

»Dies muß der Eigenliebe der Kaninchen ungeheuer schmeicheln«, versetzte Monte Christo, »denen er Nadeln in den Kopf stößt, der Hühner, deren Knochen er rot färbt, und der Hunde, deren Rückenmark er schrumpfen läßt!«

Albert begann zu lachen.

»Und der andere?« fragte der Graf.

»Der andere?«

»Na, der dritte.«

»Ah! Der hellblaue Rock?«

»Ja.«

»Der ist ein Kollege des Grafen, jener, der sich am heftigsten einer Uniformierung der Kammer der Pairs widersetzte. Er hatte in dieser Sache einen großen Erfolg auf der Rednerbühne. Er stand schlecht mit den liberalen Zeitungen, aber seine

noble Opposition gegen die Wünsche des Hofes hat ihn mit diesen ausgesöhnt. Man spricht davon, ihn zum Gesandten zu ernennen.«

»Und was für Ansprüche hatte er auf die Ernennung?«

»Er hat zwei oder drei komische Opern geschrieben, vier oder fünf Aktien auf die Zeitung *Le Siècle* gekauft und fünf bis sechs Jahre lang für das Ministerium votiert.«

»Bravo, Vicomte«, sagte Monte Christo lachend, »Sie sind ein charmanter Reiseführer. Nun werden Sie mir eine Gefälligkeit erweisen, nicht wahr?«

»Welche?«

»Mich jenen Herren nicht vorzustellen und mich in Kenntnis zu setzen, wenn sie mir vorgestellt zu werden verlangen.«

In diesem Moment fühlte der Graf, daß man ihm die Hand auf den Arm legte. Er drehte sich um. Es war Danglars.

»Ah! Sie sind's, Baron!« sagte er.

»Warum nennen Sie mich Baron?« fragte Danglars. »Sie wissen doch, daß ich nichts auf meinen Titel halte. Bei Ihnen ist es ein anderer Fall, Vicomte, Sie halten etwas darauf, nicht wahr?«

»Gewiß«, antwortete Albert, »weil ich, wenn nicht Vicomte, nichts mehr wäre, während Sie Ihren Barontitel opfern können und noch Millionär bleiben werden.«

»Was mir unter dem Julikönigtum der schönste Titel scheint«, äußerte Danglars.

»Leider«, bemerkte Monte Christo, »ist man nicht lebenslänglich Millionär, wie man Baron, Pair von Frankreich oder Mitglied der Akademie ist. Dies beweisen die Millionäre Frank und Poulmann in Frankfurt, die soeben Bankrott machten.«

»Wirklich?« fragte Danglars erblassend.

»Meiner Treu, ich habe diese Nachricht heute abend durch einen Kurier erhalten. Ich hatte ungefähr eine Million bei ihm

angelegt, aber rechtzeitig unterrichtet, drängte ich vor etwa einem Monat auf die Rückzahlung.«

»Ah! Mein Gott!« versetzte Danglars, »sie haben zweihunderttausend Francs von mir auf sich gezogen.«

»Nun, ich sage Ihnen, daß ihre Unterschrift fünf Prozent wert ist.«

»Ja, aber das ist schon zu spät«, erwiderte Danglars, »ich habe ihrer Unterschrift vertraut.«

»Na gut!« sagte Monte Christo. »Diese zweihunderttausend Francs gesellten sich zu den...«

»Stille!« unterbrach ihn Danglars. »Sprechen Sie doch nicht von solchen Sachen da...« – dann, sich zu Monte Christo beugend – »vor allem nicht in Gegenwart von Monsieur Cavalcanti junior«, fügte der Bankier bei, der, während er diese Worte sprach, sich lächelnd zu dem jungen Mann kehrte.

Morcerf hatte den Grafen stehenlassen, um mit seiner Mutter zu sprechen. Danglars ging, um den jungen Cavalcanti zu begrüßen. Monte Christo befand sich einen Augenblick allein. Inzwischen begann die Hitze unerträglich zu werden. Die Diener kreisten in den Salons mit Platten voll von Früchten und Eistorten. Monte Christo trocknete mit seinem Taschentuche sein schweißbenetztes Antlitz, aber er trat zurück, wenn die Platte an ihm vorüberkam, und nahm nichts, um sich zu erfrischen. Madame de Morcerf verlor Monte Christo nicht aus den Augen. Sie sah die Platte vorübertragen, ohne daß er sie berührte. Sie beobachtete sogar die Bewegung, womit er sich davon entfernte.

»Albert«, fragte sie, »haben Sie etwas bemerkt?«

»Was, meine Mutter?«

»Daß der Graf nie eine Speise bei Monsieur de Morcerf annehmen wollte.«

»Ja, aber er nahm das Frühstück bei mir an, weil er anläßlich dieses Frühstücks seinen Eintritt in die vornehme Pariser

Welt begann.«

»Bei Ihnen ist nicht beim Grafen«, murmelte Mercédès,
»und seitdem er da ist, beobachte ich ihn genau.«

»Nun?«

»Nun, er nahm noch nichts.«

»Der Graf ist sehr zurückhaltend.«

Mercédès lächelte traurig.

»Nähern Sie sich ihm, und bei der ersten Platte, die vor-
übergetragen wird, dringen Sie in ihn.«

»Warum, meine Mutter?«

»Machen Sie mir dieses Vergnügen, Albert«, entgegnete
Mercédès.

Albert küßte die Hand seiner Mutter und stellte sich neben
den Grafen.

Eine andere Platte ging vorbei, voll wie die vorigen. Sie sah
Albert in den Grafen dringen, selbst ein Eis nehmen und es
ihm reichen, aber der lehnte hartnäckig ab. Albert kam zu
seiner Mutter zurück. Die Gräfin war sehr blaß.

»Nun«, sagte sie, »Sie sehen, er hat abgelehnt.«

»Ja, doch warum kann Sie das so beschäftigen?«

»Sie wissen, Albert, die Frauen sind manchmal seltsame
Geschöpfe. Ich hätte mit Vergnügen den Grafen bei mir etwas
genießen sehen, und wäre es auch nur ein Granatapfelkern.
Übrigens bequemt er sich vielleicht nicht zu den französi-
schen Gebräuchen, vielleicht ist ihm etwas anderes lieber.«

»Mein Gott! Nein! Ich sah ihn in Italien von allem essen.
Zweifelloos ist er heute abend in schlechter Stimmung.«

»Ferner ist er vielleicht, da er immer in heißen Landstrichen
wohnte, weniger empfindlich für die Hitze als ein anderer.«

»Ich glaube nicht, denn er beklagte sich zu ersticken und
fragte, warum man, da man bereits die Fenster öffnete, nicht
auch die Jalousien geöffnet habe.«

»Das ist wirklich ein Mittel«, äußerte Mercédès, »mir Gewißheit zu verschaffen, ob diese Enthaltksamkeit ein gefaßter Entschluß ist.«

Und sie verließ den Salon. Einen Augenblick danach öffneten sich die Sommerläden, und man konnte durch die Jasmin- und Weinranken, welche um die Fenster wucherten, den ganzen mit Lampions beleuchteten Garten und die unter dem Zelt aufgetragenen Speisen sehen. Tänzer und Tänzerinnen, Spieler und Plaudernde stießen einen Freudenschrei aus. All diese beengten Lungen atmeten die hereinströmende Luft mit Wonne ein. Im selben Moment erschien Mercédès wieder, bleicher, als sie hinausgegangen war, aber mit jener Festigkeit im Antlitz, die bei ihr in gewissen Umständen auffällig war. Sie ging geradewegs auf die Gruppe zu, deren Mittelpunkt ihr Mann bildete.

»Ketten Sie diese Herren nicht hier an, Herr Graf«, sagte sie. »Sie werden, wenn sie nicht spielen, lieber die Luft im Garten einatmen, als hier zu ersticken.«

»Ah! Madame«, äußerte ein alter, sehr galanter General, der im Jahre 1809 noch ›Auf, auf, wir zieh'n nach Syrien!‹ gesungen hatte, »wir werden aber nicht allein in den Garten gehen.«

»Meinetwegen«, versetzte Mercédès, »ich will also mit gutem Beispiel vorangehen.« Und sich zu Monte Christo wendend, fügte sie hinzu: »Herr Graf, erweisen Sie mir die Ehre, mir Ihren Arm zu reichen.«

Der Graf wankte fast bei diesen einfachen Worten und schaute einen Moment Mercédès tief in die Augen. Dieser Moment war blitzschnell, und doch schien er der Gräfin ein Jahrhundert zu dauern, so viele Gedanken hatte Monte Christo in diesen einzigen Blick gelegt. Er reichte der Gräfin seinen Arm, sie stützte sich darauf, oder besser gesagt, sie berührte ihn kaum mit ihrer kleinen Hand, und beide gingen über einen der Flügel der von Rhododendren und Kamelien gesäumten

Freitreppe hinab. Hinter ihnen und über den anderen Flügel eilten etwa zwanzig Gäste mit lärmenden Ausrufen in den Garten.

71. KAPITEL

Brot und Salz

Madame de Morcerf trat mit ihrem Begleiter unter das Laubgewölbe. Dieses Gewölbe war eine Lindenallee, die zu einem Gewächshause führte.

»Im Salon war es zu heiß, nicht wahr, Herr Graf?« sagte sie.

»Ja, Madame, und es war eine vortreffliche Idee von Ihnen, die Türen und Jalousien öffnen zu lassen.«

Als er diese Worte ausgesprochen hatte, bemerkte der Graf, daß die Hand von Mercédès zitterte.

»Mit Ihrem leichten Kleid und ohne andere Halsbedeckung als dieser Florschärpe werden Sie vielleicht frieren!« meinte er.

»Wissen Sie, wohin ich Sie entführe?« fragte die Gräfin, ohne auf die Frage von Monte Christo zu antworten.

»Nein, Madame«, antwortete dieser, »aber ich leiste keinen Widerstand, wie Sie sehen.«

»In das Gewächshaus, das Sie dort am Ende der Allee sehen, der wir folgen.«

Der Graf schaute Mercédès an, wie um sie zu fragen. Aber sie setzte ihren Weg fort, ohne eine weitere Äußerung, und auch Monte Christo blieb stumm. Man kam in das Gebäude, das ganz mit prächtigen Früchten besetzt war, die seit Anfang Juli ihre Reife in dieser Temperatur erreichten, die darauf berechnet war, die Hitze der bei uns sooft abwesenden Sonne zu ersetzen. Die Gräfin ließ Monte Christos Arm fahren und trat

zu einem Weinstock, von dem sie eine Muskatellertraube pflückte.

»Sehen Sie, Herr Graf«, sagte sie mit einem so traurigen Lächeln, daß man Tränen in ihren Augenwinkeln zu sehen glaubte, »sehen Sie, unsere französischen Trauben lassen sich, ich weiß es, nicht mit Ihren Trauben in Sizilien und Zypern vergleichen, aber Sie werden gegen unsere arme nördliche Sonne nachsichtig sein.«

Der Graf verbeugte sich und trat einen Schritt zurück.

»Sie geben mir einen Korb?« fragte Mercédès mit bebender Stimme.

»Madame«, antwortete Monte Christo, »ich bitte Sie inständigst mich zu entschuldigen, aber ich esse keine Muskatellertrauben.«

Mercédès ließ seufzend die Traube fallen. Ein herrlicher Pfirsich hing an einem nahen Spalier, gleich dem Weinstock in der künstlichen Wärme des Gewächshauses gereift. Mercédès näherte sich der samtartigen Frucht und pflückte sie.

»So nehmen Sie diesen Pfirsich«, sagte sie.

Aber der Graf machte dieselbe ablehnende Gebärde.

»Oh! Wieder!« sagte sie mit einem so schmerzlichen Ton, daß man fühlte, dieser Ton erstickte ein Schluchzen. »Ich habe wahrlich kein Glück.«

Ein langes Schweigen folgte dieser Szene. Der Pfirsich war wie die Traube in den Sand gerollt.

»Herr Graf«, äußerte endlich Mercédès, Monte Christo mit einem flehenden Blick anschauend, »es gibt eine rührende arabische Sitte, die jene zu ewigen Freunden macht, die Brot und Salz unter demselben Dach geteilt haben.«

»Ich kenne sie, Madame«, antwortete der Graf, »aber wir sind in Frankreich, und in Frankreich gibt es ebensowenig ewige Freundschaften wie die Sitte, Brot und Salz miteinander zu teilen.«

»Aber wir sind Freunde, nicht wahr?« fragte die Gräfin be-
bend und heftete die Augen auf Monte Christo, dessen Arm
sie mit ihren beiden Händen fast krampfhaft wieder ergriff.

Das Blut strömte dem Grafen ins Herz, der blaß wurde wie
der Tod, dann überzog es, vom Herzen emporflutend, seine
Wangen, und die Augen verschwammen ihm eine Sekunde
lang, wie einem Mann, der von etwas geblendet wurde.

»Gewiß sind wir Freunde, Madame«, erwiderte er. »Warum
sollten wir es auch nicht sein!«

Dieser Ton war von jenem so weit entfernt, den Madame de
Morcerf wünschte, daß sie sich umkehrte, um einen Seufzer
entschlüpfen zu lassen, der einem Stöhnen glich.

»Ich danke«, sagte sie.

Und sie wandte sich wieder zum Gehen. Sie machten so eine
Runde durch den Garten, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

»Monsieur«, fragte die Gräfin plötzlich nach zehn Minuten
eines schweigsamen Spazierganges, »ist es wahr, daß Sie so-
viel gesehen haben, so viele Reisen gemacht, soviel gelitten
haben?«

»Ich habe viel gelitten, ja, Madame«, antwortete Monte
Christo.

»Aber Sie sind jetzt glücklich!«

»Offenbar«, erwiderte der Graf, »denn niemand hört mich
klagen.«

»Und Ihr gegenwärtiges Glück macht Ihr Gemüt sanfter!«

»Mein gegenwärtiges Glück gleicht meinem vergangenen
Elend«, äußerte der Graf.

»Sind Sie nicht verheiratet?« fragte die Gräfin.

»Ich, verheiratet?« sagte Monte Christo bebend. »Wer hat
Ihnen dies gesagt?«

»Niemand, aber man sah Sie öfters eine junge und schöne
Person in die Oper führen.«

»Das ist eine Sklavin, die ich in Konstantinopel kaufte, Madame, eine Fürstentochter, die ich zu meiner Tochter machte, da ich keine andere Liebe auf der Welt habe.«

»Sie leben also allein?«

»Ich lebe allein.«

»Haben Sie keine Schwester... keinen Sohn... keinen Vater...?«

»Ich habe niemanden.«

»Wie können Sie so leben, ohne etwas zu haben, was Sie an das Leben bindet?«

»Das ist nicht meine Schuld, Madame. In Malta liebte ich ein junges Mädchen und wollte sie heiraten, als der Krieg ausbrach und mich wie ein Wirbelwind weit von ihr entführte. Ich glaubte, daß sie mich ausreichend liebte, um auf mich zu warten und selbst meinem Grabe treu zu bleiben. Als ich zurückkam, war sie verheiratet. Dies ist die Geschichte eines jeden Mannes, der die zwanzig hinter sich ließ. Ich hatte vielleicht ein schwächeres Herz als die anderen und mehr gelitten, als sie an meiner Stelle gelitten hätten, weiter nichts.«

Die Gräfin blieb einen Augenblick stehen, als ob sie einer Verschnaufpause bedurfte, um Atem zu schöpfen.

»Ja«, versetzte sie, »und diese Liebe ist Ihnen im Herzen geblieben... Man liebt nur einmal... Und sahen Sie diese Frau niemals wieder?«

»Niemals.«

»Niemals?«

»Ich kehrte nicht mehr zurück in das Land, in dem sie war.«

»Malta?«

»Ja, Malta?«

»Sie ist also in Malta?«

»Ich glaube.«

»Und verziehen Sie ihr die Ihnen zugefügten Leiden?«

»Ihr ja.«

»Aber nur ihr. Sie hassen also immer noch jene, die Sie von ihr trennten!«

»Ich? Keineswegs. Warum sollte ich sie hassen?«

Die Gräfin stellte sich Monte Christo gegenüber.

Sie hielt noch eine der duftigen Trauben in der Hand.

»Nehmen Sie«, sagte sie.

»Ich esse nie Muskatellertrauben, Madame«, erwiderte Monte Christo, wie wenn zwischen ihnen hievon keine Rede gewesen wäre.

Die Gräfin schleuderte die Traube mit einer Gebärde tiefster Betrübniß in die nächste Baumgruppe.

»Unbeugsamer!« murmelte sie.

Monte Christo blieb ebenso unempfindsam, als hätte der Vorwurf nicht ihm gegolten. In diesem Augenblick eilte Albert herbei.

»Oh, Mutter!« rief er. »Ein großes Unglück!«

»Was? Was ist geschehen?« fragte die Gräfin, sich aufrichtend, wie aus dem Traum zur Wirklichkeit geführt. »Ein Unglück, sagten Sie? Wahrhaftig, ein Unglück fehlte noch!«

»Monsieur de Villefort ist da.«

»Und?«

»Er holt seine Frau und seine Tochter.«

»Und warum?«

»Weil die Frau Marquise de Saint-Méran mit der Nachricht in Paris ankam, daß Monsieur de Saint-Méran nach der Abreise aus Marseille bei der ersten Zwischenstation starb. Madame de Villefort, die sehr lustig ist, wollte dieses Unglück weder begreifen noch glauben. Aber Mademoiselle Valentine erriet bei den ersten Worten und ungeachtet aller Behutsamkeit ihres Vaters alles und stürzte ohnmächtig zu Boden.«

»Und in welchem Verhältnis steht Monsieur de Saint-Méran

zu Mademoiselle de Villefort?« fragte der Graf.

»Er ist ihr Großvater von mütterlicher Seite. Er kam, um die Heirat von Franz und seiner Enkelin zu beschleunigen.«

»Ah! Wirklich?«

»Nun ist Franz aufgehalten. Warum ist Monsieur de Saint-Méran nicht auch ein Großvater von Mademoiselle Danglars!«

»Albert! Albert!« erwiderte Madame de Morcerf mit einem Ton sanften Vorwurfes. »Was sagen Sie da? Ah, Herr Graf, er hegt eine so große Hochschätzung für Sie, sagen Sie ihm doch, daß er etwas Böses gesagt hat!«

Und sie tat einige Schritte vorwärts. Monte Christo schaute sie so sonderbar an und mit einem Ausdruck von so träumerischer und zugleich so wohlwollender Bewunderung, daß sie umkehrte. Dann faßte sie seine Hand zu gleicher Zeit, da sie jene ihres Sohnes drückte, und fragte, beide inanderlegend: »Wir sind Freunde, nicht wahr?«

»Oh! Ihr Freund, Madame – das wäre anmaßend«, antwortete der Graf, »aber jedenfalls bin ich Ihr sehr ergebener Diener.«

Die Gräfin ging mit einer unaussprechlichen Beklemmung des Herzens fort, und bevor sie zehn Schritte gemacht hatte, sah der Graf sie ihr Taschentuch an die Augen drücken.

»Haben Sie sich gestritten, meine Mutter und Sie?« fragte Albert erstaunt.

»Im Gegenteil«, antwortete der Graf, »da sie mir doch soeben in Ihrer Gegenwart sagte, daß wir Freunde wären.«

Und sie gelangten wieder in den Salon, den Valentine und Monsieur und Madame de Villefort soeben verlassen hatten. Es bedarf keiner Erwähnung, daß Morrel gleich nach ihnen gegangen war.

72. KAPITEL

Madame de Saint-Méran

Es war wirklich soeben eine traurige Szene im Haus von Monsieur de Villefort vorgefallen. Nachdem die beiden Damen zum Ball gefahren waren, wohin sie zu begleiten Madame de Villefort ihren Mann trotz inständiger Bitten nicht bewegen konnte, hatte sich der Staatsanwalt, seiner Gewohnheit gemäß, mit einem Aktenberg von solchen Ausmaßen in sein Arbeitszimmer eingeschlossen, daß er jeden anderen abgeschreckt hätte, in den gewöhnlichen Zeiten seines Lebens aber kaum genügte, seinen kräftigen Arbeitsappetit zu befriedigen. Diesmal jedoch waren die Akten nur ein Vorwand. Villefort schloß sich nicht ein, um zu arbeiten, sondern um nachzudenken. Und nachdem die Tür verschlossen und der Befehl erteilt war, ihn nur wegen äußerst wichtigen Angelegenheiten zu stören, setzte er sich in seinen Lehnstuhl und begann, in seinem Gedächtnisse alles noch einmal durchzugehen, was in den vergangenen sieben, acht Tagen den Becher seiner düsteren Kümmernisse und seiner bitteren Erinnerungen überströmen machte.

Dann, anstatt sich über die vor ihm aufgehäuften Akten herzumachen, öffnete er eine Schublade seines Schreibtisches, drückte auf eine geheime Springfeder und zog einen Pack persönlicher Notizen hervor, wertvolle Handschriften, in denen er mit einem ihm allein bekannten Zahlencode die Namen von all denjenigen sortiert und eingetragen hatte, die in seiner politischen Laufbahn, in seinen Geldgeschäften, in seinen gerichtlichen Verfahren oder in seinen geheimen Liebschaften seine Feinde geworden waren. Die Zahl war furchtbar und ließ ihn erzittern. Und doch hatten ihm all diese Namen, so mächtig und schrecklich sie auch waren, oft nur ein Lächeln abgerungen, wie der Wanderer lächelt, der von der höchsten Bergspitze zu seinen Füßen die scharfen Felsen, die unweg-

samen Pfade und die Kanten der Abgründe überschaut, an denen er, um oben anzukommen, so lange und so mühsam vorüberkletterte.

Als er all diese Namen in seinem Gedächtnis Revue passieren ließ und sie immer wieder gelesen, gut studiert, in der Aufstellung gewürdigt hatte, schüttelte er den Kopf.

»Nein«, murmelte er, »keiner von diesen Feinden hätte geduldig und emsig bis jetzt gewartet, um mich nun mit diesem Geheimnis zu vernichten. Bisweilen, wie Hamlet sagt, taucht ein Gerücht von den am tiefsten verscharrten Dingen aus der Erde empor und tanzt wie Phosphorflammen wild in der Luft; aber dies sind Flammen, die nur für einen Augenblick leuchten, um irrezuführen. Der Korse wird die Geschichte irgendeinem Priester erzählt und dieser sie weitererzählt haben. Monte Christo wird sie erfahren haben und um sich Klarheit zu verschaffen... Aber wozu sich Klarheit verschaffen?« fuhr Villefort nach kurzer Überlegung fort. »Welches Interesse hat Monsieur von Monte Christo daran, Monsieur Zaccane, der Sohn eines Reeders aus Malta, der Besitzer einer Silbermine in Thessalien, der zum erstenmal nach Frankreich kommt, sich über eine düstere, geheimnisvolle und unnütze Tatsache wie diese Klarheit zu verschaffen? Inmitten der unzusammenhängenden Aufschlüsse, die mir von jenem Abbé Busoni und von jenem Lord Wilmore, von einem Freund und einem Feind, erteilt wurden, liegt nur ein Umstand klar, genau, offen vor meinen Augen: nämlich, daß zu keiner Zeit, in keinem Fall, in keiner Situation die mindeste Berührung zwischen mir und ihm stattfand.«

Aber Villefort sagte diese Worte bei sich, ohne selbst an das zu glauben, was er bei sich sagte. Das Schrecklichste für ihn war noch nicht die Entdeckung, denn er konnte leugnen oder sogar antworten, er bekümmere sich wenig um das *Mane*, *Thekel*, *Phares*, das plötzlich in blutigen Buchstaben an der Wand erschien. Was ihn beunruhigte, war, den Körper zu erkennen, zu dem die Hand gehörte, die die Worte geschrieben

hatte.

In dem Augenblick, als er sich selbst zu beruhigen versuchte und er sich, anstatt jener politischen Zukunft, die er bisweilen in seinen Ehrgeizträumereien sah, aus Furcht, jenen seit so langer Zeit schlummernden Feind zu wecken, eine auf die Freuden des heimischen Herdes beschränkte Zukunft entwarf, hallte im Hof das Geräusch eines Wagens, dann hörte er auf seiner Treppe den etwas mühsamen Gang einer älteren Person, dann Schluchzen und ›Ach!‹'s, wie es die Diener zu machen pflegen, die sich im Angesicht des Schmerzes ihrer Herrschaft interessant machen wollen. Er beeilte sich, den Riegel seines Arbeitszimmers zurückzuschieben, und bald trat, ohne angemeldet zu sein, eine alte Dame ein, ihren Schal auf dem Arm und den Hut in der Hand. Ihre weißen Haare umrahmten ihre Stirn, die glanzlos wie vergilbtes Elfenbein war, und ihre Augen, in deren Winkel das Alter tiefe Runzeln gefurcht hatte, verschwanden fast, so aufgeschwollen waren sie unter einer Flut von Tränen.

»Oh! Monsieur«, schluchzte sie. »Ah! Monsieur, welch ein Unglück. Es wird auch mich das Leben kosten. O ja, ganz gewiß wird es mich das Leben kosten!«

Und in den Lehnstuhl sinkend, welcher der Tür am nächsten stand, brach sie in heftiges Weinen aus. Die Bediensteten, die auf der Schwelle standen und sich nicht zu nähern wagten, blickten auf den alten Diener von Monsieur Noirtier, der dieses Geräusch vom Zimmer seines Herrn aus vernommen hatte und ebenfalls herbeigeeilt war und nun hinter den anderen stand. Villefort erhob sich und ging seiner Schwiegermutter entgegen, denn um diese handelte es sich.

»O mein Gott, Madame«, sagte er, »was ist geschehen? Was verstört Sie so? Und begleitet Sie Monsieur de Saint-Méran nicht?«

»Monsieur de Saint-Méran ist tot«, antwortete die alte Marquise, ohne Vorrede, ohne Ausdruck, wie erstarrt.

Villefort trat einen Schritt zurück und schlug seine Hände zusammen.

»Tot!« stammelte er. »Tot, so... plötzlich!«

»Vor acht Tagen«, fuhr Madame de Saint-Méran fort, »stiegen wir nach dem Essen miteinander in den Wagen. Monsieur de Saint-Méran war seit einigen Tagen leidend. Der Gedanke jedoch, unsere liebe Valentine zu sehen, flößte ihm Kraft ein, und er wollte trotz seiner Leiden reisen, als er sechs Meilen hinter Marseille, nach dem Genuß seiner üblichen Pastillen von einem so tiefen Schlafbedürfnis befallen wurde, daß es mir nicht natürlich schien. Dennoch zögerte ich, ihn zu wecken, als es mir dünkte, daß sein Gesicht rot wurde, und die Adern an seinen Schläfen heftiger als gewöhnlich schlugen. Allein, da die Nacht angebrochen war und ich nichts mehr sah, ließ ich ihn schlafen. Bald stieß er einen dumpfen und durchdringenden Schrei aus, wie wenn er einen Alptraum hätte, und warf mit einer ungestümen Bewegung seinen Kopf zurück. Ich rief den Kammerdiener, ich ließ den Postillon halten, ich rüttelte Monsieur de Saint-Méran, ich hielt ihm mein Riechfläschchen vor – alles war aus, er war tot, und an der Seite seines Leichnams kam ich in Aix an.«

Villefort stand betäubt und mit offenem Mund da.

»Und Sie ließen natürlich noch einen Arzt kommen.«

»Auf der Stelle, aber, wie gesagt, es war zu spät.«

»Freilich, aber konnte er wenigstens erkennen, an welcher Krankheit der arme Marquis gestorben war?«

»Mein Gott! Ja, Monsieur, er sagte mir, es scheine, daß er einem Schlaganfall erlegen war.«

»Und was taten Sie dann?«

»Monsieur de Saint-Méran hatte immer gesagt, er wünsche, wenn er fern von Paris stürbe, daß sein Leichnam in die Familiengruft gebracht werde. Ich ließ ihn in einen bleiernen Sarg legen und reiste einige Tage vor ihm ab.«

»Oh! Mein Gott, arme Mutter!« sagte Villefort. »Solche Mühen nach einem solchen Schlag, und in Ihrem Alter dazu!«

»Gott verlieh mir Kraft bis zum Ende. Zudem hätte der liebe Marquis sicher für mich getan, was ich für ihn tat. Freilich ist mir, als ob ich verrückt würde, seitdem ich ihn dort unten verließ. Ich kann nicht mehr weinen. Man sagt zwar, daß man in meinem Alter keine Tränen mehr habe. Es dünkt mir jedoch, daß man weinen können sollte, wenn man so sehr leidet. Wo ist Valentine, Monsieur? Ihretwegen kamen wir zurück. Ich will Valentine sehen.«

Villefort hielt es für grausam, zu antworten, daß Valentine auf dem Ball sei. Er sagte zur Marquise nur, daß ihre Enkelin mit ihrer Stiefmutter aus wäre und daß man sie benachrichtigen werde.

»Sofort, Monsieur, sofort, ich bitte inständig darum!« erwiderte die alte Dame.

Villefort reichte Madame de Saint-Méran den Arm und führte sie in ihre Wohnung.

»Ruhen Sie sich aus, Mutter«, sagte er.

Die Marquise hob bei diesen Worten den Kopf empor, fühlte sich bei dem Anblick dieses Mannes, der sie an jene so sehr beklagte Tochter erinnerte, die für sie in Valentine wieder auflebte, durch den Namen »Mutter« ergriffen, brach in Tränen aus und sank vor einem Lehnstuhl auf die Knie, in den sie ihr ehrwürdiges Haupt vergrub. Villefort übergab sie der Pflege der Zofen, während der alte Barrois zutiefst bestürzt wieder zu seinem Herrn hinaufging. Nichts erschreckt alte Männer so sehr, als wenn der Tod einen Augenblick ihre Seite verläßt, um einen anderen Alten zu seiner Beute zu machen. Dann ließ er, während Madame de Saint-Méran, immer noch kniend, inbrünstig betete, eine Droschke kommen und holte selbst bei Madame de Morcerf seine Frau und seine Tochter, um sie nach Hause zu bringen. Er war bei seinem Erscheinen an der Tür des Salons so blaß, daß Valentine ihm mit dem

Ausruf entgegenteilte: »Oh! Mein Vater! Es ist irgendein Unglück geschehen!«

»Ihre gute Großmama ist soeben angekommen, Valentine«, versetzte Monsieur de Villefort.

»Und mein Großvater?« fragte der junge Mädchen ganz verstört.

Monsieur de Villefort antwortete nicht, sondern reichte nur seiner Tochter den Arm. Es war gerade noch zur rechten Zeit. Valentine, von einem Schwindel erfaßt, wankte. Madame de Villefort beeilte sich, sie zu stützen, half ihrem Mann, sie zum Wagen zu schleppen, und sagte: »Das ist sonderbar! Wer hätte dies vermuten können? Oh! Ja, ja, das ist sonderbar!«

Und diese ganze trostlose Familie entfernte sich eilig, ihre Trauer wie schwarzen Flor über den Rest der Abendgesellschaft werfend.

Am Fuß der Treppe traf Valentine Barrois, der ihrer harrete: »Monsieur Noirtier wünscht Sie heute abend zu sehen«, flüsterte er ihr zu.

»Sagen Sie ihm, daß ich kommen werde, wenn ich von meiner guten Großmutter komme«, entgegnete Valentine.

Mit dem Zartgefühl ihres Charakters hatte das junge Mädchen eingesehen, daß jetzt vor allem Madame de Saint-Méran ihrer bedürfe.

Valentine fand ihre Großmutter im Bett liegend. Stumme Liebkosungen, so schmerzliches Überborden des Herzens, abgebrochene Seufzer, heiße Tränen, dies waren die einzigen erzählbaren Einzelheiten dieser Zusammenkunft, der Madame de Villefort am Arm ihres Mannes beiwohnte, voll Ehrerbietung, wenigstens scheinbar, gegen die arme Witwe. Nach einer kurzen Pause neigte sie sich zum Ohr ihres Gatten und sagte leise: »Es wird besser sein, wenn ich mich mit Ihrer Erlaubnis entferne, denn mein Anblick könnte Ihre Schwiegermutter wieder betrüben.«

Madame de Saint-Méran hörte es.

»Ja, ja«, flüsterte sie Valentine ins Ohr, »sie soll fortgehen, aber du bleib da, bleib da!«

Madame de Villefort entfernte sich, und Valentine blieb allein am Bett ihrer Großmutter, denn der Staatsanwalt, wegen dieses unvermuteten Todesfalls sehr betroffen, folgte seiner Frau.

Inzwischen war Barrois erst einmal zum alten Noirtier hinaufgegangen. Dieser hatte den großen, im Haus entstandenen Lärm gehört und, wie gesagt, den alten Diener entsandt sich zu erkundigen. Bei seiner Rückkehr fragte das so lebhafte und vor allem so intelligente Auge den Boten.

»Ach! Monsieur«, sagte Barrois, »ein großes Unglück ist geschehen. Madame de Saint-Méran ist angekommen: Ihr Mann ist gestorben.«

Zwischen Monsieur de Saint-Méran und Noirtier bestanden nie die Bande einer sehr innigen Freundschaft. Man kennt jedoch die Wirkung, welche auf einen Greis immer die Meldung vom Tod eines anderen Greises hat. Noirtier ließ den Kopf auf seine Brust wie ein betrübter Mann sinken oder wie ein Mann, der denkt. Dann schloß er ein Auge.

»Mademoiselle Valentine?« fragte Barrois.

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen.

»Sie ist auf dem Ball, Monsieur, Sie wissen doch, daß sie groß aufgeputzt von Ihnen Abschied nahm.«

Noirtier schloß von neuem das linke Auge.

»Ja, Sie wollen sie sehen?«

Der Greis gab durch ein Zeichen zu verstehen, daß dies in der Tat sein Wunsch sei.

»Nun denn, man wird sie ohne Zweifel bei Madame de Morcerf holen. Ich werde auf ihre Rückkehr warten und ihr sagen, daß sie heraufkommen möge. Ist das so recht?«

»Ja«, antwortete der Gelähmte durch ein Zeichen.

Barrois hielt also Ausschau, bis Valentine heimkehrte, und meldete ihr dann, wie gesagt, den Wunsch ihres Großvaters. Diesem Wunsch entsprechend ging Valentine zu Noirtier hinauf, als sie Madame de Saint-Méran verließ, die, aufgeregt wie sie war, zuletzt der Müdigkeit unterlag und in einen fieberhaften Schlaf fiel. Man hatte ihr in Griffweite einen kleinen Tisch gerückt, auf dem eine Flasche Orangenlimonade, ihr Lieblingsgetränk, und ein Glas standen.

Dann löste sich, wie wir erzählt haben, das junge Mädchen vom Bett der Marquise, um sich zu Noirtier zu begeben. Valentine umarmte den Greis, der sie so zärtlich anschaute, daß das junge Mädchen von neuem Tränen aus ihren Augen brechen fühlte, deren Quelle sie schon versiegt wähnte. Der Greis wandte seinen Blick nicht ab.

»Ja, ja«, sagte Valentine, »du willst sagen, daß ich noch immer einen guten Großpapa habe, nicht wahr!«

Der Greis machte ein Zeichen, daß sein Blick wirklich dies sagen wollte.

»Ach, zum Glück!« versetzte Valentine. »Was würde sonst aus mir werden, mein Gott?«

Es war ein Uhr morgens. Barrois, der selbst schlafen gehen wollte, sagte, daß nach einem so schmerzlichen Abend jedermann besonders der Ruhe bedürfe. Der Greis wollte nicht sagen, daß seine Ruhe darin bestehe, sein Kind zu sehen. Er entließ Valentine, der in der Tat Schmerz und Müdigkeit ein leidendes Aussehen verliehen. Als sie am anderen Tag bei ihrer Großmutter eintrat, fand sie sie im Bett. Das Fieber hatte sich nicht gelegt, im Gegenteil glänzte ein düsteres Feuer in den Augen der alten Marquise, und sie schien einer heftigen nervösen Aufregung preisgegeben.

»Oh! Mein Gott! Gute Großmama, haben Ihre Leiden zugenommen?« rief Valentine aus, als sie diese Symptome von Aufgeregtheit bemerkte.

»Nein, meine Tochter, nein«, antwortete Madame de Saint-

Méran, »aber ich erwartete mit Ungeduld dein Kommen, um deinen Vater holen zu lassen.«

»Meinen Vater?« fragte Valentine besorgt.

»Ja, ich will ihn sprechen.«

Valentine wagte nicht, sich dem Wunsch ihrer Großmutter zu widersetzen, dessen Ursache sie zudem nicht kannte. Bald danach trat Villefort ein.

»Monsieur«, fragte Madame de Saint-Méran, ohne irgendeine Einleitung voranzustellen, als ob sie fürchtete, es könnte ihr an Zeit gebrechen, »es ist, wie Sie mir schrieben, von einer Verheiratung dieses armen Kindes die Rede?«

»Ja, Madame«, antwortete Villefort. »Es ist sogar mehr als ein Projekt, es ist eine Übereinkunft.«

»Der Bräutigam heißt Monsieur Franz d’Epinay?«

»Ja, Madame.«

»Er ist der Sohn des Generals d’Epinay, der zu den Unsrigen gehörte, nicht wahr, und einige Tage vor der Rückkehr des Usurpators von der Insel Elba ermordet wurde?«

»Derselbe.«

»Widerstrebt ihm diese Heirat mit der Enkelin eines Jakobiners nicht?«

»Unsere bürgerlichen Zwistigkeiten haben glücklicherweise aufgehört, meine Mutter«, sagte Villefort. »Monsieur d’Epinay war bei dem Tod seines Vaters fast noch ein Kind. Er kennt Monsieur Noirtier sehr wenig und wird ihn, wenn auch nicht mit Vergnügen, wenigstens mit Gleichgültigkeit sehen.«

»Ist es eine angemessene Partie?«

»In jeder Hinsicht.«

»Der junge Mann...?«

»Genießt die allgemeine Hochachtung.«

»Ist er anständig?«

»Er ist einer der ausgezeichnetsten Männer, die ich kenne.«

Während dieser ganzen Unterredung war Valentine stumm geblieben.

»Nun denn, Monsieur«, sagte Madame de Saint-Méran, nachdem sie einige Sekunden nachgedacht hatte, »Sie müssen sich beeilen, denn ich habe nur mehr kurze Zeit zu leben.«

»Sie, Madame? Sie, gute Großmama?« riefen Monsieur de Villefort und Valentine gleichzeitig aus.

»Ich weiß, was ich sage«, versetzte die Marquise. »Sie müssen sich also beeilen, damit sie, da sie ihre Mutter nicht mehr hat, wenigstens ihre Großmutter hat, um ihre Ehe zu segnen. Ich bin die einzige, die ihr von seiten meiner armen Renée, die Sie so schnell vergessen haben, übrigbleibt, Monsieur.«

»Aber Madame«, sagte Villefort, »Sie vergessen, daß ich diesem armen Kind eine Mutter geben mußte, da es keine mehr besaß.«

»Eine Stiefmutter ist keine Mutter, Monsieur. Doch nicht darum handelt es sich, es ist von Valentine die Rede. Lassen wir die Toten ruhen!«

All das wurde mit einer solchen Geläufigkeit und mit einem solchen Ton gesprochen, daß in diesem Gespräch etwas lag, das auf das Einsetzen des Deliriums hindeutete.

»Ihrem Wunsch wird entsprochen werden, Madame«, entgegnete Villefort, »und um so mehr, als Ihr Wunsch mit dem meinigen übereinstimmt, und sobald Monsieur d'Epinay in Paris eingetroffen ist...«

»Meine gute Großmutter«, äußerte Valentine, »die Schicklichkeit, die frische Trauer... möchten Sie denn eine Heirat unter so traurigen Umständen zustande bringen?«

»Meine Tochter«, unterbrach sie rasch die Großmutter, »nur schwache Seelen lassen sich durch solch alltägliche Gründe daran hindern, an ihrer dauerhaften Zukunft zu bauen! Auch ich bin am Totenbett meiner Mutter vermählt worden und bin

deshalb gewiß nicht unglücklich gewesen.«

»Wieder dieser Gedanke an den Tod, Madame!« sagte Villefort.

»Wieder? Immer!... Ich sage Ihnen, daß ich sterben werde, verstehen Sie. Nun denn, bevor ich sterbe, will ich den Bräutigam wenigstens einmal gesehen haben. Ich will ihm auftragen, meine Enkelin glücklich zu machen. Ich will in seinen Augen lesen, ob er mir zu gehorchen gedenkt. Kurz, ich will ihn kennenlernen«, fuhr die Großmutter mit einem schrecklichen Ausdruck fort, »um ihn aus der Tiefe meines Grabes heraus zu finden, wenn er nicht wäre, was er sein soll, wenn er nicht wäre, was er sein muß.«

»Madame«, mahnte Villefort, »verbannen Sie diese überspannten Gedanken. Es grenzt ja fast an Wahnsinn. Wenn die Toten einmal in ihr Grab gelegt sind, so schlafen sie darin, ohne jemals wieder aufzustehen.«

»Oh! Ja, ja, gute Großmama, beruhige dich!« tröstete Valentine.

»Und ich sage Ihnen, Monsieur, daß es nicht so ist, wie Sie glauben. Diese Nacht war schrecklich! Ich sah mich sozusagen schlafen, wie wenn meine Seele schon über meinem Körper schwebte. Meine Augen, die ich mit Anstrengung öffnen wollte, schlossen sich wieder gegen meinen Willen, und doch weiß ich wohl, daß vor allem Ihnen, Monsieur, dies unmöglich scheinen wird. Nun, ich sah mit meinen geschlossenen Augen, gerade an der Stelle, wo Sie sind, aus jener Ecke kommend, wo eine Tür in das Ankleidezimmer von Madame de Villefort führt, geräuschlos eine weiße Gestalt hereinschleichen.«

Valentine stieß einen Schrei aus.

»Es war das Fieber, das Sie so aufwühlte, Madame«, bemerkte Villefort.

»Zweifeln Sie, wenn Sie wollen, aber ich bin mir sicher in dem, was ich spreche. Ich sah eine weiße Gestalt, und als ob

Gott gefürchtet hätte, daß ich das Zeugnis eines einzigen meiner Sinne verwerfen könnte, hörte ich, wie sich mein Glas bewegte, sehen Sie, dasselbe, das hier auf dem Tisch steht.«

»Oh! Gute Mutter, das war ein Traum.«

»Es war so wenig ein Traum, daß ich die Hand nach der Klingel ausstreckte und bei dieser Bewegung der Schatten verschwand. Die Kammerfrau trat dann mit einem Licht ein.«

»Aber Sie sahen niemand.«

»Die Geister zeigen sich nur jenen, die sie sehen wollen. Es war der Geist meines Mannes. Nun denn, wenn der Geist meines Mannes zurückkommt, um mich zu rufen, warum sollte mein Geist nicht zurückkehren, um meine Enkelin zu beschützen? Das Band ist noch enger, scheint mir.«

»Oh! Madame«, sagte Villefort, wider seinen Willen tief gerührt, »gewähren Sie diesen traurigen Gedanken keinen Raum. Sie werden bei uns leben, Sie werden lange glücklich, geliebt, geehrt leben, und wir werden Sie vergessen machen...«

»Nie, nie, nie!« unterbrach ihn die Marquise. »Wann kommt Monsieur d'Epinay zurück?«

»Wir erwarten ihn eigentlich in jedem Augenblick.«

»Gut. Teilen Sie es mir mit, sobald er angekommen ist. Beeilen wir uns, beeilen wir uns! Dann möchte ich auch einen Notar rufen lassen, um mir die Gewißheit zu verschaffen, daß unser ganzes Vermögen Valentine zufällt.«

»Oh! Großmutter«, murmelte Valentine, ihre Lippen auf die glühende Stirn ihrer Großmutter drückend, »wollen Sie denn, daß ich sterbe? Mein Gott! Sie haben das Fieber. Nicht einen Notar muß man kommen lassen, sondern einen Arzt!«

»Einen Arzt!« erwiderte sie achselzuckend. »Es fehlt mir doch gar nichts. Ich habe Durst, weiter nichts.«

»Was trinken Sie, gute Mama?«

»Wie immer, du weißt schon, meine Orangenlimonade.

Mein Glas steht auf dem Tischchen da. Reiche es mir, Valentine!«

Valentine goß die Orangenlimonade aus der Flasche in ein Glas und ergriff es mit einem gewissen Schrecken, um es ihrer Großmutter zu geben, denn es war dasselbe Glas, das nach deren Behauptung der Schatten berührt hatte. Die Marquise trank das Glas auf einen einzigen Zug aus. Dann drehte sie sich auf ihrem Kopfkissen um und wiederholte: »Den Notar! Den Notar!«

Monsieur de Villefort ging hinaus, Valentine setzte sich an das Bett ihrer Großmutter. Das arme Kind schien selbst jenes Arztes zu bedürfen, den sie ihrer Großmutter geraten hatte. Eine Röte, gleich einer Flamme, brannte auf ihren Backenknochen, ihr Atem war kurz und stoßweise, und ihr Puls schlug fieberhaft. Dies kam daher, daß das arme Kind an die Verzweiflung Maximiliens dachte, wenn er vernehmen würde, daß Madame de Saint-Méran, anstatt ihr eine Verbündete zu sein, ohne es zu wissen so handelte, als ob sie ihre Feindin wäre. Öfters war Valentine nahe daran, ihrer Großmutter alles zu sagen, und sie hätte auch keinen einzigen Augenblick gezögert, wenn Maximilien Morrel Albert de Morcerf oder Raoul de Château-Renaud geheißen hätte. Aber Morrel war von plebejischer Herkunft, und Valentine kannte die Geringschätzung, welche die stolze Marquise gegen alles hegte, was nicht von adeliger Geburt war. Ihr Geheimnis war also immer, wenn es sich offenbaren wollte, durch die traurige Gewißheit in ihr Herz zurückgedrängt worden, daß sie es unnütz preisgeben würde, und, wäre dieses Geheimnis einmal ihrem Vater und ihrer Stiefmutter bekannt, alles verloren wäre.

So verstrichen ungefähr zwei Stunden. Madame de Saint-Méran schlief einen glühenden und ruhigen Schlaf. Man meldete den Notar. Obgleich diese Meldung sehr leise geschah, erhob sich doch Madame de Saint-Méran auf ihrem Kopfkissen.

»Der Notar?« sagte sie. »Er soll kommen, er soll kommen!«

Der Notar stand vor der Tür und trat ein.

»Geh jetzt, Valentine«, sagte Madame de Saint-Méran, »und laß mich mit dem Herrn allein!«

»Aber, Großmama...«

»Geh, geh!«

Das junge Mädchen küßte ihre Großmutter auf die Stirn und entfernte sich mit einem Taschentuch vor den Augen. Vor der Tür stieß sie auf den Kammerdiener, der ihr sagte, daß der Arzt im Salon warte. Valentine ging rasch hinab.

Der Arzt war ein Freund der Familie und zugleich einer der fähigsten Männer jener Zeit. Er hatte Valentine sehr gern, bei deren Geburt er zugegen war. Er hatte eine Tochter ungefähr im Alter von Mademoiselle de Villefort, deren Mutter aber an der Schwindsucht erkrankt war. Sein Leben war erfüllt von der beständigen Sorge um sein Kind.

»Oh!« sagte Valentine. »Lieber Monsieur d'Avrigny, wir erwarteten Sie mit großer Ungeduld. Aber vor allen Dingen, wie befinden sich Madeleine und Antoinette?«

Madeleine war die Tochter von Monsieur d'Avrigny und Antoinette seine Nichte. Monsieur d'Avrigny lächelte traurig.

»Antoinette sehr gut«, antwortete er, »Madeleine ziemlich gut. Sie haben mich holen lassen, liebes Kind?« sagte er. »Es ist offenbar weder Ihr Vater krank noch Madame de Villefort? Was Sie betrifft, obgleich es sichtbar ist, daß Ihnen Ihre Nerven immer zu schaffen machen, so vermute ich doch, daß Sie auf keine andere Weise meiner bedürfen, als daß ich Ihnen anempfehle, Ihrer Phantasie nicht allzu sehr die Zügel schießen zu lassen!«

Valentine errötete. D'Avrignys Diagnosefähigkeiten grenzten beinahe an ein Wunder, denn er war einer von jenen Ärzten, die den Körper immer über die Seele behandeln.

»Nein«, entgegnete sie, »meine Großmutter bedarf Ihrer Hilfe. Sie kennen das Unglück, das uns begegnet ist, nicht

wahr?«

»Ich weiß nichts«, antwortete Monsieur d'Avrigny.

»Ach!« sagte Valentine, ihr Schluchzen unterdrückend,
»mein Großvater ist gestorben.«

»Monsieur de Saint-Méran!«

»Ja.«

»Plötzlich?«

»An einem Schlaganfall.«

»An einem Schlaganfall?« wiederholte der Arzt.

»Ja, so daß meine arme Großmutter von der Idee befallen ist, daß sie ihr Mann, den sie nie verließ, rufe und sie ihm nachfolgen werde. Oh, Monsieur d'Avrigny, ich bitte Sie, kümmern Sie sich um meine arme Großmutter!«

»Wo ist sie?«

»In ihrem Zimmer, mit dem Notar.«

»Und Monsieur Noirtier?«

»Immer derselbe. Sein Geist ist vollkommen hell, aber die Lähmung ist gleichgeblieben, die Stummheit auch.«

»Und die Liebe für Sie ebenfalls, nicht wahr, mein liebes Kind?«

»Ja«, antwortete Valentine seufzend, »er liebt mich sehr.«

»Wer sollte Sie nicht lieben?«

Valentine lächelte traurig.

»Und was fehlt Ihrer Großmutter?«

»Eine sonderbare nervöse Reizung, ein unruhiger und geradezu unheimlicher Schlaf. Sie behauptete diesen Morgen, daß während ihres Schlafes ihre Seele über ihrem Körper schwebte, den sie schlafen sah. Das ist doch verrückt! Sie behauptet, daß sie einen Schatten in ihr Zimmer treten sah und ein Geräusch hörte, welches das vermeintliche Phantom verursachte, als es ihr Glas berührte.«

»Das ist sonderbar«, erwiderte der Doktor, »ich wußte nicht, daß Madame de Saint-Méran je solche Visionen hatte.«

»Es ist das erste Mal, daß ich sie so sah«, äußerte Valentine, »und heute früh jagte sie mir große Furcht ein. Ich hielt sie wirklich für wahnsinnig, und mein Vater – gewiß, Monsieur d’Avrigny, Sie kennen meinen Vater als einen starken Geist –, nun denn, selbst mein Vater schien sehr ergriffen.«

»Wir wollen sehen«, versetzte Monsieur d’Avrigny. »Was Sie mir da sagen, kommt mir sehr sonderbar vor.«

Der Notar kam herab, man meldete Valentine, daß ihre Großmutter nun allein sei.

»Gehen Sie hinauf?« fragte sie den Doktor.

»Und Sie?«

»Oh! Ich darf nicht. Sie verbot mir, Sie holen zu lassen. Zudem bin ich selbst aufgeregt, wie Sie sagen, fieberig, unwohl. Ich will eine Runde im Garten machen, um mich zu erholen.«

Der Doktor drückte Valentine die Hand, und während er zu ihrer Großmutter hinaufging, stieg das junge Mädchen über die Freitreppe hinab. Wir brauchen nicht zu sagen, in welchem Teil des Gartens Valentine sonst am liebsten spazierenging. Nach einem zwei- bis dreimaligen Gang um die Terrasse, die das Haus umgab, nach dem Pflücken einer Rose, um sie in ihren Gürtel oder in ihre Haare zu stecken, trat sie in die düstere Allee, die zur Bank führte, dann begab sie sich von der Bank zum Gitter. Diesmal machte Valentine, ihrer Gewohnheit gemäß, zwei bis drei Runden inmitten ihrer Blumen, aber ohne eine davon zu pflücken. Die Trauer ihres Herzens, die noch nicht Zeit gefunden hatte, sich auf ihr ganzes Wesen zu erstrecken, verschmähte diese einfache Zierde. Dann schlug sie den Weg nach ihrer Allee ein. Je weiter sie vorwärts ging, desto deutlicher schien sie eine Stimme zu hören, die ihren Namen aussprach. Erstaunt bleibt sie stehen. Dann klang jene Stimme noch deutlicher an ihr Ohr, und sie erkannte Maximiliens Stimme.

73. KAPITEL

Das Versprechen

Morrel lebte seit dem vorigen Tag eigentlich gar nicht mehr: Mit jenem den Liebenden und den Müttern eigentümlichen Instinkt hatte er erraten, daß sich nach der Rückkehr von Madame de Saint-Méran und dem Tod des Marquis bei den Villeforts etwas ereignen werde, was seine Liebe zu Valentine betreffen könnte. Wie man sieht, waren seine Befürchtungen eingetroffen, und keine einfache Besorgnis führte ihn so verstimmt und so zitternd an das Gitter unter den Kastanienbäumen. Doch Valentine wußte nicht, daß Morrel wartete. Dies war nicht die Stunde, zu der er gewöhnlich kam, und ein reiner Zufall, oder, wenn man lieber will, eine glückliche Gedankenübertragung lenkte ihre Schritte zum Garten.

Als sie erschien, rief ihr Morrel. Sie eilte an das Gitter.

»Sie hier, zu dieser Stunde?« fragte sie.

»Ja, arme Freundin«, antwortete Morrel. »Ich hole und bringe schlimme Nachrichten.«

»Es ist also ein Unglückshaus« äußerte Valentine, »sprechen Sie, Maximilien. Aber die Summe von Leiden ist wahrhaftig schon groß genug.«

»Liebe Valentine«, erwiderte Morrel und versuchte sich von seiner eigenen Aufregung zu erholen, um einen anständigen Satz herauszubringen, »hören Sie mir gut zu, ich bitte Sie, denn alles, was ich Ihnen sagen werde, ist feierlich. Bis wann gedenkt man Sie zu vermählen?«

»Hören Sie«, versetzte Valentine, »ich will Ihnen nichts verheimlichen, Maximilien. Diesen Morgen sprach man von meiner Heirat, und meine Großmutter, auf die ich als auf eine

Stütze zählte, die mir nicht entgehen würde, erklärte sich nicht nur für diese Heirat, sondern wünscht sie auch so dringend, daß nur die Rückkehr von Monsieur d'Epinay sie verzögert. Der Heiratsvertrag wird am Tag nach seiner Ankunft unterzeichnet werden.«

Ein schmerzlicher Seufzer entrang sich der Brust des jungen Mannes, und er schaute lange und traurig das junge Mädchen an.

»Ach!« entgegnete er mit leiser Stimme, »es ist gräßlich, die Frau, die man liebt, ruhig sagen zu hören: ›Der Zeitpunkt Ihrer Hinrichtung ist gekommen. In wenigen Stunden wird sie vollzogen werden.‹ Doch gleichviel, es muß so sein, und ich werde keinen Widerstand entgegensetzen. Wohlan, weil man, wie Sie sagen, nur mehr die Ankunft von Monsieur d'Epinay erwartet, um den Vertrag zu unterzeichnen, weil Sie am Tag nach seiner Ankunft ihm gehören werden, so wird besagter Tag, der Sie an Monsieur d'Epinay bindet, morgen sein, denn er ist heute früh in Paris angekommen.«

Valentine stieß einen Schrei aus.

»Ich war vor einer Stunde bei dem Grafen von Monte Christo«, sagte Morrel. »Wir sprachen, er von dem Schmerz Ihres Hauses und ich von Ihrem Schmerz, als plötzlich ein Wagen in den Hof rollte. Hören Sie! Bis jetzt glaubte ich nicht an Ahnungen, Valentine, jetzt aber muß ich wohl daran glauben. Bei dem Geräusch dieses Wagens durchrieselte mich ein Schauer; bald vernahm ich Schritte auf der Treppe; die widerhallenden Schritte des Komturs haben Don Giovanni nicht heftiger erschreckt, als diese Schritte mich erschreckten. Endlich geht die Tür auf, Albert de Morcerf tritt zuerst ein, und ich wollte an mir selbst zweifeln, ich wollte glauben, mich getäuscht zu haben, als hinter ihm ein anderer junger Mann sich näherte und der Graf ausrief: ›Ah! Der Herr Baron Franz d'Epinay!‹ Meine ganze Kraft und meinen ganzen Mut im Herzen raffte ich zusammen, um mich zu sammeln. Vielleicht erblaßte ich, vielleicht zitterte ich, gewiß aber stand ich da,

ein Lächeln auf den Lippen. Aber fünf Minuten später ging ich, ohne ein Wort von dem gehört zu haben, was während dieser fünf Minuten gesprochen wurde. Ich war vernichtet.«

»Armer Maximilien!« murmelte Valentine.

»Hier bin ich, Valentine. Antworten Sie mir nun wie einem Mann, dem Ihre Antwort Leben oder Tod bringen wird. Was gedenken Sie zu tun?«

Valentine senkte den Kopf; sie war tief betrübt.

»Hören Sie«, fuhr Morrel fort, »es ist nicht das erste Mal, daß Sie an die Lage denken, in der wir uns befinden. Die ist ernst, sie ist dringend, sie hat ihren äußersten Punkt erreicht. Ich glaube nicht, daß dies der Moment ist, sich einem vergeblichen Schmerz zu überlassen. Das ist für jene gut, die nach Belieben leiden und sich je nach Laune satt weinen wollen. Es gibt solche Leute, und ohne Zweifel wird ihnen Gott im Himmel ihre Resignation auf Erden anrechnen. Aber wer immer den Willen in sich fühlt, zu kämpfen, verliert nicht kostbare Zeit und gibt auf der Stelle dem Schicksal den Schlag zurück, den er von ihm erhielt. Ist es Ihr Wille, mit dem Schicksal zu kämpfen, Valentine, sprechen Sie, denn das zu fragen, komme ich!«

Valentine bebte und schaute Morrel bestürzt an. Dieser Gedanke, als Kind ihrem Vater zu widerstehen, ihrer Großmutter, der ganzen Familie, war nicht einmal in ihr aufgetaucht.

»Was sagen Sie da, Maximilien«, fragte Valentine, »und was nennen Sie einen Kampf? Oh! Nennen Sie es lieber eine Entweihung. Ich sollte gegen den Befehl meines Vaters, gegen den Wunsch meiner sterbenden Großmutter ankämpfen? Das ist unmöglich!«

Morrel machte eine Bewegung.

»Sie haben ein zu edles Herz, um mich nicht zu verstehen, und Sie verstehen mich so gut, lieber Maximilien, daß ich Sie zum Schweigen gebracht sehe. Ich soll kämpfen? Gott behüte mich davor! Nein, nein, ich bewahre meine ganze Stärke, um

mich selbst zu bekämpfen und mich sattzuweinen, wie Sie sagten. Aber niemals werde ich meinen Vater betrüben, niemals die letzten Augenblicke meiner Großmutter verbittern!«

»Sie haben natürlich recht«, meinte Morrel distanziert.

»Wie Sie mir dies sagen, mein Gott!« rief Valentine gekränkt aus.

»Ich sage Ihnen dies wie ein Mann, der Sie bewundert, Mademoiselle«, erwiderte Maximilien.

»Mademoiselle!« wiederholte Valentine. »Mademoiselle! Oh, dieser Selbstsüchtige! Er sieht mich in Verzweiflung und stellt sich, mich nicht zu verstehen.«

»Sie täuschen sich, und ich verstehe Sie im Gegenteil vollkommen. Sie wollen Monsieur de Villefort nicht widerstreben, Sie wollen der Marquise nicht ungehorsam sein und werden morgen den Vertrag unterzeichnen, der Sie an Ihren Gatten binden soll.«

»Aber, mein Gott, kann ich denn anders?«

»Sie dürfen mich nicht fragen, Mademoiselle, denn ich bin ein schlechter Richter in dieser Sache, und meine Selbstsucht würde mich blind machen«, antwortete Morrel, dessen dumpfe Stimme und geballten Hände die steigende Erbitterung verrieten.

»Was hätten Sie mir denn vorgeschlagen, Morrel, wenn Sie mich zur Annahme Ihres Vorschlags geneigt gefunden hätten? Nun, antworten Sie! Es genügt nicht, zu sagen, ›Sie tun Unrecht!‹ Man muß einen Rat geben.«

»Ist es Ihnen Ernst mit dieser Frage, Valentine, und soll ich Ihnen diesen Rat geben? Sprechen Sie!«

»Gewiß, lieber Maximilien, denn wenn er gut ist, werde ich ihn befolgen. Sie wissen ja, daß ich in meiner Liebe standhaft bin.«

»Valentine«, sagte Morrel und riß ein loses Brett vollends ab, »geben Sie mir Ihre Hand zum Zeichen, daß Sie mir mei-

nen Unmut verzeihen. Mein Kopf ist ja ganz verwirrt, sehen Sie, und seit einer Stunde haben die unsinnigsten Ideen abwechselnd meinen Geist durchkreuzt. Oh! Für den Fall, daß Sie meinen Rat verwürfen...«

»Also, der Rat?«

»Hören Sie ihn, Valentine.«

Das junge Mädchen hob die Augen zum Himmel empor und seufzte.

»Ich bin frei«, fuhr Maximilien fort, »ich bin reich genug für uns beide. Ich schwöre Ihnen bei Gott, daß Sie meine Frau sein werden, bevor meine Lippen Ihre Stirn berühren.«

»Sie machen mich zittern!« sagte das junge Mädchen.

»Folgen Sie mir«, fuhr Morrel fort. »Ich führe Sie zu meiner Schwester, die würdig ist, Ihre Schwester zu sein. Wir schiffen uns nach Algier ein, nach England oder nach Amerika, wenn es Ihnen nicht lieber ist, uns miteinander in irgendeine Provinz zurückzuziehen, wo wir warten wollen, um nach Paris zurückzukehren, bis unsere Freunde den Widerstand Ihrer Familie besiegt haben.«

Valentine schüttelte den Kopf.

»Ich habe genau das erwartet, Maximilien«, sagte sie. »Es ist ein unsinniger Rat, und ich wäre noch unsinniger als Sie, wenn ich Ihnen nicht auf der Stelle mit dem einzigen Worte Einhalt gebieten würde: Unmöglich, Morrel, unmöglich!«

»Sie werden also Ihrem Schicksal folgen, so wie es sich gestalten wird, ohne den geringsten Versuch, es zu bekämpfen?« fragte Morrel mit düsterer Miene.

»Ja, und brächte es mir auch den Tod!«

»Nun denn, Valentine«, fuhr Maximilien fort, »auch jetzt wiederhole ich Ihnen, daß Sie recht haben. Wahrhaftig, ich bin verrückt, und Sie beweisen mir, daß die Leidenschaft den hellsten Verstand blind macht. Dank also Ihnen, die Sie ohne Leidenschaft urteilen. So sei's denn. Die Sache ist entschieden.«

den. Morgen werden Sie unwiderruflich Monsieur Franz d'Epinay versprochen, nicht weil es die Lustspiele im Theater so fordern, daß am Ende ein Heiratsvertrag unterzeichnet wird, sondern aufgrund Ihres eigenen Willens.«

»Noch einmal, Sie betrüben mich im höchsten Grade, Maximilien«, erwiderte Valentine, »noch einmal, Sie drehen den Dolch in der Wunde auch noch um. Was täten Sie, sprechen Sie, wenn Ihre Schwester einen Rat anhören würde wie diesen, den Sie mir geben?«

»Mademoiselle«, antwortete Morrel mit einem bitteren Lächeln, »ich bin selbstsüchtig, wie Sie sagten, und in meiner Eigenschaft als Selbstsüchtiger denke ich nicht an das, was andere in meiner Lage täten, sondern was ich zu tun gedenke. Ich denke, daß ich Sie seit einem Jahr kenne, daß ich seit dem Tag, an dem ich Sie kennenlernte, alle meine Glückshoffnungen auf Ihre Liebe ausrichtete, daß ein Tag kam, an dem Sie mir sagten, daß Sie mich lieben, daß ich von diesem Tag an alle meine Zukunftshoffnungen auf ein Leben mit Ihnen ausrichtete, denn Ihr Leben ist mein Leben. Jetzt denke ich nichts mehr. Jetzt sage ich nur bei mir, daß die Hoffnungen fehlschlügen, daß ich den Himmel zu gewinnen glaubte und ihn verlor. Es ereignet sich täglich, daß ein Spieler nicht bloß das verliert, was er hat, sondern auch das, was er nicht hat.«

Morrel sprach diese Worte mit vollkommener Ruhe aus. Valentine schaute ihn einen Augenblick mit ihren großen, forschenden Augen an, indem sie versuchte, jene Morrels nicht bis zu der Unruhe dringen zu lassen, die bereits am Grunde ihres Herzens gährte.

»Je nun, was werden Sie jetzt tun?« fragte sie.

»Ich werde die Ehre haben, Ihnen Lebewohl zu sagen, Mademoiselle, indem ich Gott, der meine Worte hört und in der Tiefe meines Herzens liest, zum Zeugen anrufe, daß ich Ihnen ein so ruhiges, so glückliches und so erfülltes Leben wünsche, daß sogar mein Andenken keinen Raum mehr darin findet.«

»Oh!« murmelte Valentine.

»Leben Sie wohl, Valentine, leben Sie wohl!« sagte Morrel und verbeugte sich.

»Wo gehen Sie hin?« rief, ihre Hand nach dem Gitter ausstreckend und Maximilien an der Jacke festhaltend, das junge Mädchen, das an der inneren Aufregung ihres Geliebten erkannte, daß seine Ruhe keine wirkliche sein könne. »Wo gehen Sie hin?«

»Ich will mich damit beschäftigen, keine neue Störung in Ihre Familie zu bringen, und ein Beispiel geben, das alle ehrlichen und ergebenen Männer werden befolgen können, die sich in meiner Lage befinden.«

»Bevor Sie mich verlassen, sagen Sie mir, was Sie zu tun gedenken, Maximilien!«

Der junge Mann lächelte traurig.

»Oh! Sprechen Sie, sprechen Sie!« sagte Valentine. »Ich bitte Sie darum!«

»Haben Sie Ihren Entschluß geändert, Valentine?«

»Ich kann ihn nicht ändern, Unglücklicher! Sie wissen es ganz genau!« schrie ihn das Mädchen an.

»So leben Sie wohl, Valentine!«

Valentine schüttelte das Gitter mit einer Kraft, die man ihr nicht zugetraut hätte, und als Morrel sich entfernte, streckte sie ihre beiden Hände durch das Gitter, umschlang es mit den Armen und rief ihm nach: »Was wollen Sie tun? Ich will es wissen. Was wollen Sie tun?«

»Oh! Seien Sie unbesorgt«, sagte Maximilien, der nach drei Schritten wieder stehenblieb. »Meine Absicht ist nicht, einen anderen Mann für die Strenge verantwortlich zu machen, womit das Schicksal gegen mich verfährt. Ein anderer würde Ihnen drohen, Monsieur Franz aufzusuchen, ihn herauszufordern, sich mit ihm zu schlagen. All das wäre unsinnig. Was hat Monsieur Franz mit all dem zu schaffen? Er sah mich die-

sen Morgen zum erstenmal, er vergaß schon, daß er mich sah. Er wußte nicht einmal, daß ich existiere, als durch Ihre beiden Familien geschlossene Übereinkünfte entschieden, daß Sie einander angehören sollten. Ich habe es also nicht mit Monsieur Franz zu tun, und ich schwöre Ihnen, ihm deshalb nicht zu zürnen.«

»Aber wem werden Sie deshalb zürnen? Mir?«

»Ihnen, Valentine? Oh! Gott behüte mich! Die Frau ist ein Heiligtum, die Frau, die man liebt, ist heilig!«

»Sich selbst also, Unglücklicher, sich selbst?«

»Ich bin der Schuldige, nicht wahr?« fragte Morrel.

»Maximilien«, antwortete Valentine, »Maximilien, kommen Sie her, ich will es!«

Maximilien näherte sich mit seinem sanften Lächeln, und ohne seine Blässe hätte man meinen können, daß er sich in seinem gewöhnlichen Zustand befinde.

»Hören Sie mich an, meine liebe, meine angebetete Valentine«, sprach er mit seiner melodischen und ernsten Stimme, »Leute wie wir, die niemals einen Gedanken hegten, wegen dessen sie vor der Welt, vor ihren Eltern und vor Gott erröten mußten, Leute wie wir können einander offen im Herzen lesen. Ich habe nie einen Roman gespielt, ich bin kein melancholischer Held, ich werfe mich nicht zu einem Manfred oder Antony auf. Ohne große Worte, ohne Beteuerungen, ohne Schwüre richtete ich mein Leben auf Sie aus. Sie geben mich auf, und Sie haben recht, so zu handeln, ich sagte es Ihnen und wiederhole es Ihnen. Aber Sie geben mich denn doch auf, und mein Leben ist verloren. Von dem Moment an, da Sie sich von mir entfernen, Valentine, bleibe ich allein auf der Welt. Meine Schwester ist an der Seite ihres Mannes glücklich. Ihr Mann ist nur mein Schwager, also ein Mann, den bloß die sozialen Verhältnisse an mich knüpfen. Niemand auf Erden bedarf also meines unnütz gewordenen Daseins. Vernehmen Sie, was ich tun will: Ich werde bis zur letzten Se-

kunde Ihrer Vermählung warten, denn ich will nicht den Schatten von einem jener unerwarteten Wechselfälle verpassen, die uns bisweilen der Zufall aufbewahrt, denn bis dahin kann ja Monsieur Franz d'Epinay sterben. In dem Augenblick, da Sie sich dem Altar nähern, kann der Blitz auf ihn niederfahren. Dem zum Tode Verurteilten scheint alles glaubwürdig, und für ihn kehren die Wunder in die Reihe des Möglichen zurück, sobald es sich um die Rettung seines Lebens handelt. Ich werde also warten, sage ich, bis zum letzten Moment, und wird mein Unglück gewiß sein, ohne Abhilfe, ohne Hoffnung, dann werde ich einen vertraulichen Brief an meinen Schwager schreiben, einen zweiten an den Polizeipräfekten, um ihm Nachricht von meinem Vorhaben zu geben, und an der Ecke irgendeines Waldes, am Rande irgendeines Grabens, am Ufer irgendeines Flusses mir so sicher eine Kugel durch den Kopf jagen, als ich der Sohn des ehrlichsten Mannes bin, der jemals in Frankreich gelebt hat.«

Ein krampfhaftes Zittern schüttelte Valentines Glieder. Sie ließ das Gitter fahren, das sie mit beiden Händen umklammert hatte, ihre Arme sanken wieder an ihre Seiten herab und zwei schwere Tränen rollten über ihre Wangen. Der junge Mann blieb düster und entschlossen vor ihr stehen.

»Oh! Aus Mitleid, aus Mitleid werden Sie leben, nicht wahr?« sagte sie.

»Nein, bei meiner Ehre!« versetzte Maximilien. »Aber was liegt Ihnen schon daran? Sie haben dann Ihre Pflicht getan und können ein gutes Gewissen haben.«

Valentine sank auf die Knie, ihr brechendes Herz zusammenpressend. »Maximilien«, sagte sie, »Maximilien, mein Freund, mein Bruder auf Erden, mein wahrer Gatte im Himmel, ich bitte dich, mache es wie ich, lebe mit deinem Leiden, einst werden wir vielleicht vereint sein.«

»Lebe wohl, Valentine!« wiederholte Morrel.

»Mein Gott«, versetzte Valentine, ihre beiden Hände mit ei-

nem erhabenen Ausdruck zum Himmel reckend, »du siehst, ich tat alles, was ich tun konnte, um eine gehorsame Tochter zu bleiben. Ich habe gebettelt, ermahnt, gefleht. Er erhörte weder meine Bitten noch mein Flehen, noch meine Tränen. Nun denn«, fuhr sie fort, trocknete ihre Tränen und gewann ihre Sicherheit wieder, »nun denn, ich will nicht an Gewissensbissen sterben, ich sterbe lieber aus Scham. Sie werden leben, Maximilien, und ich niemandem gehören als Ihnen. Zu welcher Stunde? In welchem Moment? Gleich auf der Stelle? Sprechen Sie, gebieten Sie, ich bin bereit!«

Morrel, der wieder einige Schritte getan hatte, um sich zu entfernen, war wieder zurückgekommen und sagte, blaß vor Freude, mit heiterem Herzen, Valentine seine beiden Hände durch das Gitter reichend: »Valentine, liebe Freundin, Sie dürfen nicht so mit mir sprechen, wenn Sie mich nicht sterben lassen wollen. Warum sollte ich Sie der Gewalt verdanken, wenn Sie mich lieben wie ich Sie liebe? Sie zwingen mich aus Menschenfreundlichkeit zu leben, weiter nichts. In diesem Fall sterbe ich lieber.«

»Im Grunde...« murmelte Valentine, »wer liebt mich auf der Welt? Er. Wer tröstet mich in allen meinen Leiden? Er. Auf wem ruhen meine Hoffnungen? Auf wem verweilt mein verstörter Blick? Wo findet mein blutendes Herz Ruhe? Bei ihm. Er, immer er! Ach, du hast recht, Maximilien, ich werde dir folgen, ich werde das väterliche Haus verlassen, alles. Oh, ich Undankbare«, rief Valentine schluchzend aus, »ich vergesse alles, sogar meinen guten Großpapa!«

»Nein«, sagte Maximilien, »du wirst ihn nicht vergessen. Monsieur Noirtier, sagst du, schien Sympathie für mich zu fühlen. Nun denn, bevor du fliehst, wirst du ihm alles sagen. Seine Einwilligung wird dir vor Gott als Schutz dienen. Sobald wir vermählt sind, wird er zu uns kommen: Anstatt eines Kindes wird er zwei bekommen. Du sagtest mir, wie er mit dir spricht und wie du ihm antwortest. Ich werde diese rührende Zeichensprache sehr schnell lernen, Valentine. Oh! Ich

schwöre dir, anstatt der Verzweiflung, die unser harrte, verheiße ich dir das Glück!«

»Oh! Sieh, Maximilien, schau, wie groß deine Macht über mich ist. Du bewirkst fast, daß ich an das glaube, was du mir sagst, und doch ist das, was du mir sagst, unsinnig, denn mein Vater wird mich verfluchen. Ich kenne ihn, sein unbeugsames Herz. Er wird mir nie verzeihen. Daher höre mich, Maximilien, wenn ich durch List, durch Bitten, durch Zufall, was weiß ich, kurz, durch irgendein Mittel die Heirat verzögern kann, werden Sie warten, nicht wahr!«

»Ja, ich schwöre es Ihnen, wie Sie mir schwören, daß diese schreckliche Heirat nie stattfinden wird und daß Sie, schleppte man Sie auch vor das Gericht, vor den Priester, nein sagen werden.«

»Ich schwöre es dir, Maximilien, bei dem, was mir das Heiligste auf der Welt ist, bei meiner Mutter.«

»So warten wir«, versetzte Morrel.

»Ja, warten wir«, erwiderte Valentine, die bei diesem Wort wieder leichter atmete, »es gibt so viele Dinge, die Unglückliche wie uns erretten können.«

»Ich vertraue Ihnen, Valentine«, sagte Morrel, »alles, was Sie tun werden, wird das richtige sein. Nur, wenn man Ihre Bitten nicht würdigt, wenn Ihr Vater, wenn Madame de Saint-Méran verlangen, daß Monsieur d'Epinau morgen eingeladen werde, den Vertrag zu unterzeichnen...«

»Dann haben Sie mein Wort, Morrel.«

»Anstatt zu unterzeichnen...«

»... komme ich zu Ihnen, und wir fliehen. Doch bis dahin versuchen wir Gott nicht, Morrel. Sehen wir uns lieber nicht. Es ist ein Wunder, es ist ein Werk der Vorsehung, daß wir noch nicht überrascht wurden. Würden wir überrascht, wüßte man, wie wir uns sehen, dann hätten wir gar kein Mittel mehr.«

»Sie haben recht, Valentine. Aber wie erfahre ich...«

»Durch den Notar, Monsieur Deschamps.«

»Ich kenne ihn.«

»Und durch mich. Ich werde Ihnen schreiben, glauben Sie es ja. Mein Gott! Maximilien, diese Heirat ist mir so verhaßt wie Ihnen!«

»Gut! Gut! Ich danke, meine angebetete Valentine«, erwiderte Morrel. »Dann ist alles geordnet. Sobald ich einmal die Stunde weiß, eile ich herbei. Sie steigen über diese Mauer in meine Arme, dies wird Ihnen leicht fallen. Ein Wagen wird vor der Tür der Einfriedung auf uns warten. Sie steigen mit mir ein, ich bringe Sie zu meiner Schwester. Dort werden wir, unerkannt, wenn Ihnen dies beliebt, oder mit großem Trara, wenn Sie es wünschen, das Bewußtsein unserer Kraft und unseres Willens haben und uns nicht die Kehle durchschneiden lassen wie ein Lamm, das sich nur mit Seufzern verteidigt.«

»Meinetwegen«, sagte Valentine, »und ich sage Ihnen wiederum: »Maximilien, was Sie tun werden, wird das richtige sein.««

»Oh!«

»Nun denn, sind Sie mit Ihrer Frau zufrieden?« fragte das junge Mädchen traurig.

»Meine angebetete Valentine, ich sage sehr wenig, wenn ich ja sage.«

»Dann sagen Sie es.«

Valentine hatte sich oder vielmehr ihre Lippen dem Gitter genähert, und ihre Worte glitten mit ihrem süßduftenden Atem zu Morrels Lippen, der seinen Mund an die andere Seite der kalten und unerbittlichen Scheidewand schmiegte.

»Auf Wiedersehen«, rief Valentine, sich von diesem Glück losreißend, »auf Wiedersehen!«

Das Geräusch eines unschuldigen und verlorenen Kusses

hallte, und Valentine entfloß unter die Linden. Morrel lauschte dem letzten Rauschen ihres Kleides, das die jungen Hagebuchen streifte, ihrer Füße, unter denen der Sand knirschte, schlug mit einem unaussprechlichen Lächeln die Augen zum Himmel empor, wie um dem Himmel zu danken, daß er ihm vergönnte, so geliebt zu werden, und verschwand ebenfalls.

Der junge Mann kehrte nach Hause zurück und wartete den ganzen restlichen Abend und den ganzen folgenden Tag hindurch, ohne etwas zu erhalten. Erst nach einem weiteren Tag, gegen zehn Uhr morgens, als er eben zu dem Notar, Monsieur Deschamps, gehen wollte, erhielt er durch die Post einen kleinen Brief. Er wußte, daß er von Valentine kam, obgleich er ihre Handschrift nie gesehen hatte. Er hatte folgenden Inhalt:

Tränen, Flehen, Bitten haben nichts geholfen. Gestern war ich zwei Stunden lang in der Kirche Saint-Philippe-du-Roule, und zwei Stunden lang betete ich zu Gott aus der Tiefe meiner Seele. Gott ist gefühllos wie die Menschen, und die Unterzeichnung des Heiratsvertrags ist auf heute abend um neun Uhr festgesetzt.

Ich habe nur ein Wort, wie ich nur ein Herz habe, Morrel, und dieses Wort ist verpfändet, dieses Herz gehört Ihnen.

Heute abend also, um Viertel vor neun Uhr am Gitter.

Ihre Frau,

VALENTINE DE VILLEFORT

P.S.: Meiner armen Großmutter geht es fortschreitend schlechter; gestern ist ihre Nervosität Irrsinn, heute ihr Irrsinn fast Wahnsinn geworden. Sie werden mich recht lieben, nicht wahr, Morrel, damit ich vergesse, daß ich sie in diesem Zustand verlassen werde. Ich glaube, daß man es dem Großpapa Noirtier verheimlicht, daß die Unterzeichnung des Vertrags heute abend geschehen soll.

Morrel beschränkte sich nicht auf die Auskünfte, die ihm Va-

lentine gab. Er ging zum Notar, der ihm die Nachricht bestätigte, daß die Unterzeichnung des Vertrags auf neun Uhr abends festgesetzt sei.

Dann begab er sich zu Monte Christo. Hier erfuhr er wieder das meiste: Franz war zu ihm gekommen, um ihn von der Feierlichkeit in Kenntnis zu setzen. Madame de Villefort hatte an den Grafen geschrieben, um ihn um Entschuldigung zu bitten, daß sie ihn nicht einlud, aber der Tod von Monsieur de Saint-Méran und der Zustand, in dem seine Witwe sich befände, werfe auf diese Versammlung einen Trauerschleier, mit dem sie die Stirn des Grafen nicht umdüstern wolle, dem sie alles erdenklich Gute wünsche. Am Vortag war Franz Madame de Saint-Méran vorgestellt worden, die wegen dieser Vorstellung das Bett verlassen und sich gleich danach wieder in dasselbe verfügt hatte.

Morrel war, wie man leicht denken kann, in einem Zustand von Aufregtheit, der einem so durchdringenden Blick wie jenem des Grafen nicht entgehen konnte. Daher benahm sich Monte Christo liebevoller als jemals gegen ihn, so liebevoll, daß Morrel einigemal im Begriff war, ihm alles zu sagen. Aber er erinnerte sich an das Valentine gegebene ausdrückliche Versprechen, und sein Geheimnis blieb in der Tiefe seines Herzens.

Der junge Mann las den Tag hindurch Valentines Brief zwanzigmal wieder. Es war das erste Mal, daß sie ihm schrieb, und bei welcher Gelegenheit! Sooft Maximilien diesen Brief las, erneuerte er sich selbst den Schwur, Valentine glücklich zu machen. In der Tat, welche Autorität hat das junge Mädchen, das einen so mutigen Entschluß faßt. Welche Ergebenheit verdient nicht Valentine von seiten desjenigen, dem sie alles geopfert hat! Wie soll sie wahrhaftig für ihren Geliebten der erste und würdigste Gegenstand seiner Verehrung sein! Sie ist die Königin und zugleich die Frau, und es genügt nicht ein Herz, um ihr zu danken und sie zu lieben. Morrel dachte mit einer unaussprechlichen Aufregung an je-

nen Moment, da Valentine mit den Worten kommen würde:
»Da bin ich, Maximilien, nehmen Sie mich mit!«

Er hatte die ganze Flucht schon vorbereitet. Zwei Leitern lagen in den Luzernen der Einfriedung versteckt. Eine Kutsche, die Morrel selbst lenken sollte, wartete. Kein Diener, kein Licht. Hinter der ersten Kurve gedachte er die Laternen anzuzünden, denn man durfte nicht aus übertriebenen Vorsichtsmaßregeln der Polizei in die Hände fallen. Bisweilen rieselten Schauer durch Morrels ganzen Leib. Er dachte an den Moment, da er Valentine beim Herabsteigen von der Höhe der Mauer helfen und die Zitternde und Schutzlose in seinen Armen fühlen würde, von der er bisher nur die Hand gedrückt und nur die Fingerspitzen geküßt hatte.

Als aber der Nachmittag kam und die Stunde näher rückte, fühlte er das Bedürfnis, allein zu sein. Sein Blut wallte, die einfachen Fragen, die bloße Stimme eines Freundes hätten ihn erzürnt. Er verschloß sich in seinem Zimmer, er versuchte zu lesen. Allein, sein Blick glitt über die Seiten hin, ohne etwas davon zu verstehen, und er warf das Buch zur Seite, um zum zweitenmal seinen Plan, seine Leitern und seine Einfriedung zu zeichnen.

Endlich war es soweit. Niemals ließ ein wirklich verliebter Mann die Uhren friedlich ihres Weges ziehen. Morrel quälte die seinigen so sehr, daß sie zuletzt um sechs Uhr halb neun Uhr zeigten. Er sagte dann bei sich, daß es Zeit sei, sich auf den Weg zu machen, daß neun Uhr zwar wirklich die Stunde der Unterzeichnung des Vertrags sei, Valentine aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht solange warten würde. Folglich trat Morrel, nachdem er die Rue Meslay um halb neun, nach der Anzeige seiner Pendeluhr, verlassen hatte, in die Einfriedung, als es von Saint-Philippe-du-Roule her acht Uhr schlug.

Das Pferd und der Wagen waren hinter einer kleinen Ruine verborgen, in der Morrel sich zu verstecken pflegte. Nach und nach neigte sich der Tag dem Ende zu, und das Laubwerk des

Gartens gruppierte sich in dichte Haufen von undurchsichtiger Schwärze. Nun trat Morrel aus dem Versteck hervor und schaute pochenden Herzens nach der Öffnung des Gitters: Niemand war dort.

Es schlug halb neun Uhr.

Eine halbe Stunde verstrich mit Warten. Morrel ging auf und ab. Dann drückte er in immer kürzeren Abständen sein Auge an das Gitter. Der Garten verdüsterte sich immer mehr, aber im Dunkel suchte man vergebens das weiße Kleid, in der Stille lauschte man vergebens dem Geräusch der Schritte. Das Haus, das man durch das Laubwerk erblickte, blieb finster und sah in keiner Beziehung einem Haus gleich, das wegen eines so wichtigen Ereignisses seine Pforten öffnet, wie es die Unterzeichnung eines Heiratsvertrags ist. Morrel zog seine Taschenuhr zu Rate, die schon viertel nach neun anzeigte. Allein, fast zeitgleich verbesserte die bereits zwei- bis dreimal vernommene Stimme der Turmuhr den Irrtum der Taschenuhr, indem sie halb zehn Uhr schlug. Er hatte schon um eine halbe Stunde länger gewartet, als Valentine selbst vorgeschlagen hatte, und dabei hatte doch sie selbst gesagt: »Um neun Uhr, lieber früher als später.«

Dies war der schrecklichste Moment für das Herz des jungen Mannes, auf den jede Sekunde wie ein bleierner Hammer fiel. Das leiseste Säuseln des Laubwerks, der geringste Laut des Windes weckte sein Ohr und trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. Dann lehnte er zitternd seine Leiter an und setzte, um keine Zeit zu verlieren, den Fuß auf die erste Sprosse. Inmitten dieses Wechsels von Furcht und Hoffnung, inmitten dieser Erweiterungen und Verkrampfungen seines Herzens, schlug es vom Kirchturm zehn Uhr.

»Oh!« murmelte Maximilien mit Schrecken. »Es ist unmöglich, daß die Unterzeichnung eines Vertrags so lange dauert, außer bei unvorhergesehenen Ereignissen. Ich habe alle Überraschungen bedacht, die Zeitdauer aller Formalitäten berechnet. Es ist etwas vorgefallen.«

Dann ging er bald unruhig vor dem Gitter auf und ab, bald kehrte er zurück und lehnte seine heiße Stirn an das eiskalte Eisen. War Valentine nach dem Vertrag in Ohnmacht gefallen oder bei ihrer Flucht aufgehalten worden? Dies waren die einzigen zwei Hypothesen, bei denen der junge Mann verweilen konnte, beide verzweiflungsvoll. Der Gedanke, für den er sich entschied, war, daß Valentine gerade mitten auf ihrer Flucht die Kraft im Stich gelassen habe und sie in irgendeiner Allee ohnmächtig hingesunken sei.

»Oh! Wenn dem so ist«, rief er aus und eilte die Leiter hinauf, »würde ich sie verlieren, und zwar durch meine eigene Schuld!«

Der Dämon, der ihm diesen Gedanken zuflüsterte, verließ ihn nicht mehr und sumnte mit jener Beharrlichkeit in sein Ohr, die bewirkt, daß gewisse Zweifel nur einen Augenblick später durch die Kraft der Argumente zu Überzeugungen werden.

Seine Augen, die durch die zunehmende Dunkelheit zu dringen suchten, glaubten in der düstern Allee einen Gegenstand liegen zu sehen. Morrel wagte es sogar zu rufen, und es dünkte ihm, daß der Wind eine unartikulierte Klage bis zu ihm wehe.

Schließlich tönte auch der Halbstundenschlag. Es war unmöglich, sich länger zu vertrösten, es mußte alles angenommen werden. Maximiliens Schläfen pochten gewaltig, Wolken glitten vor seinen Augen vorüber; er stieg über die Mauer und sprang auf die andere Seite.

Er war bei Villefort eingestiegen und dachte an die Folgen, die eine solche Handlung haben konnte, allein, er hatte es nicht so weit getrieben, um zurückzuweichen.

Er strich einige Zeit an der Mauer hin, und mit einem Satz quer über die Allee sprang er in ein kleines Gehölz. In einem Augenblick war er an dem äußersten Ende dieses Gehölzes. Von dem Punkte aus, wo er stand, erblickte man das Haus.

Nun überzeugte sich Morrel von einem Umstand, den er bereits vermutete, als er durch die Bäume zu schauen versuchte, nämlich, daß er, anstatt der Lichter, die er an jedem Fenster glänzen zu sehen dachte, wie es an Tagen einer Feierlichkeit selbstverständlich ist, nur eine graue Masse erblickte, zudem von einem großen Schattenvorhang verhüllt, den eine ungeheure, über den Mond hingebreitete Wolke warf. Ein Licht blitzte gelegentlich auf und zog an drei Fenstern des ersten Stocks vorbei. Diese drei Fenster waren jene der Wohnung von Madame de Villefort. Ein anderes Licht blieb unbeweglich hinter den roten Vorhängen. Diese roten Vorhänge waren jene des Schlafzimmers von Madame de Villefort.

Morrel erriet alles. Er hatte sich, um in Gedanken Valentine zu jeder Stunde des Tages folgen zu können, das Innere dieses Hauses so oft beschreiben lassen, daß er es kannte, ohne es gesehen zu haben. Der junge Mann erschrak noch mehr über dieses Dunkel und diese Stille als zuvor über Valentines Abwesenheit. Außer sich, wahnsinnig vor Schmerz, entschlossen, allem zu trotzen, um Valentine wiederzusehen und sich über das Unglück Gewißheit zu verschaffen, das er ahnte, mochte es was immer für eines sein, erreichte Morrel den Rand des Gehölzes und schickte sich an, so schnell als möglich die völlig ungeschirmte Blumenterrasse zu durchheilen, als der Klang einer noch ziemlich entfernten Stimme, die jedoch der Wind zu ihm trug, sein Ohr erreichte.

Bei diesem Geräusch trat er einen Schritt zurück. Schon zur Hälfte aus dem Laubwerk hervorgetreten, vertiefte er sich völlig darin und blieb unbeweglich und stumm in sein Dunkel vergraben. Sein Entschluß war gefaßt. War Valentine allein, so wollte er sie im Vorübergehen durch ein Wort auf sich aufmerksam machen, wäre Valentine in Begleitung, so würde er sie wenigstens sehen und sich versichern, daß ihr kein Unglück widerfahren war, wären es Fremde, so wollte er einige Worte von ihrem Gespräch erhaschen und das bis jetzt ungreifliche Geheimnis kennenlernen.

Jetzt tauchte der Mond aus der ihn umhüllenden Wolke empor, und Morrel sah durch die Tür der Freitreppe Villefort erscheinen, gefolgt von einem schwarzgekleideten Mann. Sie gingen die Stufen hinab und näherten sich dem Gehölz. Sie hatten keine vier Schritte gemacht, als Morrel in dem Schwarzgekleideten Doktor d'Avrigny erkannte. Als der junge Mann sie auf sich zukommen sah, fuhr er unwillkürlich vor ihnen zurück, bis er zu dem Stamm eines Maulbeerbaums gelangte, der den Mittelpunkt eines Gehölzes bildete. Hier mußte er stehenbleiben. Bald hörte der Sand auf, unter den Tritten der Spaziergänger zu knirschen.

»Ah, lieber Doktor«, sagte der Staatsanwalt, »Sie sehen, daß der Himmel sich entschieden gegen unser Haus erklärt. Welch ein entsetzlicher Tod! Welch ein Donnerschlag! Versuchen Sie nicht, mich zu trösten! Es gibt keinen Trost gegen ein solches Unglück. Die Wunde ist zu stark und zu tief. Tot! Tot!«

Eiskalter Schweiß quoll aus der Stirn des jungen Mannes und ließ seine Zähne klappern. Wer war gestorben in diesem Hause, das Villefort selbst verflucht nannte?

»Mein lieber Monsieur de Villefort«, antwortete der Arzt mit einem Ton, der den Schrecken des jungen Mannes verdoppelte, »ich führte Sie nicht hierher, um Sie zu trösten. Ganz im Gegenteil.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte der Staatsanwalt erschrocken.

»Ich will Ihnen damit sagen, daß hinter dem Unglück, das Ihnen soeben zustieß, ein anderes, vielleicht noch größeres liegt.«

»Oh! Mein Gott!« murmelte Villefort und verschränkte die Hände ineinander. »Was wollen Sie mir noch sagen?«

»Sind wir allein, mein Freund?«

»Oh! Ja, ganz allein. Aber was bedeuten all diese Vorichtsmaßregeln?«

»Sie begreifen, daß ich Ihnen etwas Schreckliches anzuvertrauen habe«, antwortete der Doktor. »Setzen wir uns!«

Villefort sank mehr auf eine Bank, als daß er sich setzte. Der Arzt blieb vor ihm stehen und legte eine Hand auf seine Schulter. Vor Schrecken erstarrt, hielt Morrel mit der einen Hand seine Stirn und preßte mit der anderen sein Herz zusammen, fürchtend, man könnte die Schläge desselben hören. ›Tot! Tot!‹ wiederholte er in seinen Gedanken mit der Stimme seines Herzens. Und es war ihm, als ob er selbst sterbe.

»Sprechen Sie, Doktor, ich höre«, sagte Villefort, »nur zu, ich bin auf alles gefaßt.«

»Madame de Saint-Méran war freilich alt, aber sie erfreute sich einer vortrefflichen Gesundheit.«

Morrel atmete zum erstenmal seit zehn Minuten.

»Der Gram hat sie getötet«, äußerte Villefort, »ja, der Gram, Doktor! Diese vierzigjährige Gewohnheit, an der Seite des Marquis zu leben...«

»Nicht der Gram ist es, mein lieber Villefort«, unterbrach ihn der Doktor. »Der Gram kann töten, obgleich die Fälle selten sind, aber er tötet nicht in einem Tag, nicht in einer Stunde, nicht in zehn Minuten.«

Villefort antwortete nicht. Er hob nur seinen Kopf empor, den er bisher gesenkt hielt, und schaute den Doktor mit verstörten Blicken an.

»Sie sind bei dem Todeskampf dabeigewesen?« fragte Monsieur d'Avrigny.

»Allerdings«, antwortete der Staatsanwalt. »Sie sagten mir ganz leise, ich sollte mich nicht entfernen.«

»Bemerkten Sie die Symptome des Übels, dem Madame de Saint-Méran erlag?«

»Gewiß. Madame de Saint-Méran bekam drei, in Abständen von einigen Minuten aufeinanderfolgende Anfälle, und jedesmal schneller und heftiger. Als Sie auftraten, keuchte Ma-

dame de Saint-Méran schon seit einigen Minuten. Dann trat eine Krisis bei ihr ein, die ich für einen einfachen Nervenfall hielt, aber ich begann erst ernstlicher zu erschrecken, als ich sie auf ihrem Bett sich erheben sah, die Glieder und den Hals starr gestreckt. Nun erkannte ich an ihrem Gesicht, daß die Sache ernster sei, als ich glaubte. Nach vorübergegangener Krisis suchte ich Ihre Blicke, traf sie aber nicht. Sie hielten den Puls, Sie zählten die Schläge desselben, und die zweite Krisis erschien, ohne daß Sie sich noch nach mir umgewendet hatten. Diese zweite Krisis war schrecklicher als die erste. Dieselben nervösen Bewegungen traten auf, und der Mund verzog sich und wurde violett. Bei der dritten verschied sie. Schon seit dem Ende der ersten hatte ich den Starrkrampf erkannt. Sie bestärkten mich in dieser Meinung.«

»Ja, in Gegenwart aller Anwesenden«, versetzte der Doktor, »nun aber sind wir allein.«

»Was wollen Sie mir sagen, mein Gott!«

»Daß die Symptome des Starrkrampfes und der Vergiftung durch pflanzliche Stoffe ganz dieselben sind.«

Monsieur de Villefort stand auf und sank nach einer Pause von Unbeweglichkeit und Schweigen wieder auf seine Bank.

»Oh! Mein Gott, Doktor«, sagte er, »überlegen Sie gut, was Sie da sagen!«

Morrel wußte nicht, ob er träumte oder wachte.

»Hören Sie«, antwortete der Doktor, »ich kenne die Wichtigkeit meiner Erklärung und den Charakter des Mannes, dem ich sie mache.«

»Sprechen Sie mit dem Justizbeamten oder mit dem Freund?« fragte Villefort.

»Mit dem Freund, in diesem Moment nur mit dem Freund. Die Ähnlichkeit zwischen den Symptomen des Starrkrampfes und den Symptomen der Vergiftung durch pflanzliche Stoffe ist so identisch, daß ich Ihnen erkläre, ich würde zögern, müß-

te ich das unterzeichnen, was ich Ihnen hier sage. Daher, ich wiederhole es Ihnen, wende ich mich nicht an den Justizbeamten, sondern an den Freund. Nun denn, zum Freund sage ich: Eine dreiviertel Stunde lang studierte ich den Totenkampf, die Zuckungen, den schließlichen Tod von Madame de Saint-Méran. Nun, nach meiner Überzeugung ist Madame de Saint-Méran nicht nur vergiftet worden, sondern ich könnte Ihnen auch sagen, ja, ich könnte Ihnen sagen, welches Gift sie tötete.«

»Monsieur! Monsieur!«

»Sehen Sie, die Symptome waren durch nervöse Krisen unterbrochene Schlafsucht, Überreizung des Gehirns, Stillstand der Hauptorgane. Madame de Saint-Méran erlag einer starken Dosis Brucin oder Strychnin, die ihr ohne Zweifel aus Zufall, vielleicht auch aus Versehen, beigebracht wurde.«

Villefort faßte die Hand des Doktors.

»Oh! Das ist unmöglich!« sagte er. »Ich träume, mein Gott, ich träume! Es ist entsetzlich, einen Mann wie Sie solche Sachen aussprechen zu hören! Um Himmels willen, ich bitte Sie inständig, lieber Doktor, sagen Sie mir, daß Sie sich täuschen können.«

»Allerdings kann ich mich täuschen, aber...«

»Aber...?«

»Aber ich glaube nicht in diesem Fall.«

»Doktor, haben Sie Mitleid mit mir. Seit einigen Tagen begegnen mir so viele unerhörte Dinge, daß ich an die Möglichkeit glaube, wahnsinnig zu werden.«

»Besuchte ein anderer als ich Madame de Saint-Méran?«

»Niemand.«

»Ließ man in der Apotheke irgendein Mittel holen, ohne mich zu fragen?«

»Keines.«

»Hatte Madame de Saint-Méran Feinde?«

»Ich weiß nichts davon.«

»Hatte jemand ein Interesse an ihrem Tod?«

»O nein, mein Gott! O nein, meine Tochter ist ihre einzige Erbin, nur Valentine... Oh! Wenn ein solcher Gedanke in mir auftauchen könnte, würde ich mich mit dem Dolch durchbohren, um mein Herz dafür zu bestrafen, daß es einen solchen Gedanken auch nur einen Augenblick hegen konnte.«

»Oh! Lieber Freund«, rief d'Avrigny aus, »Gott bewahre mich, daß ich irgend jemand beschuldige, ich spreche nur von einem Zufall, verstehen Sie, von einem Versehen. Aber Zufall oder Versehen, die Tatsache liegt vor, die ganz leise zu meinem Gewissen spricht und will, daß mein Gewissen ganz laut zu Ihnen spricht. Stellen Sie Erkundigungen an.«

»Bei wem? Wie? Worüber!«

»Könnte sich nicht Barrois, der alte Diener, geirrt und Madame de Saint-Méran irgendeinen für seinen Herrn bereiteten Trank gegeben haben?«

»Für meinen Vater?«

»Ja.«

»Aber wie kann ein für Monsieur Noirtier bereiteter Trank Madame de Saint-Méran vergiften!«

»Dies ginge ganz natürlich zu: Sie wissen, daß Gifte bei gewissen Krankheiten zu Heilmitteln werden. Die Lähmung ist eine von diesen Krankheiten. Seit ungefähr drei Monaten zum Beispiel, nach allen Versuchen, Monsieur Noirtier Bewegung und Sprache wieder zu verschaffen, entschloß ich mich, ein letztes Mittel anzuwenden. Seit drei Monaten handle ich ihn mit Brucin. In den jüngsten Trank also, den ich ihm verordnete, kamen sechs Zentigramm. Sechs Zentigramm, die auf die gelähmten Organe des Monsieur Noirtier keine Auswirkung haben, und er zudem durch stufenweise Dosen daran gewöhnt ist, würden sechs Zentigramm ausreichen, jede andere Person als ihn zu töten.«

»Mein lieber Doktor, es besteht kein Verkehr zwischen der Wohnung von Monsieur de Noirtier und der von Madame de Saint-Méran, und nie betrat Barrois das Zimmer meiner Schwiegermutter. Hören Sie, Doktor, obwohl ich Sie für den fähigsten und vor allem für den gewissenhaftesten Mann von der Welt halte, obwohl unter allen Umständen Ihr Wort für mich eine Leuchte ist, die mich gleich dem Licht der Sonne leitet, nun, Doktor, so muß ich doch, ungeachtet dieser Überzeugung, mich auf den Grundsatz stützen: *errare humanum est.*«

»Hören Sie, Villefort«, entgegnete der Doktor, »kennen Sie einen von meinen Kollegen, in den Sie ebensoviel Vertrauen setzen wie in mich?«

»Warum, sprechen Sie? Worauf wollen Sie hinaus?«

»Lassen Sie ihn kommen, ich werde ihm sagen, was ich sah, was ich bemerkte, und wir werden eine Obduktion vornehmen.«

»Und Sie werden die Spuren des Gifts finden!«

»Nein, kein Gift, das sagte ich nicht, sondern wir werden die Überreizung des Systems nachweisen, die offenbare, nicht zu bestreitende Asphyxie, also die allgemeine Lähmung infolge Sauerstoffmangels, und wir werden sagen, lieber Villefort: ›Geschah es aus Nachlässigkeit, so überwachen Sie Ihre Diener, geschah es aus Haß, so überwachen Sie Ihre Feinde!«

»Oh! Mein Gott! Was für einen Vorschlag machen Sie mir da, d'Avrigny!« erwiderte Villefort gebeugt. »Sowie ein anderer als Sie in das Geheimnis eingeweiht ist, wird eine gerichtliche Untersuchung notwendig und eine gerichtliche Untersuchung bei mir... unmöglich! Dennoch«, fuhr der Staatsanwalt fort, sich besinnend und den Arzt mit Besorgnis anschauend, »dennoch, wenn Sie es wollen, wenn Sie es durchaus verlangen, werde ich es tun. In der Tat, vielleicht soll ich Ihnen in dieser Sache folgen. Mein Amt gebietet es mir. Aber, Doktor, Sie sehen mich jetzt schon von Traurigkeit erfüllt. Nun sollte

ich nach so großem Schmerz auch noch so einen großen Skandal in mein Haus bringen! Oh! Meine Frau und meine Tochter werden darüber sterben. Und ich, Doktor, ich? Sie wissen, ein Mann erreicht keine solche Stufe wie ich, ein Mann ist nicht fünfundzwanzig Jahre lang Staatsanwalt gewesen, ohne sich eine bedeutende Zahl von Feinden gemacht zu haben. Die meinigen sind zahlreich. Wird diese Angelegenheit bekannt, so wird sie ihnen einen Triumph bereiten, daß sie vor Freude beben und mich mit Schmach bedecken. Doktor, verzeihen Sie mir diese weltlichen Ideen. Wären Sie ein Priester, so würde ich nicht wagen, sie Ihnen zu gestehen. Aber Sie sind ein Mensch, Sie kennen die Menschen. Doktor, Doktor, Sie haben nichts von all dem zu mir gesagt, nicht wahr?«

»Mein lieber Monsieur de Villefort«, antwortete der Doktor erschüttert, »meine erste Pflicht ist die Menschenfreundlichkeit. Ich hätte Madame de Saint-Méran gerettet, wenn die Wissenschaft es zu tun vermocht hätte. Aber sie ist gestorben, und ich muß für die Lebenden wirken. Vergraben wir in die tiefste Tiefe unserer Herzen dieses schreckliche Geheimnis. Ich werde es gestatten, wenn einigen die Augen hierüber aufgehen, daß man zu meiner Unwissenheit das von mir beobachtete Schweigen beimißt. Forschen Sie jedoch immerhin nach, Monsieur, forschen Sie gut nach, denn vielleicht wird es hierbei nicht sein Bewenden haben... Und wenn Sie den Schuldigen gefunden haben, wenn Sie ihn finden, werde ich zu Ihnen sagen: Sie sind der Justizbeamte, tun Sie, was Sie wollen!«

»Oh! Dank, Dank, Doktor!« sagte Villefort mit einer unbeschreiblichen Freude. »Ich hatte niemals einen besseren Freund als Sie.«

Und wie aus Furcht, der Doktor d'Avrigny möchte auf diese Willfähigkeit wieder zurückkommen, stand er auf und zog den Doktor mit sich fort, dem Hause zu. Sie entfernten sich.

Morrel, als hätte er des Atmens bedurft, streckte den Kopf

zum Gehölz hinaus, und der Mond erleuchtete dieses so blasse Gesicht, daß man ihn für ein Gespenst hätte halten können.

»Gott beschützt mich auf eine offenbare, aber schreckliche Weise!« sagte er. »Aber Valentine! Valentine! Die arme Freundin! Wird sie so viele Leiden ertragen?«

Während er diese Worte sprach, schaute er abwechselnd nach dem Fenster mit den roten Vorhängen und nach den drei Fenstern mit den weißen Vorhängen. Das Licht war von dem Fenster mit den roten Vorhängen fast völlig verschwunden. Ohne Zweifel hatte Madame de Villefort soeben ihre Lampe ausgelöscht, und nur die Nachtlampe warf ihren Widerstrahl an die Fensterscheiben. An dem äußersten Ende des Gebäudes sah er eines von den drei Fenstern mit den weißen Vorhängen sich öffnen. Eine auf den Kamin gestellte Kerze entsendete einige Strahlen ihres bleichen Lichtes nach draußen, und ein Schatten lehnte sich einen Augenblick auf den Balkon. Morrel bebte. Es dünkte ihm, ein Schluchzen gehört zu haben. Es war nicht erstaunlich, daß diese gewöhnlich so mutige und so starke Seele jetzt durch die zwei gewaltigsten menschlichen Leidenschaften, die Liebe und die Furcht, verstört und aufgeregt, bis zum Eintreten abergläubischer Visionen geschwächt worden war. Obwohl er in seinem Versteck von Valentine unmöglich gesehen werden konnte, glaubte er doch, daß ihm der Schatten am Fenster winke. Sein wirrer Geist sagte es ihm, sein glühendes Herz wiederholte es ihm. Dieser doppelte Irrtum wurde zu einer unwiderstehlichen Wirklichkeit, und er sprang mit jenem unbegreiflichen Schwung der Jugend aus seinem Versteck hervor, eilte in wenigen Schritten, auch auf die Gefahr hin, gesehen zu werden, auf die Gefahr hin, Valentine zu erschrecken, auf die Gefahr hin, durch irgendeinen unwillkürlichen, dem jungen Mädchen entschlüpften Schrei, Aufmerksamkeit zu erregen, über die Terrasse, die im Mondlicht einem breiten und weißen See glich, erreichte die Reihe der Orangentröge, die sich vor dem Haus hindehnten, kam zu den Stufen der Freitreppe, über die er rasch hinaufging, und

drückte an die Tür, die sich ohne Widerstand vor ihm aufthat.

Valentine hatte ihn nicht gesehen. Ihre zum Himmel aufgeschlagenen Augen folgten einer Silberwolke, die auf dem Azur hinsegelte und deren Form einem zum Himmel emporschwebenden Schatten glich. Ihr poetischer und aufgeregter Geist sagte ihr, daß es die Seele ihrer Großmutter sei. Inzwischen hatte Morrel das Vorzimmer durchschritten und das Geländer der Treppe gefunden. Über die Stufen gebreite Teppiche dämpften seine Schritte. Übrigens war Morrel so aufgedreht, daß selbst die Gegenwart von Monsieur de Villefort ihn nicht erschreckt hätte. Für den Fall, daß Monsieur de Villefort ihm begegnete, war sein Entschluß gefaßt: Er wollte auf ihn zugehen, ihm alles gestehen, ihn bitten, diese Liebe zu entschuldigen und zu billigen, die ihn mit seiner Tochter und seine Tochter mit ihm vereinige. Morrel war verrückt. Zum Glück traf er niemanden.

Nun nützte ihm vor allem die von Valentine erhaltene Kenntnis von der inneren Einteilung des Hauses. Er kam ohne Zwischenfälle oben auf der Treppe an, und als er, dort angekommen, sich orientierte, zeigte ihm ein Schluchzen, dessen Ausdruck er erkannte, den Weg an, den er zu nehmen habe. Er drehte sich um, und durch eine angelehnte Tür drangen der Widerstrahl eines Lichtes und der Ton der stöhnenden Stimme zu ihm. Er machte die Tür auf und trat ein.

Im Hintergrund eines Alkovens, unter dem weißen Tuch, welches ihren Kopf verhüllte und ihre Form ausprägte, lag die Tote, schrecklicher noch in den Augen Morrels seit der Offenbarung des Geheimnisses, zu dessen Mitwisser der Zufall ihn gemacht hatte. Neben dem Bett kniete, den Kopf in die Kissen eines breiten Lehnstuhles vergraben, Valentine, bebend und vom Schluchzen geschüttelt, und streckte ihre beiden gefalteten und starren Hände über ihr Haupt, das man nicht sah. Sie hatte das offengebliebene Fenster verlassen und betete ganz laut in Tönen, die das gefühlloseste Herz gerührt hätten. Die Worte glitten rasch, unzusammenhängend, unver-

ständig über ihre Lippen, so sehr hatte der Schmerz ihre Kehle mit glühenden Krallen zusammengepreßt. Der Mond, durch die Öffnung der Jalousien schlüpfend, ließ den Schimmer der Kerzen erbleichen und überhauchte mit der Lasurbläue seiner Leichenfarbe dieses Gemälde der Trostlosigkeit.

Morrel konnte diesen Anblick nicht ertragen. Er war nicht von musterhafter Gottesfurcht, er war solchen Eindrücken nicht leicht zugänglich, aber Valentine leiden, weinen, vor seinen Augen die Hände ringen sehen, dies war mehr, als er schweigend zu überwinden vermochte. Er seufzte, murmelte einen Namen, und das in Tränen schwimmende, auf dem Samt des Lehnstuhls ruhende Haupt, ein Magdalenenhaupt von Correggio, hob sich empor und blieb zu ihm gewendet. Valentine sah ihn und offenbarte keine Anzeichen des Erstaunens.

In einem von höchster Verzweiflung gequälten Herzen gibt es keine halben Gemütsbewegungen. Morrel reichte seiner Freundin die Hand. Valentine wies ihm, statt einer Entschuldigung für ihr Nichtkommen, die unter dem Leichentuch liegende Tote und begann wieder zu schluchzen. Keiner von beiden wagte in diesem Zimmer zu sprechen. Jeder zögerte, dieses Schweigen zu brechen, das der Tod, in irgendeiner Ecke mit dem Finger auf den Lippen stehend, zu gebieten schien. Endlich wagte es Valentine zuerst.

»Freund«, sagte sie, »wie kommen Sie hierher? Ach! Ich würde Sie gerne willkommen heißen, wäre es nicht der Tod, der Ihnen die Tür dieses Hauses öffnete.«

»Valentine«, erwiderte Morrel mit zitternder Stimme und gefalteten Händen, »ich war seit halb neun Uhr da. Ich sah Sie nicht kommen. Da befiel mich die Besorgnis, ich sprang über die Mauer, ich drang in den Garten, dann vernahm ich Stimmen, die von dem unseligen Ereignis sprachen...«

»Welche Stimmen?« fragte Valentine.

Morrel bebte, denn er erinnerte sich wieder an die ganze

Unterredung zwischen dem Doktor und Monsieur de Villefort und glaubte, durch das Tuch hindurch die gekrümmten Arme, den steifen Hals, die violetten Lippen zu sehen.

»Die Stimmen Ihrer Diener«, antwortete er, »haben mich von allem unterrichtet.«

»Aber hierherkommen heißt uns verderben, mein Freund«, sagte Valentine ohne Schrecken und ohne Unmut.

»Verzeihen Sie mir«, versetzte Morrel im selben Ton, »ich werde wieder gehen.«

»Nein«, entgegnete Valentine, »man würde Sie sehen, bleiben Sie!«

»Aber wenn jemand käme?«

Valentine schüttelte den Kopf.

»Niemand wird kommen«, sagte sie, »seien Sie unbesorgt, hier ist unsere Schutzwache.«

Und sie zeigte auf die vom Leichentuch ausgeprägten Umrisse der toten Marquise.

»Doch was ist mit Monsieur d'Epinay, sagen Sie es mir, ich bitte Sie dringend darum!« äußerte Morrel.

»Monsieur Franz ist zur Unterzeichnung des Vertrags in dem Moment angekommen, als meine gute Großmutter den letzten Seufzer aushauchte.«

»Ach!« rief Morrel mit einem Gefühl selbstsüchtiger Freude aus, denn er dachte, daß dieser Todesfall Valentines Heirat auf unbestimmte Zeit vertagen würde.

»Aber was meinen Schmerz verdoppelt«, fuhr das junge Mädchen fort, wie wenn dieses Gefühl auf der Stelle seine Bestrafung hätte empfangen müssen, »ist der Umstand, daß diese arme liebe Großmutter sterbend befahl, die Heirat sobald als möglich zu schließen. Auch sie, mein Gott! Im Wahn, mich zu beschützen, handelte auch sie gegen mich!«

»Horchen Sie!« sagte Morrel.

Die beiden jungen Leute schwiegen. Man hörte eine Tür aufgehen und den Boden des Korridors und die Stufen der Treppe unter Schritten dröhnen.

»Das ist mein Vater, der sein Arbeitszimmer verläßt«, bemerkte Valentine.

»Und den Doktor begleitet«, fügte Morrel hinzu.

»Wie wissen Sie, daß es der Doktor ist?« fragte Valentine erstaunt.

»Ich vermute es«, antwortete Morrel.

Valentine schaute den jungen Mann an. Inzwischen hörte man, wie jemand das Haustor verschloß. Monsieur de Villefort sperrte auch noch die Gartentür zu und ging dann wieder die Treppe hinauf. Im Vorzimmer angekommen, blieb er einen Augenblick wie unschlüssig stehen, ob er in sein Arbeitszimmer oder in das Zimmer von Madame de Saint-Méran gehen sollte. Morrel verbarg sich hinter einem Türvorhang. Valentine machte keine Bewegung. Man hätte meinen mögen, daß dieser äußerste Schmerz sie gewöhnlicher Sorgen enthob. Monsieur de Villefort ging in sein Arbeitszimmer.

»Nun können Sie nicht mehr durch die Gartentür noch durch das Haustor gehen«, sagte Valentine.

Morrel schaute das junge Mädchen erstaunt an.

»Jetzt gibt es nur noch einen einzigen erlaubten und sicheren Ausgang«, setzte sie hinzu, »nämlich durch die Wohnung meines Großvaters.«

Sie stand auf.

»Kommen Sie!« sagte sie.

»Wohin?« fragte Maximilien.

»Zu meinem Großvater.«

»Ich zu Monsieur Noirtier?«

»Ja.«

»Wie können Sie daran denken, Valentine?«

»Ich denke daran, und seit langer Zeit. Ich besitze nur noch diesen Freund auf der Welt, und wir beiden bedürfen seiner... Kommen Sie!«

»Nehmen Sie sich in acht, Valentine«, sagte Morrel, indem er zögerte, das zu tun, was ihm das junge Mädchen gebot, »nehmen Sie sich in acht, die Binde ist von meinen Augen gefallen. Mein Kommen war eine Tat des Wahnsinns. Haben Sie selbst Ihre volle Vernunft, liebe Freundin?«

»Ja, und ich hege nur ein einziges Bedenken, nämlich die Leiche meiner armen Großmutter allein zu lassen, deren Totenwache ich übernahm.«

»Valentine«, erwiderte Morrel, »der Tod ist durch sich selbst jedermann heilig.«

»Ja«, versetzte das junge Mädchen, »zudem wird es nicht lange dauern. Kommen Sie!«

Valentine schritt durch den Korridor und ging eine kleine Treppe hinab, die zu Noirtier führte. Morrel folgte ihr auf den Zehenspitzen. Vor der Wohnung angekommen, trafen sie auf den alten Diener.

»Barrois«, sagte Valentine, »schließen Sie die Tür und lassen Sie niemand eintreten.«

Sie trat zuerst ein. Noirtier, noch in seinem Lehnstuhl, auf das mindeste Geräusch aufmerksam, von seinem alten Diener von allem unterrichtet, was vorging, heftete neugierige Blicke auf den Eingang des Zimmers. Er sah Valentine, und sein Auge glänzte. Im Gang und in der Haltung des jungen Mädchens lag etwas Ernstes und Feierliches, was dem Greis auffiel. Daher ging sein glänzendes Auge in ein fragendes über.

»Lieber Großvater«, sagte sie sehr hastig, »höre mir genau zu: Du weißt, daß die gute Großmama Saint-Méran vor einer Stunde starb und daß ich jetzt außer dir niemanden mehr auf der Welt besitze, der mich liebt!«

Ein Ausdruck unendlicher Zärtlichkeit leuchtete aus den

Augen des Greises.

»Dir allein also, nicht wahr, muß ich meine Kümmernisse oder meine Hoffnungen anvertrauen!«

Der Gelähmte machte ein bejahendes Zeichen. Valentine nahm Maximilien bei der Hand.

»So schau dir diesen Herrn genau an«, sagte sie zu ihm.

Der Greis heftete seinen forschenden und etwas erstaunten Blick auf Morrel.

»Das ist Monsieur Maximilien Morrel«, sagte sie, »der Sohn jenes rechtschaffenen Kaufmanns in Marseille, von dem du bestimmt schon hörtest.«

»Ja«, zwinkerte der Greis.

»Es ist ein tadelloser Name, dem gerecht zu werden Maximilien sein Bestes tut, denn mit dreißig Jahren ist er Hauptmann der Spahis und Offizier der Ehrenlegion.«

Der Greis gab ein Zeichen, daß er sich erinnere.

»Nun denn, guter Papa«, sagte Valentine, indem sie vor dem Greis auf beide Knie sank und mit der einen Hand auf Maximilien wies, »ich liebe ihn und werde nur ihm angehören! Wenn man mich zwingt, einen anderen zu heiraten, werde ich vor Gram vergehen oder mich töten.«

Die Augen des Gelähmten drückten eine ganze Flut stürmischer Gedanken aus.

»Du magst Monsieur Maximilien Morrel, nicht wahr, guter Großpapa?« fragte das junge Mädchen.

»Ja«, machte der unbewegliche Greis.

»Und du wirst uns, die wir auch deine Kinder sind, gegen den Willen meines Vaters in Schutz nehmen?«

Noirtier heftete seinen intelligenten Blick auf Morrel, wie um ihm zu sagen: »Je nachdem.«

Maximilien verstand ihn.

»Mademoiselle«, fragte er, »Sie haben im Zimmer Ihrer

Großmutter eine heilige Pflicht zu erfüllen. Wollen Sie mir erlauben, die Ehre zu haben, einen Augenblick mit Monsieur Noirtier zu sprechen?«

»Ja, ja, genau«, drückte das Auge des Greises aus.

Dann schaute er Valentine mit Besorgnis an.

»Wie er es anstellen wird, dich zu verstehen, willst du sagen, guter Vater?«

»Ja.«

»Oh! Sei unbesorgt, wir sprachen so oft von dir, daß er wohl weiß, wie ich mit dir rede.«

Dann wendete sie sich gegen Maximilien mit einem anbetungswürdigen Lächeln, obgleich dieses Lächeln von einer tiefen Traurigkeit umschleiert war, und sagte: »Er weiß alles, was ich weiß.«

Valentine stand wieder auf, rückte einen Stuhl für Morrel herbei, ermahnte Barrois, niemanden eintreten zu lassen, umarmte zärtlich ihren Großvater, sagte Morrel traurig Lebewohl und ging fort.

Dann nahm Morrel, um Noirtier zu beweisen, daß er Valentines Vertrauen besitze und alle ihre Geheimnisse kenne, das Wörterbuch, Feder und Papier und legte alles auf einen Tisch, auf dem eine Lampe stand.

»Vor allem«, sagte Morrel, »erlauben Sie mir, Monsieur, Ihnen zu erzählen, wer ich bin, wie ich Mademoiselle Valentine liebe und welche Absichten ich in bezug auf sie hege.«

»Ich höre«, machte Noirtier.

Dieser Greis bot schon einen imposanten Anblick, er, der dem Anschein nach eine unnütze Last war und nun der einzige Beschützer, die einzige Stütze, der einzige Richter dieser beiden jungen, schönen, kräftigen und in das Leben tretenden Liebenden geworden war. Sein Antlitz, bemerkenswert durch das Gepräge von Adel und Strenge, imponierte Morrel, der zitternd seine Erzählung begann. Er erzählte nun, wie er Va-

lentine kennengelernt, wie er sie geliebt und wie Valentine in ihrer Verlassenheit und in ihrem Unglück das Angebot seiner Ergebenheit aufgenommen habe. Er berichtete von seiner Herkunft, seiner Stellung, seinem Vermögen, und mehr als einmal, wenn er den Blick des Gelähmten fragte, antwortete ihm dieser Blick: »Gut, fahren Sie fort!«

»Da ich Ihnen nun«, sagte Morrel nach Beendigung des ersten Teils seiner Erzählung, »meine Liebe und meine Hoffnungen geschildert habe, Monsieur, soll ich Ihnen auch unsere Pläne sagen?«

»Ja«, zwinkerte der Greis.

»Nun denn, so hören Sie, was wir beschlossen.«

Und jetzt erzählte er Noirtier alles, wie eine Kutsche in der Einfriedung wartete, wie er Valentine zu entführen, zu seiner Schwester zu bringen, sie zu heiraten und durch ehrerbietiges Warten Monsieur de Villeforts Verzeihung zu hoffen gedachte.

»Nein«, gab Noirtier zu verstehen.

»Nicht?« fragte Morrel. »Also soll ich nicht so vorgehen?«

»Nein.«

»Sie billigen diesen Plan nicht?«

»Nein.«

»Na gut, es gibt ein anderes Mittel«, äußerte Morrel.

Der forschende Blick des Greises fragte: »Welches?«

»Ich werde zu Monsieur Franz d'Epinay gehen«, fuhr Maximilien fort, »ich fühle mich glücklich, Ihnen dies in Abwesenheit von Mademoiselle de Villefort sagen zu können, und ich werde mich auf eine Weise gegen ihn benehmen, daß ich ihn zwingen, wie ein Ehrenmann zu handeln.«

Noirtiers Blick fuhr fort, zu fragen.

»Was ich tun werde?«

»Ja.«

»Hören Sie. Ich werde, wie ich Ihnen sagte, zu ihm gehen und ihm von den Banden erzählen, die mich mit Mademoiselle Valentine verbinden. Ist er ein Mann, der das Herz am rechten Fleck hat, so wird er sein Zartgefühl durch freiwilligen Verzicht auf die Hand seiner Verlobten beweisen und meine Freundschaft und Ergebenheit von dieser Stunde bis zum Tod gewinnen. Weigert er sich, sei es aus Eigennutz oder weil ein lächerlicher Stolz ihn störrisch macht, werde ich mich, nachdem ich ihm dargelegt habe, daß er meine Frau zwänge, daß Valentine mich liebt und keinen anderen lieben kann als mich, mit ihm schlagen, wobei ich ihm alle Vorteile lasse, und ihn töten, oder er wird mich töten. Töte ich ihn, so wird er Valentine nicht heiraten. Tötet er mich, so wird mich die Überzeugung trösten, daß Valentine ihn nicht heiraten wird.«

Noirtier betrachtete mit unaussprechlichem Vergnügen den edlen und aufrichtigen Gesichtsausdruck, in dem sich alle Gefühle widerspiegeln, die sein Mund äußerte, indem er durch den Ausdruck eines schönen Gesichts ergänzte, was die Farbe einer soliden und wahrheitsgetreuen Zeichnung zu verleihen pflegt. Dennoch schloß Noirtier, als Morrel zu sprechen aufgehört hatte, mehrmals die Augen, was, wie man weiß, seine Art war, zu verneinen.

»Nicht?« fragte Morrel. »Sie mißbilligen also diesen zweiten Plan, wie Sie bereits den ersten mißbilligt haben?«

»Ja, ich mißbillige ihn!« zwinkerte der Greis.

»Aber was soll ich sonst tun, Monsieur?« fragte Morrel verzweifelt. »Die letzten Worte von Madame de Saint-Méran lauteten dahin, daß die Heirat ihrer Enkelin nicht verzögert werde. Soll ich dies geschehen lassen?«

Noirtier blieb unbeweglich.

»Ja, ich verstehe«, sagte Morrel, »ich soll warten.«

»Ja.«

»Aber jeder Aufschub wird uns schaden, Monsieur«, versetzte der junge Mann. »Allein... ist Valentine machtlos, und

man wird sie zwingen wie ein Kind. Auf eine wundersame Art in dieses Haus getreten, um zu erfahren, was darin vorgeht, auf eine wundersame Art Ihnen vorgestellt, darf ich vernünftigerweise nicht hoffen, daß diese guten Zufälle so schnell wiederkommen. Glauben Sie mir, es gibt nur diese beiden Vorschläge, die ich Ihnen machen kann und die in Frage kommen. Bezeichnen Sie mir denjenigen von beiden, den Sie vorziehen: Ermächtigen Sie Mademoiselle Valentine, sich meiner Ehre anzuvertrauen!«

»Nein.«

»Ist es Ihnen lieber, wenn ich zu Monsieur d'Epinay gehe!«

»Nein.«

»Aber, mein Gott! Von wem wird uns der Beistand kommen, den wir vom Himmel erwarten?«

Der Greis lächelte mit den Augen, wie er zu lächeln pflegte, wenn man vom Himmel mit ihm sprach. In den Ideen des alten Jakobiners hatte sich immer eine Spur Atheismus gehalten.

»Vom Zufall?« fragte Morrel.

»Nein.«

»Von Ihnen vielleicht?«

»Ja.«

»Von Ihnen?«

»Ja«, wiederholte der Greis.

»Sie begreifen schon, was ich Sie frage, Monsieur? Entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit, denn von Ihrer Antwort hängt mein Leben ab. Wird unsere Rettung von Ihnen kommen?«

»Ja.«

»Sind Sie dessen sicher?«

»Ja.«

»Bürgen Sie dafür?«

»Ja.«

Und es lag in dem Blick, der diese Bestätigung gab, eine solche Festigkeit, daß man, wenn nicht an der Macht, wenigstens nicht am Willen zweifeln konnte.

»Oh! Danke, Monsieur, tausend Dank! Aber wie werden Sie, wenn nicht ein Wunder Gottes Ihnen die Sprache, die Gebärden, die Beweglichkeit wieder gibt, wie werden Sie, an diesen Stuhl gefesselt, stumm und regungslos, sich dieser Heirat widersetzen können?«

Ein Lächeln erhellte das Antlitz des Greises, ein sonderbares Lächeln der Augen in einem unbeweglichen Antlitz.

»Ich soll also warten?« fragte der junge Mann.

»Ja.«

»Aber der Vertrag...?«

Dasselbe Lächeln zeigte sich wieder.

»Wollen Sie mir also sagen, daß er nicht unterzeichnet werden wird?«

»Ja«, zwinkerte Noirtier.

»Also der Vertrag wird nicht einmal unterzeichnet werden?« rief Morrel aus. »Oh! Verzeihen Sie, Monsieur! Bei der Ankündigung eines großen Glücks ist es wohl erlaubt, zu zweifeln. Der Vertrag wird nicht unterzeichnet werden?«

»Nein«, zwinkerte der Gelähmte.

Ungeachtet dieser Versicherung konnte Morrel es nicht ganz glauben. Dieses Versprechen eines kraftlosen Greises war so sonderbar, daß es vielleicht doch nicht von der Willenskraft herrührte, sondern von einer Schwächung der Organe. Ist es nicht natürlich, daß der Verrückte, der sich seiner Verrücktheit nicht bewußt ist, seine Macht übersteigende Dinge zu verwirklichen behauptet? Der Schwache spricht von Lasten, die er aufhebt, der Furchtsame von Reisen, die er unternimmt, der Arme von Schätzen, die er besitzt, der geringste Bauer nennt sich auf dem Gipfel seines Hochmuts Jupiter.

Noirtier mochte die Unschlüssigkeit des jungen Mannes erkannt oder der von ihm an den Tag gelegten Folgsamkeit nicht völlig Glauben geschenkt haben, er schaute ihn jedenfalls starr an.

»Was wollen Sie, Monsieur?« fragte Morrel. »Soll ich Ihnen mein Versprechen wiederholen, nichts zu tun?«

Noirtiers Blick blieb starr und fest, wie um zu sagen, daß ein Versprechen nicht genüge. Dann schaute er vom Gesicht auf die Hand.

»Wollen Sie, daß ich schwöre, Monsieur?« fragte Maximilien.

»Ja«, zwinkerte der Gelähmte mit derselben Feierlichkeit, »ich will es.«

Morrel sah ein, daß der Greis diesem Schwur eine große Bedeutung beimesse.

Er hob die Hand.

»Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre«, sagte er, »auf das zu warten, was Sie beschlossen haben, um gegen Monsieur d'Epinay zu handeln.«

»Gut«, erwiderte der Greis mit den Augen.

»Wünschen Sie, Monsieur, daß ich jetzt gehe?« fragte Morrel.

»Ja.«

»Ohne zuvor Mademoiselle Valentine zu sehen?«

»Ja.«

Morrel machte ein Zeichen, daß er bereit sei, zu gehorchen.

»Erlauben Sie mir, Monsieur«, fuhr Morrel fort, »daß Ihr Sohn Sie umarmt, wie es Ihre Tochter soeben getan hat?«

Der Ausdruck von Noirtiers Augen ließ keinen Zweifel über die Antwort. Der junge Mann drückte seine Lippen auf die Stirn des alten Mannes, auf dieselbe Stelle, wohin das junge Mädchen die ihrigen gedrückt hatte. Dann verbeugte er sich

zum zweitenmal vor dem Greis und ging. Auf dem Treppensatz traf er den alten, von Valentine benachrichtigten Diener. Dieser wartete auf Morrel und geleitete ihn durch die Windungen eines düsteren Korridors, der zu einer kleinen, an den Garten stoßenden Tür führte.

Hier angekommen, erreichte Morrel das Gitter. Mit Hilfe einer jungen Hagebuche war er mit einem Satz auf der Mauer oben und über seine Leiter hinab in einer Sekunde in der Luzernen-Einfriedung, wo seine Kutsche immer noch auf ihn wartete. Er stieg ein und kam, von so vielen Gemütsbewegungen durchströmt, aber mit erleichtertem Herzen, gegen Mitternacht in die Rue Meslay zurück, warf sich auf sein Bett und schlief sofort ein, wie wenn er schwer betrunken gewesen wäre.

74. KAPITEL

Die Gruft der Familie Villefort

Zwei Tage danach war gegen zehn Uhr morgens eine beträchtliche Menschenmenge vor der Tür von Monsieur de Villefort versammelt, und man sah eine lange Reihe von Trauerwagen und anderen Kutschen den Faubourg Saint-Honoré und die Rue de la Pépinière entlang anfahren. Unter diesen Wagen befand sich einer von sonderbarer Form, der eine weite Reise gemacht zu haben schien. Es war eine Art von Packwagen, schwarz angestrichen, der sich als einer der ersten an dem Treffpunkt der Trauergesellschaft einfand. Man erkundigte sich dann und erfuhr, daß dieser Wagen, durch ein seltsames Zusammentreffen den Leichnam von Herrn Marquis de Saint-Méran beinhalte und daß diejenigen, die einer Person das letzte Geleit geben wollten, nun zwei Toten folgten.

Die Zahl der Erschienenen war groß. Der Herr Marquis de Saint-Méran, einer der eifrigsten und treuesten Würdenträger König Ludwigs XVIII. und König Karls X. hatte noch eine große Zahl von Freunden, die, mit den Personen zusammen, die gesellschaftliche Verbindungen mit Villefort in Berührung brachten, eine ansehnliche Trauergemeinde bildeten.

Man ließ sogleich die Behörden in Kenntnis setzen und erwirkte, daß die beiden Beerdigungen zugleich geschehen durften. Ein zweiter, mit demselben Leichenprunk geschmückter Wagen wurde vor die Tür von Monsieur de Villefort geführt, und der Sarg vom Postpackwagen auf den Leichenwagen gehoben.

Die beiden Toten sollten im Friedhof Père-Lachaise beerdigt werden, wo vor langer Zeit Monsieur de Villefort die zur Grabstätte seiner ganzen Familie bestimmte Gruft hatte herstellen lassen. In dieser Gruft ruhten bereits die sterblichen Überreste der armen Renée, zu der nun ihr Vater und ihre Mutter nach zehnjähriger Trennung kamen.

Paris, immer neugierig, immer von Leichenpomp angezogen, sah mit religiöser Stille den glänzenden Zug sich fortbewegen, der zwei Namen aus dem Kreis des alten Adels zu ihrer letzten Wohnung geleitete, die berühmtesten in bezug auf traditionellen Geist, Auserlesenheit im gesellschaftlichen Umgang und ergebene Beharren auf Grundsätzen.

In ein und demselben Trauerwagen unterhielten sich Beauchamp, Albert und Château-Renaud über diesen fast plötzlichen Todesfall.

»Ich sah Madame de Saint-Méran noch letztes Jahr in Marseille«, sagte Château-Renaud, »als ich aus Algier kam. Sie sah aus, als würde sie noch hundert Jahre leben aufgrund ihrer vollkommenen Gesundheit, ihres immer noch kräftigen Geistes und ihres bewunderungswürdigen Tatendrangs. Wie alt war sie?«

»Siebzig«, antwortete Albert, »wenigstens wie Franz mir

versicherte. Doch nicht das Alter tötete sie, sondern der Gram, den sie wegen des Todes des Marquis fühlte. Es scheint, daß sie seit diesem Todesfall, der sie schwer erschütterte, nicht mehr recht bei Verstand war.«

»Doch woran ist sie gestorben?« fragte Debray.

»An einer Gehirnblutung, wie es scheint, oder an einem Schlaganfall. Ist das nicht sogar dasselbe?«

»So ziemlich.«

»An einem Schlaganfall?« äußerte Beauchamp. »Das ist kaum zu glauben. Madame de Saint-Méran, die auch ich einige Male in meinem Leben sah, war klein, von schwächlicher Gestalt und besaß weit mehr eine nervöse als eine blutreiche Konstitution. Bei einem Körper von solcher Konstitution, wie der von Madame de Saint-Méran, sind durch Gram veranlaßte Schlaganfälle selten.«

»Jedenfalls«, hielt Albert fest, »was für eine Krankheit oder was für ein Arzt sie auch getötet haben mag, so ist Monsieur de Villefort oder vielmehr Mademoiselle Valentine oder noch vielmehr unser Freund Franz im Besitz einer prächtigen Erbschaft, einer Rente von achtzigtausend Livres, glaube ich.«

»Einer Erbschaft, die nach dem Tod des alten Jakobiners Noirtier fast verdoppelt werden wird.«

»Das ist ein zäher Großvater«, sagte Beauchamp. »*Tenacem propositi virum*, wie der Lateiner sagt. Er hat mit dem Tod gewettet, glaube ich, daß er alle seine Erben zu Grabe tragen würde. Es wird ihm noch gelingen, meiner Treu! Er ist das alte Konventsmitglied von 1793, das im Jahre 1814 zu Napoleon sagte: ›Sie sinken, weil Ihr Reich ein junger, durch sein Wachsen erschöpfter Stamm ist! Nehmen Sie die Republik als Baumpfahl, kehren wir mit einer ordentlichen Verfassung auf die Schlachtfelder zurück, und ich verspreche Ihnen fünfhunderttausend Soldaten, ein zweites Marengo und ein zweites Austerlitz. Die Ideen sterben nicht, Sire, sie schlummern nur bisweilen; aber sie erwachen stärker als vor ihrem Ent-

schlummern.«

»Es scheint«, versetzte Albert, »daß er Menschen und Ideen für ein und dasselbe hält. Nur eines will mir nicht eingehen, wie Franz d'Epinay mit seinem Großschwiegervater zurechtkommen wird, der seine Frau nicht entbehren kann. Aber wo ist Franz eigentlich?«

»Im ersten Wagen bei Madame de Villefort, die ihn bereits als Familienglied betrachtet.«

In jedem Wagen des Trauerzuges sprach man ungefähr dasselbe. Man staunte über diese so kurz aufeinandergefolgten und so raschen Todesfälle, aber in keinem vermutete man das schreckliche Geheimnis, das Monsieur d'Avrigny auf seinem nächtlichen Spaziergang Monsieur de Villefort mitgeteilt hatte.

Nach etwa einer Stunde Fußwegs kam man an der Tür des Friedhofs an. Das Wetter war ruhig, aber düster, folglich ziemlich im Einklang mit der Leichenfeier, die dort stattfinden sollte. Unter den Gruppen, die sich zur Familiengruft bewegten, erkannte Château-Renaud Morrel, der ganz allein in seinem Wagen gekommen war. Er ging abgesondert, sehr blaß und schweigsam auf dem kleinen, mit Eiben besetzten Weg.

»Sie hier?« sagte Château-Renaud, sich bei dem jungen Hauptmann einhängend. »Sie kennen also Monsieur de Villefort? Wie kommt es dann, daß ich Sie niemals in seinem Hause sah?«

»Nicht Monsieur de Villefort kenne ich«, antwortete Morrel, »ich kannte Madame de Saint-Méran.«

In diesem Moment holte sie Albert mit Franz ein.

»Der Ort ist zu einer Vorstellung schlecht gewählt«, sagte Albert, »aber gleichviel, wir sind nicht abergläubisch. Monsieur Morrel, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Monsieur Franz d'Epinay vorstelle, einen lieben Reisegefährten, mit dem ich Italien durchstreifte. Mein lieber Franz, Monsieur Maximilien

Morrel, ein lieber Freund, den ich während deiner Abwesenheit gewann, und dessen Namen du im Gespräch mit mir jedesmal wieder vernehmen wirst, wenn ich einen Anlaß finden werde, von Herz, Geist und Liebenswürdigkeit zu sprechen.«

Morrel war einen Augenblick unschlüssig. Er fragte sich, ob eine beinahe freundschaftliche Begrüßung dieses Mannes, gegen den er heimlich arbeitete, nicht eine verwerfliche Heuchelei sei. Doch er dachte an seinen Eid und an den Ernst der Umstände. Er zwang sich, nichts auf seinem Gesicht erscheinen zu lassen, und grüßte Franz.

»Mademoiselle de Villefort ist sehr traurig, nicht wahr?« fragte Debray Franz.

»Oh! Monsieur«, antwortete Franz, »unbeschreiblich traurig. Heute morgen war sie so verhärtet, daß ich sie kaum erkannte.«

Diese dem Anschein nach so einfachen Worte brachen Morrel das Herz. Dieser Mann hatte also Valentine gesehen, mit ihr gesprochen?

Der junge und aufbrausende Offizier bedurfte nun seiner ganzen Kraft, um dem Drang zu widerstehen, seinen Eid zu verletzen. Er nahm den Arm von Château-Renaud und zog ihn rasch der Gruft zu, vor der die Leichenbestatter soeben die beiden Särge niedergestellt hatten.

»Eine prächtige Wohnung«, sagte Beauchamp mit einem Blick auf das Mausoleum, »ein Sommerpalast, ein Winterpalast. Hier werden auch Sie dereinst wohnen, mein lieber d'Epinay, denn Sie gehören bald zur Familie. Ich, in meiner Eigenschaft als Philosoph, will ein kleines Landhaus, eine niedliche Wohnung dort unten unter den Bäumen und nicht so viele Quadersteine auf meinem armen Körper. Sterbend werde ich zu den Umgebenden sagen, was Voltaire an Piron schrieb: *Eo rus*, ich ziehe aufs Land. Und alles wird zu Ende sein... Nun? Mein Gott, Franz, nur Mut, Ihre Frau erbt schließlich.«

»Wahrhaftig, Beauchamp«, versetzte Franz, »Sie sind unerträglich. Die politischen Angelegenheiten haben Sie daran gewöhnt, über alles zu lachen, und die Männer, die diese Angelegenheiten besorgen, glauben an nichts. Versuchen Sie doch, Beauchamp, wenn Sie die Ehre haben, bei normalen Menschen zu sein, und das Glück, einen Moment die Politik aufzugeben, sich Ihr Herz wieder einzupflanzen, das Sie im Garderobenzimmer der Abgeordnetenkammer oder der Pairskammer lassen.«

»Ei, mein Gott«, entgegnete Beauchamp, »was ist das Leben? Ein Haltmachen im Vorzimmer des Todes.«

»Ich habe einen unbegründeten Widerwillen gegen Beauchamp«, sagte Albert und zog sich mit Franz auf vier Schritte zurück, während er Beauchamp seine philosophischen Erörterungen mit Debray fortsetzen ließ.

Villeforts Familiengruft bildete ein ungefähr zwanzig Fuß hohes Viereck von weißen Steinen. Eine Abtrennung im Innern teilte die Familie Saint-Méran und die Familie Villefort in zwei Hälften, und jede Hälfte hatte ihre eigene Eingangstüre. Man sah nicht, wie in anderen Grabmälern, jene unwürdigen, aufeinandergehäuften Kästen, in denen eine platzsparende Aufstellung die Toten mit einer Aufschrift einschließt, die einem Konservenetikett gleicht. Alles, was man zunächst durch die Bronzetüre gewährte, war eine ernste und düstere Vorhalle, durch eine Mauer vom eigentlichen Grabmal getrennt. In der Mitte dieser Mauer öffneten sich die beiden Türen, von denen wir eben sprachen und die zu den Grabstätten der Villeforts und der Saint-Mérans führten. Hier konnte man ungehindert seine Leiden ausweinen, ohne daß die unbeschwerten Spaziergänger, die einen Besuch in Père-Lachaise zu einer Landpartie oder zu einem Stelldichein machten, durch ihr Singen, durch ihr Schreien oder durch ihr Herumgerenne die stumme Betrachtung oder das tränenvolle Gebet des Einsamen in der Gruft störten.

Die beiden Särge zogen in die Gruft rechts, in jene der Fa-

milie Saint-Méran. Sie wurden auf bereitgehaltene Gestelle gelegt, die schon der Toten harreten. Nur Villefort, Franz und einige Verwandte traten in das Innere. Nach Beendigung der religiösen Zeremonien vor der Tür und da keine Rede gehalten wurde, löste sich die Trauergemeinde gleich wieder auf. Château-Renaud, Albert und Morrel entfernten sich in einer Richtung, Debray und Beauchamp in einer anderen.

Franz blieb bei Monsieur de Villefort. Am Eingangstor des Friedhofs blieb Morrel unter dem nächstbesten Vorwand stehen. Er sah Franz und Monsieur de Villefort in einem Trauerwagen fortfahren, und dieses Beisammensein erregte eine schlimme Ahnung in ihm. Er kehrte also nach Paris zurück, und obwohl er mit Château-Renaud und Albert im selben Wagen saß, hörte er doch kein einziges Wort von dem, was die beiden jungen Leute sprachen. Wirklich hatte Monsieur de Villefort in dem Moment, als Franz von ihm scheiden wollte, zu diesem gesagt: »Herr Baron, wann werde ich Sie wiedersehen?«

»Wann Sie wollen, Monsieur«, antwortete Franz.

»Sobald als möglich.«

»Ich stehe Ihnen zu Befehl, Monsieur. Ist es Ihnen recht, wenn wir miteinander heimfahren?«

»Wenn es Ihnen nicht lästig ist?«

»Ganz und gar nicht.«

So geschah es, daß der künftige Schwiegervater und der künftige Schwiegersohn in denselben Wagen stiegen und daß Morrel, als er sie vorbeifahren sah, zurecht schwere Besorgnisse hegte.

Villefort und Franz kamen in der Faubourg Saint-Honoré an. Der Staatsanwalt ließ, ohne jemanden zu besuchen, ohne mit seiner Frau oder mit seiner Tochter zu sprechen, den jungen Mann in sein Arbeitszimmer treten, bot ihm einen Stuhl an und sagte zu ihm: »Monsieur d'Épinay, ich muß Sie erinnern, und der Moment ist vielleicht nicht so übel dazu ge-

wählt, als man auf den ersten Anschein glauben könnte, denn der den Toten zu leistende Gehorsam ist das erste Opfer, das man auf ihren Sarg niederlegen muß, ich muß Sie also an den Wunsch erinnern, den Madame de Saint-Méran vorgestern auf ihrem Sterbebett ausdrückte: daß Valentines Verheiratung keinen Aufschub erleiden solle. Sie wissen, daß die Angelegenheiten der Verstorbenen vollkommen geordnet sind und daß ihr Testament Valentine das ganze Vermögen der Saint-Mérans zuspricht. Der Notar hat mir gestern die Akten gezeigt, welche den Heiratsvertrag auf eine definitive Weise abzuschließen gestatten. Sie können den Notar besuchen und sich in meinem Namen diese Akten zeigen lassen. Der Notar ist Monsieur Deschamps, Place Beauveau, Faubourg Saint-Honoré.«

»Monsieur«, antwortete d'Epinay, »dies ist vielleicht nicht der Moment für Mademoiselle Valentine, die doch sehr mit der Trauer zu kämpfen hat, jetzt an einen Gatten zu denken. Ich würde wahrhaftig fürchten,...«

»Valentine«, unterbrach ihn Monsieur de Villefort, »wird keinen lebhafteren Wunsch hegen, als den letzten Willen ihrer Großmutter zu erfüllen. Die Hindernisse kommen also nicht von dieser Seite, das kann ich Ihnen versichern.«

»In diesem Falle, Monsieur«, versetzte Franz, »da die Hindernisse ebensowenig von meiner Seite kommen werden, können Sie nach Ihrem Ermessen handeln. Mein Wort ist gegeben, ich werde es halten, nicht bloß mit Vergnügen, sondern auch mit Glück.«

»Dann hält uns nichts mehr auf«, äußerte Villefort. »Der Vertrag sollte schon vor drei Tagen unterzeichnet werden. Wir werden ihn also fertig vorfinden. Man kann ihn noch heute unterzeichnen.«

»Aber die Trauer?« fragte Franz unschlüssig.

»Seien Sie unbesorgt, Monsieur«, antwortete Villefort. »In meinem Hause wird das Schickliche nicht außer acht gelas-

sen. Mademoiselle de Villefort wird sich für die Dauer der herkömmlichen drei Monate auf ihr Landgut Saint-Méran zurückziehen können. Ich sage ihr Landgut, denn jetzt gehört diese Besitzung ihr. Dort wird in acht Tagen, wenn es Ihnen beliebt, ohne Lärm, ohne Aufsehen, ohne Prunk die Ziviltrauung ablaufen. Es war ein Wunsch von Madame de Saint-Méran, daß ihre Enkelin sich auf jenem Landgut vermähle. Nach der Heirat, Monsieur, können Sie nach Paris zurückkehren, während Ihre Frau ihre Trauerzeit bei ihrer Mutter verleben wird.«

»Ganz wie Sie meinen, Monsieur«, äußerte Franz.

»Haben Sie nun die Güte, eine halbe Stunde zu warten«, versetzte Villefort. »Valentine wird in den Salon hinunterkommen. Ich werde Monsieur Deschamps holen lassen, wir können den Vertrag sogleich lesen und unterzeichnen, und noch heute abend wird Madame de Villefort Valentine auf ihr Landgut geleiten, wohin wir ihnen in acht Tagen nachfolgen.«

»Monsieur«, sagte Franz, »ich habe nur eine einzige Bitte an Sie zu stellen.«

»Welche?«

»Ich wünsche, daß Albert de Morcerf und Raoul de Châteaurenard bei dieser Unterzeichnung anwesend sind. Sie wissen, daß sie meine Trauzeugen sind.«

»Eine halbe Stunde genügt, um sie zu benachrichtigen, Baron. Wollen Sie sie selbst holen, oder soll ich sie holen lassen?«

»Ich hole sie lieber selbst, Monsieur.«

»Ich werde Sie also in einer halben Stunde erwarten, Baron, und in einer halben Stunde wird Valentine bereit sein.«

Franz verbeugte sich vor Monsieur de Villefort und entfernte sich.

Kaum war die Tür hinter dem jungen Mann wieder geschlossen, als Villefort Valentine sagen ließ, daß sie in einer

halben Stunde in den Salon herabkommen solle, weil man den Notar und die Zeugen von Monsieur d'Epinay erwarte.

Diese unerwartete Nachricht verursachte großes Aufsehen im Haus. Madame de Villefort konnte es nicht glauben, und Valentine wurde davon wie von einem Donnerschlag vernichtet. Sie schaute um sich, wie um jemand zu suchen, den sie um Beistand ersuchen könnte. Sie wollte zu ihrem Großvater hinuntergehen, aber sie traf auf der Treppe Monsieur de Villefort, der sie bei der Hand nahm und in den Salon führte. Im Vorzimmer begegnete Valentine Barrois und warf dem alten Diener einen verzweifelten Blick zu. Einen Augenblick nach Valentine trat Madame de Villefort mit dem kleinen Edouard in den Salon. Es war sichtbar, daß die junge Frau an den Familienkümernissen Anteil nahm. Sie war blaß und schien furchtbar müde. Sie setzte sich, nahm Edouard auf ihre Knie und preßte bisweilen mit fast krampfhaften Bewegungen dieses Kind an ihre Brust, auf das ihr ganzes Leben ausgerichtet schien.

Bald vernahm man das Geräusch von zwei Wagen, die in den Hof fuhren. Der eine war jener des Notars, der andere jener von Franz und seinen Freunden. Kurz darauf waren alle im Salon versammelt.

Valentine war so blaß, daß man die blauen Adern ihrer Schläfen um die Augen herum sich abzeichnen und das Blut durch ihre Wangen strömen sah. Franz konnte sich einer ziemlich lebhaften Gemütsbewegung nicht erwehren. Château-Renaud und Albert schauten sie erstaunt an. Die Zeremonie, von der sie soeben kamen, schien ihnen nicht trauriger als jene, die hier beginnen sollte. Madame de Villefort hatte sich hinter einem Samtvorhang in den Schatten gestellt, und da sie sich beständig über ihren Sohn neigte, war es schwer, auf ihrem Gesicht abzulesen, was in ihrem Herzen vorging. Monsieur de Villefort schien wie immer ungerührt.

Als der Notar mit der den Juristen eigentümlichen Art seine Papiere auf dem Tisch fein säuberlich ausgebreitet, in seinem

Lehnstuhl Platz genommen und seine Brille aufgesetzt hatte, wandte er sich zu Franz und fragte: »Sind Sie Monsieur de Quesnel, Baron d'Epinay?« obgleich er es sehr wohl wußte.

»Ja, Monsieur«, antwortete Franz.

Der Notar verbeugte sich.

»Ich muß Sie also darüber in Kenntniss setzen, Monsieur«, sprach er, »und zwar im Namen von Monsieur de Villefort, daß Ihre geplante Vermählung mit Mademoiselle de Villefort die Gesinnung von Monsieur de Noirtier geändert hat und daß er ihr das Vermögen, das er ihr eigentlich vermachen wollte, deshalb gänzlich entzieht. Ich beeile mich hinzuzufügen«, fuhr der Notar fort, »daß, da der Erblasser nur das Recht hat, einen Teil seines Vermögens zu entziehen, jedoch alles entzogen hat, das Testament einer juristischen Anfechtung nicht standhalten, sondern für null und nichtig erklärt werden würde.«

»Ja«, bestätigte Villefort, »nur muß ich Monsieur d'Epinay im voraus sagen, daß, solange ich lebe, das Testament meines Vaters nicht angegriffen werden darf, da meine Stellung mir auch nur den Schatten eines Skandals verbietet.«

»Monsieur«, erwiderte Franz, »ich bedauere, daß man in Gegenwart von Mademoiselle Valentine eine solche Angelegenheit erwähnt. Ich erkundigte mich niemals nach der Summe ihres Vermögens, das, wie beschränkt es sein mag, immer noch beträchtlicher sein wird als das meinige. Was meine Familie zu der Verbindung mit Monsieur de Villefort durch Heirat bewog, ist der Respekt, was mich bewegt, ist das Glück.«

Valentine machte ein unmerkliches Zeichen des Dankes, während zwei schweisgsame Tränen über ihre Wangen rollten.

»Übrigens, Monsieur«, versetzte Villefort, zu seinem künftigen Schwiegersohn gewandt, »diesen Verlust eines Teils Ihrer Hoffnungen abgerechnet, enthält das unerwartete Testament nichts, was Sie persönlich verletzen könnte. Diese

Verfügung erklärt sich aus der Geistesschwäche Monsieur Noirtiers. Was meinem Vater mißfällt, ist nicht der Umstand, daß Mademoiselle de Villefort Sie heiratet, sondern daß Valentine überhaupt heiratet: eine Vermählung mit jedem anderen hätte in ihm denselben Widerwillen erregt. Das Alter ist selbstsüchtig, Monsieur, und Mademoiselle de Villefort war eine treue Gefährtin von Monsieur Noirtier; und das wird die Frau Baronin d'Epinay ihm nicht mehr sein können. Der unglückliche Zustand, worin mein Vater sich befindet, hat zur Folge, daß man selten von ernstesten Angelegenheiten mit ihm spricht, die zu erfassen die Schwäche seines Geistes ihm nicht gestatten würde, und ich bin vollkommen überzeugt, daß in diesem Augenblick Monsieur Noirtier, obgleich er wußte, daß seine Enkelin heiratet, selbst den Namen desjenigen vergessen hat, der sein Enkel werden soll.«

Kaum hatte Monsieur de Villefort diese Worte ausgesprochen, auf die Franz mit einer Verbeugung antwortete, als die Salontür aufging und Barrois erschien.

»Meine Herren«, sagte er mit einer bei einem Diener auffallend festen Stimme, der mit seinen Gebietern bei einer so feierlichen Gelegenheit spricht, »meine Herren, Monsieur Noirtier de Villefort wünscht mit Monsieur Franz de Quesnel, Baron d'Epinay, auf der Stelle zu sprechen.«

Auch er, wie der Notar und damit keine Verwechslung möglich war, gab dem Verlobten alle seine Titel. Villefort bebt, Madame de Villefort ließ ihren Sohn über ihre Knie hinabgleiten, Valentine erhob sich, blaß und stumm wie eine Statue.

Albert und Château-Renaud wechselten einen zweiten, noch erstaunteren Blick, als der erste war. Der Notar schaute Villefort an.

»Das ist unmöglich«, sagte der Staatsanwalt, »zudem kann Monsieur d'Epinay den Salon jetzt nicht verlassen.«

»Gerade jetzt«, fuhr Barrois mit derselben Festigkeit fort,

»wünscht Monsieur Noirtier, Monsieur, in wichtigen Angelegenheiten mit Monsieur Franz d'Epinay zu sprechen.«

»Der gute Großpapa Noirtier kann jetzt plötzlich wieder sprechen?« fragte Edouard mit seiner gewöhnlichen Ungezogenheit.

Doch dieser wunderliche Einfall entlockte der Madame de Villefort nicht einmal ein Lächeln, so ergriffen waren alle Gemüter, so feierlich schien die Situation.

»Sagen Sie Monsieur Noirtier«, äußerte Villefort, »daß nicht sein kann, was er verlangt.«

»Für diesen Fall setzt Monsieur Noirtier diese Herren in Kenntnis«, meldete Barrois, »daß er sich in den Salon tragen lassen wird.«

Das Erstaunen stieg auf den höchsten Grad. Eine Art von Lächeln erschien auf dem Gesicht Madame de Villeforts. Valentine hob unfreiwillig die Augen zur Decke empor, um dem Himmel zu danken.

»Valentine«, sagte Monsieur de Villefort, »versuchen Sie doch herauszufinden, ich bitte Sie, was dieser neue Einfall Ihres Großvaters zu bedeuten hat.«

Valentine machte rasch einige Schritte, um zu gehen, aber Monsieur de Villefort besann sich anders.

»Warten Sie«, fügte er bei, »ich begleite Sie.«

»Verzeihen Sie, Monsieur«, sagte Franz, »es dünkt mir, daß es, da Monsieur Noirtier nach mir verlangt, vor allem an mir ist, seinen Wünschen zu entsprechen. Zudem würde ich mich glücklich schätzen, ihm meine Aufwartung zu machen, da ich noch keine Gelegenheit fand, mir diese Ehre zu erbitten.«

»O mein Gott«, rief Villefort mit einer sichtbaren Besorgnis aus, »lassen Sie sich doch nicht stören!«

»Entschuldigen Sie mich, Monsieur«, versetzte Franz mit dem Ton eines Mannes, der seinen Entschluß gefaßt hat. »Ich wünsche, diese Gelegenheit nicht verstreichen zu lassen,

Monsieur Noirtier zu beweisen, wie unrecht er täte, eine Abneigung gegen mich zu hegen, die ich, was immer für eine sie sein mag, durch meine innige Ergebenheit zu besiegen gesonnen bin.«

Und ohne sich länger von Villefort zurückhalten zu lassen, stand Franz ebenfalls auf und folgte Valentine, die bereits mit der Wonne eines Schiffbrüchigen, der mit der Hand einen Felsen ergreift, die Treppe hinabging. Monsieur de Villefort folgte beiden. Château-Renaud und Morcerf wechselten einen dritten, noch erstaunteren Blick als zuvor.

75. KAPITEL

Das Protokoll

Noirtier saß, schwarz gekleidet, in seinem Lehnstuhl und wartete. Als die drei Personen, die er hoffte kommen zu sehen, eingetreten waren, schaute er nach der Tür, die sein Kammerdiener sogleich schloß.

»Merken Sie sich«, sagte Villefort leise zu Valentine, die ihre Freude nicht verbergen konnte, »daß, wenn Monsieur Noirtier Ihnen Dinge mitteilen will, die Ihre Heirat verhindern sollen, ich Ihnen verbiete, sie zu verstehen.«

Valentine errötete, aber antwortete nicht. Villefort näherte sich Noirtier.

»Hier ist Monsieur Franz d'Épinay«, sagte er zu ihm. »Sie haben ihn zu sich bitten lassen, Monsieur, und er hat Ihrem Wunsch entsprochen. Gewiß wünschten wir diese Zusammenkunft schon lange, und ich wäre sehr erfreut, wenn sie Ihnen bewiese, wie wenig begründet Ihre Gegnerschaft gegen Valentines Heirat war.«

Noirtier antwortete nur mit einem Blick, der einen Schauer

durch Villeforts Adern jagte. Er bedeutete Valentine, sich ihm zu nähern. Schnell hatte sie, dank der Mittel, deren sie sich in ihren Gesprächen mit ihrem Großvater zu bedienen pflegte, das Wort ›Schlüssel‹ gefunden. Dann erforschte sie den Blick des Gelähmten, der sich auf die Schublade eines kleinen, zwischen den beiden Fenstern befindlichen Schrankes heftete. Sie öffnete die Schublade und fand wirklich einen Schlüssel. Als sie den Schlüssel hatte und der Greis ihr ein Zeichen gab, daß es der von ihm verlangte sei, fielen die Blicke des Gelähmten auf ein altes, seit vielen Jahren vergessenes Schreibpult, das, wie man glaubte, nur alte, unbrauchbare Papiere enthielt.

»Soll ich das Schreibpult öffnen?« fragte Valentine.

»Ja«, zwinkerte der Greis.

»Darf ich die Schubladen aufmachen?«

»Ja.«

»Jene an den Seiten?«

»Nein.«

»Die in der Mitte ist's?«

»Ja.«

Valentine öffnete sie und zog einen Packen Schriften heraus.

»Enthält dies, was Sie wünschen, guter Großpapa?« fragte sie.

»Nein.«

Sie zog nacheinander alle übrigen Papiere heraus, bis gar nichts mehr in der Schublade war.

»Nun ist aber die Schublade leer«, sagte sie.

Noirtiers Augen waren auf das Wörterbuch geheftet.

»Ja, Großvater, ich verstehe Sie«, äußerte das junge Mädchen.

Und sie sagte die ersten Buchstaben des Alphabets nacheinander her. Bei dem ›G‹ ließ Noirtier sie anhalten.

Sie öffnete das Wörterbuch und suchte bis zum Wort »geheim«.

»Ah! Es ist ein Geheimfach da?« fragte Valentine.

»Ja«, zwinkerte Noirtier.

»Und wer kennt dieses Geheimfach?«

Noirtier schaute nach der Tür, durch die der Diener hinausgegangen war. »Barrois?« fragte sie.

»Ja«, erwiderte Noirtier.

»Soll ich ihn rufen?«

»Ja.«

Valentine ging an die Tür und rief Barrois. Inzwischen rieselte der Schweiß der Ungeduld über Villeforts Stirn. Franz blieb vor Erstaunen wie betäubt. Der alte Diener erschien.

»Barrois«, sagte Valentine, »mein Großvater befahl mir, den Schlüssel aus diesem Schrank zu nehmen, dieses Schreibpult zu öffnen und diese Schublade herauszuziehen. Nun aber ist ein Geheimfach in dieser Schublade, das Sie zu kennen scheinen. Öffnen Sie es!«

Barrois schaute den Greis an.

»Gehorchen Sie!« sagten Noirtiers kluge Augen.

Barrois gehorchte. Ein doppelter Boden tat sich auf und gab den Blick auf einen Packen Papiere frei, der mit einem roten Band umwickelt war.

»Ist es dies, was Sie wünschen, Monsieur?« fragte Barrois.

»Ja«, antwortete Noirtier.

»Wem soll ich diese Papiere übergeben? Monsieur de Villefort?«

»Nein.«

»Mademoiselle Valentine?«

»Nein.«

»Monsieur Franz d'Epinay?«

»Ja.«

Franz machte erstaunt einen Schritt vorwärts.

»Mir, Monsieur?« fragte er.

»Ja.«

Franz empfing die Papiere aus den Händen von Barrois und las, auf den Umschlag blickend: »Nach meinem Tod bei meinem Freund, dem General Durand, zu hinterlegen, der seinerseits nach seinem Tod dieses Paket seinem Sohn mit dem dringenden Auftrag vermachen wird, es, da es ein Papier von höchster Wichtigkeit enthält, aufzubewahren.«

»Nun, Monsieur«, fragte Franz, »was soll ich mit diesem Schriftstück machen?«

»Ohne Zweifel, versiegelt, wie es ist, aufbewahren«, sagte der Staatsanwalt.

»Nein, nein«, antwortete Noirtier rasch.

»Wünschen Sie vielleicht, daß es dieser Herr lese?« fragte Valentine.

»Ja«, antwortete der Greis.

»Sie hören, Herr Baron, mein Großvater bittet Sie, dieses Papier zu lesen«, bemerkte Valentine.

»So setzen wir uns«, sagte Villefort ungeduldig, »denn es wird wohl einige Zeit in Anspruch nehmen.«

»Setzen Sie sich!« zwinkerte das Auge des Greises.

Villefort setzte sich, aber Valentine blieb an der Seite ihres Großvaters, auf seinen Lehnstuhl gestützt, stehen, während Franz vor ihm stehenblieb. Er hielt die geheimnisvollen Papiere in der Hand.

»Lesen Sie!« sagten die Augen des Greises.

Franz entfernte den Umschlag, und eine tiefe Stille entstand im Zimmer. Inmitten dieser Stille las er:

Auszug aus den Protokollen einer Sitzung des bonapartisti-

schen Klubs in der Rue Saint-Jacques, gehalten den 5. Februar 1815

Franz hielt inne.

»Der 5. Februar 1815!« rief er aus. »Das ist der Tag, an dem mein Vater ermordet wurde!«

Valentine und Villefort blieben stumm, nur das Auge des Greises sprach klar: »Fahren Sie fort!«

»Mein Vater verschwand, als er diesen Klub verließ«, fuhr Franz fort.

Noirtiers Blick sagte wieder: »Lesen Sie!«

Und er las weiter.

Die Unterzeichneten, Louis-Jacques Beaurepaire, Oberstleutnant der Artillerie, Etienne Duchampy, Brigadegeneral, und Claude Lecharpal, Direktor des Forst- und Jagdwesens, erklären, daß am 4. Februar 1815 ein Brief von der Insel Elba eintraf, der dem Wohlwollen und Vertrauen der Mitglieder des bonapartistischen Klubs General Flavien de Quesnel empfahl, der, von 1804 bis 1814 in Diensten des Kaisers, der napoleonischen Dynastie, ungeachtet des Barontitels, den ihm Ludwig XVIII. wegen seiner Besetzung Epinay verliehen hatte, völlig ergeben sein sollte. Es wurde folglich ein Brief an General Quesnel geschrieben, worin man ihn bat, am nächsten Tag, den 5. Februar, einer Sitzung beizuwohnen. Der Brief bezeichnete weder die Straße noch die Hausnummer, wo die Versammlung stattfinden sollte. Er enthielt keine Unterschrift, kündigte aber dem General an, daß man ihn, wenn er sich bereithalten wolle, abends neun Uhr abholen würde.

Die Sitzungen fanden von neun Uhr abends bis Mitternacht statt.

Um neun Uhr erschien der Präsident des Klubs bei dem General; der General war bereit; der Präsident sagte ihm,

eine der Bedingungen seiner Einführung bestehe darin, daß er niemals den Ort der Versammlung erfahren, sich die Augen verbinden lassen und schwören sollte, keinen Versuch zu machen, seine Binde zu lüften. Der General de Quesnel nahm die Bedingung an und versprach bei seiner Ehre, keinen Versuch zu machen zu sehen, wohin man ihn führe. Der General hatte seinen Wagen in Bereitschaft setzen lassen, aber der Präsident wies ihn darauf hin, daß es unmöglich sei, sich desselben zu bedienen, da es sich nicht der Mühe lohne, dem Herrn die Augen zu verbinden, wenn der Kutscher die seinigen offenhalten und die Straßen erkennen würde, durch die man fahre.

›Was ist also zu tun?‹ fragte der General.

›Ich habe meinen Wagen‹, antwortete der Präsident.

›Können Sie sich denn auf Ihren Kutscher so sehr verlassen, daß Sie ihm ein Geheimnis anvertrauen, das dem meinigen zu sagen Sie für unvorsichtig erachten?‹

›Unser Kutscher ist ein Mitglied des Klubs‹, erwiderte der Präsident; ›ein Staatsrat wird uns kutschieren.‹

›Dann droht uns eine andere Gefahr‹, äußerte der General lachend, ›nämlich, umgeworfen zu werden.‹

Wir erwähnen diesen Scherz als einen Beweis dafür, daß der General nicht im geringsten gezwungen wurde, der Sitzung beizuwohnen und daß er aus freiem Willen hinkam. Sowie der General im Wagen war, erinnerte ihn der Präsident an sein gegebenes Versprechen, sich die Augen verbinden zu lassen. Der General machte keine Einwände gegen diese Förmlichkeit. Sie wurde mit einem hierzu im Wagen bereitgehaltenen Tuch vollzogen. Unterwegs glaubte der Präsident zu bemerken, daß der General unter seiner Binde hervorzublicken suchte, und er erinnerte ihn an sein Wort.

›Ah! Das ist wahr‹, sagte der General.

Der Wagen hielt vor einer Allee in der Rue Saint-Jacques. Der General stieg aus, gestützt auf den Arm des Präsidenten, dessen Würde er nicht kannte und den er für ein einfa-

ches Mitglied des Klubs hielt. Man durchschritt die Allee, ging ein Stockwerk hinauf und trat in das Beratungszimmer. Die Sitzung hatte bereits begonnen. Die Mitglieder des Klubs, von der Vorstellung in Kenntnis gesetzt, die an diesem Abend stattfinden sollte, hatten sich vollzählig eingefunden.

In der Mitte des Saales angekommen, wurde der General eingeladen, seine Binde abzunehmen, und schien sehr erstaunt, eine so große Anzahl bekannter Gesichter in einer Gesellschaft zu finden, deren Existenz sogar er bis jetzt nicht vermutet hatte. Man befragte ihn bezüglich seiner Gesinnungen, aber er begnügte sich zu antworten, daß man sie aus den Briefen von der Insel Elba ersehen könne...

Franz unterbrach sich.

»Mein Vater war Royalist«, sagte er, »man brauchte ihn nicht hinsichtlich seiner Gesinnungen zu befragen, sie waren bekannt.«

»Und daher kam meine Verbindung mit Ihrem Vater, mein lieber Monsieur Franz«, äußerte Villefort. »Man findet leicht zueinander, wenn man die gleichen Ansichten hegt.«

»Lesen Sie!« sagte wieder das Auge des Greises.

Franz las weiter.

Der Präsident ergriff nun das Wort, um den General einzuladen, sich genauer auszudrücken. Aber Monsieur de Quessel antwortete, daß er vor allem erfahren möchte, was man von ihm verlange. Nun wurde dem General von demselben Brief von der Insel Elba Mitteilung gemacht, der ihn dem Klub als einen Mann empfahl, auf dessen Mitwirkung man rechnen könnte. Eine ganze Stelle setzte die wahrscheinliche Rückkehr von der Insel auseinander und versprach einen neuen Brief und ausführlichere Details bei Ankunft der Pharaon, eines dem Reeder Morrel aus Marseille gehörenden

Schiffes, dessen Kapitän dem Kaiser treu ergeben sei. Während des Vorlesens gab der General, auf den man wie auf einen Bruder glaubte zählen zu können, vielmehr sichtbare Zeichen von Mißvergnügen und Ablehnung. Als man fertig-gelesen hatte, schwieg er und runzelte die Stirn.

›Nun‹, fragte der Präsident, ›was sagen Sie zu diesem Brief, Herr General?‹

›Ich sage‹, antwortete er, ›daß der Zeitpunkt, als man König Ludwig XVIII. den Eid leistete, noch allzu kurz zurückliegt, um ihn schon zugunsten des Exkaisers zu verletzen.‹

Diesmal war die Antwort zu deutlich, als daß man sich über seine Gesinnungen täuschen konnte.

›General‹, erwiderte der Präsident, ›für uns gibt es ebenso-wenig mehr einen König Ludwig XVIII. als einen Exkaiser. Es gibt nur Seine Majestät, den Kaiser und König, durch Gewalt und Verrat seit zehn Monaten von Frankreich, sei-nem Staate, entfernt.‹

›Verzeihen Sie, meine Herren‹, versetzte der General, ›es kann sein, daß es für Sie keinen König Ludwig XVIII. mehr gibt, wohl aber für mich, da er mich zum Baron und Generalmajor ernannte, und ich niemals vergessen werde, daß ich seiner glücklichen Rückkehr diese beiden Titel verdanke.‹

›Monsieur‹, sagte der Präsident mit dem ernstesten Ton und erhob sich, ›überlegen Sie sich gut, was Sie sagen! Ihre Worte zeigen uns deutlich, daß man sich hinsichtlich Ihrer auf der Insel Elba getäuscht hat und daß man auch uns ge-täuscht hat! Was wir Ihnen hier eröffnet haben, stützt sich auf das Vertrauen, das man Ihnen schenkte, und folglich auf eine Gesinnung, die Sie ehrte. Wir irrten uns aber. Ein Titel und ein Rang fesseln Sie an die neue Regierung, die wir stürzen wollen. Wir werden Sie nicht zwingen, uns Ihren Beistand zu leihen. Wir werben niemand wider sein Gewis-sen und seinen Willen an, aber wir werden Sie zwingen, als ein Ehrenmann zu handeln, selbst für den Fall, daß Sie nicht

dazu geneigt wären.<

»Nach Ihrer Ansicht ist derjenige ein Ehrenmann, der Ihre Verschwörung kennt und sie nicht anzeigt! Ich aber nenne ihn Ihren Mitschuldigen. Sie sehen, daß ich freimütiger bin als Sie...<

»Ah!« sagte Franz, sich unterbrechend. »Jetzt begreife ich, warum sie meinen Vater ermordet haben.«

Valentine konnte sich nicht enthalten, einen Blick auf Franz zu werfen. Der junge Mann war in seiner Begeisterung für den Vater wahrhaft schön. Villefort ging hinter ihm auf und ab. Noirtier betrachtete den Ausdruck eines jeden und behielt seine würdige und ernste Haltung. Franz las wieder weiter.

»Monsieur«, erwiderte der Präsident, »man bat Sie, sich in die Versammlung zu begeben, man schleppte Sie nicht mit Gewalt hin. Man schlug Ihnen vor, Ihnen die Augen zu verbinden, Sie ließen es sich gefallen. Als Sie sich in dieses doppelte Ansinnen fügten, wußten Sie sehr wohl, daß wir uns nicht damit beschäftigen, den Thron Ludwigs XVIII. zu befestigen, da wir uns sonst nicht so viele Mühe gegeben hätten, uns vor der Polizei zu verbergen. Sie begreifen, daß es denn doch gar zu bequem wäre, eine Maske vorzuhalten, mit welcher man das Geheimnis von Leuten erlauert, und dann diese Maske einfach wieder abzulegen, um diejenigen zugrunde zu richten, die Ihnen ihr Vertrauen schenken. Nein, nein, Sie sollen erst freimütig sagen, ob Sie für den Zufallskönig sind, der gerade herrscht, oder für Seine Majestät den Kaiser.<

»Ich bin Royalist«, antwortete der General, »ich leistete Ludwig XVIII. den Eid und werde meinen Eid halten.< Diesen Worten folgte ein allgemeines Murren, und man konnte aus den Blicken einer großen Anzahl von Mitgliedern des Klubs erkennen, daß sie darüber nachsannen, wie es anzustellen sei, Monsieur d'Epinay diese unvorsichtigen Worte

bereuen zu lassen. Der Präsident erhob sich wieder und gebot Ruhe.

›Monsieur‹, sagte er zu ihm, ›Sie sind ein zu ernster und verständiger Mann, um nicht die Folgen der Lage einzusehen, in der wir uns einander gegenüber befinden, und Ihre Freimütigkeit selbst diktiert uns die Bedingungen, die wir Ihnen stellen müssen. Sie werden also auf Ehre schwören, nichts von dem zu offenbaren, was Sie gehört haben.‹

Der General griff nach seinem Degen und rief aus: ›Wenn Sie von Ehre sprechen, so beginnen Sie nicht mit der Mißachtung ihrer Gesetze und fordern Sie nichts mit Gewalt.‹

›Und Sie, Monsieur‹, versetzte der Präsident mit einer Ruhe, die vielleicht noch schrecklicher war als der Zorn des Generals, ›greifen Sie nicht nach Ihrem Degen. Dies ist ein Rat, den ich Ihnen gebe.‹

Der General schaute mit Blicken um sich, die eine beginnende Besorgnis verrieten. Dennoch fügte er sich nicht, im Gegenteil, er raffte seine ganze Kraft zusammen und sagte: ›Ich werde nicht schwören.‹

›Dann werden Sie sterben, Monsieur‹, erwiderte der Präsident ruhig.

Monsieur d'Epinay wurde sehr blaß. Er schaute sich zum zweitenmal um. Mehrere Mitglieder des Klubs flüsterten und griffen nach Waffen unter ihren Mänteln.

›General‹, sagte der Präsident, ›seien Sie unbesorgt, Sie sind unter Männern von Ehre, die alle Mittel versuchen werden, Sie zu überzeugen, bevor Sie zum Äußersten gegen Sie schreiten. Sie sind aber auch, wie Sie sagten, unter Verschwörern. Sie besitzen unser Geheimnis, Sie müssen es uns zurückgeben.‹

Ein bedeutungsvolles Schweigen folgte diesen Worten, und als der General nichts antwortete, sagte der Präsident zu den Dienern: ›Schließen Sie die Türen!‹

Totenstille folgte diesen Worten. Nun trat der General vor, machte eine heftige Anstrengung der Selbstbeherrschung

und sagte: ›Ich habe einen Sohn, an den ich denken muß, da ich mich unter Meuchelmördern befinde.‹

›General‹, entgegnete der Vorstand der Versammlung mit Würde, ›ein einzelner Mann hat immer das Recht, fünfzig zu beleidigen, das ist das Vorrecht der Schwache. Nur tut er unrecht, dieses Recht zu mißbrauchen. Glauben Sie mir, General, schwören Sie und beleidigen Sie uns nicht.‹

Der General, durch diese Überlegenheit des Vorstandes der Versammlung noch einmal bezwungen, zögerte einen Augenblick, näherte sich aber zuletzt dem Präsidententisch und fragte: ›Wie lautet die Formel?‹

›Sie lautet: Ich schwöre bei meiner Ehre, niemandem auf der Welt, wer immer es sei, das zu offenbaren, was ich am 5. Februar 1815 zwischen neun und zehn Uhr abends gesehen und gehört habe, und erkläre, den Tod zu verdienen, wenn ich meinen Eid verletzte.‹

Der General schien einen nervösen Schauer zu empfinden, der ihn einige Sekunden lang zu antworten verhinderte. Schließlich sprach er mit sichtbarem Widerwillen den geforderten Eid aus, aber mit einer so leisen Stimme, daß man sie kaum hörte. Daher verlangten mehrere Mitglieder, daß er ihn mit lauterer und vernehmlicherer Stimme wiederholen sollte, was auch geschah.

›Nun möchte ich gehen‹, äußerte der General. ›Bin ich endlich frei?‹ Der Präsident erhob sich, forderte drei Mitglieder der Versammlung auf, ihn zu begleiten, und stieg mit dem General in den Wagen, nachdem er ihm die Augen verbunden hatte. Unter diesen drei Mitgliedern war der Kutscher, der sie fuhr. Die übrigen Mitglieder des Klubs trennten sich schweigend.

›Wohin wollen Sie gefahren werden?‹ fragte der Präsident.

›Überallhin, wo ich von Ihrer Gegenwart befreit bin‹, antwortete Monsieur d'Epinau.

›Monsieur‹, antwortete dann der Präsident, ›nehmen Sie sich in acht. Sie sind hier nicht mehr in der Versammlung.

Sie haben es nur mehr mit einzelnen Männern zu tun. Beschimpfen Sie dieselben nicht, wenn Sie nicht für die Beschimpfung verantwortlich gemacht werden wollen.

Aber anstatt diese Sprache zu verstehen, erwiderte Monsieur d'Epinay: »Sie sind ebenso tapfer in Ihrem Wagen wie in Ihrem Klub, Monsieur, weil vier Männer immer stärker sind als ein einzelner.«

Der Präsident ließ den Wagen halten. Man war gerade an der Stelle des Quai des Ormes, wo sich die Treppe befindet, die zum Fluß hinunterführt.

»Warum lassen Sie hier halten?« fragte der General d'Epinay.

»Weil Sie einen Mann beleidigt haben, Monsieur«, antwortete der Präsident, »und dieser Mann keinen Schritt weiter tun will, ohne auf eine angemessene Weise Genugtuung von Ihnen zu erhalten.«

»Wieder eine Art, einen Meuchelmord zu begehen!« sagte der General achselzuckend.

»Kein Aufsehen, Monsieur«, versetzte der Präsident, »wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie für einen von jenen Männern halte, die Sie soeben erst bezeichneten, also für einen Feigling, der seine Schwäche zum Schild nimmt. Sie sind ein einzelner, und ein einzelner wird Ihnen antworten. Sie tragen einen Degen an der Seite, ich trage einen in diesem Stock. Sie haben keinen Sekundanten, einer von diesen Herren wird der ihrige sein. Nun können Sie Ihre Binde abnehmen, wenn es Ihnen beliebt.«

Der General riß sogleich das Tuch von seinen Augen.

»Endlich werde ich doch erfahren, mit wem ich es zu tun habe«, sagte er.

Man öffnete den Wagen. Die vier Männer stiegen aus...

Franz unterbrach sich wieder. Er wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne. Es lag etwas Furchtbares darin, den Sohn zitternd und blaß die bis jetzt unbekannten Einzelheiten

vom Tode seines Vaters laut vorlesen zu sehen. Valentine faltete die Hände, als ob sie betete. Noirtier schaute Villefort mit einem fast erhabenen Ausdruck von Verachtung und Stolz an. Franz las weiter.

Es war, wie gesagt, der 5. Februar. Seit drei Tagen fiel die Temperatur auf fünf bis sechs Grad unter Null. Die Treppe war vereist. Der General war korpulent und groß. Der Präsident überließ ihm die Geländerseite zum Hinabsteigen. Die beiden Zeugen folgten. Die Nacht war finster, der Boden der Treppe zum Fluß hinab feucht von Schnee und Reif. Man sah das Wasser schwarz, tief und mit Treibeis sich fortwälzen. Einer der Zeugen holte aus einem Kohlenschiff eine Laterne, in deren Schimmer man die Waffen untersuchte. Der Degen des Präsidenten, lediglich ein Degen, wie er gesagt hatte, den er in einem Stocke trug, war um fünf Zoll kürzer als jener seines Gegners und hatte keinen Griff. Der General d'Epinau schlug vor, die beiden Degen nach dem Los zu verteilen, aber der Präsident antwortete, daß er als Herausforderer vorausgesetzt habe, daß jeder sich seiner eigenen Waffe bediene. Die Sekundanten versuchten auf dem Losverfahren zu bestehen. Der Präsident gebot ihnen Schweigen.

Man stellte die Laterne auf den Boden. Die beiden Gegner nahmen ihre Plätze ein. Der Kampf begann. Das Licht ließ die zwei Degen wie zwei Blitze erscheinen. Die Männer gewahrte man kaum, so dicht war das Dunkel. Der Herr General d'Epinau galt als einer der besten Fechter der Armee. Allein, er wurde gleich bei den ersten Stößen so heftig attackiert, daß er zurückwich und dabei stürzte.

Die Sekundanten hielten ihn für tot, aber sein Gegner, der wußte, daß er ihn nicht getroffen hatte, reichte ihm die Hand, um ihm aufstehen zu helfen.

Dieser Umstand, anstatt den General zu beruhigen, reizte ihn, und er stürzte auf seinen Gegner los. Aber sein Gegner

wich nicht um einen Fußbreit zurück. Vor dem vorgehaltenen Degen fuhr der General, zu hart bedrängt, dreimal zurück und griff wieder an. Beim dritten Angriff stürzte er wieder.

Man glaubte, er sei ausgeglitten, wie das erste Mal. Da jedoch die Sekundanten sahen, daß er nicht wieder aufstand, näherten sie sich ihm und versuchten, ihn auf die Füße zu stellen. Aber der, der ihn um die Mitte faßte, spürte eine feuchte Wärme unter seiner Hand. Es war Blut. Der General, der beinahe ohnmächtig geworden war, kam wieder zu sich.

›Ah!‹ sagte er, ›man hat irgendeinen Schläger gegen mich aufgestellt, irgendeinen Regimentsfechtmeister.‹

Der Präsident trat, ohne zu antworten, zu demjenigen der beiden Sekundanten, der die Laterne hielt, streifte seinen Ärmel zurück und zeigte seinen von zwei Degenstichen durchbohrten Arm. Dann öffnete er seinen Rock, knöpfte seine Weste auf und ließ seine von einer dritten Wunde verletzte Seite sehen. Dennoch hatte er nicht einmal einen Seufzer ausgestoßen. Der General d'Epinaÿ begann mit dem Tode zu ringen und verschied fünf Minuten später...

Franz las diese letzteren Worte mit einer so erstickten Stimme, daß man ihm kaum verstehen konnte, und als er sie gelesen hatte, hielt er inne und fuhr mit der Hand über seine Augen, wie um eine Wolke von ihnen zu verscheuchen. Nach einer Pause des Schweigens fuhr er fort zu lesen.

Der Präsident ging wieder die Treppe hinauf, nachdem er seinen Degen in seinen Stock gesteckt hatte. Eine Blutspur markierte seinen Weg im Schnee. Er war noch nicht auf der Treppe oben, als er ein dumpfes Platschen vom Wasser her hörte: es war der Leichnam des Generals, den die Sekundanten, nachdem sie sich von seinem Tod überzeugt hatten, in den Fluß geworfen hatten. Der General fiel also in einem

regelgerechten Duell und nicht in einem Hinterhalt, wie man meinen könnte.

Zur Beglaubigung dessen haben wir Voranstehendes unterzeichnet, um die Wahrheit der Tatsachen festzustellen, aus Sorge, es könnte eine Zeit kommen, wo einer von den Teilnehmern an dieser schrecklichen Szene des vorsätzlichen Mordes oder der Verletzung der Gesetze der Ehre beschuldigt würde.

*Unterzeichnet: BEAUREPAIRE,
DUCHAMPY UND LECHARPAL*

Als Franz diese für einen Sohn so schrecklichen Zeilen zu Ende gelesen, Valentine, vor Aufregung ganz blaß, eine Träne getrocknet, und Villefort, zitternd und in eine Ecke geduckt, durch flehende, zu dem unversöhnlichen Greis gerichtete Blicke den Sturm zu beschwichtigen versucht hatte, sagte d'Epinau zu Noirtier: »Monsieur, da Sie diese schreckliche Geschichte in all ihren Einzelheiten kennen, da Sie sie durch ehrenwerte Unterschriften bezeugen ließen, da Sie sich schließlich für mich zu interessieren scheinen, obgleich Ihr Interesse sich bisher nur durch den Schmerz offenbarte, so verweigern Sie mir nicht eine letzte Befriedigung. Nennen Sie mir den Namen des Präsidenten des Klubs, damit ich endlich denjenigen kenne, der meinen armen Vater getötet hat.«

Villefort suchte, wie verwirrt, die Klinke der Tür. Valentine, die früher als alle die Antwort des Greises erriet und oft auf seinem Arm die Narben der beiden Degenstiche bemerkt hatte, fuhr einen Schritt zurück.

»Um Himmels willen! Mademoiselle«, sagte Franz, zu seiner Verlobten gewandt, »stehen Sie mir bei, damit ich den Namen dessen erfahre, der mich zur Waise machte, als ich zwei Jahre alt war!«

Valentine blieb unbeweglich und stumm.

»Folgen Sie mir, Monsieur«, erwiderte Villefort, »verlän-

gern Sie diese schreckliche Szene nicht. Zudem wurden die Namen absichtlich verheimlicht. Mein Vater kennt diesen Präsidenten selbst nicht, und sollte er ihn auch kennen, so könnte er ihn nicht sagen, da in seinem Wörterbuch keine Eigennamen stehen.«

»Oh! Was für ein Unglück!« rief Franz aus. »Die einzige Hoffnung, die mich während des Lesens aufrecht hielt und mir die Kraft verlieh, bis zum Ende durchzuhalten, bestand darin, zumindest den Namen dessen zu erfahren, der meinen Vater tötete! Monsieur! Monsieur!« fügte er hinzu und wandte sich Noirtier zu. »Um Himmels willen, tun Sie, was Sie können... versuchen Sie, ich bitte Sie dringend darum, mir anzudeuten, mir begreiflich zu machen...«

»Ja«, zwinkerte Noirtier.

»Oh! Mademoiselle! Mademoiselle!« rief Franz aus. »Ihr Großvater gab ein Zeichen, daß er mir jenen Mann... benennen könnte... Helfen Sie mir... Sie verstehen ihn... leihen Sie mir Ihren Beistand...«

Noirtier schaute auf das Wörterbuch. Franz nahm es mit einem nervösen Zittern und sprach nacheinander die Buchstaben des Alphabets bis zum »I« aus. Bei diesem Buchstaben machte der Greis ein bejahendes Zeichen.

»I« wiederholte Franz.

Der Finger des jungen Mannes, der das zweite Wort übersah, glitt über die übrigen hin, aber bei allen Worten antwortete Noirtier durch ein verneinendes Zeichen. Valentine verbarg ihren Kopf in ihren Händen. Noch einmal von vorn beginnend, stieß Franz auf das zweite Wort »Ich«.

»Ja«, versetzte der Greis mit dem Auge.

»Sie?« rief Franz aus, und seine Haare standen ihm zu Berge. »Sie, Monsieur Noirtier, Sie haben meinen Vater getötet?«

»Ja«, antwortete Noirtier mit einem majestätischen Blick auf den jungen Mann.

Franz sank kraftlos in einen Lehnstuhl. Villefort öffnete die Tür und stürzte hinaus, denn der Gedanke war in ihm aufgetaucht, den kleinen Rest von Leben zu vernichten, der noch im Herzen des schrecklichen Greises übrig war.

76. KAPITEL

Die Fortschritte des jungen Monsieur Cavalcanti

Inzwischen war der alte Monsieur Cavalcanti abgereist, um seinen Dienst wieder anzutreten, nicht in der Armee Seiner Majestät des Kaisers von Österreich, sondern beim Roulette des Kurhauses von Lucca, zu dessen eifrigsten Besuchern er gehörte.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß er mit peinlichster Genauigkeit den letzten Heller jener Summe mitnahm, die ihm für seine Reise und als Belohnung für die majestätische und feierliche Art, mit der er seine Vaterrolle gespielt hatte, übergeben worden war.

Monsieur Andrea war bei dieser Abreise in den Besitz aller Papiere gekommen, die bewiesen, daß er wirklich die Ehre habe, der Sohn des Marquis Bartolomeo und der Marquise Leonora Corsinari zu sein.

Er hatte sich also in jener Pariser Gesellschaft so ziemlich festgesetzt, die nicht lange zögert, auch Wildfremde zu empfangen und sie nicht nach dem zu behandeln, was sie sind, sondern nach dem, was sie sein wollen.

Welche Ansprüche stellt man eigentlich an einen jungen Mann in Paris? Seine Sprache hinlänglich zu beherrschen, anständig gekleidet zu sein und in Gold zu bezahlen. Es muß nicht betont werden, daß man noch nachsichtiger gegen einen Fremden verfährt als gegen einen Pariser. Andrea hatte also innerhalb von etwa vierzehn Tagen eine recht gute Stellung

eingenommen. Man nannte ihn Vicomte, man sagte, daß er fünfzigtausend Livres Renten besitze, und man sprach von unermesslichen, in den Steinbrüchen von Saravezza vergrabenen Schätzen seines Herrn Vaters. Ein Gelehrter, in dessen Gegenwart man diesen letzteren Umstand als eine Tatsache erwähnte, erklärte, die fraglichen Steinbrüche gesehen zu haben, was den Behauptungen, die bisher noch mit Zweifeln behaftet waren, ein großes Gewicht verlieh und sie von nun an zur Wirklichkeit erhob.

So weit war man in jenem Kreis der Pariser Gesellschaft gekommen, in den wir unsere Leser einführten, als Monte Christo eines Abends Monsieur Danglars besuchte. Monsieur Danglars war ausgegangen, man bot jedoch dem Grafen an, ihn zur Baronin zu führen, die zu sprechen war. Er nahm an.

Madame Danglars hörte seit dem Gastmahl in Auteuil und den ihm gefolgtten Ereignissen den Namen Monte Christo nie ohne eine gewisse Nervosität. Wenn nicht die Gegenwart des Grafen dem Klang seines Namens folgte, wurde die schmerzliche Empfindung noch heftiger. Erschien dagegen der Graf, so verscheuchten sein offenes Gesicht, seine glänzenden Augen, seine Liebenswürdigkeit, selbst sein galantes Benehmen gegen Madame Danglars bald jede Regung von Furcht. Es schien der Baronin unmöglich, daß ein äußerlich so charmanter Mann böse Absichten gegen sie hegen könnte. Zudem können die verderbtesten Herzen nicht an Böses glauben, ohne es irgendeinem Interesse zuzuschreiben. Unnützes und grundlos Böses erscheint ihnen unnormale.

Als Monte Christo in das Nebenzimmer trat, in das wir unsere Leser schon einmal führten und in dem die Baronin mit ziemlich unruhigem Blick Zeichnungen betrachtete, die ihr ihre Tochter reichte, nachdem diese sie mit Monsieur Cavalcanti junior betrachtet hatte, erzeugte seine Anwesenheit die gewöhnliche Wirkung, und die Baronin, anfangs durch die Meldung seines Namens ein wenig verstört, empfing den Grafen lächelnd. Dieser überschaute mit einem Blick die ganze

Szene. Neben der Baronin saß Eugénie halb liegend auf einem Sofa, und Cavalcanti stand vor ihr.

Cavalcanti, schwarz gekleidet wie ein Goethescher Held, in Lackschuhen und weißseidenen, zart gemusterten Strümpfen, fuhr mit einer auffallend weißen und gepflegten Hand, in deren Mitte ein Diamant funkelte, durch seine blonden Haare. Der eitle, junge Mann hatte, ungeachtet der Ratschläge Monte Christos, dem Verlangen nicht widerstehen können, den Ring an den kleinen Finger zu stecken. Diese Bewegung war von schmachtenden Blicken auf Mademoiselle Danglars begleitet und von Seufzern, die dieselbe Richtung einschlugen wie die Blicke. Mademoiselle Danglars war wie immer, also schön, kalt und spöttisch. Keiner dieser Blicke, keiner dieser Seufzer Andreas entschlüpfte ihr. Man hätte meinen mögen, daß sie auf Minervas Panzer abglitten, auf jenem Panzer, der bisweilen, nach der Behauptung einiger Philosophen, Sapphos Brust bedeckt.

Eugénie grüßte den Grafen kalt und benützte die Gelegenheit, als sich ein Gespräch entwickelte, sich in ihr Studierzimmer zurückzuziehen, von wo bald zwei laute und fröhliche Stimmen, zu den ersten Akkorden eines Klaviers gesellt, Monte Christo andeuteten, daß Mademoiselle Danglars die Gesellschaft von Mademoiselle Louise d'Armilly, ihrer Gesanglehrerin, seiner Gesellschaft und der Monsieur Cavalcantis vorgezogen habe. Vor allem jetzt bemerkte der Graf, während er mit Madame Danglars sprach und nur dem Zauber der Unterredung hingegeben schien, die Sorgfalt Monsieur Andreas Cavalcantis, seine Manier, der Musik zu lauschen, indem er an die Tür ging, durch die er nicht zu treten wagte und seine Bewunderung zu zeigen.

Bald kam der Bankier nach Hause. Sein erster Blick fiel zwar auf Monte Christo, aber sein zweiter auf Andrea. Er grüßte seine Frau, wie gewisse Ehemänner ihre Frauen grüßen und wovon die Junggesellen erst nach dem Erscheinen eines sehr ausführlichen Handbuchs zum ehelichen Leben sich eine

Idee werden machen können.

»Haben Mademoiselle Sie nicht eingeladen, mit ihnen zu musizieren?« fragte Danglars Andrea.

»Ach! Nein, Monsieur«, antwortete Andrea mit einem noch merkwürdigeren Seufzer, als die früheren waren.

Danglars näherte sich sogleich der Verbindungstür und öffnete sie. Man sah nun die beiden jungen Mädchen auf einem Stuhl an einem Klavier sitzen. Sie spielten je mit einer Hand, eine Übung, die sie aus einer Laune heraus einmal begonnen und worin sie eine ausgezeichnete Gewandtheit erreicht hatten. Mademoiselle d'Armilly, die man nun mit Eugénie durch den Türrahmen eines von jenen lebenden Bildern darstellen sah, wie man sie in Deutschland häufig zur Schau stellt, war von bemerkenswerter Schönheit oder vielmehr von auserlesener Anmut. Sie war eine kleine Dame, zart und blond wie eine Fee, mit großen Locken, die auf einen etwas zu langen Hals fielen, wie Perugino ihn bisweilen seiner heiligen Jungfrau gibt, und mit verhangenem Blick. Man sagte, sie leide an Schwindsucht und würde eines Tages, wie Antonia in der *Cremoneser Geige*, singend sterben.

Monte Christo warf einen raschen und neugierigen Blick in dieses Frauengemach. Es war das erste Mal, daß er Mademoiselle d'Armilly sah, von der er im Hause so oft hatte sprechen hören.

»Aha, wir sind also ausgeschlossen?« fragte der Bankier seine Tochter.

Dann führte er den jungen Mann in den kleinen Salon. Hinter Andrea wurde die Tür zufällig oder absichtlich wieder angelehnt, so daß Monte Christo und die Baronin von dem Platz aus, wo sie saßen, nichts mehr sehen konnten. Da aber der Bankier Andrea gefolgt war, schien Madame Danglars diesen Umstand nicht einmal zu bemerken.

Bald nachher hörte der Graf Andreas Stimme zu den Akkorden des Klaviers erklingen, das ein korsisches Lied beglei-

tete. Während der Graf lächelnd dem Lied lauschte, das ihn Andrea vergessen machte, um ihn an Benedetto zu erinnern, rühmte Madame Danglars Monte Christo die Seelenstärke ihres Gatten, der erst am Morgen bei einem Bankrott in Mailand drei- bis vierhunderttausend Francs verloren hatte. Und das Lob war in der Tat verdient, denn hätte es der Graf nicht durch die Baronin oder vielleicht durch eines von jenen Mitteln gewußt, die ihm zu Gebote standen, alles zu erfahren, das Gesicht des Barons hätte ihm kein Wort davon verraten.

»Gut!« dachte Monte Christo. »Er ist schon dahin gekommen, zu verbergen, was er verliert. Vor einem Monat rühmte er sich dessen noch.« Dann sagte er laut: »Oh! Madame, Monsieur Danglars kennt die Börse so gut, daß er dort immer wieder bekommen wird, was er anderswo verliert.«

»Ich sehe, daß Sie einen allgemeinen Irrtum teilen«, erwiderte Madame Danglars.

»Welchen Irrtum?« fragte Monte Christo.

»Daß Monsieur Danglars spiele, während er ganz im Gegenteil niemals spielt.«

»Ah! Ja, es ist wahr, Madame, ich erinnere mich, daß Monsieur Debray mir sagte... Apropos, wo steckt denn Monsieur Debray? Ich sah ihn schon drei bis vier Tage nicht mehr.«

»Ich auch nicht«, antwortete Madame Danglars mit einer wunderbaren Haltung. »Doch Sie begannen einen Satz, der unvollendet blieb.«

»Was sagte ich noch?«

»Sie äußerten, daß Monsieur Debray Ihnen sagte...«

»Ach ja, richtig, Monsieur Debray sagte mir, daß Sie dem Dämon des Spiels huldigten.«

»Ich fand eine Zeitlang Geschmack daran, ich gesteh's«, sagte Madame Danglars, »jetzt aber nicht mehr.«

»Und Sie haben unrecht, Madame. Ach, mein Gott, die Wechselfälle des Glückes sind unstat, und wäre ich eine Frau

und durch die Fügung des Zufalls die Frau eines Bankiers, so würde ich zuerst, bei allem Vertrauen auf das Glück meines Gatten – denn in der Spekulation ist alles, wie Sie wissen, Glück oder Pech –, würde ich, sage ich Ihnen, bei allem Vertrauen auf das Glück meines Gatten, mir ein unabhängiges Vermögen sichern, müßte ich auch dieses Vermögen dadurch erwerben, daß ich meine Angelegenheiten Personen übertrüge, die ihm unbekannt wären.«

Madame Danglars errötete wider Willen.

»Man spricht von einem hübschen Fang«, sagte Monte Christo, wie wenn er nichts gesehen hätte, »der gestern in neapolitanischen Papieren gemacht wurde.«

»Ich habe keine«, versetzte die Baronin rasch, »und habe nie welche gehabt. Wir sprachen aber wahrhaftig genug von der Börse, Herr Graf, wir gleichen zwei Wechselagenten. Sprechen wir ein wenig von der armen, zur Zeit vom Schicksal so schwer heimgesuchten Familie Villefort.«

»Was ist ihnen denn widerfahren?« fragte Monte Christo mit vollkommener Treuherzigkeit.

»Sie wissen ja, daß sie, nachdem sie Monsieur de Saint-Méran drei bis vier Tage nach seiner Abreise verloren, soeben die Marquise drei bis vier Tage nach ihrer Ankunft verloren haben.«

»Ah! Stimmt«, äußerte Monte Christo, »ich hörte es. Aber, wie Claudius zu Hamlet sagt, es ist ein Gesetz der Natur: Ihre Väter starben vor Ihnen, und Sie hatten sie beweint, Sie werden vor Ihren Söhnen sterben, und Ihre Söhne werden Sie beweinen.«

»Aber dies ist nicht alles.«

»Wieso ist dies nicht alles?«

»Nein. Sie wissen, daß sie ihre Tochter verheiraten wollten...«

»An Monsieur Franz d'Epinay... Ist aus der Heirat nichts

geworden?«

»Gestern früh gab ihnen Franz, wie es scheint, ihr Wort zurück.«

»Ah! Wahrhaftig... Und kennt man die Ursachen dieses Bruchs?«

»Nein.«

»Was sagen Sie mir da? Guter Gott, Madame! Und wie erträgt Monsieur de Villefort all diese Schicksalsschläge?«

»Wie immer, wie ein Philosoph.«

In diesem Moment kam Danglars allein zurück.

»Nun«, fragte die Baronin, »lassen Sie Monsieur Cavalcanti allein bei Ihrer Tochter?«

»Und bei Mademoiselle d'Armilly«, antwortete der Bankier. »Wofür halten Sie sie denn?«

Dann wandte er sich zu Monte Christo mit der Frage: »Der Prinz Cavalcanti ist ein charmanter, junger Mann, nicht wahr, Herr Graf...? Er ist doch ein Prinz, oder?«

»Das kann ich nicht beschwören«, erwiderte Monte Christo. »Man stellte mir seinen Vater als Marquis vor. Er könnte ein Graf sein. Allein, ich glaube, daß er selbst keinen großen Anspruch auf diesen Titel macht.«

»Warum?« fragte der Bankier. »Wenn er ein Prinz ist, ist es falsch, sich dessen nicht zu rühmen. Jedem sein Recht. Ich mag es nicht, daß man seine Abkunft verleugnet.«

»Oh! Sie sind ein echter Demokrat«, sagte Monte Christo lächelnd.

»Sehen Sie doch, welcher Unannehmlichkeit Sie sich aussetzen«, bemerkte die Baronin. »Wenn Monsieur de Morcerf zufällig käme, fände er Monsieur Cavalcanti in einem Zimmer, das zu betreten er, Eugénies Verlobter, nie die Erlaubnis erhielt.«

»Es ist schon richtig, wenn Sie sagen »zufällig«, versetzte

der Bankier, »denn man sieht ihn so selten, daß man wahrhaftig sagen könnte, der Zufall bringe ihn uns.«

»Je nun,... wenn er käme,... und diesen jungen Mann bei Ihrer Tochter fände, könnte er ungehalten werden.«

»Er! O mein Gott! Sie täuschen sich. Monsieur Albert erweist uns die Ehre nicht, auf seine Verlobte eifersüchtig zu sein. Dazu liebt er sie nicht genug. Was liegt mir übrigens daran, ob er ungehalten ist oder nicht?«

»Auf dem Punkt jedoch, auf dem wir stehen...«

»Ja, auf dem Punkt, auf dem wir stehen. Wollen Sie den Punkt wissen, auf dem wir stehen? Also, auf dem Ball seiner Mutter tanzte er ein einziges Mal mit meiner Tochter, während Monsieur Cavalcanti dreimal mit ihr tanzte, und er bemerkte es nicht einmal.«

»Herr Vicomte Albert de Morcerf«, meldete der Kammerdiener.

Die Baronin stand rasch auf. Sie wollte in das Studierzimmer gehen, um ihre Tochter in Kenntnis zu setzen, als Danglars sie am Arm zurückhielt.

»Lassen Sie«, sagte er.

Sie schaute ihn erstaunt an. Monte Christo tat, als habe er dieses Benehmen nicht gesehen. Albert trat ein. Er war sehr schön und sehr lustig. Er begrüßte die Baronin ungezwungen, Danglars vertraulich, Monte Christo herzlich, wandte sich dann zur Baronin und fragte sie: »Wollen Sie mir erlauben, Madame, Sie zu fragen, wie sich Mademoiselle Danglars befindet?«

»Sehr gut, Monsieur«, antwortete Danglars rasch. »Sie musiziert gerade in ihrem kleinen Salon mit Monsieur Cavalcanti.«

Albert behielt seine ruhige und gleichgültige Miene. Vielleicht ärgerte er sich auch innerlich, aber er sah, daß Monte Christo seinen Blick auf ihn heftete.

»Monsieur Cavalcanti besitzt einen sehr schönen Tenor«, sagte er, »und Mademoiselle Eugénie einen herrlichen Sopran, ohne zu erwähnen, daß sie Klavier spielt wie ein Virtuose. Das muß ein bezauberndes Konzert sein.«

»Soviel ist richtig«, äußerte Danglars, »daß sie vortrefflich harmonieren.«

Albert schien diesen Doppelsinn nicht bemerkt zu haben, so stark auch Madame Danglars darüber errötete.

»Auch ich«, fuhr der junge Mann fort, »bin Musiker, wenigstens sagten das meine Lehrer. Ach, ja! Es ist sonderbar, daß ich meine Stimme noch nie dahin bringen konnte, mit einer anderen Stimme, und vor allem noch weniger mit Sopranstimmen als mit anderen, zu harmonieren.«

Danglars ließ ein leichtes Lächeln sehen, das sagen wollte: »Ärgere dich ruhig!« Daher fuhr er, ohne Zweifel in der Hoffnung, den gewünschten Zweck zu erreichen, fort: »Der Prinz und meine Tochter haben gestern die allgemeine Bewunderung erregt. Waren Sie gestern nicht da, Monsieur de Morcerf?«

»Welcher Prinz?« fragte Morcerf.

»Der Prinz Cavalcanti«, antwortete Danglars, der durchaus darauf beharrte, dem jungen Manne diesen Titel zu geben.

»Ah! Verzeihen Sie«, erwiderte Albert, »ich wußte nicht, daß er ein Prinz ist. Aha! Der Prinz Cavalcanti sang gestern mit Mademoiselle Eugénie. Wahrhaftig, das mußte entzückend sein, und ich bedauere sehr, es nicht gehört zu haben. Aber ich konnte Ihre Einladung nicht annehmen, ich mußte Madame de Morcerf zur Baronin de Château-Renaud begleiten, wo diese Deutschen sangen.«

Dann wiederholte Morcerf, nach einer Pause des Schweigens und wie wenn von nichts die Rede gewesen wäre: »Wird es mir erlaubt sein, Mademoiselle Danglars meine Aufwartung zu machen?«

»Oh! Warten Sie, warten Sie, ich bitte Sie darum«, antwortete der Bankier, den jungen Mann zurückhaltend, »hören Sie die köstliche Cavatine, dadadadidadidada, entzückend, sie wird gleich aus sein... eine Sekunde... vortrefflich! Bravo! Bravi! Brava!«

Und der Bankier begann rasend zu applaudieren.

»Wahrhaftig«, äußerte Albert, »es ist ausgezeichnet, und es ist unmöglich, die Musik seiner Heimat besser zu verstehen, als der Prinz Cavalcanti sie versteht. Sie haben ›Prinz‹ gesagt, nicht wahr? Übrigens wird man ihn, wenn er kein Prinz ist, zum Prinzen machen, dies geht in Italien leicht. Doch um wieder auf unsere herrlichen Sänger zurückzukommen... Sie sollten uns ein Vergnügen machen, Monsieur Danglars. Sie sollten Mademoiselle Danglars, ohne ihr zu sagen, daß ein Fremder da sei, und Monsieur Cavalcanti bitten, ein anderes Lied zu beginnen. Es ist etwas so Köstliches, Musik ein wenig in der Ferne, in einem Halbdunkel zu hören, ohne gesehen zu werden, ohne zu sehen, und folglich ohne den Musiker zu genießen, der sich so dem vollen Instinkt seines Genies oder dem ganzen Schwung seines Herzens hingeben kann.«

Diesmal wurde Danglars durch die Gleichgültigkeit des jungen Mannes aus der Fassung gebracht. Er nahm Monte Christo beiseite.

»Na«, fragte er ihn, »was sagen Sie zu unserem Verliebten?«

»Ei! Er scheint mir etwas kalt, das ist unbestreitbar. Aber was wollen Sie? Sie haben sich verbindlich gemacht!«

»Allerdings habe ich mich verbindlich gemacht, aber meine Tochter einem Mann zu geben, der sie liebt, und nicht einem Mann, der sie nicht liebt. Dieser ist kalt wie Marmor und stolz wie sein Vater. Wenn er doch reich wäre, im Besitz des Vermögens der Cavalcanti, könnte man darüber hinwegsehen. Meiner Treu, ich fragte meine Tochter nicht, besäße sie aber guten Geschmack...«

»Oh!« sagte Monte Christo, »ich weiß nicht, ob meine Freundschaft für Monsieur de Morcerf mich blind macht, aber ich versichere Ihnen, daß er ein charmanter junger Mann ist, der Ihre Tochter glücklich machen und es früher oder später zu etwas bringen wird. Denn im Grunde ist die Stellung seines Vaters vortrefflich.«

»Hm!« erwiderte Danglars.

»Woher diese Zweifel?«

»Ich denke immer noch an die Vergangenheit... an jene dunkle Vergangenheit.«

»Aber die Vergangenheit des Vaters betrifft nicht den Sohn.«

»Doch, doch!«

»Nun, setzen Sie sich nichts in den Kopf. Vor einem Monat fanden Sie es vortrefflich, diese Heirat zu schließen... Sie begreifen, ich bin äußerst betrübt darüber, denn bei mir sahen Sie diesen jungen Cavalcanti, den ich nicht kenne, ich wiederhole es Ihnen.«

»Aber ich kenne ihn«, sagte Danglars, »das ist genug.«

»Sie kennen ihn? Haben Sie denn Erkundigungen über ihn eingezogen?« fragte Monte Christo.

»Ist dies nötig? Und weiß man nicht bei dem ersten Anblick, mit wem man es zu tun hat...? Zunächst ist er reich.«

»Da bin ich mir nicht so sicher.«

»Sie bürgen doch für ihn!«

»Für fünfzigtausend Livres, eine Kleinigkeit.«

»Er hat eine vornehme Erziehung.«

»Hm!« meinte Monte Christo.

»Er ist Musiker.«

»Alle Italiener sind das.«

»Sehen Sie, Graf, Sie lassen diesem jungen Mann keine Gerechtigkeit widerfahren.«

»Wohlan, ja, ich gestehe es, ich sehe mit Betrübniß, daß er, obgleich er Ihre Verpflichtungen gegen Morcerf kennt, sich so dazwischendrängt und seinen Erfolg bei den Damen ausnützt.«

Danglars begann zu lachen.

»Oh! Was sind Sie doch für ein Puritaner!« sagte er. »Das geschieht ja alle Tage auf der Welt.«

»Sie können denn doch nicht so brechen, mein lieber Monsieur Danglars. Die Morcerfs rechnen auf diese Heirat.«

»Sie rechnen darauf?«

»Mit Sicherheit.«

»So mögen Sie sich erklären. Sie sollten in dieser Sache bei dem Vater einige Worte fallen lassen, mein lieber Graf, da Sie so gut mit diesem Hause stehen.«

»Ich? Und wo zum Teufel sahen Sie dies?«

»Ei, auf ihrem Ball, dünkt mir. Wie? Die Gräfin, die stolze Mercédès, die hochmütige Katalanin, die ihren ältesten Bekanntschaften gegenüber kaum den Mund zu öffnen geruht, nahm Ihren Arm, ging mit Ihnen in den Garten, schlug die kleinsten Alleen ein und erschien erst nach einer halben Stunde wieder.«

»Ah! Baron, Baron«, sagte Albert, »Sie hindern uns, zuzuhören. Welche Barbarei bei einem leidenschaftlichen Musikfreund wie Ihnen!«

»Gut, gut, Herr Spötter«, versetzte Danglars. Dann wandte er sich zu Monte Christo und fragte: »Übernehmen Sie es, dies dem Vater zu sagen?«

»Gerne, wenn Sie es wünschen.«

»Aber diesmal muß die Sache auf eine bestimmte und definitive Weise ins reine kommen. Vor allem soll er um meine Tochter anhalten, eine Zeit festsetzen, seine finanziellen Vorstellungen offenlegen, auf daß man sich einig werde oder sich trenne. Doch keinen Aufschub mehr, Sie verstehen.«

»Gut, dieser Schritt wird geschehen.«

»Ich sage Ihnen nicht, daß ich ihn mit Vergnügen erwarte, aber ich erwarte ihn dennoch. Ein Bankier, wie Sie wissen, muß der Sklave seines Wortes sein.«

Und Danglars stieß einen von jenen Seufzern aus, die der junge Cavalcanti eine halbe Stunde früher vernehmen ließ.

»Bravi! Bravo! Brava!« rief Morcerf, den Bankier nachäffend, als er am Ende des Stückes Beifall klatschte.

Danglars begann Albert über die Schulter anzusehen, als jemand kam und ihm einige Worte ganz leise zuflüsterte.

»Ich komme gleich wieder«, sagte der Bankier zu Monte Christo, »warten Sie auf mich, ich werde Ihnen vielleicht gleich etwas zu sagen haben.« Und er ging fort. Die Baronin benützte die Abwesenheit ihres Gatten, um die Tür des Studierzimmers ihrer Tochter wieder aufzudrücken, und man sah Monsieur Andrea sich wie eine Springfeder aufrichten, der mit Mademoiselle Eugénie am Klavier saß. Albert verbeugte sich lächelnd vor Mademoiselle Danglars, die, ohne im geringsten verstört zu scheinen, seine Begrüßung so kalt wie gewöhnlich erwiderte. Cavalcanti schien äußerst verlegen. Er grüßte Morcerf, der ihm seinen Gruß mit der unverschämtesten Miene von der Welt erwiderte. Hierauf begann Albert, sich in Lobreden der Stimme Mademoiselle Danglars' zu erschöpfen und sein Bedauern auszudrücken, im Hinblick auf das soeben Gehörte bei der Abendgesellschaft vom Vortag nicht gegenwärtig gewesen zu sein. Cavalcanti, sich selbst überlassen, nahm Monte Christo beiseite.

»Genug der Musik und Komplimente«, sagte Madame Danglars, »kommen Sie zum Tee!«

»Komm, Louise«, sagte Mademoiselle Danglars zu ihrer Freundin.

Man ging in den anstoßenden Salon, wo wirklich der Tee bereitstand.

In dem Moment, als man, nach englischer Manier, die Löffel in den Tassen stehenließ, ging die Tür auf, und Danglars erschien wieder, sichtbar aufgeregt. Vor allem Monte Christo bemerkte diese Aufregung und fragte den Bankier mit einem Blick.

»Nun«, sagte Danglars, »ich empfang soeben meinen Kurier aus Griechenland.«

»Ah! Ah!« versetzte der Graf. »Rief man Sie deshalb hinaus?«

»Ja.«

»Wie geht es König Otto?« fragte Albert im muntersten Tonfall.

Danglars schaute ihn über die Schulter an, ohne ihm zu antworten, und Monte Christo wendete sich ab, um den Ausdruck von Mitleid zu verbergen, der soeben in seinem Gesicht erschienen war und sich gleich darauf wieder verlor.

»Wir gehen zusammen, nicht wahr?« fragte Albert den Grafen.

»Ja, wenn Sie wollen«, antwortete dieser.

Albert konnte den Blick des Bankiers nicht deuten. Daher wandte er sich an Monte Christo, der ihn vollkommen verstanden hatte, mit der Frage: »Haben Sie gesehen, wie er mich anschaute?«

»Ja«, antwortete der Graf, »aber finden Sie etwas Besonderes in seinem Blick?«

»Das will ich glauben. Doch was will er mit seinen Nachrichten aus Griechenland sagen?«

»Wie soll ich das Ihrer Meinung nach wissen?«

»Weil Sie, wie ich vermute, Verbindungen in jenem Land haben?«

Monte Christo lächelte, wie man immer lächelt, wenn man sich vor einer Antwort drücken will.

»Er kommt auf Sie zu«, machte ihn Albert aufmerksam. »Ich will Mademoiselle Danglars mein Kompliment zu ihren Kameen machen. Inzwischen hat der Vater Zeit, mit Ihnen zu sprechen.«

»Wenn Sie ihr ein Kompliment machen, so machen Sie es ihr doch über ihre Stimme«, erwiderte Monte Christo.

»Nein, dies würde doch jedermann tun.«

»Mein lieber Vicomte«, sagte Monte Christo, »Ihre Dreistigkeit nähert sich der Albernheit.«

Albert trat auf Eugénie zu mit einem Lächeln auf den Lippen, während sich Danglars zum Ohr des Grafen neigte.

»Sie gaben mir einen vortrefflichen Rat«, sagte er, »und es gibt eine ganze schreckliche Geschichte in bezug auf die beiden Worte: Fernand und Jannina.«

»Ach was!« versetzte Monte Christo.

»Ja, ich werde sie Ihnen erzählen. Doch nehmen Sie den jungen Mann mit. Es wäre jetzt doch sehr unangenehm, in seiner Nähe zu bleiben.«

»Das werde ich. Er begleitet mich. Soll ich Ihnen dennoch den Vater schicken?«

»Dringender denn je.«

»Gut.«

Der Graf gab Albert ein Zeichen. Beide verbeugten sich vor den Damen und gingen fort: Albert mit einer völlig gleichgültigen Miene gegen die Geringschätzung von Mademoiselle Danglars; Monte Christo, der Madame Danglars seine Ratschläge in bezug auf die Vorsicht wiederholend, die eine Bankiersfrau walten lassen sollte, um ihre Zukunft sicherzustellen. Monsieur Cavalcanti blieb Herr des Schlachtfeldes.

77. KAPITEL

Haydée

Kaum waren die Pferde des Grafen um die Ecke des Boulevard getrabt, als Albert sich zum Grafen umwandte und in ein lautes Gelächter ausbrach, das allzu schallend war, um nicht ein wenig gezwungen zu wirken.

»Nun«, sagte er zu ihm, »ich frage Sie, wie einst König Karl IX. Katharina von Medici nach der Bartholomäusnacht fragte: Wie finden Sie, daß ich meine kleine Rolle spielte?«

»In welcher Beziehung?« fragte Monte Christo.

»Nun, in Beziehung auf die Einführung meines Nebenbuhlers bei Monsieur Danglars!«

»Was für eines Nebenbuhlers?«

»Mein Gott, was für eines Nebenbuhlers? Ihres Schützlings, Monsieur Andrea Cavalcanti!«

»Oh! Keine schlechten Späße, Vicomte. Ich beschütze Monsieur Andrea durchaus nicht, wenigstens nicht bei Monsieur Danglars.«

»Dies würde ich Ihnen zum Vorwurf machen, wenn der junge Mann des Schutzes bedürfte. Aber zu meinem Glück kann er ihn entbehren.«

»Wie? Sie glauben, daß er ihr den Hof macht?«

»Das können Sie mir glauben. Wenn er seufzend die Augen rollt, seine Sprache zu den Tönen eines Verliebten sich erhebt, der nach der Hand der stolzen Eugénie strebt. Ei! Da hab' ich einen Vers gemacht! Mein Ehrenwort, das ist nicht meine Schuld! Gleichviel, ich wiederhole es, er strebt nach der Hand der stolzen Eugénie.«

»Was liegt daran, wenn man nur an Sie denkt?«

»Sagen Sie dies nicht, mein lieber Graf, man begegnet mir von beiden Seiten mit Ablehnung.«

»Wie, von beiden Seiten?«

»Na, Mademoiselle Eugénie antwortet mir kaum, und Mademoiselle d'Armilly, ihre Vertraute, antwortet mir gar nicht.«

»Ja, aber der Vater schätzt Sie sehr«, erwiderte Monte Christo.

»Er? Naja, im Gegenteil, er stieß mir tausend Dolche ins Herz, freilich im Griff verschwindende Dolche, Theaterdolche, die er jedoch geradezu für wirkliche hielt.«

»Eifersucht ist ein Beweis von Liebe.«

»Ja, aber ich bin doch gar nicht eifersüchtig.«

»Er ist's, er!«

»Auf wen? Auf Debray?«

»Nein, auf Sie.«

»Auf mich? Ich wette, daß er mir vor Ablauf von acht Tagen die Tür vor der Nase zumacht.«

»Sie täuschen sich, mein lieber Vicomte.«

»Einen Beweis!«

»Wollen Sie ihn?«

»Ja.«

»Ich bin beauftragt, den Herrn Grafen de Morcerf zu bitten, dem Baron definitive Antwort zu geben.«

»Von wem sind Sie beauftragt?«

»Vom Baron selbst.«

»Oh!« versetzte Albert mit der ganzen Einschmeichelung, deren er fähig war. »Sie werden das doch nicht tun, nicht wahr, mein lieber Graf?«

»Sie irren sich, Albert, ich werde es tun, weil ich es versprach.«

»Ach!« erwiderte Albert seufzend. »Es scheint, daß Sie darauf erpicht sind, mich zu verheiraten.«

»Ich bin darauf erpicht, mit jedermann auf gutem Fuße zu stehen. Aber, da Sie eben Debray nannten, warum sehe ich ihn nicht mehr bei der Baronin?«

»Ein Streit.«

»Mit Madame?«

»Nein, mit Monsieur.«

»Hat er denn etwas gemerkt?«

»Ach! Ein hübscher Scherz!«

»Glauben Sie, daß er es vermutete?« fragte Monte Christo mit einer charmanten Treuherzigkeit.

»Ah! Wo kommen Sie denn her, mein lieber Graf?«

»Aus dem Kongo, Ihnen zu dienen.«

»Das ist noch nicht weit genug.«

»Kenne ich Ihre Pariser Ehemänner?«

»Mein lieber Graf, die Ehemänner sind überall dieselben. Sowie Sie in irgendeinem Land ein Einzelexemplar studiert haben, kennen Sie auch das Geschlecht.«

»Aber was für eine Ursache konnte denn Danglars mit Debray entzweien? Sie schienen sich so gut zu verstehen«, äußerte Monte Christo mit anhaltender Treuherzigkeit.

»Ah! Da gelangen wir zu den Mysterien der Isis, und ich bin nicht eingeweiht. Wenn Monsieur Cavalcanti junior zur Familie gehört, können Sie ihn danach fragen.«

Der Wagen hielt.

»Nun sind wir da«, sagte Monte Christo. »Es ist erst halb elf. Kommen Sie doch noch auf einen Sprung herauf!«

»Sehr gerne.«

»Mein Wagen wird Sie nach Hause bringen.«

»Nein, ich danke, meine Kutsche wird uns gefolgt sein.«

»Da ist sie ja auch schon«, erwiderte Monte Christo, aus dem Wagen springend.

Beide gingen in das Haus. Sie begaben sich in den hell erleuchteten Salon.

»Lassen Sie uns Tee machen, Baptistin«, sagte Monte Christo.

Baptistin ging fort, ohne ein Wort zu sprechen. Zwei Sekunden danach erschien er wieder mit einer gutbestückten Platte, die, wie die Speisen in Zaubergemächern, aus dem Boden zu kommen schien.

»Wahrhaftig«, äußerte Morcerf, »was ich bei Ihnen bewundere, mein lieber Graf, ist nicht Ihr Reichtum. Vielleicht gibt es reichere Leute als Sie. Es ist nicht Ihr Geist. Beaumarchais besaß nicht mehr, aber ebensoviel. Es ist Ihre Art, bedient zu werden, ohne daß man Ihnen ein einziges Wort erwidert, auf die Minute, auf die Sekunde, wie wenn man aus der Art und Weise, in der Sie schellen, erriete, was Sie zu haben wünschen, und wie wenn alles, was Sie zu haben wünschen, immer schon bereit wäre.«

»Was Sie sagen, ist gar nicht so falsch. Man kennt meine Gewohnheiten. Ich will Ihnen ein Beispiel sagen: Wünschen Sie nicht noch irgend etwas, wenn Sie Tee trinken?«

»Bei Gott! Ich rauche dann gerne.«

Monte Christo trat zur Glocke und schlug darauf. Nach Verlauf einer Sekunde öffnete sich eine Geheimtür, und Ali erschien mit zwei türkischen, mit vortrefflichem Lattakia gestopften Pfeifen.

»Das ist phantastisch«, sagte Morcerf.

»Aber nein doch, es ist ganz natürlich«, versetzte Monte Christo. »Ali weiß, daß ich, wenn ich Tee oder Kaffee trinke, gewöhnlich rauche. Er weiß, daß ich Tee verlangte. Er weiß, daß ich mit Ihnen nach Hause kam. Er hört, daß ich ihn rufe. Er vermutet die Ursache, und da er aus einem Land ist, wo die Pfeife eine große Rolle in der Gastfreundschaft spielt, bringt er statt einer türkischen Pfeife deren zwei.«

»Gewiß, dies ist eine Erklärung wie eine andere. Aber es ist nicht weniger wahr, daß nur Sie... Oh! Was höre ich?«

Und Morcerf neigte sich zur Tür, durch die gitarrenähnliche Töne klangen.

»Meiner Treu, mein lieber Vicomte, Sie sind diesen Abend ein Opfer der Musik. Sie entgehen nur dem Klavier von Mademoiselle Danglars, um in die Guzla von Haydée zu fallen.«

»Haydée! Welch ein entzückender Name! Es gibt also weibliche Wesen, die wirklich anderswo Haydée heißen als in den Gedichten Lord Byrons!«

»Allerdings. Haydée ist in Frankreich ein sehr seltener, in Albanien und Epirus aber ein ziemlich gewöhnlicher Name. Er bedeutet so viel wie ›Keuschheit‹, ›Scham‹, ›Unschuld‹. Er ist eine Art von Taufname, wie Ihre Pariser sagen.«

»Oh! Wie bezaubernd«, versetzte Albert, »wie gerne sähe ich es, wenn unsere Französinnen Mademoiselle Güte, Mademoiselle Schweigen, Mademoiselle christliche Nächstenliebe hießen! Sagen Sie doch, wenn Mademoiselle Danglars anstatt Claire Marie Eugénie zu heißen, wie man sie nennt, Mademoiselle Keuschheit-Scham-Unschuld Danglars hieße, alle Wetter! Welche Wirkung würde bei einem öffentlichen Aufgebot die Verlobte damit erzielen?«

»Spaßvogel!« sagte der Graf. »Scherzen Sie nicht so laut, Haydée könnte Sie hören.«

»Würde Sie darüber böse werden?«

»Nein«, antwortete der Graf mit seiner stolzen Miene.

»Hat sie einen guten Charakter?« fragte Albert.

»Es ist nicht Güte, es ist Pflicht: Eine Sklavin wird auf ihren Gebieten nicht böse.«

»Ach!« winkte Albert ab. »Jetzt machen Sie aber selbst Scherze. Gibt es denn noch Sklavinnen?«

»Offensichtlich, weil Haydée die meinige ist.«

»In der Tat, Sie tun nichts und haben nichts wie ein anderer.

Sklavin des Herrn Grafen von Monte Christo! Das ist eine Stellung in Frankreich. Nach der Art zu schließen, wie Sie mit dem Gold umgehen, muß dieser Posten jährlich einhunderttausend Taler einbringen.«

»Einhunderttausend Taler! Das arme Kind besaß mehr als soviel, sie kam auf Schätzen liegend zur Welt, gegen die jene aus *Tausendundeine Nacht* gänzlich unbedeutend sind.«

»Sie ist also wirklich eine Prinzessin?«

»Ja, und sogar eine der vornehmsten ihres Landes.«

»Ich vermutete es. Aber wie ist eine vornehme Prinzessin eine Sklavin geworden?«

»Wie ist Dionys der Tyrann Schulmeister geworden? Durch Zufall des Krieges, mein lieber Vicomte, durch Launen des Glücks.«

»Und Ihr Name ist ein Geheimnis?«

»Für jedermann, ja, aber nicht für Sie, mein lieber Vicomte, der Sie einer von meinen Freunden sind und schweigen werden, nicht wahr, wenn Sie mir zu schweigen versprechen?«

»Oh! Mein Ehrenwort!«

»Sie kennen die Geschichte des Paschas von Jannina?«

»Ali-Tebelin? Allerdings, da mein Vater in dessen Diensten sein Glück machte.«

»Richtig, das hatte ich vergessen.«

»Nun, in welcher Beziehung steht Haydée zu Ali-Tebelin?«

»Sie ist ganz einfach seine Tochter.«

»Wie, die Tochter von Ali-Pascha?«

»Und der schönen Vasiliki.«

»Und sie ist Ihre Sklavin?«

»Oh! Mein Gott, ja.«

»Wie das?«

»Ach, als ich eines Tages in Konstantinopel auf den Markt

ging, kaufte ich sie.«

»Das ist ja herrlich! Bei Ihnen, mein lieber Graf, lebt man nicht, man träumt. Hören Sie, um was ich Sie jetzt bitten möchte, ist sehr indiskret.«

»Sprechen Sie trotzdem.«

»Da Sie doch mit ihr ausfahren, da Sie sie in die Oper ausführen...«

»Weiter!«

»So kann ich es wohl wagen, Sie darum zu bitten.«

»Sie können es wagen, mich um alles zu bitten.«

»Nun denn, mein lieber Graf, stellen Sie mich Ihrer Prinzessin vor.«

»Gerne, aber unter zwei Bedingungen.«

»Ich nehme sie im voraus an.«

»Die erste ist, daß Sie diese Vorstellung keiner Menschenseele erzählen werden.«

»Sehr wohl.« Morcerf hob die Hand. »Ich schwöre es.«

»Die zweite, daß Sie ihr nicht sagen, daß Ihr Vater bei dem ihrigen gedient hat.«

»Ich schwöre auch das.«

»Vortrefflich. Vicomte, Sie werden sich dieser beiden Schwüre erinnern, nicht wahr?«

»Sehr wohl. Ich kenne Sie als Ehrenmann.«

Der Graf schlug von neuem auf die Glocke. Ali erschien wieder.

»Setze Haydée in Kenntnis«, sagte er zu ihm, »daß ich bei ihr Kaffee trinken will, und melde ihr, daß ich sie um die Erlaubnis ersuche, ihr einen meiner Freunde vorzustellen.«

Ali verbeugte und entfernte sich.

»Also, es bleibt dabei, keine unmittelbaren Fragen, lieber Vicomte. Wenn Sie irgend etwas zu wissen wünschen, fragen

Sie mich darum, und ich werde sie dann fragen.«

»Es bleibt dabei.«

Ali erschien zum drittenmal und lüftete den Türvorhang, um seinem Herrn und Albert anzudeuten, daß sie eintreten könnten.

»Gehen wir hinein«, sagte Monte Christo.

Albert fuhr mit der Hand durch seine Haare und ordnete seinen Knebelbart, der Graf nahm seinen Hut, zog seine Handschuhe an und ging Albert in das Gemach voran, das Ali wie eine vorgezogene Schildwache bewachte und die drei von Myrtho kommandierten französischen Kammerzofen wie einen Militärposten verteidigten.

Haydée erwartete sie im ersten Raum, dem Salon, mit vor Erstaunen aufgerissenen Augen, denn dies war das erste Mal, daß ein anderer Mann als Monte Christo zu ihr kam. Sie saß im Schneidersitz in der Ecke eines Sofas und hatte sich in die gestreiften und bestickten Seidenstoffe, die kostbarsten des Orients, sozusagen ein Nest gemacht. Neben ihr lag das Instrument, dessen Töne sie verraten hatten. Sie bot einen wunderbaren Anblick.

Als sie Monte Christo gewahrte, erhob sie sich mit dem nur ihr eigenen doppelten Lächeln der Tochter und der Geliebten. Monte Christo ging zu ihr und reichte ihr seine Hand, auf die sie, wie gewöhnlich, ihre Lippen drückte.

Albert war bei der Tür stehengeblieben, von jener fremdländischen Schönheit bezaubert, die er zum erstenmal sah und von der man sich in Frankreich keine Vorstellung machen konnte.

»Wen bringst du mir?« fragte das junge Mädchen Monte Christo auf griechisch, »einen Bruder, einen Freund, einen einfachen Bekannten oder einen Feind?«

»Einen Freund«, antwortete Monte Christo in derselben Sprache.

»Sein Name?«

»Graf Albert, derselbe, den ich in Rom aus den Händen der Banditen befreite.«

»In welcher Sprache soll ich mit ihm sprechen?«

Monte Christo wandte sich zu Albert.

»Sprechen Sie Neugriechisch?« fragte er den jungen Mann.

»Ach!« antwortete Albert. »Nicht einmal Altgriechisch, mein lieber Graf. Nie hatten Homer und Plato einen armseligeren, und ich möchte fast sagen, einen undankbareren Schüler.«

»Dann«, äußerte Haydée, durch ihre eigene Bitte beweisend, daß sie Monte Christos Frage und Alberts Antwort verstand, »werde ich französisch oder italienisch sprechen, wenn mein Gebieter will, daß ich spreche.«

Monte Christo sann einen Augenblick nach.

»Sprich italienisch«, sagte er, und zu Albert gewandt: »Es ist wirklich schade, daß Sie Neugriechisch und Altgriechisch nicht verstehen, da Haydée diese beiden Sprachen bewundernswürdig spricht. Das arme Kind wird genötigt sein, italienisch mit Ihnen zu sprechen, was Ihnen vielleicht einen falschen Eindruck von ihr vermitteln wird.«

Er gab Haydée ein Zeichen.

»Sei willkommen, Freund, der du mit meinem Herrn und Gebieter kommst«, sagte das junge Mädchen in vortrefflichem toskanischen Dialekt und mit jenem sanften römischen Akzent, der Dantès Sprache ebenso wohlklingend macht wie die Sprache Homers. »Ali, Kaffee und Pfeifen!«

Und Haydée machte mit der Hand Albert ein Zeichen, näher zu treten, während Ali sich entfernte, um die Befehle seiner jungen Gebieterin zu vollziehen. Monte Christo wies Albert zwei Stühle, und jeder nahm sich einen, um ihn zu einem einbeinigen Tischchen zu rücken, in dessen Mitte eine griechische Pfeife lag und der mit Blumen, Zeichnungen und Musik-

alben bedeckt war.

Ah kam zurück und brachte Kaffee und türkische Pfeifen. Monsieur Baptistin durfte dieses Gemach nicht betreten. Albert lehnte die Pfeife ab, die ihm der Nubier reichte.

»Oh! Nehmen Sie, nehmen Sie«, sagte Monte Christo. »Haydée ist fast so zivilisiert wie eine Pariserin. Havannatabak ist ihr unangenehm, weil sie schlechte Gerüche nicht mag, aber der Tabak des Orients ist ein Wohlgeruch, wie Sie wissen.«

Ali entfernte sich. Der Kaffee in den Tassen war schon bereitet. Nur hatte man für Albert eine Zuckerdose dazugestellt. Monte Christo und Haydée tranken ihn nach Art der Araber, nämlich ohne Zucker. Haydée streckte die Hand aus und ergriff mit den Spitzen ihrer kleinen, rosigen und zarten Finger die Tasse von japanischem Porzellan, die sie mit dem naiven Vergnügen eines Kindes, das eine Lieblingsspeise ißt oder trinkt, an ihre Lippen brachte. Gleichzeitig traten zwei Zofen ein, die zwei andere mit Eis und Sorbet beladene Platten trugen und sie auf zwei kleine dafür vorgesehene Tische stellten.

»Mein lieber Wirt, und Sie Signora«, sprach Albert auf Italienisch, »entschuldigen Sie mein Erstaunen. Ich bin ganz betäubt, und dies ist wohl natürlich, denn ich finde hier im Schoße von Paris den Orient wieder, den echten Orient, nicht so, wie ich ihn unglücklicherweise sah, sondern wie ich ihn träumte. Eben erst hörte ich die Züge rollen und die Schellen der Limonadenhändler klingeln. Oh! Signora, wenn ich doch griechisch sprechen könnte, eine Unterhaltung mit Ihnen, in dieser märchenhaften Umgebung, würde mir einen Abend bereiten, an den ich mich immer erinnern würde.«

»Ich spreche das Italienische ausreichend, um mit Ihnen zu reden, Monsieur«, erwiderte Haydée ruhig, »und ich werde mein Bestes tun, damit Sie den Orient, wenn Sie ihn lieben, hier wiederfinden.«

»Worüber kann ich mit ihr sprechen?« fragte Albert ganz

leise Monte Christo.

»Über alles, was Sie wollen. Über ihr Vaterland, über ihre Jugend, über ihre Erinnerungen oder, wenn es Ihnen lieber ist, über Rom, Neapel oder Florenz.«

»Oh!«, versetzte Albert, »es würde sich nicht der Mühe lohnen, eine Griechin vor sich zu haben, um über all das mit ihr zu sprechen, worüber man mit einer Pariserin auch sprechen würde. Lassen Sie mich über den Orient mit ihr sprechen.«

»Tun Sie das, mein lieber Albert. Das ist ihr das angenehmste Gesprächsthema.«

Albert wandte sich zu Haydée.

»In welchem Alter, Signora, haben Sie Griechenland verlassen?« fragte er.

»Mit fünf Jahren«, antwortete Haydée.

»Und Sie erinnern sich an Ihr Vaterland?« fragte Albert.

»Wenn ich die Augen schließe, sehe ich alles wieder, was ich dereinst sah. Es gibt zwei Arten zu sehen: mit dem Körper und mit der Seele. Was man mit dem Körper gesehen hat, kann man bisweilen vergessen, aber der Blick der Seele erinnert sich immer.«

»Und wie weit zurück können Sie sich erinnern?«

»Ich konnte noch kaum gehen. Meine Mutter, sie heißt Vasiliki – Vasiliki bedeutet ›königlich‹«, erklärte das junge Mädchen, den Kopf stolz erhebend, »meine Mutter nahm mich bei der Hand, und wir gingen fort, beide mit einem Schleier bedeckt, nachdem wir alles Gold, das wir besaßen, in die Börse gesteckt hatten, und baten um Almosen für die Gefangenen mit den Worten: ›Wer Erbarmen hat mit dem Elenden, leiht dem Herrn; er wird ihm seine Wohltat vergelten.‹ Wenn dann unsere Börse voll war, kehrten wir in den Palast zurück und schickten, ohne meinem Vater etwas zu sagen, alles Geld, das man uns in der Meinung gab, wir seien arme Frauen, dem Vorsteher des Klosters, der es unter die Gefan-

genen verteilte.«

»Und wie alt waren Sie damals?«

»Drei Jahre«, antwortete Haydée.

»Dann erinnern Sie sich ja an alles, was seit dem Alter von drei Jahren um Sie herum vorging?«

»An alles.«

»Graf«, sagte Morcerf ganz leise zu Monte Christo, »Sie sollten der Signora erlauben, uns etwas von ihrer Geschichte zu erzählen. Sie haben mir verboten, mit ihr von meinem Vater zu sprechen, aber vielleicht erwähnt sie ihn, und Sie haben keine Idee davon, wie glücklich ich mich schätzen würde, unseren Namen aus einem so schönen Munde zu hören.«

Monte Christo wendete sich zu Haydée und sagte zu ihr mit einem Zeichen der Augenbraue, das ihr andeutete, die größte Aufmerksamkeit dem Rat zu schenken, den er ihr machen wolle, auf griechisch: »Erzähle uns das Schicksal Deines Vaters, aber nenne weder den Namen des Verräters noch den Verrat.«

Haydée stieß einen Seufzer aus, und eine düstere Wolke glitt über ihre so reine Stirn.

»Was sagten Sie zu ihr?« fragte Morcerf ganz leise.

»Ich wiederholte ihr, daß Sie ein Freund sind und sie Ihnen gegenüber nichts zu verbergen braucht.«

»Jene fromme Pilgerschaft für die Gefangenen ist also Ihre erste Erinnerung. Welche ist die nächste?« fragte Albert.

»Die nächste? Ich erblicke mich im Schatten der Maulbeerbäume, neben einem See, dessen zitternden Spiegel ich noch durch das Laubwerk hindurch vor Augen habe. Unter dem ältesten und dichtesten Baum saß mein Vater auf Polstern, und während meine Mutter zu seinen Füßen lag, spielte ich, ein schwaches Kind, mit seinem weißen Bart, der auf seine Brust herabwallte, und mit seinem Dolch mit dem diamantenen Griff, der immer in seinem Gürtel steckte. Von Zeit zu

Zeit kam dann ein Albaner, der ihm einige Worte sagte, auf die ich nicht acht gab und die er mit demselben Ton der Stimme beantwortete, mit ›Tötet!‹ oder ›Begnadigt!‹«

»Es ist sonderbar«, versetzte Albert, »solche Äußerungen aus dem Mund eines jungen Mädchens außerhalb des Theaters zu vernehmen und dabei zu denken: Es ist nicht erdichtet. Ei«, fragte Albert, »wie finden Sie bei diesem so poetischen Horizont, bei dieser so wunderbaren Ferne Frankreich?«

»Ich glaube, daß es ein schönes Land ist«, antwortete Haydée, »aber ich sehe Frankreich, wie es ist, denn ich sehe es mit den Augen einer erwachsenen Frau, während mir dagegen dünkt, daß mein Vaterland, das ich nur mit meinen Kindesaugen sah, immer in einen leuchtenden oder düsteren Nebel gehüllt ist, je nachdem, ob meine Erinnerungen es zu einem süßen Vaterland oder zu einem Ort bitterer Leiden machen.«

»Und wie konnten Sie, so jung erst, schon leiden, Signora?« fragte Albert, wider seinen Willen von der Macht der Gewohnheit bezwungen.

Haydée schaute auf Monte Christo, der mit einem unmerklichen Zeichen auf griechisch murmelte: »Sprich!«

»Nichts haftet so sehr in der Tiefe der Seele als die ersten Erinnerungen, und mit Ausnahme der beiden von mir soeben erzählten sind alle Erinnerungen meiner Jugend traurig.«

»Sprechen Sie, sprechen Sie, Signora«, sagte Albert, »ich schwöre Ihnen, daß ich Sie mit unaussprechlicher Wonne anhöre.«

Haydée lächelte traurig.

»Wollen Sie, daß ich zu meinen anderen Erinnerungen übergehe?« fragte sie.

»Ich bitte Sie inständig darum«, antwortete Albert.

»Nun gut, ich war vier Jahre alt, als ich eines Abends von meiner Mutter geweckt wurde. Wir waren im Palast von Janina. Sie nahm mich von den Polstern weg, auf denen ich ruh-

te, und als ich meine Augen öffnete, sah ich die ihrigen in Tränen schwimmen. Sie trug mich fort, ohne ein Wort zu sprechen. Als ich sie weinen sah, wollte ich auch weinen.

›Still! Kind!‹ sagte sie.

Oft, ungeachtet der mütterlichen Tröstungen oder Drohungen, fuhr ich fort, launenhaft wie alle Kinder, zu weinen. Diesmal aber hatte die Stimme meiner armen Mutter einen solchen Grundton des Schreckens, daß ich auf der Stelle schwieg. Sie trug mich rasch fort. Ich sah dann, daß wir über eine breite Treppe hinuntergingen, vor uns stiegen alle Zofen meiner Mutter dieselbe Treppe hinunter oder rannten vielmehr hinab; alle schleppten Kästchen, Säckchen, Schmucksachen, Juwelen, goldgefüllte Börsen. Hinter den Frauen folgte eine Wache von zwanzig Mann, mit langen Flinten und Pistolen bewaffnet und in jener Tracht, die Sie in Frankreich kennen, seitdem Griechenland wieder eine Nation geworden ist. Glauben Sie mir«, fügte Haydée kopfschüttelnd hinzu und erbleichte bei dieser bloßen Erinnerung, »es lag etwas Unheimliches in dieser langen Reihe vom Schlaf halb betäubter Sklaven und Frauen, oder wenigstens stellte ich es mir so vor, die ich vielleicht die anderen für schlaftrunken hielt, weil ich selbst nicht recht erwacht war. Auf der Treppe huschten riesige Schatten hin und her, die sich im Widerschein der Pechfackeln an den Gewölben flüchtig abzeichneten.

›Schneller!‹ rief eine Stimme im Hintergrund der Galerie. Diese Stimme beugte jedermann, wie der über die Ebene hinreichende Wind ein Ährenfeld beugt. Mich ließ sie schauern. Diese Stimme war die meines Vaters. Er schloß den Zug, angetan mit seinen prächtigen Kleidern, seinen Karabiner in der Hand, den ihm Ihr Kaiser schenkte, und gestützt auf seinen Liebling Selim trieb er uns vor sich her, wie es ein Hirte mit einer aufgescheuchten Herde macht. Mein Vater«, sagte Haydée und hob den Kopf dabei, »war jener berühmte Mann, den Europa unter dem Namen Ali-Tebelin, Pascha von Jannina gekannt und vor dem die Türkei gezittert hat.«

Ohne zu wissen, warum, schauderte Albert, als er diese in einem unbeschreiblich stolzen und würdevollen Ton ausgesprochenen Worte vernahm. Es schien ihm, daß irgend etwas Düsteres und Schreckliches in den Augen des jungen Mädchens blitzte, als sie, gleich einer wahrsagenden Pythia, die eine Erscheinung bannt, das Andenken an jene blutige Gestalt wieder weckte, die ihr grausamer Tod in den Augen des damaligen Europa riesenhaft erscheinen ließ.

»Bald hielt der Zug an«, fuhr Haydée fort. »Wir waren am Fuß der Treppe und am Ufer eines Sees. Meine Mutter preßte mich an ihre heftig pochende Brust, und ich sah zwei Schritte hinter uns meinen Vater, der nach allen Seiten hin besorgte Blicke warf. Vor uns breiteten sich vier Marmorstufen hin, und am Fuß der letzten Stufe schaukelte eine Barke. Von da aus, wo wir waren, sah man inmitten des Sees eine schwarze Masse sich erheben; es war das Wasserschloß, wohin wir uns begaben. Das Wasserschloß erschien mir, vielleicht wegen der Dunkelheit, unendlich weit weg zu sein. Wir stiegen in die Barke hinab. Ich erinnere mich, daß die Ruder, als sie das Wasser berührten, kein Geräusch machten; ich lehnte mich über Bord, um sie anzuschauen; sie waren mit den Gürteln unserer Leibwache umwickelt. Außer den Ruderern waren in der Barke nur Frauen, mein Vater, meine Mutter, Selim und ich. Die Leibwache war am Ufer des Sees geblieben, bereit, im Falle einer Verfolgung den Rückzug zu decken, und knieten auf der letzten Stufe, indem sie die übrigen drei Stufen als Deckung nutzten. Unsere Barke flog wie der Wind.

»Warum fährt das Schiff so schnell?« fragte ich meine Mutter.

»Still, mein Kind!« antwortete sie. »Es ist, weil wir fliehen.«

Das verstand ich nicht. Warum floh mein Vater, er, der Allmächtige, vor dem gewöhnlich die Araber flohen, er, der den Wahlspruch angenommen hatte: »Sie hassen mich, also fürchten sie mich!«

Meinem Vater gelang wirklich seine Flucht über den See. Man hatte mir inzwischen gesagt, daß die Garnison des Schlosses Jannina, durch den langen Dienst ermüdet...«

Hier heftete Haydée ihren ausdrucksvollen Blick auf Monte Christo, dessen Auge nicht von ihren Augen wich. Das junge Mädchen fuhr also langsam fort, wie jemand, der erfindet oder unterdrückt.

»Sie sagten, Signora«, äußerte Albert, der dieser Erzählung die größte Aufmerksamkeit schenkte, »daß die Garnison des Schlosses Jannina, durch den langen Dienst ermüdet...«

»Mit dem Seraskier Kurschid, einem Abgesandten des Sultans, ausgehandelt hatte, sich meines Vaters zu bemächtigen. Nun faßte mein Vater den Entschluß, nachdem er zuvor schon einen französischen Offizier, auf den er sein ganzes Vertrauen setzte, an den Sultan geschickt hatte, sich in das seit langer Zeit von ihm vorbereitete Asyl zurückzuziehen, das er Kaphyghion, das heißt ›Zufluchtsort‹, nannte.«

»Erinnern Sie sich des Namens dieses Offiziers, Signora?« fragte Albert.

Monte Christo wechselte mit dem jungen Mädchen einen blitzschnellen, von Morcerf unbemerkt gebliebenen Blick.

»Nein«, antwortete sie, »ich erinnere mich nicht. Aber vielleicht werde ich mich später seiner erinnern und ihn nennen.«

Albert wollte den Namen seines Vaters aussprechen, als Monte Christo zum Zeichen des Schweigens langsam den Finger erhob; der junge Mann erinnerte sich seines Eides und schwieg.

»Wir schaukelten also dem Wasserschloß zu. Ein mit Arabesken geziertes Erdgeschoß mit seinen wasserumspülten Terrassen und ein erstes Stockwerk mit Aussicht auf den See war alles, was der Palast den Augen Sichtbares bot. Aber unterhalb des Erdgeschosses, eingegraben in die Insel, war ein unterirdischer Bau, eine weite Höhle, wohin man uns führte, meine Mutter, mich und unsere Zofen, und wo, einen einzigen

Haufen bildend, sechzigtausend Beutel und zweihundert Fässer lagen. In diesen Beuteln befanden sich fünfundzwanzig Millionen in Gold und in den Fässern dreißigtausend Pfund Pulver. Neben diesen Fässern stand Selim, der Liebling meines Vaters, von dem ich schon sprach. Er wachte Tag und Nacht, eine Lanze in der Hand, an deren Spitze eine angezündete Lunte glomm. Er hatte den Auftrag, auf das erste Zeichen meines Vaters hin alles in die Luft zu sprengen, Schloß, Wachen, Pascha, Frauen und Gold. Ich erinnere mich, daß unsere Sklaven, die diese furchtbare Nachbarschaft kannten, die Tage und Nächte mit Beten, Weinen und Seufzen zubrachten. Immer noch sehe ich den jungen Soldaten mit dem blassen Teint und den schwarzen Augen, und wenn der Engel des Todes zu mir herabschweben wird, so bin ich überzeugt, Selim wiederzuerkennen. Ich könnte nicht sagen, wie viele Tage wir so verlebten: Damals wußte ich noch nicht, was Zeit ist.

Bisweilen, aber selten, ließ mein Vater meine Mutter und mich auf die Terrasse des Palastes kommen. Dies waren Feststunden für mich, die ich im unterirdischen Bau nur stöhnende Schatten und Selims glimmende Lanze sah. Mein Vater, vor einer großen Fensteröffnung sitzend, stieß seinen düsteren Blick in die Tiefen des Horizonts, jeden schwarzen Punkt erforschend, der auf dem See erschien, während meine Mutter neben ihm halb liegend ihren Kopf auf seine Schulter stützte und ich zu seinen Füßen spielte. Mit dem Erstaunen der Kindheit, das die Gegenstände noch vergrößert, bewunderte ich die Abhänge des Pindus, der am Horizont emporragte, die Paläste von Jannina, die weiß und eckig aus dem blauen Spiegel des Sees auftauchten, die unermesslichen schwarzgrünen, wie Flechten die Felsen des Berges säumenden Gebüsche, die von weitem Moosen glichen und aus der Nähe riesige Tannen und ungeheure Myrtensäume sind.

Eines Morgens ließ uns unser Vater holen. Meine Mutter hatte die ganze Nacht geweint. Wir fanden ihn ziemlich ruhig, aber blasser als gewöhnlich.

›Gedulde dich, Vasiliki‹, sagte er, ›heute wird alles zu Ende gehen. Heute kommt der Urteilsspruch des Gebieters an, und mein Los wird entschieden sein. Ist die Gnade vollständig, so werden wir triumphierend nach Jannina zurückkehren, lautet die Nachricht schlecht, so werden wir heute nacht fliehen.‹

›Aber wenn sie uns nicht fliehen lassen?‹ fragte die Mutter.

›Oh! Sei unbesorgt‹, antwortete Ali lächelnd. ›Selim und seine glimmende Lampe bürgen mir für sie. Sie möchten wohl, daß ich tot wäre, aber nicht unter der Bedingung, mit mir zu sterben.‹

Meine Mutter antwortete nur mit Seufzern auf diese Tröstungen, die nicht aus dem Herzen meines Vaters kamen. Sie bereitete ihm Eiswasser, das er ohne Unterlaß in sich hineinschüttete, denn seit seinem Rückzug in das kleine Schloß durchglühte ihn ein brennendes Fieber. Sie parfümierte seinen weißen Bart und zündete die türkische Pfeife an, und er schaute bisweilen stundenlang zerstreut ihrem Rauch nach, der sich in der Luft verflüchtigte.

Plötzlich machte er eine so heftige Bewegung, daß ich mich erschreckte. Dann verlangte er, ohne die Augen von dem Punkt abzuwenden, der seine Aufmerksamkeit fesselte, sein Fernrohr. Meine Mutter, weißer als die Mauer, an der sie sich festhielt, reichte es ihm. Ich sah die Hand meines Vaters zittern.

›Eine Barke!‹ murmelte mein Vater. ›Zwei! Drei! Vier!...‹

Und er stand auf, ergriff seine Waffen und schüttete, wie ich mich erinnere, Pulver auf die Zündpfanne seiner Pistolen.

›Vasiliki‹, sagte er zu meiner Mutter mit sichtbarem Beben, ›dies ist der Augenblick, der über uns entscheiden wird. In einer halben Stunde werden wir die Antwort des erhabenen Herrschers erfahren; begib dich also mit Haydée in den unterirdischen Bau.‹

›Ich will Sie nicht verlassen‹, versetzte Vasiliki. ›Wenn Sie sterben, mein Gebieter, so will ich mit Ihnen sterben.‹

›Geht zu Selim!‹ rief mein Vater.

›Leben Sie wohl, mein Gebieter!‹ murmelte meine Mutter, gehorchend und vom Nahen des Todes gebeugt.

›Führt Vasiliki fort!‹ sagte mein Vater zu seiner Wache. Ich aber, die man vergaß, eilte zu ihm und streckte meine Hände nach ihm aus. Er sah mich, neigte sich zu mir und küßte mich auf die Stirn. Oh! Dieser Kuß war das letzte Zeichen, und ich spüre ihn noch heute auf meiner Stirn! Beim Hinuntersteigen gewahrten wir durch die Geländer der Terrasse hindurch die Barken, die auf dem See größer wurden, und, kurz vorher noch schwarzen Punkten ähnlich, nun bereits über die Kanten der Wellen streichenden Vögeln glichen. Mittlerweile lauerten im Schloß zwanzig Soldaten zu Füßen meines Vaters, hinter dem Geländer verborgen, mit grimmigen Blicken auf die Ankunft jener Schiffe und hielten ihre langen, mit Perlmutter und Silber eingelegten Flinten bereit. Mein Vater schaute auf seine Uhr und ging ängstlich auf und ab. Dies fiel mir auf, als ich meinen Vater nach dem letzten Kuß verließ, den ich von ihm erhielt.

Meine Mutter und ich gelangten in den unterirdischen Bau. Selim war noch immer auf seinem Posten. Er lächelte uns traurig zu. Wir holten Polster von der anderen Seite der Höhle und setzten uns neben Selim. In großen Gefahren suchen sich ergebene Herzen, und obgleich noch ein kleines Kind, fühlte ich instinktiv, daß ein großes Unglück über uns schwebte.«

Albert hatte die letzten Stunden des Wesirs von Jannina oft erzählt bekommen, nicht von seinem Vater, der nie davon sprach, sondern von Fremden, und hatte auch verschiedene Berichte über seinen Tod gelesen. Aber diese in der Person und durch die Stimme des jungen Mädchens lebendig gewordene Erzählung, dieser wache Ton und diese elegische Klage, erfüllten ihn zugleich mit einem unaussprechlichen Zauber und bangem Entsetzen.

Haydée, ergriffen von den schrecklichen Erinnerungen, hat-

te einen Augenblick zu sprechen aufgehört. Ihre Stirn, gleich einer Blume, die sich im Sturm neigt, war auf ihre Hand gesunken, und ihre ziellos starrenden Augen schienen noch am Horizont den grünenden Pindus zu sehen und das blaue Wasser des Sees von Jannina, jenen magischen Spiegel, der das von ihr skizzierte düstere Gemälde widergab.

Monte Christo schaute sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Anteilnahme und Mitleid an.

»Fahre fort, meine Tochter«, sagte der Graf in neugriechischer Sprache.

Haydée hob den Kopf, wie wenn sie von den wohlklingenden Worten Monte Christos aus einem Traum geweckt worden wäre, und erzählte weiter.

»Es war vier Uhr nachmittags. Aber wir waren, obgleich der Tag draußen klar und strahlend war, von dem Dunkel des unterirdischen Baus umgeben. Ein einziger Schimmer funkelte in der Höhle, gleich einem in der Tiefe eines finsternen Himmels funkelnden Stern: Selims Lunte.

Meine Mutter war eine Christin, sie betete. Selim wiederholte bisweilen die bekannten Worte: ›Allah ist groß!‹ Meine Mutter hegte noch einige Hoffnung. Als wir hinunterstiegen, hatte sie den nach Konstantinopel gesandten Franzosen wiederzuerkennen geglaubt, auf den mein Vater sein ganzes Vertrauen setzte, denn er wußte, daß die Soldaten des französischen Sultans in der Regel edel und großmütig sind. Sie trat einige Schritte näher zur Treppe und lauschte.

›Sie kommen«, sagte sie. ›Möchten sie doch Frieden und Leben bringen!‹

›Was fürchtest du, Vasiliki!?‹ fragte Selim mit seiner so sanften und zugleich so stolzen Stimme. ›Wenn sie nicht den Frieden bringen, werden wir ihnen den Krieg geben; wenn sie nicht das Leben bringen, werden wir ihnen den Tod geben.‹

Und er fachte die Flamme seiner Lanze wieder mit einer Geste an, die ihm Ähnlichkeit mit dem Tyrannen Dionys des

antiken Kreta verlieh. Ich aber, ein treuherziges Kind, fürchtete mich vor diesem Mut, den ich wild und unsinnig fand, und erschrak vor diesem furchtbaren Tod in der Luft und in der Flamme. Meine Mutter empfand es ebenso, denn ich fühlte sie schauern.

›Mein Gott! Mein Gott, Mama‹, rief ich aus, ›müssen wir sterben?‹

Und bei meinem Ausruf verdoppelten sich die Tränen und Gebete der Sklavinnen.

›Kind‹, sagte Vasiliki zu mir, ›Gott möge dich davor bewahren, daß du nicht dahin kommst, diesen Tod zu wünschen, den du heute fürchtest.‹ Dann fragte sie ganz leise: ›Selim, wie lautet der Befehl des Gebieters?‹

›Wenn er mir seinen Dolch sendet, so bedeutet es, daß der Sultan es verweigert, ihn in Gnaden aufzunehmen, und ich zünde an; wenn er mir seinen Ring sendet, so zeigt es, daß der Sultan ihm verzeiht, und ich lasse das Pulvermagazin zurückbringen.‹

›Freund‹, versetzte die Mutter, ›wenn der Befehl des Gebieters ankommt und er den Dolch sendet, so werden wir beide dir, anstatt diesen Tod zu wählen, der uns erschreckt, den Hals darreichen, und du wirst uns mit diesem Dolch töten.‹

›Ja, Vasiliki‹, antwortete Selim ruhig.

Plötzlich vernahmen wir laute Schreie. Wir horchten, es waren Freudenschreie. Der Name des nach Konstantinopel gesendeten Franzosen erscholl aus dem Munde unserer Soldaten. Offenbar brachte er die Antwort des erhabenen Herrschers, und zwar eine günstige Antwort.«

›Und Sie erinnern sich dieses Namens nicht?‹ fragte Morcerf, bereit, dem Gedächtnis der Erzählerin nachzuhelfen.

Monte Christo machte ein Zeichen.

›Ich erinnere mich nicht daran‹, antwortete Haydée. ›Der Lärm verdoppelte sich, Schritte hallten. Jemand stieg über die

Stufen des unterirdischen Baus herab. Selim setzte seine Lanze in Bereitschaft. Bald erschien ein Schatten in der bläulichen Dämmerung, die die Strahlen des bis zum Eingang des unterirdischen Baus dringenden Tages bildeten.

›Wer bist du?‹ rief Selim. ›Doch wer du auch seist, keinen Schritt weiter!‹

›Heil dem Sultan!‹ sagte der Schatten. ›Vollkommene Gnade ist dem Wesir Ali gewährt, und nicht nur das Leben ist ihm geschenkt, sondern man gibt ihm auch sein Vermögen und seine Güter zurück.‹

Meine Mutter stieß einen Freudenschrei aus und drückte mich an ihr Herz.

›Halt!‹ rief ihr Selim zu, als er sah, daß sie aufsprang, um fortzueilen. ›Du weißt, daß ich erst den Ring sehen muß.‹

›Richtig‹, erwiderte meine Mutter und sank auf die Knie, mich zum Himmel emporhaltend, wie wenn sie zu gleicher Zeit, da sie für mich zu Gott betete, mich auch zu ihm emporheben wollte.«

Und zum zweitenmal hielt Haydée inne, so aufgewühlt, daß der Schweiß von ihrer blassen Stirn rann und ihre erstickte Stimme nicht mehr durch ihre trockene Kehle dringen zu können schien. Monte Christo goß ein wenig Eiswasser in ein Glas und reichte es ihr, indem er mit einer Sanftheit, durch die ein leiser Ton des Gebietens brach, sagte: »Nur Mut, meine Tochter!«

Haydée trocknete ihre Augen und ihre Stirn und fuhr fort: »Inzwischen hatten unsere an die Dunkelheit gewöhnten Augen den Abgesandten des Paschas erkannt: Es war ein Freund. Selim hatte ihn erkannt, aber der brave, junge Mann kannte nur eines: Gehorchen!

›In wessen Namen kommst du?‹ fragte er.

›Ich komme im Namen unseres Gebieters Ali-Tebelin.‹

›Wenn du im Namen Alis kommst, so weißt du, was du mir

zu übergeben hast.«

›Ja«, erwiderte der Abgesandte, ›und ich bringe dir seinen Ring.«

Er hob die Hand über seinen Kopf empor, aber es war zu weit weg und nicht hell genug, als daß Selim von unserem Standort aus den Gegenstand, den der andere vorwies, unterscheiden und erkennen konnte.

›Ich sehe nicht, was du da hältst«, sagte Selim.

›Komm her«, entgegnete der Bote, ›oder ich komme zu dir.«

›Weder das eine noch das andere«, versetzte der junge Soldat, ›lege den Gegenstand, welchen du mir da zeigst, an den Platz, wo du bist, unter jenen Lichtstrahl hin, und ziehe dich zurück, bis ich ihn gesehen habe.«

›Meinetwegen«, antwortete der Bote.

Und er zog sich zurück, nachdem er das Erkennungszeichen an die vereinbarte Stelle gelegt hatte. Und unser Herz pochte, denn der Gegenstand schien uns wirklich ein Ring. Nur fragte es sich: War es der Ring meines Vaters? Selim, immer noch die glimmende Lunte in der Hand haltend, trat zum Eingang, beugte sich freudig unter dem Lichtstrahl und hob das Zeichen auf.

›Ja, es ist der Ring des Gebieters!« sagte er und küßte ihn. Und er legte die Lunte auf den Boden, trat darauf und löschte sie aus. Der Bote stieß einen Freudenschrei aus und klatschte in seine Hände.

Auf dieses Zeichen stürzten vier Soldaten des Seraskiers Kurschid hervor, und Selim stürzte von fünf Dolchstichen durchbohrt zu Boden. Jeder hatte an einer anderen Stelle zugestochen. Trunken von ihrem Verbrechen, obgleich noch blaß vor Furcht, rannten sie in den unterirdischen Bau, überall nach einem weiteren Feuer Ausschau haltend, und wälzten sich auf den Säcken mit Gold.

Inzwischen umschlang mich meine Mutter mit ihren Armen

und erreichte, flink durch nur uns bekannte Gänge eilend, eine Geheimtreppe des Schlosses, in dem bereits ein schrecklicher Tumult herrschte. Die unteren Säle waren voll von Kurschids Leuten, das heißt, von unseren Feinden. In dem Moment, als meine Mutter die kleine Tür aufstoßen wollte, hörten wir die Stimme des Paschas schrecklich und drohend widerhallen. Meine Mutter schmiegte ihr Ohr an die Spalten der Bretter. Zufällig stand ich genau vor einem kleinen Loch in der Wand und schaute hindurch.

›Was wollt ihr?‹ herrschte mein Vater einige Leute an, die ein Papier mit goldenen Schriftzügen in der Hand hielten.

›Wir sollen dir den Willen seiner Hoheit mitteilen‹, antwortete der eine von ihnen. ›Siehst du diesen Firman?‹

›Ich sehe ihn‹, sagte mein Vater.

›Na, dann lies, er verlangt deinen Kopf.‹

Mein Vater brach in ein schallendes Gelächter aus, ein Lachen, schrecklicher als eine Drohung, und als er plötzlich innehielt, hatte er schon eigenhändig zwei Pistolen abgefeuert und zwei Männer getötet. Die Leibwachen, die um meinen Vater herum mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden lagen, sprangen nun auf und gaben Feuer. Das Zimmer war voll Lärm, Flammen und Rauch. Sogleich begann das Feuer von der anderen Seite, und Kugeln durchlöcherten die Bretter um uns herum. Oh! Wie schön, wie erhaben war der Wesir Ali-Tebelin, mein Vater, inmitten der Kugeln, den Säbel in der Faust, mit pulvergeschwärztem Antlitz. Wie flohen seine Feinde!

›Selim! Selim!‹ rief er, ›Bewahrer des Feuers, tu deine Pflicht!‹

›Selim ist tot!‹ antwortete eine Stimme, die aus den Tiefen des Schlosses zu kommen schien, ›und du, Ali, mein Gebieter, du bist verloren!‹

Zu gleicher Zeit ließ sich ein dumpfer Knall vernehmen, und der Fußboden zerbarst um meinen Vater herum in Stücke. Die

Feinde schossen durch den Boden. Drei, vier der Unsrigen wurden getötet, von unten durch Kugeln getroffen, die ihren ganzen Körper durchlöcherten.

Mein Vater brüllte, fuhr mit seinen Fingern durch die Löcher, die die Kugeln geschlagen hatten, und riß ein ganzes Brett heraus. Aber im selben Augenblick krachten zwanzig Schüsse durch diese Öffnung, und die Flamme, gleich dem Krater eines Vulkanes aufstiehend, ergriff die Tapeten und setzte sie in Brand.

Inmitten dieses ganzen gräßlichen Tumults, inmitten dieser schrecklichen Schreie, ließen mich zwei von uns deutlicher vernommene Schüsse, zwei Schreie, die herzerreißend durch alle Schreie gellten, vor Schrecken erstarren. Diese zwei Schüsse hatten meinen Vater tödlich getroffen, und er war es, der diese beiden Schreie ausstieß. Dennoch blieb er stehen, an ein Fenster geklammert. Meine Mutter rüttelte an der Tür, um mit ihm zu sterben, aber die Tür war von innen verschlossen. Um ihn her krümmten sich die Soldaten in Todeskrämpfen. Einige, ohne Wunden oder leicht verwundet, sprangen durch die Fenster. Da krachte der durchlöcherter Boden vollends hinunter. Mein Vater sank auf ein Knie, und zwanzig Arme streckten sich aus, mit Säbeln, Dolchen, Pistolen bewaffnet, zwanzig Schüsse trafen auf einmal einen einzigen Mann, und mein Vater verschwand in einem von jenen brüllenden Dämonen angeschürten Flammenwirbel, als hätte die Hölle sich unter seinen Füßen aufgetan. Ich fühlte mich zu Boden gezogen, meine Mutter war in Ohnmacht gefallen.«

Haydée ließ seufzend und erschöpft ihre beiden Arme sinken und schaute den Grafen an, wie um ihn zu fragen, ob er mit ihrem Gehorsam zufrieden sei.

Der Graf stand auf und trat zu ihr, faßte ihre Hand und sagte zu ihr auf neugriechisch: »Ruhe dich jetzt aus, liebes Kind, und fasse wieder Mut bei dem Gedanken, daß es einen Gott gibt, der die Verräter bestraft.«

»Das ist ja eine furchtbare Geschichte, Graf«, sagte Albert leise, zutiefst erschrocken über die Blässe Haydéés, »und ich mache mir Vorwürfe, so grausam indiskret gewesen zu sein.«

»Das tut nichts«, erwiderte Monte Christo. Dann legte er seine Hand auf den Kopf des jungen Mädchens und fuhr fort: »Haydée ist ein mutiges Mädchen. Sie hat bisweilen in der Erzählung ihrer Leiden Trost gefunden.«

»Weil mich meine Leiden an deine Wohltaten erinnern, mein Herr und Gebieter«, erwiderte rasch das junge Mädchen.

Albert schaute sie mit Neugier an, denn sie hatte das noch nicht erzählt, was er am meisten zu wissen wünschte, nämlich wie sie die Sklavin des Grafen geworden war. Haydée sah in den Blicken des Grafen und zugleich in jenen Alberts denselben Wunsch ausgedrückt. Sie fuhr also fort: »Als meine Mutter wieder zu sich kam, standen wir vor dem Seraskier.

›Töten Sie mich‹, sagte sie, ›aber schonen Sie die Ehre von Alis Witwe.‹

›Nicht an mich mußt du dich wenden‹, versetzte Kurschid.

›An wen sonst?‹

›An deinen neuen Gebieter.‹

›Wer ist es?‹

›Dieser hier.‹

Und Kurschid wies uns einen von denen, die am meisten zu dem Tod meines Vaters beitrugen«, sagte das junge Mädchen mit dumpfem Zorn in der Stimme.

»Sie wurden dann das Eigentum dieses Mannes?« fragte Albert.

»Nein«, antwortete Haydée, »er wagte es nicht, uns zu behalten. Er verkaufte uns an Sklavenhändler, die nach Konstantinopel gingen. Wir zogen durch Griechenland und kamen, dem Tode nah, bei der Hohen Pforte an, vor der sich eine schaulustige Menge drängte, die eine Gasse öffnete, um uns passieren zu lassen. Meine Mutter folgte der Richtung ihrer

Blicke, stieß plötzlich einen Schrei aus und zeigte mir einen Kopf über dieser Pforte. Sie stürzte zu Boden. Unterhalb dieses Kopfes standen die Worte geschrieben: »Dies ist der Kopf von Ali-Tebelin, Pascha von Jannina«.

Weinend versuchte ich, meiner Mutter aufzuhelfen, doch sie war tot. Ich wurde in den Bazar geführt. Ein reicher Armenier kaufte mich, ließ mich unterrichten, gab mir Lehrer und verkaufte mich, als ich dreizehn Jahre alt war, an den Sultan Mahmoud.«

»Welchem ich sie wiederum abkaufte«, bemerkte Monte Christo, »wie ich Ihnen erzählte, Albert, für jenen Smaragd, gleich demjenigen, in dem ich meine Haschischpastillen aufbewahre.«

»Oh! Du bist gut, du bist groß, mein hoher Herr«, sagte Haydée und küßte Monte Christos Hand, »und ich bin sehr glücklich, dir zu gehören.«

Albert war von dem soeben Gehörten völlig betäubt.

»Trinken Sie doch Ihren Kaffee aus«, sagte der Graf zu ihm, »die Geschichte ist zu Ende.«

78. KAPITEL

Man schreibt uns aus Jannina

Franz hatte Noirtiers Zimmer so wankend und so verstört verlassen, daß sogar Valentine Mitleid mit ihm gefühlt hatte. Villefort, der nur einige unzusammenhängende Wort hervorbracht hatte und in sein Zimmer geflohen war, erhielt zwei Stunden nachher den folgenden Brief:

Nach dem, was diesen Morgen geoffenbart wurde, kann Monsieur Noirtier de Villefort nicht vermuten, daß eine

Verbindung durch Heirat zwischen seiner Familie und jener des Monsieur Franz d'Epinay möglich sei. Monsieur Franz d'Epinay schaudert bei dem Gedanken, daß Monsieur de Villefort, welcher die diesen Morgen erzählten Ereignisse zu kennen schien, ihn dennoch nicht in Kenntniss gesetzt habe.

Wer immer in diesem Moment den Staatsanwalt von diesem Schlag gebeugt gesehen hätte, würde nicht geglaubt haben, daß er ihn voraussah; in der Tat wäre ihm der Gedanke nie gekommen, daß sein Vater die Freimütigkeit oder vielmehr die Härte besäße, um eine solche Geschichte zu erzählen. Es ist wahr, daß Monsieur Noirtier, ziemlich geringschätzig gegenüber der politischen Meinung seines Sohnes, nie daran dachte, Villefort die Geschichte aufzutischen, und daß dieser immer wähnte, der General Quesnel oder der Baron d'Epinay, je nachdem bei welchem Namen man ihn nennen will, ob mit dem, den er sich gab oder mit dem, der ihm gegeben wurde, sei durch Meuchelmord gestorben und nicht auf anständige Weise in einem Duell.

Dieser beinharte Brief eines bis dahin sehr ehrerbietigen jungen Mannes war eine tödliche Kränkung für einen Mann wie Villefort.

Kaum war er in seinem Arbeitszimmer, als seine Frau eintrat. Das Fortgehen des von Monsieur Noirtier gerufenen Franz hatte jedermann dergestalt mit Erstaunen erfüllt, daß die Lage Madame de Villeforts, die mit dem Notar und den Zeugen allein war, von Moment zu Moment sie immer mehr in Verlegenheit setzte. Dann hatte Madame de Villefort ihren Entschluß gefaßt und war unter dem Vorwand, sich zu entschuldigen, fortgegangen.

Monsieur de Villefort begnügte sich, ihr zu sagen, daß in Folge einer Erklärung zwischen ihm, Monsieur Noirtier und Monsieur d'Epinay, die Vermählung Valentines mit Franz rückgängig gemacht geworden sei. Es war schwierig, dies den Wartenden zu hinterbringen. Daher beschränkte sich Madame

de Villefort bei ihrer Rückkehr auf die Äußerung, daß, da Monsieur Noirtier bei dem Beginn der Konferenz eine Art von Schlaganfall gehabt habe, die Unterzeichnung des Kontraktes auf einige Tage verschoben sei. Diese Nachricht, obwohl sie falsch war, schloß sich auf eine so sonderbare Weise den zwei Mißgeschicken vom nämlichen Schlage an, daß die Anwesenden sich erstaunt ansahen und entfernten, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Inzwischen hatte Valentine, glücklich und zugleich erschrocken, den schwachen Greis geküßt und ihm gedankt, da er soeben mit einem einzigen Hieb die Kette zerbrochen hatte, die sie bereits für unlösbar hielt; darauf bat sie, in ihr Zimmer gehen zu dürfen, um sich zu erholen. Noirtier hatte ihr mit dem Auge die nachgesuchte Erlaubnis gewährt. Aber anstatt in ihr Zimmer zu gehen, trat Valentine in den Gang und eilte durch die kleine Türe in den Garten. Inmitten dieser sich überschlagenden Ereignisse preßte beständig eine heimliche Angst ihr Herz zusammen. Sie erwartete von einem Augenblick zum andern, Morrel blaß und drohend erscheinen zu sehen, wie den Gutsherrn von Ravenswood bei der Vermählung Lucias von Lammermoor. Es war wirklich Zeit, daß sie zum Gitter kam. Maximilien, welcher vermutete, was vorgehen würde, als er Franz den Kirchhof mit Monsieur de Villefort verlassen sah, war ihm gefolgt; dann hatte er ihn eintreten, wieder herausgehen und mit Albert und Château-Renaud von neuem zurückkehren sehen. Für ihn gab es also keinen Zweifel mehr. Er ging dann in die Einfriedung, auf jedes Ereignis gefaßt und der festen Überzeugung, daß Valentine bei dem ersten freien Augenblick, den sie erhaschen konnte, schleunig zu ihm kommen würde. Er hatte sich nicht getäuscht. Sein an die Bretter geschmiegtetes Auge sah wirklich das junge Mädchen erscheinen, das, ohne irgendeine von den gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, zum Gitter eilte. Beim Blick, den Maximilien auf sie warf, war er beruhigt; beim ersten Wort, das sie sprach, sprang er vor Freude.

»Gerettet!« sagte Valentine.

»Gerettet!« wiederholte Morrel, der an ein solches Glück nicht glauben konnte. »Aber durch wen gerettet?«

»Durch meinen Großvater. Oh! Habe ihn ja recht lieb, Morrel!«

Morrel schwur, den Greis mit ganzer Seele zu lieben, und dieser Schwur fiel ihm leicht, denn in diesem Augenblick begnügte er sich nicht, ihn wie einen Freund oder wie einen Vater zu lieben, er betete ihn wie einen Gott an.

»Aber wie war das möglich?« fragte Morrel. »Welches sonderbare Mittel wendete er an?«

Valentine war im Begriff, alles zu erzählen, aber sie dachte, daß hierin ein schreckliches Geheimnis obwalte, das nicht ausschließlich ihrem Großvater gehöre.

»Später werde ich Ihnen all das erzählen«, antwortete sie.

»Aber wann?«

»Wenn ich Ihre Frau sein werde!«

Das Gespräch erhielt dadurch eine Wendung, die es Morrel leicht machte, alles zu begreifen: Daher begriff er auch, daß er sich mit dem zu begnügen habe, was er wisse, und dies für einen Tag genug sei. Dann willigte er ein, sich zu entfernen, jedoch nur gegen das Versprechen, daß er Valentine am andern Tag abends sehen sollte. Valentine versprach, was Morrel wollte. In ihren Augen war alles verändert, und gewiß glaubte sie nun leichter, daß sie Maximilien heiraten würde, als sie eine Stunde früher geglaubt hatte, daß sie Franz nicht heiraten würde.

Inzwischen war Madame de Villefort zu Noirtier hinaufgegangen. Noirtier schaute sie mit jenem düsteren und strengen Blick an, mit dem er sie gewöhnlich empfing.

»Monsieur«, sagte sie zu ihm, »ich habe nicht nötig, Sie in Kenntnis zu setzen, daß Valentines Verheiratung sich zer-
schlug, da diese Änderung hier stattgefunden hat.«

Noirtier blieb unempfindsam.

»Aber, was Sie nicht wissen, Monsieur«, fügte Madame de Villefort hinzu, »ist der Umstand, daß ich immer gegen diese Heirat war, die wider meinen Willen projektiert wurde.«

Noirtier schaute seine Schwiegertochter an wie ein Mann, der eine Erklärung erwartet.

»Nun aber, da diese Heirat rückgängig gemacht ist, gegen die Sie eine Abneigung hegten, wie ich stets wußte, komme ich mit einer Angelegenheit zu Ihnen, mit welcher sich weder Monsieur de Villefort noch Valentine befassen kann.«

Noirtiers Augen fragten, worin diese Angelegenheit bestehe.

»Ich komme, um Sie zu bitten, Monsieur«, äußerte Madame de Villefort, »da ich die einzige bin, die dazu berechtigt ist, indem ich die einzige bin, die dabei keinen Vorteil haben wird,... ich komme, um Sie zu bitten, Ihrer Enkelin, ich sage nicht Ihre Gewogenheit, welche sie immer besaß, sondern Ihr Vermögen wiederzugeben.«

Noirtiers Augen blieben einen Moment unschlüssig; er forschte offenbar nach den Gründen für diese Bitte und konnte sie nicht finden.

»Darf ich hoffen, Monsieur«, fragte Madame de Villefort, »daß Ihre Absichten mit meiner soeben gestellten Bitte im Einklang stehen!«

»Ja«, zwinkerte Noirtier.

»In diesem Fall, Monsieur«, versetzte Madame de Villefort, »entferne ich mich ebenso dankbar wie glücklich.« Und Monsieur Noirtier grüßend, ging sie fort.

In der Tat ließ Noirtier am andern Tag den Notar kommen: Das Testament wurde zerrissen und ein zweites gemacht, worin er sein ganzes Vermögen Valentine unter der Bedingung vermachte, sich nicht von ihm zu trennen. Einige Personen berechneten nun, daß Mademoiselle de Villefort, Erbin des Marquis und der Marquise von Saint-Méran und wieder die

Gunst ihres Großvaters genießend, dereinst wohl etwa dreihunderttausend Livres Renten beziehen würde.

Während diese Heirat bei den Villeforts sich zerschlug, hatte der Graf de Morcerf einen Besuch von Monte Christo erhalten, zog zur Bestätigung seines Diensteifers, Danglars gegenüber, seine große Generallieutenantsuniform an, die er mit allen seinen Orden hatte schmücken lassen, und verlangte seine besten Pferde. So aufgeputzt, begab er sich in die Chaussee d'Antin, und ließ sich Danglars melden, der eben seinen monatlichen Rechnungsschluß machte. Dies war seit einiger Zeit nicht der rechte Moment, Danglars zu besuchen, wollte man ihn bei guter Laune treffen. Daher nahm Danglars bei dem Anblick seines alten Freundes seine majestätische Miene an und setzte sich ganz breit in seinen Lehnstuhl. Morcerf, sonst so steif, zeigte dagegen eine lächelnde und leutseilige Miene. Ziemlich überzeugt von einer guten Aufnahme seiner Eröffnung, spielte er folglich nicht den Diplomaten und sagte, direkt auf sein Ziel losgehend:

»Baron, hier bin ich. Seit langer Zeit wollen wir nicht mehr mit der Sprache heraus, wie ehemals...«

Morcerf hoffte, bei diesen Worten das Gesicht des Bankiers sich erheitern zu sehen, dessen Dürsterheit er seinem Schweigen zuschrieb, aber im Gegenteil wurde dieses Gesicht, was fast unglaublich war, noch undurchdringlicher und noch kälter. Deshalb hielt Morcerf inmitten seiner Rede inne.

»Mit welcher Sprache, Herr Graf?« fragte der Bankier, als wenn er in seinem Gedächtnisse vergebens die Erklärung dessen suchte, was der General sagen wollte.

»Oh!« erwiderte der Graf. »Sie sind ein Mann der Etikette, Monsieur, und Sie erinnern mich, daß das Zeremoniell nach allen Gebräuchen vonstatten gehen soll. Sehr wohl, meiner Treu! Verzeihen Sie mir, da ich nur einen einzigen Sohn habe und ich jetzt zum erstenmal daran denke, ihn zu verheiraten, bin ich hierin noch Anfänger. Nun, ich gestehe mein Unrecht

freiwillig ein.«

Und Morcerf erhob sich mit einem erzwungenen Lächeln, machte eine tiefe Verbeugung vor Danglars und sagte zu ihm: »Herr Baron, ich habe die Ehre, Sie um die Hand der Made-moiselle Eugénie Danglars für meinen Sohn, den Vicomte Albert de Morcerf, zu bitten.«

Aber anstatt diese Worte mit jener Gunst aufzunehmen, welche Morcerf von Danglars erhoffen konnte, runzelte dieser die Stirn und sagte, ohne den Grafen, welcher stehen geblieben war, einzuladen, sich zu setzen:

»Herr Graf, bevor ich Ihnen antworte, muß ich überlegen.«

»Überlegen!« sagte Morcerf, immer erstaunter. »Haben Sie denn seit den acht Jahren, da wir von dieser Heirat zum erstenmal sprachen, nicht Zeit gehabt, zu überlegen?«

»Herr Graf«, entgegnete Danglars, »täglich ereignen sich Dinge, welche bewirken, daß man bereits gefaßte Beschlüsse noch einmal überdenken muß.«

»Wieso?« fragte Morcerf. »Ich verstehe Sie nicht mehr, Baron!«

»Ich will damit sagen, Monsieur, daß seit vierzehn Tagen neue Umstände...«

»Erlauben Sie«, unterbrach ihn Morcerf, »spielen wir eine Komödie?«

»Wieso eine Komödie?«

»Ja, lassen Sie uns ganz offen sprechen.«

»Ich verlange nichts anderes.«

»Sehen Sie Monsieur von Monte Christo?«

»Ich sehe ihn sehr oft«, antwortete Danglars, sein Jabot schüttelnd, »er ist einer meiner Freunde.«

»Wohlan, als Sie ihn kürzlich einmal sahen, sagten Sie zu ihm, daß ich hinsichtlich dieser Heirat vergeßlich und unentschlossen scheine!«

»Das ist wahr.«

»Nun denn, hier bin ich. Ich bin weder vergeßlich noch unentschlossen, wie Sie sehen. Ich komme, Sie aufzufordern, Ihr Versprechen zu halten.«

Danglars antwortete nicht.

»Haben Sie so schnell Ihre Gesinnung geändert«, fügte Morcerf hinzu, »oder meine Bitte nur veranlaßt, um das Vergnügen zu haben, mich zu demütigen?«

Danglars begriff, daß, wenn er das Gespräch in dem Ton fortsetzen würde, in welchem er es bisher führte, die Sache eine üble Wendung für ihn nehmen könnte. »Herr Graf«, versetzte er, »Sie müssen mit Recht über meine Zurückhaltung erstaunt sein, ich begreife dies. Glauben Sie mir daher, daß ich selbst am meisten darüber betrübt bin, und glauben Sie mir, daß sie mir durch zwingende Umstände vorgeschrieben ist.«

»Dies sind haltlose Worte, mein lieber Herr«, äußerte der Graf, »mit denen sich der Nächstbeste begnügen könnte. Aber der Graf de Morcerf ist nicht der Nächstbeste; und wenn ein Mann wie er zu einem anderen Manne geht, ihn an sein gegebenes Wort erinnert und dieser Mann sein Wort nicht hält, so hat er das Recht zu verlangen, daß man ihm wenigstens einen guten Grund angebe.«

Danglars war feige, wollte es aber nicht zeigen; der von de Morcerf soeben angenommene Ton reizte ihn. »An einem guten Grund fehlt es mir auch nicht«, erwiderte er.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß ich einen guten Grund habe, daß es jedoch schwierig ist, ihn anzugeben.«

»Sie sehen jedoch ein, daß ich mich mit Ihren Ausführungen nicht begnügen kann, und jedenfalls ist mir ein Umstand klar: daß Sie nämlich eine Verbindung mit mir durch Heirat verweigern.«

»Nein, Monsieur«, sagte Danglars, »ich vertage nur meinen Entschluß, weiter nichts.«

»Sie werden sich jedoch nicht einbilden, denke ich, zu glauben, daß ich so sehr in Ihre Launen mich füge, um ruhig und demütig die Rückkehr Ihrer Gewogenheit abzuwarten!«

»Wenn Sie nicht warten können, Herr Graf, so wollen wir unsere Projekte als nichtig betrachten.«

Der Graf biß sich auf die Lippen bis aufs Blut, um nicht loszubrechen, wozu ihn sein stolzer und zorniger Charakter drängte. Da er jedoch einsah, daß in einem solchen Falle das Lächerliche auf seiner Seite wäre, hatte er bereits begonnen, sich der Salontür zu nähern, als er sich anders besann und zurückkehrte. Eine Wolke war soeben über seine Stirn geschwebt und ließ auf ihr, anstatt der Spur des beleidigten Stolzes, jene einer unbestimmten Besorgnis zurück.

»Nun, mein lieber Danglars«, sagte er, »wir kennen uns seit vielen Jahren und müssen folglich einige Schonung gegeneinander haben. Sie sind mir eine Erklärung schuldig, und es ist wohl das mindeste, daß ich erfahre, welchem unglücklichen Ereignis mein Sohn den Verlust Ihrer Wohlgesonnenheit verdankt.«

»Es bezieht sich nicht auf die Person des Vicomte, das ist alles, was ich Ihnen sagen kann, Monsieur«, antwortete Danglars, der impertinent wurde, als er sah, daß Morcerf sich besänftigte.

»Auf wen sonst?« fragte mit veränderter Stimme Morcerf, dessen Stirn erblaßte.

Danglars, dem keines dieser Symptome entging, heftete einen zuversichtlicheren Blick auf ihn, als er es gewöhnlich zu tun pflegte. »Danken Sie mir dafür, daß ich mich nicht näher erkläre«, antwortete Danglars.

Ein nervöses Zittern, ohne Zweifel eine Folge verhaltenen Zornes, befiel Morcerf. »Ich habe das Recht«, erwiderte er mit angestrengter Selbstbeherrschung, »ich habe das Recht, zu

fordern, daß Sie sich erklären: Haben Sie etwas gegen Madame de Morcerf? Ist mein Vermögen nicht genügend? Sind es meine Ansichten, welche, den ihrigen entgegen...«

»Nichts von alledem, Monsieur«, sagte Danglars. »Es wäre unverzeihlich, denn ich wußte alles, als ich mich darauf einließ. Nein, forschen Sie nicht mehr, ich fühle mich wahrhaftig beschämt, Sie zu dieser Gewissenserforschung bewogen zu haben. Lassen wir es hierbei bewenden, glauben Sie mir. Nehmen wir den vermittelnden Ausdruck ›Aufschub‹ an, der weder ein Bruch noch eine Verpflichtung ist. Es hat keine Eile, mein Gott! Meine Tochter ist siebzehn und Ihr Sohn einundzwanzig Jahre alt. Während unseres Aufschubs wird die Zeit fortschreiten; sie wird die Ereignisse herbeiführen. Die Dinge, welche am vorigen Tage dunkel scheinen, sind am andern Tage bisweilen allzu hell; so brechen bisweilen mit einem Wort, bisweilen an einem Tage, die schwärzesten Verleumdungen zusammen.«

»Verleumdungen, sagten Sie, Monsieur!« rief Morcerf aus und wurde leichenblaß. »Man verleumdet mich!«

»Herr Graf, lassen wir es dabei bewenden, kann ich Ihnen nur sagen.«

»Also werde ich die Weigerung ruhig hinnehmen müssen, Monsieur?«

»Dies ist vorzüglich für mich peinlich, Monsieur. Ja, peinlicher für mich als für Sie, denn ich rechnete auf die Ehre einer Verbindung durch Heirat mit Ihnen, und eine rückgängig gemachte Heirat schadet immer der Verlobten mehr als dem Verlobten.«

»Gut, Monsieur, sprechen wir nicht mehr davon«, sagte Morcerf. Und wütend seine Handschuhe zerknitternd, verließ er das Gemach.

Danglars bemerkte, daß Morcerf nicht ein einziges Mal zu fragen gewagt hatte, ob Danglars um seinetwegen, also Morcerfs wegen, sein Wort zurücknehme.

Am Abend hatte er eine lange Konferenz mit mehreren Freunden, und Monsieur Cavalcanti, der beständig im Salon der Damen geblieben war, verließ als letzter das Haus des Bankiers. Als Danglars am anderen Tag erwachte, verlangte er die Journale, die man ihm sogleich brachte: Er schob einige zur Seite und nahm den *L'Impartial*. Beauchamp war der verantwortliche Redakteur dieses Journals. Rasch erbrach er den Umschlag, öffnete ihn mit einer nervösen Hast, glitt verächtlich über den ersten Artikel »Paris« hinweg und verweilte, als er zum Vermischten kam, mit seinem bösen Lächeln bei einer mit den Worten beginnenden Kurzmeldung: »Man schreibt uns aus Jannina...«

»Gut«, sagte er, nachdem er gelesen hatte, »da ist ein auf den Obersten Fernand bezüglicher Artikelchen, das aller Wahrscheinlichkeit nach mich davon befreien wird, dem Herrn Grafen de Morcerf Erklärungen zu geben.«

In demselben Augenblick, das heißt, als es neun Uhr morgens schlug, erschien Albert de Morcerf, schwarz gekleidet, korrekt zugeknöpft, aufgeregten Ganges und hastig sprechend, im Haus in den Champs-Élysées.

»Der Herr Graf ist etwa vor einer halben Stunde ausgegangen«, sagte der Portier.

»Hat er Baptistin mitgenommen?« fragte Morcerf.

»Nein, Herr Vicomte.«

»Rufen Sie Baptistin, ich will mit ihm sprechen.«

Der Portier holte selbst den Kammerdiener und kam einen Augenblick später mit ihm zurück.

»Mein Freund«, sagte Albert, »ich bitte Sie wegen meiner Indiskretion um Vergebung, aber ich wollte Sie selbst fragen, ob Ihr Herr wirklich ausgegangen ist.«

»Ja, Monsieur«, antwortete Baptistin.

»Auch für mich?«

»Ich weiß, wie glücklich mein Gebieter sich stets fühlt, Sie

zu empfangen, Monsieur, und würde mich wohl hüten, Sie in eine allgemeine Maßregel einzuschließen.«

»Du hast recht, denn ich muß in einer ernstesten Angelegenheit mit ihm sprechen. Glaubst du, daß er lange ausbleiben wird?«

»Nein, denn er hat sein Frühstück auf zehn Uhr bestellt.«

»Gut, ich will einen Spaziergang in den Champs-Élysées machen und werde um zehn Uhr hier sein; wenn der Herr Graf vor mir heimkommt, so sagen Sie ihm, daß ich ihn bitte, mich zu erwarten.«

»Ich werde es nicht versäumen, Monsieur; dessen dürfen Sie gewiß sein.«

Albert ließ den gemieteten Wagen vor der Tür des Grafen stehen und spazierte zu Fuß fort. An der Allee Veuves vorübergehend, glaubte er, die Pferde des Grafen zu erkennen, die vor der Schießstätte von Gosset hielten. Er näherte sich und erkannte nach den Pferden auch den Kutscher. »Ist der Herr Graf in der Schießstätte?« fragte Morcerf diesen.

»Ja, Monsieur«, antwortete der Kutscher.

Wirklich hatten sich einige regelmäßige Schüsse vernehmen lassen, seitdem Morcerf in der Umgebung der Schießstätte war. Er trat ein. In dem kleinen Garten stand der Kellner. »Verzeihen Sie«, sprach dieser, »belieben der Herr Vicomte einen Augenblick zu warten?«

»Warum, Philippe?« fragte Albert, der als ein gewöhnlicher Gast über dieses Hindernis staunte, das er nicht begriff.

»Weil die Person, die in diesem Augenblick übt, die Schießstätte für sich allein in Anspruch nimmt und niemals in Gegenwart von jemand anderem schießt.«

»Auch nicht in Ihrer Gegenwart, Philippe?«

»Sie sehen selbst, Monsieur, daß ich vor der Tür stehe.«

»Und wer lädt ihm die Pistolen?«

»Sein Diener.«

»Ein Nubier?«

»Ein Neger.«

»So ist es.«

»Sie kennen also diesen Herrn?«

»Ich suche ihn. Er ist mein Freund.«

»Oh! Dann ist's etwas anderes. Ich gehe hinein, um ihn in Kenntnis zu setzen.« Und Philippe, von der eigenen Neugier getrieben, trat in die Bretterhütte. Eine Sekunde nachher erschien Monte Christo auf der Schwelle.

»Verzeihen Sie mir, daß ich Sie bis hierher verfolge, mein lieber Graf«, sagte Albert, »aber ich beginne damit, Ihnen zu sagen, daß dies nicht die Schuld Ihrer Leute ist und daß nur ich indiskret bin. Ich ging in Ihre Wohnung; man sagte mir, Sie seien spaziergefahren, würden aber um zehn Uhr zum Frühstück heimkehren. Nun machte auch ich einen Spaziergang, zehn Uhr erwartend, und beim Spaziergehen bemerkte ich Ihre Pferde und Ihren Wagen.«

»Was Sie mir da sagen, gewährt mir die Hoffnung, daß Sie ein Frühstück von mir verlangen werden.«

»Nein, ich danke. Es ist jetzt von keinem Frühstück die Rede; vielleicht werden wir später frühstücken, aber, bei Gott, in schlechter Gesellschaft!«

»Was zum Teufel erzählen Sie mir da!«

»Mein Lieber, ich schlage mich heute.«

»Sie? Und warum?«

»Um mich zu schlagen, bei Gott!«

»Ja, ich verstehe wohl, aber weshalb? Man schlägt sich aus allerlei Gründen, wie Sie wissen.«

»Der Ehre wegen.«

»Ah! Dies ist ein ernster Grund.«

»Ein so ernster, daß ich Sie bitte, mir eine Gefälligkeit zu erweisen.«

»Welche?«

»Mein Sekundant zu sein.«

»Die Sache wird nun wichtig; sprechen wir hier nicht mehr davon und kehren wir in meine Wohnung zurück. Ali, gib mir Wasser!«

Der Graf streifte seine Ärmel zurück und ging auf den kleinen Vorplatz, der zu den Schützenständen führt, dorthin, wo die Schützen sich die Hände zu waschen pflegten.

»Treten Sie doch ein, Herr Vicomte«, sagte Philippe ganz leise, »Sie werden etwas Drolliges sehen.«

Morcerf trat ein. Anstatt der Kreise waren Spielkarten auf die Scheibe geklebt. Von weitem glaubte Morcerf ein vollständiges Spiel zu sehen; es waren da Karten vom As bis zum Zehner.

»Aha«, sagte Albert, »Sie waren dabei, Piquet zu spielen!«

»Nein«, antwortete der Graf, »ich war dabei ein Kartenspiel zu machen.«

»Wieso?«

»Ja, das sind Asse und Zweier, die Sie sehen, nur haben meine Kugeln Dreier, Siebener, Achter, Neuner und Zehner daraus gemacht.«

Albert näherte sich. Wirklich hatten die Kugeln mit vollkommen genauen Linien und in ganz gleichen Abständen, die abwesenden Zeichen ersetzt und die Pappe an den Stellen durchlöchert, wo sie hätte bemalt sein sollen. Als Morcerf zur Scheibe ging, hob er außerdem einige Schwalben auf, welche so unvorsichtig gewesen waren, in Reichweite der Pistole des Grafen vorüberzufliegen, und die der Graf herabgeschossen hatte.

»Teufel!« rief Morcerf aus.

»Was wollen Sie, mein lieber Vicomte«, erwiderte Monte Christo, indem er sich die Hände mit dem von Ali gebrachten Tuch abtrocknete, »ich muß ja doch meine müßigen Augen-

blicke ausfüllen. Aber kommen Sie, ich erwarte Sie.«

Beide stiegen in die Halbkutsche Monte Christos, die sie nach kurzer Zeit an dem Tor Hausnummer 30 absetzte. Monte Christo führte Morcerf in sein Zimmer und bot ihm einen Stuhl. Beide setzten sich.

»Sprechen wir nun in Ruhe«, äußerte der Graf.

»Sie sehen, daß ich vollkommen ruhig bin.«

»Mit wem wollen Sie sich schlagen?«

»Mit Beauchamp.«

»Mit einem von Ihren Freunden?«

»Man schlägt sich immer mit Freunden.«

»Wenigstens muß man einen Grund dazu haben.«

»Ich habe einen Grund.«

»Was hat er Ihnen getan?«

»In seinem Journal von gestern abend steht... Doch lesen Sie selbst!«

Albert reichte Monte Christo ein Journal, worin er diese Worte las:

Man schreibt uns aus Jannina:

Eine bisher unbekannte oder wenigstens nicht im Druck erschienene Tatsache ist zu unserer Kenntnis gekommen: Die Schlösser, welche die Stadt verteidigten, sind den Türken durch einen französischen Offizier übergeben worden, dem der Wesir Ali-Tebelin sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, und er hieß Fernand.

»Nun«, fragte Monte Christo, »was finden Sie hierin Beleidigendes für Sie?«

»Wie? Was ich darin finde?«

»Ja. Was liegt Ihnen daran, daß die Schlösser von Jannina durch einen französischen Offizier namens Fernand überge-

ben wurden?«

»Es liegt mir etwas daran, da mein Vater, der Graf de Morcerf, mit seinem Taufnamen Fernand heißt.«

»Und diene Ihr Vater bei Ali Pascha?«

»Das heißt: Er kämpfte für die Unabhängigkeit der Griechen; Sie sehen, worin die Verleumdung liegt.«

»Ah! Mein lieber Vicomte, sprechen wir vernünftig.«

»Ich möchte nichts anderes.«

»Sagen Sie mir doch, wer zum Teufel weiß in Frankreich, daß der Offizier Fernand zugleich auch der Graf de Morcerf ist. Und wer denkt jetzt noch an Jannina, das im Jahre 1822 oder 1823, glaube ich, genommen wurde!«

»Gerade darin liegt die schändliche Arglist: Man ließ die Zeit darüber hinwegschreiten, und jetzt kommt man auf vergessene Ereignisse zurück, um einen Skandal in Gang zu bringen, der eine hohe Stellung gefährden kann. Wohlan, als der Erbe des Namens meines Vaters will ich nicht, daß auch nur der Schatten eines Zweifels über diesem Namen schwebt. Ich will Beauchamp, dessen Journal diese Bemerkung mitteilte, zwei Sekundanten schicken, und er wird sie widerrufen.«

»Beauchamp wird nichts widerrufen.«

»Dann werden wir uns schlagen.«

»Nein, Sie werden sich nicht schlagen, denn er wird Ihnen antworten, daß es in der griechischen Armee vielleicht fünfzig Offiziere gab, welche Fernand hießen.«

»Wir werden uns ungeachtet dieser Antwort schlagen. Oh! Ich will, daß dies ungeschehen gemacht wird... Mein Vater, ein so edelmütiger Soldat, seine Dienstzeit so ruhmvoll...«

»Oder er wird in der Zeitung schreiben: ›Wir haben Grund, zu glauben, daß dieser Fernand nichts mit dem Herrn Grafen de Morcerf gemein hat, der mit seinem Taufnamen ebenfalls Fernand heißt.««

»Ich muß einen ganzen und vollständigen Widerruf be-

kommen, ich werde mich mit diesem nicht begnügen!«

»Und Sie wollen ihm Ihre Sekundanten schicken?«

»Ja.«

»Sie haben unrecht.«

»Dies will sagen, daß Sie mir die Gefälligkeit verweigern, um die ich Sie soeben bat?«

»Ach! Sie kennen meine Theorie hinsichtlich des Duells, ich legte Ihnen mein Glaubensbekenntnis in Rom ab, Sie erinnern sich.«

»Dennoch, mein lieber Graf, fand ich Sie erst diesen Morgen ein Geschäft ühend, das mit dieser Theorie nicht sehr übereinstimmt.«

»Weil man, mein lieber Freund, wie Sie leicht begreifen, niemals den Sonderling spielen darf. Wenn man mit Narren lebt, muß man auch seine Lehrzeit als Verrückter durchmachen. In jedem Augenblick kann irgendein verbranntes Gehirn – ohne einen besseren Grund zu haben, Handel mit mir zu suchen, als Sie besitzen, um mit Beauchamp anzuspinnen –, wegen der nächstbesten Albernheit zu mir kommen oder mir seine Sekundanten schicken oder mich an irgendeinem öffentlichen Ort beleidigen: Nun denn, ein solch verbranntes Gehirn werde ich wohl töten müssen.«

»Sie geben also zu, daß Sie sich selbst schlagen würden!«

»Bei Gott!«

»Nun denn, warum wollen Sie dann, daß ich mich nicht schlage!«

»Ich sage nicht, daß Sie sich nicht schlagen sollen; ich sage nur, daß ein Duell eine ernste Sache ist, die man überlegen muß.«

»Hat er überlegt, als er meinen Vater beleidigte!«

»Wenn er nicht überlegt hat und es Ihnen gesteht, so müssen Sie ihm deshalb nicht zürnen.«

»Oh! Mein lieber Graf, Sie sind allzu nachsichtig!«

»Und Sie allzu streng. Nun, ich setze den Fall... bemerken Sie dies wohl, ich setze den Fall... Werden Sie nicht böse über das, was ich Ihnen sage!«

»Ich höre.«

»Ich setze den Fall, daß die erzählte Tatsache wahr wäre...«

»Ein Sohn darf eine solche Voraussetzung in bezug auf die Ehre seines Vaters nicht zugeben.«

»Ei, mein Gott, wir leben in einer Zeit, wo man so viele Dinge zugibt!«

»Gerade dies ist das Gebrechen unserer Zeit.«

»Hegen Sie den Gedanken, sie zu verbessern?«

»Ja, wenn es mich betrifft.«

»Mein Gott! Was für ein strenger Sittenrichter sind Sie, mein lieber Freund!«

»Ich bin so.«

»Sind Sie guten Ratschlägen unzugänglich?«

»Nein, wenn sie von einem Freund kommen.«

»Halten Sie mich für den ihrigen?«

»Ja.«

»Nun denn, so erkundigen Sie sich, bevor Sie Ihre Sekundanten zu Beauchamp schicken.«

»Bei wem?«

»Ei, bei Gott, bei Haydée zum Beispiel.«

»Wozu eine Dame in all dies hineinziehen? Was kann sie dabei tun?«

»Ihnen etwa erklären, daß Ihr Vater an der Niederlage oder an dem Tode des ihrigen keine Schuld trage oder Sie darüber aufklären, wenn zum Beispiel Ihr Vater das Unglück gehabt hätte...«

»Ich sagte es Ihnen bereits, mein lieber Graf, daß ich eine

solche Voraussetzung nicht zugeben könnte.«

»Sie lehnen also dieses Mittel ab?«

»Ich lehne es ab.«

»In jedem Fall?«

»In jedem Fall!«

»Dann noch einen letzten Rat.«

»Meinetwegen. Aber den letzten.«

»Wollen Sie ihn nicht?«

»Im Gegenteil, ich bitte Sie darum.«

»Schicken Sie keine Sekundanten zu Beauchamp.«

»Warum?«

»Gehen Sie selbst zu ihm.«

»Das ist gegen alle Gewohnheit.«

»Ihre Angelegenheit ist eine Ausnahme von den gewöhnlichen Angelegenheiten.«

»Und warum soll ich selbst hingehen?«

»Weil so die Angelegenheit zwischen Ihnen und Beauchamp bleibt.«

»Erklären Sie sich.«

»Gewiß. Wenn Beauchamp zu widerrufen geneigt ist, müssen Sie ihm das Verdienst des guten Willens lassen, der Widerruf wird deshalb nicht minder geschehen. Wenn er sich dagegen weigert, wird es noch immer Zeit sein, zwei Fremde in Ihr Geheimnis einzuweihen.«

»Es werden nicht zwei Fremde, sondern zwei Freunde sein.«

»Jene, die heute Freunde sind, sind morgen Feinde.«

»Oh! Zum Beispiel?«

»Beauchamp beweist es.«

»Also...«

»Also empfehle ich Ihnen Vorsicht.«

»Sie raten also, daß ich selbst zu Beauchamp gehen soll?«

»Ja.«

»Allein?«

»Allein. Wenn man von der Eigenliebe eines Menschen irgendeine Sache erhalten will, muß man der Eigenliebe dieses Menschen den geringsten Anschein von Nötigung ersparen.«

»Ich glaube, daß Sie recht haben.«

»Ah! Das ist wirklich ein Glück!«

»Ich werde allein gehen.«

»Gehen Sie. Sie würden aber noch besser tun, gar nicht hinzugehen.«

»Das ist unmöglich.«

»Dann machen Sie es so. Dies wird immer noch besser sein, als das, was Sie tun wollten.«

»Aber werden Sie, im Falle, daß es ungeachtet aller meiner Vorsichtsmaßregeln, aller meiner Schritte, zum Duell kommt, mein Sekundant sein?«

»Mein lieber Vicomte«, antwortete Monte Christo äußerst ernsthaft, »Sie konnten sich überzeugen, daß ich zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort ganz zu Ihren Diensten stand; aber die Gefälligkeit, welche Sie nun von mir verlangen, überschreitet den Kreis derjenigen, die ich Ihnen erweisen kann.«

»Warum?«

»Vielleicht werden Sie es einst erfahren.«

»Aber bis dahin?«

»Bitte ich Sie um Nachsicht wegen meines Geheimnisses.«

»Gut. Ich werde Franz und Château-Renaud nehmen.«

»Nehmen Sie Franz und Château-Renaud, dies wird vortrefflich sein.«

»Wenn ich mich schlage, so werden Sie mir doch wohl eine kleine Degen- oder Pistolenlektion geben!«

»Nein, auch dies ist unmöglich.«

»Sie spielen einen sonderbaren Mann! Sie wollen sich also auf nichts einlassen?«

»Auf gar nichts.«

»Dann sprechen wir nicht mehr davon. Adieu, Graf!«

»Adieu, Vicomte.«

Morcerf nahm seinen Hut und ging fort. Vor dem Haustor fand er sein Cabriolet wieder und ließ sich, seinen Zorn so gut er konnte unterdrückend, zu Beauchamp fahren. Beauchamp war in seinem Redaktionsbüro. Albert ließ sich zu ihm führen.

Beauchamp war in einem düsteren und staubigen Büro, wie es die Redaktionsräume stets sind. Man meldete ihm Albert de Morcerf. Er ließ sich die Meldung zweimal wiederholen, dann rief er, noch nicht recht überzeugt: »Herein!«

Albert erschien. Beauchamp brach in einen Überraschungsruf aus, als er seinen Freund über die Papierstöße steigen und mit ungeübtem Fuß auf den diversen Journalen herumtreten sah, die auf den rotangestrichenen Fußboden seines Büros gestreut waren. »Hierher, hierher, mein lieber Albert«, sagte er und reichte dem jungen Mann die Hand. »Was zum Teufel bringt Sie her? Haben Sie sich verirrt, wie der kleine Däumling, oder kommen Sie ganz einfach, um mit mir zu frühstücken? Bemühen Sie sich, einen Stuhl zu finden. Sehen Sie, dort neben jenem Geranienstock, der mich hier allein daran erinnert, daß es auf der Welt Blätter gibt, die keine Papierblätter sind.«

»Beauchamp«, sagte Albert, »ich komme, um wegen Ihres Journals mit Ihnen zu sprechen.«

»Sie, Morcerf? Was wünschen Sie?«

»Ich wünsche einen Widerruf.«

»Sie einen Widerruf? In welcher Beziehung, Albert? Aber setzen Sie sich doch!«

»Ich danke«, antwortete Albert zum zweitenmal und mit ei-

nem leichten Zeichen des Kopfes.

»Erklären Sie sich.«

»Den Widerruf einer Sache, welche der Ehre eines Mitgliedes meiner Familie zu nahe tritt.«

»Gehen Sie doch!« erwiderte Beauchamp erstaunt. »Welche Sache? Dies kann nicht sein.«

»Die Sache, welche man Ihnen aus Jannina schrieb.«

»Aus Jannina?«

»Ja, aus Jannina. Sie scheinen wahrhaftig nicht zu wissen, was mich zu Ihnen führt!«

»Auf meine Ehre!... Baptiste, ein Journal von gestern!« rief Beauchamp.

»Das ist überflüssig, ich bringe Ihnen das meinige.«

Beauchamp las stotternd: »Man schreibt uns aus Jannina etc. etc.«

»Sie begreifen, daß die Sache ernst ist«, äußerte Morcerf, als Beauchamp fertig war.

»Dieser Offizier ist also ein Verwandter von Ihnen?« fragte der Journalist.

»Ja«, versetzte Albert errötend.

»Nun gut, was soll ich tun, um Ihnen etwas Angenehmes zu erweisen?« fragte Beauchamp freundlich.

»Ich wünschte, mein lieber Beauchamp, daß Sie diese Sache widerriefen.«

Beauchamp schaute Albert mit einer Eindringlichkeit an, die großes Wohlwollen verriet. »Nun«, sagte er, »dies wird uns in ein langes Gespräch verwickeln; denn ein Widerruf ist immer eine wichtige Angelegenheit. Setzen Sie sich, ich will diese wenigen Zeilen noch einmal lesen.«

Albert setzte sich, und Beauchamp las noch einmal die von seinem Freund verurteilten Zeilen – mit noch größerer Aufmerksamkeit als das erstemal.

»Wohlan, Sie sehen es«, bemerkte Albert mit Festigkeit, sogar mit Härte, »man hat in Ihrem Journal jemand aus meiner Familie beschimpft, und ich will einen Widerruf.«

»Sie... wollen...«

»Ja, ich will.«

»Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie kein Parlamentsredner sind, mein lieber Vicomte.«

»Ich will es nicht sein«, versetzte der junge Mann, sich erhebend. »Ich verfolge den Widerruf einer Sache, die Sie gestern veröffentlicht haben, und werde ihn erwirken. Sie sind lange genug mein Freund«, fuhr Albert mit verdrießlicher Miene fort, als er sah, daß auch Beauchamp seinen Kopf verächtlich zu erheben begann, »Sie sind lange genug mein Freund, und als solcher kennen Sie mich gut genug, hoffe ich, um in einem solchen Falle meine Beharrlichkeit zu begreifen.«

»Wenn ich Ihr Freund bin, Morcerf, werden Sie es durch solche Worte, wie die soeben gesprochenen, dahin bringen, daß ich es vergesse... Doch ärgern wir uns nicht oder wenigstens noch nicht... Sie sind unruhig, erzürnt, gereizt... Sprechen Sie, wer ist der Verwandte, der Fernand heißt?«

»Niemand anders als mein Vater«, antwortete Albert. »Monsieur Fernand Mondego, Graf de Morcerf, ein alter Soldat, der zwanzig Schlachtfelder sah, dessen ehrenwerte Narben man mit dem unreinen, aus der Gasse aufgeschaukelten Kot besudeln möchte.«

»Ihr Vater ist es?« entgegnete Beauchamp. »Dann ist es etwas anderes; ich begreife Ihre Entrüstung, mein lieber Albert. Lesen wir also nochmals.« Und er las die Note wieder, diesmal jedes Wort betonend. »Aber woran sehen Sie«, fragte Beauchamp, »daß der Fernand des Journals Ihr Vater ist?«

»Nirgends, ich weiß es wohl. Deshalb will ich, daß der Sache widersprochen werde.«

Bei den Worten »ich will« richtete Beauchamp die Augen auf Morcerf, schlug sie fast sogleich nieder und dachte einen Augenblick nach.

»Sie werden dieser Sache widersprechen, nicht wahr, Beauchamp!« wiederholte Morcerf mit steigendem, obwohl immer noch verhaltenem Zorn.

»Ja«, sagte Beauchamp.

»Das laß ich mir gefallen!« erwiderte Albert.

»Jedoch nur, wenn ich sicher sein kann, daß die Sache unwahr ist.«

»Wie?«

»Ja, es lohnt der Mühe, daß die Sache aufgeklärt wird, und ich werde sie aufklären.«

»Aber was finden Sie denn an alledem aufzuklären, Monsieur?« fragte Albert. »Wenn Sie nicht glauben, daß es mein Vater ist, so sagen Sie es direkt; wenn Sie aber glauben, daß er es ist, so geben Sie mir einen Grund für diese Ansicht an!«

Beauchamp schaute Albert mit jenem ihm eigentümlichen Lächeln an, das eines Anflugs aller Leidenschaften fähig war. »Monsieur«, entgegnete er, »weil ›Monsieur‹ gesprochen wird,... wenn Sie kamen, um mich zur Rede zu stellen, so mußten Sie es gleich anfangs tun, und nicht mit mir von Freundschaft und andern müßigen Dingen sprechen, die ich seit einer halben Stunde geduldig anhöre. Ist dies wirklich der Boden, auf dem wir uns fortan bewegen wollen?«

»Ja, wenn Sie die niederträchtige Verleumdung nicht widerufen!«

»Einen Augenblick! Keine Drohungen, wenn es beliebt, Monsieur Fernand Mondego, Vicomte de Morcerf; ich dulde sie von meinen Feinden nicht, um so weniger von meinen Freunden. Sie wollen also, daß ich der Sache hinsichtlich des Generals Fernand widerspreche, einer Sache, an der ich, auf meine Ehre, keinen Anteil habe!«

»Ja, ich will es!« sagte Albert, dessen Kopf zu rasen begann.

»Wenn nicht, dann werden wir uns schlagen!« fuhr Beauchamp mit der nämlichen Ruhe fort.

»Ja!« antwortete Albert mit erhobener Stimme.

»Nun denn«, erwiderte Beauchamp, »hören Sie meine Antwort, Monsieur: Diese Sache ist nicht durch mich ins Blatt gekommen, ich kannte sie nicht. Sie aber haben durch Ihren Schritt meine Aufmerksamkeit auf diesen Artikel gelenkt, die sich jetzt daran festhält: Er wird demnach bestehen, bis er durch jemand dazu Berechtigten widerlegt oder bestätigt wird.«

»Monsieur«, versetzte Albert aufstehend, »ich werde also die Ehre haben, Ihnen meine Sekundanten zu schicken. Sie werden sich über Ort und Waffen mit ihnen verständigen.«

»Sehr wohl, mein lieber Herr.«

»Und heute abend, wenn es Ihnen gefällig ist, oder spätestens morgen, werden wir uns treffen.«

»Nein! Nein! Ich werde mich auf dem Duellplatz einfinden, wenn es Zeit sein wird, und nach meiner Meinung, die ich zu äußern das Recht habe, weil ich der Geforderte bin, und nach meiner Meinung, sage ich, ist die Zeit dazu noch nicht gekommen. Ich weiß, daß Sie sehr gut fechten, und ich so ähnlich; ich weiß, daß Sie unter sechs Schüssen dreimal das Schwarze treffen, worin ich Ihnen so ziemlich gleich komme; ich weiß, daß ein Duell zwischen uns ein ernstes Duell sein wird, weil Sie mutig sind und ich... es auch bin. Ich will mich also nicht der Gefahr aussetzen, Sie zu töten oder von Ihnen getötet zu werden – ohne Grund. Daher stelle ich auf eine kategorische Weise die Frage: Bestehen Sie auf diesem Widderruf bis zu dem Grade, mich zu töten, wenn ich ihn nicht leiste? Obgleich ich Ihnen wiederhole, obgleich ich Ihnen auf Ehre bestätige, daß ich die Sache nicht kannte, obgleich ich Ihnen endlich erkläre, daß es jedem andern als einem Don Japhet wie Sie unmöglich ist, unter dem Namen Fernand den

Herrn Grafen de Morcerf zu erraten!«

»Ich bestehe durchaus darauf!«

»Wohlan, mein lieber Herr, ich willige ein, mir mit Ihnen den Hals zu brechen, aber ich verlange drei Wochen. In drei Wochen werden Sie mich wieder finden, um Ihnen zu sagen: Ja, die Sache ist falsch, und ich räume sie aus dem Wege, oder: Ja, die Sache ist wahr, und ich ziehe den Degen aus der Scheide oder die Pistole aus dem Futteral, nach Ihrem Belieben.«

»Drei Wochen!« rief Albert aus. »Drei Wochen sind ja drei Jahrhunderte, während welcher ich entehrt bin!«

»Wären Sie mein Freund geblieben, so hätte ich zu Ihnen gesagt: Geduld, Freund! Sie sind mein Feind geworden, und ich sage zu Ihnen: Was kümmert es mich, Monsieur!«

»Nun denn, in drei Wochen, meinetwegen!« versetzte Morcerf. »Merken Sie sich aber, in drei Wochen wird es weder einen Aufschub noch eine Ausflucht mehr geben, die Sie davon entbinden kann...«

»Monsieur Albert de Morcerf«, unterbrach ihn Beauchamp, ebenfalls sich erhebend, »ich kann Sie erst in drei Wochen zum Fenster hinauswerfen, das heißt: in vierundzwanzig Tagen, und Sie haben erst zu jener Zeit das Recht, mich zu durchbohren. Wir haben den 29. August, am 21. September also. Bis dahin, glauben Sie mir, und es ist der Rat eines Edelmanns, den ich Ihnen gebe, bis dahin wollen wir das Gebell von zwei einander gegenüber angeketteten Doggen unterlassen.«

Und Beauchamp grüßte den jungen Mann ernst, kehrte ihm den Rücken und ging in seine Druckerei. Albert rächte sich an einem Stapel Journale, die er durch heftige Stöße mit seinem Spazierstock zerstreute, wonach er fortging, nicht ohne sich einigemal nach der Tür der Druckerei umgedreht zu haben. Während Albert den Vordersitz seines Cabriolets peitschte wie zuvor die unschuldigen geschwärzten Papiere, die beide

an seinem Mißgeschick unschuldig waren, erblickte er, über den Boulevard fahrend, Morrel. Der kam offenbar von der Porte Saint-Martin und ging mit erhobenem Kopf, munterem Blick und schlenkernden Armen an den chinesischen Bädern vorbei in Richtung des Boulevard de la Madeleine.

»Ah!« sagte er seufzend. »Das ist ein glücklicher Mann!«

Zufällig täuschte sich Albert nicht.

79. KAPITEL

Die Limonade

In der Tat war Morrel sehr glücklich. Monsieur Noirtier hatte ihn holen lassen, und er hatte so große Eile, zu erfahren warum, daß er kein Cabriolet nahm, weil er sich weit mehr auf seine beiden Füße verließ als auf die vier Beine des Mietpferdes. Er war also von der Rue Meslay aufgebrochen und begab sich hastig nach dem Faubourg Saint-Honoré. Morrel ging mit federndem Schritt, und der arme Barrois folgte ihm, so gut er konnte. Morrel zählte einunddreißig Jahre, Barrois sechzig; Morrel war liebestrunken, Barrois von der großen Hitze angegriffen. Diese beiden Männer, so durch Interessen und Alter getrennt, glichen den zwei Linien, welche ein Dreieck bilden: durch die Basis geschieden, trafen sie an der Spitze oben zusammen. Die Spitze war Noirtier, der Morrel holen ließ, indem er ihm Eile empfahl – eine Anempfehlung, der Morrel, zur großen Betrübnis von Barrois, buchstäblich folgte. Morrel war bei seiner Ankunft nicht einmal außer Atem; die Liebe verleiht Schwingen; aber Barrois, seit langer Zeit nicht mehr verliebt, schwitzte über und über. Der alte Diener ließ Morrel durch die Geheimtür eintreten, schloß die Tür des Raumes, und bald verkündete ein Rauschen des Kleides auf dem getäfelten Boden Valentines Kommen.

Valentine war in ihren Trauerkleidern traumhaft schön. Der Traum wurde so süß, daß Morrel es fast aufgegeben hätte, mit Noirtier zu sprechen. Aber der Lehnstuhl des Greises rollte bald über den Fußboden, und er trat ein. Noirtier empfing mit einem wohlwollenden Blick Morrels Danksagungen, die er überschwenglich vortrug für das wunderbare Eingreifen, wodurch Valentine und er aus der Verzweiflung errettet wurden. Dann befragte Morrels Blick, eingedenk der neuen ihm bewilligten Gunst, das junge Mädchen, das entfernt und schüchtern dasaß und darauf wartete, zum Sprechen aufgefordert zu werden. Noirtier schaute sie ebenfalls an.

»Ich muß also sagen, was Du mir auftrugst?« fragte Valentine.

»Ja«, zwinkerte Noirtier.

»Monsieur Morrel«, sprach nun Valentine zum jungen Mann, der seine Augen nicht von ihr abwendete, »mein guter Papa Noirtier hat Ihnen tausend Dinge zu sagen, die er mir seit drei Tagen mitteilte. Heute ließ er Sie holen, damit ich sie Ihnen eröffne. Ich werde Ihnen also seine Absichten eröffnen, weil er mich zu seiner Dolmetscherin gewählt hat, ohne ein Wort zu verfälschen.«

»Oh! Ich warte mit Ungeduld«, versetzte der junge Mann. »Sprechen Sie, Mademoiselle, sprechen Sie!«

Valentine schlug die Augen nieder: Dies war ein Anzeichen, welches Morrel süß erschien. Valentine war nur im Glück schwach. »Mein Großvater will dieses Haus verlassen«, sagte sie. »Barrois beschäftigt sich damit, eine passende Wohnung für ihn zu suchen.«

»Aber Sie, Mademoiselle«, bemerkte Morrel, »sind doch Monsieur Noirtier so lieb und so notwendig!«

»Ich werde meinen Großvater nicht verlassen«, erwiderte das junge Mädchen, »das ist zwischen ihm und mir eine beschlossene Sache. Entweder werde ich die Einwilligung des Monsieur de Villefort erhalten, bei Großvater Noirtier zu

wohnen, oder er wird sie mir verweigern: Im ersten Falle gehe ich sogleich fort; im zweiten erwarte ich meine Volljährigkeit, die in zehn Monaten eintritt. Dann werde ich frei sein, ein unabhängiges Vermögen besitzen, und...«

»Und...?« fragte Morrel.

»Und mit Genehmigung meines lieben Großvaters das Versprechen halten, das ich Ihnen gegeben habe.« Valentine sprach die letzteren Worte so leise aus, daß Morrel ohne sein Interesse, keines davon zu verlieren, sie nicht hätte verstehen können.

»Drückte ich Ihre Meinung richtig aus, lieber Großpapa?« fügte Valentine hinzu.

»Ja«, erwiderte der Greis.

»Bin ich einmal bei meinem Großvater«, fuhr Valentine fort, »so wird Monsieur Morrel mich dort in Gegenwart dieses guten und würdigen Beschützers besuchen können; wenn das Band, das unsere Herzen, vielleicht unbewußt und launenhaft, zu knüpfen begonnen, passend scheint, und unsere Erfahrung Bürgschaften künftigen Glückes bietet... Ach! Man sagt, daß durch Hindernisse entflammte Herzen in der Sicherheit erkalten!... Dann mag Monsieur Morrel mich selbst um meine Hand bitten, ich werde seiner harren.«

»Oh!« rief Morrel aus, der sich versucht fühlte, vor dem Greis hinzuknien wie vor Gott und vor Valentine wie vor einem Engel. »Oh! Was hab' ich Gutes in meinem Leben getan, um ein so großes Glück zu verdienen!«

»Bis dahin«, fuhr das junge Mädchen mit seiner reinen und strengen Stimme fort, »werden wir die Schicklichkeiten achten, selbst den Willen unserer Eltern, sofern dieser Wille nicht danach strebt, uns für immer zu trennen. Mit einem Wort, und ich wiederhole dieses Wort: Wir werden warten.«

»Und ich schwöre Ihnen, Monsieur«, sagte Morrel, »die Opfer, welche dieses Wort auferlegt, zu bringen, nicht mit Ergebung, sondern vor Glück.«

»Also«, versetzte Valentine mit einem für Maximiliens Herz sehr süßen Blick, »keine Unvorsichtigkeiten mehr, mein Freund. Kompromittieren Sie jene nicht, die von heute an sich als bestimmt erachtet, Ihren Namen rein und würdig zu führen.«

Morrel legte die Hand auf sein Herz. Währenddessen sah Noirtier beide zärtlich an. Barrois, der im Hintergrund geblieben war, wie ein Mann, vor dem man nichts zu verbergen hat, lächelte, die großen Wassertropfen abtrocknend, die von seiner kahlen Stirn rannen.

»Oh! Mein Gott, wie ist dem guten Barrois so heiß!« sagte Valentine.

»Ah!« entgegnete Barrois. »Das kommt daher, weil ich tüchtig gelaufen bin, Mademoiselle; aber Monsieur Morrel muß ich Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn er lief noch schneller als ich.«

Noirtier wies mit dem Auge auf eine Platte, auf der eine Flasche Limonade und ein Glas standen. Was in der Flasche fehlte, hatte eine halbe Stunde früher Noirtier getrunken.

»Da, guter Barrois«, sagte das junge Mädchen, »nimm, denn ich sehe, daß du sehnsüchtig diese geöffnete Flasche anschaut.«

»Soviel ist richtig«, äußerte Barrois, »daß ich vor Durst vergehe, und gerne ein Glas Limonade auf Ihre Gesundheit trinken werde.«

»So trink«, sagte Valentine, »und komme dann gleich wieder.«

Barrois trug die Platte fort und war kaum im Korridor, als man ihn durch die Türe, welche man zu schließen vergaß, den Kopf rückwärts neigen sah, um das von Valentine gefüllte Glas zu leeren. Valentine und Morrel nahmen gerade in Noirtiers Gegenwart voneinander Abschied, als man die Schelle auf Villeforts Treppe tönen hörte. Dies war das Zeichen für einen Besuch. Valentine schaute auf die Pendeluhr. »Es ist

Mittag«, sagte sie. »Wir haben heute Sonnabend, und ohne Zweifel ist es der Doktor.«

Noirtier machte ein zustimmendes Zeichen.

»Er wird hierherkommen, Monsieur Morrel muß fortgehen, nicht wahr, lieber Großvater?«

»Ja«, antwortete der Greis.

»Barrois!« rief Valentine. »Barrois, kommen Sie!«

Man hörte die Stimme des alten Dieners, der antwortete: »Ich komme, Mademoiselle!«

»Barrois wird Sie bis zur Tür begleiten«, sagte Valentine zu Morrel, »und nun vergessen Sie nicht, Herr Offizier, was mein guter Großvater Ihnen anempfiehlt, keinen Schritt zu riskieren, der geeignet wäre, unser Glück bloßzustellen.«

»Ich habe zu warten versprochen«, erwiderte Morrel, »und ich werde warten.«

In diesem Moment trat Barrois ein. »Wer hat geschellt?« fragte Valentine.

»Der Herr Doktor d'Avrigny«, antwortete Barrois und schwankte.

»Aber, was fehlt Ihnen denn, Barrois?« fragte Valentine.

Der Alte antwortete nicht; er schaute seinen Gebieter mit verstörten Augen an, während seine verkrampfte Hand eine Stütze suchte, um aufrecht zu bleiben. »Er stürzt!« rief Morrel aus. Wirklich nahm das Zittern, von welchem Barrois ergriffen war, stufenweise zu; die durch die konvulsivischen Bewegungen der Gesichtsmuskeln entstellten Züge verkündeten einen sehr heftigen nervösen Anfall. Als Noirtier Barrois so verstört sah, drückten sich in seinen verständnislosen und zuckenden Blicken alle Gemütsbewegungen aus, die das Herz des Menschen bestürmen. Barrois machte einige Schritte auf seinen Herrn zu.

»Ah! Mein Gott! Mein Gott! Seigneur!« sagte er. »Was fehlt mir denn?... ich leide... ich sehe nicht mehr... Tausend feuri-

ge Punkte durchschwirren meinen Schädel. Oh! Berühren Sie mich nicht! Berühren Sie mich nicht!«

In der Tat wurden seine Augen starr und wild, und der Kopf knickte nach hinten, während der untere Teil des Leibes erstarrte. Valentine stieß erschrocken einen Schrei aus; Morrel nahm sie in seine Arme, wie um sie gegen irgendeine unbekannte Gefahr zu beschützen.

»Monsieur d'Avrigny! Monsieur d'Avrigny!« rief Valentine mit gepreßter Stimme. »Zu uns her! Zu Hilfe!«

Barrois drehte sich um sich selbst, tat drei Schritte rückwärts, stolperte und fiel zu den Füßen Noirtiers, auf dessen Knie er seine Hand mit dem Ausruf stützte: »Monsieur! Mein guter Herr!«

In diesem Augenblick erschien Monsieur de Villefort, vom Geschrei herbeigerufen, auf der Schwelle des Zimmers. Morrel ließ Valentine los, die halb ohnmächtig war, sprang zurück in die Ecke des Zimmers und verschwand beinahe hinter einem Vorhang. Bleich, als hätte er eine Schlange vor seinen Augen sich ganz emporrichten sehen, heftete er einen eisigen Blick auf den mit dem Tode ringenden Unglücklichen. Noirtier bebte vor Ungeduld und Schrecken; seine Seele flog dem armen Alten zu Hilfe, der mehr sein Freund als sein Diener war. Man sah den furchtbaren Kampf des Lebens und des Todes auf seiner Stirn durch das Anschwellen der Adern und die Zusammenziehung einiger um die Augen herum lebendig gebliebener Muskeln sich entspinnen. Barrois lag mit zuckendem Gesicht, blutunterlaufenen Augen und rückwärts gekehrtem Hals auf dem Boden, den er mit seinen Händen schlug, während seine steifen Beine eher zu brechen als sich zu biegen schienen. Ein leichter Schaum säumte seine Lippen, und er keuchte schmerzlich. Betäubt stand Villefort einen Moment lang da, die Augen auf diese Szene geheftet, die seit dem Eintritt in das Zimmer seine Blicke fesselte. Er hatte Morrel nicht gesehen. Nach einer kurzen Pause stummer Betrachtung, während der man sein Gesicht erblassen und die Haare auf seinem

Haupte sich sträuben sah, stürzte er zur Tür und rief: »Doktor! Doktor! Kommen Sie! Kommen Sie!«

»Madame! Madame!« rief Valentine, ihrer Stiefmutter rufend, indem sie sich an den Wänden der Treppe stieß. »Kommen Sie! Kommen Sie schnell und bringen Sie Ihr Riechfläschchen mit.«

»Was gibt es?« fragte die gefaßte Stimme Madame de Villeforts zurück.

»Oh! Kommen Sie! Kommen Sie!«

»Aber wo ist denn der Doktor?« rief Villefort. »Wo ist er?«

Madame de Villefort ging langsam hinab; man hörte die Bretter unter ihren Füßen knarren. In der einen Hand hielt sie das Taschentuch, mit dem sie sich das Gesicht abtrocknete, in der andern ein Fläschchen mit englischen flüchtigen Salzen. Bei der Tür angekommen, fiel ihr erster Blick auf Noirtier, dessen Gesicht, mit Ausnahme einer in einer solchen Lage sehr natürlichen Gemütsaufregung, eine unveränderte Gesundheit verriet; ihr zweiter Blick traf den Sterbenden. Sie erblaßte, und ihr Auge sprang sozusagen von dem Diener auf den Herrn zurück.

»Aber um des Himmels willen, Madame, wo ist der Doktor? Er ging zu Ihnen. Es ist ein Schlagfluß, wie Sie wohl sehen, mit einem Aderlaß wird man ihn retten.«

»Hat er vor kurzem gegessen?« fragte Madame de Villefort, der Frage ausweichend.

»Madame«, antwortete Valentine, »er hat nicht gefrühstückt, ist aber diesen Morgen sehr gelaufen, um einen vom lieben Großpapa erhaltenen Auftrag zu vollziehen. Nach der Heimkehr trank er bloß ein Glas Limonade.«

»Ah!« äußerte Madame de Villefort. »Warum nicht Wein? Limonade ist eine sehr schlechte Wahl.«

»Die Limonade war da in der Flasche des Großvaters zur Hand; der arme Barrois hatte Durst; er trank, was er fand.«

Madame de Villefort bebte; Noirtier schaute sie mit seinem durchbohrenden Blick an.

»Er bekommt kaum Luft«, bemerkte sie.

»Madame«, sagte Villefort, »ich frage Sie, wo Monsieur d'Avrigny ist, um des Himmels willen, antworten Sie!«

»Er ist in Edouards Zimmer, der ein wenig leidend ist«, versetzte Madame de Villefort, die nicht länger ausweichen konnte.

Villefort stürzte zur Treppe, um ihn selbst zu holen.

»Hier«, sagte die junge Frau, indem sie Valentine ihr Fläschchen gab, »ohne Zweifel wird man ihn zur Ader lassen. Ich gehe wieder in mein Zimmer hinauf, denn ich kann den Anblick des Blutes nicht ertragen.«

Und sie folgte ihrem Gatten.

Morrel trat aus seiner düsteren Ecke hervor, wohin er sich zurückgezogen und wo ihn niemand gesehen hatte, so groß war die Ergriffenheit.

»Gehen Sie schnell fort, Maximilien!« sagte Valentine zu ihm, »und warten Sie, bis ich Sie rufe. Gehen Sie!«

Morrel fragte Noirtier durch eine Gebärde. Noirtier, der seine ganze Kaltblütigkeit bewahrte, gab ihm ein bejahendes Zeichen. Er drückte Valentines Hand an sein Herz und entfernte sich durch den geheimen Korridor. Zu gleicher Zeit traten Villefort und der Doktor durch die entgegengesetzte Tür ein. Barrois begann, zu sich zu kommen; die Krise war vorüber, seine Sprache stellte sich wieder stöhnend ein, und er erhob sich auf ein Knie. D'Avrigny und Villefort trugen Barrois auf ein Sofa.

»Was ordnen Sie an, Doktor?« fragte Villefort.

»Daß man Wasser und Äther bringe. Sie haben welchen im Hause?«

»Ja.«

»Man hole mir eilig Terpentinöl und ein Brechwasser.«

»Weiter!« sagte Villefort.

»Und nun möge jedermann sich entfernen.«

»Ich auch?« fragte Valentine schüchtern.

»Vorzüglich Sie, Mademoiselle!« antwortete der Doktor scharf.

Valentine schaute Monsieur d'Avrigny erstaunt an, küßte Monsieur Noirtier auf die Stirn und ging fort. – Hinter ihr schloß der Doktor die Türe mit düsterer Miene.

»Sehen Sie! Sehen Sie, Doktor, er kommt wieder zu sich; es war nur ein unbedeutender Anfall.«

Monsieur d'Avrigny lächelte mit einer düsteren Miene.

»Wie ist Ihnen, Barrois?« fragte der Doktor.

»Ein wenig besser, Monsieur.«

»Können Sie dieses Glas ätherisches Wasser trinken?«

»Ich will es probieren, aber berühren Sie mich nicht.«

»Warum?«

»Weil es mich dünkt, daß ich, wenn Sie mich auch nur mit der Fingerspitze berührten, den Anfall wieder bekommen würde.«

»Trinken Sie!«

Barrois nahm das Glas, näherte es seinen violetten Lippen und leerte es etwa zur Hälfte.

»Wo fühlen Sie Schmerzen?« fragte der Doktor.

»Überall; ich leide an furchtbaren Krämpfen.«

»Fühlen Sie sich geblendet?«

»Ja.«

»Ohrensausen?«

»Gräßlich.«

»Wann hat Sie dies befallen?«

»Soeben erst.«

»Schnell?«

»Wie der Blitz!«

»Gestern nichts? Vorgestern nichts?«

»Nichts.«

»Keine Schlaflosigkeiten? Keine Beschwerden?«

»Nein.«

»Was haben Sie heute gegessen?«

»Ich habe nichts gegessen, sondern nur ein Glas Limonade von meinem Herrn getrunken, weiter nichts.«

Und Barrois machte mit dem Kopf ein Zeichen, um auf Noirtier zu weisen, der regungslos in seinem Lehnstuhl diese schreckliche Szene betrachtete, ohne sich die geringste Bewegung, ohne sich nur ein Wort entschlüpfen zu lassen.

»Wo ist diese Limonade?« fragte der Doktor rasch.

»In der Flasche, unten.«

»Wo unten?«

»In der Küche.«

»Soll ich sie holen, Doktor?« fragte Villefort.

»Nein, bleiben Sie da und achten Sie darauf, daß der Kranke den Rest dieses Glases Wasser trinkt.«

»Aber jene Limonade...«

»... hole ich selbst.«

D'Avrigny sprang zur Türe, öffnete sie, eilte die Diensttreppe hinab und hätte beinahe Madame de Villefort zu Boden gerannt, die ebenfalls in die Küche hinunterging. Sie stieß einen Schrei aus. D'Avrigny gab nicht einmal darauf acht; von der Gewalt einer einzigen Idee fortgerissen, sprang er über die letzten drei bis vier Stufen, lief in die Küche und erblickte die Flasche, zu drei Vierteln leer, auf dem Tablett. Er stürzte sich darauf, wie ein Adler auf seine Beute. Keuchend stieg er wieder in das Erdgeschoß hinauf und kehrte in das Zimmer zurück. Madame de Villefort ging langsam die Trep-

pe hinauf, die in ihre Wohnung führte.

»Ist dies die nämliche Flasche, welche hier war?« fragte d'Avrigny.

»Ja, Herr Doktor.«

»Ist dies die nämliche Limonade, die Sie tranken?«

»Ich glaube.«

»Wie fanden Sie den Geschmack derselben?«

»Der Geschmack war bitter.«

Der Doktor goß einige Tropfen Limonade in seine hohle Hand, schlürfte sie mit seinen Lippen und spuckte die Flüssigkeit, nachdem er den Mund damit ausgespült hatte, wie man es mit dem Wein macht, den man kosten will, in den Kamin.

»Es ist wohl die nämliche«, äußerte er. »Und tranken Sie auch davon, Monsieur Noirtier?«

»Ja«, zwinkerte der Greis.

»Und Sie haben ebenfalls den Geschmack derselben bitter gefunden?«

»Ja.«

»Ah! Herr Doktor«, rief Barrois, »soeben bekomme ich wieder einen Anfall. Mein Gott und Herr, habe Erbarmen mit mir!«

Der Doktor eilte zum Kranken. »Villefort, sehen Sie, ob das Brechwasser kommt.«

Villefort sprang fort und rief: »Das Brechwasser! Das Brechwasser! Hat man es gebracht?«

Niemand antwortete; der größte Schrecken herrschte im Haus.

»Wenn ich etwas hätte, um ihm Luft in die Lunge einblasen zu können«, sagte d'Avrigny, um sich schauend, »vielleicht gelänge es, dem Schlaganfall vorzubeugen. Aber nein! Nichts! Nichts!«

»Oh! Monsieur«, schrie Barrois, »werden Sie mich so ohne Hilfe sterben lassen? Oh! Ich sterbe! Mein Gott! Ich sterbe!«

»Eine Feder! Eine Feder!« sagte der Doktor. Er gewahrte eine auf einem Tisch. Er versuchte, die Feder in den Mund des Kranken zu stecken, der inmitten seiner Konvulsionen vergebliche Anstrengungen machte, sich zu erbrechen. Allein die Kinnladen waren so zusammengepreßt, daß die Feder nicht eindringen konnte. – Barrois war von einem noch heftigeren nervösen Anfall ergriffen, als der erste war. Er glitt vom Sofa auf den Boden und wurde starr. Der Doktor überließ ihn diesem Anfall, den er nicht zu erleichtern vermochte, und ging zu Noirtier.

»Wie befinden Sie sich?« fragte er hastig und leise.
»Wohl?«

»Ja.«

»Leicht oder schwer im Magen? Leicht?«

»Ja.«

»Wie zur Zeit, da Sie die Pille nahmen, die ich Ihnen an jedem Sonntag geben ließ?«

»Ja.«

»Hat Barrois Ihre Limonade bereitet?«

»Ja.«

»Haben Sie ihn zu trinken veranlaßt?«

»Nein.«

»Monsieur de Villefort?«

»Nein.«

»Madame?«

»Nein.«

»Dann Valentine also?«

»Ja.«

Ein Seufzer von Barrois, ein Gähnen, daß fast die Knochen der Kinnlade krachten, zogen die Aufmerksamkeit d'Avrignys

auf sich; er verließ Noirtier und eilte zum Kranken. »Barrois«, fragte der Doktor, »können Sie sprechen?«

Barrois stammelte einige unverständliche Worte.

»Versuchen Sie eine Anstrengung, mein Freund.«

Barrois sperrte wieder seine blutunterlaufenen Augen auf.

»Wer hat die Limonade gemacht?«

»Ich.«

»Haben Sie dieselbe gleich nach ihrer Bereitung Ihrem Herrn gebracht?«

»Nein.«

»Haben Sie sie also irgendwo gelassen?«

»In der Speisekammer; man rief mir.«

»Wer rief Ihnen?«

»Mademoiselle Valentine.«

D'Avrigny schlug sich vor die Stirn. »Oh! Mein Gott! Mein Gott!« murmelte er.

»Doktor! Doktor!« rief Barrois, der einen dritten Anfall kommen fühlte.

»Wird man denn das Brechwasser nicht bringen?« rief der Doktor aus.

»Da ist ein Glas, soeben bereitet«, antwortete Villefort ein tretend.

»Von wem?«

»Vom Apothekergehilfen, der mit mir kam.«

»Trinken Sie!«

»Unmöglich, Doktor, es ist zu spät; meine Kehle ist gekrampft, ich ersticke! Oh, mein Herz! Oh, mein Kopf! Oh, welche Hölle!... Werde ich lange so leiden müssen?«

»Nein, nein, mein Freund«, antwortete der Doktor, »Sie werden bald nicht mehr leiden.«

»Ah! Ich verstehe Sie!« rief der Unglückliche aus. »Mein

Gott, hab Erbarmen mit mir!« – Und einen Schrei ausstoßend, stürzte er, wie vom Blitze getroffen, rückwärts zu Boden.

D'Avrigny legte eine Hand auf sein Herz, näherte einen Spiegel seinen Lippen.

»Nun denn?« fragte Villefort.

»Sagen Sie in der Küche, daß man mir eiligst Veilchensirup bringe.«

Villefort ging sogleich hinab.

»Erschrecken Sie nicht, Monsieur Noirtier«, sagte d'Avrigny, »ich trage den Kranken in ein anderes Zimmer, um ihn zur Ader zu lassen; wahrhaftig, diese Anfälle sind gräßlich anzuschauen.« Und Barrois unter den Armen fassend, schleppte er ihn in ein angrenzendes Zimmer, aber beinahe sogleich kehrte er zu Noirtier zurück, um den Rest der Limonade zu nehmen. Noirtier schloß das rechte Auge.

»Valentine, nicht wahr? Sie wollen Valentine? Ich will sagen, daß man sie Ihnen schicke.«

Villefort kam wieder herauf, d'Avrigny begegnete ihm im Korridor. »Nun denn?« fragte er.

»Kommen Sie«, sagte d'Avrigny. Und er führte ihn in das Zimmer.

»Noch immer ohnmächtig?« fragte der Staatsanwalt.

»Er ist tot.«

Villefort fuhr drei Schritte zurück, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und erwiderte, den Leichnam anschauend, mit unzweideutigem Mitleid: »So schnell tot!...«

»Ja, sehr schnell, nicht wahr?« versetzte d'Avrigny. »Doch darüber dürfen Sie sich nicht verwundern: Monsieur und Madame de Saint-Méran sind ebenso schnell gestorben. Oh! In Ihrem Hause stirbt man schnell, Monsieur de Villefort!«

»Wie?« rief der Staatsanwalt mit einem Ton des Entsetzens und der Bestürzung aus. »Sie kommen deswegen auf jene schreckliche Idee zurück?«

»Immer, Monsieur, immer«, antwortete d'Avrigny feierlich, »denn sie verließ mich nicht einen Augenblick, und damit Sie wirklich überzeugt sein können, daß ich mich diesmal nicht täusche, so hören Sie mich wohl an, Monsieur de Villefort.«

Villefort zitterte konvulsivisch.

»Es gibt ein Gift, welches tötet, fast ohne eine Spur zurückzulassen. Ich kenne dieses Gift gut, ich studierte es in allen Zuständen, die es hervorbringt, in allen Erscheinungen, die es erzeugt. Dieses Gift erkannte ich soeben bei dem armen Barrois, wie ich es bei Madame de Saint-Méran erkannt habe. Es gibt ein Verfahren, das Vorhandensein dieses Giftes zu erkennen: Es stellt die blaue Farbe des durch eine Säure rotgefärbten Lackmuspapiers wieder her und färbt Veilchensirup grün. Wir haben kein Lackmuspapier, aber da bringt man eben den von mir verlangten Veilchensirup.«

Wirklich hörte man Schritte im Korridor; der Doktor öffnete ein wenig die Tür, nahm aus den Händen der Zofe ein Gefäß, auf dessen Grund sich einige Löffel voll Sirup befanden, und verschloß die Tür wieder. »Sehen Sie«, sagte er zum Staatsanwalt, dessen Herz so heftig schlug, daß man es hätte hören können, »sehen Sie in dieser Tasse Veilchensirup und in dieser Flasche den Rest der Limonade, von welcher Monsieur Noirtier und Barrois einen Teil getrunken haben. Wenn die Limonade rein und unverfälscht ist, wird der Sirup seine Farbe behalten; ist die Limonade vergiftet, so wird der Sirup grün werden. Geben Sie acht!«

Der Doktor goß langsam einige Tropfen Limonade aus der Flasche in die Tasse, und auf der Stelle sah man auf dem Boden der Tasse eine Wolke sich bilden; diese Wolke nahm anfangs eine blaue Farbe an, dann ging sie vom Saphirblau ins Opalmilchblaue und vom Opalmilchblauen ins Smaragdgrüne über. Bei dieser letzteren Farbe angekommen, fixierte sie sich sozusagen darin. Das Experiment ließ keinen Zweifel mehr übrig. »Der unglückliche Barrois ist mit der falschen Angustura oder mit der Sankt-Ignatius-Bohne vergiftet worden«,

sagte d'Avrigny, »nun würde ich vor den Menschen und vor Gott dafür gutstehen.«

Villefort sprach nichts, aber er hob die Hände zum Himmel empor, rollte wild die Augen und sank wie niedergeschmettert in einen Lehnstuhl.

80. KAPITEL

Die Beschuldigung

Monsieur d'Avrigny hatte den Staatsanwalt bald wieder zu sich gebracht, der wie ein zweiter Leichnam in dieser Leichenkammer schien.

»Oh! Der Tod ist in meinem Hause!« rief Villefort aus.

»Sagen Sie... das Verbrechen«, erwiderte der Doktor.

»Monsieur d'Avrigny«, rief Villefort aus, »ich kann Ihnen nicht schildern, was in diesem Augenblick in meinem Innern vorgeht, es ist Schrecken, Schmerz, Wahnsinn.«

»Ja«, versetzte Monsieur d'Avrigny mit einer imponierenden Ruhe, »aber ich glaube, es ist Zeit, daß wir handeln. Ich glaube, es ist an der Zeit, daß wir diesem Strom von Dahinsterven einen Damm setzen. Ich für meine Person fühle mich nicht fähig, noch länger solche Geheimnisse zu tragen, ohne die Hoffnung, bald die Sühne für die Gesellschaft und für die Opfer zu erleben.«

Villefort warf einen düsteren Blick um sich. »In meinem Hause«, murmelte er, »in meinem Hause!«

»Nun, Herr Staatsanwalt«, sagte d'Avrigny, »seien Sie ein Mann, Ausleger des Gesetzes, ehren Sie sich durch eine Aufopferung.«

»Sie machen mich beben, Doktor, eine Aufopferung!«

»Eben dies meine ich.«

»Sie haben also jemand in Verdacht?«

»Ich habe niemand in Verdacht; der Tod klopft an Ihre Türe, er tritt ein, er geht von Zimmer zu Zimmer, nicht blind, sondern intelligent, wie er ist. – Wohlan, ich bin ihm auf der Spur, ich erkenne seinen Gang; ich nehme die Weisheit der Alten an, ich taste mich vor, denn meine Freundschaft für Ihre Familie, meine Achtung für Sie, sind zwei um meine Augen gewundene Binden. Nun gut...«

»Oh! Sprechen Sie, sprechen Sie, Doktor, ich werde Mut beweisen.«

»Wohlan, Monsieur, Sie haben bei Ihnen, im Schoß Ihres Hauses, vielleicht Ihrer Familie, eine von jenen gräßlichen Erscheinungen, von denen jedes Jahrhundert eine hervorbringt. Locusta und Agrippina, zu gleicher Zeit lebend, sind eine Ausnahme, die den Ingrim der Vorsehung beweist, indem sie das von so vielen Verbrechen befleckte römische Reich zu verderben strebten. Brunhilde und Fredegunde sind die Resultate der peinlichen Mühe einer Zivilisation in ihrer Schöpfungsgeschichte, worin der Mensch den Geist beherrschen lernte, wär' es auch durch den Abgesandten der Finsternis. Nun denn, alle jene Frauen waren jung und schön gewesen oder waren es noch. Man hatte auf ihrer Stirn dieselbe Unschuldsblüte gesehen, die man auch auf der Stirn der Strafbaren wiederfindet, die in Ihrem Hause ist.«

Villefort stieß einen Schrei aus, rang die Hände und schaute den Doktor mit einer flehenden Gebärde an.

Aber dieser fuhr ohne Mitleid fort: »Suche den, welchem das Verbrechen nützt, sagt ein Grundsatz der Jurisprudenz.«

»Doktor«, rief Villefort aus, »ach! Doktor, wie oft ist nicht die menschliche Gerechtigkeit durch diese unseligen Worte getäuscht worden! Ich weiß nicht, aber es dünkt mir, daß dieses Verbrechen...«

»Ah! Sie geben doch endlich zu, daß das Verbrechen existiert!«

»Ja, ich gebe es zu. Was wollen Sie? Ich muß wohl. Aber lassen Sie mich fortfahren. Ich habe die Vermutung, sage ich, daß dieses Verbrechen eigentlich mir gilt und nicht den Opfern. Ich argwöhne irgendein Mißgeschick für mich unter allen diesen Mißgeschicken.«

»Oh! Der Mensch«, murmelte d'Avrigny, »ist das selbstsüchtigste von allen Tieren, das egoistischste von allen Geschöpfen und glaubt stets, daß nur für ihn die Erde kreist, die Sonne glänzt, der Tod mäht – wie eine Ameise, die von der Höhe eines Grashalmes herab Gott lästert! Und haben jene, die das Leben verloren, nichts verloren? Monsieur de Saint-Méran, Madame de Saint-Méran, Monsieur Noirtier...«

»Wie, Monsieur Noirtier?...«

»Ei ja! Glauben Sie etwa, daß man es auf jenen unglücklichen Diener gemünzt hatte? Nein, nein, er starb wie Shakespeares Polonius für einen andern. – Noirtier sollte die Limonade trinken; Noirtier trank sie nach der logischen Ordnung der Dinge; der andere trank sie nur durch Zufall, und obgleich Barrois gestorben ist, so war es Noirtier, der sterben sollte.«

»Warum aber starb dann mein Vater nicht?«

»Ich sagte es Ihnen schon eines abends im Garten, nach dem Tode der Madame de Saint-Méran: weil sein Körper an dieses Gift gewöhnt ist, weil die an sich unbedeutende Dosis für jeden andern tödlich gewesen wäre, weil endlich am Ende niemand weiß, auch nicht der Mörder, daß ich seit einem Jahr die Lähmung von Monsieur Noirtier mit Brucin behandle. Dagegen weiß der Mörder und hat sich durch die Erfahrung davon überzeugt, daß das Brucin ein stark wirkendes Gift ist.«

»Mein Gott! Mein Gott!« murmelte Villefort, die Hände ringend.

»Folgen Sie dem Vorgehen des Verbrechers: Er tötet Monsieur de Saint-Méran.«

»Oh! Doktor!«

»Ich wollte es beschwören; was man mir von den Symptomen sagte, stimmt allzugut mit dem überein, was ich mit meinen Augen sah.«

Villefort hörte auf zu bestreiten und brach in ein Stöhnen aus.

»Er tötet Monsieur de Saint-Méran«, wiederholte der Doktor, »er tötet Madame de Saint-Méran: Da gibt es eine doppelte Erbschaft einzustreichen.«

Villefort trocknete den Schweiß, der von seiner Stirn rann.

»Hören Sie gut zu?«

»Ach«, stammelte Villefort, »ich verliere kein Wort, kein einziges.«

»Monsieur Noirtier«, fuhr Monsieur d'Avrigny mit seiner unbarmherzigen Stimme fort, »Monsieur Noirtier hatte kürzlich gegen Sie, gegen Ihre Familie, kurz zugunsten der Armen sein Testament gemacht; Monsieur Noirtier bleibt verschont, man erwartet nichts von ihm. Aber kaum hat er sein erstes Testament zurückgenommen, kaum das zweite gemacht, als man ihm aus Furcht, er möchte ohne Zweifel ein drittes machen, zu Leibe rückt: Das Testament ist von vorgestern, glaube ich. Wie Sie sehen, verlor man keine Zeit dabei.«

»Oh! Erbarmen! Monsieur d'Avrigny!«

»Kein Erbarmen, Monsieur! Der Arzt hat eine heilige Mission auf Erden. Um sie zu erfüllen, ist er zu den Quellen des Lebens emporgestiegen und hinunter zu den geheimnisvollen Schatten des Todes. Wenn das Verbrechen begangen wurde und Gott, ohne Zweifel darüber entsetzt, seinen Blick vom Verbrecher abwendet, muß der Arzt sagen: Da ist er!«

»Erbarmen mit meiner Tochter, Monsieur!« murmelte Villefort.

»Sie selbst haben sie genannt, Sie... ihr Vater!«

»Erbarmen mit Valentine! Hören Sie, dies ist unmöglich. Ebenso gerne würde ich mich selbst beschuldigen! Valentine,

ein diamantreines Herz, eine Lilie der Unschuld!«

»Kein Erbarmen, Herr Staatsanwalt, die Verbrecherin ist auf frischer Tat ertappt. Mademoiselle de Villefort hat selbst die Arzneimittel eingepackt, die Monsieur de Saint-Méran geschickt wurden, und Monsieur de Saint-Méran ist gestorben. Mademoiselle de Villefort hat den Saft für Madame de Saint-Méran bereitet, und Madame de Saint-Méran ist gestorben. Mademoiselle de Villefort nahm Barrois, den man hinaus-schickte, die Flasche mit Limonade aus der Hand, die der Greis gewöhnlich den Morgen über leert, und der Greis ent-ging dem Tode nur durch ein Wunder. Mademoiselle de Vil-lefort ist die Schuldige! Sie ist die Giftmischerin! Herr Staats-anwalt, ich übergebe Ihnen Mademoiselle de Villefort. Tun Sie Ihre Pflicht.«

»Doktor, ich widerstehe nicht mehr, ich verteidige mich nicht mehr, ich glaube Ihnen; aber schonen Sie aus Erbarmen mein Leben, meine Ehre!«

»Monsieur de Villefort«, versetzte der Doktor mit steigen-dem Eifer, »es gibt Fälle, in denen ich alle Grenzen der alber-nen menschlichen Rücksichtnahme überschreite. – Hätte Ihre Tochter nur ein erstes Verbrechen begangen und sähe ich sie ein zweites ausbrüten, so würde ich zu Ihnen sagen: Warnen Sie sie; strafen Sie sie; möge sie den Rest ihres Lebens in ir-gendeiner Klausur, in irgendeinem Kloster mit Weinen und Beten zubringen. Hätte sie ein zweites Verbrechen begangen, so würde ich zu Ihnen sagen: Monsieur de Villefort, hier ist ein Gift, das die Giftmischerin nicht kennt, ein Gift, gegen welches kein Gegengift bekannt ist: rasch wie der Gedanke, schnell wie der Blitz, tödlich wie dessen Strahl. Geben Sie ihr dieses Gift, ihre Seele Gott empfehlend, und retten Sie so Ihre Ehre und Ihr Leben, denn sie hat es damit auf Sie abgesehen. Und ich sehe, wie sie sich mit ihren heuchlerischen Seufzern und mit ihren süßen Ermahnungen Ihrem Gefühl nähert! We-he Ihnen, Monsieur de Villefort, wenn Sie sich nicht beeilen, ihr zuvorzukommen!... Dies würde ich zu Ihnen sagen, hätte

sie nur zwei Personen getötet. Aber sie hat drei Todeskämpfen beigewohnt, sie hat drei Sterbende betrachtet, sie hat sich zu drei Leichen hingekniet: dem Henker die Giftmischerin! Dem Henker! Sie sprechen von Ihrer Ehre – tun Sie, was ich Ihnen sage, und die Unsterblichkeit harrt Ihrer!«

Villefort sank auf die Knie. »Hören Sie«, sagte er, »ich habe jene Kraft nicht, die Sie besitzen, oder vielmehr die Sie nicht besäßen, wenn es sich, anstatt um meine Tochter Valentine, um Ihre Tochter Madeleine handeln würde.«

Der Doktor erblaßte.

»Doktor, jeder Mann, eines Weibes Sohn, ist geboren, um zu leiden und zu sterben. Doktor, ich werde leiden und den Tod erwarten.«

»Nehmen Sie sich in acht«, erwiderte Monsieur d'Avrigny, »er wird langsam sein... dieser Tod... Sie werden ihn sich nähern sehen, nachdem er zuvor Ihren Vater, Ihre Frau, vielleicht Ihren Sohn, weggerafft hat.«

Unter Atemkrämpfen umschlang Villefort des Doktors Arm. »Hören Sie mich!« rief er aus. »Beklagen Sie mich, helfen Sie mir... Nein, meine Tochter ist nicht schuldig... Schleppen Sie uns vor ein Tribunal, auch dann werde ich sagen: Nein, meine Tochter ist nicht schuldig... es gibt kein Verbrechen in meinem Hause. Ich will nicht... hören Sie... daß es ein Verbrechen in meinem Hause gibt, denn wenn das Verbrechen irgendwo eintritt, so ist es wie der Tod: es kommt nicht allein. Hören Sie, was liegt Ihnen daran, wenn ich durch Meuchelmord sterbe?... Sind Sie mein Freund, sind Sie ein Mann, haben Sie ein Herz?... Nein, Sie sind Arzt!... Nun gut, ich sage Ihnen, nein, meine Tochter wird von mir nicht den Händen des Henkers überliefert!... Ah! Dies ist ein Gedanke, der mich verzehrt, der mich antreibt, wie ein Wahnsinniger meine Brust mit meinen Nägeln zu zerfleischen!... Und wenn Sie sich täuschten, Doktor? Wenn es eine andere Person wäre als meine Tochter?... Wenn ich eines Tages bleich wie ein Ge-

spenst zu Ihnen kommen und sagen würde: Mörder! Du hast mein Tochter getötet!... Sehen Sie,... wenn dies geschähe,... ich bin ein Christ, Monsieur d'Avrigny, und dennoch würde ich mich töten!...«

»Gut«, entgegnete der Doktor nach einer Pause des Schweigens, »ich werde warten.«

Villefort schaute ihn an, als ob er noch an seinen Worten zweifelte.

»Nur«, fuhr Monsieur d'Avrigny mit langsamer und feierlicher Stimme fort, »wenn irgend jemand von Ihrer Familie erkrankt, wenn Sie selbst sich leidend fühlen, so lassen Sie mich nicht holen, denn ich werde nicht mehr kommen. Ich will zwar dieses schreckliche Geheimnis mit Ihnen teilen, aber ich will nicht, daß die Schande und die Gewissensbisse in meinem Gewissen wuchern wie das Verbrechen und das Unglück in Ihrem Haus.«

»Sie verlassen mich also, Doktor?«

»Ja, denn ich kann Ihnen nicht weiter folgen und bleibe nur am Fuße des Schafotts stehen. Irgendeine andere Offenbarung wird kommen, die das Ende dieses entsetzlichen Trauerspieles herbeiführen wird. Leben Sie wohl!«

»Doktor, ich bitte Sie inständig!«

»Alle Schrecken, die mein Denken erschauern lassen, machen mir Ihr Haus verhaßt und unselig. Leben Sie wohl, Monsieur!«

»Ein Wort, nur noch ein einziges Wort, Doktor! Sie entfernen sich und lassen mir das ganze Entsetzen der Lage zurück, ein Entsetzen, das Sie durch das vergrößerten, was Sie mir offenbarten. Aber was wird man von dem augenblicklichen, plötzlichen Tode dieses armen, alten Dieners sagen?«

»Richtig«, erwiderte Monsieur d'Avrigny, »begleiten Sie mich hinaus!«

Der Doktor ging zuerst hinaus, Monsieur de Villefort folgte

ihm; die Diener standen besorgt in den Korridoren und auf den Treppen, wohin der Arzt kommen mußte.

»Monsieur«, sagte d'Avrigny zu Villefort, mit so lauter Stimme, daß ihn jedermann hörte, »der arme Barrois saß seit einiger Zeit zu viel; ehemals gewohnt, mit seinem Herrn, zu Pferde oder im Wagen, die vier Ecken von Europa zu durchreiten, hat er sich durch den einförmigen Dienst in dem Umkreis eines Lehnstuhles getötet. Das Blut ist träge geworden. Er war fett, sein Hals dick und kurz; der Schlagfluß befiel ihn, und man setzte mich zu spät davon in Kenntnis. – Apropos«, fügte er ganz leise bei, »vergessen Sie ja nicht, diese Tasse mit Veilchensirup in den Kehrriech zu werfen.«

Und der Doktor entfernte sich, ohne Villeforts Hand zu berühren, ohne einen einzigen Augenblick auf das zurückzukommen, was er gesagt hatte, von den Tränen und Wehklagen aller Leute im Hause begleitet.

Noch am selben Abend baten alle Diener Villeforts, die sich in der Küche versammelt und lang miteinander gesprochen hatten, Madame de Villefort um die Erlaubnis, ihren Dienst quittieren zu dürfen. Kein Zureden, kein höheres Lohnangebot konnte sie zurückhalten; auf alle Worte erwiderten sie: »Wir wollen fort, weil der Tod im Haus ist.«

Sie gingen also fort, ungeachtet aller an sie gestellten Bitten, ihr lebhaftes Bedauern ausdrückend, so gute Gebieter zu verlassen, und vorzüglich die so gute, so wohlthätige und so sanfte Valentine.

Villefort schaute bei diesen Worten Valentine an.

Sie weinte.

Sonderbar! Inmitten der Gemütsbewegung, die diese Tränen in ihm hervorriefen, schaute er auch Madame de Villefort an, und es dünkte ihm, ein flüchtiges und düsteres Lächeln über ihre dünnen Lippen gleiten zu sehen, jenen unheimlichen Meteoren ähnlich, die man zwischen zwei Wolken auf dem Grunde eines stürmischen Himmels zucken sieht.

81. KAPITEL

Das Zimmer des ehemaligen Bäckers

Am Abend jenes Tages, an dem der Graf de Morcerf das Haus Danglars mit einer Scham und Wut verlassen hatte, wie sie die Ablehnung des Bankiers begreiflicherweise hervorgerufen hatte, war Monsieur Andrea Cavalcanti mit frisierten und glänzenden Haaren, gespitztem Schnauzbart und enganliegenden weißen Handschuhen in seinem offenen Wagen fast aufrecht stehend, in den Hof des Bankiers in der Chaussée d'Antin gefahren. Nach Ablauf eines zehnminütigen Geplauders im Salon war es ihm gelungen, Danglars in eine Fenster-nische zu ziehen, und hier schilderte er, nach einer geschickten Einleitung, die Widrigkeiten seines Lebens seit der Abreise seines edlen Vaters. Seit dieser Abreise habe er, wie er sagte, in der Familie des Bankiers, die ihn so gütig wie einen Sohn aufgenommen, alle Bürgschaften des Glückes gefunden, die ein Mann immer vor den Launen der Leidenschaft suchen wolle, und er sei so glücklich gewesen, auch seine Leidenschaft an den schönen Augen von Mademoiselle Danglars entzünden zu können. Danglars hörte ihn mit der größten Aufmerksamkeit an; schon seit einigen Tagen erwartete er diese Erklärung, und als sie endlich kam, wurde sein Blick ebenso heiter, als er bei Morcerfs Eröffnung verschlossen und düster geworden war. Er wollte jedoch den Antrag des jungen Mannes nicht so einfach hinnehmen, ohne ihm einige vertrauliche Bemerkungen zu machen.

»Monsieur Andrea«, fragte er ihn, »sind Sie nicht ein wenig zu jung, um ans Heiraten zu denken?«

»Ei, nein, Monsieur«, antwortete Cavalcanti, »ich finde dies nicht im Mindesten: In Italien heiraten die vornehmen Herren

in der Regel jung. Dies ist nur zu natürlich: das Leben ist so wechselvoll, daß man das Glück sogleich festhalten muß, wenn es auf Griffweite an uns vorüberzieht.«

»Setzen wir nun den Fall, Monsieur«, erwiderte Danglars, »daß Ihre Anträge, welche mich ehren, meiner Frau und meiner Tochter genehm sind. Mit wem werden wir alles Nötige besprechen können? Dies ist, wie mir dünkt, eine wichtige Unterhandlung, die nur die Väter für das Glück ihrer Kinder schicklich zu führen wissen.«

»Monsieur, mein Vater ist ein kluger Mann, voll Schicklichkeit und Verstand. Er sah den wahrscheinlichen Fall vorher, daß ich den Wunsch hegen würde, mich in Frankreich zu etablieren. Er ließ mir also bei seiner Abreise neben allen Papieren, die meine Identität belegen, einen Brief zurück, worin er mir, sollte ich eine ihm angenehme Wahl treffen, hundertfünfzigtausend Livres Renten vom Tage meiner Heirat an zusichert. Dies ist, nach meiner beiläufigen Schätzung, der vierte Teil der Einkünfte meines Vaters.«

»Ich war immer gesonnen«, äußerte Danglars, »meiner Tochter bei ihrer Vermählung fünfhunderttausend Francs zu geben; sie ist übrigens meine einzige Erbin.«

»Nun denn«, versetzte Andrea, »die Sache ginge vortrefflich, wie Sie sehen, vorausgesetzt, daß meine Bitte von der Frau Baronin Danglars und Mademoiselle Eugénie nicht abgeschlagen wird. Wir haben somit einhundertfünfzigtausend Livres Rente zu unserer Verfügung. Nehmen wir an, ich erwirke von dem Marquis, daß er mir, anstatt es als Rente auszubezahlen, das Kapital gibt... was nicht leicht sein wird, ich weiß es wohl, aber doch sein kann... so würden Sie uns diese zwei bis drei Millionen rentabel anlegen, und zwei bis drei Millionen in geschickten Händen können immerhin zehn Prozent eintragen.«

»Ich nehme Geld immer nur zu vier an«, bemerkte der Bankier, »höchstens zu viereinhalb. Meinem Schwiegersohn gäbe

ich jedoch fünf, und wir würden den Gewinn teilen.«

»Wohlan, vortrefflich, Schwiegervater«, entgegnete Cavalcanti, indem er sich von der etwas gewöhnlichen Natur hinreißen ließ, die bisweilen, ungeachtet seiner Anstrengungen, durch die aristokratische Hülle brach, womit er seine Natur zu verdecken suchte. Aber sofort wieder einlenkend, sagte er:

»Oh! Verzeihen Sie, Monsieur! Sie sehen, schon die Hoffnung macht mich fast verrückt, was gelänge erst der Wirklichkeit!«

»Ohne Zweifel«, fragte Danglars, der nicht bemerkte, wie dieses anfangs uneigennütziges Gespräch schnell in ein geschäftliches überging, »gibt es einen Teil Ihres Vermögens, den Ihnen Ihr Vater nicht vorenthalten kann?«

»Welchen?« fragte der junge Mann.

»Jenen, der von Ihrer Mutter herrührt.«

»Ei, richtig, jenen, der von meiner Mutter Leonora Corsinari herrührt.«

»Und wie hoch könnte dieser Vermögensteil sein!«

»Ach, natürlich«, antwortete Andrea, »ich versichere Ihnen, Monsieur, daß ich mich nie ernstlich darum bekümmerte; aber ich schätze ihn auf mindestens zwei Millionen.«

Danglars empfand jene Art von freudiger Atembeklemmung, welche den Geizigen befallt, der einen verlorenen Schatz wiederfindet oder einen dem Ertrinken nahen Menschen, der unter seinen Füßen den festen Boden statt des Bodenlosen spürt, das ihn zu verschlingen drohte.

»Nun denn, Monsieur«, fragte Andrea, vor dem Bankier mit zarter Ehrerbietung sich verbeugend, »darf ich hoffen?...«

»Monsieur Andrea«, antwortete Danglars, »hoffen Sie und glauben Sie zuversichtlich, daß diese Angelegenheit, wenn kein Hindernis von Ihrer Seite den Gang derselben aufhält, beschlossen ist.«

»Ah! Sie erfüllen mich mit Freude, Monsieur!« erwiderte

Andrea.

»Aber wie kommt es denn«, fragte Danglars erwägend, »daß der Herr Graf von Monte Christo, Ihr Beschützer in dieser Pariser Welt, nicht mit Ihnen kam, um diese Bitte vorzutragen?«

Andrea errötete unmerklich. »Ich komme soeben vom Grafen, Monsieur«, antwortete er, »er ist unstrittig ein charmanter Mann, besitzt aber eine unbegreifliche Originalität: Er zollte mir seinen vollen Beifall; er sagte mir sogar, er zweifle nicht, daß mein Vater keinen Augenblick unschlüssig sein werde, mir das Kapital statt der Rente zu geben; er versprach mir seinen Einfluß, um mir zu helfen, dies von ihm zu erwirken; aber er erklärte mir, daß er die Verantwortung für einen Heiratsantrag niemals persönlich übernahm und niemals übernehmen würde. Aber ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er beifügte: Wenn er diesen Widerwillen jemals bedauert habe, so sei es in Beziehung auf mich, indem er der Meinung sei, daß die projektierte Heirat glücklich und passend sein würde. Übrigens, wenn er offiziell nichts tun wolle, behalte er sich vor, wie er mir sagte, Ihnen zu antworten, wenn Sie mit ihm sprechen werden.«

»Ah! Sehr wohl!«

»Nun bin ich mit dem fertig«, sagte Andrea mit seinem anmutigsten Lächeln, »was ich mit dem Schwiegervater zu sprechen hatte, und wende mich an den Bankier.«

»Was wollen Sie von ihm?« fragte Danglars lächelnd.

»Ich habe übermorgen viertausend Francs bei Ihnen einzulösen; allein der Graf meinte, daß der kommende Monat vielleicht eine Vermehrung von Ausgaben veranlassen dürfte, zu deren Bestreitung mein kleines Junggeselleneinkommen nicht genügen könnte, und hier ist eine Anweisung von zwanzigtausend Francs, die er mir, ich sage nicht geschenkt, aber gegeben hat. Sie ist von ihm eigenhändig unterzeichnet, wie Sie sehen. Sind Sie damit einverstanden?«

»Bringen Sie mir Anweisungen wie diese in Höhe von einer Million, und ich nehme sie an«, versetzte Danglars, indem er die Anweisung in seine Tasche steckte. »Nennen Sie mir die Stunde für morgen, und mein Kassendiener wird mit einer Quittung von vierundzwanzigtausend Francs zu Ihnen kommen.«

»Um zehn Uhr morgens, wenn Sie so gefällig sein wollen; je früher, desto besser; ich möchte morgen aufs Land fahren.«

»Meinetwegen; um zehn Uhr; noch immer im Hôtel des Princes?«

»Ja.«

Am andern Tage waren, mit einer Zeiteinhaltung, die der Pünktlichkeit des Bankiers Ehre machte, die vierundzwanzigtausend Francs bei dem jungen Mann, der wirklich wegfuhr und zweihundert Francs für Caderousse zurückließ. Andreas Hauptzweck bei dieser Ausfahrt war, seinem gefährlichen Freund auszuweichen. Daher kehrte er am Abend so spät als möglich heim. Aber kaum hatte er den Hof betreten, als der Portier des Hotels ihm entgegentrat, der mit dem Käppchen in der Hand seiner harrete.

»Monsieur«, sprach er, »jener Mann ist gekommen.«

»Welcher Mann?« fragte Andrea nachlässig, als hätte er jenen vergessen, dessen er sich im Gegenteil nur allzugut erinnerte.

»Jener, dem Eure Exzellenz diese kleine Rente aushändigen.«

»Ah! Ja«, versetzte Andrea, »jener alte Diener meines Vaters. Nun gut, gaben Sie ihm die zweihundert Francs, die ich für ihn zurückließ?«

»Ja, Exzellenz, pünktlich.« Andrea ließ sich Exzellenz nennen.

»Er wollte sie aber nicht nehmen«, fuhr der Portier fort.

Andrea erblaßte, nur konnte ihn niemand erblassen sehen,

da es Nacht war.

»Wie? Er wollte sie nicht nehmen?« fragte er mit einer leicht bewegten Stimme.

»Nein, er wollte mit Eurer Exzellenz sprechen. Ich antwortete, Sie seien ausgefahren. Er bestand darauf. Zuletzt aber schien er sich überzeugen zu lassen und gab mir diesen Brief, den er versiegelt brachte.«

»Geben Sie ihn her«, sagte Andrea.

Er las bei der Laterne seines Wagens:

Du weißt, wo ich wohne; ich erwarte Dich morgen früh um neun Uhr.

Andrea untersuchte das Siegel, um zu sehen, ob es aufgebrochen worden war und ob indiskrete Blicke in das Innere des Briefes dringen konnten; allein dieser war mit einem solchen Aufwand zusammengefoldet worden, daß man, um ihn zu lesen, das Siegel hätte erbrechen müssen. Aber das Siegel war völlig unversehrt.

»Sehr wohl«, äußerte er. »Der arme Mensch! Er ist ein sehr vortreffliches Wesen!«

Er verließ den Portier, der von diesen Worten sehr erbaut war, und nicht wußte, wen er mehr bewundern sollte, den jungen Mann oder den alten Diener.

»Spannen Sie schnell aus und kommen Sie zu mir herauf«, sagte Andrea zu seinem Bediensteten.

In zwei Sprüngen war der junge Mann in seinem Zimmer und hatte den Brief von Caderousse verbrannt und war gerade dabei, sogar die Asche davon zu vernichten, als der Diener eintrat.

»Du hast dieselbe Figur wie ich, Pierre!« sagte er zu ihm.

»Ich habe diese Ehre, Exzellenz«, antwortete der Diener.

»Du hast doch die neue Livrée, die man dir gestern brach-

te?«

»Ja, Monsieur.«

»Ich habe mit einer hübschen Grisette zu tun, der ich weder meinen Titel noch meinen Stand sagen will; leihe mir deine Livrée und bringe mir deine Papiere, damit ich nötigenfalls in einem Wirtshaus übernachten kann.«

Pierre gehorchte. Fünf Minuten später verließ Andrea, völlig verkleidet, das Hôtel, ohne erkannt zu werden, nahm eine Droschke und ließ sich in das Wirtshaus zum roten Rosse in Piepus fahren. Am andern Tage verließ er das Wirtshaus zum roten Rosse, wie er das Hôtel des Princes verlassen hatte, nämlich unbemerkt, ging nach Saint-Antoine hinunter, blieb an der Tür des dritten Hauses links stehen und schaute sich nach jemanden um, bei dem er sich in Abwesenheit des Portiers erkundigen konnte.

»Wen suchen Sie, mein hübscher Junge?« fragte die Obsthändlerin von gegenüber.

»Monsieur Pailletin, wenn Sie so freundlich wären.«

»Einen Bäcker, der sein Geschäft aufgegeben hat?« fragte die Obsthändlerin.

»Richtig, der ist es.«

»Er wohnt im Hof hinten, links, im dritten Stockwerk.«

Andrea schlug den bezeichneten Weg ein und fand im dritten Stockwerk eine Hasenpfote, die er mit einer Anwandlung von übler Laune in Tätigkeit setzte, welche die Schelle durch ihre hastige Bewegung verspürte. Eine Sekunde später erschien das Gesicht von Caderousse am Gitter der Tür.

»Ah! Du bist pünktlich«, sagte er. Und er schob den Riegel zurück.

»Verflucht!« versetzte Andrea eintretend. Und er schleuderte sein Livréekäppchen vor sich hin, das neben dem Stuhl landete, und ging ungestüm durch das ganze Zimmer.

»Nun, nun«, sagte Caderousse, »ärgere dich nicht, mein

Lieber. Sieh, ich dachte an dich. Schau nur ein wenig das gute Frühstück an, welches wir bekommen werden; lauter Sachen, die du liebst, alle Wetter!«

Wirklich atmete Andrea einen Küchengeruch ein, dessen starke Düfte einen gewissen Eindruck auf einen ausgehungerten Magen nicht verfehlten. Es war ein Gemisch von frischem Fett und Knoblauch, das Wahrzeichen der französischen Provinzküche unteren Rangs. Es war außerdem der Geruch eines Fisches, der eine Scharre gebildet hat, dazu der scharfe Duft von Muskatnuß und Würznelke. All das dunstete aus zwei bauchigen und zugedeckten, auf zwei Platten gestellten Schüsseln und aus einer Kasserolle auf, die im Bratrohr eines gußeisernen Ofens brutzelte. Andrea sah außerdem in einem Nebenzimmer einen ziemlich reinlichen Tisch mit zwei Gedecken, zwei Flaschen versiegelten Weins, die eine grün, die andere gelb, ein gutes Maß Likör in einer Karaffe und ein Durcheinander von kunstvoll auf einem großen Fayenceteller arrangierten Früchten.

»Was hältst du davon, mein Lieber?« fragte Caderousse. »He! Wie lieblich dies duftet! Ah! Ich war ein guter Koch dort unten: Du erinnerst Dich, wie man sich nach meiner Küche die Finger leckte? Und du warst der erste, der meine Saucen kostete und sie nicht verschmähte, glaub' ich!« Und Caderousse begann Zwiebeln als Beilage zu häuten.

»Gut, gut«, sagte Andrea unwillig. »Bei Gott! Wenn du mich gestört hast, damit ich mit dir frühstücke, so hole dich der Teufel.«

»Mein Sohn«, entgegnete Caderousse überschwenglich, »während des Essens plaudert man; und findest du denn, Undankbarer, der du bist, kein Vergnügen daran, ein wenig deinen Freund zu sehen? Ich weine vor Freude darüber.« Caderousse weinte wirklich, nur war es schwierig, zu sagen, ob die Freude oder die Zwiebeln auf die Tränendrüse des ehemaligen Wirts am Pont du Gard wirkten.

»Sei doch still, Heuchler!« versetzte Andrea. »Du liebst mich, du?«

»Ja, ich liebe dich, oder der Teufel soll mich holen; das ist eine Schwäche«, antwortete Caderousse, »ich weiß es wohl, aber sie ist stärker als ich.«

»Was dich nicht hinderte, daß du mich kommen ließest, um mir irgendeinen schlimmen Streich zu spielen.«

»Geh doch!« erwiderte Caderousse, sein langes Messer an seiner Schürze abtrocknend. »Würde ich, wenn ich dich nicht liebte, das elende Leben ertragen, das du mir bereitest? Sieh nur, du hast das Kleid deines Dieners an, also hast du einen Diener. Ich habe keinen, ich muß meine Gemüse selbst putzen: du findest an meiner Küche kein Behagen, weil du im Hôtel des Princes dinierst oder im Café de Paris. Nun denn, auch ich könnte einen Diener haben, auch ich könnte ein Tilbury haben, auch ich könnte dinieren, wo ich möchte. Nun denn, warum entbehre ich all das? Um meinem lieben Benedetto nicht lästig zu fallen. Nun, gesteh wenigstens, daß ich es könnte, he!« Und ein vielsagender Blick von Caderousse vollendete den Sinn seiner Äußerung.

»Nun«, erwiderte Andrea, »nehmen wir an, daß du mich liebst. Warum forderst du dann, daß ich komme, um mit dir zu frühstücken?«

»Um dich zu sehen, mein Kleiner.«

»Um mich zu sehen? Wozu, da wir alle unsere Bedingungen im voraus geordnet haben?«

»Ei, lieber Freund«, fragte Caderousse, »gibt es denn Testamente ohne Zusätze? Doch du kamst zunächst, um zu frühstücken, nicht wahr? Also setze dich, und fangen wir mit diesen Sardellen und mit dieser frischen Butter an, die ich dir zuliebe, du Schelm, auf Weinblätter legte. Ah! Ja, du betrachtest mein Zimmer, meine vier Strohstühle, meine Bilder, den Rahmen zu drei Francs. Ei, was willst du? Das ist nicht das Hôtel des Princes.«

»Ja, du bist jetzt mißmutig, du bist nicht mehr glücklich und verlangtest doch nur das Leben eines Bäckers zu führen, der sich zur Ruhe gesetzt hat.«

Caderousse seufzte.

»Nun denn, was hast du darauf zu erwidern? Dein Traum ist erfüllt worden.«

»Ich habe zu erwidern, daß es ein Traum ist. Ein Bäcker, der sich zur Ruhe gesetzt hat, ist reich, hat Renten.«

»Bei Gott, du hast ja Renten.«

»Ich?«

»Ja, du, weil ich dir deine zweihundert Francs auszahle.«

Caderousse zuckte die Achseln. »Es ist demütigend«, sagte er, »auf solche Art ungern gegebenes Geld zu erhalten, kurz dauerndes Geld, das mir von heute auf morgen entzogen werden kann. Du siehst wohl ein, daß ich Ersparnisse für den Fall beiseite legen muß, daß dein Wohlstand aufhört. Ei, mein Freund, das Glück ist unbeständig, wie der Feldprediger des... Regiments sagte. Ich weiß wohl, daß dein Glück unermesslich ist, Bösewicht. Du wirst die Tochter von Danglars heiraten.«

»Wie? Von Danglars?«

»Gewiß... von Danglars! Muß ich nicht sagen: vom Baron Danglars? Dies wäre, als ob ich sagen wollte: vom Grafen Benedetto... Danglars war mein Freund, und hätte er kein so schlechtes Gedächtnis, so sollte er mich zu deiner Hochzeit einladen... da er auf die meinige gekommen... ja, ja, ja, auf die meinige! Ei, damals war er nicht so stolz. Er war ein unbedeutender Angestellter bei dem guten Monsieur Morrel. Ich dinierte mehr als einmal mit ihm und dem Grafen de Morcerf... Du siehst, daß ich schöne Bekanntschaften habe und daß wir, wollte ich sie nur ein klein wenig kultivieren, in den gleichen Salons zusammenkämen.«

»Hör doch auf, dein Neid macht, daß du den Himmel voll

Geigen siehst, Caderousse.«

»Gut, mein Benedetto, man weiß, was man sagt. Vielleicht wird man dereinst auch seinen Sonntagsstaat anziehen und bei einem Torweg rufen: ›Aufgemacht, wenn's beliebt!‹ Bis dahin setze dich und laß uns essen!«

Caderousse ging mit gutem Beispiel voran und begann mit großem Appetit zu frühstücken, alle Gerichte lobend, die er seinem Gast auftrug. Dieser schien seinen Entschluß zu fassen, entkorkte mutig die Flaschen und griff mit dem Fischstecher den Fisch mit der Knoblauch- und Ölscharre an.

»Ah! Gevatter«, äußerte Caderousse, »es scheint, daß du dich mit deinem ehemaligen Haushofmeister wieder ausöhnst!«

»Meiner Treu, ja«, antwortete Andrea, bei dem, da er jung und kräftig war, der Appetit für den Augenblick die Oberhand über alles andere gewann.

»Und du findest es gut, Spitzbube!«

»So gut, daß ich nicht begreife, wie ein Mensch, der so gute Sachen frikassiert und ißt, finden kann, daß das Leben schlecht sei.«

»Siehst du«, entgegnete Caderousse, »dies rührt davon her, daß mein ganzes Glück durch einen einzigen Gedanken verbittert ist.«

»Durch welchen?«

»Daß ich auf Kosten eines Freundes lebe, da ich sonst immer meinen Lebensunterhalt selbst ordentlich erwarb.«

»Oh! Oh! Dies darf dich nicht kümmern«, versetzte Andrea, »ich habe genug für zwei, geniere dich nicht.«

»Nein, wahrhaftig, du kannst mir glauben oder nicht, am Ende eines jeden Monates fühle ich Gewissensbisse.«

»Guter Caderousse!«

»Und zwar so, daß ich gestern die zweihundert Francs nicht nehmen wollte.«

»Ja, du wolltest mit mir sprechen. Waren es aber wirklich Gewissensbisse?«

»Wirkliche Gewissensbisse. Und dann stieg ein Gedanke in mir auf.«

Andrea bebte; er bebte immer bei den Gedanken von Caderousse.

»Es ist armselig, siehst du«, fuhr jener fort, »immer so das Ende des Monats erwarten zu müssen.«

»Ei«, erwiderte Andrea philosophisch, entschlossen, seinen Gefährten anzustacheln, »ist nicht das Leben ein ständiges Erwarten? Tu ich, zum Beispiel, etwas anderes? Nun denn, ich gedulde mich, nicht wahr?«

»Ja, weil du, anstatt erbärmliche zweihundert Francs zu erwarten, fünf- bis sechstausend, vielleicht zehn-, vielleicht sogar zwölftausend erwartest, denn du bist ein Geheimniskrämer; dort unten hattest du immer Spargroschen, Sparbüchsen, die du vor deinem armen Freund Caderousse zu verheimlichen suchtest. Zum Glück besaß er eine feine Nase, der fragile Freund Caderousse.«

»Da beginnst du schon wieder abzuschweifen«, entgegnete Andrea, »und immer wieder von Vergangenen zu sprechen; aber wozu ist es gut, immer auf Altes zurückzukommen, frage ich dich?«

»Ah! Dies kommt daher, daß du einundzwanzig Jahre alt bist und das Vergangene vergessen kannst. Ich zähle fünfzig und bin wohl genötigt, mich daran zu erinnern. Doch gleichviel, sprechen wir wieder von Geschäften.«

»Ja.«

»Ich wollte sagen, daß ich, wenn ich an deiner Stelle wäre...«

»Nun denn?«

»... Dann würde ich eine Halbjahreszahlung im voraus...«

»Wie? Du würdest eine Halbjahreszahlung im voraus?...«

»Ja, ich würde eine Halbjahreszahlung im voraus fordern, unter dem Vorwande, daß ich wählbar werden und einen Meierhof kaufen will – und mich dann mit meinem Geld aus dem Staube machen.«

»Ei, ei, ei«, sagte Andrea, »dies ist vielleicht gar kein übler Einfall.«

»Mein lieber Freund«, versetzte Caderousse, »iß von meiner Küche und befolge meine Ratschläge. Du wirst dich dabei körperlich und moralisch nicht schlechter befinden.«

»Nun gut«, fragte Andrea, »warum befolgst du nicht selbst den Rat, den du gibst? Warum läßt du dir nicht eine halbjährige, ja sogar eine ganzjährige Vorauszahlung geben und ziehst dich damit nach Brüssel zurück? Anstatt einem Bäcker zu gleichen, der sich von den Geschäften zurückgezogen hat, würdest du wie ein Bankrotteur aussehen, der es sich gutgehen läßt. Das würde dir anstehen.«

»Aber was zum Teufel soll ich, nach deiner Meinung, mit zwölfhundert Francs anfangen?«

»Ah! Caderousse«, erwiderte Andrea, »wie begehrlisch du wirst! Vor zwei Monaten starbst du vor Hunger.«

»Der Appetit kommt während des Essens«, versetzte Caderousse, seine Zähne zeigend, wie ein lachender Affe oder wie ein knurrender Tiger. »Daher«, fügte er hinzu, indem er mit den ungeachtet seines Alters sehr weißen und sehr spitzen Zähnen einen ungeheueren Bissen Brot abbiß, »hab ich einen Plan entworfen.«

Die Pläne von Caderousse erschreckten Andrea noch mehr als seine Gedanken: Die Gedanken waren nur der Keim, der Plan war die Verwirklichung.

»Laß diesen Plan hören«, sagte er, »er muß hübsch sein!«

»Warum nicht! Der Plan, mittels dessen wir die Anstalt des Monsieur Chose verließen... von wem kam er, he? Von mir, denk' ich; er war auch gar nicht so übel, dünkt mir, da wir ja

hier sind!«

»Ich stelle es nicht in Abrede«, antwortete Andrea. »Du hast bisweilen gute Einfälle; aber laß doch deinen Plan hören!«

»Sprich«, fuhr Caderousse fort, »kannst du, ohne einen Sou auszugeben, mir so etwa fünfzehntausend Francs zukommen lassen... nein, fünfzehntausend Francs sind nicht genug; mit weniger als dreißigtausend Francs kann ich nicht wieder ein rechtschaffener Mann werden!«

»Nein«, antwortete Andrea trocken, »nein, das kann ich nicht.«

»Du hast mich nicht verstanden, wie es scheint«, versetzte Caderousse gelassen mit einer ruhigen Miene. »Ich sagte dir... ohne einen Sou auszugeben.«

»Du willst doch nicht, daß ich stehlen soll, um meine ganze Angelegenheit zu verderben und die deinige mit der meinigen, und daß man uns dort wieder hinunterführe!«

»Oh«, sagte Caderousse, »mir ist es ganz gleichgültig, wenn man mich wieder packt. Ich bin ein drolliger Bursche, weißt du; ich habe bisweilen Sehnsucht nach den Kameraden. Ich bin nicht wie du, Herzloser, der du sie nie wieder sehen möchtest!«

Andrea tat diesmal mehr als beben, er erblaßte.

»Nun, Caderousse, keine Albernheiten«, erwiderte er.

»Nein doch! Sei deswegen unbesorgt, mein lieber Benedetto; aber deute mir eine Möglichkeit an, wie ich an diese dreißigtausend Francs kommen könnte, ohne dich in etwas hineinzuziehen. Du brauchst mich nur machen lassen, weiter nichts!«

»Also gut, ich werde sehen, ich werde suchen!« antwortete Andrea.

»Aber inzwischen wirst du meinen Monatsbetrag auf fünfhundert Francs erhöhen, nicht wahr, Junge? Es wandelt mich eine sonderbare Sucht an, ich möchte eine Haushälterin neh-

men!«

»Nun denn, du wirst deine fünfhundert Francs bekommen«, sagte Andrea, »aber es fällt mir schwer, mein armer Caderousse, ... du mißbrauchst...«

»Pah!« äußerte Caderousse. »Da du doch aus bodenlosen Geldkisten schöpfst.«

Man hätte meinen mögen, daß Andrea seinen Gefährten auf diesem Punkt erwartete, ein so schneller Blitz funkelte in seinem Auge, der freilich sogleich erlosch.

»Dies ist die Wahrheit«, antwortete Andrea, »und mein Gönner benimmt sich vortrefflich gegen mich.«

»Dieser liebe Gönner«, erwiderte Caderousse, »gibt dir also monatlich?...«

»Fünftausend Francs«, entgegnete Andrea.

»Ebenso viele Tausende, als du mir Hunderte gibst«, sagte Caderousse. »Wahrhaftig, nur die Bastarde haben Glück. Fünftausend Francs monatlich... Wie zum Teufel kann man all das unter die Leute bringen!«

»Ei, mein Gott, das ist gar schnell ausgegeben; daher bin ich, wie du, ich möchte auch wohl ein Kapital haben.«

»Ein Kapital... ja... ich begreife... jedermann möchte gerne ein Kapital haben.«

»Nun denn, ich werde eines bekommen.«

»Und wer wird es dir geben? Dein Prinz?«

»Ja, mein Prinz; leider muß ich warten.«

»Auf was mußt du warten?« fragte Caderousse.

»Auf seinen Tod.«

»Auf den Tod deines Prinzen?«

»Ja.«

»Wieso?«

»Weil er mich in sein Testament gesetzt hat.«

»Ist das wahr?«
»Auf mein Ehrenwort!«
»Mit wieviel?«
»Mit fünfhunderttausend Livres.«
»Sonst nichts? Dank für das wenige.«
»Es ist so, wie ich dir sage.«
»Geh doch, es ist nicht möglich!«
»Caderousse, bist du mein Freund?«
»Wie nicht! Auf Leben und Tod.«
»Na, dann will ich dir ein Geheimnis mitteilen.«
»Sprich!«
»Aber das sag' ich dir...«
»Oh! Bei meiner Seele! Ich bin stumm wie ein Karpfen.«
»Nun denn, ich glaube...« Andrea hielt um sich schauend inne.
»Du glaubst?... Fürchte dich nicht, bei Gott! Wir sind allein.«
»Ich glaube, daß ich meinen Vater wiedergefunden habe.«
»Deinen echten Vater?«
»Ja.«
»Nicht den Vater Cavalcanti?«
»Nein, weil dieser wieder fortgereist ist; den echten, wie du sagst.«
»Und dieser Vater ist...«
»Nun denn, Caderousse, dieser Vater ist... der Graf von Monte Christo.«
»Pah!«
»Ja, du begreifst – so erklärt sich alles. Er kann mich nicht offen anerkennen, wie es scheint, aber er läßt mich durch Monsieur Cavalcanti anerkennen, dem er fünfzigtausend

Francs dafür gibt.«

»Fünzigtausend Francs, um dein Vater zu sein! Ich hätte es für die Hälfte dieses Geldes getan, für zwanzigtausend, für fünfzehntausend. Warum dachtest du nicht an mich, Undankbarer!«

»Wußte ich es, da sich alles zutrug, während wir dort unten waren?«

»Ah! Es ist wahr! Und du sagst, daß er dir in seinem Testament...«

»Fünfhunderttausend Livres hinterläßt.«

»Weißt du es gewiß?«

»Er hat mir's gezeigt; aber dies ist nicht alles.«

»Ist ein Zusatz dabei, wie ich eben erst sagte?«

»Wahrscheinlich.«

»Und in diesem Zusatz?...«

»Anerkennt er mich.«

»Oh! Der gute Mann von einem Vater, der brave Mann von einem Vater, der ehrlichste Mann von einem Vater!« rief Caderousse aus, indem er einen Teller in der Luft sich drehen ließ, den er mit seinen beiden Händen hielt.

»Jetzt sag weiter, daß ich dir Geheimnisse verhehle!«

»Nein, und dein Vertrauen ehrt mich in meinen Augen. Und dein prinziplicher Vater ist also reich, sehr reich!«

»Ich glaube wohl. Er kennt sein Vermögen nicht.«

»Ist's möglich!«

»Ei, ich seh's doch, da ich zu jeder Stunde Zutritt bei ihm habe. Neulich brachte ihm ein Bankbediensteter fünfzigtausend Francs in einem Portefeuille, so dick wie deine Tasche; gestern brachte ihm sein Bankier hunderttausend Francs in Gold.«

Caderousse war betäubt; es dünkte ihm, die Worte des jungen Mannes hätten den Klang des Metalles, und er höre

Louisdor-Kaskaden rauschen.

»Und du gehst in dieses Haus!« rief er treuherzig aus.

»Sooft ich will.«

Caderousse sann einen Augenblick nach. Es war leicht zu sehen, daß er in seinem Innern einen wichtigen Gedanken ausbrütete. Dann sagte er plötzlich:

»Wie gerne möchte ich all das sehen, und wie schön muß dies sein!«

»Soviel ist richtig«, bemerkte Andrea, »daß es prächtig ist!«

»Und wohnt er nicht am Anfang der Champs-Élysées?«

»Nummer 30.«

»Ah!« sagte Caderousse. »Nummer 30!«

»Ja, ein schönes, alleinstehendes Haus zwischen Hof und Garten. Du erkennst es sofort.«

»Das ist möglich. Allein nicht das Äußere beschäftigt mich, sondern das Innere: was für schöne Möbel müssen darin sein, he!«

»Hast du bisweilen die Tuileries gesehen?«

»Nein.«

»Nun denn, in jenem Hause ist es noch schöner.«

»Sag, Andrea, es muß einträglich sein, sich zu bücken, wenn dieser gute Herr Monte Christo seine Börse fallen läßt?«

»Oh! Mein Gott, es lohnt sich nicht der Mühe, auf diesen Augenblick zu warten«, antwortete Andrea, »das Geld liegt in diesem Hause herum wie die Früchte in einem Obstgarten.«

»Höre, du solltest mich einmal dahin mitnehmen.«

»Wie und unter welchem Vorwand?«

»Du hast recht; aber du treibst mir das Wasser in den Mund; ich muß dies schlechterdings sehen – Ich werde ein Mittel dazu finden.«

»Keine Dummheiten, Caderousse!«

»Ich werde mich als Parkettschleifer vorstellen.«

»Es sind überall Teppiche.«

»Ah! Ich Dummkopf! Dann muß ich mich begnügen, es in der Einbildung zu sehen.«

»Das ist das beste, glaube mir.«

»Versuche wenigstens, mir begreiflich zu machen, was ich sehen könnte.«

»Wieso?«

»Nichts Leichteres. Ist das Ganze groß?«

»Weder zu groß, noch zu klein.«

»Aber wie ist's eingeteilt?«

»Ei, da müßte ich Tinte und Papier haben, um einen Plan zu zeichnen.«

»Hier!« versetzte Caderousse rasch. Und er holte auf einem alten Schreibpult ein Blatt weißes Papier, Tinte und eine Feder. »Da«, sagte Caderousse, »zeichne mir all das auf das Papier, mein Sohn.«

Andrea nahm die Feder mit einem unmerklichen Lächeln und begann: »Das Haus steht, wie ich dir sagte, zwischen Hof und Garten; siehst du, so.«

Und Andrea zeichnete den Grundriß des Gartens, des Hofes und des Hauses.

»Hohe Mauern?«

»Nein, acht bis zehn Fuß höchstens.«

»Das ist nicht vorsichtig«, bemerkte Caderousse.

»Im Hof sind Pomeranzenkästen, Rasenplätze, Blumenbeete.«

»Und keine Wolfsfallen?«

»Nein.«

»Die Ställe?«

»An den beiden Seiten des Gitters, wie du da siehst.«

Und Andrea zeichnete fort.

»Nun zum Erdgeschoß«, sagte Caderousse.

»Im Erdgeschoß: ein Speisesaal, zwei Salons, ein Billardsaal, eine Treppe zum Vorplatz und eine kleine Geheimtreppe.«

»Fenster?«

»Herrliche Fenster, so schöne, so große, daß ich wirklich glaube, daß ein Mann von deinem Wuchs durch jede Scheibe schlüpfen könnte.«

»Wofür, zum Teufel hat man Treppen, wenn man solche Fenster hat?«

»Was willst du? Luxus!«

»Aber Fensterläden?«

»Ja, Fensterläden, deren man sich aber niemals bedient. Dieser Graf von Monte Christo ist ein Original, der den Himmel sogar bei Nacht gern sieht.«

»Und wo schlafen die Diener?«

»Oh! Sie haben ihr eigenes Haus. Stelle dir einen hübschen Wagenschuppen rechts bei dem Eingang vor, worin man die Leitern aufbewahrt. Nun denn, auf diesem Wagenschuppen befindet sich eine Reihe von Zimmern für die Diener, mit Schellen, die mit den Zimmern in Verbindung stehen.«

»Ah, zum Teufel! Schellen!«

»Was sagt du?...«

»Nichts. Ich sage, daß die Vorrichtung mit den Schellen sehr viel kostet; und wozu nützen sie, frage ich dich!«

»Ehedem war ein Hund da, der bei Nacht im Hof herumging, aber man brachte ihn in das Haus in Auteuil, du weißt, in jenes, wohin du kamst!«

»Ja.«

»Ich sagte erst gestern wieder zu ihm: ›Es ist unvorsichtig von Ihnen, Herr Graf; denn wenn Sie nach Auteuil gehen und

Ihre Diener mitnehmen, steht das Haus leer.«

»Nun denn«, fragte er, »was weiter?«

»Nun denn, was weiter? An irgendeinem passenden Tage wird man Sie bestehlen.««

»Was antwortete er?«

»Er antwortete: »Nun denn, was macht es mir aus, wenn man mich bestiehlt?««

»Andrea, er wird irgendeinen Geheimsekretär mit mechanischer Vorrichtung haben.«

»Wieso?«

»Ja, der den Dieb in einem Gitter fängt und eine Arie spielt. Man sagte mir, daß ein solcher bei der letzten Ausstellung war.«

»Er hat bloß einen Sekretär aus Mahagoni, an dem ich immer den Schlüssel stecken sah.«

»Und man bestiehlt ihn nicht?«

»Nein, die Leute, die ihn bedienen, sind ihm ganz ergeben.«

»In diesem Sekretär muß Geld liegen, he?«

»Vielleicht liegt welches darin... man kann nicht wissen, was darin liegt.«

»Und wo steht er?«

»Im ersten Stockwerk.«

»Zeichne mir doch ein wenig den Plan vom ersten Stockwerk, Junge, wie du ihn mir vom Erdgeschoß gemacht hast.«

»Das ist leicht.«

Und Andrea nahm die Feder wieder.

»Im ersten Stockwerk, siehst du, ist ein Vorzimmer, ein Salon; rechts vom Salon die Bibliothek und das Arbeitszimmer; links vom Salon ist das Schlafzimmer und ein Ankleidezimmer. Dort steht der fragliche Sekretär.«

»Hat das Ankleidezimmer ein Fenster?«

»Zwei, da und da.«

Und Andrea zeichnete zwei Fenster in das Zimmer, das im Plan die Ecke bildete und ein kleineres, dem langen Viereck des Schlafzimmers angefügtes Viereck. Caderousse wurde nachdenklich.

»Und geht er oft nach Auteuil?« fragte er.

»Zwei- bis dreimal wöchentlich; morgen, zum Beispiel, bringt er den Tag und die Nacht dort zu.«

»Weißt du es gewiß?«

»Er lud mich ein, dort zu dinieren.«

»Das laß ich mir gefallen, das ist eine Existenz«, sagte Caderousse, »ein Haus in der Stadt, ein Haus auf dem Lande!«

»Da sieht man, was es um das Reichsein ist.«

»Dinierst du dort?«

»Wahrscheinlich.«

»Schläfst du auch dort, wenn du dort dinierst?«

»Wenn ich Lust dazu habe. Ich bin bei dem Grafen wie zu Hause.«

Caderousse schaute den jungen Mann an, als wollte er ihm die Wahrheit aus der Tiefe seines Herzens herausreißen. Aber Andrea zog eine Zigarrenbüchse aus seiner Tasche, nahm eine Havanna, zündete sie gelassen an und begann ungezwungen zu rauchen.

»Wann willst du die fünfhundert Francs?« fragte er Caderousse.

»Ei, gleich jetzt, wenn du sie hast.«

Andrea zog fünfundzwanzig Louisdor aus seiner Tasche.

»Goldstückchen!« sagte Caderousse. »Nein, ich danke!«

»Wie denn, du verachtest sie?«

»Im Gegenteil, ich achte sie, aber ich will sie nicht.«

»Du wirst den Aufschlag gewinnen, Dummkopf: Das Gold

gilt fünf Sous.«

»Jawohl, und dann wird ein Wechsler den Freund Caderousse mitgehen heißen, und dann wird man die Hand darauf legen, und dann wird er sagen müssen, wer die Pächter sind, welche ihm den Grundzins in Gold bezahlen. Keine Dummheiten, Junge; bloß Geld, runde Geldstücke mit dem Bildnis irgendeines Monarchen. Zu einem Fünf-Francis-Stück kann es jedermann bringen.«

»Du begreifst doch, daß ich nicht fünfhundert Francs bei mir trage; ich hätte einen Träger nehmen müssen.«

»Nun denn, laß sie bei deinem Hausmeister zurück, der ein wackerer Mann ist; ich werde sie holen.«

»Heute?«

»Nein, morgen; heute habe ich keine Zeit.«

»Na, meinetwegen, wenn ich morgen nach Auteuil gehe, werde ich sie zurücklassen.«

»Kann ich darauf zählen?«

»Vollkommen.«

»Ich will nämlich im voraus meine Haushälterin einstellen, siehst du.«

»Stelle sie ein! Aber dann wird es zu Ende sein, he? Du wirst mich nicht mehr quälen?«

»Nie mehr.« Caderousse war so düster geworden, daß Andrea es kaum übersehen konnte. Er verdoppelte also seinen Frohsinn und seine Sorglosigkeit.

»Wie lustig du bist«, äußerte Caderousse, »man möchte meinen, du hättest deine Erbschaft schon!«

»Nein, leider!... Aber an dem Tag, da ich sie bekommen werde...«

»Nun?«

»Nun... wird man sich seiner Freunde erinnern, mehr sag' ich dir nicht.«

»Ja, weil du ein so gutes Gedächtnis hast.«

»Was willst du? Ich glaubte, du wolltest mich prellen.«

»Ich? Oh! Was für ein Einfall! Im Gegenteil will ich dir noch einen Freundesrat geben.«

»Welchen?«

»Den Diamanten hier zu lassen, den du an deinem Finger trägst. Ah! Willst du denn, daß man uns erwischt? Willst du uns denn alle beide zu Grunde richten, daß du solche Dummheiten machst!«

»Wieso?« fragte Andrea.

»Wie? Du nimmst eine Livrée, verkleidest dich als Diener und behältst an deinem Finger einen Diamanten von vier- bis fünftausend Francs!«

»Zum Henker! Du liegst richtig! Warum wirst du nicht Sachverständiger?«

»Ich verstehe mich eben auf Diamanten; ich hatte welche.«

»Ich rate dir, dich nicht damit zu brüsten«, versetzte Andrea, der, ohne sich, wie Caderousse fürchtete, über diese neue Erpressung zu erzürnen, den Ring gefällig auslieferte.

Caderousse schaute ihn so genau an, daß Andrea wohl merkte, er untersuche, ob die Kanten des Schnitts sauber geschliffen seien.

»Das ist ein falscher Diamant«, bemerkte Caderousse.

»Geh doch«, erwiderte Andrea, »du scherzt!«

»Oh! Ärgere dich nicht, dies kann man sehen.«

Und Caderousse ging zum Fenster und fuhr mit dem Diamanten über die Scheibe; man hörte das Glas schrillen. »Ich bekenne reumütig!« sagte er, den Ring an seinen kleinen Finger steckend, »ich täuschte mich; aber diese diebischen Juweliere ahmen die Steine so gut nach, daß man in ihren Läden nicht mehr zu stehlen wagt; das ist auch ein gelähmter Industriezweig.«

»Wohlan!« versetzte Andrea. »Ist es damit zu Ende? Verlangst du noch etwas von mir? Brauchst du meine Weste, willst du mein Käppchen? Genier dich nicht, wenn du schon dabei bist.«

»Nein, du bist im Grunde ein guter Kamerad. Ich halte dich nicht mehr zurück und werde trachten, mich von meinem Ehrgeiz zu heilen.«

»Nimm dich aber in acht, daß dir bei dem Verkauf dieses Diamanten nicht begegnet, was du vorhin wegen des Goldes befürchtetest.«

»Ich werde ihn nicht verkaufen, sei unbesorgt.«

»Nein, wenigstens nicht von heute bis übermorgen«, dachte der junge Mann.

»Glücklicher Spitzbube«, sagte Caderousse. »Du gehst fort und findest deine Lakaien wieder, deine Pferde, deinen Wagen und deine Verlobte!«

»Jawohl«, entgegnete Andrea.

»Höre! Ich hoffe, du wirst mir ein hübsches Hochzeitsgeschenk an dem Tag machen, an dem du die Tochter meines Freundes Danglars freist!«

»Ich sagte es dir schon, daß dies ein Hirngespinnst ist, das du dir in den Kopf gesetzt hast.«

»Wieviel Mitgift?«

»Ich sagte dir ja...«

»Eine Million?«

Andrea zuckte die Achseln.

»Es bleibt bei der Million«, fuhr Caderousse fort. »Du wirst nie so viel bekommen, als ich dir wünsche.«

»Ich danke«, sagte der junge Mann.

»Oh! Es kommt aus gutem Herzen«, fügte Caderousse mit seinem plumpen Lächeln bei. »Warte, damit ich dich hinausbegleite.«

»Es lohnt nicht der Mühe.«

»Allerdings.«

»Warum?«

»Oh! Weil eine geheime Feder an der Tür ist – eine Vorichtsmaßregel, die ich treffen zu müssen glaubte; ein Schloß von Huret & Fichet, durchgesehen und verbessert von Gaspard Caderousse. Ich werde dir auch ein solches anfertigen, wenn du Kapitalist sein wirst.«

»Ich danke«, erwiderte Andrea. »Ich werde dich acht Tage vorher davon in Kenntnis setzen.«

Sie trennten sich. Caderousse blieb auf dem Treppenabsatz, bis er Andrea nicht nur die drei Stockwerke hinabsteigen, sondern auch durch den Hof gehen sah. Dann ging er eilig in sein Zimmer, verschloß sorgfältig die Tür und begann wie ein erfahrener Architekt den ihm von Andrea zurückgelassenen Plan zu studieren. »Der liebe Benedetto«, sagte er, »würde es nicht ungern sehen, glaub' ich, zu erben, und derjenige, der diesen Tag früher herbeiführen wird, an dem er seine fünfhunderttausend Francs bekommen könnte, wäre sicher nicht sein schlechtester Freund.«

82. KAPITEL

Der Einbruch

Am Tage nach jenem, an dem das soeben von uns erzählte Gespräch stattfand, war der Graf von Monte Christo mit Ali, mehreren Dienern und mit Pferden, die er ausprobieren wollte, wirklich nach Auteuil gereist. Diese Reise, an die er selbst am vorigen Tag noch nicht dachte, und ebensowenig Andrea, wurde vor allem durch die Ankunft von Bertuccio veranlaßt, der, aus der Normandie zurückgekehrt, Nachrichten vom

Hause und von der Korvette brachte. Das Haus war bereit, und die Korvette war vor acht Tagen mit ihrer sechsköpfigen Mannschaft angekommen, lag nach Erfüllung aller verlangten Formalitäten in einer kleinen Bucht vor Anker und war bereits im Stande abzusegeln. Der Graf lobte den Eifer von Bertuccio und ermahnte ihn, sich auf eine schnelle Abreise gefaßt zu machen, da sein Aufenthalt in Frankreich keinen Monat mehr dauern werde.

»Es können Umstände eintreten«, sagte er zu ihm, »daß ich in einer Nacht den Weg von Paris nach Tréport zurücklegen muß. Ich will, daß acht Gespanne bereitstehen, die mir gestatten, diese fünfzig Meilen in zehn Stunden zu machen.«

»Eure Exzellenz hatten diesen Wunsch schon geäußert«, antwortete Bertuccio, »und die Pferde stehen bereit. Ich habe sie gekauft und an den passendsten Orten eingestellt, nämlich in Dörfern, wo in der Regel niemand anhält.«

»Gut«, erwiderte Monte Christo, »ich bleibe einen oder zwei Tage hier; richten Sie sich danach ein.«

Als Bertuccio fortging, um alles für diesen Aufenthalt Notwendige anzuordnen, öffnete Baptistin die Tür. Er trug einen Brief auf einem vergoldeten Silbertablett.

»Was tun Sie hier?« fragte der Graf, als er ihn ganz mit Staub bedeckt sah. »Ich habe Sie nicht rufen lassen, dünkt mir!«

Baptistin näherte sich dem Grafen und überreichte ihm den Brief. »Wichtig und dringend«, sagte er.

Der Graf öffnete den Brief und las:

Monsieur von Monte Christo wird in Kenntnis gesetzt, daß gerade heute nacht ein Mensch in das Haus in den Champs-Elysées sich einschleichen wird, um Papiere zu entwenden, die er im Sekretär des Ankleidezimmers versperrt wähnt. Man kennt den Herrn Grafen von Monte Christo als hinreichend mutig, um nicht die Polizei herbeizurufen, deren Ein-

greifen denjenigen sehr kompromittieren könnte, der diese Warnung gibt. Der Herr Graf wird sich, entweder durch eine Öffnung, die aus dem Schlafzimmer in das Ankleidezimmer führt, oder dort direkt lauernd, selbst Recht verschaffen können. Viele Leute und augenfällige Vorsichtsmaßregeln würden den Missetäter sicher verscheuchen und dem Herrn von Monte Christo die Gelegenheit entziehen, einen Feind zu kennen, den jene Person durch Zufall entdeckte, die dem Grafen diese Warnung sendet – eine Warnung, die sie vielleicht nicht mehr zu erneuern die Gelegenheit fände, wenn nach Vereitelung dieses ersten Unternehmens der Missetäter eine zweite versuchen sollte.

Die erste Regung des Grafen war, an eine diebische List zu glauben, an eine plumpe Falle, die ihm eine geringe Gefahr andeutete, um ihn einer ernsteren auszusetzen. Er wollte also den Brief, ungeachtet der Anempfehlung und vielleicht gerade wegen der Anempfehlung des anonymen Freundes, zu einem Polizeikommissar tragen lassen, als plötzlich der Gedanke in ihm auftauchte, daß es wirklich irgendein besonderer Feind von ihm sein könnte, den nur er zu erkennen vermochte und wobei nur er, eintretenden Falles, einen Nutzen davontragen konnte, wie es Fiesco mit dem Mohren gemacht hatte, der ihn ermorden wollte. Man kennt den Grafen; wir brauchen also nicht zu sagen, daß er ein geistreicher Mann voll Kühnheit und Kraft war, der sich mit jener Energie gegen das Unmögliche stemmte, die allein die überlegenen Menschen hervorbringt. Durch das Leben, das er geführt, durch den gefaßten und festgehaltenen Entschluß, vor nichts zurückzuweichen, war der Graf dahin gekommen, in den Kämpfen, die er bisweilen gegen die Natur unternahm, welche Gott ist, und gegen die Welt, die wohl für den Teufel gelten kann, unbekannte Genüsse zu finden. – »Nicht meine Papiere wollen sie stehlen«, sagte Monte Christo, »sie wollen mich töten; sie sind keine Diebe, sie sind Mörder. Ich will nicht, daß der Herr Po-

lizeipräfekt sich in meine Privatangelegenheiten mischt. Ich bin reich genug, meiner Treu, um in diesen Dingen sein Verwaltungsbudget zu entlasten.«

Der Graf rief Baptistin zurück, der nach Überreichen des Briefes das Zimmer verlassen hatte.

»Sie werden nach Paris zurückkehren«, sagte er, »und die Diener hierher mitnehmen, die noch dort sind. Ich bedarf in Auteuil aller meiner Leute.«

»Wird denn niemand zu Hause bleiben, Herr Graf?« fragte Baptistin.

»Allerdings, der Portier.«

»Bedenken der Herr Graf wohl, daß es von der Loge in das Haus weit ist.«

»Nun?«

»Nun, man könnte die ganze Wohnung ausplündern, ohne daß er das mindeste Geräusch vernähme.«

»Wer?«

»Ei, Diebe.«

»Sie sind ein Dummkopf, Monsieur Baptistin; sollten die Diebe auch meine ganze Wohnung ausplündern, so werden sie mir niemals die Unannehmlichkeit machen, die mir ein schlecht verrichteter Dienst bereiten würde.«

Baptistin verbeugte sich.

»Sie verstehen mich«, sagte der Graf, »nehmen Sie Ihre Kameraden vom ersten bis zum letzten mit, aber alles bleibe in seinem gewöhnlichen Zustande, Sie werden die Fensterläden des Erdgeschosses schließen, weiter nichts.«

»Und jene des ersten Stockwerks!«

»Sie wissen, daß man sie niemals schließt. Gehen Sie!«

Der Graf ließ sagen, daß er allein zu Hause dinieren und nur von Ali bedient werden wolle. Er dinierte mit seiner gewöhnlichen Ruhe und Mäßigkeit, entfernte sich nach dem Diner,

indem er Ali ein Zeichen gab, ihm zu folgen, durch die kleine Tür, erreichte den Bois du Boulogne, als ob er spazierenginge, schlug ruhig den Weg nach Paris ein und befand sich bei Anbruch der Nacht seinem Hause in den Champs-Élysées gegenüber. Alles war finster, nur ein schwaches Licht flimmerte in der Loge des Portiers, die etwa vierzig Schritte vom Hause entfernt war, wie Baptistin gesagt hatte. Monte Christo lehnte sich an einen Baum und sondierte mit jenem Auge, das sich so selten täuschte, die doppelte Allee, musterte die Vorübergehenden und schaute in die anstoßenden Straßen, um zu sehen, ob niemand im Hinterhalt liege. Nach Verlauf von zehn Minuten war er vollkommen überzeugt, daß ihn niemand belauere. Er eilte sogleich mit Ali zur kleinen Tür, trat hastig ein und ging über die Dienstbotentreppe, zu der er den Schlüssel besaß, in sein Schlafzimmer, ohne einen einzigen Vorhang zu öffnen oder zu bewegen, ohne daß selbst der Portier vermuten konnte, daß in dem Haus, das er für leer hielt, der Hauptbewohner desselben sich wieder befinde. Im Schlafzimmer angekommen, gab der Graf Ali ein Zeichen stehenzubleiben und ging dann in das Kabinett, um es zu untersuchen. Alles war darin in seinem gewöhnlichen Zustand: der wertvolle Sekretär auf seinem Platz, und der Schlüssel am Sekretär. Er versperrte ihn doppelt, steckte den Schlüssel zu sich, trat zur Tür des Schlafzimmers, nahm die doppelte Schließkappe des Riegels weg und ging wieder hinein. Inzwischen legte Ali die Waffen auf einen Tisch, die der Graf von ihm verlangt hatte, nämlich einen kurzen Karabiner und ein Paar Doppelpistolen, deren übereinandergestellte Läufe ebenso sicher zu zielen gestatten wie mit Scheibenpistolen. So bewaffnet, hielt der Graf das Leben von fünf Menschen in seinen Händen.

Es war ungefähr halb zehn Uhr; der Graf und Ali aßen rasch ein Stück Brot und tranken ein Glas spanischen Wein; dann ließ Monte Christo eine von jenen beweglichen Türfüllungen gleiten, vermittelt welcher er von einem Zimmer in das andere sehen konnte. Auf Griffweite lagen seine Pistolen und sein

Karabiner, und Ali, neben ihm stehend, hielt eines von jenen kleinen arabischen Beilen in der Hand, die seit den Kreuzzügen ihre Form nicht geändert haben. Durch eines der Schlafzimmerfenster in paralleler Richtung mit dem Ankleideraum, konnte der Graf auf die Straße sehen. So verstrichen zwei Stunden. Es war ganz finster, und doch registrierten Ali, in Folge seiner wilden Natur, und der Graf, ohne Zweifel in Folge einer erworbenen Fertigkeit, in dieser Nacht sogar die leisesten Schwingungen der Bäume im Hof. Seit langer Zeit war das schwache Licht in der Loge des Portiers erloschen. Es war zu vermuten, daß der Angriff, wenn wirklich ein Angriff vorgesehen war, über die Treppe des Erdgeschosses und nicht durch ein Fenster geschehen würde. Nach der Meinung Monte Christos strebten die Missetäter nach seinem Leben und nicht nach seinem Geld. Sie würden also den Angriff auf sein Schlafzimmer machen und in sein Schlafzimmer durch die Geheimtreppe oder durch das Fenster des Kabinetts gelangen. Er postierte Ali vor die Tür der Treppe und fuhr fort, das Kabinett zu überwachen. Es schlug drei Viertel vor zwölf auf der Uhr des Invalidendomes; der Westwind brachte auf seinen feuchten Schwingen das unheimliche Dröhnen der drei Schläge. Bei dem Verhallen des letzten Schlages glaubte der Graf ein leises Geräusch vom Kabinett her zu vernehmen. Diesem ersten Geräusch oder vielmehr diesem ersten Knirschen folgte ein zweites, dann ein drittes; bei dem vierten wußte der Graf, woran er war. Eine feste und geübte Hand war beschäftigt, die vier Seiten einer Fensterscheibe mit einem Diamanten zu durchschneiden.

Der Graf fühlte sein Herz rascher pochen. Wie abgehärtet gegen Gefahren auch die Menschen sein mögen, wie gewarnt auch vor der drohenden Gefahr, so begreifen sie doch immerhin an dem Beben ihres Herzens und an dem Schauern ihrer Nerven, den ungeheueren Unterschied, der zwischen dem Traum und der Wirklichkeit, zwischen dem Projekt und der Ausführung besteht. Monte Christo gab jedoch Ali nur ein

Zeichen, um ihn in Kenntniss zu setzen. Da dieser erkannte, daß die Gefahr aus der Richtung des Kabinetts komme, machte er einen Schritt, um sich seinem Herrn zu nähern. Monte Christo war sehr neugierig zu erfahren, mit welchen Feinden und mit wie vielen Feinden er es zu tun habe. Das Fenster, an dem man sich zu schaffen machte, lag der Öffnung gegenüber, durch die der Graf in das Ankleidezimmer schaute. Seine Augen blieben also auf jenes Fenster geheftet: Ein Schatten verdichtete die Dunkelheit; dann wurde eine Fensterscheibe plötzlich undurchsichtig, wie von außen mit einem Blatt Papier überkleistert, dann krachte die Scheibe, ohne zu fallen. Durch die angebrachte Öffnung griff eine Hand, die den Drehriegel suchte; eine Sekunde danach drehte sich das Fenster in seinen Angeln, und ein Mann trat ein. Der Mann war allein.

»Das ist ein kecker Spitzbube«, murmelte der Graf.

In diesem Moment fühlte er, daß Ali sachte seine Schulter berührte; er kehrte sich um; Ali wies auf das Fenster des Zimmers, worin sie waren und das auf die Straße ging. Monte Christo tat drei Schritte auf das Fenster zu: er kannte die ausnehmende Feinheit der Sinne des treuen Dieners. Wirklich erblickte er einen zweiten Mann, der von einer Tür wegrat, auf einen Eckstein stieg und offenbar sehen wollte, was bei dem Grafen vorging.

»Gut!« sagte er. »Es sind ihrer zwei; der eine handelt, der andere lauert.«

Er winkte Ali, den Mann auf der Straße nicht aus den Augen zu verlieren, und kehrte zu jenem des Ankleidezimmers zurück. Der Scheibendurchschneider war eingetreten und orientierte sich mit vorgestreckten Armen. Endlich schien er sich vollständige Kenntniss verschafft zu haben. Im Ankleidezimmer waren zwei Türen; er schob an beiden die Riegel vor. Als er sich der Schlafzimmertüre näherte, glaubte Monte Christo, er komme, um einzutreten, und setzte eine Pistole in Bereitschaft: Er hörte aber nur das Geräusch der Riegel, die in ihren

kupfernen Ringen glitten. Dies war eine Vorsichtsmaßregel, weiter nichts; der nächtliche Besucher, unkundig der Vorsorge des Grafen, die Schließkappen wegzunehmen, konnte sich nun für so sicher halten, als wäre er zu Hause, und in aller Ruhe handeln.

Völlig ungehindert, zog nun der Mann etwas aus seiner Tasche, was der Graf nicht zu erkennen vermochte, legte dieses etwas auf einen kleinen Tisch, ging geradewegs zum Sekretär, betastete ihn an der Stelle des Schlosses und bemerkte, daß, wider sein Erwarten, der Schlüssel fehlte. Aber der Scheibendreher war ein vorsichtiger Mann und hatte alles vorhergesehen. Der Graf hörte bald jenes Klappern von Eisen gegen Eisen, das ein bewegter Bund unförmiger Schlüssel hervorbringt, wie sie die Schlosser mitbringen, wenn man sie holen läßt, um eine Tür zu öffnen, und denen die Diebe den Namen »Nachtigallen« gegeben haben – ohne Zweifel wegen des Vergnügens, das sie bei ihrem nächtlichen Gesang empfinden, wenn sie an der Schloßfeder knirschen.

»Ah! Ah!« murmelte Monte Christo mit einem Lächeln der Enttäuschung. »Es ist nur ein Dieb.«

Aber der Mann konnte im Finstern das passende Instrument nicht finden. Nun nahm er seine Zuflucht zu dem auf den Tisch gelegten Gegenstand. Er ließ eine Feder spielen, und bald warf ein bleiches, jedoch genügend lebhaftes Licht, um sehen zu können, seinen goldgelben Widerstrahl auf die Hände und auf das Antlitz dieses Mannes.

»Ei«, sagte plötzlich Monte Christo mit einer Bewegung des Erstaunens zurückfahrend, »es ist...«

Ali schwang sein Beil.

»Geh nicht von der Stelle«, flüsterte ihm Monte Christo ganz leise zu, »und laß dein Beil da. Wir brauchen hier keine Waffen mehr.«

Dann fügte er mit noch gedämpfterer Stimme einige Worte hinzu, denn der Ausruf, wie leise er auch war, den die Überras-

sung dem Grafen entriß, war hinreichend, um den Mann zusammenzucken zu lassen, der in der Stellung des antiken Scherenschleifers geblieben war. Es war ein Befehl, den der Graf soeben erteilt hatte, denn sogleich entfernte sich Ali auf den Zehenspitzen und nahm von der Wand des Alkovens einen schwarzen Rock und einen dreieckigen Hut. Inzwischen zog Monte Christo rasch seinen Oberrock, sein Gilet und sein Hemd aus, und man konnte bei dem Lichtstrahl, der durch die Spalte der Türfüllung sickerte, auf der Brust des Grafen eines von jenen geschmeidigen und feinen Panzerwämsern erkennen, von denen vielleicht das letzte in jenem Frankreich, worin man die Dolche nicht mehr fürchtet, König Ludwig XVI. trug, der das Messer für seine Brust fürchtete und dem der Kopf mit einem Beil abgeschlagen wurde. Dieses Panzerhemd verschwand bald unter einem langen Priesterrock, wie die Haare des Grafen unter einer Perücke mit einer Tonsur; der auf die Perücke gesetzte dreieckige Hut vollendete die Verwandlung des Grafen in einen Abbé. Inzwischen hatte sich der Mann, da er nichts mehr hörte, wieder erholt, und war, während der Beschäftigung Monte Christos mit seiner Verwandlung, zum Sekretär getreten, dessen Schloß unter seiner Nachtigall zu knarren begann.

»Gut!« murmelte der Graf, der sich ohne Zweifel auf das Geheimnis der Schlosserarbeit verließ, das dem Dieb mit all seinen Dietrichen unbekannt sein mochte, so gewandt er auch war. »Gut! Es bleiben dir noch einige Minuten.« Und er trat ans Fenster.

Der Mann, den er auf einen Eckstein hatte steigen sehen, war herabgestiegen und ging immer auf der Straße auf und ab. Aber, sonderbar! Anstatt sich um jene zu kümmern, die von der Avenue des Champs-Élysées oder durch den Faubourg Saint-Honoré kommen konnten, schien er nur mit dem beschäftigt, was bei dem Grafen vorging, und alle seine Bewegungen zielten darauf ab, zu sehen, was im Ankleidezimmer geschah. Plötzlich schlug sich Monte Christo vor die Stirn,

und ließ über seine halbgeöffneten Lippen ein schweigsames Lächeln zucken. Dann näherte er sich Ali und sagte ganz leise zu ihm:

»Bleib da, im Dunkel verborgen, und was immer für ein Geräusch du hörst, was immer geschehen mag, tritt nicht ein, und zeige dich nur, wenn ich dich bei deinem Namen rufe.«

Ali erwiderte durch ein Nicken, daß er verstanden habe und gehorchen würde. Dann nahm Monte Christo aus einem Schrank eine brennende Kerze, öffnete in dem Augenblick, da der Dieb sich am eifrigsten mit seinem Schloß beschäftigte, sachte die Tür und hielt das Licht auf solche Art in seiner Hand, daß es sein ganzes Gesicht beleuchtete. Die Tür ging so leise auf, daß der Dieb kein Geräusch hörte. Aber zu seinem großen Erstaunen sah er plötzlich das Zimmer hell werden. Er kehrte sich um.

»Ei, guten Abend, lieber Monsieur Caderousse!« sagte Monte Christo. »Was des Teufels treiben Sie denn hier zu einer solchen Stunde?«

»Der Abbé Busoni!« rief Caderousse aus.

Und da er nicht wußte, wie diese seltsame Erscheinung zu ihm gekommen sei, da er doch die Türen verschlossen hatte, ließ er seinen Bund Dietriche fallen und stand regungslos und ganz verblüfft da. Der Graf stellte sich zwischen Caderousse und das Fenster und schnitt so dem erschrockenen Dieb seinen einzigen Rückzugsweg ab.

»Der Abbé Busoni!« wiederholte Caderousse, den Grafen mit verstörten Augen anschauend.

»Nun denn, ohne Zweifel, der Abbé Busoni!« versetzte Monte Christo. »Er selbst, in Person, und es freut mich sehr, daß Sie mich wiedererkennen, lieber Monsieur Caderousse. Dies beweist, daß wir ein gutes Gedächtnis haben, denn wenn ich mich nicht irre, so sind es bald zehn Jahre, daß wir uns nicht sahen.«

Diese Ruhe, diese Ironie, diese Stärke erfüllten Caderousse

mit einem schwindelmachenden Schrecken.

»Der Abbé! Der Abbé!« murmelte er, seine Hände verkrampfend und mit den Zähnen klappernd.

»Wir wollen also den Grafen von Monte Christo bestehlen!« fuhr der vermeintliche Abbé fort.

»Monsieur Abbé«, stammelte Caderousse, bemüht, an sein Fenster zu gelangen, das ihm der Graf unbarmherzig verweigerte, »Monsieur Abbé, ich weiß nicht... ich bitte Sie, zu glauben... ich schwöre Ihnen...«

»Eine durchschnittene Scheibe«, fuhr der Graf fort, »eine Blendlaterne, ein Bund Nachtigallen, ein halb aufgesprengter Sekretär: Das ist doch deutlich.«

Caderousse würgte an seiner Krawatte, suchte einen Winkel, um sich zu verstecken, eine Öffnung, um durch sie zu verschwinden.

»Nun«, sagte der Graf, »ich sehe, daß Sie immer noch derselbe sind, Herr Mörder.«

»Monsieur Abbé, da Sie alles wissen, so wissen Sie auch, daß nicht ich es bin, sondern Carconte. Dies wurde im Prozeß anerkannt, weil man mich nur zu den Galeeren verurteilte.«

»Ihre Zeit ist also um, da ich Sie auf dem Wege finde, wieder hinzukommen!«

»Nein, Monsieur Abbé, ich bin durch jemand befreit worden.«

»Dieser jemand hat der Gesellschaft einen charmanten Dienst erwiesen.«

»Ah!« versetzte Caderousse. »Ich hatte jedoch versprochen...«

»Sie sind also geflohen?« unterbrach ihn Monte Christo.

»Ach! Ja«, antwortete Caderousse sehr besorgt.

»Ein schlimmer Rückfall... Dies wird Sie, wenn ich nicht irre, direkt zum Henker führen. Desto schlimmer, desto

schlimmer, *Diavolo!* wie die Weltlichen in meiner Heimat sagen.«

»Monsieur Abbé, ich wurde hingerissen...«

»Dies sagen alle Verbrecher.«

»Die Not...«

»Schweigen Sie doch«, erwiderte Busoni verächtlich, »die Not kann einen dahin bringen, um ein Almosen zu bitten, ein Brot vor der Tür eines Bäckers zu stehlen, aber nicht einen Schreibsekretär in einem Hause aufzusprengen, das man für unbewohnt hält. Und daß Sie den Juwelier Joannès, nachdem er Ihnen fünfundvierzigtausend Francs für den Diamanten auszahlte, den ich Ihnen schenkte, töteten, um den Diamanten und das Geld zu haben – geschah dies auch aus Not?«

»Verzeihung, Monsieur Abbé«, sagte Caderousse, »Sie haben mich schon einmal gerettet, retten Sie mich auch zum zweitenmal!«

»Dies ermutigt mich nicht.«

»Sind Sie allein, Monsieur Abbé«, sagte Caderousse, die Hände faltend, »oder haben Sie etwa Gendarmen da, bereit, mich zu Packen?«

»Ich bin ganz allein«, antwortete der Abbé, »und werde wieder Erbarmen mit Ihnen haben und Sie gehen lassen, neue Untaten riskierend, die meine Schwäche veranlassen kann, wenn Sie mir die ganze Wahrheit sagen.«

»Ah! Monsieur Abbé«, rief Caderousse, die Hände faltend, aus, indem er sich Monte Christo um einen Schritt näherte, »ich kann wohl sagen, daß Sie mein Retter sind.«

»Sie behaupten, daß man Sie aus dem Zuchthaus befreite!«

»Oh! So wahr ich Caderousse heiße, Monsieur Abbé!«

»Wer befreite Sie?«

»Ein Engländer.«

»Wie hieß er?«

»Lord Wilmore.«

»Ich kenne ihn; ich werde es also erfahren, wenn Sie lügen.«

»Monsieur Abbé, ich sage die reine Wahrheit.«

»Dieser Engländer war also Ihr Gönner!«

»Nicht der meinige, sondern eines jungen Korse, der mein Kettengefährte war.«

»Wie hieß dieser junge Korse?«

»Benedetto.«

»Ist dies sein Taufname?«

»Er hatte keinen andern, er war ein Findelkind.«

»Dieser junge Mann ist also mit Ihnen entflohen?«

»Ja.«

»Auf welche Art?«

»Wir arbeiteten in Saint-Mandrier bei Toulon. Kennen Sie Saint-Mandrier?«

»Ich kenne es.«

»Nun gut, während man schlief, von Mittag bis ein Uhr...«

»Galeerensklaven halten Siesta! Bedauern Sie noch diese Schlingel!« äußerte der Abbé.

»Ei«, versetzte Caderousse, »man kann nicht immer arbeiten, man ist kein Hund.«

»Zum Glück, für die Hunde«, bemerkte Monte Christo.

»Während also die übrigen Siesta hielten, entfernten wir uns ein klein wenig, durchtrennten unsere Eisen mit einer Feile, die uns der Engländer zukommen ließ, und flüchteten schwimmend.«

»Und was ist aus diesem Benedetto geworden?«

»Ich weiß es nicht!«

»Sie sollten es jedoch wissen.«

»Nein, wahrhaftig. Wir haben uns in Hyères getrennt.« Und um seiner Beteuerung mehr Gewicht zu verleihen, näherte

sich Caderousse dem Abbé wieder um einen Schritt, der selber unbeweglich auf seinem Platze blieb, immer ruhig und fragend.

»Sie lügen!« sagte der Abbé Busoni mit einem Tone unwiderstehlicher Autorität.

»Monsieur Abbé!...«

»Sie lügen! Dieser Mann ist noch Ihr Freund, und vielleicht benützen Sie denselben als einen Mitschuldigen!«

»Oh! Monsieur Abbé...«

»Wie lebten Sie, seitdem Sie Toulon verließen? Antworten Sie!«

»Wie ich konnte.«

»Sie lügen!« entgegnete der Abbé zum drittenmal mit einem noch gebieterischeren Ton.

Caderousse schaute den Grafen erschrocken an.

»Sie lebten von dem Geld, das er Ihnen schenkte«, fuhr dieser fort.

»Nun denn, es ist wahr«, sagte Caderousse, »Benedetto ist der Sohn eines vornehmen Herrn geworden.«

»Wie kann er der Sohn eines vornehmen Herrn sein?«

»Ein unehelicher Sohn.«

»Und wie heißt dieser vornehme Herr?«

»Der Graf von Monte Christo ist es, der nämliche, bei dem wir sind.«

»Benedetto ist der Sohn des Grafen?« fragte Monte Christo erstaunt.

»Ei, man muß es wohl glauben, weil der Graf einen falschen Vater für ihn auftrieb, weil der Graf ihm monatlich viertausend Francs auswirft, weil der Graf in seinem Testament ihm fünfhunderttausend Francs vermacht.«

»Ah! Ah!« sagte der falsche Abbé, der zu begreifen begann.
»Und welchen Namen führt indessen dieser junge Mann?«

»Er heißt Andrea Cavalcanti.«

»Dann ist es ja jener junge Mann, den mein Freund, der Graf von Monte Christo, bei sich empfängt, und der Made-moiselle Danglars heiraten wird!«

»Richtig.«

»Und Sie dulden dies, Elender, der Sie sein Leben und sein Brandmal kennen!«

»Wie soll ich, Ihrer Meinung nach, einen Kameraden am glücklichen Erfolg hindern?« fragte Caderousse.

»Richtig, es ist nicht Ihre Sache, Monsieur Danglars zu warnen, sondern die meinige.«

»Tun Sie dies nicht, Monsieur Abbé...«

»Und warum?«

»Weil es unser Brot ist, um das Sie uns bringen würden!«

»Und Sie glauben, daß ich, um Elenden wie Ihnen das Brot zu erhalten, der Förderer ihrer Pläne, der Mitschuldige ihrer Verbrechen werden will?«

»Monsieur Abbé...«, versetzte Caderousse, sich weiterhin nähernd.

»Ich werde alles sagen.«

»Wem?«

»Monsieur Danglars.«

»Alle Wetter!« rief Caderousse, indem er ein offenes Messer aus seinem Gilet zog und es dem Grafen mitten in die Brust stieß: »Du wirst nichts sagen, Abbé.«

Zum großen Erstaunen von Caderousse prallte der Dolch, anstatt in die Brust des Grafen zu dringen, stumpf zurück. Zur gleichen Zeit packte der Graf mit seiner Linken die Hand des Mörders und drehte sie mit solcher Kraft, daß das Messer den erstarrten Fingern entglitt und Caderousse einen Schmerzensschrei ausstieß. Aber ohne sich um sein Geschrei zu bekümmern, fuhr der Graf fort, die Hand des Banditen so lange zu

drehen, bis dieser mit verrenktem Arm zuerst auf die Knie sank und dann mit dem Gesicht auf den Boden. Der Graf setzte ihm seinen Fuß auf den Kopf und sagte:

»Ich weiß nicht, was mich abhält, dir den Schädel zu zertreten, Bösewicht!«

»Ah! Gnade! Gnade!« rief Caderousse.

Der Graf zog seinen Fuß zurück. »Steh auf.« sagte er.

Caderousse stand wieder auf. »Donnerwetter! Was für eine Hand Sie haben, Monsieur Abbé!« sagte Caderousse, seinen Arm massierend, der von den Fleischzangen, die ihn gepackt hatten, ganz zerquetscht war. »Donnerwetter! Was für eine Hand!«

»Still! Gott verleiht mir die Kraft, ein wildes Tier zu bändigen, wie du bist. Ich handle im Namen Gottes, erinnere dich dessen, Elender, und indem ich dich in diesem Augenblick schöne, diene ich wieder den Absichten Gottes.«

»O weh!« rief Caderousse voll Schmerzen.

»Nimm diese Feder und dieses Papier und schreib, was ich dir diktieren werde!«

»Ich verstehe mich nicht aufs Schreiben, Monsieur Abbé.«

»Du lügst; nimm diese Feder und schreib!«

Caderousse, von dieser überlegenen Gewalt bezwungen, setzte sich und schrieb:

Monsieur, der Mann, den Sie bei sich empfangen und dem Sie Ihre Tochter geben möchten, ist ein ehemaliger Galeensklave, mit mir aus dem Bagno von Toulon entsprungen. Er trug die Nummer 59 und ich die Nummer 58. Er hieß Benedetto, wußte aber seinen rechten Namen selbst nicht, da er seine Eltern nie kannte.

»Unterzeichne!« fuhr der Graf fort.

»Aber wollen Sie mich denn ins Verderben stürzen?«

»Wenn ich dich ins Verderben stürzen wollte, Dummkopf, so würde ich dich zum nächsten Wachposten schleppen; zudem ist es wahrscheinlich, daß du zur Zeit, da dieses Billet an seine Adresse abgegeben sein wird, nichts mehr zu befürchten haben wirst. Unterzeichne also!«

Caderousse unterzeichnete.

»Die Adresse: An Herrn Baron Danglars, Bankier, in der Chaussée d'Antin.«

Caderousse schrieb die Adresse. Der Abbé nahm das Billet.

»Es ist gut«, sagte er, »nun geh!«

»Wo hinaus?«

»Wo du hereingekommen bist.«

»Soll ich durch das Fenster fortgehen?«

»Du bist ja auch durch dasselbe hereingekommen.«

»Sie brüten etwas gegen mich aus, Monsieur Abbé.«

»Dummkopf, was soll ich ausbrüten?«

»Warum öffnen Sie mir nicht die Türen?«

»Wozu soll ich den Portier aufwecken?«

»Monsieur Abbé, sagen Sie mir, daß Sie meinen Tod nicht wollen.«

»Ich will, was Gott will.«

»So schwören Sie mir, daß Sie mich nicht töten wollen, während ich hinabsteige.«

»Wie dumm und feig du bist!«

»Was wollen Sie aus mir machen?«

»Das frage ich dich. Ich versuchte, einen glücklichen Mann aus dir zu machen, und machte nur einen Mörder aus dir!«

»Monsieur Abbé«, versetzte Caderousse, »machen Sie einen letzten Versuch.«

»Meinetwegen!« sagte der Graf. »Höre, du weißt, daß ich ein Mann von Wort bin!«

»Ja«, antwortete Caderousse.

»Wenn du frisch und gesund nach Hause kommst...«

»Was hab ich zu fürchten, sofern ich nichts von Ihnen zu fürchten habe?«

»Wenn du frisch und gesund nach Hause kommst, so verlaß Paris, verlaß Frankreich, und ich werde dir überall, wo du sein wirst, solange du dich ehrlich aufführst, eine kleine Pension zukommen lassen; denn wenn du frisch und gesund nach Hause kommst, ja dann...«

»Ja dann?« fragte Caderousse zitternd.

»Dann werde ich glauben, daß Gott dir verziehen hat, und auch ich werde dir verzeihen.«

»So wahr ich ein Christ bin«, stammelte Caderousse zurückfahrend, »Sie machen mir Sterbensangst!«

»Nun, geh fort!« sagte der Graf, mit dem Finger Caderousse das Fensterweisend.

Caderousse, durch dieses Versprechen noch nicht ganz beruhigt, streckte den Fuß zum Fenster hinaus und trat auf die Leiter. Dort hielt er zitternd inne.

»Nun steig hinab!« sagte der Graf, die Arme verschränkend.

Caderousse begann einzusehen, daß er von dieser Seite nichts zu befürchten habe, und stieg hinab. Dann näherte sich der Graf mit der Kerze, so daß man von den Champs-Élysées aus diesen Mann erkennen konnte, der aus einem Fenster stieg, das von einem andern erleuchtet wurde.

»Was tun Sie denn, Monsieur Abbé?« sagte Caderousse.
»Wenn eine Patrouille vorüberginge...«

Und er blies das Licht aus. Dann fuhr er fort, hinabzusteigen; aber erst als er den Boden des Gartens unter seinem Fuß spürte, war er hinlänglich beruhigt. Monte Christo ging wieder in sein Schlafzimmer und sah mit einem raschen Blick vom Garten auf die Straße zunächst Caderousse, der nach dem Hinabsteigen einen Umweg in den Garten machte und

seine Leiter am äußersten Ende der Mauer anlegte, um an einer andern Stelle hinauszugehen, als er eingetreten war. Dann sah er, vom Garten auf die Straße schauend, den Mann, der zu warten schien, in gleicher Linie auf der Straße laufen, und gerade hinter die Ecke sich postieren, nahe der Caderousse hinabsteigen sollte. Caderousse stieg langsam die Leiter hinauf und streckte, bei den letzten Sprossen angekommen, seinen Kopf über die Mauerkappe, um sich zu versichern, ob die Straße wirklich einsam sei. Man sah niemand, man hörte kein Geräusch. Von der Uhr des Invalidendomes schlug es eins. Nun setzte sich Caderousse rittlings auf die Mauerkappe, zog die Leiter zu sich hinauf und senkte sie über die Mauer hinab. Dann begann er hinunterzusteigen oder vielmehr die beiden Seitenpfeiler entlang sich gleiten zu lassen: ein Manöver, das er mit einer Gewandtheit ausführte, welche bewies, wie vertraut er mit dieser Übung war. Als er aber einmal im Hinunterrutschen war, konnte er nicht mehr innehalten. Vergebens sah er einen Mann in dem Moment in das Dunkel springen, da er die Hälfte des Wegs erreicht hatte; vergebens sah er in dem Augenblick einen Arm sich erheben, da er den Boden berührte. Bevor er sich zur Wehr stellen konnte, stieß ihn dieser Arm so wütend in den Rücken, daß er die Leiter mit dem Ruf fahren ließ: »Zu Hilfe!«

Ein zweiter Stoß traf ihn fast gleichzeitig in die Seite, und er stürzte mit dem Schrei zu Boden: »Hilfe! Mörder!«

Endlich, da er sich auf dem Boden wälzte, faßte ihn sein Gegner bei den Haaren und versetzte ihm einen dritten Stoß in die Brust. Diesmal wollte Caderousse wieder schreien, er konnte aber nur ein Stöhnen hervorbringen und ließ beend die drei Blutströme fließen, die aus seinen drei Wunden brachen. Als der Mörder sah, daß er nicht mehr schrie, hob er ihm den Kopf bei den Haaren auf; die Augen von Caderousse waren geschlossen, sein Mund verzerrt. Der Mörder hielt ihn für tot, ließ den Kopf zurücksinken und verschwand. Da Caderousse merkte, daß jener sich entfernte, richtete er sich auf

seinen Ellbogen auf und rief mit höchster Anstrengung und ersterbender Stimme: »Hilfe, Mörder! Ich sterbe! Zu mir her, Monsieur Abbé! Zu mir her!«

Dieser klägliche Ruf drang durch das Dunkel der Nacht. Die Tür der Geheimentreppe ging auf, und Ali und sein Gebieter eilten mit Lichtern herbei.

83. KAPITEL

Die Hand Gottes

Caderousse fuhr fort, mit wehklagender Stimme zu rufen: »Monsieur Abbé, zu Hilfe! Zu Hilfe!«

»Was gibt es?« fragte Monte Christo.

»Kommen Sie mir zu Hilfe!« wiederholte Caderousse.
»Man hat mich ermordet!«

»Da sind wir! Nur Mut!«

»Ah! Es ist aus. Sie kommen zu spät, Sie kommen, um mich sterben zu sehen. Welche Stiche! Wieviel Blut!« Und er wurde ohnmächtig.

Ali und sein Gebieter nahmen den Verwundeten und trugen ihn in ein Zimmer. Monte Christo gab Ali ein Zeichen, ihn zu entkleiden und erblickte die ihm versetzten drei schrecklichen Wunden.

»Mein Gott«, sagte er, »deine Rache läßt oft auf sich warten, aber ich glaube, daß sie dann nur um so schwerer vom Himmel herabsteigt.«

Ali schaute seinen Gebieter an, wie um ihn zu fragen, was er tun sollte.

»Hole den Herrn Staatsanwalt de Villefort, der im Faubourg Saint-Honoré wohnt, und bring ihn hierher. Im Vorbeigehen wirst du den Portier wecken und ihm sagen, daß er einen Arzt

holen soll.«

Ali gehorchte und ließ den falschen Abbé allein bei dem noch immer ohnmächtigen Caderousse. Als der Unglückliche die Augen wieder öffnete, schaute ihn der Graf, der einige Schritte von ihm saß, mit einem düsteren Ausdruck von Mitleid an, und seine Lippen, die sich bewegten, schienen ein Gebet zu murmeln.

»Einen Wundarzt, Monsieur Abbé, einen Wundarzt!« sagte Caderousse.

»Man holt eben einen«, antwortete der Abbé.

»Ich weiß wohl, daß es unnütz ist, was das Leben betrifft; aber er wird mir vielleicht Kräfte geben können, und ich will Zeit bekommen, meine Erklärung zu machen.«

»Über was?«

»Über meinen Mörder.«

»Sie kennen ihn also?«

»Ob ich ihn kenne! Ja, ich kenne ihn, Benedetto ist's.«

»Der junge Korse?«

»Derselbe.«

»Ihr Gefährte?«

»Ja. Nachdem er mir den Plan des Hauses des Grafen von Monte Christo ohne Zweifel in der Hoffnung gegeben hat, daß ich ihn töten und er so sein Erbe werden, oder daß er mich töten und so meiner entledigt würde, hat er mir auf der Straße aufgelauret und mich ermordet.«

»Zu gleicher Zeit, da ich den Arzt holen ließ, ließ ich auch den Staatsanwalt holen.«

»Er wird zu spät kommen, er wird zu spät kommen«, sagte Caderousse, »ich fühle, daß ich verblute.«

»Warten Sie«, sagte Monte Christo. Er ging hinaus und kam fünf Minuten später mit einem Fläschchen zurück.

Die durch ihre Starrheit furchtbaren Augen des Sterbenden

waren während seiner Abwesenheit nicht von jener Tür gewichen, durch welche er instinktmäßig das Eintreten der Hilfe ahnte.

»Eilen Sie, Monsieur Abbé, eilen Sie!« sagte er. »Ich fühle, daß ich wieder ohnmächtig werde.«

Monte Christo näherte sich und goß auf die violetten Lippen des Verwundeten drei bis vier Tropfen der Flüssigkeit, welche das Fläschchen enthielt. Caderousse seufzte.

»Oh!« sagte er. »Sie gießen mir das Leben ein; mehr... mehr...«

»Zwei Tropfen mehr würden Sie töten«, antwortete der Abbé.

»Oh! Daß noch jemand käme, dem ich den Elenden denunzieren könnte!«

»Soll ich Ihre Aussage niederschreiben? Sie werden sie unterzeichnen.«

»Ja... ja...«, erwiderte Caderousse, dessen Augen bei der Hoffnung dieser verspäteten Rache funkelten.

Monte Christo schrieb.

Ich sterbe, ermordet von diesem Korsen Benedetto, meinem Kettengefährten in Toulon mit der Nummer 59.

»Eilen Sie! Eilen Sie!« sagte Caderousse. »Ich kann sonst nicht mehr unterzeichnen.«

Monte Christo reichte Caderousse die Feder, der seine Kräfte zusammenraffte, unterzeichnete und mit den Worten auf sein Bett zurücksank: »Das übrige werden Sie erzählen, Monsieur Abbé; Sie werden sagen, daß er sich Andrea Cavalcanti nennen läßt, daß er im Hôtel des Princes wohnt, daß... Ah! Ah! Mein Gott, mein Gott, ich sterbe!«

Und Caderousse wurde zum zweitenmal ohnmächtig. Der Abbé ließ ihn am Fläschchen riechen; der Verwundete öffnete

die Augen wieder. Sein Rachewunsch hatte ihn während seiner Ohnmacht nicht verlassen.

»Ah! Sie werden alles sagen, nicht wahr, Monsieur Abbé?«

»All das, ja, und noch viele andere Dinge.«

»Was werden Sie sagen?«

»Ich werde sagen, daß er Ihnen ohne Zweifel den Plan von diesem Haus in der Hoffnung gab, daß der Graf Sie töten würde. Ich werde sagen, daß er den Grafen in einem Billet warnte, ich werde sagen, daß der Graf abwesend war, weswegen ich dieses Billet erhielt und wachte, um Sie zu erwarten.«

»Und er wird guillotiniert werden, nicht wahr?« fragte Caderousse. »Er wird guillotiniert werden, Sie versprechen es mir? Ich sterbe mit dieser Hoffnung, sie wird mir sterben helfen.«

»Ich werde sagen«, fuhr der Graf fort, »daß er nach Ihnen kam, daß er die ganze Zeit auf Sie lauerte, daß er, als er Sie fortgehen sah, zur Ecke der Mauer lief und sich verbarg.«

»Sie sahen also all das?«

»Erinnern Sie sich meiner Worte: ›Wenn du frisch und gesund nach Hause kommst, so werde ich glauben, daß Gott dir verzeihen hat, und auch ich will dir verzeihen.««

»Und Sie warnten mich nicht!« rief Caderousse aus, indem er versuchte, sich auf seinen Ellbogen zu erheben. »Sie wußten, daß ich, von hier fortgehend, getötet werden sollte, und warnten mich nicht!«

»Nein, denn in Benedettos Hand sah ich die Gerechtigkeit Gottes und hätte durch meinen Widerstand gegen die Absichten der Vorsehung ein Verbrechen gegen Gott zu begehen geglaubt.«

»Die Gerechtigkeit Gottes! Sagen Sie mir von dieser nichts, Monsieur Abbé. Wenn es eine Gerechtigkeit Gottes gäbe, so würden, wie Sie besser wissen als irgend jemand, Leute bestraft, die nicht bestraft werden.«

»Geduld!« erwiderte der Abbé mit einem Ton, der den Sterbenden durchbebte. »Geduld!«

Caderousse schaute ihn erstaunt an.

»Zudem ist Gott voll Erbarmen gegen alle«, fügte der Abbé hinzu, »wie er es gegen dich war; er ist Vater, bevor er Richter ist.«

»Sie glauben also an Gott?« fragte Caderousse.

»Wenn ich so unglücklich wäre, bis jetzt nicht an ihn geglaubt zu haben«, antwortete Monte Christo, »so würde ich bei deinem Anblick an ihn glauben.«

Caderousse hob seine verkrampften Hände zum Himmel empor.

»Höre«, sagte der Abbé, die Hand über den Verwundeten ausstreckend, wie um ihm den Glauben zu gebieten, »höre, was dieser Gott für dich getan hat, den anzuerkennen du in deinem letzten Augenblick dich weigerst: Er hatte dir Gesundheit, Kraft, eine gesicherte Arbeit, sogar Freunde, kurz ein solches Dasein gegeben, wie es sich für den Menschen gestalten soll, um bei der Ruhe des Gewissens und der Befriedigung der natürlichen Wünsche angenehm zu sein; vernimm, was du getan hast, anstatt diese in ihrer Fülle so selten verliehenen Geschenke des Schöpfers auszuschöpfen: Du hast dich dem Müßiggang, dem Trunke ergeben und in der Trunkenheit einen deiner besten Freunde verraten.«

»Zu Hilfe!« rief Caderousse. »Ich bedarf keines Priesters, sondern eines Arztes; vielleicht bin ich nicht tödlich verwundet, vielleicht werde ich noch nicht sterben, vielleicht kann man mich doch noch retten!«

»Du bist so gewiß tödlich verwundet, daß du ohne die drei Tropfen, die ich dir soeben erst gab, bereits verschieden wärest. Höre also!«

»Ah!« murmelte Caderousse. »Sie benehmen sich sonderbar für einen Priester, da Sie die Sterbenden zur Verzweiflung

bringen, anstatt sie zu trösten.«

»Höre«, fuhr der Abbé fort, »als du deinen Freund verraten hattest, begann Gott, nicht dich zu strafen, sondern dich zu warnen. Du gerietest in Elend und fühltest Hunger; du hattest die Hälfte deines Lebens damit zugebracht zu beneiden und konntest sie auf das Erwerben verwenden und dachtest schon an das Verbrechen, indem du dich vor dir selbst mit der Notwendigkeit rechtfertigst, als Gott ein Wunder für dich wirkte, als Gott durch meine Hände in deinem Elend ein Vermögen dir sendete, ein glänzendes für dich Unglücklichen, der du nie etwas besaßest. Aber dieses unerwartete, unverhoffte, unerhörte Vermögen genügt dir von dem Moment an nicht mehr, da du im Besitz desselben bist; du willst es verdoppeln: durch welches Mittel? Durch einen Mord. Du verdoppelst es, und nun entreißt es dir Gott, indem er dich der menschlichen Gerechtigkeit überliefert.«

»Nicht ich wollte den Juden töten«, sagte Caderousse, »sondern Carconte.«

»Ja«, entgegnete Monte Christo. »Daher hatte Gott, ich will nicht sagen der diesmal gerechte, denn seine Gerechtigkeit würde dich getötet haben, aber der immer barmherzige Gott, zugelassen, daß deine Richter von deinen Worten gerührt wurden und dir das Leben ließen.«

»Bei Gott, um mich lebenslänglich auf die Galeeren zu schicken. Eine saubere Gnade!«

»Dennoch, Elender, hieltest du diese Gnade, als sie dir gewährt wurde, für eine Gnade. Dein feiges Herz, das vor dem Tode zitterte, hüpfte vor Freude bei Ankündigung einer ewigen Schande; denn du sagtest bei dir, wie alle Galeerensklaven: Im Bagno ist eine Tür, das Grab hat keine. Und du hattest recht; denn diese Tür des Bagno tat sich auf eine unverhoffte Weise für dich auf: Ein Engländer besucht Toulon, der das Gelübde getan, zwei Menschen von der Schande zu befreien; seine Wahl fällt auf dich und deinen Gefährten. Ein

zweites Glück schwebt für dich vom Himmel herab, denn du findest Geld und zugleich Ruhe wieder; du kannst das Leben aller Menschen wieder beginnen, du, der du zum Leben der Galeerensklaven verurteilt warst. Nun, Elender, schicktest du dich an, Gott zum drittenmal zu versuchen. Ich habe nicht genug, sagtest du, da du doch mehr hattest, als du jemals besaßest, und du begehst ein drittes Verbrechen, ohne Grund, ohne Entschuldigung. Gottes Barmherzigkeit war erschöpft, Gott hat dich gestraft.«

Caderousse wurde sichtbar schwächer. »Zu trinken!« sagte er. »Mich dürstet... ich brenne!«

Monte Christo gab ihm ein Glas Wasser.

»Der Bösewicht Benedetto wird doch entkommen«, äußerte Caderousse, das Glas zurückgebend.

»Niemand wird entkommen, ich sage dir's, Caderousse... Benedetto wird bestraft werden!«

»Dann werden auch Sie bestraft werden, auch Sie«, erwiderte Caderousse, »denn Sie haben Ihre Pflicht als Priester nicht getan... Sie hätten Benedetto daran hindern sollen, mich zu ermorden.«

»Ich?« versetzte der Graf mit einem Lächeln, bei dem der Sterbende vor Schrecken erstarrte. »Ich sollte Benedetto hindern, dich zu töten, da du doch dein Messer an dem Panzerhemd zerbrachst, das meine Brust bedeckte?... Ja, vielleicht würde ich, hätte ich dich demütig und reuig gefunden, Benedetto gehindert haben, dich zu töten; aber ich fand dich hochmütig und blutdürstig und ließ den Willen Gottes sich vollziehen!«

»Ich glaube nicht an Gott!« stöhnte Caderousse. »Du glaubst ebensowenig daran... du lügst... du lügst!...«

»Schweig«, sagte der Abbé, »sonst preßt du die letzten Blutstropfen aus deinem Leib... Ah! Du glaubst nicht an Gott und stirbst von der Hand Gottes getroffen!... Ah! Du glaubst nicht an Gott, und doch hat Gott, der nur eine Bitte, nur ein

Wort, nur eine Träne verlangt, um zu verzeihen... der den Dolch des Mörders so lenken konnte, daß du auf der Stelle verschiedest... dir eine Viertelstunde gegeben, um zu bereuen... Gehe also in dich, Unglücklicher, und bereue!«

»Nein«, erwiderte Caderousse, »nein, ich bereue nicht; es gibt keinen Gott, es gibt keine Vorsehung, es gibt nur den Zufall.«

»Es gibt eine Vorsehung, es gibt einen Gott«, versetzte Monte Christo, »und der Beweis davon ist, daß du verzweifelnd, Gott verleugnend daliegst, und ich reich, glücklich, frisch und gesund vor dir stehe – die Hände zu jenem Gott faltend, an den du nicht zu glauben versuchst und an den du doch im Grunde deines Herzens glaubst.«

»Aber wer sind Sie denn?« fragte Caderousse, seine brechenden Augen auf den Grafen heftend.

»Schau mich genau an!« antwortete Monte Christo, indem er die Kerze nahm und sie seinem Gesicht näherte.

»Nun denn, der Abbé... der Abbé Busoni...«

Monte Christo hob die Perücke weg, die ihn entstellte, und ließ die schönen schwarzen Haare herabwallen, die sein blaßes Gesicht so harmonisch umrahmten.

»Oh!« sagte Caderousse erschrocken. »Wären diese schwarzen Haare nicht, so würde ich sagen, daß Sie der Engländer sind, ich würde sagen, daß Sie Lord Wilmore sind.«

»Ich bin weder der Abbé Busoni noch Lord Wilmore«, erwiderte Monte Christo. »Schau besser, schau mehr in die Ferne, schau zu deinen ersten Erinnerungen zurück.«

In diesen Worten des Grafen lag eine magnetische Schwingung, durch welche die erschöpften Sinne des Elenden zum letztenmal belebt wurden.

»Oh«, sagte er, »es dünkt mir wirklich, daß ich Sie ehemals gesehen, daß ich Sie gekannt habe.«

»Ja, Caderousse, ja, du hast mich gesehen, du hast mich ge-

kannt.«

»Doch wer sind Sie denn, und warum lassen Sie mich sterben, wenn Sie mich gesehen, wenn Sie mich gekannt haben?«

»Weil nichts dich retten kann, Caderousse, weil deine Wunden tödlich sind. Hättest du gerettet werden können, so würde ich hierin eine letzte Barmherzigkeit Gottes gesehen und wieder versucht haben, ich schwöre es dir bei dem Grabe meines Vaters, dich dem Leben und der Reue zurückzugeben.«

»Bei dem Grabe deines Vaters!« sagte Caderousse, durch einen letzten Funken neu beseelt, und sich erhebend, um den Mann näher zu betrachten, der ihm diesen allen Menschen heiligen Eid geleistet hatte: »Nun, wer bist du denn?«

Der Graf hatte nicht aufgehört, das Fortschreiten des Todeskampfes zu beobachten. Er sah ein, daß dieser Aufschwung des Lebens der letzte sei, näherte sich dem Sterbenden und schaute ihn mit einem ruhigen und zugleich traurigen Blick an.

»Ich bin...«, flüsterte er ihm ins Ohr, »ich bin...«

Und über seine kaum geöffneten Lippen glitt ein so leise ausgesprochener Name, als ob der Graf selbst ihn zu hören fürchtete. Caderousse, der sich auf seine Knie erhoben hatte, streckte die Arme aus, machte eine Anstrengung, um zurückzuweichen, faltete dann die Hände, hob sie mit äußerster Mühe empor, und rief:

»Oh! Mein Gott! Mein Gott! Verzeihe mir, daß ich dich verleugnete. Du existierst wohl, du bist wohl der Vater der Menschen im Himmel und der Richter der Menschen auf Erden. Mein Gott und Herr, ich habe dich lange verkannt! Mein Gott und Herr, verzeihe mir! Mein Gott und Herr, nimm mich auf!«

Und die Augen schließend sank Caderousse mit einem letzten Schrei und mit einem letzten Seufzer rückwärts nieder. Das Blut stockte sogleich an den Rändern seiner breiten Wunden. Er war tot.

»Einer!« sagte geheimnisvoll der Graf, die Augen auf den durch diesen schrecklichen Tod bereits entstellten Leichnam heftend. Zehn Minuten später kamen der Arzt und der Staatsanwalt, der eine vom Portier, der andere von Ali gebracht, und wurden vom Abbé Busoni empfangen, der bei dem Toten betete.

84. KAPITEL

Beauchamp

Vierzehn Tage lang war in Paris nur von diesen, bei dem Grafen so verwegen gewagten Diebstahlversuch die Rede: Der Sterbende hatte eine Erklärung unterzeichnet, die Benedetto als seinen Mörder benannte. Die Polizei wurde aufgefordert, durch alle ihre Agenten den Mörder nachspüren zu lassen. Das Messer von Caderousse, die Blendlaterne, der Bund Nachtigallen und die Kleider, mit Ausnahme des Gilet, das man nicht wiederfinden konnte, wurden beim Gericht hinterlegt, der Leichnam in das Leichenschauhaus getragen. Der Graf erzählte jedermann, daß dieses Abenteuer sich ereignet habe, während er in seinem Hause in Auteuil war, und er folglich nicht mehr davon wisse, als was ihm der Abbé Busoni mitteilte, der an diesem Abend... ein höchst sonderbarer Zufall... ihn um die Erlaubnis gebeten hatte, die Nacht daselbst zuzubringen, um in einigen seltenen Büchern, die seine Bibliothek enthalte, Nachforschungen anzustellen. Nur Bertuccio erblaßte, so oft der Name Benedetto in seiner Gegenwart ausgesprochen wurde, aber niemand hatte einen Grund, die Blässe von Bertuccio zu beachten.

Villefort, zur Einvernahme des Verbrechens berufen, hatte die Angelegenheit reklamiert und führte die Instruktion mit jenem leidenschaftlichen Eifer, mit dem er alle Kriminalfälle

behandelte, bei denen er die Anklage übernahm. Aber schon waren drei Wochen verstrichen, ohne daß die sorgfältigsten Nachforschungen irgendeinen Erfolg gebracht hätten, und man begann in der Gesellschaft den bei dem Grafen unternommenen Diebstahlversuch und die Ermordung des Diebes durch seinen Mitschuldigen zu vergessen, um sich mit der baldigen Vermählung Mademoiselle Danglars' mit dem Grafen Andrea Cavalcanti zu beschäftigen. Diese Heirat war so gut wie beschlossen, und der junge Mann wurde vom Bankier unter dem Titel eines Verlobten empfangen. Man hatte an den Vater, Monsieur Cavalcanti, geschrieben, der die Heirat sehr billigte, und mit dem Ausdruck des innigsten Bedauerns, daß sein Dienst ihn leider hindere, Parma zu verlassen, wo er sich befinde, seine Bewilligung erklärte, das Kapital von einhundertfünfzigtausend Livres Renten zu geben. Man war übereingekommen, die drei Millionen bei Danglars anzulegen, der sie rentabel anlegen sollte. Zwar hatten einige Personen versucht, dem jungen Mann Zweifel an der Solidität der Lage seines künftigen Schwiegervaters beizubringen, der seit einiger Zeit wiederholte Verluste an der Börse erlitt; aber der junge Mann wies mit Uneigennützigkeit und erhabenem Vertrauen alle diese nichtigen Bemerkungen von sich und war so zartfühlend, dem Baron kein einziges Wort davon zu sagen. Daher verehrte der Baron den Grafen Andrea Cavalcanti in hohem Grade. Dies war bei Mademoiselle Eugénie Danglars nicht der Fall. Mit ihrem instinktmäßigen Haß gegen das Heiraten hatte sie Andrea den Zutritt als ein Mittel vergönnt, Morcerf zu entfernen; aber nun, da Andrea sich allzusehr näherte, begann sie einen sichtbaren Widerwillen gegen Andrea zu hegen. Vielleicht bemerkte dies der Baron; da er aber diesen Widerwillen nur einer Laune beimessen konnte, stellte er sich, als ob er nichts bemerke.

Inzwischen war der von Beauchamp verlangte Aufschub beinahe verstrichen. Übrigens hatte Morcerf den Wert von Montecristos Ratschlag würdigen können, als dieser ihm sagte,

er solle die Sache von selbst verräumen lassen: Niemand hatte den Artikel in bezug auf den General beachtet und niemand war auf den Einfall geraten, in dem Offizier, der die Schlösser von Jannina übergab, den edlen Grafen zu erkennen, welcher in der Kammer der Pairs saß. Albert hielt sich deshalb nicht für minder beschimpft, denn die Absicht zu beleidigen lag ganz gewiß in diesen wenigen Zeilen, die ihn verletzten. Zudem ließ die Art, in der Beauchamp das Gespräch beendet hatte, eine bittere Erinnerung in seinem Herzen zurück. Er nährte also in seinem Geist mit besonderer Vorliebe den Gedanken an dieses Duell, dessen wahre Ursache er, wollte Beauchamp dazu mitwirken, selbst seinen Sekundanten zu verhehlen hoffte.

Beauchamp hatte man seit dem Tag nicht mehr gesehen, an welchem Albert ihn besuchte, und man antwortete allen, die nach ihm fragten, daß er auf einige Tage verreist sei. Wo er sei, wußte niemand zu sagen.

Eines Morgens wurde Albert von seinem Kammerdiener geweckt, der ihm Beauchamp meldete. Albert rieb sich die Augen, befahl, daß man Beauchamp im kleinen Rauchsalon des Erdgeschosses warten lasse, kleidete sich schnell an und ging hinab. Er fand Beauchamp auf- und abgehend. Als Beauchamp ihn erblickte, blieb er stehen.

»Das Verfahren, welches Sie einhalten, indem Sie gleich selbst zu mir kommen, und ohne den Besuch zu erwarten, den ich Ihnen heute machen wollte, scheint mir ein gutes Anzeichen, Monsieur«, sagte Albert. »Nun, sprechen Sie schnell, muß ich Ihnen mit den Worten die Hand reichen: ›Beauchamp, gestehen Sie ein Unrecht, und erhalten Sie mir einen Freund?‹ oder muß ich Sie ganz einfach fragen: ›Welche Waffen haben Sie gewählt?‹«

»Albert«, erwiderte Beauchamp mit einer Traurigkeit, die den jungen Mann mit Bestürzung erfüllte, »setzen wir uns zunächst, und sprechen wir miteinander.«

»Mir dünkt aber im Gegenteil, Monsieur, daß Sie mir antworten sollten, bevor wir uns setzen!«

»Albert«, versetzte der Journalist, »es gibt Fälle, in denen die Schwierigkeit gerade in der Antwort liegt.«

»Ich will sie Ihnen leicht machen, Monsieur, indem ich Ihnen die Frage wiederhole: Wollen Sie widerrufen? Ja oder nein?«

»Morcerf, man begnügt sich nicht, mit einem Ja oder Nein auf Fragen zu antworten, welche die Ehre, die soziale Stellung, das Leben eines Mannes betreffen wie des Herrn Generalleutnant Graf de Morcerf, Pair von Frankreich.«

»Was tut man sonst?«

»Man tut, was ich tat, Albert. Man sagt: Am Geld, an der Zeit und an der Mühe ist nichts gelegen, wenn es sich um den Ruf und um die Interessen einer ganzen Familie handelt. Man sagt: Wahrscheinlichkeiten sind nicht hinreichend, man muß Gewißheit haben, um ein Duell auf Leben und Tod mit einem Freund anzunehmen. Man sagt: Wenn ich den Degen mit einem Mann kreuze oder eine Pistole auf ihn abfeuere, dem ich drei Jahre lang die Hand drückte, so muß ich wenigstens wissen, warum ich so etwas tue, damit ich auf dem Kampfplatz mit ruhigem Herzen und reinem Gewissen erscheine, wie sie der Mann braucht, wenn sein Arm sein Leben retten muß.«

»Schon gut, schon gut«, fragte Morcerf ungeduldig, »was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß ich von Jannina komme.«

»Von Jannina? Sie!«

»Ja, ich.«

»Unmöglich!«

»Mein lieber Albert, sehen Sie hier meinen Paß; sehen Sie die Visa: Genua, Mailand, Venedig, Triest, Delvino, Jannina. Schenken Sie der Bestätigung einer Republik, eines Königreiches und eines Kaisertumes Glauben!«

Albert schaute auf den Paß und schlug dann die Augen wieder erstaunt zu Beauchamp auf.

»Sie sind in Jannina gewesen!« sagte er.

»Albert, Sie begreifen, daß ich mir eine solche Mühe nicht gegeben hätte, wären Sie ein Fremder, ein Unbekannter, bloß ein Lord, wie jener Engländer, der vor drei bis vier Monaten zu mir kam, um mich zur Rede zu stellen, und den ich tötete, um ihn mir vom Hals zu schaffen, aber ich glaubte, Ihnen diesen Beweis von Hochachtung schuldig zu sein. Ich verwendete acht Tage auf die Hinreise, acht Tage auf die Rückkehr, ferner vier Tage auf die Quarantäne und achtundvierzig Stunden auf den Aufenthalt. Dies füllt wohl meine drei Wochen aus. Heute nacht kam ich an, und da bin ich.«

»Mein Gott, mein Gott! Was für ein Aufwand, Beauchamp, und warum zögern Sie, mir das zu sagen, was ich von Ihnen erwarte?«

»Dies geschieht, weil in Wahrheit, Albert...«

»Man sollte meinen, daß Sie unschlüssig sind.«

»Ja, ich fürchte mich.«

»Sie fürchten sich zu gestehen, daß Ihr Korrespondent Sie getäuscht hat? Oh! Keine Eigenliebe, Beauchamp; gestehen Sie, Beauchamp, Ihr Mut kann nicht bezweifelt werden.«

»Oh! Dies ist es nicht«, murmelte der Journalist. »Im Gegenteil...«

Albert erblaßte furchtbar; er versuchte zu sprechen, aber das Wort erstarb auf seinen Lippen.

»Mein Freund«, fuhr Beauchamp mit dem liebevollsten Ton fort, »glauben Sie mir, daß ich mich glücklich fühlen würde, mich bei Ihnen zu entschuldigen, und daß ich herzlich gerne mich entschuldigen wollte; aber, ach!...«

»Was denn?«

»Der Artikel hatte recht, mein Freund.«

»Wie? Jener französische Offizier...«

»Ja.«

»Jener Fernand?«

»Ja.«

»Jener Verräter, welcher die Schlösser des Mannes übergab, in dessen Diensten er war...«

»Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen das sage, was ich Ihnen sage, mein Freund; jener Mann... ist Ihr Vater!«

Albert machte eine wütende Bewegung, um sich auf Beauchamp zu stürzen; dieser aber hielt ihn mehr noch mit einem sanften Blick als mit seiner ausgestreckten Hand zurück.

»Sehen Sie, mein Freund«, sagte er, ein Papier aus seiner Tasche ziehend, »hier ist der Beweis.«

Albert öffnete das Papier; es war ein Zeugnis von vier angesehenen Einwohnern von Jannina, welche bestätigten, daß der Oberst Fernand Mondego, Oberst-Exerziermeister in Diensten des Wesirs Ali-Tebelin, das Schloß von Jannina für zweitausend Beutel übergeben habe. Die Unterschriften waren vom Konsul beglaubigt. Albert wankte und sank vernichtet in einen Lehnstuhl. Diesmal ließ sich nicht mehr daran zweifeln; der Familienname war deutlich darin ausgeschrieben. Daher schwoll sein Herz nach einer Pause stummen und schmerzlichen Schweigens, die Adern seines Halses dehnten sich aus, und ein Strom von Tränen stürzte aus seinen Augen. Beauchamp, der den jungen Mann mit innigem Mitleid angeschaut hatte, gab einer heftigen Anwandlung von Schmerz nach und näherte sich ihm.

»Albert«, sagte er zu ihm, »Sie verstehen mich nun, nicht wahr? Ich wollte alles selbst sehen, alles selbst beurteilen, in der Hoffnung, die Erklärung würde für Ihren Vater günstig ausfallen, und ich könnte ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber die eingeholten Aufschlüsse bestätigen vielmehr, daß dieser Offizier-Exerziermeister, dieser Fernand Mondego, von Ali Pascha in den Rang eines Generalgouverneurs erhoben, kein anderer ist, als der Graf Fernand de Morcerf. Dann

bin ich zurückgekehrt, der Ehre eingedenk, die Sie mir erwiesen, mich Ihrer Freundschaft zu würdigen, und zu Ihnen geeilt.«

Albert, noch immer auf seinen Lehnstuhl hingestreckt, hielt seine beiden Hände vor die Augen, wie um das Tageslicht zu hindern, zu ihm zu gelangen.

»Ich eilte zu Ihnen«, fuhr Beauchamp fort, »um Ihnen zu sagen: Albert, die Fehler unserer Väter in diesen turbulenten politischen Zeiten können die Kinder nicht treffen. Albert, sehr wenige sind aus diesen Revolutionen hervorgegangen, inmitten welcher wir geboren wurden, ohne daß nicht irgendein Schmutz- oder Blutfleck ihre Soldatenuniform oder ihr Richteramtskleid besudelte. Albert, jetzt, da ich alle Beweise habe, jetzt, da ich Herr Ihres Geheimnisses bin, kann mich niemand auf der Welt zu einem Duell zwingen, das Ihnen, dessen bin ich gewiß, Ihr Gewissen als ein Verbrechen vorwerfen würde. Aber was Sie von mir nicht mehr fordern können, will ich Ihnen anbieten. Wollen Sie, daß diese Beweise, diese Offenbarungen, diese Zeugnisse, die ich allein besitze, verschwinden? Wollen Sie, daß dieses entsetzliche Geheimnis unter uns bleibt? Meinem Ehrenwort anvertraut, wird es nie über meine Lippen kommen. Sprechen Sie, wollen Sie es, Albert? Sprechen Sie, wollen Sie es, mein Freund?«

Albert fiel Beauchamp um den Hals. »Ah! Edles Herz!« rief er aus.

»Hier«, sagte Beauchamp, indem er Albert die Papiere reichte. Albert faßte sie mit konvulsivischer Hand, drückte sie zusammen, zerknitterte sie, wollte sie zerreißen, aber aus Furcht, es könnte das kleinste, vom Winde fortgewehrte Stückchen dereinst zu seinem Unheil zurückkommen, ging er zu der wegen der Zigarren fortwährend brennenden Kerze und ließ sie völlig von der Flamme verzehren.

»Lieber Freund, vortrefflicher Freund!« murmelte Albert, während er die Papiere verbrannte.

»Möge all das vergessen werden wie ein böser Traum«, sprach Beauchamp, »verlöschen wie diese letzten Funken, die auf dem geschwärzten Papier gaukeln, vergehen, wie dieser letzte Rauch, der aus dieser stummen Asche aufwirbelt!«

»Ja, ja«, versetzte Albert, »und nur die ewige Freundschaft bleibe davon übrig, die ich meinem Retter weihe, eine Freundschaft, die meine Kinder auf die Ihrigen übertragen werden, eine Freundschaft, die mich immer erinnern wird, daß ich das Blut in meinen Adern, das Leben in meinem Leib, die Ehre meines Namens Ihnen verdanke; denn wäre etwas solches bekannt geworden, o Beauchamp, ich versichere Ihnen, ich würde mir eine Kugel durch den Kopf jagen, oder nein, arme Mutter! Denn ich hätte sie nicht mit dem nämlichen Schuß töten wollen, durch den ich vom Leben schiede.«

»Lieber Albert«, erwiderte Beauchamp.

Aber bald wich diese unvermutete und sozusagen erkünstelte Freude von dem jungen Mann, und er versank in eine noch tiefere Traurigkeit.

»Nun denn«, fragte Beauchamp, »was fehlt wieder, mein Freund?«

»Was fehlt!« versetzte Albert. »Daß mir zumute ist, als sei mein Herz gebrochen. Hören Sie Beauchamp, man trennt sich nicht so in einer Sekunde von jener Ehrerbietung, von jenem Vertrauen und von jenem Stolz, den einem Sohne der fleckenlose Ruf seines Vaters einflößt. Oh! Beauchamp, Beauchamp! Wie werde ich jetzt dem meinigen mich nähern? Werde ich sofort meine Stirn zurückziehen, wenn er seine Lippen gegen sie neigt, meine Hand, welcher er seine Hand reicht?... Sehen Sie, Beauchamp, ich bin ein sehr unglücklicher Mann. Ah! Meine Mutter, meine arme Mutter«, sagte Albert, mit in Tränen schwimmenden Augen das Porträt seiner Mutter anschauend, »wenn Sie dies wußten, wie sehr mochten Sie gelitten haben!«

»Mut, Freund!« erwiderte Beauchamp, seine beiden Hände

fassend.

»Aber von wem kam jener erste, in Ihr Journal eingerückte Artikel?« rief Albert aus. »Es steckt hinter alledem ein unbekannter Haß, ein unsichtbarer Feind.«

»Nun gut«, sagte Beauchamp, »ein Grund mehr. Mut, Albert, keine Spuren von Rührung in Ihrem Gesicht. Tragen Sie diesen Schmerz in Ihrem Innern, wie die Wolke das Verderben und den Tod in sich trägt, ein verhängnisvolles Geheimnis, das man erst in dem Augenblick begreift, da der Sturm losbricht. Bewahren Sie Ihre Kräfte für den Moment des Losbrechens.«

»Oh! Sie glauben also, daß wir noch nicht am Ziele sind?« fragte Albert erschrocken.

»Ich glaube nichts, mein Freund, aber es ist denn doch alles möglich. Apropos...«

»Was?« fragte Albert, als er sah, daß Beauchamp zögerte.

»Bleibt es noch immer dabei, daß Sie Mademoiselle Danglars heiraten?«

»In welcher Absicht fragen Sie mich darum in einem solchen Moment, Beauchamp?«

»Weil nach meiner Ansicht der Bruch oder der Vollzug dieser Heirat sich an den Gegenstand knüpft, der uns in diesem Augenblick beschäftigt.«

»Wie?« sagte Albert, dessen Stirn sich entflammte. »Sie glauben, daß Monsieur Danglars...«

»Ich frage Sie bloß, wie es mit Ihrer Heirat steht? Was Teufels! Sehen Sie in meinen Worten nichts anderes, als was ich hineinlegen will, und messen Sie ihnen keine größere Wichtigkeit bei, als sie haben.«

»Nein«, antwortete Albert, »die Heirat hat sich zerschlagen.«

»Gut«, äußerte Beauchamp. Als er dann sah, daß der junge Mann wieder in seine Melancholie versinken wollte, sagte er

zu ihm:

»Albert, wenn Sie meinem Rat folgen wollen, so gehen wir aus; ein Ausflug in den Wald, im offenen Wagen oder zu Pferde, wird Sie zerstreuen, dann wollen wir nach unserer Rückkehr irgendwo frühstücken, und jeder von uns wird an seine Geschäfte gehen.«

»Gerne«, versetzte Albert, »aber gehen wir zu Fuß aus. Ich denke, daß mir eine kleine Anstrengung guttun würde.«

»Meinetwegen«, erwiderte Beauchamp.

Und die beiden Freunde gingen zu Fuß aus, den Boulevard entlang. Am Boulevard de la Madeleine angekommen, sagte Beauchamp: »Da wir gerade des Weges sind, so besuchen wir kurz Monsieur von Monte Christo, er wird uns zerstreuen; er ist darin ein bewundernswerter Mann, die Gemüter aufzuheitern, da er niemals fragt. Nun aber sind, nach meiner Ansicht, jene Leute, die nicht fragen, die besten Tröster.«

»Meinetwegen«, erwiderte Albert, »gehen wir zu ihm, ich liebe ihn.«

85. KAPITEL

Die Reise

Monte Christo stieß einen Freudenschrei aus, als er die beiden jungen Leute beisammen sah.

»Ah! Ah!« sagte er. »Sehr schön, ich hoffe, daß alles beendet, aufgeklärt, geordnet ist!«

»Ja«, erwiderte Beauchamp. »Abgeschmackte Gerüchte, die von selbst zerfielen, und jetzt, sollten sie sich erneuern, in mir ihren ersten Widersacher finden. Sprechen wir also nicht mehr davon.«

»Albert wird Ihnen sagen«, äußerte der Graf, »daß dies der

Rat ist, den ich ihm gab. Sie sehen mich übrigens«, fügte er hinzu, »den abscheulichsten Morgen beschließen, den ich jemals verlebte.«

»Was tun Sie?« fragte Albert; »Sie ordnen Ihre Papiere, scheint mir!«

»Meine Papiere, Gott sei Dank, nicht! In meinen Papieren herrscht immer eine wunderbare Ordnung, da ich keine Papiere habe. Es geht hier um die Papiere des Monsieur Cavalcanti.«

»Des Monsieur Cavalcanti?« fragte Beauchamp.

»Nun ja, wissen Sie nicht, daß dies ein junger Mann ist, den der Graf protegiert!« bemerkte Morcerf.

»Nein, keine Mißverständnisse«, entgegnete Monte Christo. »Ich protegiere niemand, und Monsieur Cavalcanti weniger als jeden anderen.«

»Und der statt meiner Mademoiselle Danglars heiraten wird, was mich«, fuhr Albert fort, indem er zu lächeln versuchte, »wie Sie wohl vermuten können, mein lieber Beauchamp, schrecklich angreift.«

»Wie? Cavalcanti heiratet Mademoiselle Danglars?« fragte Beauchamp.

»Ah! Kommen Sie denn vom Ende der Welt?« fragte Monte Christo. »Sie als Journalist des wichtigsten Journals! Ganz Paris spricht davon.«

»Haben Sie diese Heirat zustande gebracht, Graf?« fragte Beauchamp.

»Ich? Oh! Still, Herr Neuigkeitskrämer, sprechen Sie nicht solche Dinge. Ich! Guter Gott! Ich soll eine Heirat zustande bringen! Nein, Sie kennen mich nicht. Ich habe mich vielmehr mit allen Kräften dagegen gesträubt, ich habe es abgelehnt, um sie anzuhalten.«

»Ah! Ich begreife«, sagte Beauchamp, »wegen unseres Freundes Albert!«

»Wegen mir!« rief der junge Mann. »O nein, mein Lieber! Der Graf wird mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bezeugen, daß ich im Gegenteil ihn immer bat, dieses Projekt zu hintertreiben, das zum Glück hintertrieben ist. Der Graf behauptet, daß nicht ihm mein Dank gebührt; meinetwegen, ich werde, wie die Alten einen Altar errichten müssen: *Deo ignoto*.«

»Hören Sie«, sagte Monte Christo, »ich bin es keinesfalls, dem dieser Dank gebührt, weil mich mit dem Schwiegervater und mit dem jungen Mann ein eher gespanntes Verhältnis verbindet. Nur Mademoiselle Eugénie hat mir ihre Gewogenheit bewahrt, als sie sah, wie wenig ich geneigt sei, sie zum Verzicht auf die teure Freiheit zu bewegen, denn sie scheint mir keine besondere Berufung zum Ehestand zu haben.«

»Und Sie sagen, daß diese Heirat ihrem Vollzug nahe sei?«

»Oh! Mein Gott! Ja, ungeachtet all dessen, was ich sagen mochte. Ich kenne den jungen Mann nicht; man behauptet, er sei reich und von guter Familie; aber für mich sind solche Äußerungen nur Gerede. All das wiederholte ich Monsieur Danglars zur Genüge; allein er ist auf seinen Luccesen erpicht. Ich teilte ihm sogar einen Umstand mit, der für mich einer der wichtigsten ist: Der junge Mann ist bei der Amme vertauscht, durch Zigeuner entführt oder durch seinen Hofmeister bei Seite geschafft worden; ich weiß es selbst nicht so genau. Aber so viel weiß ich, daß sein Vater ihn länger als zehn Jahre aus den Augen verlor. Was er während dieser zehn Lebensjahre tat, weiß nur Gott. Nun denn, all das interessiert offenbar niemand. Man beauftragte mich, an den Major zu schreiben und Papiere zu verlangen. Hier sind diese Papiere. Ich schicke sie ihnen, wasche aber meine Hände in Unschuld wie Pilatus.«

»Und was für ein Gesicht macht Ihnen Mademoiselle d'Armilly«, fragte Beauchamp, »der Sie ihren Zögling entführen?«

»Ei, ich weiß es nicht genau, aber es scheint, daß sie nach Italien reist. Madame Danglars sprach mit mir von ihr und ersuchte mich um Empfehlungsbriefe an die Theaterunternehmer. Ich gab ihr einige Zeilen an den Direktor des Teatro della Valle, der mir einige Verbindlichkeiten schuldet. Doch was fehlt Ihnen denn, Albert? Sie sehen ja ganz betrübt aus. Sind Sie etwa, ohne es selbst zu vermuten, in Mademoiselle Danglars verliebt?«

»Davon weiß ich nichts«, antwortete Albert traurig lächelnd. Beauchamp begann die Gemälde anzuschauen.

»Sie sind aber doch nicht in Ihrem gewöhnlichen Zustand«, fuhr Monte Christo fort. »Nun, was fehlt Ihnen? Sprechen Sie!«

»Ich habe Migräne«, antwortete Albert.

»Nun denn, mein lieber Vicomte«, erwiderte Monte Christo, »in diesem Falle kann ich Ihnen ein unfehlbares Mittel vorschlagen – ein Mittel, das mir immer half, sooft mir irgend etwas in die Quere kam.«

»Was für ein Mittel?« fragte der junge Mann.

»Die Ortsveränderung.«

»Wahrhaftig!« rief Albert.

»Ja, und da ich in diesem Augenblick äußerst verstimmt bin, so begeben Sie mich an einen andern Ort. Wollen Sie, daß wir uns miteinander an einen andern Ort begeben?«

»Sie sind verstimmt, Graf?« sagte Beauchamp. »Und worüber denn?«

»Bei Gott! Sie haben leicht reden; ich möchte Sie wohl sehen mit einer gerichtlichen Untersuchung in Ihrem Hause!«

»Eine gerichtliche Untersuchung? Was für eine gerichtliche Untersuchung?«

»Ei, jene, welche Monsieur de Villefort gegen meinen liebenswürdigen Mörder einleitet, eine Art von Räuber, der, wie es scheint, dem Bagno entsprang.«

»Ah! Richtig«, äußerte Beauchamp, »ich las den Vorfall in den Journalen. Wer ist denn dieser Caderousse?«

»Nun denn... er scheint aus der Provence zu stammen. Monsieur de Villefort hörte von ihm sprechen, als er in Marseille lebte, und Madame Danglars erinnert sich, ihn gesehen zu haben. Daraus geht hervor, daß der Herr Staatsanwalt sich die Sache sehr angelegen sein läßt, daß sie dem Anschein nach den Polizeipräfekten im höchsten Grad interessiert und daß man mir, Dank diesem Interesse, für das ich außerordentlich dankbar bin, seit vierzehn Tagen alle Banditen schickt, die man in Paris und in der Umgebung auftreiben kann, unter dem Vorwand, daß sie die Mörder des Monsieur Caderousse sind. Natürlich wird es, wenn dies so fortgeht, in drei Monaten keinen Dieb und keinen Mörder mehr in diesem schönen Königreich Frankreich geben, der nicht den Plan meines Hauses auf das genaueste kennt. Ich beschließe daher, es ihnen ganz zu überlassen und so weit von hier wegzugehen, als die Erde mich wird tragen können. Kommen Sie mit mir, Vicomte, ich nehme Sie mit.«

»Gerne.«

»Es bleibt also dabei?«

»Ja, aber wohin?«

»Ich sagte es Ihnen, wo die Luft rein ist, wo das Geräusch verstummt, wo man sich, wie stolz man auch sein mag, demütig fühlt und klein findet. Ich liebe diese Erniedrigung, ich, den man den Herrscher des Universums nennt wie damals Augustus.«

»Aber wohin gehen Sie denn?«

»Ans Meer, Vicomte, ans Meer. Ich bin ein Seemann, sehen Sie. Schon als Kind wurde ich auf den Armen des alten Ozean und auf dem Schoße der schönen Amphitrite gewiegt. Ich spielte mit dem grünen Mantel des einen und mit dem azurblauen Kleid der anderen. Ich liebe das Meer, wie man eine Geliebte liebt, und wenn ich es lange Zeit nicht gesehen habe,

sehne ich mich nach ihm.«

»Fahren wir, Graf, fahren wir!«

»Ans Meer!«

»Ja.«

»Sie nehmen meinen Vorschlag an?«

»Ich nehme ihn an.«

»Also gut, Vicomte, heute abend wird eine bequeme Reisekutsche in meinem Hof stehen, worin man sich ausstrecken kann wie in seinem Bett; diese Kutsche wird mit vier Pferden bespannt sein. Monsieur Beauchamp, vier Personen haben leicht darin Platz. Wollen Sie unser Reisegefährte sein, ich nehme Sie mit!«

»Ich danke, ich komme vom Meer.«

»Wie! Sie kommen vom Meer?«

»Ja, so ungefähr. Ich habe einen kleinen Ausflug auf die Borromäischen Inseln gemacht.«

»Gleichviel! Reisen Sie doch mit!« sagte Albert.

»Nein, lieber Morcerf; ich versichere Ihnen, daß meine Ablehnung nur daher kommt, weil die Sache unmöglich ist. Zudem«, fügte er mit leiserer Stimme hinzu, »ist viel daran gelegen, daß ich in Paris bleibe, wäre es auch nur, um die eingehende Post bei der Zeitung zu überwachen.«

»Ah! Sie sind ein guter und vortrefflicher Freund«, entgegnete Albert. »Ja, Sie haben recht, wachen Sie, überwachen Sie, Beauchamp, und suchen Sie, den Feind zu entdecken, der diese Sache veröffentlichte.«

Albert und Beauchamp schieden; ihr letzter Händedruck enthielt alles, was ihre Lippen in Gegenwart eines Fremden nicht ausdrücken konnten.

»Dieser Beauchamp ist ein vortrefflicher junger Mann!« äußerte Monte Christo, als der Journalist fortgegangen war. »Nicht wahr, Albert?«

»Ja, ja, ein Mann von edlem Herzen, das garantiere ich, daher liebe ich ihn von ganzer Seele. Doch da wir nun allein sind und obwohl es mir nahezu gleich ist: Wohin reisen wir?«

»In die Normandie, wenn es Ihnen gefällt ist.«

»Vortrefflich. Wir sind völlig auf dem Lande, nicht wahr? Keine Gesellschaft, keine Nachbarn!«

»Wir sind von Rennpferden, Jagdhunden und einer Fischerbarke umgeben; das ist alles.«

»Mehr brauche ich nicht; ich setze meine Mutter in Kenntnis und stehe Ihnen zu Befehl.«

»Wird man es Ihnen aber erlauben?« fragte Monte Christo.

»Was?«

»In die Normandie zu reisen!«

»Mir? Bin ich nicht frei?«

»Allein zu gehen, wohin Sie wollen – ich weiß es wohl, weil ich Sie auf einem Ausflug in Italien traf.«

»Nun denn!«

»Aber mit dem geheimnisvollen Mann zu reisen, den man den Grafen von Monte Christo nennt?...«

»Sie haben ein schwaches Gedächtnis, Graf.«

»Wieso?«

»Erzählte ich Ihnen nicht von der großen Sympathie, die meine Mutter für Sie hegt?«

»Die Frau ist unstet, sagte Franz I.; die Frau ist eine Welle, sagte Shakespeare: Der eine war ein großer König und der andere ist ein großer Dichter, und jeder von beiden mußte die Frauen kennen.«

»Ja, die Frau; aber meine Mutter ist nicht die Frau, sondern eine Frau.«

»Werden Sie einem armen Fremden erlauben, alle Spitzfindigkeiten Ihrer Sprache nicht vollkommen zu verstehen?«

»Ich will damit sagen, daß meine Mutter mit ihren Gefühlen

geizt, daß sie aber immer andauern, wenn sie sich einmal jemand zugewendet hat.«

»Ah! Wahrhaftig!« versetzte Monte Christo seufzend. »Und Sie glauben, daß sie mir die Ehre erweist, ein anderes Gefühl für mich zu hegen als völlige Gleichgültigkeit?«

»Hören Sie, ich sagte es Ihnen schon und wiederhole es Ihnen«, bemerkte Morcerf, »Sie müssen wirklich ein sehr sonderbarer und sehr überlegener Mann sein.«

»Oh!«

»Ja, denn meine Mutter ließ sich, ich sage nicht von der Neugier, sondern von dem Interesse anziehen, das Sie erregen. Wenn wir allein sind, sprechen wir nur von Ihnen.«

»Und sie rät Ihnen, dieser Figur zu mißtrauen!«

»Im Gegenteil, sie sagt zu mir: ›Morcerf, ich glaube, daß der Graf einen edlen Charakter besitzt; trachte, von ihm geliebt zu werden.««

Monte Christo wandte die Augen ab und seufzte. »Ah! Wirklich?« fragte er.

»Verstehen Sie also«, fuhr Albert fort, »daß sie, anstatt sich meiner Reise zu widersetzen, dieselbe von ganzem Herzen billigen wird, weil sie ihren Empfehlungen entspricht, die sie mir täglich gibt.«

»Gehen Sie also«, sagte Monte Christo; »auf Wiedersehen heute abend. Seien Sie um fünf Uhr hier, dann werden wir um Mitternacht oder um ein Uhr dort unten ankommen.«

»Wie? In Tréport?«

»In Tréport oder zumindest in der Nähe.«

»Sie brauchen nur acht Stunden, um achtundvierzig Meilen zurückzulegen?«

»Das ist noch viel«, antwortete Monte Christo.

»Sie sind wahrhaftig ein Wundermann und werden es noch dahin bringen, nicht nur die Eisenbahnen zu überflügeln, was

nicht sehr schwierig ist, vorzüglich in Frankreich, sondern auch schneller zu sein als der Telegraph.«

»Vicomte, da wir derzeit doch immer noch sieben oder acht Stunden brauchen, um dort unten anzukommen, so seien Sie pünktlich.«

»Seien Sie unbesorgt, ich habe von jetzt ab nichts anderes zu tun, als mich vorzubereiten.«

»Um fünf Uhr also.«

»Um fünf Uhr.«

Albert ging fort. Nachdem Monte Christo ihm lächelnd zugewinkt hatte, blieb er einen Augenblick nachsinnend und wie in tiefes Nachdenken versunken. Endlich fuhr er mit der Hand über seine Stirn, als wollte er seine Träumerei verscheuchen, trat zur Glocke und klingelte zweimal. Nach dem zweiten Glockenschlag trat Bertuccio ein.

»Meister Bertuccio«, sagte er, »ich reise nicht morgen in die Normandie, nicht übermorgen, wie ich anfangs dachte, sondern heute abend; von jetzt bis fünf Uhr ist mehr Zeit, als Sie dazu brauchen: Sie werden die Stallwärter der ersten Station in Kenntnis setzen lassen. Monsieur de Morcerf begleitet mich. Gehen Sie!«

Bertuccio gehorchte, und ein Vorreiter eilte nach Pontoise, um zu melden, daß die Reisekutsche Punkt sechs Uhr passieren würde. Der Stallwärter von Pontoise sandte zur folgenden Station einen Expressreiter, der einen anderen fortschickte, und sechs Stunden später waren alle auf der Reiseroute vorgesehenen Haltestationen in Kenntnis gesetzt. – Vor der Abreise ging der Graf zu Haydée hinauf, meldete ihr seine Abreise, nannte ihr den Ort, wohin er reiste, und stellte ihr das ganze Haus zur Verfügung. Albert war pünktlich. Die anfangs etwas gedrückte Stimmung der Reisenden wurde bald durch die physische Wirkung der Schnelligkeit gehoben. Morcerf hatte so etwas noch nie erlebt.

»Wahrhaftig«, sagte Monte Christo, »mit ihrer Post, die ihre

zwei Meilen in der Stunde macht, mit diesem albernen Gesetz, das einem Reisenden verbietet, ohne vorherige Erlaubnis einen anderen zu überholen, und zur Folge hat, daß ein kranker oder eigensinniger Reisender das Recht hat, die munteren und gesunden Reisenden hinten nachzuschleppen, ist kein Vorwärtskommen möglich. Ich vermeide diese Unannehmlichkeit, indem ich mit meinem eigenen Postillion und mit meinen eigenen Pferd reise, nicht wahr, Ali?»

Und der Graf streckte den Kopf zum Kutschenschlag heraus und ließ einen leisen Ruf vernehmen, der den Pferden Flügel verlieh: Sie liefen nicht mehr, sie flogen. Der Wagen rollte donnernd auf dem königlichen Pflaster dahin, und jeder drehte sich um, um diesen flammenden Meteor vorübersausen zu sehen. Ali lächelte, indem er den Ruf wiederholte, und seine weißen Zähne blitzten. In seinen kräftigen Händen hielt er die Zügel und trieb die schaumbedeckten Pferde an, deren schöne Mähnen im Winde flatterten. Ali, das Kind der Wüste, befand sich wieder in seinem Element und glich mit seinem schwarzen Gesicht, seinen glühenden Augen, seinem schneeweißen Burnus inmitten des aufwirbelnden Staubes dem Geist des Windes und dem Gott des Orkans.

»Eine Wollust, die ich nicht kannte, ist dieser Rausch der Geschwindigkeit«, bemerkte Morcerf.

Und die letzten Wolken schwanden von seiner Stirn, wie wenn die Luft, die sie durchschnitt, dieselben zerstreute.

»Aber wo zum Teufel finden Sie solche Pferde?« fragte Albert; »Züchten Sie sie selbst?«

»So ist es«, antwortete der Graf. »Vor sechs Jahren fand ich in Ungarn einen famosen, wegen seiner Schnelligkeit berühmten Zuchthengst. Ich kaufte ihn, ich weiß nicht mehr, wie teuer, da Bertuccio bezahlte. Im nämlichen Jahr erzeugte er zweiunddreißig Fohlen. Wir werden die ganze Nachkommenschaft dieses Vaters ansehen können, und sie sind alle gleich: schwarz, ohne einen einzigen Flecken, mit Ausnahme eines

Sterns an der Stirn, denn diesem Bevorzugten des Gestüts hat man Stuten ausgewählt, wie man den Paschas Lieblingsfrauen auswählt.«

»Das ist bewunderungswürdig! Aber sagen Sie mir, Graf, was tun Sie mit allen diesen Pferden?«

»Sie sehen es, ich reise mit ihnen.«

»Aber Sie reisen nicht immer!«

»Wenn ich sie nicht mehr brauchen werde, wird Bertuccio sie verkaufen, und er behauptet, daß er dreißig- bis vierzigtausend Francs daran gewinnen wird.«

»Graf, soll ich Ihnen einen Gedanken mitteilen, der mir soeben kam?«

»Tun Sie es.«

»Daß nach Ihnen Monsieur Bertuccio der reichste Privatmann in Europa sein muß.«

»Ich fürchte, Sie irren sich, Vicomte. Ich bin überzeugt, daß Sie, wenn Sie die Taschen von Bertuccio umkehren, nicht zehn Sous darin finden werden.«

»Warum?« fragte der junge Mann. »Ist denn Monsieur Bertuccio ein Phänomen?... Ah! Mein lieber Graf, erzählen Sie mir nicht allzuviel Wunderbares, oder ich werde Ihnen nicht mehr glauben, damit Sie es nur wissen.«

»Bei mir gibt es niemals etwas Wunderbares, Albert. Zahlen und Vernunft, weiter nichts; nun aber hören Sie dieses Dilemma: Ein Intendant stiehlt, aber warum stiehlt er?«

»Ei, weil dies in seiner Natur liegt, dünkt mir«, antwortete Albert; »er stiehlt, um zu stehlen.«

»O nein, Sie täuschen sich: Er stiehlt, weil er eine Frau hat, Kinder, ehrsüchtige Wünsche für sich und seine Familie – er stiehlt vor allem, weil er nicht sicher ist, ob er bei seinem Herrn bleiben kann und weil er sich eine Zukunft gründen will. Nun denn, Monsieur Bertuccio ist allein auf der Welt; er schöpft aus meiner Börse, ohne mir Rechenschaft zu geben; er

ist sicher, daß er mich niemals verlassen muß.«

»Warum?«

»Weil ich keinen besseren fände.«

»Sie bewegen sich in einem fehlerhaften Kreis, in jenem der Wahrscheinlichkeiten.«

»O nein, ich bin meiner Sache gewiß; ich halte jenen Diener für gut, dessen Leben und Tod in meiner Hand liegt.«

»Und Sie haben ein Recht auf das Leben und den Tod von Bertuccio?« fragte Albert.

»Ja«, antwortete der Graf kalt.

Es gibt Worte, welche wie eine eiserne Tür ein Gespräch schließen; das Ja des Grafen war eines von diesen Worten. Der Rest der Reise verstrich mit der nämlichen Geschwindigkeit: Die zweiunddreißig in acht Gespanne verteilten Pferde machten ihre siebenundvierzig Meilen in acht Stunden. Man kam mitten in der Nacht an dem Tor eines schönen Parks an. Der Portier stand da und hielt das Gitter geöffnet: Der Stallwärter der letzten Station hatte ihn in Kenntnis gesetzt. Es war halb drei Uhr morgens; man führte Morcerf in seine Gemächer. Er fand ein Bad und ein Soupé bereit. Der Diener, der die Reise auf dem Hintersitz des Wagens gemacht hatte, stand ihm zu Befehl; Baptistin, der unterwegs vorne auf dem Bock gesessen hatte, bediente den Grafen.

Albert nahm sein Bad, speiste und legte sich zu Bett. Die ganze Nacht umspielte ihn das melancholische Plätschern der Wellen. Als er aufstand, trat er sogleich an sein Fenster, öffnete es und befand sich auf einer kleinen Terrasse: vor sich das unermessliche Meer, hinter sich ein hübscher Park, der an einen kleinen Wald stieß. In einer ansehnlichen Bucht wiegte sich eine kleine Korvette mit schmalem Kiel und schlanken Masten. Die Flagge zeigte das Wappen des Grafen von Monte Christo: ein goldener Berg in einem azurblauen Meer, gekrönt von einem in roter Farbe gemalten Kreuz, was eine Anspielung auf den Schiffsnamen *Golgatha* sein konnte, der an den

Kalvarienberg erinnert, den das Leiden des Erlösers zu einem Berg, kostbarer als Gold, machte wie an das schmachvolle Kreuz, das sein göttliches Blut heiligte. Vielleicht konnte es aber auch anspielen auf irgendeine persönliche Erinnerung an Leiden und Wiedergeburt, die in der Nacht der Vergangenheit dieses geheimnisvollen Mannes vergraben lag. Um das Schiff herum lagen mehrere kleine Boote, die den Fischern in den benachbarten Dörfern gehörten, welche wohl die Befehle ihrer Königin erwartende Untertanen zu sein schienen.

Hier, wie an allen Orten, wo Monte Christo verweilte, war es auch nur, um zwei Tage dort zu verleben, war das Leben nach seinen Bedürfnissen äußerst komfortabel organisiert. Daher standen alle Annehmlichkeiten bereit.

Albert fand in seinem Vorzimmer zwei Flinten und sämtliche Jagdgerätschaften. Ein höheres, im Erdgeschoß befindliches Gemach war allen sinnreichen Maschinen geweiht, zu deren Gebrauch die Engländer, berühmte Fischer, weil sie sie mit Geduld und Muße betreiben, die Fischer Frankreichs noch nicht zu bewegen vermochten. Der ganze Tag verging mit diesen verschiedenen Tätigkeiten, in denen sich Monte Christo selbstverständlich auszeichnete: Man schoß ein Dutzend Fasane im Park, man fischte ebenso viele Forellen in den Bächen, man dinierte in einem Unterstand mit der Aussicht auf das Meer und servierte den Tee in der Bibliothek. Gegen Abend des dritten Tages schlief Albert, von Müdigkeit erschlagen ob dieser Lebensweise, die für Monte Christo ein Spiel zu sein schien, in einem Sessel neben dem Fenster, während der Graf mit seinem Baumeister den Plan zu einem Gewächshaus entwarf, das er in seinem Besitztum aufstellen lassen wollte, als der Hufschlag eines die Kieselsteine der Straße zermalmenden Pferdes den jungen Mann veranlaßte, den Kopf emporzuheben. Er schaute durch das Fenster und erblickte mit Erstaunen und Beklemmung im Hof seinen Kammerdiener, den er nicht mitgenommen hatte, um Monte Christo weniger zu belästigen.

»Florentin hier!« rief er aus, von seinem Sessel aufspringend. »Ist meine Mutter krank?« Und er stürzte zur Zimmertür.

Monte Christo schaute ihm nach und sah ihn dem Diener sich nähern, der, noch ganz atemlos, aus seiner Tasche ein kleines versiegeltes Paket zog. Das kleine Paket enthielt ein Journal und einen Brief.

»Von wem ist dieser Brief?« fragte Albert rasch.

»Von Monsieur Beauchamp«, antwortete Florentin.

»Also schickt Sie Beauchamp?«

»Ja, Monsieur. Er ließ mich kommen, gab mir das nötige Reisegeld, bestellte mir ein Postpferd und nahm mir das Versprechen ab, nicht zu verweilen, bis ich Sie einholen würde, Monsieur: Ich legte den Weg in fünfzehn Stunden zurück.«

Albert öffnete schauernd den Brief. Bei den ersten Zeilen stieß er einen Schrei aus und ergriff das Journal mit einem sichtbaren Zittern. Plötzlich verdunkelten sich seine Augen, seine Beine schienen unter ihm zu weichen, und nahe daran, zu Boden zu fallen, lehnte er sich auf Florentin, der den Arm ausstreckte, um ihn zu stützen.

»Armer, junger Mann!« murmelte Monte Christo so leise, daß er selbst den Laut der Mitleidsworte nicht hören konnte, die er sprach. »Es steht also geschrieben, daß die Schuld der Väter auf die Kinder fallen wird bis in die dritte und vierte Generation!«

Inzwischen hatte sich Albert wieder erholt, fuhr fort zu lesen, schüttelte die Haare auf seinem schweißbedeckten Haupt, zerknitterte Brief und Journal und fragte: »Florentin, vermag Ihr Pferd den Weg nach Paris wieder zurück zu machen?«

»Es ist ein schlechter, lendenlahmer Postklepper.«

»Oh, mein Gott! Und wie ging es zu Hause, als Sie es verließen?«

»Ziemlich ruhig; als ich aber von Monsieur Beauchamp zu-

rückkam, fand ich Madame in Tränen. Sie hatte mir sagen lassen, ich möchte zu ihr gehen, wenn Sie zurückkämen. Dann sagte ich ihr, daß ich Sie im Auftrag von Monsieur Beauchamp holen sollte. Ihre erste Bewegung war, den Arm auszustrecken, um mich zurückzuhalten, aber nach kurzem Nachsinnen sagte sie: »Ja, gehen Sie, Florentin, er soll zurückkommen!«

»Ja, meine Mutter, ja«, versetzte Albert, »ich komme zurück, sei unbesorgt, und wehe dem Niederträchtigen! Doch vor allem muß ich fortreisen.«

Und er begab sich wieder in das Zimmer, worin er Monte Christo zurückgelassen hatte. Er war nicht mehr der nämliche Mann, und fünf Minuten hatten genügt, um bei Albert eine traurige Verwandlung zu bewirken: Er ging in seinem gewöhnlichen Zustand hinaus und kehrte mit veränderter Stimme zurück, das Gesicht von fieberhafter Röte überzogen, das Auge unter blaugeäderten Augenlidern funkelnd, wankenden Schrittes wie ein betrunkenener Mensch.

»Graf«, sagte er, »ich danke Ihnen für Ihre gute Gastfreundschaft, die ich gerne noch länger genossen hätte, aber ich muß nach Paris zurück.«

»Was ist denn geschehen?«

»Ein großes Unglück! Aber erlauben Sie mir fortzureisen; es handelt sich um eine weit wertvollere Sache, als mein Leben ist. Keine Sorge, Graf, ich bitte Sie inständig darum, aber ein Pferd!«

»Meine Ställe stehen Ihnen zu Diensten, Vicomte«, versetzte Monte Christo. »Sie werden sich vor lauter Anstrengung ums Leben bringen, wenn Sie reiten; nehmen Sie eine Kalesche, eine Halbkutsche, irgendeinen Wagen.«

»Nein, dies würde zu lange währen, und außerdem tut mir diese Anstrengung gut, die Sie für mich fürchten.«

Albert machte einige Schritte, wankend wie ein von einer Kugel getroffener Mann, und sank auf einen Stuhl neben der

Tür. – Monte Christo sah diese zweite Schwäche nicht; er stand am Fenster und rief:

»Ali, ein Pferd für Monsieur de Morcerf! Schnell, es ist dringend!«

Diese Worte belebten Albert wieder; er stürzte zur Tür hinaus; der Graf folgte ihm.

»Ich danke«, murmelte der junge Mann, sich in den Sattel schwingend. »Sie werden, so schnell Sie können, zurückkehren, Florentin. Muß ich ein Losungswort wissen, damit man mir die Pferde gibt?«

»Sie brauchen bloß das Pferd zurückzugeben, das Sie reiten, und man wird Ihnen auf der Stelle ein anderes satteln.«

Albert wollte fortsprengen; er verweilte.

»Sie finden vielleicht meine Abreise sonderbar, merkwürdig, unsinnig«, sagte der junge Mann. »Sie begreifen nicht, wie einige in ein Journal eingerückte Zeilen einen Mann in Verzweiflung bringen können; nun denn«, fügte er hinzu, indem er ihm das Journal zuwarf, »lesen Sie dies, aber erst, wenn ich fort bin, damit Sie meine Röte nicht sehen.«

Und während der Graf das Journal aufhob, drückte Albert die Sporen, die man an seinen Stiefeln befestigt hatte, in den Bauch des Pferdes, das, über die Existenz eines Reiters erstaunt, der es für nötig hielt, es so anzutreiben, wie ein Pfeil von der Armbrust fortschwirrte. Der Graf schaute mit einem Gefühl unendlichen Mitleids dem jungen Mann nach, und erst als dieser völlig verschwunden war, blickte er wieder in das Journal und las folgendes:

Jener französische Offizier im Dienste von Ali, Pascha von Jannina, von dem vor drei Monaten das Journal »L'Impartial« berichtete und der nicht nur die Schlösser von Jannina übergab, sondern auch seinen Wohltäter an die Türken verkaufte, hieß wirklich zu jener Zeit Fernand, wie unser ehrenwerter Kollege schrieb. Inzwischen aber fügte er

seinem Taufnamen einen Adels- und Gutstitel hinzu. Er heißt jetzt Herr Graf de Morcerf und ist Mitglied der Kammer der Pairs.

So erschien denn jenes schreckliche Geheimnis, welches Beauchamp mit so viel Edelmuth begrub, wie ein bewaffnetes Gespenst wieder, und ein anderes, auf eine grausame Weise unterrichtetes Journal veröffentlichte am zweiten Tag nach Alberts Abreise in die Normandie die wenigen Zeilen, welche den unglücklichen jungen Mann beinahe wahnsinnig gemacht hätten.

86. KAPITEL

Das Urtheil

Um acht Uhr morgens erschien Albert eiligst bei Beauchamp. Der Kammerdiener war in Kenntniss gesetzt; er führte Morcerf in das Zimmer seines Herrn, der gerade ein Bad nahm.

»Nun denn!« sagte Albert zu ihm.

»Nun denn, mein armer Freund«, erwiderte Beauchamp, »ich erwartete Sie.«

»Da bin ich. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Beauchamp, daß ich Sie für zu loyal und zu gütig halte, um mit wem immer hiervon gesprochen zu haben; nein, mein Freund. Zudem ist mir der Bote, den Sie mir sandten, ein Unterpfand Ihres Wohlwollens. Verlieren wir also keine Zeit mit Einleitungen: Haben Sie irgendeine Idee, woher dieser Schlag kommt?«

»Ich werde Ihnen darüber gleich einige Worte sagen.«

»Ja, aber zuvor, mein Freund, müssen Sie mir die Geschichte dieses abscheulichen Verraths in allen Einzelheiten erzählen.«

Und Beauchamp erzählte dem von Scham und Schmerz vernichteten jungen Mann die Tatsachen, welche wir in ihrer ganzen Einfachheit mitteilen wollen.

Zwei Tage vorher war der Artikel in einem anderen Journal als im *L'Impartial* erschienen, und was die Sache noch ernster machte, in einem Journal, von dem man wohl wußte, daß es der Regierung nahestand. Beauchamp frühstückte gerade, als der Artikel ihm in die Augen fiel; er ließ sogleich einen Wagen holen und eilte, ohne sein Mahl zu beenden, in die Redaktion.

Obgleich zu politischen Gesinnungen sich bekennd, die jenen des verantwortlichen Herausgebers des beschuldigenden Journals völlig entgegengesetzt waren, war Beauchamp, was bisweilen, und wir möchten sogar sagen, oft geschieht, sein vertrauter Freund.

Als er bei ihm ankam, hielt der verantwortliche Herausgeber sein eigenes Journal in der Hand und schien wohlgefällig einen ersten Artikel aus Paris über den Zuckerrübenanbau zu lesen, der wahrscheinlich aus seiner Feder floß.

»Ah! Bei Gott!« sagte Beauchamp. »Da Sie eben Ihr eigenes Journal lesen, mein lieber ***, so brauche ich Ihnen nicht zu sagen, was mich herführt.«

»Sollten Sie etwa ein Anhänger des Rohrzuckers sein?« fragte der verantwortliche Herausgeber des regierungstreuen Journals.

»Nein«, antwortete Beauchamp, »mir ist diese Angelegenheit sogar völlig fremd; ich komme wegen einer anderen Sache.«

»Und weshalb kommen Sie?«

»Wegen des Artikels Morcerf.«

»Ah! Ja, wahrlich; nicht wahr, das ist sonderbar!«

»So sonderbar, daß Sie eine Verleumdungsklage riskieren, dünkt mir, und einen sehr unglücklichen Prozeß.«

»Keineswegs; wir haben mit dem Artikel alle beweisenden Aktenstücke bekommen und sind vollkommen überzeugt, daß Monsieur de Morcerf sich ruhig verhalten wird. Überdies wird dem Lande dadurch ein Dienst erwiesen, wenn man ihm die Elenden bezeichnet, welche der Ehre unwürdig sind, die man ihnen erweist.«

Beauchamp war bestürzt.

»Doch wer hat Sie denn so gut unterrichtet?« fragte er. »Denn mein Journal, welches die Sache anstieß, sah sich genötigt, aus Mangel an Beweisen abzustehen, und dennoch haben wir ein größeres Interesse dabei, Monsieur de Morcerf zu entlarven, als Sie, da er Pair von Frankreich ist und wir zur Opposition gehören.«

»Oh! Mein Gott, das ist sehr einfach; wir sind dem Skandal nicht nachgelaufen, es hat uns aufgesucht. Ein Mann aus Janina kam gestern zu mir, den furchtbaren Akt bringend, und da wir zögerten, den Anschuldigungsweg zu betreten, kündigte er uns an, daß, im Falle unserer Weigerung, der Artikel in einem andern Blatt erscheinen würde. Meiner Treu, Sie wissen, Beauchamp, wie es um eine wichtige Neuigkeit bestellt ist. Wir wollten diese nicht aus den Händen lassen. Nun ist der Schlag geführt; er ist schrecklich und wird bis ans Ende von Europa nachdröhnen.«

Beauchamp begriff, daß man nur mehr den Kopf senken konnte und ging höchst betrübt fort, um einen Kurier an Morcerf zu schicken. Was er aber Albert nicht hatte schreiben können, denn die Ereignisse, welche wir erzählen werden, geschahen nach der Abreise seines Kuriers, war der Umstand, daß am nämlichen Tag in der Kammer der Pairs eine große Aufregung in den gewöhnlich so ruhigen Gruppen der hohen Versammlung herrschte. Jeder Pair war beinahe vor der Zeit gekommen und unterhielt sich über das unselige Ereignis, das die allgemeine Aufmerksamkeit an sich und diese auf eines der bekanntesten Mitglieder der erlauchten Versammlung zog. Das vielfache Lesen des Artikels mit gedämpfter Stimme,

Auslegungen und Austausch von Erinnerungen, beleuchteten die Tatsachen noch mehr.

Der Graf de Morcerf war bei seinen Kollegen nicht beliebt. Wie alle Emporkömmlinge war er gezwungen worden, um sich in seinem Rang zu behaupten, besonders hochmütig aufzutreten. Die großen Adelsgeschlechter lachten ihn aus; die Talente verwarfen ihn; die Männer reinen Ruhmes verachteten ihn instinktmäßig. Der Graf war auf das widrige Äußerste des sühnenden Opfers gebracht. Einmal vom Finger Gottes als Schlachtopfer bezeichnet, schickte sich jeder an, über ihn zu schreien.

Nur der Graf de Morcerf wußte nichts. Er hatte das Journal nicht abonniert, worin die verleumderische Nachricht stand, und hatte den Morgen damit zugebracht, Briefe zu schreiben und ein Pferd auszuprobieren. Er kam also zu seiner gewöhnlichen Stunde, hochmütigen Hauptes und stolzen Blickes, stieg aus dem Wagen, durchschritt die Gänge und trat in den Saal, ohne die Zurückhaltung der Wärter und die Halbgrüße seiner Kollegen zu bemerken.

Als Morcerf eintrat, hatte die Sitzung schon seit mehr als einer Stunde begonnen. Obgleich der Graf, unkundig, wie gesagt, all dessen, was geschehen war, nichts an seiner Miene und an seinem Gang geändert hatte, so erschien sein Auftreten allen stolzer als gewöhnlich, und seine Anwesenheit in dieser auf ihre Ehre sehr bedachten Versammlung war unter diesen Umständen so herausfordernd, daß alle darin eine Unschicklichkeit, mehrere eine Verhöhnung, einige eine Beleidigung erblickten.

Offenbar brannte die Kammer vor Begier, den Streit zu beginnen. Man sah das anklagende Journal in den Händen von jedermann; aber jeder zögerte, wie immer, die Verantwortung für den ersten Angriff auf sich zu nehmen. Endlich bestieg einer von den ehrenwerten Pairs, ein erklärter Feind des Grafen de Morcerf, mit einer Feierlichkeit die Tribüne, die andeutete, daß der erwartete Augenblick gekommen sei. Eine

furchtbare Stille trat ein; nur Morcerf wußte die Ursache der gespannten Aufmerksamkeit nicht, die man diesmal einem Redner schenkte, den man nicht immer so gefällig anzuhören pflegte.

Der Graf ließ die Einleitung ruhig vorübergehen, worin der Redner erklärte, daß er von einer so wichtigen, so heiligen, für die Kammer so vitalen Sache sprechen wolle, daß er die ganze Aufmerksamkeit seiner Kollegen reklamiere.

Bei den ersten Worten von Jannina und dem Obersten Fernand erblaßte der Graf de Morcerf so schrecklich, daß ein einziges Schaudern durch die ganze Versammlung zuckte, deren sämtliche Blicke auf den Grafen fielen.

Die moralischen Wunden haben das Eigentümliche, daß sie sich verbergen, aber nicht schließen; immer schmerzlich, immer zu bluten bereit, wenn man sie berührt, bleiben sie im Herzen lebendig und klaffend.

Nach vollendetem Vorlesen des Artikels inmitten der Stille, nur durch ein Schaudern gestört, das sogleich aufhörte, als der Redner geneigt schien, von neuem das Wort zu ergreifen, entwickelte der Ankläger sein Bedenken und begann nachzuweisen, wie schwierig seine Aufgabe sei: Er behauptete, die Ehre des Monsieur Morcerf und jene der ganzen Kammer zu beschützen, indem er eine Debatte veranlasse, die sich mit den persönlichen Verhältnissen beschäftigen sollte. Endlich schloß er mit dem Antrag, eine Untersuchung anzuordnen, schnell genug, um die Verleumdung, bevor sie Zeit finde, größer zu werden, im Keim zu ersticken, und Monsieur de Morcerf, indem man ihn räche, wieder in jene Stellung einzusetzen, die ihm die öffentliche Meinung seit langer Zeit zugeteilt habe.

Morcerf war von diesem furchtbaren und unerwarteten Schlag so niedergeschmettert, daß er zitternd, seine Kollegen verwirrt anblickend, kaum einige Worte stammeln konnte. Dieses Zagen, übrigens möglicherweise ebensowohl dem Er-

staunen des Unschuldigen als der Scham des Schuldigen beizumessen, verschaffte ihm einige Sympathien. Denn die wahrhaft edelmütigen Menschen sind immer bereit, mitleidig zu werden, wenn das Unglück ihres Feindes die Grenzen ihres Hasses überschreitet.

Der Präsident ließ über die Untersuchung abstimmen; man votierte durch Sitzenbleiben und Aufstehen, und die Untersuchung wurde beschlossen. Man fragte den Grafen, wieviel Zeit er brauche, seine Rechtfertigung vorzubereiten. Der Mut war zu Morcerf zurückgekehrt, sobald dieser fühlte, daß er nach einem so schrecklichen Schlag noch lebe.

»Meine Herren Pairs«, antwortete er, »nicht vermittelt der Zeit schlägt man einen Angriff zurück, wie jenen, den in diesem Augenblick unbekannte und ohne Zweifel im Dunkel ihrer Gemeinheit verborgen gebliebene Feinde auf mich unternehmen; unverzüglich, mit einem Donnerschlag muß ich dem Blitz antworten, der mich einen Augenblick blendete. Warum ist es mir nicht vergönnt, anstatt einer solchen Rechtfertigung mein Blut vergießen zu können, um meinen edlen Kollegen zu beweisen, daß ich würdig bin, ihresgleichen zu sein!«

Diese Worte machten einen für den Angeklagten günstigen Eindruck.

»Ich verlange also«, fuhr er fort, »daß die Untersuchung so bald als möglich beginne, und ich werde der Kammer alle für diese Untersuchung notwendigen Aktenstücke liefern.«

»Welchen Tag bestimmen Sie?« fragte der Präsident.

»Ich stehe von heute an der Kammer zu Befehl«, antwortete der Graf.

Der Präsident klingelte.

»Will die Kammer«, fragte er, »daß die Untersuchung heute noch stattfindet?«

Man setzte eine Kommission von zwölf Mitgliedern zur

Prüfung der von de Morcerf zu liefernden Aktenstücke ein. Die Stunde der ersten Sitzung dieser Kommission wurde auf acht Uhr abends in den Büros der Kammer anberaumt. Sollten mehrere Sitzungen notwendig sein, so würden sie zur nämlichen Stunde und am nämlichen Ort gehalten. Nach der Beschlußfassung bat Morcerf um die Erlaubnis, sich zu entfernen. Er mußte die Aktenstücke sammeln, die er seit langer Zeit aufgehäuft hatte, um diesem von seinem arglistigen und unbändigen Charakter vorhergesehenen Sturm die Stirn zu bieten.

Beauchamp erzählte dem jungen Mann alles, was auch wir soeben mitteilten, nur hatte seine Erzählung gegenüber dieser den Vorteil der Beseeltheit lebendiger Dinge über die Kälte toter Dinge voraus.

Albert hörte ihn an, bald aus Hoffnung bebend, bald aus Zorn, bisweilen aus Scham; denn durch Beauchamp wußte er, daß sein Vater schuldig war, und fragte sich, wie es ihm, dem Schuldigen, gelingen könne, seine Unschuld zu beweisen. Als Beauchamp an diesem Punkt ankam, an dem wir stehen, hielt er inne.

»Was weiter?« fragte Albert.

»Was weiter?« wiederholte Beauchamp.

»Ja.«

»Mein Freund, diese Frage drängt mich zu einer furchtbaren Notwendigkeit. Wollen Sie also wirklich die Fortsetzung erfahren?«

»Ich muß sie schlechterdings erfahren, mein Freund, und es ist mir lieber, sie aus Ihrem Mund kennenzulernen als aus irgendeinem anderen.«

»Nun gut«, versetzte Beauchamp, »raffen Sie also Ihren Mut zusammen, Albert; nie werden Sie ihn nötiger gehabt haben.«

Albert fuhr mit der Hand über seine Stirn, wie um sich seiner eigenen Kraft zu versichern, gleich einem Mann, der sich

anschickt, sein Leben zu verteidigen, seine Ausrüstung prüft und die Klinge seines Degens biegt. Er fühlte sich stark, denn er hielt sein Fieber für Energie.

»Nur zu!« sagte er.

»Der Abend kam«, fuhr Beauchamp fort. »Ganz Paris war in der Erwartung des Ereignisses. Viele behaupteten, Ihr Vater brauche sich nur zu zeigen, um die Anschuldigungen zu vernichten; viele sagten, daß der Graf nicht erscheinen würde; es gab welche, die versicherten, ihn nach Brüssel abreisen gesehen zu haben, und einige erkundigten sich auf der Polizei, ob es wahr sei, wie man sage, daß der Graf seine Pässe angefordert habe. Ich gestehe Ihnen, daß ich mein Möglichstes tat«, sprach Beauchamp weiter, »um von einem der Mitglieder der Kommission, einem jungen Pair, meinem Freund, auf die Tribüne geführt zu werden. Um sieben Uhr holte er mich ab und empfahl mich, bevor jemand gekommen war, einem Saalaufseher, der mich in eine Art von Loge einschloß. Ich war durch einen Pfeiler verdeckt und in völliges Dunkel gehüllt. Ich konnte hoffen, die schreckliche Szene, welche sich ereignen sollte, vom Anfang bis zum Ende zu sehen und zu hören.

Punkt acht Uhr waren alle da. Monsieur de Morcerf trat beim letzten Schlag der achten Stunde ein. Er hatte einige Papiere in der Hand, und seine Haltung schien ruhig; gegen seine Gewohnheit war sein Gang einfach, sein Anzug gewählt und ernst, und er trug nach der Sitte alter Militärs seinen Rock von oben bis unten zugeknöpft.

Seine Anwesenheit brachte die beste Wirkung hervor. Die Kommission war weit entfernt, böswillig zu sein, und mehrere von ihren Mitgliedern kamen dem Grafen entgegen und gaben ihm die Hand.«

Albert fühlte bei all diesen Einzelheiten sein Herz brechen, und dennoch tauchte inmitten seines Schmerzes ein Gefühl von Dankbarkeit in ihm auf; er hätte gewünscht, diese Männer

umarmen zu können, die seinem Vater in einer so großen Gefährdung seiner Ehre diesen Beweis an Achtung gaben.

»In diesem Moment trat ein Saaldiener ein und überreichte dem Präsidenten einen Brief.

»Sie haben das Wort, Monsieur de Morcerf, sagte der Präsident, während er den Brief erbrach.

Der Graf begann seine Verteidigungsrede, und ich versichere Ihnen, Albert«, fuhr Beauchamp fort, »daß sie von außerordentlicher Beredsamkeit und Gewandtheit zeugte. Er legte Aktenstücke vor, welche bewiesen, daß der Wesir von Jannina ihn bis zu seiner letzten Stunde mit seinem vollen Vertrauen beehrte, weil er ihn mit einer über Leben und Tod entscheidenden Unterhandlung mit dem Kaiser selbst beauftragte. Er wies den Ring, das Befehlszeichen, mit welchem Ali Pascha gewöhnlich seine Briefe siegelte, und den dieser ihm gab, damit er bei seiner Rückkehr, zu jeder Tages- und Nachtzeit, zu ihm kommen konnte, wäre er auch in seinem Harem. Leider, sagte er, sei seine Unterhandlung gescheitert, und als er zurückgekehrt war, um seinen Wohltäter zu beschützen, dieser bereits tot gewesen. Aber, fügte der Graf hinzu, sterbend habe ihm Ali Pascha, so groß sei sein Vertrauen gewesen, seine Lieblingsfrau und beider Tochter anvertraut.«

Albert bebte bei diesen Worten, denn in dem Maß, als Beauchamp sprach, vergegenwärtigte sich wieder die Erzählung von Haydée dem Geist des jungen Mannes, und er erinnerte sich an das, was die schöne Griechin von jener Sendung, von jenem Ring und von der Art gesprochen hatte, auf die sie verkauft und in die Sklaverei geführt worden war.

»Und welche Wirkung brachte die Rede des Grafen hervor?« fragte Albert ängstlich.

»Ich bekenne, daß sie mich rührte und so auch die ganze Kommission«, antwortete Beauchamp. »Inzwischen warf der Präsident seine Blicke nachlässig auf den ihm soeben gebrachten Brief; aber bei den ersten Zeilen erwachte seine

Aufmerksamkeit. Er las ihn, las ihn wieder und sprach, die Augen auf Monsieur de Morcerf heftend:

›Herr Graf, Sie sagten uns soeben, daß der Wesir von Jannina Ihnen seine Frau und seine Tochter anvertraut habe!‹

›Ja, Monsieur‹, antwortete Morcerf, ›aber hierin, wie in allem übrigen, verfolgte mich das Unglück. Bei meiner Rückkehr waren Vasiliki und seine Tochter Haydée verschwunden.‹

›Sie kannten sie?‹

›Meine Vertraulichkeit mit dem Pascha und das hohe Vertrauen, das er auf meine Treue setzte, hatten mir gestattet, sie mehr als zwanzigmal zu sehen.‹

›Wissen Sie irgend etwas davon, was aus ihnen geworden ist?‹

›Ja, Monsieur. Ich hörte sagen, sie seien ein Opfer ihres Grams und vielleicht ihres Elends geworden. Ich war nicht reich, mein Leben sehr bedroht; ich konnte sie zu meinem großen Bedauern nicht suchen.‹

Der Präsident runzelte unmerkbar die Stirn. – ›Meine Herren‹, sagte er, ›Sie haben die Erklärungen des Herrn Grafen de Morcerf aufmerksam vernommen. Herr Graf, können Sie zum Beweis Ihrer uns soeben mitgeteilten Erzählung irgendeinen Zeugen stellen?‹

›Ach! Nein, Monsieur‹, versetzte der Graf, ›alle, welche den Wesir umgaben und mich an seinem Hofe kannten, sind tot oder zerstreut; nur ich, der einzige von meinen Landsleuten, glaube ich, überlebte diesen gräßlichen Krieg. Ich besitze nur die Briefe von Ali-Tebelin und lege sie Ihnen zur Einsicht vor; ich besitze nur den Ring, das Unterpand seines Willens, und hier ist er; ich besitze endlich den überzeugendsten Beweis, den ich liefern kann, nämlich... nach einem anonymen Angriff... die Abwesenheit eines Zeugnisses gegen mein Wort als ehrlicher Mann und die Reinheit meines ganzen militärischen Lebens.‹

Ein Beifallsgemurmel lief durch die ganze Versammlung. In diesem Augenblick, Albert, war, ohne den Hinzutritt eines neuen Zwischenfalls, die Sache Ihres Vaters gewonnen. Man brauchte nur noch abzustimmen, als der Präsident das Wort nahm:

»Meine Herren«, sagte er, »und Sie, Herr Graf, werden nicht ungerne, vermute ich, einen, seiner Versicherung nach, sehr wichtigen Zeugen vernehmen, der sich soeben selbst stellte; dieser Zeuge ist geeignet, wie wir nach alledem nicht zweifeln, was der Graf uns sagte, die vollkommene Unschuld unseres Kollegen zu beweisen. Hier ist der Brief, den ich in dieser Beziehung soeben erhielt; wünschen Sie, daß er Ihnen vorgelesen wird, oder beschließen Sie, daß man darüber hinweggehe und nicht diese Unterbrechung in Kauf nehme?«

Monsieur de Morcerf erblaßte und hielt seine Papiere krampfhaft in den Händen, so daß es raschelte. Die Kommission plädierte für das Vorlesen: Der Graf wurde nachdenklich und sagte nichts. Der Präsident las daher den folgenden Brief vor:

Herr Präsident!

Ich kann der Untersuchungskommission, die beauftragt ist, das Verhalten des Herrn Generallieutenants Graf de Morcerf in Epirus und Mazedonien zu prüfen, die zuverlässigsten Aufschlüsse liefern.

Der Präsident machte eine kurze Pause. Der Graf de Morcerf erblaßte; der Präsident blickte fragend zu den Zuhörern.

»Fahren Sie fort!« rief man von allen Seiten. – Der Präsident las weiter:

Ich war bei dem Tode Ali-Paschas an Ort und Stelle; ich war bei seinen letzten Augenblicken gegenwärtig; ich weiß, was aus Vasiliki und Haydée geworden ist: Ich stelle mich

der Kommission zur Verfügung, und reklamiere sogar die Ehre, gehört zu werden. Ich werde im Vorgemach der Kammer gegenwärtig sein, wenn man Ihnen diesen Brief überreichen wird...

›Und wer ist dieser Zeuge oder vielmehr dieser Feind?‹ fragte der Graf mit einer Stimme, an deren Klang seine tiefe Bestürzung leicht zu erkennen war.

›Wir werden es erfahren, Monsieur‹, antwortete der Präsident. ›Ist die Kommission der Ansicht, daß man diesen Zeugen vernehmen soll?‹

›Ja, ja‹, erwiderten zu gleicher Zeit alle Stimmen.

Man rief den Saaldiener. ›Saaldiener‹, fragte der Präsident, ›wartet jemand im Vorraum?‹

›Ja, Herr Präsident.‹

›Wer ist dieser jemand?‹

›Eine Frau, von einem Diener begleitet.‹

Alle schauten sich an. ›Lassen Sie diese Frau eintreten‹, sagte der Präsident.

Fünf Minuten später erschien der Saaldiener wieder; alle Augen waren auf die Türe geheftet, und ich selbst«, sagte Beauchamp, »teilte die allgemeine Erwartung und Angst.

Hinter dem Saaldiener ging eine Frau, in einen langen Schleier gehüllt, der sie völlig verbarg. Man erriet jedoch aus den Formen, die dieser Schleier ahnen ließ, und aus den Wohlgerüchen, die sie ausströmten, die Anwesenheit einer jungen und eleganten Frau, aber weiter nichts. Der Präsident bat die Unbekannte, sich zu entschleiern, und man konnte dann sehen, daß diese Frau griechisch gekleidet und außerdem außerordentlich schön war.«

›Ah!« sagte Morcerf, »sie war es.‹

›Wieso... sie?‹

›Ja, Haydée.‹

»Wer sagte es Ihnen?«

»Ach! Ich errate es. Doch fahren Sie fort, Beauchamp, ich bitte Sie. Sie sehen, daß ich ruhig und stark bin. Und wir müssen uns doch der Auflösung nähern.«

»Monsieur de Morcerf«, fuhr Beauchamp fort, »schaute diese Frau mit Schrecken und zugleich Erstaunen an. Für ihn sollte Leben oder Tod aus diesem reizenden Mund kommen; für alle übrigen war dies ein so sonderbares und die Neugier so fesselndes Abenteuer, daß das Wohl oder das Verderben von Monsieur de Morcerf bei diesem Ereignis bereits nur mehr als ein untergeordnetes Element erschien. Der Präsident wies der jungen Frau mit der Hand einen Stuhl; aber sie machte ein Zeichen mit dem Kopf, daß sie stehenbleiben würde. Der Graf war in seinen Sessel zurückgesunken, offenbar trugen ihn seine Füße nicht mehr.

»Madame«, sagte der Präsident, »Sie schrieben an die Kommission, um ihr Aufschlüsse über die Angelegenheit von Jannina zu geben, und behaupteten, daß Sie Augenzeugin der Ereignisse gewesen seien.«

»Und ich war es wirklich«, versetzte die Unbekannte mit einer Stimme voll anmutiger Traurigkeit und mit jenem Wohlklang, der den orientalischen Stimmen eigentümlich ist.

»Erlauben Sie mir jedoch, Ihnen zu sagen«, erwiderte der Präsident, »daß Sie damals sehr jung waren.«

»Ich war vier Jahre alt; da aber die Ereignisse für mich von höchster Wichtigkeit waren, entfiel mir keine Einzelheit, entschlüpfte keine Eigentümlichkeit meinem Gedächtnis.«

»Aber welche Wichtigkeit hatten denn diese Ereignisse für Sie, und wer sind Sie, daß diese große Katastrophe einen so tiefen Eindruck auf Sie machen konnte?«

»Es handelt sich um das Leben oder den Tod meines Vaters«, antwortete das junge Mädchen, »ich heiße Haydée und bin die Tochter von Ali-Tebelin, Pascha von Jannina, und von Vasiliki, seiner vielgeliebten Gattin.«

Die bescheidene und zugleich stolze Röte, welche die Wangen der jungen Frau mit Purpur übergöß, das Feuer ihres Blicks und die Majestät ihrer Offenbarung brachten eine unaussprechliche Wirkung auf die Versammlung hervor. Der Graf wäre nicht vollständiger vernichtet worden, wenn der Blitzstrahl herabfahrend einen Abgrund zu seinen Füßen geöffnet hätte.

»Madame«, fragte der Präsident nach einer achtungsvollen Verbeugung, »erlauben Sie mir eine einfache Frage, die nichts anzweifelt, und diese Frage wird die letzte sein: Können Sie die Rechtsgültigkeit dessen, was Sie sagen, dartun?«

»Ich kann es, Monsieur«, antwortete Haydée und zog unter ihrem Schleier einen Beutel aus parfümierter Atlasseide hervor, »denn hier ist die Bescheinigung meiner Geburt, von meinem Vater aufgesetzt und von seinen vornehmsten Offizieren unterzeichnet; dann ist hier, außer der Bescheinigung meiner Geburt, mein Taufschein, da mein Vater bewilligte, daß ich in der Religion meiner Mutter aufgezogen werde, ein Taufschein, den der Großprimas von Mazedonien und Epirus gesiegelt hat; hier endlich... und dies ist ohne Zweifel das Wichtigste... ist die Urkunde über den Verkauf meiner Person und jener meiner Mutter an den armenischen Händler El-Kobbir durch den französischen Offizier, der bei seinem niederträchtigen Handel mit der Pforte, zu seinem Beuteanteil die Tochter und die Gattin seines Wohltäters sich vorbehalten hatte, die er für die Summe von tausend Beuteln, nämlich für ungefähr vierhunderttausend Francs, verkaufte.«

Eine grünliche Blässe lagerte sich auf die Wangen des Grafen de Morcerf, und seine Augen unterliefen mit Blut beim Vortrag dieser schrecklichen Beschuldigungen, die von der Versammlung mit düsterem Schweigen aufgenommen wurden. Haydée, immer ruhig, aber weit drohender in ihrer Ruhe, als es eine andere in ihrem Zorn gewesen wäre, reichte dem Präsidenten die in arabischer Sprache geschriebene Verkaufsurkunde. In der Annahme, daß einige vorgelegte Aktenstücke

in arabischer, neugriechischer oder türkischer Sprache geschrieben sein möchten, war der Dolmetscher der Kammer in Kenntnis gesetzt worden; man rief ihn. Einer von den edlen Pairs, mit der arabischen Sprache vertraut, die er während des großen Feldzugs in Ägypten erlernt hatte, folgte mit den Augen auf dem Papier dem Übersetzer, der mit lauter Stimme vorlas:

Ich, El-Kobbir, Sklavenhändler und Lieferant des Harems Seiner Hoheit, bekenne, zur Verabfolgung an den erhabenen Kaiser, von dem fränkischen Herrn Grafen von Monte Christo einen auf zweitausend Beutel geschätzten Smaragd als Kaufpreis einer jungen, christlichen, elfjährigen Sklavin, namens Haydée, anerkannte Tochter des verstorbenen hohen Herrn Ali-Tebelin, Pascha von Jannina, und von Vasiliki, seiner Lieblingsfrau, empfangen zu haben, welche vor sieben fahren mit ihrer bei der Ankunft in Konstantinopel gestorbenen Mutter durch einen fränkischen Oberst im Dienste des Wesirs Ali-Tebelin namens Fernand Mondego an mich verkauft worden war. Der besagte Verkauf war auf Rechnung Seiner Hoheit, von welcher ich die Vollmacht besaß, für die Summe von tausend Beuteln an mich geschehen. Gegeben zu Konstantinopel mit Ermächtigung Seiner Hoheit, im Jahre 1247 der Hedschra.

Unterzeichnet: EL-KOBBIR

Gegenwärtige Urkunde wird, um ihr vollen Beweis, volle Glaubwürdigkeit und volle Rechtsgültigkeit zu verleihen, mit dem kaiserlichen Siegel versehen werden, welches der Verkäufer beiducken zu lassen sich verpflichtet.

Neben der Unterschrift des Händlers sah man wirklich das Siegel des erhabenen Kaisers.

Diesem Vorlesen und diesem Anblick folgte eine furchtbare

Stille. Der Graf starrte auf Haydée, und dieser Blick wider seinen Willen loderte blutrünstig.

›Madame‹, sagte der Präsident, ›kann man nicht den Grafen von Monte Christo befragen, der in Paris bei Ihnen ist, wie ich glaube?‹

›Monsieur‹, antwortete Haydée, ›der Graf von Monte Christo, mein zweiter Vater, ist seit drei Tagen in der Normandie.‹

›Wer hat Ihnen aber dann, Madame‹, fragte der Präsident, ›diesen Schritt angeraten, einen Schritt, für den die Kammer Ihnen dankt und der übrigens Ihrer Abkunft und Ihrem Unglück sehr angemessen ist?‹

›Monsieur‹, versetzte Haydée, ›dieser Schritt wurde mir von meiner Achtung und von meinem Schmerz angeraten. Obgleich Christin, habe ich doch, Gott verzeihe es mir, immer daran gedacht, meinen berühmten Vater zu rächen. Nun aber, als ich nach Frankreich kam, als ich erfuhr, daß der Verräter in Paris wohne, blieben meine Augen und meine Ohren beständig offen. Ich lebe zurückgezogen im Hause meines edlen Gönners, aber ich lebe so, weil ich die Abgeschiedenheit und die Stille liebe, die mir gestatten, in mich gekehrt zu leben. Aber der Herr Graf von Monte Christo weihet mir seine väterliche Sorgfalt, und nichts ist mir fremd, was im Leben der Welt vorgeht; nur bleibt es für mich lediglich ein fernes Treiben. So lese ich alle Journale und alle Zeitschriften, die man mir sendet, und indem ich das Leben anderer, ohne es selbst zu leben, betrachte, geschah es, daß ich erfuhr, was diesen Morgen in der Kammer der Pairs vorfiel und was sich diesen Abend darin ereignen sollte... dann schrieb ich.‹

›Der Herr Graf von Monte Christo ist also bei Ihrem Vorgehen nicht beteiligt?‹ fragte der Präsident.

›Er weiß überhaupt nichts davon, Monsieur, und ich fürchte sogar, er wird es mißbilligen, wenn er es vernimmt. Es ist jedoch ein schöner Tag für mich‹, fuhr das junge Mädchen fort, einen flammenglühenden Blick zum Himmel erhebend,

›an dem ich endlich Gelegenheit finde, meinen Vater zu rächen!‹

Der Graf hatte währenddessen kein einziges Wort gesprochen, seine Kollegen schauten ihn an und bedauerten ohne Zweifel sein unter dem süßduftenden Hauch einer Frau zusammengebrochenes Glück; sein Unglück prägte sich nach und nach in düsteren Zügen auf seinem Gesicht aus.

›Monsieur de Morcerf, fragte der Präsident, ›erkennen Sie in Madame die Tochter von Ali-Tebelin, Pascha von Jannina?‹

›Nein‹, antwortete Morcerf, indem er sich anstrebte, aufzustehen, ›und dies ist ein von meinen Feinden angesponnenes Komplott.‹

Haydée, ihre Augen auf die Tür heftend, als ob sie jemand erwartete, kehrte sich rasch um und stieß einen schrecklichen Schrei aus, als sie den Grafen stehen sah: ›Du erkennst mich nicht wieder?‹, sagte sie. ›Nur zu, zum Glück erkenne ich dich wieder! Du bist Fernand Mondego, der französische Offizier, der die Truppen meines edlen Vaters exerzierte. Du bist es, der die Schlösser von Jannina übergab, du bist es, der, von ihm nach Konstantinopel gesandt, um mit dem Kaiser unmittelbar über Leben oder Tod deines Wohltäters zu unterhandeln, einen falschen Erlaß zurückbrachte, der gänzliche Begnadigung gewährte! Du bist es, der mittels dieses Erlasses vom Pascha den Ring erhielt, der dir bei Selim, dem Feuerbewahrer, Gehorsam verschaffen sollte! Du bist es, der Selim erdolchte! Du bist es, der meine Mutter und mich dem Händler El-Kobbir verkaufte! Mörder! Mörder! Mörder! An deiner Stirn klebt noch das Blut deines Gebieters, sehen Sie ihn alle an!‹

Diese Worte waren mit einer solchen Wahrheitsbegeisterung gesprochen worden, daß alle Augen sich nach der Stirn des Grafen wandten und daß er selbst mit der Hand hinfuhr, als wenn er das noch warme Blut Alis daran gespürt hätte.

›Sie erkennen also Monsieur de Morcerf bestimmt als den nämlichen wieder, der Ihnen als der Offizier Fernand Mondego bekannt war?‹

›Und ob ich ihn wiedererkenne!‹ rief Haydée aus. ›Oh! Meine Mutter! Du sagtest zu mir: *Du warst frei, du hattest einen Vater, den du liebtest, du warst bestimmt, fast eine Königin zu werden! Schau diesen Mann genau an; er ist es, der dich zur Sklavin machte, er ist es, der das Haupt deines Vaters auf der Spitze einer Picke emporhob, er ist es, der uns verkaufte, er ist es, der uns auslieferte! Betrachte genau seine rechte Hand, jene, die eine breite Narbe hat; wenn du sein Gesicht vergessen solltest, so würdest du ihn an dieser Hand wiedererkennen, in welche die Goldstücke des Händlers Elkobbir eines nach dem andern gefallen sind!* Ob ich ihn wiedererkenne? Oh! Er möge nun selbst sagen, ob er mich nicht wiedererkenne!‹

Jedes Wort fiel wie ein Hieb auf Morcerf und schnitt einen kleinen Teil seiner Kraft weg. Bei den letzten Worten verbarg er rasch und unwillkürlich seine wirklich durch eine Wunde verstümmelte Hand in seinem Rock und sank wieder in seinen Sessel, in düstere Verzweiflung gestürzt. Diese Szene hatte die Gemüter der Versammlung aufgewühlt, wie man die vom Stamm gefallenen Blätter unter dem mächtigen Nordwind zerstieben sieht.

›Herr Graf de Morcerf, sagte der Präsident, ›lassen Sie sich nicht niederbeugen, antworten Sie: Die Gerechtigkeit der hohen Kammer ist erhaben und gleich für alle, wie die Gerechtigkeit Gottes; sie wird Sie nicht von Ihren Feinden vernichten lassen, ohne Ihnen die Mittel zu gewähren, sie zu bekämpfen. Wollen Sie neue Untersuchungen? Wollen Sie, daß ich eine Reise von zwei Mitgliedern der Kammer nach Jannina anordne? Sprechen Sie!‹

Morcerf antwortete nicht. Nun schauten sich alle Mitglieder der Kommission mit einer Art von Schrecken an. Man kannte den energischen und heftigen Charakter des Grafen. Es be-

durfte einer sehr schrecklichen, gänzlichen Erschlaffung, um die Verteidigung dieses Mannes zu vernichten. Man mußte schließlich denken, daß diesem Schweigen, das dem Schlaf gleich, ein Erwachen gleich dem Donnerschlag folgen würde.

›Nun denn‹, fragte ihn der Präsident, ›was beschließen Sie?‹

›Nichts!‹ antwortete der Graf sich erhebend mit dumpfer Stimme.

›Die Tochter von Ali-Tebelin‹, versetzte der Präsident, ›hat also wirklich die Wahrheit gesagt? Ist sie also wirklich der schreckliche Zeuge, dem der Schuldige nur mit nein antworten kann. Sie haben also wirklich all das getan, wessen man Sie beschuldigt?‹

Der Graf warf einen Blick um sich, dessen verzweiflungsvoller Ausdruck Tiger gerührt hätte, aber Richter nicht entwarnen konnte. Dann hob er die Augen zur Decke empor, wendete sie aber sogleich ab, wie aus Sorge, daß die sich öffnende Decke jenen zweiten Gerichtshof erstrahlen lassen könnte – den Himmel und jenen zweiten Richter, welcher Gott heißt. Dann riß er mit hastiger Bewegung die Knöpfe seines Rockes auf, der ihn erstickte, und rannte wie ein düsterer Wahnsinniger aus dem Saal. Einen Augenblick dröhnten seine Schritte unter dem Gewölbe, aber bald erschütterte das Rollen des Wagens, der im Galopp mit ihm davonfuhr, die Säulenhalle des florentinischen Gebäudes.

›Meine Herren‹, fragte der Präsident, als die Ruhe wieder hergestellt war, ›ist der Herr Graf de Morcerf des Treubruchs, des Verrats und der Unwürdigkeit überführt?‹

›Ja!‹ antworteten einstimmig alle Mitglieder der Untersuchungskommission.

Haydée hatte der Sitzung bis zum Schluß beigewohnt. Sie hörte das Urteil über den Grafen, ohne daß ein einziger Zug ihres Antlitzes Freude oder Mitleid ausdrückte. Dann, ihr Gesicht wieder mit dem Schleier verhüllend, grüßte sie majestätisch die Pairs und entfernte sich mit jenem Schritte, mit wel-

chem Vergil die Göttinnen dahinschreiten sah.«

87. KAPITEL

Die Herausforderung

»Nun benutzte ich«, fuhr Beauchamp fort, »die Ruhe und das Dunkel des Saales, um mich unbemerkt zu entfernen. Der Wärter, der mich einführte, harrete meiner vor der Tür. Er führte mich durch die Korridore zu einer kleinen Tür, die an die Rue Vaugirard stieß. Ich ging fort, gebrochenen und zugleich entzückten Herzens, verzeihen Sie mir diesen Ausdruck, Albert. Gebrochenen Herzens in bezug auf Sie, entzückten Herzens ob dem Adel dieses jungen, die väterliche Rache erstrebenden Mädchens. Ja, ich schwöre es Ihnen, Albert, von welcher Seite auch diese Offenbarung kommen möge, ich sage, daß sie von einem Feinde kommen kann, daß aber dieser Feind nur der Vollstrecker der Vorsehung ist.«

Albert hielt den Kopf zwischen seinen beiden Händen; er hob sein Gesicht empor, schamgerötet und tränengebadet, faßte den Arm von Beauchamp und sagte zu ihm:

»Freund, mein Leben ist zu Ende; ich kann nicht sagen wie Sie, daß die Vorsehung diesen Schlag gegen mich führte, sondern mir bleibt nur übrig zu forschen, welcher Mann mit seiner Feindschaft mich verfolgt. Werde ich diesen Mann kennenlernen, dann werde ich ihn töten, oder er wird mich töten. Nun aber zähle ich auf Ihre Freundschaft, Beauchamp, daß Sie mir dazu verhelfen, wenn anders die Verachtung sie nicht in Ihrem Herzen vertilgt hat.«

»Die Verachtung, mein Freund! Und inwiefern geht dieses Unglück Sie an? Nein, Gott sei Dank! Wir leben nicht mehr in jener Zeit, da ein ungerechtes Vorurteil die Söhne für die Handlungen der Väter verantwortlich machte. Gehen Sie Ihr

ganzes Leben durch, Albert. Freilich datiert es von gestern, aber nie war die Morgenröte eines schönen Tages reiner als Ihr Morgen! Nein Albert, glauben Sie mir, Sie sind jung, Sie sind reich; verlassen Sie Frankreich; alles wird leicht vergessen in diesem großen Babylon bei der bewegten Existenz und bei den wechselnden Neigungen. Sie werden in drei oder vier Jahren wiederkommen, irgendeine russische Prinzessin geheiratet haben, und niemand wird mehr an das denken, was gestern geschehen ist – um so weniger also an das, was sich vor sechzehn Jahren ereignete.«

»Ich danke, mein lieber Beauchamp, ich danke für die vortreffliche Absicht, die Ihnen Ihre Worte diktiert, aber so kann es nicht gehen. Ich äußerte Ihnen meinen Wunsch, und jetzt will ich, wenn es sein muß, das Wort ›Wunsch‹ in das Wort ›Willen‹ verwandeln. Sie begreifen, daß ich als Betroffener die Sache nicht aus demselben Gesichtspunkt heraus wie Sie betrachten kann. Was Ihnen aus einer himmlischen Quelle zu fließen scheint, dünkt mir aus einer minder reinen Quelle zu kommen. Die Vorsehung scheint mir, ich gestehe es Ihnen, allem dem sehr fremd zu sein, und zwar glücklicherweise; denn anstatt der unsichtbaren und unfühlbaren Botin der himmlischen Belohnungen und Strafen, werde ich ein fühlbares und sichtbares Wesen finden, an dem ich mich rächen werde, o ja, ich schwör es Ihnen, für all das, was ich seit einem Monat leide. Nun liegt mir daran, Beauchamp, ich wiederhole es Ihnen, wieder in das menschliche und materielle Leben zu treten, und wenn Sie noch mein Freund sind, wie Sie sagen, so helfen Sie mir die Hand wiederzufinden, die den Schlag geführt hat.«

»Meinetwegen also«, erwiderte Beauchamp, »und wenn Sie durchaus darauf bestehen, daß ich auf die Erde herabschwebe, werde ich es tun. Wenn Ihnen daran liegt, Nachforschungen nach einem Feind anzustellen, werde ich sie mit Ihnen anstellen. Und ich werde ihn finden, denn meine Ehre erfordert es fast ebenso sehr wie die Ihrige, daß wir ihn wiederfinden.«

»Nun denn, Beauchamp, Sie begreifen, lassen Sie uns also unsere Nachforschungen auf der Stelle ohne Zögern beginnen. Jede Minute Aufschub ist für mich eine Ewigkeit. Der Denunziant ist noch nicht bestraft, er kann also hoffen, daß er nicht bestraft werde, und, bei meiner Ehre, wenn er dies hofft, so täuscht er sich.«

»Gut denn, hören Sie mich, Morcerf.«

»Ah! Beauchamp, ich sehe, daß Sie etwas wissen. Sehen Sie, Sie geben mir das Leben zurück!«

»Ich sage Ihnen nicht, daß dies die Wirklichkeit ist, Albert, aber es ist wenigstens ein Licht in der Nacht: Vielleicht wird dieses Licht, wenn wir ihm folgen, ans Ziel führen.«

»Sprechen Sie, Sie sehen doch, daß ich vor Ungeduld vergehe.«

»Nun denn, ich will Ihnen erzählen, was ich Ihnen nach meiner Rückkehr von Jannina nicht sagen wollte.«

»Sprechen Sie!«

»Hören Sie, Albert, was geschah. Ich war natürlich bei dem ersten Bankier der Stadt, um Erkundigungen einzuziehen; bei dem ersten Wort, das ich von der Angelegenheit sprach, bevor auch nur der Name Ihres Vaters ausgesprochen wurde, sagte er:

›Ah! Sehr wohl, ich errate, was Sie hierher führt.‹

›Wieso und warum?‹

›Weil ich vor kaum vierzehn Tagen wegen des nämlichen Gegenstands befragt wurde.‹

›Von wem?‹

›Von einem Bankier in Paris, meinem Korrespondenten.‹

›Wie heißt er?‹

›Monsieur Danglars.‹«

›Er!« rief Albert aus. »In der Tat, sicher ist er es, der seit so langer Zeit meinen armen Vater mit seinem neidischen Haß

verfolgt, er, der angeblich populäre Mann, der es dem Grafen de Morcerf nicht verzeihen kann, Pair von Frankreich zu sein. Und sehen Sie, die Zurücknahme des Eheversprechens ohne Angabe eines Grundes; ja, es ist wohl so.«

»Erkundigen Sie sich, Albert, aber erzürnen Sie sich nicht im voraus; erkundigen Sie sich, sage ich, und wenn die Sache wahr ist...«

»Oh! Ja, wenn die Sache wahr ist«, rief der junge Mann aus, »wird er mir alles büßen, was ich gelitten habe.«

»Nehmen Sie sich in acht, Morcerf, er ist schon ein alter Mann.«

»Ich werde Achtung für sein Alter haben, wie er Achtung für die Ehre meiner Familie hatte: Wenn er meinem Vater zürnte, warum machte er es nicht mit meinem Vater aus? Oh! Nein, er fürchtete sich, einem Mann gegenüberzustehen!«

»Albert, ich gebe Ihnen nicht Unrecht, ich halte Sie nur zurück; Albert, handeln Sie vorsichtig!«

»Oh! Seien Sie unbesorgt; zudem werden Sie mich begleiten, Beauchamp; die feierlichen Angelegenheiten müssen vor Zeugen verhandelt werden. Vor dem Ende dieses Tages wird Monsieur Danglars, wenn Monsieur Danglars der Schuldige ist, aufgehört haben zu leben, oder ich werde tot sein. Bei Gott, Beauchamp, ich will meiner Ehre ein schönes Leichenbegängnis halten.«

»Gut denn, wenn solche Entschlüsse gefaßt sind, Albert, dann muß man sie auf der Stelle vollziehen. Sie wollen zu Monsieur Danglars gehen? Gehen wir!«

Man ließ einen Mietwagen holen. In das Haus des Bankiers tretend, gewährte man das offene Gefährt und den Diener des Monsieur Andrea Cavalcanti vor der Tür.

»Ah! Bei Gott! Das ist gut!« sagte Albert mit düsterer Stimme. »Wenn Monsieur Danglars sich nicht mit mir schlagen will, werde ich ihm seinen Schwiegersohn töten. Ein Ca-

valcanti, der wird sich schlagen!«

Man meldete den jungen Mann dem Bankier, der bei Alberts Namen, des Vorfalls am Tag vorher kundig, den Eintritt nicht gestatten ließ. Es war jedoch zu spät: Albert war dem Lakaien gefolgt; er hörte den gegebenen Befehl, drängte die Tür auf und trat, Beauchamp hinter sich, in das Zimmer des Bankiers.

»Oh, Monsieur«, rief dieser aus, »hat man nicht mehr das Recht, bei sich zu empfangen, wenn man will oder wenn man nicht will! Es dünkt mir, daß Sie sich auf eine befremdende Weise vergessen.«

»Nein, Monsieur«, erwiderte Albert gelassen, »es gibt Situationen, und Sie befinden sich in einer solchen, wo man,... ohne Feigheit... zu Hause sein muß, wenigstens für gewisse Personen.«

»Was wollen Sie also von mir, Monsieur?«

»Ich will Ihnen«, antwortete Morcerf, sich nähernd, ohne scheinbar Cavalcanti zu beachten, der sich mit dem Rücken an den Kamin lehnte, »ich will Ihnen ein Rendezvous in einem abgelegenen Winkel vorschlagen, wo zehn Minuten lang Sie niemand stören wird – mehr verlange ich nicht von Ihnen – wo von zwei Männern, die sich treffen werden, einer auf dem Platz bleiben wird.«

Danglars erbleichte, Cavalcanti machte eine Bewegung, Albert kehrte sich zum jungen Mann um.

»Oh! Mein Gott!« sagte er, »kommen Sie, wenn Sie wollen, Herr Graf, Sie haben das Recht, dabei zu sein, Sie gehören beinahe zur Familie, und ich gebe solche Arten von Rendezvous so vielen Leuten, wie sich finden, um sie anzunehmen.«

Cavalcanti schaute Danglars mit bestürzter Miene an, der mit einer Anstrengung aufstand und zwischen die beiden jungen Leute trat. Alberts Angriff auf Cavalcanti hatte ihn auf ein anderes Gebiet gebracht, und er hoffte, daß Alberts Besuch einen anderen Grund habe, als jenen, den er anfangs vermutete.

»Ah! Monsieur«, sagte er zu Albert, »wenn Sie hierherkommen, um mit diesem Herrn da Handel zu suchen, weil ich ihn Ihnen vorzog, so setze ich Sie in Kenntniss, daß ich eine Staatsanwaltssache daraus machen werde.«

»Sie irren sich, Monsieur«, versetzte Morcerf mit einem düsteren Lächeln, »ich spreche nicht im mindesten vom Heiraten und wende mich an Monsieur Cavalcanti nur, weil er mir einen Augenblick die Absicht gehabt zu haben schien, sich in unseren Handel zu mischen. Und dann haben Sie übrigens recht«, sagte er, »ich suche heute mit jedermann Handel; doch seien Sie unbesorgt, Monsieur Danglars, das Vorrecht gebührt Ihnen.«

»Monsieur«, antwortete Danglars, blaß vor Zorn und Furcht, »ich sage Ihnen, daß ich, wenn ich das Unglück habe, auf meinem Weg eine wütende Dogge anzutreffen, sie töte und, weit entfernt mich für strafbar zu halten, der Gesellschaft einen Dienst erwiesen zu haben glaube. Nun aber, wenn Sie wütend sind und mich zu beißen beabsichtigen, so werde ich Sie, damit Sie es nur wissen, ohne Erbarmen töten. Ei, ist es meine Schuld, wenn Ihr Vater entehrt wird?«

»Ja, Elender!« rief Morcerf aus. »Es ist deine Schuld!«

Danglars tat einen Schritt zurück.

»Meine Schuld! Meine!« sagte er. »Sie sind ja verrückt! Kenne ich diese Geschichte in Griechenland? Bin ich in jene Länder gereist? Habe ich Ihrem Vater geraten, die Schlösser von Jannina zu verkaufen? Zu verraten...«

»Schweig!« unterbrach ihn Albert mit dumpfer Stimme. »Nein, nicht Sie haben unmittelbar dieses Aufsehen gemacht und dieses Unglück veranlaßt, aber Sie haben es auf eine heuchlerische Weise herbeigeführt.«

»Ich?«

»Ja, Sie! Von woher kommt die Offenbarung?«

»Mir dünkt, das Journal sagte es Ihnen, von Jannina, bei

Gott!«

»Wer schrieb nach Jannina?«

»Nach Jannina?«

»Ja. Wer schrieb, um Auskünfte über meinen Vater zu erlangen?«

»Jedermann, scheint mir, kann nach Jannina schreiben.«

»Dennoch schrieb eine einzige Person.«

»Eine einzige?«

»Ja, und diese Person sind Sie!«

»Allerdings schrieb ich, und mir scheint, daß man, wenn man seine Tochter an einen jungen Mann verheiratet, über die Familie dieses jungen Mannes Erkundigungen einziehen kann. Dies ist nicht bloß ein Recht, sondern auch eine Pflicht.«

»Sie schrieben, Monsieur«, äußerte Albert, »die Antwort bereits kennend, die kommen würde.«

»Ich? Ah! Ich schwöre Ihnen«, rief Danglars voll Vertrauen und Zuversicht aus, die vielleicht weniger seiner Furcht entsprangen als der Teilnahme, die er im Grunde für den unglücklichen jungen Mann fühlte. »Ich schwöre Ihnen, daß ich nie daran gedacht hätte, nach Jannina zu schreiben. Kannte ich die Katastrophe von Ali-Pascha?«

»Dann hat Sie also jemand verleitet zu schreiben?«

»Gewiß.«

»Man hat Sie verleitet?«

»Ja.«

»Wer?... Vollenden Sie... Sprechen Sie!...«

»Bei Gott! Nichts Einfacheres als das. Ich sprach von der Vergangenheit Ihres Vaters. Ich sagte, daß die Quelle seines Vermögens immer unbekannt geblieben sei. Die Person fragte mich, wo Ihr Vater dieses Vermögen erworben habe. Ich antwortete: ›In Griechenland.‹ Dann sagte sie zu mir: ›Nun denn,

schreiben Sie nach Jannina.««

»Und wer gab Ihnen diesen Rat?«

»Nun ja! Der Graf von Monte Christo, Ihr Freund.«

»Der Graf von Monte Christo sagte Ihnen, daß Sie nach Jannina schreiben sollten?«

»Ja, und ich schrieb. Wollen Sie meine Korrespondenz sehen? Ich will sie Ihnen zeigen.«

Albert und Beauchamp schauten sich an.

»Monsieur«, äußerte nun Beauchamp, der das Wort noch nicht ergriffen hatte, »mir scheint, daß Sie den Grafen beschuldigen, der von Paris abwesend ist und sich jetzt nicht rechtfertigen kann!«

»Ich beschuldige niemand, Monsieur«, versetzte Danglars, »ich erzähle und werde vor dem Herrn Grafen von Monte Christo wiederholen, was ich soeben in Ihrer Gegenwart sagte.«

»Und der Graf weiß, welche Antwort Sie erhielten?«

»Ich zeigte sie ihm.«

»Wußte er, daß mein Vater mit dem Taufnamen Fernand und mit seinem Familiennamen Mondego heißt?«

»Ja, ich hatte es ihm schon lange gesagt; zudem tat ich hiermit, was jeder andere an meiner Stelle getan hätte – und vielleicht viel weniger. Als am anderen Tag nach dieser Antwort, von Monsieur von Monte Christo gedrängt, Ihr Vater kam und um die Hand meiner Tochter offiziell anhielt, wie man es macht, wenn man die Sache zu Ende bringen will, gab ich rundheraus eine abschlägige Antwort – das ist wahr, aber ohne Erklärung, ohne Aufsehen. In der Tat, warum hätte ich ein Aufsehen machen sollen? Was lag mir an der Ehre oder Unehre des Monsieur de Morcerf? Dies trug weder zum Steigen noch zum Fallen der Zinsen bei.«

Albert fühlte, daß ihm die Zornesröte ins Gesicht stieg. Es war kein Zweifel mehr: Danglars verteidigte sich mit Ge-

meinheiten, aber mit der Zuversicht eines Mannes, der, wenn nicht die ganze Wahrheit, wenigstens einen Teil der Wahrheit sagt, wenn auch nicht aus Gewissensnöten, sondern aus Furcht. Was suchte übrigens Morcerf? Nicht die größere oder geringere Schuldhaftigkeit von Danglars oder Monte Christo, sondern einen Mann, der für die leichte oder schwere Beleidigung einstand, einen Mann, der sich duellierte, und offenbar würde Danglars sich nicht schlagen.

Und dann standen alle vergessenen oder unbemerkten Umstände wieder sichtbar vor seinen Augen, waren in seinem Gedächtnis gegenwärtig. Monte Christo wußte alles, weil er die Tochter des Ali-Pascha gekauft hatte. Da er alles wußte, riet er Danglars, nach Jannina zu schreiben. Von dieser Antwort unterrichtet, entsprach er dem von Albert geäußerten Wunsch, Haydée vorgestellt zu werden. Als er einmal bei ihr war, lenkte er das Gespräch auf Alis Tod und widersetzte sich nicht der Erzählung von Haydée; aber ohne Zweifel hatte er dem jungen Mädchen in den wenigen neugriechischen Worten, die er sprach, Weisungen gegeben, um zu verhindern, daß Morcerf seinen Vater erkennen könnte. Hatte er nicht auch Morcerf gebeten, den Namen seines Vaters in Gegenwart von Haydée nicht auszusprechen? Schließlich entführte er Albert in dem Augenblick in die Normandie, in dem, wie er wußte, der große Schlag geschehen sollte. Es unterlag keinem Zweifel, daß all das berechnet und daß Monte Christo mit den Feinden seines Vaters im Einverständnis war. Albert nahm Beauchamp beiseite und teilte ihm diese Gedanken mit.

»Sie haben recht«, sagte dieser. »Monsieur Danglars ist dabei nur in bezug auf das Brutale und Materielle beteiligt, und Sie müssen von Monsieur von Monte Christo eine Erklärung verlangen.«

Albert kehrte sich um.

»Monsieur«, sagte er zu Danglars, »Sie begreifen, daß ich noch keinen definitiven Abschied von Ihnen nehme. Ich muß noch erfahren, ob Ihre Beschuldigungen begründet sind, und

um mich davon zu überzeugen, gehe ich auf der Stelle zu dem Herrn Grafen von Monte Christo.«

Und den Bankier grüßend, ging er mit Beauchamp fort, ohne daß er Cavalcanti zu beachten schien.

Danglars begleitete ihn bis zur Tür, und an der Tür erneuerte er Albert die Versicherung, daß kein persönlicher Haß gegen den Herrn Grafen de Morcerf sein Verhalten leite.

88. KAPITEL

Die Beleidigung

Vor der Tür des Bankiers hielt Beauchamp Morcerf an. »Hören Sie«, sagte er zu ihm, »eben sagte ich noch zu Ihnen, daß Sie von Monsieur von Monte Christo eine Erklärung verlangen müßten!«

»Ja, und wir gehen zu ihm.«

»Überlegen Sie einen Augenblick, Morcerf, bevor wir zum Grafen gehen.«

»Was soll ich nach Ihrer Meinung überlegen?«

»Die Wichtigkeit dieses Schritts.«

»Ist er wichtiger, als zu Monsieur Danglars zu gehen!«

»Ja, Monsieur Danglars ist ein Geldmann, und die Geldmänner, wie Sie wissen, verstehen sich zu gut auf das Kapital, das sie riskieren, um sich leicht zu schlagen. Der andere dagegen ist ein Edelmann, wenigstens dem Anschein nach; fürchten Sie aber nicht, unter dem Edelmann den Bravo zu treffen!«

»Ich fürchte nur eines, einen Mann zu finden, der sich nicht schlägt.«

»Oh! Seien Sie unbesorgt«, versetzte Beauchamp, »dieser

wird sich schlagen. Ich fürchte sogar, er möchte sich allzugut schlagen; nehmen Sie sich in acht!«

»Freund«, sagte Morcerf mit einem schönen Lächeln, »dies ist mein Wunsch; und das Glückliche, was mir begeben kann, ist: für meinen Vater getötet zu werden. Dies wird uns alle retten.«

»Dies wird Ihrer Mutter den Tod bringen.«

»Arme Mutter!« erwiderte Morcerf, indem er mit der Hand über seine Augen fuhr. »Ich weiß es wohl, aber es ist besser, wenn sie deshalb stirbt, als aus Schande.«

»Sie sind völlig entschlossen, Albert?«

»Gehen wir doch endlich!«

»Aber glauben Sie, daß wir ihn antreffen?«

»Er sollte einige Stunden nach mir zurückkommen, und gewiß wird er zurückgekommen sein.«

Sie stiegen ein und ließen sich in die Avenue des Champs-Élysées, Nummer 30 fahren. Beauchamp wollte allein aussteigen, aber Albert sagte ihm, daß diese Angelegenheit, da sie die gewöhnlichen Regeln überschreite, ihm erlaube, sich von der Etikette des Duells zu entfernen. Der junge Mann handelte für eine so heilige Sache, daß Beauchamp nichts anderes tun konnte, als sich in alle seine Willensbezeugungen zu fügen. Er gab also Morcerf nach und begnügte sich, ihm zu folgen. Albert gelangte mit einem Sprung von der Loge des Portiers zur Freitreppe. Baptistin empfing ihn. Der Graf war wirklich angekommen, aber eben im Bade, und hatte verboten, jemand vorzulassen, wer immer es auch sei.

»Aber nach dem Bade?« fragte Morcerf.

»Der Herr wird dinieren.«

»Und nach dem Diner?«

»Der Herr wird eine Stunde schlafen.«

»Nachher?«

»Nachher wird er in die Oper gehen.«

»Wissen Sie es gewiß?« fragte Albert.

»Ganz gewiß; der Herr hat seine Pferde auf Punkt acht Uhr bestellt.«

»Sehr gut«, erwiderte Albert. »Das ist alles, was ich wissen wollte.«

Dann wendete er sich zu Beauchamp.

»Wenn Sie etwas zu tun haben, Beauchamp, so tun Sie es sogleich; sollten Sie heute abend ein Rendezvous haben, so verschieben Sie es auf morgen. Sie begreifen, daß ich auf Ihren Besuch der Oper zähle. Wenn Sie können, bringen Sie Château-Renaud mit.«

Beauchamp nutzte die Erlaubnis und verließ Albert, nachdem er ihm versprochen hatte, ihn um Viertel vor acht Uhr abzuholen. Heimgekehrt, setzte Albert Franz, Debray und Morrel von seinem Wunsch in Kenntnis, sie am Abend in der Oper zu sehen. Dann besuchte er seine Mutter, die seit den Ereignissen des vorigen Tages niemand vorlieb und in ihrem Zimmer blieb. Er fand sie im Bett, vom Schmerz dieser öffentlichen Demütigung vernichtet. – Alberts Anblick zeigte bei Mercédès die erwartete Wirkung: Sie drückte ihrem Sohn die Hand und brach in Schluchzen aus. Diese Tränen verschafften ihr jedoch Linderung. Albert blieb einen Augenblick stumm am Bett seiner Mutter stehen. Man sah an seinem blassen Gesicht und an seiner gerunzelten Stirn, daß sein Racheentschluß in seinem Herzen sich immer mehr abkühlte. – »Meine Mutter«, fragte er, »kennen Sie irgendeinen Feind Monsieur de Morcerfs?«

Mercédès bebte; sie hatte bemerkt, daß der junge Mann nicht sagte: meines Vaters!

»Mein Lieber«, antwortete sie, »Leute von der Stellung des Vaters haben viele Feinde, die sie nicht kennen. Übrigens sind Feinde, die man kennt, nicht die gefährlichsten, wie Sie wissen.«

»Ja, ich weiß dies, daher appelliere ich an Ihre ganze Scharfsichtigkeit. Meine Mutter, Sie sind eine so überlegene Frau, daß Ihnen nichts entgeht.«

»Warum sagen Sie mir dies?«

»Weil Sie, zum Beispiel, bemerken, daß Monsieur von Monte Christo am Abend des Balles, den wir gaben, nichts bei uns genießen wollte.«

Mercédès richtete sich zitternd auf und rief:

»Monsieur von Monte Christo? Und in welchem Zusammenhang sollte er zu der Frage stehen, die Sie an mich stellen?«

»Sie wissen es, meine Mutter, Monsieur von Monte Christo ist fast ein Mann des Orients, und die Orientalen essen und trinken nie bei ihren Feinden, um die volle Freiheit zu bewahren, sich zu rächen.«

»Monsieur von Monte Christo ist unser Feind, sagen Sie, Albert?« versetzte Mercédès, indem sie bleicher wurde als das Leintuch, das sie bedeckte. »Wer sagte Ihnen dies? Warum? Sie sind verrückt, Albert. Monsieur von Monte Christo erwies uns nur Artigkeiten. Monsieur von Monte Christo rettete Ihnen das Leben; Sie selbst stellten ihn uns vor. Oh! Ich bitte Sie, mein Sohn, wenn Sie einen solchen Gedanken hegten, so geben Sie ihn auf, und wenn ich Ihnen einen Rat geben darf – ich will noch mehr sagen –, wenn ich eine Bitte an Sie zu stellen habe, so halten Sie sich gut mit ihm.«

»Meine Mutter«, erwiderte der junge Mann mit einem düsteren Blick, »Sie haben Gründe, die Sie bestimmen, mir die Schonung dieses Mannes anzuempfehlen.«

»Ich?« rief Mercédès aus, ebenso schnell errötend wie sie erblaßte und fast ebenso schnell noch blasser werdend als zuvor.

»Ja, gewiß, und dieser Grund besteht darin, daß dieser Mann uns nichts Böses zufügen kann, nicht wahr?« fragte Albert.

Mercédès bebte und sagte zu Albert, einen forschenden Blick auf ihren Sohn heftend: »Sie sprechen auf eine befremdende Weise mit mir und hegen sonderbare vorgefaßte Meinungen, wie mir dünkt. Was tat Ihnen denn der Graf? Vor drei Tagen waren Sie mit ihm in der Normandie; vor drei Tagen betrachtete ich ihn und betrachteten Sie ihn als Ihren besten Freund.«

Ein ironisches Lächeln zuckte über Alberts Lippen. Mercédès sah dieses Lächeln und erriet alles, mit dem doppelten Instinkt einer Frau und einer Mutter; aber, vorsichtig und stark, verbarg sie ihre Unruhe und ihr Beben. Albert ließ das Gespräch fallen, nach einer Pause knüpfte es die Gräfin wieder an.

»Sie kamen, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen«, sagte sie, »und ich antworte Ihnen freimütig, mein Freund, daß ich mich nicht wohl befinde. Sie sollten dableiben, Albert, und mir Gesellschaft leisten; es ist ein Bedürfnis für mich, nicht allein zu sein.«

»Meine Mutter«, entgegnete der junge Mann, »ich stünde Ihnen zu Befehl, und Sie wissen mit welcher Freude, zwänge mich nicht eine dringende und wichtige Angelegenheit, Sie den ganzen Abend alleinzulassen.«

»Ah! Sehr wohl«, antwortete Mercédès seufzend, »gehen Sie, Albert, ich will Sie nicht zum Sklaven Ihrer kindlichen Liebe machen.«

Albert stellte sich, als ob er sie nicht verstehe, grüßte seine Mutter und entfernte sich. Kaum hatte der junge Mann die Tür wieder geschlossen, als Mercédès einen vertrauten Diener rufen ließ und ihm befahl, Albert überall zu folgen, wohin er an diesem Abend gehen würde und ihr sogleich Nachricht zu geben. Dann klingelte sie ihrer Zofe und ließ sich ankleiden, wie schwach sie auch war, um auf jedes Ereignis gefaßt zu sein: Die dem Lakaien übertragene Mission war nicht schwierig auszuführen. Albert ging in seine Wohnung und kleidete

sich mit ernster Sorgfalt. Um zehn Minuten vor acht Uhr kam Beauchamp: Er hatte Château-Renaud besucht, und dieser hatte versprochen, sich im Parkett einzufinden, bevor sich der Vorhang hob. Beide stiegen in Alberts Coupé, der, da er keine Veranlassung sah, sein Ziel zu verheimlichen, ganz laut rief: »In die Oper!«

In seiner Ungeduld kam er vor dem Aufziehen des Vorhangs an. Château-Renaud war auf seinem Sperrsitz: Durch Beauchamp von allem unterrichtet, bedurfte er keiner Erklärung von Albert. Das Benehmen dieses Sohnes, der seinen Vater rächen wollte, war so natürlich, daß Château-Renaud durchaus nicht versuchte, ihn abzuhalten, und sich begnügte, ihm die Versicherung zu erneuern, daß er zu seiner Verfügung stehe. Debray war noch nicht gekommen, aber Albert wußte, daß er sehr selten bei einer Oper fehlte.

Albert irrte im Theater bis zum Aufziehen des Vorhangs herum. Er hoffte Monte Christo entweder im Gang oder auf der Treppe zu treffen. Die Klingel rief ihn an seinen Platz, und er setzte sich zwischen Château-Renaud und Beauchamp. Aber seine Augen wendeten sich nicht von jener Zwischensäulengalerie ab, die den ganzen ersten Akt hindurch hartnäckig geschlossen bleiben zu wollen schien. Endlich, als Albert zum hundertsten Male auf seine Uhr sah, beim Beginn des zweiten Akts, ging die Logentür auf, und Monte Christo trat schwarzgekleidet ein und lehnte sich auf die Brüstung, um in das Parterre zu schauen. Morrel folgte ihm und suchte mit Blicken seine Schwester und seinen Schwager. Er gewahrte sie in einer Loge des zweiten Ranges und winkte ihnen zu.

Bei seinem Rundblick in das Parterre bemerkte der Graf einen blassen Kopf und funkelnde Augen, die seine Blicke gierig auf sich zu ziehen schienen; er erkannte Albert wohl, aber der Ausdruck, den er in diesem verstörten Gesicht gewahrte, riet ihm ohne Zweifel, so zu tun, als hätte er ihn nicht bemerkt. Ohne also eine Bewegung zu machen, die seinen Gedanken verraten könnte, setzte er sich, zog seine Operngläser

aus dem Etui und sah nach einer andern Seite hin. Aber ohne daß der Graf den jungen Mann zu sehen schien, verlor er ihn nicht aus den Augen, und als am Schluß des zweiten Akts der Vorhang fiel, folgte sein unfehlbarer und sicherer Blick Albert, der, von seinen zwei Freunden begleitet, den Platz verließ. Dann erschien derselbe Kopf wieder an der Öffnung einer Loge im ersten Rang, der seinigen gegenüber. Der Graf fühlte den Sturm herannahen und wußte, als er den Schlüssel im Schloß seiner Loge umdrehen hörte, obgleich er gerade in diesem Moment sehr heiter mit Morrel sprach, was nun bevorstehe, und hatte sich auf alles vorbereitet. Die Tür ging auf.

Nun erst kehrte sich Monte Christo um und erblickte Albert, erdfahl und zitternd; hinter ihm waren Beauchamp und Châteaurenard.

»Siehe da!« rief er mit jener wohlwollenden Artigkeit aus, die gewöhnlich seine Begrüßung von den banalen Höflichkeiten der Gesellschaft unterschied. »Mein Reiter ist an das Ziel gekommen. Guten Abend, Monsieur de Morcerf.«

Und das Antlitz dieses auf eine so seltene Weise sich selbst beherrschenden Mannes drückte die vollkommenste Herzlichkeit aus. Erst jetzt erinnerte sich Morrel des vom Vicomte erhaltenen Briefs, worin dieser, ohne eine nähere Erklärung, ihn bat, in der Oper zu erscheinen, und begriff, daß irgend etwas Schreckliches passieren würde.

»Wir kommen nicht her, um heuchlerische Artigkeiten oder falsche Freundschaftsbezeugungen auszutauschen«, erwiderte der junge Mann, »wir kommen, um eine Erklärung von Ihnen zu verlangen, Herr Graf.«

Die zitternde Stimme des jungen Mannes drang mit Mühe durch seine gepreßten Zähne.

»Eine Erklärung in der Oper?« fragte der Graf mit jenem so ruhigen Ton und mit jenem so durchdringenden Blick, daß man an diesem doppelten Charakter den stets seiner selbst

mächtigen Mann erkannte. »Wie wenig ich mit den Pariser Sitten vertraut sein mag, so hätte ich doch nicht geglaubt, daß man hier Erklärungen verlangen könne.«

»Wenn jedoch die Leute sich verleugnen lassen«, versetzte Albert, »wenn man nicht zu ihnen gelassen wird unter dem Vorwand, daß sie im Bad, bei Tisch oder im Bett seien, so muß man sich wohl dort an sie wenden, wo man sie trifft.«

»Es ist nicht schwierig, mich zu treffen«, entgegnete Monte Christo, »denn gestern noch, wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, waren Sie bei mir.«

»Gestern, Monsieur«, versetzte der junge Mann, dem der Zorn in den Kopf stieg, »war ich bei Ihnen, weil ich nicht wußte, wer Sie sind.«

Und diese Worte sprechend, hatte Albert die Stimme dergestalt erhoben, daß die in den anstoßenden Logen befindlichen Personen sie hörten, ebenso jene, die durch den Gang gingen. Daher kehrten sich die Personen in den Logen um, und jene im Gang blieben bei dem Lärm dieses Streits hinter Beauchamp und Château-Renaud stehen.

»Woher kommen Sie denn, Monsieur?« fragte Monte Christo, ohne anscheinend die mindeste Gemütsbewegung. »Sie scheinen nicht recht bei Verstand zu sein.«

»Wenn ich nur Ihre Treulosigkeiten verstehe, Monsieur, und es mir gelingt, Ihnen begreiflich zu machen, daß ich mich deswegen rächen will, so werde ich immerhin Verstand genug haben«, sagte Albert wütend.

»Monsieur, ich verstehe Sie nicht«, erwiderte Monte Christo, »und selbst wenn ich Sie verstünde, würden Sie doch nur allzu laut darüber sprechen. Ich bin hier zu Hause, Monsieur, und ich allein habe das Recht, meine Stimme lauter ertönen zu lassen als die andern. Gehen Sie hinaus, Monsieur!«

Und Monte Christo wies Albert die Tür mit einer bewundernswerten Gebärde des Gebieters.

»Ah! Ich werde Sie aus Ihrem Hause schon hinausbringen!« versetzte Albert, in seinen verkrampften Händen seinen Handschuh zerknitternd, den der Graf nicht aus den Augen verlor.

»Gut! Gut!« äußerte Monte Christo lässig, »Sie suchten Streit mit mir, Monsieur, ich sehe dies; aber ich gebe Ihnen einen Rat, Vicomte, und beherzigen Sie ihn wohl: Es ist eine üble Gewohnheit, herausfordernd Aufsehen zu erregen. Das Aufsehen behagt nicht jedermann, Monsieur de Morcerf.«

Bei diesem Namen durchzuckte ein Murmeln des Erstauens wie ein Schauer die Zuhörer dieser Szene. Seit dem vorigen Tage war der Name Morcerf in aller Munde. Albert verstand besser als alle, und zuerst vor allen, die Anspielung, und machte eine Bewegung, wie um seinen Handschuh dem Grafen ins Gesicht zu schleudern; aber Morrel faßte seine Hand, während Beauchamp und Château-Renaud, aus Besorgnis, daß die Szene die Grenzen einer Herausforderung überschreiten möchte, ihn von rückwärts hielten.

Aber Monte Christo streckte, ohne aufzustehen, seinen Stuhl neigend, bloß die Hand aus, riß aus den verkrampften Fingern des jungen Mannes den feuchten und zerknitterten Handschuh und sagte mit einem schrecklichen Ton:

»Monsieur, ich trachte Ihren Handschuh als geworfen und werde Ihnen denselben um eine Kugel gewickelt zurücksenden. Entfernen Sie sich nun von hier, oder ich rufe meinen Diener und lasse Sie zur Tür hinauswerfen.«

Wie berauscht, verstört, mit wilden Augen, tat Albert zwei Schritte zurück. Morrel nutzte diese Bewegung, um die Tür wieder zu schließen. Monte Christo nahm seine Operngläser und blickte herum, als sei nichts Außerordentliches geschehen.

Dieser Mann besaß ein Herz von Bronze und ein Gesicht von Marmor.

Morrel neigte sich zu seinem Ohr.

»Was taten Sie ihm?« fragte er.

»Ich? Nichts, wenigstens nichts persönlich«, antwortete Monte Christo.

»Dieser sonderbare Auftritt muß denn doch eine Ursache haben!«

»Das Abenteuer des Grafen de Morcerf erbittert den unglücklichen jungen Mann.«

»Sind Sie denn irgendwie dabei beteiligt?«

»Die Kammer ist durch Haydée vom Verrat seines Vaters in Kenntnis gesetzt worden.«

»Man sagte mir's zwar«, erwiderte Morrel, »daß diese griechische Sklavin, die ich mit Ihnen hier in dieser Loge sah, die Tochter von Ali Pascha sei, ich wollte es aber nicht glauben.«

»Und doch ist es wahr.«

»Oh! Mein Gott!« versetzte Morrel. »Dann begreife ich alles, und diese Szene war geplant.«

»Wieso?«

»Ja. Albert schrieb mir, ich möchte heute abend in die Oper kommen. Dies tat er, um mich zum Zeugen der Beschimpfung zu machen, die er Ihnen zufügen wollte.«

»Wahrscheinlich«, äußerte Monte Christo mit seiner unstörbaren Ruhe.

»Aber was werden Sie mit ihm anfangen?«

»Mit wem?«

»Mit Albert!«

»Was ich mit Albert anfangen werde, Maximilien?« entgegnete Monte Christo mit dem gleichen Ton. »So wahr Sie da sind und ich Ihnen die Hand drücke, werde ich ihn morgen vor zehn Uhr töten; dies ist's, was ich mit ihm anfangen werde.«

Nun nahm Morrel die Hand Monte Christos zwischen seine beiden Hände und bebte, da er diese Hand kalt und ruhig fühl-

te.

»Ach! Graf«, sagte er, »sein Vater liebt ihn so sehr!«

»Sprechen Sie nicht von so etwas!« rief Monte Christo mit der ersten Zornregung, die ihn zu ergreifen schien. »Ich will, daß er leidet.«

Morrel ließ erstaunt die Hand Monte Christos wieder fahren.

»Graf! Graf.« sagte er.

»Lieber Maximilien«, unterbrach ihn der Graf, »hören Sie doch, wie herrlich Duprez die Stelle singt: ›O Mathilde, Abgott meiner Seele!‹ Sehen Sie, ich war der erste, der in Neapel das Talent von Duprez erkannt, und der erste, der ihm Beifall klatschte. Bravo! Bravo!«

Morrel sah ein, daß er nichts mehr sagen konnte, und wartete. Der Vorhang, der am Schluß der Szene mit Albert aufging, fiel fast sogleich wieder. Man klopfte an die Tür.

»Herein!« sagte Monte Christo, ohne daß seine Stimme die mindeste Gemütsbewegung verriet.

Beauchamp erschien.

»Guten Abend, Monsieur Beauchamp«, sagte Monte Christo, wie wenn er den Journalisten an diesem Abend zum erstenmal gesehen hätte. »Setzen Sie sich doch.«

Beauchamp grüßte, trat ein und setzte sich.

»Monsieur«, sagte er zu Monte Christo, »ich begleitete eben erst Monsieur de Morcerf, wie Sie sehen konnten.«

»Was sagen will«, entgegnete Monte Christo lachend, »daß Sie wahrscheinlich miteinander dinierten. Ich fühle mich glücklich, Monsieur Beauchamp, zu sehen, daß Sie nüchterner sind als er.«

»Monsieur«, sagte Beauchamp, »Albert tat Unrecht, ich gebe es zu, sich hinreißen zu lassen, und ich komme aus eigenem Antrieb, Ihnen Entschuldigung zu sagen. Nun, da meine Entschuldigung gemacht ist, die meine, verstehen Sie, Herr Graf, sage ich Ihnen, daß ich Sie für einen allzu rechtschaffe-

nen Mann halte, als daß Sie mir einigen Aufschluß hinsichtlich Ihrer Beziehungen zu den Leuten von Jannina verweigern sollten. Dann werde ich etliche Worte über jene junge Griechin beifügen.«

Monte Christo machte mit der Lippe und den Augen eine kleine Gebärde, die Stille gebot. »Ei«, setzte er lachend hinzu, »da sind ja alle meine Hoffnungen vereitelt.«

»Wieso?« fragte Beauchamp.

»Gewiß, Sie beeilen sich, mich in den Ruf der Überspanntheit zu bringen. Ihrer Meinung nach bin ich ein Lara, ein Manfred, ein Lord Ruthwen; dann, da der Moment vorüber ist, mich überspannt zu sehen, verderben Sie Ihr Musterbild und Sie versuchen, aus mir einen banalen Mann zu machen. Sie wollen mich gemein, alltäglich, kurz: Sie verlangen Erklärungen von mir. Gehen Sie doch, Monsieur Beauchamp, Sie scherzen ja!«

»Dennoch gibt es Gelegenheiten«, versetzte Beauchamp stolz, »in denen die Rechtschaffenheit gebietet...«

»Monsieur Beauchamp«, unterbrach ihn der sonderbare Mann, »dem Herrn Grafen von Monte Christo gebietet nur der Herr Graf von Monte Christo. Also kein Wort mehr von alledem, wenn es Ihnen beliebt. Ich tue, was ich will, Herr Beauchamp, und, glauben Sie mir, es ist immer sehr wohlgetan.«

»Monsieur«, antwortete der junge Mann, »rechtschaffene Leute bezahlt man nicht mit dieser Münze; man schuldet der Ehre Bürgschaften.«

»Monsieur, ich bin eine lebendige Bürgschaft«, entgegnete Monte Christo kühl, aber in seinen Augen flammten drohende Blitze. »Wir haben beide Blut in den Adern, welches zu vergießen uns gelüstet, das ist unsere gegenseitige Bürgschaft. Bringen Sie dem Vicomte diese Antwort zurück und sagen Sie ihm, daß ich morgen vor zehn Uhr die Farbe seines Blutes werde gesehen haben.«

»Ich brauche also nur noch die Anordnungen des Duells festzusetzen«, sagte Beauchamp.

»Dies ist mir völlig gleichgültig, Monsieur«, äußerte der Graf von Monte Christo. »Es war also überflüssig, wegen einer solchen Kleinigkeit mich im Theater zu stören. In Frankreich schlägt man sich auf Degen oder Pistolen; in den Kolonien nimmt man den Karabiner; in Arabien gebraucht man den Dolch. Sagen Sie Ihrem Klienten, daß ich ihm, obgleich ich der Beleidigte bin, jedoch um bis ans Ende exzentrisch zu sein, die Wahl der Waffen lasse und daß ich alles annehmen werde, ohne Erörterung, ohne Widerstreit; alles, verstehen Sie wohl, alles, selbst das Duell vermittelst des Loses, das immer albern ist. Bei mir ist es aber etwas anderes, ich bin des Sieges gewiß.«

»Des Sieges gewiß!« wiederholte Beauchamp, den Grafen mit bestürztem Blick anschauend.

»Ei, allerdings«, sagte Monte Christo, leicht die Achseln zuckend. »Sonst würde ich mich mit Monsieur de Morcerf nicht schlagen. Ich werde ihn töten, es muß so ein, es wird so sein. Nur bezeichnen Sie mir heute abend in meiner Wohnung ganz kurz die Waffe und die Stunde, ich lasse nicht gern auf mich warten.«

»Auf Pistolen, um acht Uhr morgens, im Gehölz von Vincennes«, erwiderte Beauchamp, aus der Fassung gebracht, da er nicht wußte, ob er es mit einem verwegenen Prahler oder mit einem übernatürlichen Wesen zu tun habe.

»Gut, Monsieur«, bemerkte Monte Christo, »nun, da alles geordnet ist, lassen Sie mich die Oper anhören, ich bitte Sie, und sagen Sie Ihrem Freund Albert, er möge diesen Abend nicht wiederkommen; er würde sich mit allen seinen Grobheiten, die von schlechtem Geschmack zeugen, schaden; er solle heimgehen und schlafen.«

Beauchamp entfernte sich ganz erstaunt.

»Ich kann auf Sie zählen, nicht wahr?« sagte Monte Christo, zu Morrel sich wendend.

»Gewiß«, antwortete Morrel, »und Sie können über mich

verfügen, Graf; jedoch...«

»Was?«

»Es wäre von Wichtigkeit, Graf, daß ich die wahre Ursache wüßte...«

»Das heißt: Sie lehnen ab?«

»Nein.«

»Die wahre Ursache, Morrel!« sagte der Graf. »Selbst dieser junge Mann handelt wie ein Blinder und kennt sie nicht. Die wahre Ursache ist nur mir und Gott bekannt; aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Morrel, daß Gott, der sie kennt, mit uns sein wird.«

»Dies genügt, Graf«, erwiderte Morrel. »Wer ist Ihr zweiter Sekundant?«

»Ich kenne niemand in Paris, dem ich diese Ehre erweisen will, als Sie, Morrel, und Ihren Schwager, Emmanuel. Glauben Sie, daß Emmanuel mir diese Gefälligkeit gewähren mag?«

»Ich verbürge mich für ihn wie für mich, Graf.«

»Gut! Das ist alles, was ich benötige. Morgen, um sieben Uhr morgens in meiner Wohnung?«

»Wir werden dort sein.«

»Still! Der Vorhang geht auf, hören wir. Ich pflege von dieser Oper keine Note zu verlieren; Wilhelm Tell ist eine so herrliche Tondichtung!«

89. KAPITEL

Die Nacht

Monsieur von Monte Christo wartete, nach seiner Gewohnheit, bis Duprez sein berühmtes »Folget mir!« gesungen hatte.

Dann erst stand er auf und ging fort.

Vor der Tür verließ ihn Morrel mit dem erneuerten Versprechen, mit Emmanuel am anderen Tag morgens Schlag sieben Uhr bei ihm zu sein. Dann stieg er in seinen Wagen, immer ruhig und lächelnd. Fünf Minuten danach war er zu Hause. Nur hätte man den Grafen nicht kennen müssen, um sich durch den Ausdruck täuschen zu lassen, womit er eintretend zu Ali sagte: »Ali, meine Pistolen mit dem Elfenbeinkolben!«

Ali brachte seinem Gebieter den Pistolenkasten, und dieser begann die Waffen mit einer Sorgfalt zu untersuchen, die bei einem Mann sehr natürlich ist, der sein Leben einem bißchen Eisen und Blei anvertrauen will. Dies waren besondere Pistolen, die Monte Christo hatte machen lassen, um in seinen Gemächern auf die Scheibe zu schießen. Ein Zündhütchen genügte, um die Kugeln fortzutreiben, und vom Seitenzimmer aus hätte man nicht vermuten können, daß der Graf, wie man schützenmäßig sagt, sich einschob.

Er war eben daran, die Waffe auszurichten und den Zielpunkt auf einer kleinen Platte von Eisenblech zu suchen, die ihm als Scheibe diente, als die Tür zu seinem Zimmer aufging und Baptistin eintrat. Aber bevor dieser noch den Mund öffnete, erblickte der Graf an der offengebliebenen Türe eine verschleierte Frau im Halbdunkel des anstoßenden Gemaches, die Baptistin gefolgt war.

Sie sah den Grafen mit der Pistole in der Hand, sie sah zwei Degen auf einem Tisch und eilte hinein. Baptistin fragte seinen Herrn mit einem Blick. Der Graf machte ein Zeichen, Baptistin ging fort und verschloß die Türe wieder hinter sich.

»Wer sind Sie, Madame?« fragte der Graf die verschleierte Frau.

Die Unbekannte warf einen Blick um sich her, um sich zu versichern, daß sie allein seien, dann neigte sie sich, wie um sich niederzuknien, und sagte, die Hände faltend, mit dem Ton der Verzweiflung:

»Edmond, Sie werden meinen Sohn nicht töten!«

Der Graf tat einen Schritt zurück, stieß einen schwachen Schrei aus und ließ die Waffe fallen, die er in der Hand hielt.

»Welchen Namen sprachen Sie da aus, Madame de Morcerf!« erwiderte er.

»Den Ihrigen«, rief sie, ihren Schleier zurückwerfend, »den Ihrigen, den vielleicht ich allein nicht vergaß. Edmond, nicht Madame de Morcerf kommt zu Ihnen, sondern Mercédès.«

»Mercédès ist tot, Madame«, entgegnete Monte Christo, »und ich kenne niemand mehr unter diesem Namen.«

»Mercédès lebt, Monsieur, und Mercédès erinnert sich, denn nur sie erkannte Sie, als sie Sie sah, und selbst ohne Sie zu sehen, Edmond, an dem bloßen Klang Ihrer Stimme, und seit jener Zeit folgt sie Ihnen Schritt für Schritt, überwacht Sie, fürchtet Sie, und hatte nicht nötig, die Hand zu suchen, die den Schlag führte, der den Monsieur de Morcerf traf.«

»Fernand, wollen Sie sagen, Madame«, versetzte Monte Christo mit bitterer Ironie. »Da wir im Zuge sind, uns unserer Namen zu erinnern, so wollen wir uns an alle erinnern.«

Und Monte Christo hatte den Namen Fernand mit einem solchen Ausdruck von Haß ausgesprochen, daß Mercédès den Schauer des Schreckens durch ihren ganzen Körper rieseln fühlte.

»Sie sehen wohl, Edmond, daß ich mich nicht täuschte«, rief Mercédès aus, »und daß ich Ursache habe, zu Ihnen zu sagen: Schonen Sie meinen Sohn!«

»Und wer sagte Ihnen, Madame, daß ich Ihrem Sohn etwas anhaben wolle?«

»Niemand, mein Gott! Aber eine Mutter ist eine Hellseherin. Ich erriet alles, ich folgte ihm heute abend in die Oper und sah alles, in einer Parterreloge verborgen.«

»Wenn Sie alles sahen, Madame, dann sahen Sie auch, daß Fernands Sohn mich öffentlich beschimpfte!«

»Oh! Erbarmen!«

»Sie sahen«, fuhr der Graf fort, »daß er mir seinen Handschuh ins Gesicht geworfen hätte, wenn nicht einer von meinen Freunden, Monsieur Morrel, ihm in den Arm gefallen wäre.«

»Hören Sie mich an. Auch mein Sohn erriet Sie; Ihnen schreibt er die Mißgeschicke zu, die seinen Vater treffen.«

»Madame«, versetzte Monte Christo, »Sie verwechseln die Sachen: Es sind keine Mißgeschicke, es ist eine Züchtigung. Nicht ich griff Monsieur de Morcerf an, die Vorsehung straft ihn.«

»Und warum setzen Sie sich an die Stelle der Vorsehung?« rief Mercédès aus. »Warum erinnern Sie sich, wenn sie vergißt? Was liegt Ihnen an Jannina und dessen Wesir? Welchen Schaden fügte Ihnen Fernand Mondego durch den Verrat Ali-Tebelins zu?«

»Daher ist all das eine Angelegenheit zwischen dem französischen Kapitän und der Tochter von Vasiliki. Dies geht mich nichts an, Sie haben recht, und wenn ich schwur, mich zu rächen, so galt dies weder dem französischen Kapitän, noch dem Grafen de Morcerf, sondern dem Fischer Fernand, dem Mann der Katalanin Mercédès.«

»Ah! Monsieur«, rief die Gräfin aus, »welch schreckliche Rache wegen eines Vergehens, zu dem das Verhängnis mich drängte! Denn die zu Bestrafende bin ich, Edmond, und wenn Sie Grund haben, sich an jemandem zu rächen, so rächen Sie sich an mir, da ich zu wenig Kraft hatte, Ihre Abwesenheit und meine Einsamkeit zu ertragen.«

»Aber warum war ich abwesend, warum waren Sie einsam?« fragte Monte Christo.

»Weil Sie verhaftet wurden, Edmond, weil Sie Gefangener waren.«

»Und warum wurde ich verhaftet, warum war ich Gefange-

ner?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Mercédès.

»Ja, Sie wissen es nicht, Madame, wenigstens hoffe ich es. Nun denn, ich will es Ihnen sagen. Ich wurde verhaftet, ich war Gefangener, weil in der Laube des Wirtshauses, gerade am Vorabend des Tages, an dem ich Sie heiraten sollte, ein Mann namens Danglars, diesen Brief schrieb, den der Fischer Fernand auf die Post zu tragen selbst sich erbot.«

Und zu seinem Schreibsekretär tretend, zog Monte Christo eine Schublade, aus der er ein Papier nahm, das seine ursprüngliche Farbe verloren und dessen Tinte die Rostfarbe angenommen hatte; dieses Papier legte er Mercédès vor. Es war der Brief von Danglars an den Staatsanwalt, den Monte Christo als Bevollmächtigter des Hauses Thomson & French, an dem Tag, als er an Monsieur Boville zweihunderttausend Francs ausbezahlte, aus der Strafkarte des Edmond Dantès an sich genommen hatte.

Mercédès las mit Schrecken folgende Zeilen:

Der Herr Staatsanwalt des Königs wird von einem Freund des Thrones und der Religion in Kenntnis gesetzt, daß ein gewisser Edmond Dantès – Erster Offizier des Schiffes Pharaon – diesen Morgen aus Smyrna angekommen, nachdem er in Neapel und Porto Ferraio gelandet ist, von Murat mit einem Brief für den Usurpator, und vom Usurpator mit einem Brief für das bonapartistische Komitee in Paris beauftragt gewesen ist. Man wird den Beweis seines Verbrechens bei seiner Verhaftung bekommen; denn man wird diesen Brief entweder bei ihm oder bei seinem Vater oder in seiner Kajüte an Bord der Pharaon finden.

»Oh! Mein Gott!« sagte Mercédès, mit der Hand über ihre schweißbenetzte Stirne fahrend. »Und dieser Brief...«

»Ich kaufte ihn für zweihunderttausend Francs, Madame«,

äußerte Monte Christo, »aber dies ist noch günstig, weil er mir heute erlaubt, mich in Ihren Augen zu rechtfertigen.«

»Und der Erfolg dieses Briefes?«

»War meine Verhaftung, wie Sie wissen, Madame; aber was Sie nicht wissen, ist, daß ich vierzehn Jahre lang eine Viertelmeile von Ihnen in einem finsternen Kerker des Château d'If lag. Was Sie nicht wissen, ist, daß ich an jedem Tag dieser vierzehn Jahre das Rachegelübde erneuerte, das ich am ersten Tag ablegte, und doch wußte ich nicht, daß Sie Fernand, meinen Denunzianten, heirateten und daß mein Vater gestorben war, vor Hunger gestorben!«

»Gerechter Gott!« rief Mercédès wankend aus.

»Doch ich erfuhr dies, als ich aus dem Gefängnis kam, vierzehn Jahre nach meiner Inhaftierung, und dies ist der Grund, daß ich bei der lebenden Mercédès und bei meinem toten Vater schwur, mich an Fernand zu rächen, und... und ich räche mich.«

»Und wissen Sie gewiß, daß der unglückliche Fernand dies tat?«

»Bei meiner Seele, Madame, er tat es, wie ich es Ihnen sagte; dies ist übrigens nicht viel abscheulicher, als als Franzose durch Adoption zu den Engländern übergelaufen zu sein oder Spanier von Geburt zu sein und gegen die Spanier gekämpft zu haben oder in Alis Solde... Ali verraten und ermordet zu haben. Was ist solchen Handlungen gegenüber der Brief, den Sie soeben lasen? Eine galante Mystifikation, die, ich bekenne und begreife es, die Frau verzeihen mag, die diesen Mann heiratete, die aber der Geliebte nicht verzeiht, der sie heiraten wollte. Nun denn, die Franzosen haben sich an dem Verräter nicht gerächt, die Spanier haben den Verräter nicht fusiliert, Ali, in seinem Grab, hat den Verräter nicht bestraft; aber ich, verraten, ermordet, ebenfalls in ein Grab geworfen, ich bin durch die Gnade Gottes aus diesem Grab hervorgegangen, ich verdanke es Gott, mich rächen zu können: Er sendet mich

deshalb, und hier bin ich!«

Die arme Frau ließ ihren Kopf und ihre Hände sinken und sank in die Knie.

»Verzeihen Sie, Edmond«, sagte sie, »verzeihen Sie um meinetwillen, die ich Sie noch liebe!«

Die Würde der Gattin hemmte den Aufschwung der Geliebten und der Mutter. Ihre Stirn neigte sich so tief, daß sie fast den Teppich berührte. Der Graf eilte zu ihr und hob sie auf. Dann konnte sie, in einem Lehnstuhl sitzend, durch den Schleier ihrer Tränen das männliche Gesicht von Monte Christo ansehen, worin Schmerz und Haß sich noch drohend abzeichneten.

»Ich soll dieses verfluchte Geschlecht nicht vernichten?« murmelte er. »Ich soll Gott ungehorsam sein, der mich zur Bestrafung desselben aufforderte? Unmöglich, Madame, unmöglich!...«

»Edmond«, erwiderte die arme Mutter, alle Mittel versuchend, »mein Gott! Wenn ich Sie Edmond nenne, warum nennen Sie mich nicht Mercédès?«

»Mercédès!« wiederholte Monte Christo. »Mercédès! Ach, ja, Sie haben recht, ich spreche noch so gerne diesen Namen aus, und es geschieht jetzt zum erstenmal seit so langer Zeit, daß er so deutlich von meinen Lippen kommt. Oh! Mercédès, ich sprach Ihren Namen mit den Seufzern der Melancholie, mit dem Stöhnen des Schmerzes, mit dem Röcheln der Verzweiflung aus; ich sprach ihn aus, vor Kälte erstarrt, auf dem Stroh meines finsternen Kerkers gekauert; ich sprach ihn aus, von Glut verzehrt, auf den Steinplatten meines Gefängnisses mich wälzend. Mercédès, ich muß mich rächen, denn vierzehn Jahre lang habe ich gelitten, vierzehn Jahre lang geweint, verflucht. Jetzt, ich sag es Ihnen, Mercédès, muß ich mich rächen!«

Und der Graf, aus Besorgnis, den Bitten derjenigen nachzugeben, die er so sehr geliebt hatte, rief seine Erinnerungen

seinem Haß zum Beistand auf.

»Rächen Sie sich, Edmond«, rief die arme Mutter, »aber rächen Sie sich an den Schuldigen. Rächen Sie sich an mir, aber rächen Sie sich nicht an meinem Sohn!«

»Es steht in der heiligen Schrift geschrieben«, antwortete Monte Christo, »»Die Vergehen der Väter fallen auf die Kinder bis in die dritte und vierte Generation.« Da Gott diese Worte in den Mund seines Propheten gelegt hat, warum sollte ich besser sein – als Gott?«

»Weil Gott die Zeit und die Ewigkeit besitzt, welche den Menschen nicht gegeben sind.«

Monte Christo stieß einen Seufzer aus, der einem Gebrüll glich, und wühlte mit den Händen in seinen schönen Haaren.

»Edmond«, fuhr Mercédès fort, die Hände nach dem Grafen ausstreckend, »Edmond, seitdem ich Sie kenne, verehere ich Ihren Namen, achtete ich Ihr Andenken. Edmond, mein Freund, zwingen Sie mich nicht, jenes edle und reine Bild zu trüben, das unaufhörlich in meinem Herzen erstrahlt. Edmond, wenn Sie alle Gebete wüßten, die ich für Sie an Gott richtete, so lange ich Sie lebend hoffte und seitdem ich Sie tot währte! Ja, tot, ach! Ich dachte Ihren Leichnam in der Tiefe irgendeines düsteren Turmes vergraben; ich sah Ihren Körper in die Tiefe irgendeines von jenen Abgründen gestürzt, in welche die Gefangenenwärter ihre toten Gefangenen rollen lassen, und weinte! Was konnte ich sonst für Sie tun, Edmond, als beten und weinen? Hören Sie mich an: Seit zehn Jahren träumte ich in jeder Nacht den selben Traum. Man sagte, daß Sie fliehen wollten, daß Sie den Platz eines andern Gefangenen einnahmen, daß Sie in das Grabtuch eines Toten schlüpften und daß man die lebendige Leiche dann vom Château d'If hinunterschleuderte und daß nur der Schrei, den Sie, an den Felsen zerschellend, ausstießen, Ihren Bestattern, die Ihre Henker geworden waren, den Betrug offenbarte. Wohlan Edmond, ich schwöre Ihnen bei dem Haupt dieses Sohnes, für

den ich Sie anflehe, Edmond: Zehn Jahre lang sah ich in jeder Nacht Männer, die etwas Unförmiges und Unbekanntes auf der Höhe eines Felsens hin- und herbewegten; zehn Jahre lang hörte ich in jeder Nacht einen furchtbaren Schrei; und ich erwachte darüber schauernd und fröstelnd. Auch ich, Edmond, oh! Glauben Sie mir, wie strafbar ich auch war, o ja, auch ich habe viel gelitten!«

»Haben Sie das Gefühl durchlitten, daß Ihr Vater in Ihrer Abwesenheit starb?« rief Monte Christo aus, mit den Händen in seinen Haaren wühlend. »Sehen Sie das Mädchen, das Sie zärtlich liebten, die Hand ihrem Nebenbuhler reichen, während Sie in der Tiefe des Abgrundes röchelten?...«

»Nein«, antwortete Mercédès, »aber ich sah jenen, den ich liebte, bereit, der Mörder meines Sohnes zu werden.«

Mercédès sprach diese Worte mit einem so gewaltigen Schmerz aus, mit einem so verzweiflungsvollen Ton, daß bei diesen Worten und bei diesem Ton ein Schluchzen aus der Kehle des Grafen klang. Der Löwe war gebändigt, der Rächer war besiegt.

»Was verlangen Sie von mir?« fragte er. »Daß Ihr Sohne lebe? Nun denn, er wird leben!...«

Mercédès brach in einen Schrei aus, und zwei Tränen drangen aus den Augenwimpern Monte Christos, aber diese zwei Tränen verschwanden fast sogleich, denn ohne Zweifel hatte Gott irgendeinen Engel gesandt, um sie zu sammeln, da sie vor den Augen Gottes viel kostbarer waren als die kostbarsten Perlen.

»Oh«, rief sie aus, die Hand des Grafen fassend und sie an ihre Lippen drückend, »o Dank, Dank, Edmond! Du bist noch so, wie ich dich immer träumte, so, wie ich dich immer liebte. Oh! Jetzt darf ich es sagen.«

»Um so eher«, erwiderte Monte Christo, »als der arme Edmond nicht mehr lange von Ihnen geliebt werden wird. Der Tote wird in das Grab zurückkehren, das Phantom zurück in

die Nacht.«

»Was sagen Sie, Edmond?«

»Ich sage, daß ich sterben muß, Mercédès, weil Sie es gebieten.«

»Sterben? Und wer sagt dies? Wer spricht von sterben? Wie kommen Sie zu diesen Todesgedanken?«

»Sie werden nicht erwarten, daß ich, öffentlich beschimpft, vor den Besuchern des Opernhauses, in Gegenwart Ihrer Freunde und jener Ihres Sohnes, von einem Knaben herausgefordert, der sich meiner Verzeihung rühmen wird wie eines Sieges,... Sie werden nicht erwarten, sage ich, daß ich einen Augenblick den Wunsch hege, zu leben. Was ich nach Ihnen am meisten liebte, Mercédès, war ich selbst, das heißt: meine Würde, das heißt: jene Kraft, die mich anderen Männern überlegen machte. Diese Kraft war mein Leben. Mit einem Worte: Sie brechen sie. Ich sterbe.«

»Aber dieses Duell wird nicht stattfinden, Edmond, da Sie verzeihen.«

»Es wird stattfinden, Madame«, entgegnete Monte Christo feierlich, »nur wird statt des Blutes Ihres Sohnes, das die Erde trinken sollte, das meine fließen.«

Mercédès stieß einen lauten Schrei aus, eilte auf Monte Christo zu und blieb aber plötzlich stehen. – »Edmond«, sagte sie, »es gibt einen Gott über uns, weil Sie leben, weil ich Sie wiedersah, und ich vertraue auf ihn aus der tiefsten Tiefe meines Herzens. In Erwartung seiner Gnade, verlasse ich mich auf Ihr Wort. Sie sagten, daß mein Sohn leben würde; er wird leben, nicht wahr?«

»Er wird leben, ja, Madame«, antwortete Monte Christo, überrascht, daß Mercédès ohne einen andern Ausruf, ohne weiteres Erstaunen, das heldenmütige Opfer hinnahm, das er ihr brachte.

Mercédès reichte dem Grafen die Hand. »Edmond«, sagte

sie, während ihre Augen bei seinem Anblick in Tränen schwammen, »wie schön ist von Ihrer Seite, wie groß, was Sie soeben taten, wie erhaben, Mitleid mit einer armen Frau gefühlt zu haben, die sich mit allen ihren Hoffnungen unter widrigen Aussichten zu Ihnen begab! Ach, ich bin mehr durch Kümernisse gealtert als durch das Alter, und ich vermag durch ein Lächeln, durch einen Blick meinen Edmond an jene Mercédès nicht einmal mehr zu erinnern, die er früher stundenlang betrachten wollte. Ah! Glauben Sie mir, Edmond, ich sagte Ihnen, daß auch ich sehr gelitten habe; ich wiederhole es Ihnen: Es ist sehr traurig, sein Leben vergehen zu sehen, ohne sich an eine einzige Freude zu erinnern, ohne eine einzige Hoffnung zu bewahren; aber dies beweist, daß nicht alles auf Erden aus ist. Nein, ich fühle es in dem, was mir noch im Herzen bleibt. Oh! Ich wiederhole es Ihnen, Edmond, es ist schön, es ist groß, es ist erhaben, zu verzeihen, wie Sie es soeben getan haben!«

»Das sagen Sie so, Mercédès, und was würden Sie erst sagen, wenn Sie die Größe des Opfers kennen würden, das ich Ihnen bringe? Setzen Sie den Fall, daß das höchste Wesen, nachdem es die Welt erschaffen, das Chaos fruchtbar gemacht, beim dritten Teil der Schöpfung innegehalten hätte, um einem Engel die Tränen zu ersparen, die unsere Verbrechen dereinst seinen unsterblichen Augen entpressen sollten; setzen Sie den Fall, daß Gott, nachdem er alles bereitet, alles gefügt, alles befruchtet, im Augenblick der Bewunderung seines Werkes die Sonne ausgelöscht und mit dem Fuß die Welt in die ewige Nacht zurückgestoßen hätte, dann werden Sie eine Vorstellung bekommen, oder vielmehr nein, nein, Sie werden sich noch keine Vorstellung von dem machen können, was ich verliere, indem ich gerade jetzt das Leben verliere.«

Mercédès schaute den Grafen mit einem Ausdruck an, der gleichermaßen ihr Erstaunen, ihre Bewunderung und ihre Dankbarkeit ausdrückte. – Monte Christo stützte seine Stirn auf seine glühenden Hände, als ob seine Stirn nicht allein das

Gewicht seiner Gedanken zu tragen vermöchte.

»Edmond«, sagte Mercédès, »ich hab' Ihnen nur noch ein Wort zu sagen.«

Der Graf lächelte bitter.

»Edmond«, fuhr sie fort, »Sie werden sehen, daß, wenn meine Stirn erblichen, meine Augen erloschen, meine Schönheit dahin ist, kurz, daß, wenn Mercédès nicht mehr sich selbst gleicht, ihr Herz noch immer das nämliche ist... Leben Sie also wohl, Edmond; ich habe vom Himmel nichts mehr zu verlangen... Ich sah Sie wieder... und sah Sie ebenso edel und ebenso groß wieder wie ehemals. – Leben Sie wohl, Edmond... Leben Sie wohl, und... Danke!«

Aber der Graf antwortete nicht. Mercédès öffnete die Tür des Zimmers und verschwand, bevor er aus dem schmerzlichen und tiefen Träumen, in die seine verlorene Rache ihn versenkt hatte, wieder zu sich kam.

Es schlug eins auf der Uhr des Invalidendoms, als der Wagen, der Madame de Morcerf fortbrachte, über das Pflaster der Champs-Élysées rollend, bewirkte, daß Monte Christo den Kopf wieder emporhob.

»Ich war ein Unsinniger«, sagte er, »da ich an dem Tag, an dem ich beschloß, mich zu rächen, mir nicht das Herz aus der Brust riß!«

90. KAPITEL

Das Zusammentreffen

Als Mercédès fortgegangen war, versank bei Monte Christo alles wieder im Dunkel. Um ihn herum und in ihm stand sein Verstand still; sein energischer Geist entschlummerte, wie es der Körper nach einer äußersten Ermüdung macht. »Wie?«

sagte er bei sich, während die Lampe und die Kerzen sich traurig verzehrten und die Diener ungeduldig im Vorzimmer warteten. »Wie? So ist denn das so sorgfältig vorbereitete, mit so vielen Mühen und Sorgen erbaute Gebäude durch einen einzigen Schlag zusammengestürzt, durch ein einziges Wort, durch einen Hauch! Wie? Dieses Ich, das ich für etwas hielt, dieses Ich, auf das ich so stolz war, dieses Ich, das ich in den Kerkern des Château d'If so klein sah und das ich so groß zu machen wußte, wird morgen eine Handvoll Staub sein! Ach! Nicht den Tod des Leibes bedauere ich: Ist diese Zerstörung des vitalen Prinzips nicht die Ruhe, wonach alles strebt, wonach jeder Unglückliche sich sehnt, diese Ruhe der Materie, nach der ich so lange seufzte, der ich auf dem schmerzlichen Weg des Hungers entgegenging, als Faria in meinem Kerker erschien? Was ist der Tod für mich? Eine Stufe mehr zur Ruhe und zwei vielleicht zur Stille. Nein, ich bedauere nicht den Verlust der Existenz, sondern den Untergang meiner so sorgfältig entworfenen, so mühsam ausgebildeten Pläne. Die Vorsehung, die ich für ihre Beschützerin hielt, war also ihre Gegnerin? Gott wollte also nicht, daß sie in Erfüllung gingen. Diese Last, die ich aufhob, fast ebenso schwer wie eine Welt, und die ich bis ans Ziel tragen zu können wähnte, entsprach meinem Wunsch und nicht meiner Kraft, entsprach meinem Willen und nicht meiner Macht; und ich werde sie, kaum auf der Hälfte meines Weges, ablegen müssen. Oh! Ich werde also wieder Fatalist werden, obgleich mich vierzehn Ver zweiflungsjahre und zehn Hoffnungsjahre zum Unterstützer der Vorsehung gemacht hatten! Und all das, all das, mein Gott, weil mein Herz, das ich für tot hielt, nur erstarrt war, weil es wiedererwachte, weil es schlug, weil ich dem Schmerz dieses Schlagens nachgab, im Grund meines Herzens durch die Stimme einer Frau aufgesucht! Und dennoch«, fuhr der Graf fort, sich immer mehr in Vorstellungen jenes schrecklichen, von Mercédès angenommenen, anderen Tages sich vertiefend, »dennoch ist es unmöglich, daß diese Frau, die ein so

edles Herz besitzt, aus Selbstsucht eingewilligt haben kann, mich, der ich voll Mut und Lebenskraft bin, töten zu lassen! Es ist unmöglich, daß sie die Liebe oder vielmehr den mütterlichen Wahnsinn so weit treibt! Es gibt Tugenden, deren Übertreibung ein Verbrechen wäre. Nein, sie wird irgendeine pathetische Szene ersonnen haben, sie wird kommen und sich zwischen die Degen werfen, und dies wäre lächerlich.«

Und die Röte des Stolzes zeigte sich auf der Stirn des Grafen.

»Lächerlich«, wiederholte er, »und das Lächerliche fiele auf mich zurück... Ich, lächerlich? Da sterbe ich lieber.«

Und indem er im voraus die schlimmen Wechselfälle jenes anderen Tages übertrieb, denen er nach seinem Versprechen anheimgefallen war, sagte der Graf bei sich:

»Torheit! Torheit! Torheit! Auf solche Art großmütig zu sein, indem ich mich wie ein untätiges Ziel der Mündung der Pistole jenes jungen Mannes gegenüberstelle! Er wird nie glauben, daß mein Tod ein Selbstmord ist, und doch ist wegen der Ehre meines Andenkens daran gelegen... es ist nicht Eitelkeit, nicht wahr, mein Gott! Wohl aber ein gerechter Stolz, weiter nichts; es ist wegen der Ehre meines Andenkens daran gelegen, daß die Welt erfahre, daß ich aus freiem, ungezwungenem Willen mich dazu entschloß, meinen schon zum Töten erhobenen Arm zu senken, und daß ich mit diesem, gegen andere so mächtig bewaffneten Arm, mich selbst tötete. Es muß so sein, ich werde es tun.«

Und eine Feder ergreifend, zog er ein Papier aus einer geheimen Schublade seines Schreibpultes und schrieb unten auf diesem Papier, das nichts anderes als sein seit seiner Ankunft in Paris gemachtes Testament war, eine Art von Zusatz, worin er auch den weniger kundigen Menschen seinen Tod begreiflich machte.

»Ich tue dies, mein Gott!« sagte er, die Augen zum Himmel erhebend, »eben sowohl zu Deiner Ehre, als zur meinigen. Ich

betrachte mich seit zehn Jahren, o mein Gott, als den Abgesandten Deiner Rache, und es darf nicht geschehen, daß solche Schurken wie dieser Morcerf, wie Danglars und wie Vilfорт sich einbilden dürfen, der Zufall habe sie vom Feind befreit. Sie mögen vielmehr erfahren, daß die Vorsehung, die ihre Bestrafung bereits beschlossen hatte, bloß durch die Macht meines Willens gemildert wurde, daß die auf dieser Welt vermiedene Züchtigung in der anderen Welt ihrer harrt und daß sie die Zeit nur gegen die Ewigkeit vertauscht haben.«

Während er sich diesen düsteren Ungewißheiten, diesen schlimmen Träumen eines durch Schmerz aufgeweckten Menschen hingab, begann der Tag die Fensterscheiben zu bleichen und unter seinen blassen Händen das azurblaue Papier zu erhellen, auf das er soeben diese höchste Rechtfertigung der Vorsehung niedergeschrieben hatte.

Es war fünf Uhr morgens. Plötzlich drang ein leises Geräusch an sein Ohr. Monte Christo glaubte eine Art unterdrückten Seufzer gehört zu haben; er wendete den Kopf, schaute um sich und sah niemand. Nur wiederholte sich das Geräusch deutlich genug, so daß dem Zweifel die Gewißheit folgte. Daher stand der Graf auf, öffnete sacht die Tür des Salons und sah Haydée in einem Sessel, mit herabhängenden Händen und ihr schönes blasses Haupt rückwärts neigend. Sie hatte der Türe gegenüber Platz genommen, damit er nicht fortgehen konnte, ohne sie zu sehen, war aber nach der langen Nachtwache vom Schlaf übermannt worden. Das Geräusch beim Öffnen der Türe konnte Haydée nicht aus ihrem Schlummer wecken. Monte Christo warf auf sie einen Blick voll Zärtlichkeit und Bedauern.

»Sie hat sich erinnert, daß sie einen Vater hatte«, sagte er, »und ich vergaß, daß ich eine Tochter besaß.« Dann schüttelte er traurig den Kopf und fügte hinzu: »Die arme Haydée wollte mich sehen, wollte mich sprechen, sie fürchtete oder erriet etwas... Oh! Ich kann nicht fortgehen, ohne ihr Lebewohl zu

sagen, ich kann nicht sterben, ohne sie jemandem anzuvertrauen.«

Und er ging wieder vorsichtig an seinen Platz zurück und schrieb unter die ersten Zeilen hin:

Ich vermache Maximilien Morrel, Hauptmann der Spahis und Sohn meines ehemaligen Patrons, des Pierre Morrel, Reeder zu Marseille, die Summe von zwanzig Millionen, wovon er einen Teil seiner Schwester Julie und seinem Schwager Emmanuel geben wird, wenn er nicht glaubt, daß dieser Zuwachs von Vermögen ihrem Glück schaden möchte. Diese zwanzig Millionen sind in meiner Grotte zu Monte Christo vergraben, deren Geheimnis Bertuccio kennt. Wenn sein Herz frei ist und er Haydée heiraten will, Tochter des Ali, Pascha von Jannina, die ich mit der Liebe eines Vaters erzog und die mir mit der Liebe und Zärtlichkeit einer Tochter zugetan war, so wird er, ich sage nicht meinen letzten Willen, aber meinen letzten Wunsch vollziehen.

Das gegenwärtige Testament hat Haydée bereits als Erbin des Restes meines Vermögens eingesetzt, bestehend aus Grundbesitz, englischen, österreichischen und holländischen Renten, aus dem Mobiliar in meinen verschiedenen Palästen und Häusern, und wird sich, nach Abzug jener zwanzig Millionen sowie der verschiedenen, meinen Dienern bestimmten Legate, noch auf sechzig Millionen belaufen.

Er hatte eben diese letzte Zeile zu Ende geschrieben, als ein Schrei hinter ihm bewirkte, daß seiner Hand die Feder entfiel.

»Sie haben es gelesen, Haydée?« fragte er.

Wirklich war das junge Mädchen, vom durch die Wimpern dringenden Tageslicht geweckt, aufgestanden und hatte sich dem Grafen genähert, ohne daß dieser ihre leisen, zudem vom Teppich gedämpften Schritte vernahm.

»Oh! Mein hoher Herr«, sagte sie, die Hände faltend, »warum schreiben Sie so und zu solcher Stunde? Warum vermachen Sie mir Ihr ganzes Vermögen, mein hoher Herr? Sie verlassen mich also!«

»Ich will eine Reise machen, liebes Kind«, antwortete Monte Christo mit einem Ausdruck unendlicher Melancholie und Zärtlichkeit, »und wenn mir ein Unglück widerführe...«

Der Graf hielt inne.

»Nun?...« fragte das junge Mädchen mit einem Ton von Autorität, dessen der Graf sie nicht für fähig gehalten hatte, und der ihn beben machte.

»Nun, wenn mir ein Unglück widerführe«, versetzte Monte Christo, »so will ich, daß meine Tochter glücklich ist.«

Haydée lächelte traurig und schüttelte den Kopf. »Sie denken an das Sterben, mein hoher Herr?« fragte sie.

»Dies ist ein heilsamer Gedanke, mein Kind«, sagte der Weise.

»Nun denn, wenn Sie sterben«, erwiderte sie, »so vermachen Sie Ihr Vermögen anderen; denn wenn Sie sterben... werde ich nichts mehr nötig haben.«

Und Sie nahm das Papier und zerriß es in vier Stücke, die sie mitten in den Salon warf. Dann, als dieses für eine Sklavin so ungewöhnliche und beeindruckende Aufbegehren ihre Kräfte erschöpft hatte, sank sie, diesmal nicht in den Schlaf, sondern ohnmächtig auf den Boden.

Monte Christo neigte sich zu ihr und nahm sie aufhebend in seine Arme, und als er diesen schönen, blassen Teint sah, diese schönen, geschlossenen Augen, diesen holdseligen, leblosen und gleichsam aufgegebenen Körper, tauchte zum erstenmal der Gedanke in ihm auf, daß sie ihn vielleicht anders liebe, als eine Tochter ihren Vater liebt.

»Ach«, murmelte er mit tiefer Entmutigung, »ich hätte also noch glücklich werden können!«

Dann trug er Haydée in ihr Gemach und übergab die noch immer Ohnmächtige den Händen ihrer Zofen. Danach kehrte er in sein Zimmer zurück, das er diesmal rasch hinter sich verschloß, und schrieb das vernichtete Testament von neuem. Als er fertig war, ließ sich das Geräusch eines in seinen Hof fahrenden Wagens vernehmen. Monte Christo näherte sich dem Fenster und sah Maximilien und Emmanuel aussteigen.

»Gut«, sagte er, »es war Zeit!« Und er versiegelte sein Testament mit einem dreifachen Siegel.

Einen Augenblick später hörte er Schritte im Salon und öffnete selbst die Tür. Morrel erschien auf der Schwelle. Er war etwa um zwanzig Minuten früher gekommen.

»Ich komme vielleicht zu früh, Herr Graf«, sagte er, »aber ich gestehe Ihnen offen, daß ich keine Minute schlafen konnte und daß es dem ganzen Hause so erging. Es war mir ein Bedürfnis, Sie stark zu sehen in Ihrer mutigen Zuversicht, um wieder ich selbst zu werden.«

Monte Christo konnte diesem Beweis von liebevoller Zuneigung nicht widerstehen und reichte dem jungen Mann nicht die Hand, sondern öffnete ihm beide Arme.

»Morrel«, sagte er mit bewegter Stimme zu ihm, »es ist ein schöner Tag für mich, an dem ich mich, von einem Mann wie Sie, geliebt fühle. Guten Morgen, Monsieur Emmanuel. Sie gehen also mit mir, Maximilien?«

»Bei Gott! Zweifelten Sie daran?« antwortete der junge Hauptmann.

»Wenn ich jedoch Unrecht hätte...«

»Hören Sie, ich betrachtete Sie gestern während der ganzen Herausforderungsszene, ich dachte an Ihre Zuversicht diese ganze Nacht hindurch, und dachte bei mir, das Recht müsse auf Ihrer Seite sein oder man könne auf das Gesicht der Menschen nicht mehr bauen.«

»Albert ist aber Ihr Freund, Morrel.«

»Nur ein Bekannter, Herr Graf.«

»Sie sahen ihn zum erstenmal am selben Tag, da Sie mich sahen!«

»Ja, es ist wahr; aber was wollen Sie? Sie mußten mich jetzt erst auf ihn aufmerksam machen, damit ich mich seiner erinnere.«

»Ich danke, Morrel.« Dann sagte er zu Ali, der nach einem Schlag auf die Glocke sogleich erschien. »Laß dies zu meinem Notar tragen. Es ist mein Testament, Morrel. Wenn ich tot bin, werden Sie darin Einsicht nehmen.«

»Wie?« rief Morrel aus. »Sie tot?«

»Ei! Muß man sich nicht auf alles gefaßt machen, lieber Freund? Doch was taten Sie gestern, als Sie mich verließen?«

»Ich war bei Tortoni, wo ich, wie ich es erwartete, Beauchamp und Château-Renaud fand. Ich gestehe Ihnen, daß ich sie suchte.«

»Wozu, da alles verabredet war?«

»Hören Sie, Graf, die Sache ist ernsthaft, unvermeidlich.«

»Zweifeln Sie daran?«

»Nein. Die Beleidigung war öffentlich, und jeder sprach bereits davon.«

»Nun also?«

»Nun also, ich hoffte eine Änderung der Waffen zu bewirken, Degen statt Pistole. Die Pistole ist blind.«

»Ist es Ihnen gelungen?« fragte Monte Christo rasch mit einem unmerklichen Schimmer von Hoffnung.

»Nein; denn man kennt Ihre Stärke in der Führung des Degens.«

»Pah! Wer verriet mich denn?«

»Die Fechtmeister, die von Ihnen geschlagen wurden.«

»Und Sie scheiterten?«

»Sie weigerten sich ausdrücklich.«

»Morrel«, fragte der Graf, »sahen Sie mich jemals mit der Pistole schießen?«

»Nie.«

»Nun denn, wir haben Zeit; geben Sie acht!«

Monte Christo nahm die Pistolen, die er bei dem Eintritt von Mercédès in der Hand gehalten hatte, klebte ein Kreuzas auf die Platte und schoß mit vier Schüssen nacheinander die vier Zweige des Kreuzes weg. Bei jedem Schuß erblaßte Morrel. Er untersuchte die Kugeln, mit denen Monte Christo dieses Kunststück ausführte, und sah, daß sie nicht dicker waren als Rehschrot.

»Das ist schrecklich«, sagte er. »Sehen Sie doch, Emmanuell!« Dann wendete er sich zu Monte Christo und sagte:

»Graf, um Himmels willen, töten Sie Albert nicht! Der Unglückliche hat eine Mutter.«

»Richtig«, erwiderte Monte Christo, »und ich habe keine.«

Diese Worte wurden mit einem Tone ausgesprochen, die Morrel schauern machte.

»Sie sind der Beleidigte, Graf.«

»Ohne Zweifel; was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß Sie zuerst schießen.«

»Ich schieße zuerst!«

»Oh! Dies habe ich erwirkt oder vielmehr gefordert. Wir machten ihnen genug Zugeständnisse, daß sie uns mindestens dieses machen konnten.«

»Und auf wie viele Schritte?«

»Auf zwanzig.«

Ein furchtbares Lächeln zuckte über die Lippen des Grafen.

»Morrel«, sagte er, »vergessen Sie nicht, was Sie soeben sahen.«

»Daher rechne ich, zur Rettung Alberts, nur auf Ihr Mitleid«, äußerte der junge Mann.

»Auf mein Mitleid?« fragte Monte Christo.

»Oder auf Ihren Großmut, mein Freund. Da Sie Ihres Schusses gewiß sind, kann ich Ihnen nur eines sagen – was lächerlich wäre, wenn ich es zu einem andern sagen würde.«

»Was?«

»Durchschießen Sie ihm einen Arm, verwunden Sie ihn, aber töten Sie ihn nicht.«

»Morrel, hören Sie noch dies«, sagte der Graf. »Ich bedarf keiner Ermutigung, Monsieur de Morcerf zu schonen; denn Monsieur de Morcerf wird so geschont werden, daß er mit seinen beiden Freunden ruhig zurückkommen wird, während ich...«

»Nun denn, Sie?«

»Oh! Das ist etwas anderes, mich wird man zurücktragen.«

»Gehen Sie doch«, rief Maximilien außer sich.

»Es ist, wie ich es Ihnen verkünde, mein lieber Morrel: Monsieur de Morcerf wird mich töten.«

Morrel schaute den Grafen wie ein Mann an, der nicht mehr begreift. »Was ist Ihnen denn seit gestern abend begegnet, Graf?«

»Was Brutus am Tag vor der Schlacht bei Philippi begegnete: Ich sah ein Gespenst.«

»Und dieses Gespenst?«

»Dieses Gespenst, Morrel, sagte mir, daß ich genug gelebt habe.«

Maximilien und Emmanuel schauten sich an; Monte Christo zog seine Uhr.

»Gehen wir«, sagte er, »es ist sieben Uhr und fünf Minuten, und das Rendezvous ist auf Schlag acht Uhr festgesetzt.«

Ein gespannter Wagen wartete; Monte Christo stieg mit seinen beiden Sekundanten ein. Während sie durch den Korridor gingen, war Monte Christo stehengeblieben, um an einer Türe

zu horchen, und Maximilien und Emmanuel, die aus Diskretion einige Schritte vorangegangen waren, glaubten ihn auf ein Schluchzen, auf einen Seufzer antworten zu hören. Schlag acht war man an dem vereinbarten Platz.

»Wir sind angekommen«, sagte Morrel, indem er den Kopf zum Kutschenschlag hinausstreckte, »und wir sind die ersten.«

»Verzeihen Sie, Monsieur«, bemerkte Baptistin, der seinem Gebieter mit einem unaussprechlichen Schrecken gefolgt war, »ich glaube, da unten einen Wagen unter den Bäumen zu sehen.«

Monte Christo sprang leichtfüßig aus seiner Kalesche und reichte Emmanuel und Maximilien die Hand, um ihnen aussteigen zu helfen. Maximilien behielt die Hand des Grafen zwischen den seinigen zurück.

»So ist es recht«, sagte er, »das ist eine Hand, wie ich sie gerne an einem Mann sehe, dessen Leben auf der Moral seiner Sache beruht.«

»Ich bemerke wirklich zwei junge Leute«, äußerte Emmanuel, »die Spaziergehen und zu warten scheinen.«

Monte Christo zog Morrel nicht bei Seite, aber einige Schritte hinter seinen Schwager.

»Maximilien«, fragte er ihn, »ist Ihr Herz frei?«

Morrel schaute Monte Christo erstaunt an.

»Ich verlange kein Geständnis von Ihnen, lieber Freund, ich stelle eine einfache Frage an Sie. Antworten Sie ja oder nein, dies ist alles, um was ich Sie bitte.«

»Ich liebe ein junges Mädchen, Graf.«

»Lieben Sie es sehr?«

»Mehr als mein Leben.«

»Nun«, versetzte Monte Christo, »da wird mir wieder eine Hoffnung vereitelt.«

Dann murmelte er seufzend: »Arme Haydée!«

»Wahrhaftig, Graf«, rief Morrel aus, »würde ich Sie weniger gut kennen, so hielte ich Sie für weniger mutig, als Sie sind.«

»Weil ich an jemand denke, von dem ich scheiden soll und nach dem ich mich sehne! Gehen Sie doch, Morrel, versteht sich ein Soldat so schlecht auf den Mut! Bedauere ich den Verlust des Lebens? Was kümmert dies mich, der ich zwanzig Jahre zwischen Leben und Tod, zwischen Leben oder Sterben zubrachte? Seien Sie übrigens unbesorgt, Morrel, diese Schwäche, wenn es eine ist, ist nur für sie. Ich weiß, daß die Welt ein Salon ist, aus dem man artig und ehrlich hinausgehen muß, nämlich grüßend und seine Spielschulden bezahlend.«

»Das laß ich mir gefallen«, sagte Morrel, »das heißt sprechen. Apopos, haben Sie Ihre Waffen mitgebracht?«

»Ich? Wozu? Ich hoffe wohl, daß diese Herren die ihrigen haben werden.«

»Ich will mich deswegen erkundigen«, versetzte Morrel.

»Ja, aber keine Unterhandlungen, Sie verstehen mich.«

»Oh! Seien Sie unbesorgt.«

Morrel ging auf Beauchamp und Château-Renaud zu. Als diese Maximiliens Bewegung sahen, gingen sie ihm einige Schritte entgegen. Die drei jungen Leute grüßten sich, wenn nicht ungehemmt, so doch wenigstens freundlich.

»Verzeihen Sie, meine Herren«, sagte Morrel, »ich sehe ja Monsieur de Morcerf nicht!«

»Heute früh ließ er uns in Kenntnis setzen«, antwortete Château-Renaud, »daß er erst auf dem Duellplatz zu uns kommen würde.«

»Ah!« entgegnete Morrel.

Beauchamp zog seine Uhr. »Fünf Minuten nach acht Uhr; es ist keine Zeit dabei verloren, Monsieur Morrel«, äußerte er.

»Oh«, antwortete Maximilien, »ich sagte es nicht in dieser

Absicht.«

»Zudem kommt hier ein Wagen«, bemerkte Château-Renaud.

In der Tat näherte sich ein Wagen im scharfen Trab auf einem von den Zugängen, die in die Kreuzung mündeten, auf der man sich befand.

»Meine Herren«, sagte Morrel, »ohne Zweifel sind Sie mit Pistolen versehen. Monsieur von Monte Christo erklärt, auf das Recht zu verzichten, das er besaß, sich der seinigen zu bedienen.«

»Wir haben dieses Zartgefühl von Seite des Grafen vorhergesehen«, antwortete Beauchamp, »und ich brachte Waffen mit, die ich vor acht oder zehn Tagen im Glauben kaufte, ihrer wegen einer ähnlichen Angelegenheit zu bedürfen. Sie sind ganz neu und noch von niemanden benützt worden, wollen Sie sie untersuchen?«

»Oh! Monsieur Beauchamp«, erwiderte Morrel sich verbeugend, »da Sie mir versichern, daß Monsieur de Morcerf diese Waffen nicht kennt, so wissen Sie wohl, daß Ihr Wort mir genügt, nicht wahr?«

»Meine Herren«, sagte Château-Renaud, »nicht Morcerf kam in diesem Wagen bei uns an; es waren, meiner Treu! Franz und Debray.«

Wirklich näherten sich die beiden genannten jungen Leute.

»Sie hier, meine Herren?« fragte Château-Renaud, mit jedem einen Händedruck austauschend. »Und durch welchen Zufall?«

»Weil uns Albert diesen Morgen bitten ließ, uns auf dem Duellplatz einzufinden«, antwortete Debray.

Beauchamp und Château-Renaud schauten sich mit erstaunter Miene an.

»Meine Herren«, äußerte Morrel, »ich glaube zu begreifen.«

»Wieso?«

»Gestern nachmittag erhielt ich einen Brief von Monsieur de Morcerf, worin er mich bat, in die Oper zu kommen.«

»Und ich auch«, sagte Debray.

»Und ich auch«, sagte Franz.

»Und wir auch«, sagten Château-Renaud und Beauchamp.

»Er wollte, daß Sie bei der Herausforderung gegenwärtig seien«, bemerkte Morrel, »er will Ihre Gegenwart auch bei dem Duell.«

»Ja«, versetzten die jungen Leute, »so ist es, Monsieur Maximilien, und aller Wahrscheinlichkeit nach haben Sie es richtig erraten.«

»Aber trotz allem kommt Albert nicht«, murmelte Château-Renaud. »Er ist um zehn Minuten zu spät.«

»Da kommt er!« sagte Beauchamp. »Er ist zu Pferd; sehen Sie, er sprengt in gestrecktem Galopp, von seinem Diener gefolgt.«

»Welche Unvorsichtigkeit«, äußerte Château-Renaud, »zu Pferd zu kommen, um sich auf Pistolen zu schlagen! Und ich unterrichtete ihn doch so gut!«

»Und zudem, sehen Sie«, bemerkte Beauchamp, »mit einem Kragen an seiner Krawatte, mit einem offenen Rock, mit einem weißen Gilet; daß er sich doch nicht lieber gleich einen Scheibenkreis auf seinen Magen zeichnen ließ, es wäre einfacher und eher vorbei gewesen!«

Inzwischen war Albert auf zehn Schritte an die Gruppe herangekommen, welche die fünf jungen Leute bildeten; er hielt sein Pferd an, sprang herab und warf den Zügel seinem Diener zu. Albert näherte sich. Er war blaß, seine Augen waren gerötet und geschwollen. Man sah, daß er die ganze Nacht keine Sekunde geschlafen hatte. Eine Wolke traurigen Ernstes, der ihm nicht eigen war, umdüsterte sein Gesicht.

»Ich danke, meine Herren«, sagte er, »daß Sie so gütig waren, meiner Einladung zu entsprechen; glauben Sie bitte, daß

ich Ihnen für diesen Beweis Ihrer Freundschaft im höchsten Grade dankbar bin.«

Morrel war bei der Annäherung Morcerfs etwa zehn Schritte zurückgetreten und hielt sich entfernt.

»Und auch Ihnen, Monsieur Morrel«, fuhr Albert fort, »gehört mein Dank. Kommen Sie doch näher, Sie sind nicht unerwünscht.«

»Monsieur«, versetzte Maximilien, »Sie wissen vielleicht nicht, daß ich der Sekundant des Monsieur von Monte Christo bin.«

»Ich wußte es nicht gewiß, aber ich vermutete es. Desto besser! Je mehr Ehrenmänner hier sein werden, desto befriedigter werde ich sein.«

»Monsieur Morrel«, sagte Château-Renaud, »Sie können dem Herrn Grafen von Monte Christo vermelden, daß Monsieur de Morcerf gekommen ist und daß wir uns zu seiner Verfügung stellen.«

Morrel machte eine Bewegung, um seinen Auftrag zu vollziehen. Zu gleicher Zeit zog Beauchamp das Pistolenfutteral aus dem Wagen.

»Warten Sie, meine Herren«, sagte Albert, »ich habe mit dem Herrn Grafen von Monte Christo noch einige Worte zu sprechen.«

»Unter vier Augen?« fragte Morrel.

»Nein, Monsieur, vor jedermann.«

Alberts Sekundanten schauten sich ganz verwundert an; Franz und Debray wechselten einige Worte mit leiser Stimme, und Morrel, über diesen unerwarteten Zwischenfall erfreut, holte den Grafen, der mit Emmanuel in einer Seitenallee spazierenging.

»Was will er von mir?« fragte Monte Christo.

»Ich weiß es nicht, aber er verlangt Sie zu sprechen.«

»Oh«, erwiderte er, »möge er Gott nicht durch eine zweite

Beschimpfung versuchen!«

»Ich glaube nicht, daß dies seine Absicht ist«, entgegnete Morrel.

Der Graf näherte sich, von Maximilien und Emmanuel begleitet; sein ruhiges und ganz heiteres Antlitz stach sonderbar ab gegen Alberts verstörtes Gesicht, der sich gleichfalls näherte, von den vier jungen Leuten gefolgt. Drei Schritte voneinander entfernt blieben Albert und der Graf stehen.

»Meine Herren«, sagte Albert, »nähern Sie sich; ich wünsche, daß von dem, was ich dem Herrn Grafen von Monte Christo zu sagen die Ehre haben werde, kein Wort verloren geht; denn das, was ich ihm zu sagen die Ehre haben werde, soll von Ihnen vor jedem, der es hören will, wiederholt werden – wie sonderbar Ihnen auch meine Äußerungen scheinen mögen.«

»Sprechen Sie, Monsieur«, sagte der Graf.

»Monsieur«, begann Albert mit einer anfangs zitternden Stimme, die aber immer fester wurde, »Monsieur, ich warf Ihnen vor, das Verhalten des Monsieur de Morcerf in Epirus veröffentlicht zu haben; denn wie schuldig auch der Herr Graf de Morcerf war, so glaubte ich nicht, daß Sie das Recht hätten, ihn zu bestrafen. Heute aber, Monsieur, weiß ich, daß Ihnen dieses Recht gebührt. Nicht der Verrat von Fernand Mondego gegen Ali Pascha ist es, weshalb ich mich so beeile, Sie zu entschuldigen, sondern der Verrat des Fischers Fernand gegen Sie, die unerhörten Mißgeschicke, welche die Folge dieses Verrates waren, veranlassen mich hierzu. Daher sage ich Ihnen, daher verkünde ich laut: Ja, Monsieur, Sie haben das Recht gehabt, sich an meinem Vater zu rächen, und ich, sein Sohn, danke Ihnen, daß Sie nicht mehr taten.«

Ein Blitzstrahl, der mitten unter die Teilnehmer dieser unerwarteten Szene gefahren wäre, hätte kein größeres Erstaunen derselben erregt als diese Erklärung Alberts.

Monte Christo schlug seine Augen mit einem Ausdruck un-

endlicher Dankbarkeit zum Himmel empor, und er konnte es nicht genug bewundern, daß diese stürmische Natur Alberts, dessen Mut gegen römische Banditen er zur Genüge kannte, plötzlich zu dieser unerwarteten Demütigung gebändigt worden war. Darin erkannte er den Einfluß von Mercédès und begriff, warum sich dieses edle Herz dem Opfer nicht widersetze, von dem sie im voraus wußte, daß es nicht nötig sein würde.

»Wenn Sie nun finden, Monsieur«, fuhr Albert fort, »daß die Entschuldigungen, die ich Ihnen soeben machte, genügen, so reichen Sie mir Ihre Hand, ich bitte Sie. Nach dem so seltenen Verdienst der Unfehlbarkeit, welches das Ihre zu sein scheint, ist das erste Verdienst, nach meiner Meinung, sein Unrecht gestehen zu müssen. Doch dieses Geständnis geht mich allein an. Ich handelte wohl nach dem Sinn der Menschen, aber Sie handelten wohl nach dem Herzen Gottes. Nur ein Engel konnte einen von uns vom Tode retten, und der Engel ist vom Himmel herabgeschwebt, wenn auch nicht, um aus uns zwei Freunde zu machen, ach! Das Verhängnis machte dies unmöglich, aber wenigstens zwei Männer, die sich achten.«

Monte Christo reichte mit tränenfeuchten Augen, mit pochendem Herzen, mit halbgeöffnetem Mund Albert eine Hand, die dieser ergriff und mit einem Gefühl drückte, das einem ehrerbietigen Schrecken glich.

»Meine Herren«, sagte er, »Monsieur von Monte Christo ist so gefällig, meine Entschuldigungen anzunehmen. Ich handelte übereilt gegen ihn. Die Übereilung ist eine schlechte Ratgeberin: Ich habe übel gehandelt. – Nun ist mein Fehler gutgemacht. Ich hoffe wohl, daß die Welt mich nicht für feige halten wird, weil ich getan, was mein Gewissen mir zu tun befahl. Jedenfalls aber, wenn man sich an mir irren sollte«, fügte der junge Mann hinzu, den Kopf stolz emporhebend und als ob er eine Herausforderung an seine Freunde und an seine Feinde richtete, »würde ich versuchen, die Meinungen wieder

auf den rechten Weg zu bringen.«

»Was ist denn heute nacht vorgefallen?« fragte Beauchamp Château-Renaud. »Mir dünkt, daß wir hier eine traurige Rolle spielen.«

»Wahrhaftig, was Albert soeben tat, ist sehr erbärmlich oder sehr schön«, antwortete der Baron.

»Ah! sagen Sie doch«, fragte Debray Franz, »was soll denn dies heißen? Wie! Der Graf von Monte Christo entehrt Monsieur de Morcerf, und er hat in den Augen seines Sohnes recht! – Hätte ich zehn Jannina in meiner Familie, so würde ich nur zu einem mich verpflichtet halten, nämlich mich zehnmal zu schlagen.«

Mit gesenktem Haupt, erschlafften Armen, unter der Last vierundzwanzigjähriger Erinnerungen erdrückt, dachte Monte Christo nicht an Albert, nicht an Beauchamp, nicht an Château-Renaud, an niemand von allen Anwesenden: Er dachte an jene mutige Frau, die gekommen war, ihn um das Leben ihres Sohnes zu bitten, der er das seinige anbot und die dieses soeben durch das schreckliche Geständnis eines Familiengeheimnisses gerettet hatte – eine Botschaft, die in diesem jungen Mann das Gefühl kindlicher Liebe zum Vater für immer vernichten konnte.

»Immer die Vorsehung«, murmelte er, »ah! Erst ab heute weiß ich es gewiß, daß ich der von Gott Gesandte bin!«

91. KAPITEL

Mutter und Sohn

Der Graf von Monte Christo grüßte die fünf jungen Leute mit einem Lächeln voll Melancholie und Würde und stieg mit Maximilien und Emmanuel wieder in seinen Wagen. Albert,

Beauchamp und Château-Renaud blieben allein auf dem Duellplatz. Der junge Mann heftete auf seine beiden Sekundanten einen Blick, der, ohne schüchtern zu sein, sie dennoch um ihre Meinung über das zu fragen schien, was soeben vorgefallen war.

»Meiner Treu, mein lieber Freund«, sagte Beauchamp zuerst, sei es, daß er sensibler war oder sich weniger verstellen konnte, »erlauben Sie mir, Ihnen Glück zu wünschen: Das ist eine sehr unverhoffte Entwicklung bei einer sehr unangenehmen Angelegenheit.«

Albert blieb stumm und in sein Träumen versunken. Château-Renaud begnügte sich, mit seinem biegsamen Spazierstockchen an seinen Stiefel zu klopfen. »Gehen wir nicht?« fragte er nach diesem lästigen Schweigen.

»Sobald es Ihnen beliebt wird«, antwortete Beauchamp. »Lassen Sie mir nur so viel Zeit, Monsieur de Morcerf zu beglückwünschen; er legte heute den Beweis einer so ritterlichen, so seltenen Großmut ab.«

»Oh! Ja«, sagte Château-Renaud.

»Es ist herrlich«, fuhr Beauchamp fort, »eine so große Selbstbeherrschung zu bewahren!«

»Gewiß; ich wäre ihrer nicht fähig gewesen«, äußerte Château-Renaud mit einer höchst bedeutungsvollen Kälte.

»Meine Herren«, unterbrach sie Albert, »ich glaube, Sie haben nicht begriffen, daß zwischen Monsieur von Monte Christo und mir etwas sehr Ernstes vorgefallen ist...«

»Allerdings, allerdings«, versetzte Beauchamp sogleich, »aber alle unsere Maulaffen wären nicht im Stande, Ihren Heldenmut zu begreifen, und früher oder später werden Sie sich genötigt sehen, ihnen energischer zu erklären, daß er der Gesundheit Ihres Leibes und der Dauer Ihres Lebens nicht zusagt. Soll ich Ihnen einen freundschaftlichen Rat geben? Gehen Sie nach Neapel, nach Den Haag, nach St. Petersburg, friedliche Länder, wo man im Punkt der Ehre intelligenter ist

als unsere aufbrausenden Pariser Köpfe. Sind Sie einmal dort, so geben Sie sich alle Mühe mit Pistolenschießen auf die Scheibe und endlosem Parieren von Quarten und Terzen; bringen Sie sich genügend in Vergessenheit, um in einigen Jahren friedlich nach Frankreich zurückzukehren, oder verschaffen Sie sich Respekt durch akademische Leistungen, um Ihre innere Ruhe zurückzuerobern. Nicht wahr, Monsieur de Château-Renaud, ich habe recht?«

»Dies ist ganz meine Meinung«, antwortete der Edelmann. »Nichts veranlaßt so sehr die ernstesten Duelle als ein erfolgloses Duell.«

»Ich danke, meine Herren«, erwiderte Albert mit einem kalten Lächeln. »Ich werde Ihren Rat befolgen, nicht weil Sie ihn mir geben, sondern weil es meine Absicht ist, Frankreich zu verlassen. Ich danke Ihnen gleichfalls für den Dienst, den Sie mir erwiesen, indem Sie meine Sekundanten machten. Er ist tief in mein Herz gegraben, da ich, nach den Worten, die ich soeben hörte, nur mehr seiner mich erinnern will.«

Château-Renaud und Beauchamp schauten sich um. Der Eindruck war auf beide derselbe, und der Ton, mit dem Morcerf seinen Dank ausdrückte, trug das Gepräge einer solchen Entschlossenheit, daß sie alle in Verlegenheit geraten wären, wenn das Gespräch fortgedauert hätte.

»Adieu, Albert«, sagte Beauchamp plötzlich und reichte dem jungen Mann nachlässig die Hand, ohne daß dieser aus seiner Lethargie zu erwachen schien. Tatsächlich antwortete er nicht auf das Anbieten dieser Hand.

»Adieu«, äußerte auch Château-Renaud, in der linken Hand sein Spazierstöckchen haltend und mit der rechten Hand grüßend.

Alberts Lippen murmelten kaum Adieu! Sein Blick war deutlicher; er enthielt ein ganzes Gedicht von verhaltenem Zorn, von stolzer Verachtung, von hochherziger Entrüstung. Als seine beiden Sekundanten wieder in den Wagen gestiegen

waren, verweilte er noch eine Zeitlang in seiner unbeweglichen und melancholischen Stellung; dann machte er sein Pferd von einem kleinen Baum los, um den die Trense geknüpft war, schwang sich plötzlich leicht in den Sattel und schlug wieder im Galopp den Weg nach Paris ein. Eine Viertelstunde später kam er am elterlichen Haus in der Rue Helder an.

Vom Pferd steigend, dünkete es ihm, hinter dem Vorhang des Schlafzimmers des Grafen das blasse Gesicht seines Vaters zu erblicken. Albert wandte seufzend den Kopf ab und ging in seinen kleinen Pavillon. Hier angekommen, warf er einen letzten Blick auf alle diese Schätze, die ihm seit seiner Kindheit das Leben so schön und so glücklich machten. Noch einmal schaute er diese Gemälde an, deren Gesichter ihm zu lächeln und deren Gegenden mit lebendigen Farben sich zu be-seelen schienen. Dann nahm er das Porträt seiner Mutter von der eichenen Vitrine, rollte es zusammen und ließ den goldenen Rahmen, der es umgab, leer und schwarz zurück. Danach brachte er seine schönen türkischen Waffen in Ordnung, seine schönen englischen Flinten, seine Porzellanwaren aus Japan, seine langstieligen Kelche, seine kunstvollen Bronzegegenstände, signiert von Feuchères oder Barye. Dann sah er in alle Schränke und steckte an jeden von ihnen die Schlüssel, warf in eine Schublade seines Schreibtisches, die er offenließ, alles Geld, das er in seiner Tasche trug, fügte dazu die tausend Phantasiekleinodien, die seine Becher, seine Schmuckkästchen, seine Vitrinen füllten, machte ein vollständiges und genaues Verzeichnis von allem und legte dieses Verzeichnis an den augenfälligsten Platz auf einen Tisch, nachdem er von diesem Tisch Bücher und Papier weggeräumt hatte, die ihn überfüllten. Gleich zu Beginn dieser Arbeit war, ungeachtet des von Albert erteilten Befehls, ihn allein zu lassen, sein Diener in das Zimmer getreten.

»Was wollen Sie?« fragte ihn Morcerf, mit einem mehr traurigen als zornigen Ton.

»Verzeihen Sie, Monsieur«, antwortete der Kammerdiener, »Sie verboten mir zwar, Sie zu stören, aber der Herr Graf de Morcerf hat mich rufen lassen.«

»Nun denn?« fragte Albert.

»Ich wollte nicht zum Herrn Grafen gehen, ohne Ihre Befehle entgegenzunehmen.«

»Warum?«

»Weil der Herr Graf ohne Zweifel weiß, daß ich Sie auf den Duellplatz begleitete.«

»Das ist wahrscheinlich«, äußerte Albert.

»Und da er mich kommen läßt, so geschieht es ohne Zweifel, um mich über das zu befragen, was dort vorfiel. Was soll ich antworten?«

»Die Wahrheit.«

»Dann werde ich sagen, daß das Duell unterblieb.«

»Sie werden sagen, daß ich mich bei dem Herrn Grafen von Monte Christo entschuldigt habe; gehen Sie!«

Der Diener verbeugte und entfernte sich, Albert beschäftigte sich dann wieder mit seinem Verzeichnis. – Als er seine Arbeit beendete, fesselte der Lärm im Hof stampfender Pferde und der Räder eines Wagens, der die Fensterscheiben zum Klirren brachte, seine Aufmerksamkeit. Er näherte sich dem Fenster und sah den Vater in seine Kalesche steigen und fortfahren. Kaum war das Tor hinter dem Grafen wieder geschlossen, als Albert in die Wohnung seiner Mutter ging, und, da niemand da war, ihn zu melden, bis in das Schlafzimmer von Mercédès drang und mit beklommenem Herzen wegen dessen, was er sah und was er erriet, auf der Schwelle stehenblieb. Wie wenn dieselbe Seele diese zwei Körper belebt hätte, tat Mercédès in ihrem Gemach, was Albert in dem seinigen getan hatte. Alles war in Ordnung gebracht: die Spitzen, die Schmucksachen, die Juwelen, die Leinenwäsche und das Geld waren auf dem Boden der Schubladen gereiht, zu denen

die Gräfin sorgfältig die Schlüssel sammelte. Albert sah alle diese Vorbereitungen; er begriff und schlang mit dem Ausruf »Mutter!« seine Arme um den Hals von Mercédès.

Der Maler, welcher den Ausdruck dieser beiden Gesichter wiederzugeben vermocht hätte, würde gewiß ein schönes Gemälde geliefert haben.

Diese ganze Ausführung eines energischen Entschlusses, erschreckte ihn bei seiner Mutter weit mehr als bei sich selbst.

»Was tun Sie denn?« fragte er.

»Was taten Sie?« antwortete sie.

»Oh! Meine Mutter«, rief Albert aus, so gerührt, daß er kaum sprechen konnte, »mit Ihnen verhält es sich nicht so, wie mit mir; nein, Sie können das nicht beschlossen haben, was ich beschloß, denn ich komme, um Sie in Kenntnis zu setzen, daß ich Ihrem Haus Lebewohl sage, und... und Ihnen.«

»Auch ich, Albert«, versetzte Mercédès, »auch ich gehe. Ich rechnete fest damit, ich gestehe es, daß mein Sohn mich begleiten würde; habe ich mich getäuscht?«

»Mutter«, erwiderte Albert mit Festigkeit, »ich kann Sie das Schicksal nicht teilen lassen, das ich für mich bestimme; ich muß fortan ohne Namen und ohne Vermögen leben, um die Lehrzeit jener harten Existenz zu beginnen, in der ich von einem Freund das Brot borge, das ich von jetzt an bis zu dem Moment essen werde, wo ich mir ein anderes verdiene. Ich will also unverzüglich zu Franz gehen, meine gute Mutter, und ihn bitten, mir die kleine Summe zu leihen, die ich nach meiner Berechnung nötig habe.«

»Du, mein armes Kind«, rief Mercédès aus, »du solltest Elend erdulden, Hunger leiden! Oh, sage dies nicht, du würdest alle meine Entschlüsse vereiteln.«

»Aber nicht die meinigen, Mutter«, antwortete Albert. »Ich bin jung, ich bin stark, ich glaube, daß ich mutig bin, und seit

gestern habe ich gelernt, was der Wille vermag. Ach, meine Mutter, es gibt Leute, die soviel gelitten haben und die nicht nur nicht starben, sondern auch ein neues Glück auf den Ruinen aller Glücksverheißungen gründeten, die der Himmel ihnen gemacht, auf den Trümmern aller Hoffnungen, die Gott ihnen gegeben hatte. Ich habe dies gelernt, Mutter, ich habe diese Menschen gesehen; ich weiß, daß sie aus der Tiefe des Abgrunds, in welchen ihr Feind sie stürzte, mit so viel Kraft und Ruhm sich wieder erhoben, daß sie ihre früheren Verfolger überwandten und diese selbst hinunterstürzten. Nein, Mutter, nein, von heute an habe ich mit der Vergangenheit gebrochen, und ich nehme nichts mehr von ihr an, nicht einmal Namen, weil Ihr Sohn, wie Sie begreifen, nicht wahr, Mutter, den Namen eines Mannes nicht führen kann, der in Gegenwart eines anderen Mannes erröten muß!«

»Albert, mein Kind«, sagte Mercédès, »besäße ich ein stärkeres Herz, so würde ich dir diesen Rat erteilt haben; dein Gewissen sprach, als meine erloschene Stimme schwieg; folge deinem Gewissen, mein Sohn. Du hattest Freunde, Albert, brich momentan mit ihnen, aber verzweifle nicht, um deiner Mutter willen! Das Leben ist noch schön in deinem Alter, mein lieber Albert, denn du bist kaum zweiundzwanzig Jahre alt, und da ein so reines Herz wie das deinige eines unbefleckten Namens bedarf, so nimm jenen meines Vaters an: Er hieß Herrera. Ich kenne dich, mein Albert, welche Laufbahn du auch wählst, du wirst in kurzer Zeit diesen Namen berühmt machen. Dann, mein Freund, erscheine wieder in der Welt, noch strahlender vom Abglanz deiner entschwundenen Mißgeschicke. Und sollte es, ungeachtet aller meiner Vorhersagen, nicht so geschehen, so vergönne mir wenigstens diese Hoffnung, da ich nur mehr diesen einzigen Gedanken hegen werde, denn ich habe keine Zukunft mehr, und mein Grab beginnt an der Schwelle dieses Hauses.«

»Ich werde Ihren Wünschen entsprechen, Mutter«, erwiderte der junge Mann. »Ja, ich teile Ihre Hoffnung: der Zorn des

Himmels wird Sie, die so Reine, mich, den so Schuldlosen, nicht verfolgen. Da wir aber entschlossen sind, so lassen Sie uns schnell handeln. Monsieur de Morcerf hat vor etwa einer halben Stunde das Haus verlassen; die Gelegenheit, wie Sie sehen, ist günstig, um Aufsehen und Erklärungen zu vermeiden.«

»Ich erwarte Sie, mein Sohn«, versetzte die Mutter.

Albert eilte sogleich auf den Boulevard, von wo er einen Fiaker mitbrachte, der sie aus dem Haus bringen sollte. Er erinnerte sich eines gewissen kleinen, möblierten Mietshauses in der Rue des Saints-Pères, wo seine Mutter eine bescheidene, aber anständige Wohnung finden würde. Er kehrte also zurück, um die Gräfin abzuholen. In dem Moment, als der Fiaker vor dem Hause hielt und als Albert ausstieg, näherte sich ihm ein Mann und übergab ihm einen Brief. Albert erkannte den Intendanten Monte Christos.

»Vom Grafen«, sagte Bertuccio.

Albert nahm den Brief, erbrach ihn und las. Nachdem er ihn gelesen hatte, schaute er sich nach Bertuccio um, aber während der junge Mann las, war Bertuccio verschwunden. Dann ging Albert mit Tränen in den Augen, mit von Rührung geschwelltem Herzen zu Mercédès und reichte ihr den Brief, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Mercédès las:

Albert!

Indem ich Ihnen zeige, daß ich den Plan durchschaute, den Sie auszuführen im Begriff stehen, glaube ich Ihnen auch zu zeigen, daß ich das Zartgefühl verstehe. Sie sind frei, Sie verlassen das Haus des Grafen und nehmen Ihre Mutter mit, frei, wie Sie. Aber überlegen Sie, Albert, Sie schulden ihr mehr, als Sie ihr bezahlen können, Sie armes, edles Herz. Führen Sie den Kampf für sich, tragen Sie für sich allein das Leiden, aber ersparen Sie ihr das Elend, das unvermeidlich Ihre ersten Anstrengungen begleiten wird; denn sie ver-

schuldet nicht einmal den Abglanz des Unglücks, das sie heute trifft, und die Vorsehung will nicht, daß der Unschuldige vor den Schuldigen büße. Ich weiß, daß Sie beide das Haus in der Rue Helder verlassen wollen, ohne etwas mitzunehmen. Suchen Sie nicht zu erforschen, wie ich es erfuhr. Ich weiß es, das ist genug.

Hören Sie, Albert. Vor vierundzwanzig Jahren kehrte ich sehr freudig und sehr stolz in mein Vaterland zurück. Ich hatte eine Verlobte, Albert, ein heiliges, junges Mädchen, das ich anbetete, und ich brachte meiner Verlobten hundertfünfzig Louisdor mit, die ich durch rastlose Arbeit mühsam erwarb. Dieses Geld war für sie, ich bestimmte es für sie, und der Treulosigkeit des Meeres kundig, vergrub ich unseren Schatz in dem kleinen Garten des Hauses, das mein Vater in Marseille in den Allées de Meilhan bewohnte. Ihre Mutter, Albert, kennt dieses ärmliche, liebe Haus gut. Als ich neulich nach Paris fuhr, führte mich der Weg über Marseille. Ich besuchte dieses Haus schmerzlicher Erinnerungen, und am Abend wühlte ich, eine Hacke in der Hand, die Ecke auf, wo ich meinen Schatz vergraben hatte. Das eiserne Kästchen war noch am selben Platz, niemand hatte es berührt; es liegt in der Ecke, die ein von meinem Vater an meinem Geburtstag gepflanzter schöner Feigenbaum überschattet. Wohlan, Albert, dieses Geld, das ehemals zum sorglosen Leben jenes Mädchens beitragen sollte, das ich anbetete, hat heute, durch einen seltsamen und schmerzlichen Zufall, dieselbe Verwendung wiedergefunden. Oh! Begreifen Sie wohl meine Gedanken: Ich könnte dieser armen Frau Millionen geben und gebe ihr nur das Stück schwarzen Brotes zurück, das unter meinem ärmlichen Dach seit dem Tag vergessen wurde, an dem man von derjenigen mich trennte, die ich liebte. Sie sind ein hochherziger Mann, Albert, aber vielleicht sind Sie dennoch durch Stolz oder Groll verblendet. Wenn Sie mir eine abschlägige Antwort gäben, wenn Sie von einem anderen zu erhalten suchen, was ich das

Recht habe, Ihnen anzubieten, so werde ich sagen, daß es von Ihnen wenig hochherzig ist, den Lebensunterhalt Ihrer Mutter abzulehnen – von einem Mann angeboten, dessen Vater Ihr Vater in den Schrecken des Hungers und der Verzweiflung sterben ließ.

Als Mercédès mit dem Lesen fertig war, blieb er blaß und unbeweglich stehen, erwartend, was seine Mutter beschließen würde. Mercédès schaute mit einem unbeschreiblichen Ausdruck zum Himmel empor.

»Ich nehme an«, sagte sie, »er hat das Recht, die Aussteuer zu bezahlen, die ich in ein Kloster mitbringen werde!«

Und den Brief auf ihr Herz legend, nahm sie den Arm ihres Sohnes und ging mit einem festeren Schritt, als sie ihn vielleicht selbst erwartete, der Treppe zu.

92. KAPITEL

Der Selbstmord

Inzwischen war auch Monte Christo mit Emmanuel und Maximilien in die Stadt zurückgekehrt. Die Rückkehr war fröhlich. Emmanuel verhehlte seine Freude nicht, daß er den Frieden dem Krieg folgen sah, und gestand laut seine philanthropischen Ansichten. Morrel, in einer Ecke des Wagens, ließ den Frohsinn seines Schwagers in Worten sich Luft machen und fühlte eine ganz ebenso aufrichtige Freude, die aber nur in seinen Blicken zu sehen war. An der Barrière du Trône traf man Bertuccio – er wartete da, unbeweglich, wie eine Schildwache auf ihrem Posten. Monte Christo streckte den Kopf zum Kutschenschlag hinaus, wechselte mit ihm einige Worte mit leiser Stimme, und der Intendant verschwand.

»Herr Graf«, sagte Emmanuel, auf der Höhe der Place-

Royale ankommend, »lassen Sie mich bitte an meiner Tür absetzen, damit meine Frau auch nicht einen Augenblick Ihret- und meiner wegen besorgt bleiben muß.«

»Wenn es nicht lächerlich wäre, seinen Triumph zur Schau zu tragen«, äußerte Morrel, »so würde ich den Herrn Grafen einladen, bei uns einzukehren; aber ohne Zweifel hat auch der Herr Graf bebende Herzen zu beruhigen. Da sind wir nun angekommen, Emmanuel; grüßen wir unsern Freund und lassen wir ihn seinen Weg fortsetzen.«

»Noch einen Augenblick«, sagte Monte Christo, »berauben Sie mich nicht so mit einem Schlag meiner beiden Gefährten. Gehen Sie zu Ihrer charmanten Frau und hinterbringen Sie ihr meine herzlichsten Komplimente. Morrel, begleiten Sie mich in die Champs-Élysées.«

»Vortrefflich«, antwortete Maximilien, »um so mehr, da ich in Ihrem Bezirk zu tun habe, Graf.«

»Darf man dich zum Frühstück erwarten?« fragte Emmanuel.

»Nein«, versetzte der junge Mann.

Der Kutschenschlag klappte wieder zu, der Wagen fuhr weiter.

»Sehen Sie, wie ich Ihnen Glück brachte!« sprach Morrel, als er mit dem Grafen allein war. »Dachten Sie nicht daran?«

»Allerdings«, antwortete Monte Christo, »deshalb möchte ich Sie immer bei mir haben.«

»Es ist ein Wunder!« fuhr Morrel fort, seinen eigenen Gedanken antwortend.

»Was denn?« fragte Monte Christo.

»Was soeben vorfiel.«

»Ja«, erwiderte der Graf mit einem Lächeln, »Sie nannten das rechte Wort, Morrel, es ist ein Wunder.«

»Denn im Grund ist Albert mutig«, fuhr Morrel fort.

»Sehr mutig«, sagte Monte Christo. »Ich sah ihn schlafen, da der Dolch über seinem Haupt schwebte.«

»Und ich weiß, daß er sich zweimal schlug und sehr gut schlug«, bemerkte Morrel, »reimen Sie doch dies mit seinem Benehmen an diesem Morgen zusammen.«

»Immer Ihr Einfluß... «, versetzte Monte Christo lächelnd.

»Es ist ein Glück für Albert, daß er nicht Soldat ist«, äußerte Morrel.

»Wieso?«

»Entschuldigungen auf dem Duellplatz!« sagte der junge Hauptmann, den Kopf schüttelnd.

»Ei«, sagte der Graf sanft, »neigen Sie sich nicht zu den Vorurteilen alltäglicher Menschen, Morrel? Werden Sie nicht zugeben, daß Albert, da er mutig ist, nicht feige sein kann; daß er irgendeinen Grund haben mußte, so zu handeln, wie er diesen Morgen handelte, und daß folglich sein Benehmen eher heroisch als etwas anderes ist?«

»Ohne Zweifel, ohne Zweifel«, antwortete Morrel »aber ich sage, wie der Spanier: »Er war heute weniger mutig als gestern.««

»Sie frühstücken mit mir, nicht wahr, Morrel?« fragte der Graf, um das Gespräch schnell abubrechen.

»Nein, ich verlasse Sie um zehn Uhr.«

»Ihr Rendezvous galt also dem Frühstück?«

Morrel lächelte und schüttelte den Kopf.

»Sie müssen denn doch irgendwo frühstücken?«

»Wenn ich aber keinen Hunger fühle?« sagte der junge Mann.

»Oh!« versetzte der Graf, »ich kenne nur zwei Gefühle, die so den Appetit benehmen: den Schmerz... und da ich Sie zum Glück sehr heiter sehe, so kann es nicht die Ursache sein... und die Liebe. Nun aber ist mir nach dem, was Sie mir hin-

sichtlich Ihres Herzens sagten, zu glauben erlaubt... «

»Bei Gott, Graf«, unterbrach ihn Morrel heiter, »ich sage nicht nein.«

»Und Sie erzählen mir dies nicht, Maximilien?« erwiderte der Graf mit einem so lebhaften Ton, daß man sein heftiges Interesse erkennen konnte, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen.

»Ich zeigte Ihnen heute, daß ich ein Herz habe, nicht wahr, Graf?«

Statt aller Antwort reichte Monte Christo dem jungen Mann die Hand.

»Wohlan«, fuhr dieser fort, »seitdem dieses Herz nicht mehr mit Ihnen im Bois de Vincennes ist, ist es anderswo, wo ich es wieder aufsuche.«

»Gehen Sie«, sagte der Graf langsam, »gehen Sie, lieber Freund, sollten Sie aber auf irgendein Hindernis stoßen, so belieben Sie sich zu erinnern, daß ich einige Macht auf dieser Welt besitze und mich glücklich fühle, sie zum Vorteil von Leuten zu gebrauchen, die ich liebe, und daß ich Sie liebe, Morrel.«

»Gut«, entgegnete der junge Mann, »ich werde mich daran erinnern, wie die selbstsüchtigen Kinder ihrer Eltern sich erinnern, wenn sie derselben bedürfen. Wenn ich Sie nötig haben werde, und vielleicht tritt dieser Moment ein, werde ich mich an sie wenden, Graf.«

»Gut, ich nehme Sie beim Wort. Adieu also!«

»Auf Wiedersehen!«

Man war an dem Tor des Hauses in den Champs-Élysées angekommen. Monte Christo öffnete den Kutschenschlag. Morrel sprang aus dem Wagen, Bertuccio wartete auf der Freitreppe. Morrel verschwand über die Avenue de Marigny, und Monte Christo ging rasch Bertuccio entgegen.

»Nun denn?« fragte er.

»Nun denn!« antwortete der Intendant. »Sie wird ihr Haus verlassen.«

»Und ihr Sohn?«

»Florentin, sein Kammerdiener, glaubt, daß er es ebenso machen wird.«

»Kommen Sie!«

Monte Christo nahm Bertuccio mit in sein Zimmer, schrieb den Brief, den wir lasen, und gab ihn dem Intendanten.

»Gehen Sie«, sagte er, »und eilen Sie. Übrigens: Melden Sie Haydée, daß ich heimgekommen bin.«

»Da bin ich«, versetzte das junge Mädchen, das bereits bei dem Gerassel des Wagens herabgegangen war und mit freudestrahlendem Antlitz den Grafen frisch und gesund sah. Bertuccio entfernte sich.

Alle Entzückungen eines Mädchens, das einen geliebten Vater wiedersieht, alle unendlichen Wonnen eines Liebchens, das seinen angebeteten Geliebten wieder sieht, empfand Haydée während der ersten Augenblicke dieser von ihr mit so großer Sehnsucht erwarteten Heimkehr. Gewiß war Monte Christos Freude, obgleich minder mittheilend, deshalb nicht weniger groß: Für Herzen, die lange gelitten haben, ist die Freude, was der Tau für von der Sonne ausgedörrte Felder ist; Herz und Feld schlürfen diesen wohltätigen Regen, der auf sie fällt, und von außen gewahrt man nichts davon.

Seit einigen Tagen erkannte Monte Christo etwas, was er seit langer Zeit nicht zu glauben wagte, nämlich: daß es zwei Mercédès auf der Welt gebe und daß er noch glücklich werden könnte. Sein glückstrahlendes Auge tauchte sich sehrend in die feuchten Blicke von Haydée, als plötzlich die Tür aufging. Der Graf runzelte die Stirn.

»Monsieur de Morcerf!« sagte Baptistin, wie wenn dieser einzige Name seine Entschuldigung enthielt.

Wirklich heiterte sich das Antlitz des Grafen auf.

»Welcher«, fragte er, »der Vicomte oder der Graf?«

»Der Graf.«

»Mein Gott«, rief Haydée aus, »ist es denn noch nicht zu Ende?«

»Ich weiß nicht, ob es zu Ende ist, mein vielgeliebtes Kind«, antwortete Monte Christo, die Hände des jungen Mädchens umfassend, »aber so viel weiß ich, daß du nichts zu befürchten hast.«

»Oh! Es ist doch der Elende... «

»Dieser Mann vermag nichts gegen mich, Haydée«, unterbrach sie Monte Christo. »Als ich mit seinem Sohn zu tun hatte, da durfte man fürchten.«

»Daher wirst du auch nie erfahren, mein hoher Herr«, erwiderte das junge Mädchen, »was ich gelitten habe.«

Monte Christo lächelte. »Bei dem Haupt meines Vaters schwöre ich dir, Haydée«, sprach Monte Christo, die Hand über das Haupt des jungen Mädchens ausstreckend, »daß, wenn ein Unglück sich ereignet, es nicht dir widerfährt.«

»Ich glaube dir, mein hoher Herr, wie wenn Gott es mir sagte«, versetzte das junge Mädchen, seine Stirn dem Grafen darreichend.

Monte Christo drückte auf diese so reine und so schöne Stirn einen Kuß, der beider Herzen höher schlagen ließ – das eine heftig, das andere heimlich.

»O mein Gott!« murmelte der Graf. »Solltest Du gestatten, daß ich noch lieben kann! – Lassen Sie den Grafen de Morcerf in den Salon treten«, wies er Baptistin an, und er selbst führte die schöne Griechin zu einer verborgenen Treppe.

Hier folgen einige Erklärungen dieses, vielleicht von Monte Christo erwarteten, unsern Leser aber ohne Zweifel unerwarteten Besuches.

Während Mercédès, wie erwähnt, in ihrer Wohnung jene Art von Verzeichnis anfertigte, das Albert in der seinigen machte;

während sie ihre Juwelen ordnete, ihre Schubladen schloß, ihre Schlüssel sammelte, um alle Dinge in vollkommener Ordnung zu hinterlassen, hatte sie nicht bemerkt, daß ein bleiches und düsteres Gesicht an der Fensterscheibe einer Tür erschienen war, durch die das Tageslicht den Korridor erhellte. Von dort aus konnte man nicht nur sehen, man konnte auch hören. Wer immer sich also dort befand, ohne aller Wahrscheinlichkeit nach gesehen und gehört zu werden, sah und hörte also alles, was bei Madame de Morcerf vorging. Von diesem Türfenster weg begab sich der Mann mit dem blassen Gesicht in das Schlafzimmer des Grafen de Morcerf und hob, dort angekommen, mit verkrampfter Hand den Vorhang eines Fensters, das in den Hof ging. Er blieb so zehn Minuten lang: unbeweglich, stumm, den Schlägen seines eigenen Herzens lauschend. Für ihn waren es sehr lange zehn Minuten.

Zu dieser Zeit kam Albert von seinem Rendezvous zurück, erblickte seinen Vater, der seine Rückkunft hinter einem Vorhang belauschte, und wendete sich ab. Das Auge des Grafen weitete sich. Er wußte, daß die von Albert Monte Christo angestellte Beschimpfung schrecklich war, daß eine solche Beleidigung in allen Ländern der Welt ein Duell auf Leben und Tod nach sich zog. Nun aber kehrte Albert gesund zurück, der Graf, er selbst war also gerächt.

Ein Glanz von unaussprechlicher Freude erhellte sein düsteres Antlitz, wie es ein vereinzelter Sonnenstrahl macht, bevor er sich in den Wolken verliert, die weniger sein Lager als sein Grab scheinen. Aber er wartete, wie gesagt, vergebens, daß der junge Mann in seine Wohnung hinaufging, um ihm seinen Triumph zu verkünden. Daß sein Sohn, bevor er sich schlug, seinen Vater nicht sehen wollte, dessen Ehre er zu rächen gedachte, dies begreift sich; aber warum kam dieser Sohn nicht, nach gerächter Ehre des Vaters, um sich in seine Arme zu stürzen?

Nun ließ der Graf, da er Albert nicht sehen konnte, seinen Diener holen. Man weiß, daß Albert diesen ermächtigt hatte,

dem Grafen nichts zu verhehlen. Zehn Minuten später sah man den General de Morcerf auf der Freitreppe erscheinen, angetan mit einem schwarzen Oberrock, einer militärischen Halsbinde, einem schwarzen Pantalon und schwarzen Handschuhen. Wie es schien, hatte er schon vorher Befehle erteilt; denn kaum gelangte er an die letzte Stufe der Freitreppe, als sein bespannter Wagen aus der Remise fuhr und vor ihm hielt. Sein Kammerdiener warf dann in den Wagen einen Militärmantel, von zwei Degen ausgebeult, die er umhüllte, schloß dann den Kutschenschlag und setzte sich neben den Kutscher. Der Kutscher neigte sich gegen die Kalesche, um den Befehl zu vernehmen.

»In die Champs-Elysees«, sagte der General, »zu dem Grafen von Monte Christo. Schnell!«

Die Pferde bäumten sich unter den Peitschenhieben, und fünf Minuten später hielten sie vor dem Haus des Grafen. Monsieur de Morcerf öffnete selbst den Schlag und sprang, während der Wagen noch fuhr, wie ein junger Mann in die Seitenallee, schellte und verschwand mit seinem Diener durch die halboffene Tür. Eine Sekunde später meldete Baptistin dem Monsieur von Monte Christo den Grafen de Morcerf, und Monte Christo, Haydée fortgeleitend, befahl, daß man den Grafen de Morcerf in den Salon treten lasse.

Der General durchschritt zum drittenmal den Salon in seiner ganzen Länge, als er, sich umkehrend, Monte Christo auf der Schwelle gewahrte.

»Ei, Monsieur de Morcerf in Person«, sagte Monte Christo gelassen. »Ich glaubte, nicht recht gehört zu haben.«

»Ja, ich bin es«, erwiderte der Graf mit einer schrecklichen Verzerrung der Lippen, die ihn hinderte, deutlich zu sprechen.

»Ich brauche also nur mehr die Ursache zu erfahren«, äußerte Monte Christo, »die mir das Vergnügen verschafft, den Herrn Grafen de Morcerf so früh zu sehen.«

»Sie hatten diesen Morgen ein Zusammentreffen mit mei-

nem Sohn, mein Herr?« fragte der General.

»Sie wissen dies?« antwortete der Graf.

»Und ich weiß auch, daß mein Sohn gute Gründe hatte, um zu wünschen, sich mit Ihnen zu schlagen, und sein möglichstes zu tun, Sie zu töten.«

»In der Tat, Monsieur, er hatte sehr gute Gründe dazu; aber Sie sehen, daß er mich, ungeachtet dieser Gründe, nicht getötet, ja daß er sich sogar nicht geschlagen hat.«

»Und doch betrachtete er Sie als die Ursache der Unehre seines Vaters, als die Ursache des furchtbaren Ruins, dem in diesem Moment mein Haus anheimfällt.«

»Es ist wahr, Monsieur«, sagte Monte Christo mit seiner schrecklichen Ruhe, »etwa als die sekundäre und nicht als die Hauptursache.«

»Ohne Zweifel warteten Sie mit irgendeiner Entschuldigung auf oder gaben ihm irgendeine Erklärung.«

»Ich gab ihm keine Erklärung, aber er entschuldigte sich.«

»Welchem Umstand messen Sie dieses Benehmen bei?«

»Wahrscheinlich der Überzeugung, daß bei alledem ein schuldigerer Mann beteiligt war als ich.«

»Und wer war dieser Mann?«

»Sein Vater.«

»Es mag sein«, äußerte der Graf erblassend, »aber Sie wissen, daß der Schuldige sich nicht gerne seiner Schuld überführen hört.«

»Ich weiß es... daher erwartete ich, was in diesem Moment geschieht.«

»Sie erwarteten, daß mein Sohn ein Feigling sein würde!« rief der Graf aus.

»Monsieur de Morcerf ist kein Feigling!« bemerkte Monte Christo.

»Ein Mann, der den Degen in der Hand hält, ein Mann, dem

auf Stoßweite dieses Degens ein Todfeind gegenübersteht, dieser Mann ist ein Feigling, wenn er sich nicht schlägt. Warum ist er nicht da, damit ich es ihm sagen kann!«

»Monsieur«, antwortete Monte Christo kalt, »ich vermute nicht, daß Sie mich besuchten, um mir Ihre kleinen Familienangelegenheiten zu erzählen. Sagen Sie dies Monsieur Albert, vielleicht wird er Ihnen eine Antwort zu geben wissen.«

»Oh! Nein! Nein!« versetzte der General mit einem Lächeln, das ebenso schnell verschwand, als es aufzuckte. »Nein! Sie haben recht, deshalb kam ich nicht! Ich kam, um Ihnen zu sagen, daß auch ich Sie als meinen Feind betrachte; ich kam, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie instinktmäßig hasse, daß es mir scheint, ich habe Sie immer gekannt, immer gehaßt, und schließlich, daß es, da die jungen Leute dieses Jahrhunderts sich nicht mehr schlagen, an uns ist, uns zu schlagen... Ist dies Ihre Ansicht, Monsieur?«

»Vollkommen. Daher wollte ich von der Ehre Ihres Besuches sprechen, als ich Ihnen sagte, ich habe vorhergesehen, was mir begegnete.«

»Desto besser. Ihre Vorbereitungen sind also getroffen?«

»Sie sind es immer, Monsieur.«

»Sie wissen, daß wir uns bis zum Tod von einem von uns beiden schlagen werden!« sagte der General, vor Wut mit den Zähnen knirschend.

»Bis zum Tod von einem von uns beiden«, wiederholte der Graf von Monte Christo, indem er eine leichte Bewegung mit dem Kopf von oben nach unten machte.

»Gehen wir also, wir brauchen keine Sekundanten.«

»In der Tat«, bemerkte Monte Christo, »das ist überflüssig, wir kennen uns so gut!«

»Im Gegenteil«, versetzte der Graf, »wir kennen uns nicht.«

»Pah!« sagte Monte Christo mit demselben, zur Verzweiflung treibenden Phlegma. »Das wollen wir doch sehen. Sind

Sie nicht der Soldat Fernand, der am Vorabend der Schlacht von Waterloo desertierte? Sind Sie nicht der Lieutenant Fernand, welcher der französischen Armee in Spanien als Führer und Spion diente? Sind Sie nicht der Hauptmann Fernand, der seinen Wohltäter Ali verraten, verkauft, ermordet hat? Und haben nicht alle diese Fernands zusammen den Generallieutenant Grafen de Morcerf, Pair von Frankreich, ausgemacht?»

»Oh!« rief der General aus, von diesen Worten wie von einem glühenden Eisen getroffen. »Oh! Elender, der du mir meine Schande in dem Moment vorwirfst, da du mich vielleicht töten wirst. Nein, ich sagte nicht, daß ich dir unbekannt sei; ich weiß wohl, daß du in die Nacht der Vergangenheit drangest und beim Schimmer irgendeiner Fackel, ich weiß es nicht, jede Seite meines Lebens lasest; aber vielleicht ist noch mehr Ehre in mir, in meiner Schmach, als in dir unter deinem pomphaften Äußeren. Nein, nein, ich bin dir bekannt, ich weiß es; aber dich kenne ich nicht, du aus Gold und Edelsteinen zusammengeflackter Abenteurer! – Du läßt dich in Paris den Grafen von Monte Christo nennen, in Italien Sindbad den Seefahrer, in Malta... was weiß ich? Ich vergaß es. Aber ich frage dich um deinen wirklichen Namen, deinen wahren Namen inmitten deiner hundert Namen will ich wissen, damit ich ihn auf dem Duellplatz in dem Augenblick ausspreche, wo ich dir meinen Degen in das Herz rennen werde.«

Der Graf von Monte Christo erblaßte auf eine schreckliche Weise, sein fahles Auge erglühete von einer verzehrenden Flamme; er sprang in das an sein Zimmer grenzende Ankleidekabinett, und in weniger als einer Sekunde, seine Krawatte weggreißend, seinen Oberrock und sein Gilet, zog er eine kleine Seemannsweste an und setzte einen Matrosenhut auf, unter dem seine langen, schwarzen Haare wallten. So kehrte er zurück, furchtbar, unversöhnlich, mit gekreuzten Armen dem General entgegenschreitend, der sein Verschwinden nicht begriff, der seiner harrete, und, indem er seine Zähne klappern und seine Beine zusammenbrechen fühlte, einen Schritt zu-

rückfuhr und erst stehenblieb, als er auf einem Tisch eine Stütze für seine verkrampfte Hand erreichte.

»Fernand!« rief er ihm zu. »Von meinen hundert Namen brauche ich dir nur einen einzigen zu nennen, um dich niederzudonnern; aber du errätst diesen Namen, nicht wahr? Oder vielmehr du erinnerst dich desselben? Denn ungeachtet aller meiner Kümernisse, aller meiner Qualen, zeige ich dir heute ein Antlitz, welches das Glück der Rache verjüngt, ein Antlitz, das du sehr oft in deinen Träumen gesehen haben mußt, seit deiner Vermählung... mit Mercédès, meiner Verlobten!«

Der General starrte schweigend, den Kopf rückwärts gesträubt, die Hände ausgestreckt, gebannten Blickes, diese schreckliche Erscheinung an, dann suchte er die Mauer als einen Stützpunkt, schlurfte langsam bis zur Tür, durch die er rücklings hinausschritt, indem er den einzigen, traurigen, kläglichsten, herzerreißenden Schrei entschlüpfen ließ: »Edmond Dantès!«

Dann schleppte er sich mit Seufzern, die nicht mehr menschlich klangen, zur Säulenhalle des Hauses, wankte wie ein Betrunkener durch den Hof und sank in die Arme seines Kammerdieners, bloß mit einer unverständlichen Stimme murmelnd: »Nach Hause! Nach Hause!«

Unterwegs setzten ihn die frische Luft und die Scham, welche die Aufmerksamkeit seiner Leute ihm verursachte, wieder in Stand, seine Gedanken zu sammeln; aber die Fahrt war kurz, und in dem Maß, in dem er sich seinem Hause näherte, fühlte der Graf alle seine Leiden sich erneuern. Einige Schritte vom Haus ließ der Graf anhalten und stieg aus. Die Pforte des Hauses stand weit offen; ein Fiaker, ganz verblüfft, in diese prächtige Behausung geholt worden zu sein, hielt mitten im Hof. Der Graf schaute den Fiaker mit Schrecken an, aber ohne daß er jemand zu fragen wagte, und eilte in seine Gemächer. Zwei Personen gingen die Treppe hinab; er fand nur Zeit, in ein Zimmer zu stürzen, um ihnen auszuweichen. Es war Mercédès, auf den Arm ihres Sohnes gestützt; beide ver-

ließen das Haus. In nächster Entfernung gingen sie an dem Unglücklichen vorüber, der, hinter dem damastenen Türvorhang versteckt, von Mercédès' seidenem Kleid leicht gestreift wurde und an seinem Gesicht den warmen Lufthauch dieser von seinem Sohn gesprochenen Worte fühlte: »Mut, meine Mutter! Kommen Sie, kommen Sie, wir sind hier nicht mehr zu Hause!«

Die Worte verhallten, die Schritte entfernten sich. Der General richtete sich auf, mit seinen verkrampften Händen an den damastenen Vorhang geklammert; er unterdrückte das furchtbarste Schluchzen, das jemals der Brust eines von seinem Weib und zugleich von seinem Sohn verlassenen Vaters entstieg. Bald hörte er den eisernen Kutschenschlag des Fiakers zuklappen, dann die Stimme des Kutschers, dann erschütterte das Rollen der schwerfälligen Maschine die Fensterscheiben. Nun stürzte er in sein Schlafzimmer, um noch einmal all das zu sehen, was er auf der Welt geliebt hatte; aber der Fiaker fuhr fort, ohne daß der Kopf von Mercédès oder jener Alberts am Kutschenschlag erschien, um dem einsamen Haus, um dem verlassenen Vater und Gatten den letzten Blick, den Blick des Bedauerns zu gewähren, nämlich: die Verzeihung. Daher krachte gerade in dem Moment, da die Räder des Mietwagens das Pflaster der Torwölbung erschütterten, ein Schuß, und ein düsterer Rauch wirbelte aus einer durch die Gewalt des Knalls zerschmetterten Scheibe dieses Fensters.

93. KAPITEL

Valentine

Man errät, wo Morrel zu tun hatte und wem sein Rendezvous galt. Daher schlug Morrel, als er Monte Christo verließ, lang-

sam den Weg nach Villeforts Haus ein. Wir sagen: langsam. Morrel hatte nämlich mehr als eine halbe Stunde zur Verfügung, um fünfhundert Schritte zu machen. Aber ungeachtet dieser mehr als ausreichenden Zeit, beeilte er sich, Monte Christo zu verlassen, drängte es ihn, mit seinen Gedanken allein zu sein.

Er kannte seine Stunde gut: die Stunde, in der Valentine, beim Frühstück von Noirtier anwesend, sicher war, in ihrer frommen Pflicht nicht gestört zu werden. Noirtier und Valentine hatten ihm zwei Besuche wöchentlich bewilligt, und er nutzte sein Recht. Er kam, Valentine erwartete ihn. Unruhig, beinahe verwirrt, faßte sie seine Hand und führte ihn zu ihrem Großvater. Diese, wie man sagt, fast bis zur Verwirrung getriebene Unruhe entsprang aus dem Aufsehen, das Morcerfs Abenteuer in der großen Welt gemacht hatte; man wußte... die große Welt weiß immer... das Abenteuer in der Oper. Bei Villefort zweifelte niemand, daß ein Duell die unvermeidliche Folge dieses Abenteuers sein werde. Valentine hatte mit ihrem weiblichen Instinkt erraten, daß Morrel Monte Christos Sekundant sein würde, und fürchtete, bei dem wohlbekannten Mut des jungen Mannes, bei seiner innigen Freundschaft für den Grafen, die sie kannte, daß er die Kraft nicht besitze, sich auf die ihm zugeteilte passive Rolle zu beschränken. Man begreift also, mit welcher Begier die Details verlangt, gegeben und aufgenommen wurden, und Morrel konnte eine unaussprechliche Freude in den Augen seiner Vielgeliebten lesen, als sie erfuhr, daß diese schreckliche Angelegenheit einen ebenso glücklichen wie unerwarteten Ausgang genommen habe.

»Nun«, sagte Valentine, indem sie Morrel ein Zeichen gab, sich an die Seite des Greises zu setzen, und indem sie selbst sich auf den Schemel setzte, wo ihre Füße ruhten, »nun wollen wir ein wenig von unseren Angelegenheiten sprechen. Sie wissen, Maximilien, daß der Großpapa einen Augenblick den Gedanken hegte, das Haus zu verlassen und außerhalb des

Hauses von Monsieur de Villefort eine Wohnung zu nehmen.«

»Ja, gewiß«, erwiderte Maximilien, »ich erinnere mich dieses Vorhabens und schenkte ihm auch meinen vollen Beifall.«

»Nun denn«, sagte Valentine, »schenken Sie ihm noch immer Ihren Beifall, Maximilien, denn der Großpapa kommt auf dieses Vorhaben zurück.«

»Bravo!« äußerte Maximilien.

»Und wissen Sie«, fragte Valentine, »welchen Grund der liebe Großvater angibt, um das Haus zu verlassen?«

Noirtier schaute seine Enkelin an, um ihr mit dem Auge Stillschweigen einzuschärfen; aber Valentine schaute Noirtier nicht an; ihre Augen, ihr Blick, ihr Lächeln, alles wendete sie Morrel zu.

»Oh! Was immer für einen Grund Monsieur Noirtier angeben mag«, rief Morrel aus, »ich erkläre, daß er gut ist.«

»Vortrefflich«, sagte Valentine. »Er behauptet, daß die Luft im Faubourg Saint-Honoré für mich nicht taugt.«

»In der Tat«, antwortete Morrel, »hören Sie, Valentine, Monsieur Noirtier könnte wohl recht haben; ich finde, daß Ihre Gesundheit seit vierzehn Tagen abnimmt.«

»Ja, ein wenig, es ist wahr«, entgegnete Valentine. »Daher ist der Großvater mein Arzt geworden, und da er alles weiß, setze ich das größte Vertrauen auf ihn.«

»So ist es denn doch wahr, daß Sie leidend sind, Valentine?« fragte Morrel rasch.

»Oh! Mein Gott, dies ist kein Leiden zu nennen: Ich fühle eine allgemeine Unbehaglichkeit, weiter nichts; ich habe den Appetit verloren, und mir dünkt, daß mein Magen einen Kampf ausficht, um sich an etwas zu gewöhnen.«

Noirtier verlor keines von Valentines Worten.

»Und welche Behandlung wenden Sie gegen diese unbekannte Krankheit an?«

»Oh! Eine sehr einfache«, antwortete Valentine. »Ich schlucke an jedem Morgen einen Löffel voll von dem Tränkchen, das man meinem Großvater bringt; wenn ich sage... einen Löffel voll, so verstehe ich darunter, daß ich mit einem anfang, und nun bei vierein bin. Mein Großvater behauptet, es sei ein allgemeines Heilmittel.«

Valentine lächelte; es lag aber etwas Trauriges und Leidendes in ihrem Lächeln. Maximilien, liebestrunken, schaute sie schweigend an: Sie war sehr schön, aber ihre Blässe hatte einen matteren Ton angenommen, ihre Augen glänzten mit einem glühenderen Feuer als gewöhnlich und ihre sonst perlmuttweißen Hände schienen Hände von Wachs zu sein, das mit der Zeit eine gelbliche Schattierung zeigt. Von Valentine wendete der junge Mann die Augen auf Noirtier, der wie mit sonderbarem und tiefem Wissen das junge, in Liebe versunkene Mädchen betrachtete. Aber auch er, wie Morrel, folgte diesen Spuren eines geheimen, übrigens so wenig sichtbaren Leidens, daß es den Augen aller, ausgenommen jenem des Großvaters und des Geliebten, entgangen wäre.

»Aber ich hielt jenes Tränkchen«, bemerkte Morrel, »bei dessen Genuß Sie es schon auf vier Löffel brachten, für Monsieur Noirtier verordnet?«

»Ich weiß, daß es sehr bitter ist«, antwortete Valentine, »so bitter, daß alles, was ich später trinke, mir den selben Geschmack zu haben scheint.«

Noirtier schaute seine Enkelin mit einem fragenden Blick an.

»Ja, guter Großpapa«, fuhr Valentine fort, »so ist es. Soeben, bevor ich zu Ihnen herabging, trank ich ein Glas Zuckerwasser; allerdings ließ ich die Hälfte davon stehen, so bitter schien mir dieses Wasser.«

Noirtier erblaßte und machte ein Zeichen, daß er sprechen wolle. Valentine stand auf, um das Wörterbuch zu holen. Noirtier schaute ihr mit einer sichtlichen Angst nach. Wirklich

stieg dem jungen Mädchen das Blut in den Kopf; Valentines Wangen färbten sich.

»Ei«, rief sie aus, ohne ihre Heiterkeit zu verlieren, »das ist sonderbar: Es blendet mich! Scheint mir denn die Sonne in die Augen?...«

Und sie stützte sich auf den Drehriegel des Fensters.

»Die Sonne scheint nicht«, antwortete Morrel, noch besorgter über den Ausdruck von Noirtiers Gesicht als über Valentines Unpäßlichkeit.

Und er eilte zu Valentine. Das junge Mädchen lächelte.

»Beruhige dich, Großvater«, sagte sie zu Noirtier. »Beruhigen Sie sich, Maximilien, es ist nichts, und der Anfall ist schon vorbei; aber horchen Sie doch!... Ist das nicht das Gerassel eines Wagens, der in den Hof fährt?«

Sie öffnete Noirtiers Tür, eilte an ein Fenster des Korridors und kam eilig zurück.

»Ja«, sagte sie, »Madame Danglars und ihre Tochter sind es, die uns einen Besuch machen. Adieu, ich flüchte mich, man könnte mich sonst hier holen, oder vielmehr: auf Wiedersehen! Bleiben Sie beim Großvater, Monsieur Maximilien, ich verspreche Ihnen, Sie nicht lange aufzuhalten.«

Morrel schaute ihr nach, sah sie die Tür wieder schließen und hörte sie die kleine Treppe hinaufgehen, die in die Wohnung von Madame de Villefort und zugleich in die ihrige führte. Sobald sie verschwunden war, machte Noirtier Morrel ein Zeichen, das Wörterbuch zu nehmen. Morrel gehorchte; er hatte sich unter Valentines Anleitung schnell eingeübt, den Greis zu verstehen. Jedoch, wie geübt er auch war, da er einen Teil der vierundzwanzig Buchstaben des Alphabets durchgehen und jedes Wort im Wörterbuch finden mußte, wurde erst nach Verlauf von zehn Minuten der Gedanke des Greises durch diese Worte übersetzt:

»Holen Sie das Glas Wasser und die Karaffe, welche in Va-

lentimes Zimmer sind.«

Morrel schellte sogleich dem Diener, dem Nachfolger von Barrois, und erteilte ihm in Noirtiers Namen diesen Befehl. Der Diener kam einen Augenblick später zurück. Die Karaffe und das Glas waren ganz leer. Noirtier machte ein Zeichen, daß er sprechen wolle.

»Warum sind das Glas und die Karaffe leer?« fragte er. »Valentine sagte ja, daß sie nur die Hälfte vom Inhalt des Glases getrunken habe.«

Die Übersetzung dieser neuen Frage nahm wieder fünf Minuten in Anspruch.

»Ich weiß es nicht«, antwortete der Diener, »aber die Zofe ist in der Wohnung von Mademoiselle Valentine; vielleicht trank sie es aus.«

»Fragen Sie dieselbe«, sagte Morrel, der diesmal Noirtiers Gedanken aus dem Blick erkannte.

Der Diener entfernte sich und kam sofort zurück.

»Mademoiselle Valentine ging durch ihr Zimmer, um sich in jenes von Madame de Villefort zu begeben«, meldete er, »und da sie im Durchgehen Durst fühlte, trank sie den Rest im Glas aus; was in der Karaffe war, benutzte Edouard, um seinen Enten einen Teich zu machen.«

Noirtier schlug seine Augen zum Himmel empor wie ein Spieler, der auf eine Karte alles setzt, was er besitzt. Von nun an heftete der Greis seine Augen auf die Tür und wendete sie von dieser Richtung nicht mehr ab.

Es waren wirklich Madame Danglars und ihre Tochter, die Valentine gesehen hatte; man führte sie in das Zimmer von Madame de Villefort, die erklärt hatte, daß sie Besuch empfangen. Deshalb war Valentine durch ihr Gemach gegangen, da ihr Zimmer in gleicher Ebene mit jenem Madame de Villeforts lag und die beiden Zimmer nur durch Edouards Zimmer getrennt waren. Die beiden Besucherinnen traten mit jener Art

offizieller Steifheit in den Salon, die eine Mitteilung erwarten läßt. Zwischen Leuten von gleicher Stellung findet der Takt sich leicht. Madame de Villefort begegnete der Feierlichkeit mit Feierlichkeit. In diesem Moment trat Valentine ein, und die Begrüßungen begannen wieder.

»Liebe Freundin«, sagte die Baronin, während die beiden jungen Mädchen sich die Hände reichten, »ich komme mit Eugénie, um die erste zu sein, welche Sie von der sehr nahen Vermählung meiner Tochter mit dem Prinzen Cavalcanti in Kenntnis setzt.«

Danglars hatte den Prinzentitel aufrechterhalten. Der populäre Bankier fand, daß sich dies besser mache als der Titel Graf.

»Dann erlauben Sie mir, Ihnen meine aufrichtigen Glückwünsche darzubringen«, erwiderte Madame de Villefort. »Der Herr Prinz Cavalcanti scheint ein junger Mann voll seltener Eigenschaften zu sein.«

»Hören Sie«, sagte die Baronin lächelnd, »wenn wir als zwei Freundinnen sprechen, so muß ich Ihnen sagen, daß uns der Prinz das noch nicht zu sein scheint, was er werden wird. Er hat ein wenig von jener Sonderbarkeit an sich, woran man auf den ersten Blick einen italienischen oder deutschen Edelmann erkennt. Er zeigt jedoch ein sehr gutes Herz, große Feinheit des Geistes, und hinsichtlich des Wohlstandes behauptet Monsieur Danglars, daß sein Vermögen majestätisch sei, dies ist sein Ausdruck.«

»Und fügen Sie noch bei, Madame«, äußerte Eugénie, das Album der Madame de Villefort durchblättern, »daß Sie eine ganz besondere Neigung zu diesem jungen Mann hegen.«

»Und ich brauche Sie nicht zu fragen«, versetzte Madame de Villefort, »ob Sie diese Neigung teilen?«

»Ich?« antwortete Eugénie mit ihrer gewöhnlichen Ungezwungenheit. »Oh! Nicht im mindesten von der Welt, Madame, meine Berufung ist es nicht, mich an die Mühen einer

Haushaltung oder an die Launen eines Mannes zu ketten, wer immer er auch sei. Meine Berufung war, Künstlerin zu werden, und folglich frei verfügend über mein Herz, meine Person und meinen Gedanken.«

Eugénie sprach diese Worte mit einem so entschiedenen und so festen Ton aus, daß Valentine die Röthe ins Gesicht stieg. Das furchtsame, junge Mädchen konnte diese kräftige Natur nicht begreifen, die durchaus keine weibliche Schüchternheit zu besitzen schien.

»Übrigens«, fuhr sie fort, »da ich bestimmt bin, vermählt zu werden, ich mag wollen oder nicht, so muß ich der Vorsehung danken, daß sie mich wenigstens mit der Zurückweisung von Monsieur Albert de Morcerf beglückt hat; ohne diese Vorsehung wäre ich jetzt die Gattin eines Mannes, der seine Ehre verlor.«

»Es ist denn doch wahr«, äußerte die Baronin mit jener sonderbaren Treuherzigkeit, die man bisweilen bei den vornehmen Damen findet und welche sie durch ihren Umgang mit bürgerlichen Personen nie völlig verlieren, »es ist denn doch wahr, ohne dieses Zögern der Morcerfs hätte meine Tochter diesen Monsieur Albert geheiratet; dem General lag viel daran; er war sogar gekommen, um Monsieur Danglars dazu zu nötigen; wir sind ihm hübsch ausgekommen.«

»Fällt denn diese ganze Schande des Vaters auf den Sohn zurück?« fragte Valentine schüchtern. »Monsieur Albert scheint mir an allen diesen Verrätereien des Generals völlig unschuldig.«

»Verzeihen Sie, liebe Freundin«, antwortete das unversöhnliche junge Mädchen, »Monsieur Albert verlangt und verdient seinen Teil daran; es scheint, daß er, nachdem er gestern Monsieur von Monte Christo in der Oper herausforderte, ihm heute auf dem Duellplatz Entschuldigungen auftischte.«

»Unmöglich!« rief Madame de Villefort aus.

»Ah! Liebe Freundin«, bemerkte Madame Danglars mit der

von uns bereits bezeichneten Treuherzigkeit, »die Sache ist gewiß, ich weiß sie von Monsieur Debray, der bei der Erklärung gegenwärtig war.«

Auch Valentine wußte die Wahrheit, aber sie antwortete nicht. Durch ein Wort in ihre Erinnerungen zurückgedrängt, befand sie sich wieder im Geist in Noirtiers Zimmer, wo Morrel ihrer harnte. In diese Art innerer Betrachtung versunken, hatte Valentine seit einem Augenblick aufgehört, am Gespräch teilzunehmen, es wäre ihr sogar unmöglich gewesen, zu wiederholen, was seit einigen Minuten gesprochen wurde, als plötzlich die Hand Madame Danglars', auf ihren Arm sich stützend, sie aus ihren Träumen weckte.

»Was gibt es Madame?« fragte Valentine, die bei der Berührung durch die Finger von Madame Dinglars bebte, als hätte sie ein elektrischer Schlag getroffen.

»Was es gibt, meine liebe Valentine?« antwortete die Baroin. »Daß Sie ohne Zweifel leidend sind.«

»Ich?« fragte das junge Mädchen, mit der Hand an ihre brennende Stirn fahrend.

»Ja, schauen Sie in diesen Spiegel; Sie sind innerhalb einer Minute drei- bis viermal nacheinander errötet und erblaßt.«

»Du bist wirklich sehr blaß!« rief Eugénie aus.

»Oh! Beunruhige dich nicht, Eugénie; ich bin seit einigen Tagen so.«

Und so wenig schlau das junge Mädchen war, so begriff es doch, daß dies eine Gelegenheit war, fortzugehen. Zudem kam ihr Madame de Villefort zu Hilfe.

»Gehen Sie fort, Valentine«, sagte sie, »Sie sind wirklich leidend, und diese Damen werden Ihnen wohl verzeihen; trinken Sie ein Glas Wasser, und Sie werden sich wieder erholen.«

Valentine küßte Eugénie, grüßte Madame Danglars, die bereits aufgestanden war, um sich zu entfernen, und ging fort.

»Dieses arme Kind«, äußerte Madame de Villefort nach Valentines Fortgehen, »beunruhigt mich ernstlich, und mich würde nicht erstaunen, wenn ihr irgendein schwerer Unfall begegnete.«

Indessen war Valentine in einer Art von Exaltation, die sie sich nicht erklären konnte, durch Edouards Zimmer gegangen, ohne auf irgendeine böswillige Alberei des Knaben zu antworten, und durch ihr Zimmer zur kleinen Treppe gelangt. Sie hatte alle Stufen bereits zurückgelegt, mit Ausnahme der drei letzten; sie hörte schon Morrels Stimme, als plötzlich eine Wolke vor ihren Augen vorüberglitt, ihr erstarrter Fuß die Stufe verfehlte, ihre Hände keine Kraft mehr besaßen, um sich am Geländer zu halten, und sie, die Wand streifend, über die drei letzten Stufen mehr hinunterrollte als hinunterging. Mit einem Sprung war Morrel an der Tür, öffnete sie und fand Valentine auf dem Treppenabsatz hingestreckt. Blitzschnell hob er sie in seine Arme und setzte sie in einen Lehnstuhl. Valentine öffnete die Augen wieder. »Oh! Ich Ungeschickte!« sagte sie mit einer fieberhaften Hast. »Ich weiß mich also nicht mehr zu halten! Ich vergesse, daß vor dem Treppenabsatz drei Stufen kommen!«

»Sie haben sich vielleicht verletzt, Valentine!« rief Morrel aus. »Oh, mein Gott! Mein Gott!«

Valentine schaute um sich; sie sah den furchtbarsten Schrecken in Noirtiers Augen. »Beruhige Dich, guter Vater«, sagte sie, indem sie zu lächeln versuchte, »es ist nichts, es ist nichts... der Kopf schwindelte mir, weiter nichts.«

»Wieder eine Betäubung!« sagte Morrel, die Hände faltend. »Oh! Geben Sie acht, Valentine, ich bitte Sie inständig.«

»Ei nein«, erwiderte Valentine, »ei nein, ich sage Ihnen ja, daß alles vorüber ist und daß es nichts war. Nun lassen Sie mich Ihnen eine Neuigkeit erzählen: In acht Tagen heiratet Eugénie, und in drei Tagen gibt es eine Art großen Festmahls, einen Verlobungsschmaus. Wir alle sind eingeladen, mein

Vater, Madame de Villefort und ich, wenigstens wie ich zu verstehen glaubte.«

»Wann wird dann die Reihe an uns kommen, uns mit diesen Details zu beschäftigen? Oh! Valentine, die Sie über unseren guten Großvater soviel vermögen, trachten Sie doch, daß er uns antworte: Bald!«

»Sie erwarten also von mir«, fragte Valentine, »daß ich die Langsamkeit unseres lieben Großvaters ansporne und sein Gedächtnis wecke?«

»Ja«, rief Morrel aus. »Mein Gott! Mein Gott! Machen Sie schnell! So lange Sie nicht mir angehören, Valentine, wird es mir immer scheinen, daß Sie mir entgehen.«

»Oh!« antwortete Valentine mit einer konvulsivischen Bewegung. »Oh! Wahrhaftig, Maximilien, Sie sind zu furchtsam für einen Offizier, für einen Soldaten, der, wie man sagt, die Furcht nie gekannt hat. Hah! Ah! Ah!«

Und sie brach in ein durchdringendes und schmerzliches Lachen aus, ihre Arme wurden steif und drehten sich, ihr Kopf sank rückwärts über ihren Lehnstuhl, und sie blieb bewegungslos. Der Schreckensschrei, den Gott an Noirtiers Lippen kettete, schoß aus seinem Blick hervor. Morrel verstand ihn; es mußte um Hilfe gerufen werden. Der junge Mann schellte heftig; die Zofe, welche in Valentines Zimmer war, und der Diener, der Nachfolger von Barrois, eilten zu gleicher Zeit herbei. Valentine war so blaß, so kalt, so leblos, daß, ohne daß sie hörten, was man zu ihnen sagte, die Furcht, welche unablässig in diesem verfluchten Haus wachte, sie erfaßte und sie um Hilfe schreiend durch die Gänge stürzten.

Madame Danglars und Eugénie gingen gerade in diesem Moment fort; sie konnten noch die Ursache dieses ganzen Aufruhrs erfahren.

»Ich sagte es Ihnen ja!« rief Madame de Villefort aus. »Das arme Kind!«

94. KAPITEL

Das Geständnis

Im selben Augenblick hörte man die Stimme von Monsieur de Villefort, der aus seinem Zimmer rief: »Was gibt es?«

Morrel fragte mit dem Auge Noirtier, der seine ganze Kaltblütigkeit wiedergewonnen hatte und ihm mit einem Blick das Zimmer bezeichnete, in welches er sich schon einmal in einem beinahe ähnlichen Fall flüchtete. Er fand nur so viel Zeit, seinen Hut zu nehmen und hineinzueilen. Man hörte die Tritte des Staatsanwalts im Korridor. Villefort stürzte hastig in das Zimmer, eilte auf Valentine zu und nahm sie in seine Arme.

»Einen Arzt! Einen Arzt!... Monsieur d'Avrigny!« rief Villefort. »Oder ich gehe lieber gleich selbst hin.«

Und er rannte zum Gemach hinaus. Morrel sprang durch die andere Tür fort. Eine furchtbare Erinnerung krampfte sein Herz zusammen; jenes Gespräch zwischen Villefort und dem Doktor, das er in der Nacht des Todes der Madame de Saint-Méran hörte, fiel ihm wieder ein. Diese auf einen minder furchtbaren Grad gestiegenen Symptome waren dieselben, die dem Tod von Barrois vorausgingen. Zu gleicher Zeit dünkte es ihm, jene Stimme Monte Christos in sein Ohr flüstern zu hören, die vor kaum zwei Stunden zu ihm sagte: »Wenn Sie irgend etwas bedürfen, Morrel, so kommen Sie zu mir, ich vermag viel.«

Schneller als der Gedanke flog er also aus dem Faubourg Saint-Honoré in die Rue Matignon und aus der Rue Matignon zu den Champs-Élysées.

Inzwischen kam Monsieur de Villefort in einem Mietwagen an der Tür von Monsieur d'Avrigny an; er schellte so ungestüm, daß der Portier ihm mit erschrockener Miene öffnete. Villefort rannte zur Treppe, ohne die Kraft zu haben, etwas zu sagen. Der Portier kannte ihn und ließ ihn passieren, indem er

ihm bloß zurief:

»In seinem Arbeitszimmer, Herr Staatsanwalt, in seinem Arbeitszimmer!«

Villefort drückte bereits die Tür auf oder stieß sie vielmehr auf.

»Ah!« sagte der Doktor. »Sie sind es?«

»Ja«, antwortete Villefort, die Tür hinter sich schließend, »ja, Doktor, ich bin es, und frage Sie, ob wir wohl allein sind. Doktor, mein Haus ist ein verfluchtes Haus!«

»Wie?« versetzte dieser mit anscheinender Kälte, aber mit einer tiefen inneren Gemütsbewegung. »Ist wieder jemand krank?«

»Ja, Doktor«, rief Villefort aus, mit seinen Händen in seinen Haaren wühlend, »ja!«

Der Blick d'Avrignys drückte aus: »Ich sagte es Ihnen vorher.«

Dann betonten die Lippen langsam diese Worte:

»Wer ist denn bei Ihnen am Sterben, und welches neue Opfer wird Sie der Schwäche vor Gott anklagen?«

Ein schmerzliches Schluchzen entrang sich de Villeforts Brust. Er näherte sich dem Arzt, faßte ihn am Arm und antwortete: »Valentine! Die Reihe ist an Valentine!«

»Ihre Tochter!« rief d'Avrigny aus, von Schmerz und Erstaunen ergriffen.

»Sie sehen, daß Sie sich täuschten«, murmelte der Staatsanwalt. »Besuchen Sie sie, und bitten Sie sie auf ihrem Schmerzlager um Verzeihung, einen Argwohn gegen sie gehegt zu haben.«

»Sooft Sie mich in Kenntnis setzten«, sagte Monsieur d'Avrigny, »war es zu spät; gleichviel, ich gehe hin, aber beeilen wir uns, Monsieur; mit den Feinden, die in Ihrem Haus angreifen, ist keine Zeit zu verlieren.«

»Oh! Diesmal, Doktor, werden Sie mir meine Schwäche nicht mehr vorwerfen. Diesmal werde ich den Mörder kennen und ihm zu Leibe rücken.«

»Versuchen wir, das Opfer zu retten, bevor wir daran denken, es zu rächen«, sagte d'Avrigny. »Kommen Sie!«

Und der Wagen, der Villefort hergeführt hatte, führte ihn wieder in scharfem Trab zurück, in d'Avrignys Begleitung, gerade in dem Augenblick, als Morrel an Monte Christos Tür klopfte.

Der Graf war in seinem Zimmer und las, sehr bekümmert, etwas, was Bertuccio ihm soeben eilig gesendet hatte. Als er Morrel melden hörte, der ihn vor kaum zwei Stunden verließ, hob der Graf den Kopf wieder empor. Für ihn wie für den Grafen war 'während dieser zwei Stunden ohne Zweifel gar manches vorgefallen, denn der junge Mann, welcher ihn mit dem Lächeln auf den Lippen verließ, kam jetzt mit verstörtem Gesicht.

Er stand auf und eilte Morrel entgegen.

»Was fehlt denn, Maximilien?« fragte er ihn. »Sie sind blaß, und der Schweiß rinnt von Ihrer Stirn.«

Morrel sank mehr in einen Lehnstuhl, als daß er sich setzte.

»Ja«, antwortete er, »ich bin schnell gekommen, ich mußte mit ihnen sprechen.«

»Jedermann befindet sich wohl in Ihrer Familie?« fragte der Graf mit einem Ton liebevollen Wohlwollens, an dessen Aufrichtigkeit niemand zweifeln konnte.

»Ich danke, Graf, ich danke«, erwiderte der junge Mann, sichtlich verlegen, das Gespräch zu beginnen, »ja in meiner Familie ist alles wohl.«

»Desto besser; dennoch haben Sie mir etwas zu sagen?« fragte der Graf immer besorgter.

»Ja«, versetzte Morrel, »es ist wahr, ich komme soeben aus einem Haus, in dem der Tod eingekehrt ist, deswegen eile ich

zu Ihnen.«

»Kommen Sie aus Monsieur de Morcerfs Haus?« fragte Monte Christo.

»Nein«, antwortete Morrel, »ist jemand bei Monsieur de Morcerf gestorben?«

»Der General hat sich eine Kugel durch den Kopf gejagt«, antwortete Monte Christo kalt.

»Oh! Das gräßliche Unglück!« rief Maximilien aus.

»Nicht für die Gräfin, nicht für Albert«, bemerkte Monte Christo. »Ein toter Vater und Gatte ist besser als ein entehrter Vater und Gatte; das Blut wird die Schande abwaschen.«

»Die arme Gräfin!« äußerte Maximilien. »Sie bedauere ich vor allem, eine so edle Frau!«

»Bedauern Sie auch Albert, Maximilien, denn, glauben Sie mir, er ist der würdige Sohn der Gräfin. Doch kommen wir auf Sie zurück; Sie eilten zu mir, sagten Sie. Sollte ich das Glück haben, daß Sie meiner bedürfen?«

»Ja, ich bedarf Ihrer, das heißt: Ich glaubte wie ein Verrückter, daß Sie mir in einer Lage helfen könnten, wo nur Gott allein mir helfen kann.«

»Sprechen Sie!« sagte Monte Christo.

»Oh!« entgegnete Morrel. »Ich weiß wahrhaftig nicht, ob es mir erlaubt ist, ein solches Geheimnis menschlichen Ohren zu offenbaren; aber das Unglück drängt mich, die Notwendigkeit zwingt mich dazu, Graf... « Morrel hielt unschlüssig inne.

»Glauben Sie, daß ich Sie liebe?« fragte Monte Christo, indem er die Hände des jungen Mannes liebevoll in die seinigen nahm.

»Oh! Sehen Sie, Sie ermutigen mich! Und dann sagt mir auch etwas hier«, – Morrel legte die Hand auf sein Herz –, »daß ich kein Geheimnis vor Ihnen haben soll.«

»Sie haben recht, Morrel, Gott spricht zu Ihrem Herzen, und Ihr Herz spricht zu Ihnen. Sagen Sie mir wieder, was Ihnen

Ihr Herz sagt.«

»Graf, wollen Sie mir erlauben, Baptistin fortzuschicken, damit er sich in Ihrem Namen nach dem Befinden einer Person erkundige, die Sie kennen?«

»Ich stellte mich Ihnen zur Verfügung, um so mehr stelle ich Ihnen meine Diener zur Verfügung.«

»Oh! Es geschieht, weil ich so lange nicht leben werde, als ich nicht die Gewißheit erhalte, daß es besser mit ihr geht.«

»Soll ich Baptistin klingeln?«

»Nein, ich werde selbst mit ihm sprechen.«

Morrel ging hinaus, rief Baptistin, und sagte ihm ganz leise einige Worte. Der Kammerdiener eilte sogleich fort.

»Nun denn, ist es geschehen?« fragte Monte Christo, als er Morrel wieder eintreten sah.

»Ja, und ich werde ein wenig ruhiger sein.«

»Sie wissen, daß ich warte«, sagte Monte Christo lächelnd.

»Ja, und ich spreche. Hören Sie: Eines Abends befand ich mich in einem Garten; eine Baumgruppe verbarg mich; niemand vermutete, daß ich da sein könnte. Zwei Personen kamen in meine Nähe. Erlauben Sie, daß ich einstweilen ihre Namen verschweige; sie sprachen leise miteinander, und doch hatte ich ein solches Interesse, ihre Worte zu hören, daß ich kein Wort von dem verlor, was sie sprachen.«

»Dies kündigt sich traurig an, nach Ihrer Blässe und Ihrem Schauer zu schließen, Morrel.«

»O ja! Sehr traurig, mein Freund! Jemand war bei dem Besitzer des Gartens gestorben, in welchem ich mich befand; die eine von den beiden Personen, deren Gespräch ich hörte, war der Besitzer dieses Gartens und die andere der Arzt. Nun aber vertraute der erste dem zweiten seine Besorgnisse und Leiden an; denn es war das zweite Mal seit einem Monat, daß der Tod rasch und unvermutet in diesem Haus einkehrte, als wäre ein Würgeengel Gottes am Werk.«

»Ah! Ah!« sagte Monte Christo mit einem starren Blick auf den jungen Mann und drehte seinen Sessel durch eine unmerkliche Bewegung so, daß er in den Schatten zu sitzen kam und das Licht auf Maximiliens Antlitz fiel.

»Ja«, fuhr dieser fort, »der Tod war zweimal in einem Monat in diesem Haus eingekehrt.«

»Und was antwortete der Doktor?« fragte Monte Christo.

»Er antwortete... er antwortete, daß dieser Tod nicht natürlich sei und man ihn zuschreiben müsse... «

»Wem?«

»Dem Gift!«

»Wahrhaftig!« sagte Monte Christo mit jenem leichten Husten, der ihm, in den Momenten höchster Gemütsaufregung, dazu diente, seine Röte, seine Blässe oder selbst die Aufmerksamkeit zu verbergen, mit welcher er zuhörte. »Wahrhaftig, Maximilien, Sie haben solche Sachen da gehört?«

»Ja, lieber Graf, ich habe sie gehört, und der Doktor fügte hinzu, daß er, im Wiederholungsfall eines solchen Ereignisses, sich verpflichtet sehen würde, sich deshalb an das Gericht zu wenden.«

Monte Christo hörte mit der größten Ruhe zu, oder schien es zu tun.

»Wohlan«, fuhr Maximilien fort, »der Tod kam zum drittenmal, aber weder der Hausherr noch der Doktor meldeten irgendeiner Behörde etwas; der Tod wird jetzt vielleicht zum viertenmal zuschlagen. Graf, wozu verpflichtet mich, nach Ihrer Meinung, die Kenntnis dieses Geheimnisses?«

»Mein lieber Freund«, antwortete Monte Christo, »Sie scheinen mir da ein Abenteuer zu erzählen, das jeder von uns auswendig weiß. Ich kenne das Haus, worin Sie dies hörten, oder ich kenne wenigstens ein ähnliches; ein Haus, worin ein Garten ist, ein Familienvater, ein Doktor. Ein Haus, worin drei seltsame und unerwartete Todesfälle sich ereigneten. Nun

denn, schauen Sie mich an; mir ist nichts anvertraut worden, und doch weiß ich all das ebensogut wie Sie. Habe ich Gewissenskrupel? Nein! Es geht mich nichts an. Sie sagen, daß ein Würgeengel dieses Haus dem Zorn Gottes zu bezeichnen scheine; wohlan, wer sagte Ihnen, daß Ihre Vermutung nicht der Wirklichkeit entspricht? Sehen Sie nicht Dinge, welche gerade jene nicht sehen wollen, die ein Interesse daran haben sollten, sie zu sehen. Waltet die Gerechtigkeit und nicht der Zorn Gottes in diesem Haus, Maximilien, so wenden Sie den Kopf ab und lassen Sie die Gerechtigkeit Gottes walten.«

Morrel schauderte. Im Ton des Grafen lag etwas Trauriges und zugleich Feierliches und Schreckliches.

»Zudem«, fuhr er mit einer so deutlichen Veränderung der Stimme fort, daß man hätte meinen mögen, diese letzten Worte habe nicht der Mund desselben Mannes gesprochen, »zudem, wer sagt Ihnen, daß dies wieder beginnen werde?«

»Es beginnt wieder, Graf!« rief Morrel aus, »und dies ist die Ursache, warum ich zu Ihnen eile.«

»Nun denn, was soll ich nach Ihrer Meinung tun, Morrel? Wünschen Sie, daß ich den Herrn Staatsanwalt in Kenntnis setze?«

Monte Christo sprach diese Worte mit solcher Deutlichkeit und mit einer so gemessenen Betonung aus, daß Morrel aufstehend plötzlich ausrief:

»Graf! Graf! Sie wissen, von wem ich sprechen will, nicht wahr?«

»Ei, vollkommen, mein guter Freund, und ich will es Ihnen beweisen, indem ich die Punkte auf die i oder vielmehr die Namen zu den Personen setze. Sie gingen eines Abends im Garten von Monsieur de Villefort spazieren; nach dem zu schließen, was Sie mir sagten, vermute ich, daß es am Abend des Todes der Madame de Saint-Méran war. Sie hörten Monsieur de Villefort mit Monsieur d'Avrigny vom Tod des Monsieur de Saint-Méran und von dem nicht geringeres Erstaunen

erregenden Tod der Baronin sprechen. Monsieur d'Avrigny sagte, daß er an eine Vergiftung und selbst an zwei Vergiftungen glaube, und Sie, als ein dem Rechte ergebener Mann, sind seit jenem Augenblick beschäftigt, Ihr Herz zu befragen, Ihr Gewissen zu erforschen, um zu erfahren, ob Sie dieses Geheimnis entdecken oder ob Sie schweigen sollen. Wir sind nicht mehr im Mittelalter, lieber Freund, und es gibt keine Femegerichte, keine Freischöffen mehr; was des Teufels wollen Sie mit diesen Leuten treiben? ›Gewissen, was willst du von mir?‹, wie der englische Autor Laurence Sterne sagt. Ei, lassen Sie sie schlafen, wenn sie schlafen; lassen Sie sie in ihren Schlaflosigkeiten erleichen, wenn sie Schlaflosigkeiten haben, und um Gottes willen, schlafen Sie, der Sie keine Gewissensbisse haben, die Sie am Schlafen hindern.«

Ein furchtbarer Schmerz prägte sich in Morrels Zügen aus; er faßte Monte Christos Hand.

»Aber es beginnt wieder, sage ich Ihnen.«

»Wohlan«, erwiderte der Graf, über diese Beharrlichkeit erstaunt, die er nicht begriff, und Maximilien aufmerksamer anschauend, »lassen Sie es wieder beginnen; es ist wie bei den Atriden in Griechenland: Gott hat sie verurteilt, und das Urteil wird an ihnen vollzogen werden; sie alle werden verschwinden, wie jene Mönche, welche die Kinder aus gebogenen Karten machen, und die, einer nach dem andern, unter dem Hauch ihres Verfertigers zusammenfallen, wären ihrer auch zweihundert. So ging es vor drei Monaten dem Monsieur de Saint-Méran; so ging es vor zwei Monaten der Madame de Saint-Méran; so ging es neulich Barrois; heute geht es so Noirtier oder der jungen Valentine.«

»Sie wußten es?« rief Morrel in einem solchen Paroxysmus von Schrecken aus, daß Monte Christo bebte – er, den der Einsturz des Himmels nicht aus seiner Ruhe gebracht hätte. »Sie wußten es und sagten nichts?«

»Ei, was geht es mich an!« antwortete Monte Christo, die

Achseln zuckend. »Kenne ich diese Leute, und muß ich den einen ins Verderben stürzen, um den andern zu retten? Meiner Treu, nein, denn zwischen dem Schuldigen und dem Opfer hege ich keine Vorliebe.«

»Aber ich, ich«, rief Morrel vor Schmerz stöhnend aus, »ich liebe sie!«

»Wen lieben Sie?« fragte Monte Christo aufspringend und die beiden Hände ergreifend, welche Morrel zum Himmel rang.

»Ich liebe grenzenlos, ich liebe wahnsinnig, ich liebe wie ein Mann, der all sein Blut hingäbe, um ihr eine Träne zu ersparen, ich liebe Valentine de Villefort, die man in diesem Augenblick ermordet. Hören Sie wohl, ich liebe dieselbe und frage Gott und Sie, wie ich sie retten kann!«

Monte Christo stieß einen wilden Schrei aus, von dem nur jene eine Idee sich machen können, die das Brüllen des verwundeten Löwen gehört haben.

»Unglücklicher!« rief er aus, indem er ebenfalls die Hände rang. »Unglücklicher, du liebst Valentine, du liebst diese Tochter aus einem verfluchten Geschlecht!«

Nie hatte Morrel einen ähnlichen Ausdruck gesehen, nie ein so schreckliches Auge vor seinem Antlitz geflammt, nie der Geist des Schreckens, der ihm auf den Schlachtfeldern und in den mörderischen Nächten Algeriens so oft erschien, mit düsteren Flammen ihn umsprüht. Erschrocken fuhr er zurück. Monte Christo schloß nach dieser Aufwallung und nach diesem Ausbruch einen Augenblick die Augen, wie von inneren Blitzen geblendet. Während dieses Moments sammelte er sich so wirksam, daß man nach und nach die wogende Bewegung seiner sturmgeschwellten Brust nachlassen sah, wie man nach dem Gewitter die stürmischen und schäumenden Wogen unter den Strahlen der Sonne zerrinnen sieht. Dieses Schweigen, diese Sammlung des Gemüts, dieser Kampf dauerten etwa zwanzig Sekunden. Dann hob der Graf seine erblaßte Stirn

empor.

»Sehen Sie«, sprach er mit kaum veränderter Stimme, »sehen Sie, lieber Freund, wie Gott die Menschen wegen ihrer Gleichgültigkeit zu bestrafen weiß, die am meisten prahlerisch und kalt bei den furchtbaren Szenen bleiben, die er ihnen vorführt. Ich, der ich unempfindsam und neugierig dem Ausgang dieses jammervollen Trauerspiels zusah; ich, der ich, gleich einem bösen Engel, über das Böse lachte, das die Menschen begehen, hinter dem Geheimnis verschanzt – und Reiche und Mächtige können das Geheimnis leicht bewahren –, ich fühle mich nun ebenfalls von jener Schlange gebissen, deren Gang voll Windungen ich beobachtete, und zwar ins Herz gebissen!«

Morrel stieß ein dumpfes Stöhnen aus.

»Nun, nun«, fuhr der Graf fort, »genug der Klagen, seien Sie ein Mann, seien Sie stark, seien Sie voll Hoffnung, denn ich bin da, denn ich wache über Sie.«

Morrel schüttelte traurig den Kopf.

»Ich sage Ihnen, Sie sollen hoffen, verstehen Sie mich?« rief Monte Christo aus. »Bedenken Sie, daß ich nie lüge, daß ich mich nie täusche. Es ist Mittag, Maximilien; danken Sie dem Himmel, daß Sie mittags gekommen sind, anstatt heute abend, anstatt morgen früh zu kommen. Hören Sie also, was ich Ihnen sage, Morrel: Es ist Mittag; wenn Valentine zu dieser Stunde nicht tot ist, wird sie nicht sterben.«

»Oh! Mein Gott! Mein Gott!« rief Morrel aus. »Sie war am Sterben, als ich sie verließ!«

Monte Christo legte eine Hand auf seine Stirn.

Was ging in diesem Kopf vor, der so schwer war von furchtbaren Geheimnissen? Was sagte zu diesem unversöhnlichen und zugleich menschenfreundlichen Geist der Engel des Lichtes oder der Engel der Finsternis? Gott allein weiß es!

Noch einmal hob Monte Christo die Stirn empor, und dies-

mal war er ruhig wie ein erwachendes Kind.

»Maximilien«, sagte er, »kehren Sie ruhig nach Hause zurück, ich empfehle Ihnen, keinen Schritt zu machen, nichts zu unternehmen, in Ihrem Gesicht keinen Schatten von Besorgnis zu zeigen. Ich werde Ihnen Nachricht geben, gehen Sie!«

»Mein Gott! Mein Gott!« erwiderte Morrel. »Sie erschrecken mich mit dieser Kaltblütigkeit, Graf. Vermögen Sie denn etwas gegen den Tod? Sind Sie mehr als ein Mensch? Sind Sie ein Engel? Sind Sie ein Gott?«

Und der junge Mann, der nie vor einer Gefahr auch nur um einen Schritt zurückwich, fuhr vor Monte Christo zurück, von einem unaussprechlichen Schrecken erfaßt. Aber Monte Christo schaute ihn mit einem so melancholischen und zugleich so sanften Lächeln an, daß Maximilien die Tränen aus seinen Augen brechen fühlte.

»Ich vermag viel, mein Freund«, antwortete der Graf. »Gehen Sie, ich fühle das Bedürfnis, allein zu sein.«

Morrel, unter die wunderbare Gewalt sich beugend, die Monte Christo über alles ausübte, was ihn umgab, machte nicht einmal einen Versuch, sich ihr zu entziehen. Er drückte dem Grafen die Hand und ging fort. Nur blieb er vor der Tür stehen, um Baptistin zu erwarten, den er an der Ecke der Rue Matignon auftauchen sah und der eilig zurückkehrte.

Indessen hatten Villefort und d'Avrigny sich beeilt. Bei ihrer Ankunft war Valentine noch ohnmächtig, und der Arzt beobachtete die Kranke mit der in dieser Lage gebotenen Sorgfalt und mit einer durch die Kenntnis des Geheimnisses verdoppelten Gründlichkeit. Villefort erwartete, an seinem Blick und an seinen Lippen hängend, den Erfolg der Beobachtung. Noirtier, blasser als das junge Mädchen und nach einem Entscheid gieriger als Villefort selbst, wartete ebenfalls, und alles an ihm zeigte geistige Wachheit und teilnehmendes Gefühl. Endlich ließ d'Avrigny langsam die Worte entschlüpfen:

»Sie lebt noch.«

»Noch?« rief Villefort aus. »Oh! Doktor, welch ein schreckliches Wort sprachen Sie da?«

»Ja«, antwortete der Arzt, »ich wiederhole meine Äußerung: Sie lebt noch, und ich bin darüber sehr erstaunt.«

»Ist sie aber gerettet?« fragte der Vater.

»Ja, weil sie lebt.«

In diesem Moment fiel d'Avrignys Blick auf Noirtiers Auge. Es funkelte von einer so außerordentlichen Freude, von einem so reichen und fruchtbaren Gedanken, daß es dem Arzt auffiel. Langsam ließ er im Lehnstuhl das junge Mädchen zurücksinken, dessen Lippen im Gegensatz zu den übrigen Teilen des Antlitzes in ihrer Blässe kaum sichtbar waren, blieb unbeweglich stehen und schaute Noirtier an, der jede Regung des Doktors auffaßte und deutete.

»Monsieur«, sagte dann d'Avrigny zu Villefort, »rufen Sie doch bitte die Zofe von Mademoiselle Valentine.«

Villefort, der den Kopf seiner Tochter stützte, eilte fort, um der Zofe selbst zu rufen. Sowie Villefort die Tür wieder zugemacht hatte, näherte sich d'Avrigny Noirtier.

»Sie haben mir etwas zu sagen?« fragte er.

Der Greis blinzelte ausdrucksvoll mit den Augen; dies war, wie man sich erinnert, das einzige bejahende Zeichen, das er geben konnte.

»Mir allein?«

»Ja«, winkte Noirtier.

»Gut, ich werde bei Ihnen bleiben.«

In diesem Augenblick kam Villefort zurück, von der Zofe gefolgt; hinter der Zofe ging Madame de Villefort. »Was fehlt denn diesem lieben Kind?« rief sie aus. »Sie ging von mir weg und beklagte sich zwar über Unwohlsein, ich hielt es aber nicht für ernstlich.«

Und die junge Frau näherte sich, mit Tränen in den Augen und mit allen Zeichen der Liebe einer wahren Mutter, Valen-

tine, deren Hand sie faßte. D'Avrigny fuhr fort, Noirtier anzuschauen; er sah die Augen des Greises glotzen, seine Wangen erbleichen und zittern; der Schweiß perlte auf seiner Stirn.

»Ah!« sagte er unwillkürlich, der Richtung von Noirtiers Blick folgend, das heißt, seine Augen auf Madame de Villefort heftend, welche wiederholte:

»Das arme Kind wird sich besser in seinem Bett befinden. Kommen Sie, Fanny, wir wollen es zu Bett bringen.«

Monsieur d'Avrigny, der in diesem Vorschlag ein Mittel sah, allein bei Noirtier zu bleiben, gab mit dem Kopf ein Zeichen, daß man wirklich nichts besseres tun könne, verbot aber, daß sie irgend etwas anderes genieße, als was er anordnen würde. Man brachte Valentine fort, die wieder zu sich gekommen, aber unfähig war zu handeln und fast unvermögend zu sprechen, so sehr waren ihre Glieder von der empfundenen Erschütterung entkräftet. Sie besaß jedoch die Kraft, mit einem Blick ihren Großvater zu grüßen, dem man durch ihr Fortbringen die Seele zu entreißen schien. D'Avrigny folgte der Kranken, traf seine Anordnungen, riet Villefort, einen Wagen zu nehmen, persönlich in die Apotheke zu fahren, und dort die verordneten Tränkchen bereiten zu lassen, sie selbst mitzubringen und ihn im Zimmer seiner Tochter zu erwarten.

Nach erneuertem scharfen Hinweis, Valentine nichts genießen zu lassen, ging er dann wieder zu Noirtier hinab, verschloß sorgfältig die Tür und fragte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß niemand horche:

»Nun, wissen Sie etwas über die Krankheit ihrer Enkelin?«

»Ja«, zwinkerte der Greis.

»Hören Sie, wir haben keine Zeit zu verlieren; ich werde Sie fragen, und Sie werden mir antworten.«

Noirtier erwiderte durch ein Zeichen, daß er zu antworten bereit sei.

»Sahen Sie den Unfall vorher, welcher heute Valentine be-

gegnete?«

»Ja.«

D'Avrigny sann einen Augenblick nach, dann näherte er sich Noirtier, und fügte hinzu:

»Verzeihen Sie mir, was ich Ihnen sagen werde, aber in der schrecklichen Lage, worin wir uns befinden, darf kein Anzeichen vernachlässigt werden. Sie sahen den armen Barrois sterben?«

Noirtier schlug die Augen zum Himmel auf.

»Wissen Sie, woran er starb?« fragte d'Avrigny, die Hand auf Noirtiers Schulter legend.

»Ja«, antwortete der Greis.

»Glauben Sie, daß sein Tod natürlich war?«

Eine Art von Lächeln zuckte über Noirtiers stumme Lippen.

»Sie gerieten also auf den Gedanken, daß Barrois vergiftet wurde?«

»Ja.«

»Glauben Sie, daß das Gift, dessen Opfer er wurde, für ihn bestimmt war?«

»Nein.«

»Glauben Sie nun, daß dieselbe Hand, welche Barrois traf, obwohl sie einen andern treffen wollte, heute Valentine traf?«

»Ja.«

»Auch sie wird also unterliegen?...« fragte d'Avrigny, seinen forschenden Blick auf Noirtier heftend. Und er wartete die Wirkung dieser Äußerung auf den Greis ab.

»Nein«, antwortete er mit einer Miene des Triumphes, die alle Vermutungen des geschicktesten Wahrsagers hätte vereiteln können.

»Sie hoffen also?« fragte d'Avrigny erstaunt.

»Ja.«

»Was hoffen Sie?«

Der Greis gab mit den Augen zu verstehen, daß er nicht antworten könne.

»Ah! Ja, es ist wahr«, murmelte d'Avrigny. Dann sagte er zu Noirtier:

»Sie hoffen, daß der Mörder ermüden werde.«

»Nein.«

»Dann hoffen Sie, das Gift werde keine Wirkung auf Valentine haben?«

»Ja.«

»Denn ich sage Ihnen nichts Neues, nicht wahr«, fügte d'Avrigny an, »wenn ich Ihnen bemerke, daß man sie zu vergiften versuchte?«

Der Greis antwortete durch ein Zeichen, daß er hieran gar nicht zweifle.

»Sie hoffen also, daß Valentine davonkommen wird?«

Noirtier schaute beharrlich nach einer bestimmten Richtung hin; d'Avrigny folgte dieser mit seinen Augen, und sah, daß die Blicke des Greises sich auf eine Flasche hefteten, die das Tränkchen enthielt, das man ihm alle Morgen brachte.

»Ah, ah!« sagte d'Avrigny, von einer plötzlichen Idee ergriffen, »sollten Sie auf den Einfall geraten sein... «

Noirtier ließ ihn nicht ausreden. – »Ja«, erwiderte er.

»Sie gegen das Gift zu sichern... «

»Ja.«

»Sie nach und nach daran gewöhnend... «

»Ja, ja, ja«, versetzte Noirtier, entzückt, verstanden zu werden.

»Sie hörten mich wirklich äußern, daß Brucin in die Tränkchen komme, die ich Ihnen verordne?«

»Ja.«

»Und sie an dieses Gift gewöhnend, wollten Sie die Wirkungen eines ähnlichen Giftes neutralisieren?«

Noirtier zeigte dieselbe triumphierende Freude.

»Und es ist Ihnen in der Tat gelungen«, rief d'Avrigny aus. »Ohne diese Vorsichtsmaßregel wäre Valentine heute getötet worden, getötet ohne Möglichkeit der Hilfe, getötet ohne Erbarmen. Der Stoß war heftig; aber sie wurde nur erschüttert, und diesmal wenigstens wird Valentine nicht sterben.«

Eine übermenschliche Freude erheiterte die Augen des Greises, die er mit einem Ausdruck unendlicher Dankbarkeit zum Himmel aufschlug. In diesem Moment trat Villefort wieder ein.

»Sehen Sie, Doktor«, sagte er, »hier ist, was Sie verlangten.«

»Ist dieses Tränkchen in Ihrer Gegenwart bereitet worden?«

»Ja«, antwortete der Staatsanwalt.

»Ist es nicht aus Ihren Händen gekommen?«

»Nein.«

D'Avrigny nahm die Flasche, goß einige Tropfen der Flüssigkeit, die sie enthielt, in seine hohle Hand und schlürfte sie.

»Gut«, sagte er, »gehen wir zu Valentine hinauf; ich werde dort jedermann meine Verhaltensmaßregeln erteilen, und Sie werden persönlich darüber wachen, Monsieur de Villefort, daß niemand davon abgeht.«

In dem Moment, da d'Avrigny, von de Villefort begleitet, wieder in Valentines Zimmer ging, mietete ein italienischer Priester von ernstem Gang, ruhigen und bemessenen Worten, zu seinem Gebrauch das Haus, das an das von Monsieur de Villefort bewohnte stieß. Man konnte nicht erfahren, welche Verhandlungen bewirkt hatten, daß die drei Mitparteien dieses Hauses zwei Stunden später auszogen: Aber das Gerücht war im Bezirk allgemein im Umlauf, daß das Haus nicht sicher genug auf seinen Grundfesten ruhe und der Einsturz drohe,

was den neuen Mieter nicht abhielt, es noch am selben Tag, gegen fünf Uhr, mit seinem bescheidenen Mobiliar zu beziehen. Der Vertrag wurde auf drei, sechs oder neun Jahre von dem neuen Mieter geschlossen, welcher nach der von den Eigentümern eingeführten Gewohnheit sechs Monate vorausbezahlte.

Dieser neue Mieter, der, wie erwähnt, ein Italiener war, hieß Signore Giacomo Busoni. Sogleich wurden Arbeiter herbeigerufen, und noch in derselben Nacht sahen die spärlichen Spätheimkehrer, die oben in der Vorstadt vorübergingen, mit Erstaunen die Zimmerleute und Maurer beschäftigt, das wankende Haus frisch zu untermauern.

95. KAPITEL

Vater und Tochter

Wir sahen im vorigen Kapitel Madame Danglars zu Madame de Villefort kommen, um ihr die nahe Vermählung von Mademoiselle Eugénie Danglars mit Monsieur Andrea Cavalcanti offiziell anzukünden. Dieser offiziellen Ankündigung, die einen von allen bei dieser gewichtigen Angelegenheit Beteiligten gefaßten Entschluß andeutete oder anzudeuten schien, war jedoch eine Szene vorausgegangen, über die wir unsern Lesern Rechenschaft schuldig sind. Wir müssen sie also bitten, einen Schritt rückwärts zu tun, und sich gerade am Morgen jenes Katastrophentages in den schönen, so prunkvollen Salon zu versetzen, mit dem wir sie bekanntmachten und auf den sein Eigentümer, der Herr Baron Danglars, so stolz war.

Wirklich spazierte in diesem Salon gegen zehn Uhr morgens seit einigen Minuten, ganz gedankenvoll und sichtlich unruhig, der Bankier in eigener Person, schaute nach jeder Tür und blieb bei jedem Geräusch stehen.

Nachdem seine ganze Geduld erschöpft war, rief er dem Kammerdiener. »Etienne«, sagte er zu ihm, »sehen Sie doch, warum Mademoiselle Eugénie mich gebeten hat, ihrer im Salon zu harren, und erkundigen Sie sich, warum sie mich so lange darin warten läßt.«

Nach dieser Entladung übler Laune wurde der Baron wieder ein wenig ruhiger. In der Tat hatte Mademoiselle Danglars nach ihrem Erwachen ihren Vater um eine Audienz ersuchen lassen, und den reichausgestatteten Salon als den Ort dieser Audienz bezeichnet. Das Seltsame dieses Schrittes, vor allem sein offizieller Charakter, überraschte den Bankier ungewöhnlich, der sogleich dem Wunsch seiner Tochter entsprach, indem er sich vor ihr in den Salon begab.

Etienne kam bald von seinem Auftrag zurück.

»Die Zofe der Mademoiselle«, sagte er, »bemerkte mir, daß Mademoiselle ihre Toilette beendige und nicht säumen werde, zu kommen.«

Danglars machte ein Zeichen mit dem Kopf, andeutend, daß er zufrieden sei. Danglars spielte, der Welt und selbst seinen Leuten gegenüber, den gutmütigen Mann und den schwachen Vater. Dies war eine Seite der Rolle, die er sich in der populären Komödie, die er spielte, zugeteilt hatte; dies war eine angenommene Physiognomie, die ihm passend schien, weil sie den Vätermasken des antiken Theaters entsprach: auf der rechten Seite eine nach oben gezogene und lachende Lippe, während auf der linken Seite die Lippe herabhängend und weinerlich war.

Beeilen wir uns, zu sagen, daß im vertraulichen Umgang die nach oben gezogene und lachende Lippe zum Niveau der hängenden und weinerlichen Lippe herabsank, so daß meistens der gutmütige Mann verschwand, um dem brutalen Gatten und absoluten Vater Platz zu machen.

»Warum, zum Teufel, kommt diese Närrin, die mit mir sprechen will, wie sie behauptet«, murmelte Danglars, »nicht

einfach in mein Arbeitszimmer, und vor allem, warum will sie mit mir sprechen?»

Zum zwanzigstenmal wälzte er diesen beunruhigenden Gedanken in seinem Kopf herum, als die Tür aufging und Eugénie erschien, angetan mit einem Kleid von schwarzem Atlas, broschiert mit glanzlosen Blumen von derselben Farbe, in bloßen Haaren aufgesetzt und behandschuht, als hätte es sich darum gehandelt, sich in ihren guten Sessel im Théâtre-Italien zu setzen.

»Wohlan, Eugénie, was gibt es denn?« rief der Vater aus. »Und wozu der feierliche Salon, während man sich in meinem Kabinett so behaglich fühlt?«

»Sie haben vollkommen recht, Monsieur«, antwortete Eugénie, indem sie ihrem Vater ein Zeichen gab, daß er sich setzen könne, »und Sie stellen da eben zwei Fragen, die im voraus die ganze Unterredung in sich fassen, die wir pflegen werden. Ich will also auf beide antworten, und, gegen die Gesetze der Gewohnheit, zunächst auf die zweite, als die weniger komplizierte. Ich wählte den Salon zum Rendezvous, Monsieur, um die widrigen Eindrücke und die Einwirkungen des Kabinetts eines Bankiers zu vermeiden. Diese Kassenbücher, so goldstarrend sie sein mögen, diese wie Festungstore verschlossenen Schubladen, diese Massen von Banknoten, die von wer weiß woher kommen, und diese Menge von Briefen, die aus England, Holland, Spanien, Indien, China und Peru einlaufen, wirken im allgemeinen seltsam auf den Geist eines Vaters und machen ihn vergessen, daß es ein größeres und heiligeres Interesse auf der Welt gibt, als jenes an der sozialen Stellung und der Meinung seiner Kommittenten: Ich wählte also diesen Salon, worin Sie, lächelnd und glücklich, in ihren prächtigen Rahmen Ihr Porträt sehen, das meinige, jenes meiner Mutter und alle Arten von rührenden Hirten- und Schäferlandschaften. Ich setzte ein großes Vertrauen auf die Macht äußerer Eindrücke; vielleicht ist dies, vorzüglich Ihnen gegenüber, ein Irrtum; aber was wollen Sie? Ich wäre keine Künstlerin, wenn

mir nicht einige Täuschungen blieben.«

»Sehr gut«, antwortete Danglars, der die Tirade mit einer unglaublichen Kaltblütigkeit angehört hatte, aber ohne ein Wort davon zu verstehen, da er, wie jeder Mann voll von hinterhältigen Gedanken, lediglich damit beschäftigt war, den Faden seiner eigenen Idee in den Ideen der mitsprechenden Person zu suchen.

»So ist denn der zweite Punkt beleuchtet, oder beinahe«, sagte Eugénie, ohne die mindeste Verwirrung und mit jener typisch männlichen Zuversicht, die ihre Gebärden und ihre Worte charakterisierte, »und Sie scheinen mir durch die Erklärung befriedigt. Kommen wir jetzt auf den ersten zurück: Sie fragten mich, warum ich um diese Audienz nachsuchte. Ich will es Ihnen mit wenigen Worten sagen, Monsieur: Ich will den Herrn Grafen Andrea Cavalcanti nicht heiraten.«

Danglars machte einen Satz auf seinem Sessel und hob durch die Erschütterung die Augen und Arme zugleich zum Himmel empor.

»Mein Gott, ja, Monsieur«, fuhr Eugénie fort, immer gleich ruhig. »Sie sind erstaunt, ich sehe es wohl, denn seitdem diese ganze kleine Angelegenheit im Gange ist, betätigte ich nicht die geringste Opposition, entschlossen, wie ich es immer bin, zur rechten Zeit den Leuten, die mich nicht fragen, und den Dingen, die mir mißfallen, einen offenen und unbedingten Willen freimütig entgegenzustellen. Diesmal jedoch floß diese Ruhe, diese Passivität, wie die Philosophen sagen, aus einer andern Quelle: Sie rührte von dem Umstand her, daß ich als eine unterwürfige und ergebene Tochter...«, ein leichtes Lächeln zuckte über die purpurroten Lippen des jungen Mädchens, »einen Versuch mit dem Gehorsam machte.«

»Nun denn?« fragte Danglars.

»Nun denn, Monsieur«, versetzte Eugénie, »ich trieb den Versuch, so weit meine Kräfte reichten, und jetzt, da der Moment gekommen ist, fühle ich mich, ungeachtet aller Anstren-

gungen zur Selbstüberwindung, unfähig, zu gehorchen.«

Danglars, der, als ein untergeordneter Geist, anfangs von dem Gewicht dieser unbarmherzigen Logik niedergedrückt war, deren Ruhe so viel Vorbedacht und Willenskraft verriet, fragte:

»Aber der Grund für diese Weigerung, Eugénie, der Grund?«

»Der Grund?« erwiderte das junge Mädchen. »Oh! Mein Gott! Nicht als ob der Mann häßlicher, dümmer oder unangenehmer wäre als ein anderer; nein; Monsieur Andrea Cavalcanti kann selbst bei jenen, welche die Männer nach dem Gesicht und nach der Gestalt beurteilen, für ein ziemlich schönes Modell gelten; auch nicht, weil mein Herz von diesem weniger gerührt ist als von jedem andern: Dies wäre ein kindischer Grund, den ich völlig unter meiner Würde erachte. Ich liebe schlechterdings niemand, Monsieur, Sie wissen es wohl, nicht wahr? Ich sehe also nicht ein, warum ich, ohne unbedingte Notwendigkeit, meinem Leben einen ewigen Gefährten aufbürden sollte. Hat nicht der Weise irgendwo gesagt: ›Nicht zu viel«, und anderswo: ›Trag alles bei Dir?‹ Man hat mich sogar diese beiden Aphorismen in lateinischer und griechischer Sprache gelehrt; der eine ist, glaub ich, von Phädeus, und der andere von Bias. Wohlan, mein lieber Vater, im Schiffbruch des Lebens, denn das Leben ist der ewige Schiffbruch unserer Hoffnungen, werfe ich mein unnützes Gepäck ins Meer, weiter nichts, und handle nach meinem Willen, geneigt, vollkommen allein zu leben und folglich vollkommen frei.«

»Unglückliche! Unglückliche!« murmelte Danglars erblasend, denn er kannte aus langer Erfahrung die Festigkeit des Hindernisses, auf das er so plötzlich stieß.

»Unglückliche!« entgegnete Eugénie, »Unglückliche! Sagen Sie, Monsieur? Nein, wahrhaftig, und der Ausruf scheint mir völlig theatralisch und affektiert. Glückliche, im Gegenteil, denn ich frage Sie, was fehlt mir? Die Welt findet mich schön,

das ist etwas, um günstig aufgenommen zu werden. Ich liebe eine gute Aufnahme; sie erheitert die Gesichter, und jene, die mich umgeben, scheinen mir dann viel weniger häßlich. Ich bin mit einigem Geist und mit einer gewissen Empfindsamkeit begabt, die mir gestattet, aus der allgemeinen Existenz, um sie in die meinige zu übertragen, das zu schöpfen, was ich Gutes darin finde, wie es der Affe macht, der die grüne Nuß zerbricht, um herauszunehmen, was sie enthält. Ich bin reich, denn Sie besitzen eines von den schönen Vermögen Frankreichs, auch bin ich Ihre einzige Tochter, und Sie sind nicht in solchem Grad hartnäckig, wie andere Väter, die ihre Töchter enterben, weil sie ihnen keine Enkel gebären wollen. Zudem hat Ihnen das fürsorgende Gesetz das Recht entzogen, mich zu enterben, wenigstens ganz, wie es Ihnen die Macht entzogen hat, mich zu zwingen, diesen oder jenen Herrn zu heiraten. Also: schön, geistvoll, mit einigem Talent geschmückt, wie man in den komischen Opern sagt, und reich. Dies ist ja das Glück, Monsieur; warum nennen Sie mich also unglücklich?«

Als Danglars seine Tochter bis zur Unverschämtheit lächelnd und stolz sah, konnte er eine Brutalitätsregung nicht unterdrücken, die sich durch eine laut schallende Stimme kundgab; dies war aber das einzige. Vor dem fragenden Blick seiner Tochter, diesen schönen, schwarzen, durch die Frage gerunzelten Augenbrauen gegenüber, kehrte er sich kläglich um und beruhigte sich sogleich, durch die eiserne Hand der Behutsamkeit gebändigt.

»Wirklich, meine Tochter«, antwortete er mit einem Lächeln, »sind Sie all das, was zu sein Sie sich rühmen, eine einzige Sache ausgenommen, meine Tochter; ich will sie Ihnen nicht allzu barsch nennen; es ist mir lieber, sie von Ihnen erraten zu lassen.«

Eugénie schaute Danglars an, sehr erstaunt, daß man ihr eines von den Blumenwerken der Hochmutskrone bestreite, die sie soeben so stolz auf ihr Haupt gesetzt hatte.

»Meine Tochter«, fuhr der Bankier fort, »Sie haben mir gründlich erklärt, welche Gefühle es waren, die bei den Entschlüssen einer Tochter wie Ihnen den Vorsitz führten, als sie beschloß, nicht zu heiraten. Nun ist es an mir, Ihnen zu sagen, wie die Gründe eines Vaters wie mir lauten, wenn er beschlossen hat, daß seine Tochter heiraten soll.«

Eugénie verneigte sich, nicht wie eine unterwürfige Tochter, welche zuhört, sondern wie ein zum Erörtern bereiter Gegner, welcher wartet.

»Meine Tochter«, sprach Danglars weiter, »wenn ein Vater von seiner Tochter verlangt, einen Gatten zu nehmen, hat er immer irgendeinen Grund, um ihre Vermählung zu wünschen. Die einen sind von der Sucht befallen, die Sie soeben erst bezeichneten, nämlich: in ihren Enkeln sich wieder aufleben zu sehen. Ich besitze diese Schwachheit nicht, im Gegenteil, beginne ich damit, Ihnen zu sagen: daß mir die Familienfreuden beinahe gleichgültig sind. Ich darf dies einer Tochter gestehen, die ich als philosophisch genug kenne, um diese Gleichgültigkeit zu begreifen und mir kein Verbrechen daraus zu machen.«

»Dies laß ich mir gefallen«, erwiderte Eugénie. »Sprechen wir offen, Monsieur, ich liebe dies.«

»Oh!« versetzte Danglars. »Sie sehen, daß ich, ohne Ihre Sympathie für die Offenheit unbedingt zu teilen, derselben huldige, wenn ich glaube, daß die Lage mich dazu auffordert. Ich werde also fortfahren. Ich habe Ihnen einen Gatten vorgeschlagen, nicht für Sie, denn ich dachte in diesem Moment wahrhaftig nicht im mindesten von der Welt an Sie – Sie lieben die Freimütigkeit, da ist sie, hoffe ich –, sondern weil es mir notwendig schien, daß Sie diesen Gatten so bald als möglich nehmen sollten, und zwar wegen gewisser kommerzieller Kombinationen, die ich soeben zu entwerfen im Begriff bin.«

Eugénie machte eine Bewegung.

»Es ist so, wie ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen, meine

Tochter, und Sie müssen mir deshalb nicht zürnen, denn Sie zwingen mich dazu; wider meinen Willen, wie Sie wohl begreifen, gehe ich auf diese arithmetischen Erklärungen mit einer Künstlerin ein wie Sie, die nicht in das Kabinett eines Bankiers treten will, aus Besorgnis, darin... auch dies sagen die Philosophen... unangenehme und antipoetische Eindrücke oder Empfindungen zu erhalten. Aber in diesem Bankierkabinett, in das Sie jedoch vorgestern gerne treten mochten, um die tausend Francs zu verlangen, die ich Ihnen monatlich für Ihre Gelüste bewillige, wissen Sie, meine liebe Mademoiselle, lernt man viele Dinge, selbst zum Gebrauch junger Personen, die nicht heiraten wollen. – Man lernt darin, zum Beispiel, und aus Rücksicht für Ihre nervöse Empfindlichkeit werde ich es Sie in diesem Salon lehren, daß der Kredit eines Bankiers sein physisches und moralisches Leben ist, daß der Kredit den Mann aufrecht hält, wie der Atem den Leib belebt, und Monsieur von Monte Christo hielt mir einst hierüber eine Rede, die ich nie vergesse. Man lernt darin, daß in dem Maße, als der Kredit sich zurückzieht, der Leib zu einer Leiche erstarrt, und daß dies in sehr kurzer Zeit einem Bankier begegnen muß, der sich beehrt, der Vater einer Tochter zu sein, die eine so gute Logikerin ist.«

Doch Eugénie, anstatt sich zu bücken, richtete sich plötzlich auf. »Ruiniert!« sagte sie.

»Sie haben den rechten Ausdruck gefunden, meine Tochter, den guten Ausdruck«, sagte Danglars, mit seinen Nägeln in seiner Brust wühlend, fortwährend in seinem harten Gesicht das Lächeln des Mannes ohne Herz, aber nicht ohne Verstand, bewahrend. »Ruiniert! So ist es.«

»Ah!« rief Eugénie.

»Ja, ruiniert! Wohlan, da wissen Sie nun das schreckensvolle Geheimnis, wie der tragische Dichter sagt. Vernehmen Sie nun aus meinem Mund, meine Tochter, wie durch Sie dieses Unglück geringer werden kann, ich sage nicht: für mich, sondern für Sie.«

»Oh!« rief Eugénie aus. »Sie sind ein schlechter Physiognomiker, Monsieur, wenn Sie sich einbilden, daß ich meinetwegen die Katastrophe bedauere, die Sie mir schildern. Ich... ruiniert! Und was ist mir daran gelegen? Bleibt mir nicht mein Talent? Kann ich nicht wie Pasta, wie Malibran, wie Grist mir das erwerben, was Sie mir nie gegeben hätten, wie groß auch Ihr Vermögen wäre, eine Rente von hundert- oder hundertfünfzigtausend Livres, die ich nur mir verdanken werde, und die, anstatt sie zu erhalten wie jene armseligen zwölftausend Francs, welche Sie mir mit mürrischen Blicken und mit Worten des Vorwurfs hinsichtlich meiner Verschwendung gaben, von jubelndem Zuruf, von Bravorufen und Blumen begleitet mir zuschweben werden; und besäße ich auch nicht jenes Talent, an dem Sie zweifeln, wie Ihr Lächeln mir beweist, bliebe mir nicht doch eine rasende Unabhängigkeitsliebe, die mir immer alle Schätze ersetzen wird und selbst den Instinkt der Erhaltung in mir beherrscht? Nein, nicht meinetwegen betrübe ich mich; ich wüßte mich wohl immer aus der Verlegenheit zu ziehen. Meine Bücher, meine Stifte, mein Klavier – lauter Dinge, die nicht viel kosten und die ich mir immer verschaffen könnte –, werden mir stets bleiben. Sie denken vielleicht, daß ich wegen Madame Danglars mich betrübe? Sie täuschen sich auch in diesem Punkt; wenn ich mich nicht sehr irre, so hat meine Mutter alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen gegen die Katastrophe, die sie bedroht und vorübergehen wird, ohne sie zu erreichen. Sie ist gedeckt, hoffe ich, und dadurch, daß sie über mich wachte, brauchte sie sich ihrer Vermögensvorsorge nicht zu entschlagen, denn, Gott sei Dank, sie ließ mir meine volle Unabhängigkeit unter dem Vorwand, daß ich die Freiheit liebe. Oh! Nein, Monsieur, seit meiner Kindheit sah ich zu viele Dinge um mich her vorgehen, ich habe sie alle zu gut verstanden, als daß das Unglück mehr Eindruck auf mich machen könnte, als es zu machen verdient. Seitdem ich mich kenne, wurde ich von niemanden geliebt; desto schlimmer! Dies brachte mich

natürlich dahin, niemand zu lieben, desto besser! Jetzt haben Sie mein Glaubensbekenntnis.«

»Dann bestehen Sie darauf, Mademoiselle«, versetzte Danglars, mit der Blässe eines Zorns, dessen Quelle nicht die beleidigte väterliche Liebe war, »meinen Ruin vollenden zu wollen.«

»Ihren Ruin? Ich soll Ihren Ruin vollenden? Was wollen Sie damit sagen? Ich verstehe Sie nicht«, äußerte Eugénie.

»Desto besser, dies gewährt mir einen Hoffnungsstrahl; hören Sie.«

»Ich höre«, erwiderte Eugénie, ihren Vater so starr anschauend, daß dieser einer Anstrengung bedurfte, um vor dem mächtigen Blick des jungen Mädchens nicht die Augen zu senken.

»Monsieur Cavalcanti«, fuhr Danglars fort, »heiratet Sie, und indem er Sie heiratet, bringt er Ihnen ein Heiratsgut von drei Millionen, die er bei mir anlegt.«

»Ah! Sehr gut«, bemerkte Eugénie mit einer souveränen Geringschätzung, ihre Handschuhe glättend.

»Sie denken, daß ich diesen drei Millionen einen Schaden zufügen werde?« fragte Danglars. »Keineswegs. Diese drei Millionen sind bestimmt, wenigstens einen Ertrag von zehn zu erzielen. Ich erhielt mit einem Bankier, meinem Kollegen, die Konzession für eine Eisenbahnlinie, der einzigen Geldanlage, die in unseren Tagen noch fabelhafte Aussichten auf einen schnellen und großen Erfolg hat. Man sah das an Law, der für die Pariser Gesellschaft, diese ewigen Gimpel der Spekulation, in Mississippi-Papieren spekulierte und phantastische Gewinne erzielte. Nach meiner Berechnung soll man den zehnhunderttausendsten Teil einer Eisenbahnlinie besitzen, wie man ehemals einen Morgen Brachland an den Ufern des Ohio besaß. Dies ist eine hypothekarische Geldanlage, die ein Fortschritt ist, wie Sie sehen, weil man wenigstens zehn, fünfzehn, zwanzig, hundert Pfund Eisen für sein Geld haben wird!

Wohlan, ich muß von heute an in acht Tagen, auf meine Rechnung, vier Millionen hinterlegen, und diese vier Millionen, das sage ich Ihnen, werden zehn bis zwölf einbringen.«

»Aber während jenes Besuchs, den ich Ihnen vorgestern machte, Monsieur, und dessen Sie sich gefälligst erinnern wollen«, erwiderte Eugénie, »sah ich Sie sechseinhalb Millionen einkassieren,... dies ist der richtige Ausdruck, nicht wahr? Sie zeigten mir sogar die Summe in zwei Wertpapieren im Tresor und erstaunten, daß ein Papier, das einen so großen Wert vorstellt, nicht meine Augen blendete, wie es ein Blitz tun würde.«

»Ja, aber diese sechseinhalb Millionen gehören nicht mir und sind nur ein Beweis des mir geschenkten Vertrauens: Mein Ruf als populärer Bankier verschaffte mir das Vertrauen der Spitäler, und die sechseinhalb Millionen gehören den Spitälern; zu jeder andern Zeit wäre ich nicht unschlüssig, mich ihrer zu bedienen, aber jetzt kennt man die großen Verluste, die ich erlitt, und der Kredit, wie ich Ihnen sagte, beginnt, sich von mir zurückzuziehen. In jedem Augenblick kann die Administration dieses Depot abverlangen, und habe ich es zu etwas anderem verwendet, so bin ich gezwungen, einen schimpflichen Bankrott zu machen. Ich verachte die Bankrotte nicht, glauben Sie das. Aber nur die Bankrotte, die bereichern, und nicht jene, die ruinieren. Heiraten Sie Monsieur Cavalcanti, und ich erhebe die drei Millionen Heiratsgut, oder wenn man auch nur glaubt, daß ich sie erheben werde, so befestigt mein Kredit sich wieder, und mein Vermögen, das seit einem Monat oder seit zwei durch ein unbegreifliches Mißgeschick in unter meinen Füßen gehöhlte Abgründe stürzte, stellt sich wieder her. Verstehen Sie mich?«

»Vollkommen; Sie verpfänden mich für drei Millionen, nicht wahr?«

»Je größer die Summe ist, desto schmeichelhafter ist sie; sie gibt Ihnen eine Vorstellung von Ihrem eigenen Wert.«

»Ich danke. Noch ein Wort, Monsieur: Versprechen Sie mir, daß Sie sich nur des Ansehens bedienen werden, das sich aus dem Heiratsbeitrag des Monsieur Cavalcanti ergibt, nicht aber sein Vermögen selbst angreifen werden? Dies ist keine Sache der Selbstsucht, sondern eine Sache des Zartgefühls. Gerne will ich zum Wiederaufbau Ihres Vermögens beitragen, aber nicht Ihre Mitschuldige bei dem Ruin anderer werden.«

»Aber wenn ich Ihnen sage«, rief Danglars aus, »daß mit diesen drei Millionen... «

»Glauben Sie sich aus Ihrer Verlegenheit zu ziehen, Monsieur, ohne nötig zu haben, diese drei Millionen anzugreifen?«

»Ich hoffe es, aber immer nur unter der Bedingung, daß die Heirat, indem sie zustande kommt, meinen Kredit wieder befestigen wird.«

»Werden Sie Monsieur Cavalcanti die fünfhunderttausend Francs bezahlen können, die Sie mir kontraktmäßig geben?«

»Vom Standesamt heimkehrend, wird er sie erhalten.«

»Gut!«

»Wieso... gut? Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, ob Sie mir, wenn Sie meine Unterzeichnung erhalten, hinsichtlich meiner Person meine absolute Freiheit garantieren?«

»Unbedingt.«

»Dann... gut; wie ich Ihnen sagte, Monsieur, ich bin bereit, Monsieur Cavalcanti zu heiraten.«

»Doch was für Pläne haben Sie?«

»Ah! Dies ist mein Geheimnis. Wo wäre meine Überlegenheit über Sie, wenn ich, im Besitz des Ihrigen, Ihnen das meine preisgäbe?«

Danglars biß sich auf die Lippen.

»Sie sind also bereit«, fragte er, »die wenigen offiziellen Besuche zu machen, die unbedingt unerlässlich sind?«

»Ja«, antwortete Eugénie.

»Und in drei Tagen den Ehekontrakt zu unterzeichnen?«

»Ja.«

»Dann ist es an mir, zu Ihnen zu sagen: Gut!«

Und Danglars faßte die Hand seiner Tochter und drückte sie zwischen den seinigen. Aber sonderbar! Während dieses Handdrückens wagte der Vater nicht, zu sagen: »Ich danke, mein Kind«. Die Tochter hatte kein Lächeln für ihren Vater.

»Ist die Konferenz zu Ende?« fragte Eugénie aufstehend.

Danglars machte ein Zeichen mit dem Kopf, daß er nichts mehr zu sagen habe. Fünf Minuten später widerhallte das Klavier unter den Fingern von Mademoiselle d'Armilly, und Mademoiselle Danglars sang Brabantios Verfluchung der Desdemona. Am Ende des Stücks trat Etienne ein und meldete Eugénie, daß eingespannt sei und die Baronin sie erwarte, um ihre Besuche zu machen. Wir sahen die beiden Damen bei Villefort Besuch machen, von wo sie schieden, um ihre Gänge fortzusetzen.

96. KAPITEL

Der Vertrag

Drei Tage nach der von uns soeben erzählten Szene, das heißt: gegen fünf Uhr nachmittags, war der Zeitpunkt gekommen, an dem die Unterzeichnung des Heiratsvertrages zwischen Eugénie Danglars und Andrea Cavalcanti, dessen Prinzenstand der Bankier so beharrlich aufrechterhielt, vollzogen werden sollte. Ein kühler Wind durchsäuselte alle Blätter in dem vor dem Haus des Grafen von Monte Christo gelegenen Garten, als dieser auszufahren sich anschickte, und während die von der Hand des schon seit länger als einer Viertelstunde auf dem

Bock sitzenden Kutschers mühsam zu haltenden Pferde stampfend seiner harreten, fuhr ein eleganter leichter Wagen, mit dem wir bereits öfter Bekanntschaft machten, vor allem während des Abendzirkels zu Auteuil, rasch um die Ecke des Einfahrttores und schleuderte mehr, als daß er ihn absetzte, auf die Stufen der Freitreppe den Monsieur Andrea Cavalcanti: so aufgeputzt, so strahlend, als wenn er eine Prinzessin zu heiraten in Aussicht gehabt hätte.

Er erkundigte sich nach der Gesundheit des Grafen mit jener Vertraulichkeit, die ihm eigentümlich war, und traf ihn selbst, indem er hurtig in das erste Stockwerk hinaufging, auf dem oberen Treppenabsatz. Bei dem Anblick des jungen Mannes blieb der Graf stehen. Andrea Cavalcanti war im Schwung, und wenn er im Schwung war, hielt ihn nichts auf.

»Ei, guten Morgen, lieber Monsieur von Monte Christo«, sagte er zum Grafen.

»Ah! Monsieur Andrea!« erwiderte dieser mit seiner halb spöttischen Stimme. »Wie befinden Sie sich?«

»Vortrefflich, wie Sie sehen. Ich komme, um mit Ihnen über tausend Sachen zu plaudern; doch vor allem: Fahren Sie aus oder kehrten Sie heim?«

»Ich fahre aus, Monsieur.«

»Dann werde ich, wenn es Ihnen gefällig ist, um Sie nicht aufzuhalten, in Ihre Kalesche steigen, und Tom wird uns, meinen Phaeton nachfahrend, folgen.«

»Nein«, versetzte mit einem unmerklichen verächtlichen Lächeln der Graf, der keine Lust fühlte, in Gesellschaft des jungen Mannes zu sein, »nein, mir ist es lieber, Ihnen hier Audienz zu geben, lieber Monsieur Andrea; man plaudert besser in einem Zimmer und hat keinen Kutscher, der die Worte im Flug aufschnappt.«

Der Graf kehrte also in einen kleinen Salon zurück, der einen Teil des ersten Stockwerks bildete, und gab, seine Beine kreuzend, dem jungen Mann ein Zeichen, sich gleichfalls zu

setzen. Andrea nahm seine heiterste Miene an.

»Sie wissen, lieber Graf«, sagte er, »daß die Zeremonie heute abend stattfindet; um neun Uhr unterzeichnet man den Heiratsvertrag beim Schwiegervater.«

»Ah! Wirklich?« fragte Monte Christo.

»Wie? Bringe ich Ihnen eine Neuigkeit, und waren Sie von dieser Feierlichkeit nicht durch Monsieur Danglars in Kenntnis gesetzt?«

»Allerdings«, antwortete der Graf, »erhielt ich gestern einen Brief von ihm; aber ich glaube nicht, daß die Stunde darin bezeichnet war.«

»Das ist möglich; der Schwiegervater wird auf die öffentliche Ankündigung gerechnet haben.«

»Wohlan«, äußerte Monte Christo, »Sie sind jetzt glücklich, Monsieur Cavalcanti; Sie treffen da eine der annehmbarsten Partien; und zudem ist Mademoiselle Danglars hübsch.«

»Jawohl«, antwortete Cavalcanti mit einem Ton voll Bescheidenheit.

»Und sie ist sehr reich, wenigstens wie ich glaube«, bemerkte Monte Christo.

»Sehr reich, glauben Sie?« wiederholte der junge Mann.

»Ohne Zweifel; man sagt, daß Monsieur Danglars wenigstens die Hälfte seines Vermögens verschweigt.«

»Und er gesteht fünfzehn bis zwanzig Millionen«, versetzte Andrea mit einem freudefunkelnden Blick.

»Ungerechnet«, fügte Monte Christo bei, »daß er im Begriff steht, sich in eine Art von Spekulation einzulassen, die in den Vereinigten Staaten und in England schon etwas abgenutzt, aber in Frankreich völlig neu ist.«

»Ja, ja, ich weiß, wovon Sie sprechen wollen; die Eisenbahnlinie, für die er eben erst die obrigkeitliche Konzession erhielt, nicht wahr?«

»Richtig! Nach der allgemeinen Meinung wird er bei diesem Unternehmen wenigstens zehn Millionen gewinnen.«

»Zehn Millionen! Glauben Sie? Das ist prächtig!« sagte Calvalcanti, der bei diesem metallischen Klang mit prunkvollen Worten sich berauschte.

»Ungerechnet«, fuhr Monte Christo fort, »daß dieses ganze Vermögen Ihnen zufallen wird, und zwar mit Recht, da Mademoiselle Danglars die einzige Tochter ist. Übrigens ist Ihr Vermögen, wenigstens sagte es mir Ihr Vater, jenem Ihrer Verlobten beinahe gleich. Aber lassen wir die Geldangelegenheiten ein wenig ruhen. Wissen Sie, Monsieur Andrea, daß Sie diese ganze Sache ziemlich schnell und gewandt geführt haben?«

»Aber nicht übel, nicht übel«, antwortete der junge Mann. »Ich bin geboren, um Diplomat zu werden.«

»Wohlan, man wird Sie in die Diplomatie treten lassen; die Diplomatie, wie Sie wissen, lernt man nicht: Das ist eine Instinktsache. Das Herz ist also gefangen?«

»Ich befürchte es wahrhaftig«, erwiderte Andrea mit dem Ton, mit dem er im Théâtre-Français zwei berühmte Schauspieler sprechen gehört hatte.

»Liebt man Sie ein wenig?«

»Man muß wohl«, antwortete Andrea mit einem Siegerlächeln, »weil man mich heiratet. Vergessen wir jedoch einen wichtigen Punkt nicht.«

»Welchen?«

»Daß mir in allem dem auf wunderbare Weise beigestanden wurde.«

»Von den Umständen?«

»Nein, von Ihnen.«

»Von mir? Hören Sie doch auf, Prinz«, sagte Monte Christo, mit Übertreibung diesen Titel betonend. »Was konnte ich für Sie tun? Genügten nicht Ihr Name, Ihre soziale Stellung und

Ihr Verdienst?»

»Nein«, erwiderte Andrea, »nein, und sagen Sie, was Sie wollen, Herr Graf, ich behaupte, daß die Stellung eines Mannes wie Sie, mehr getan hat, als mein Name, meine soziale Stellung und mein Verdienst.«

»Sie täuschen sich völlig, Monsieur«, versetzte Monte Christo kalt, der die perfide Gewandtheit des jungen Mannes bemerkte und die Tragweite seiner Worte begriff. »Meine Protection wurde Ihnen erst nach erhaltener Kenntniss des Einflusses und des Vermögens Ihres Herrn Vaters zuteil; denn wer hat eigentlich mir, der ich weder Sie, noch den erlauchten Urheber Ihres Daseins jemals gesehen hatte, das Glück Ihrer Bekanntschaft bereitet? Zwei von meinen guten Freunden, Lord Wilmore und der Abbé Busoni sind es. Wer hat mich ermutigt, nicht... Ihnen zur Bürgschaft zu dienen, sondern Sie in meinen Schutz zu nehmen? Der in Italien so bekannte und so geehrte Name Ihres Vaters; persönlich kenne ich Sie nicht.«

Diese Ruhe, diese vollkommene Ungezwungenheit, ließen Andrea begreifen, daß er von einer kräftigeren Hand als der seinigen, zusammengedrückt sei, und daß diese Umschließung nicht leicht könnte gebrochen werden.

»Ah!« sagte er, »mein Vater besitzt also wirklich ein recht großes Vermögen, Herr Graf?«

»Es scheint so, Monsieur«, antwortete Monte Christo.

»Wissen Sie, ob das Heiratsgut angekommen ist, das er mir versprach?«

»Ich erhielt den Avisobrief davon.«

»Aber die drei Millionen?«

»Die drei Millionen sind aller Wahrscheinlichkeit noch auf dem Weg.«

»Ich werde sie also wirklich erhalten?«

»Ei doch«, antwortete der Graf, »es dünkt mir, daß es Ihnen

bisher an Geld nicht gemangelt hat!«

Andrea war so überrascht, daß er sich nicht enthalten konnte, einen Augenblick nachzusinnen.

»Nun bleibt mir noch übrig«, sagte er, aus seinem Nachsinnen erwachend, »eine Bitte an Sie zu stellen, Monsieur, und diese werden Sie begreifen, selbst wenn sie Ihnen unangenehm sein sollte.«

»Sprechen Sie!« äußerte Monte Christo.

»Ich habe in Folge meines Vermögens mit vielen ausgezeichneten Personen Beziehungen angeknüpft und besitze sogar, wenigstens für den Augenblick, eine Menge Freunde. Aber indem ich mich, wie ich es tue, angesichts der ganzen Pariser Gesellschaft vermähle, muß ich auf einen berühmten Namen mich stützen, und, in Ermangelung der väterlichen Hand, von einer mächtigen Hand zum Altar geleitet werden. Nun aber kommt mein Vater nicht nach Paris, nicht wahr?«

»Er ist alt, mit Wunden bedeckt und leidend, sagte er, so daß er bei jeder Reise den Tod wagt.«

»Ich begreife. Wohlan, ich stelle eine Bitte an Sie.«

»Und welche? Mein Gott!«

»Nun denn: seine Stelle zu vertreten.«

»Ah! Mein lieber Herr, wie! Nach den zahlreichen Beziehungen, in welche mit Ihnen zu kommen ich die Ehre hatte, kennen Sie mich so schlecht, daß Sie ein solches Verlangen an mich stellen? Verlangen Sie von mir, Ihnen eine halbe Million zu borgen, und Sie werden mich, obgleich ein solches Darlehen ziemlich selten sein mag, auf mein Ehrenwort, weniger genieren. Wissen Sie also, ich glaubte es Ihnen schon gesagt zu haben, daß mit seiner moralischen Anteilnahme, vorzüglich in Verhältnissen dieser Welt, der Graf von Monte Christo nie aufgehört hat, Bedenken zu verbinden, ich sage nur: die abergläubischen Meinungen eines Mannes aus dem Orient. Ich, der ich ein Serail zu Kairo besitze, eines zu

Smyrna und eines zu Konstantinopel, sollte eine Hauptperson bei einer Vermählung vorstellen? Niemals!«

»Sie lehnen es also ab?«

»Unumwunden; und wären Sie mein Sohn, wären Sie mein Bruder, ich würde es ebenfalls ablehnen.«

»Ah! Ist es denn möglich!« rief Andrea in seiner Erwartung getäuscht aus. »Aber was soll ich jetzt tun?«

»Sie haben hundert Freunde, Sie sagten es selbst.«

»Einverstanden, aber Sie haben mich bei Monsieur Danglars vorgestellt.«

»Nein! Stellen wir die Tatsachen wieder in ihrer vollen Wahrheit her: Ich brachte Sie bei dem Mittagsmahl in Auteuil mit ihm zusammen, und Sie haben sich selbst vorgestellt; Teufel! Das ist ganz etwas anderes.«

»Ja, aber Sie haben zu meiner Heirat mitgeholfen.«

»Ich? Durchaus nicht, ich bitte Sie, es zu glauben; aber erinnern Sie sich doch dessen, was ich Ihnen antwortete, als Sie kamen, mich zu bitten, die Brautwerbung zu übernehmen. Oh! Ich stifte nie Heiraten, mein lieber Prinz, das ist ein bei mir unumstößlicher Grundsatz.«

Andrea biß sich auf die Lippen.

»Aber Sie werden doch wenigstens dabeisein?« fragte er.

»Es wird ganz Paris dabei sein?«

»Oh! Gewiß!«

»Wohlan, ich werde dabeisein, wie ganz Paris«, erwiderte der Graf.

»Sie werden den Heiratsvertrag unterzeichnen?«

»Oh! Dagegen habe ich nichts einzuwenden, und meine Bedenken gehen nicht so weit.«

»Ja nun, da Sie mir mehr nicht gewähren wollen, muß ich mit dem mich begnügen, was Sie mir geben. Aber noch ein Wort, Graf.«

»Was beliebt?«

»Ein Rat.«

»Nehmen Sie sich in acht, ein Rat ist schlimmer als ein Dienst.«

»Oh! Diesen können Sie mir geben, ohne sich zu kompromittieren.«

»Sprechen Sie!«

»Das Heiratsgut meiner Frau beträgt fünfhunderttausend Livres?«

»Dies ist die Zahl, welche Monsieur Danglars selbst mir angab.«

»Muß ich sie in Empfang nehmen oder in den Händen des Notars lassen?«

»Hören Sie, wie man sich im allgemeinen dabei benimmt, wenn man sich dabei galant benehmen will: Ihre beiden Notare verabreden eine Zusammenkunft wegen des Vertrags auf morgen oder übermorgen; morgen oder übermorgen wechseln sie die beiden Mitgaben aus, deren Empfang sie sich gegenseitig quittieren. Nach der Vermählungsfeier stellen sie dann die Millionen Ihnen, als dem Haupt der ehelichen Gemeinschaft, zur Verfügung.«

»Ich glaubte, meinen Schwiegervater sagen gehört zu haben«, erwiderte Andrea mit einer gewissen, schlecht verhehlten Besorgnis, »daß er gesonnen sei, unsere Fonds bei jenem famosen Eisenbahngeschäft anzulegen, das Sie eben erst erwähnten.«

»Nun denn«, versetzte Monte Christo, »das ist ja, wie jedermann versichert, ein Mittel, daß Ihr Kapital in einem Jahr verdreifacht wird. Der Herr Baron Danglars ist ein guter Vater und weiß zu rechnen.«

»Ei«, äußerte Andrea, »es geht also alles gut, mit Ausnahme Ihrer Ablehnung, die mir äußerst leid tut.«

»Schreiben Sie dieselbe nur Bedenken zu, die in einer sol-

chen Lage sehr natürlich sind.«

»Nun denn«, entgegnete Andrea, »so geschehe es, wie Sie wollen; auf heute abend neun Uhr!«

»Auf heute abend!«

Und ungeachtet eines leichten Widerstrebens Monte Christos, dessen Lippen erblaßten, der jedoch sein feierliches Lächeln bewahrte, faßte Andrea die Hand des Grafen, drückte sie, sprang in seinen Wagen und verschwand.

Die vier bis fünf Stunden, welche Andrea bis neun Uhr blieben, verwendete er zu Besorgungen, zu Besuchen, bestimmt, jene Freunde, von denen er sprach, zu interessieren, bei dem Bankier mit dem ganzen Luxus ihrer Equipagen zu erscheinen, indem er sie mit jenen Verheißungen von Aktien verblendete, die seitdem alle Köpfe schwindeln machten, und deren Initiative in diesem Moment Danglars besaß.

In der Tat waren um halb neun Uhr abends der große Salon von Danglars, die an diesen Salon stoßende Galerie und die drei übrigen Salons des Stockwerks von einer parfümierten Menge angefüllt, welche sehr wenig die Sympathie herbeilockte, wohl aber in hohem Grad jenes unwiderstehliche Bedürfnis, dort zu sein, wo es, wie man weiß, Neues gibt.

Ein Akademiker würde sagen, daß die Abendzirkel der vornehmen Welt Sammlungen von Blumen sind, die unbeständige Schmetterlinge, hungrige Bienen und summende Hornissen anlocken.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß die Salons von Wachskerzen funkelten, das Licht von den vergoldeten Gesimsen auf die seidenen Tapeten flutete und der ganze schlechte Geschmack dieser Möblierung, die nur den Wert des Reichtums besaß, in seinem vollen Glanz hervortrat.

Mademoiselle Eugénie war mit der elegantesten Einfachheit angezogen: Aus einem weißseidenen, weißbrochierten Kleid und aus einer weißen, in ihren schwarzen Haaren halb versteckten Rose bestand ihr ganzer Putz, den nicht der mindeste

Schmuck zierte. Nur konnte man in ihren Augen jene vollkommene, zur Widerlegung dessen bestimmte Zuversicht lesen, was diese Unschuldstoilette in ihren eigenen Augen jungfräuliches hatte.

Madame Danglars plauderte, dreißig Schritte von ihr entfernt, mit Debray, Beauchamp und Château-Renaud. Debray war wegen dieser großen Feierlichkeit wieder in das Haus gekommen, aber wie jedermann und ohne einen besonderen Vorzug.

Monsieur Danglars, von Abgeordneten und Finanzleuten umgeben, erklärte eine Theorie von neuen Steuern, die er anzuwenden gedenke, wenn die Gewalt der Umstände die Regierung zwänge, ihn in das Ministerium zu berufen.

Andrea hing am Arm eines der muntersten Dandys der Oper. Er erklärte ihm ziemlich ungebührlich, weil er keck sein mußte, um reich zu scheinen, die Pläne seines künftigen Lebens und die Zunahme an Bequemlichkeiten luxuriöser Art, die er mit der Rente von einhundertfünfundsiebzigtausend Livres der vornehmen Welt von Paris zur Schau zu stellen gesonnen sei.

Die ganze Menge wogte in diesem Salon wie eine Ebbe und Flut aus Türkisen, Rubinen, Smaragden, Opalen und Diamanten. Wie überall, bemerkte man, daß die ältesten Frauen die herausgeputztesten waren und die Häßlichsten am beharrlichsten sich vordrängten. War irgendeine schöne weiße Lilie da, irgendeine sanfte und parfümierte Rose, so mußte man sie, durch eine Mutter mit einem Turban oder durch eine Tante mit einem Paradiesvogel auf dem Kopf, versteckt in irgendeiner Ecke suchen und entdecken. In jedem Augenblick, inmitten dieses Gewühles, dieses Gesummens, dieses Lachens, meldete die laute Stimme der Türsteher einen in der Finanzwelt bekannten, in der Armee geachteten oder in den Wissenschaften berühmten Namen. Aber wie viele für einen, der den Vorzug genoß, diesen Ozean menschlicher Wellen brausen zu machen, traten ein, von der Gleichgültigkeit oder dem Hohn-

lächeln der Geringschätzung empfangen!

In dem Moment, da der Zeiger der massiven, den schlummernden Endymion darstellenden Pendeluhr auf ihrem goldenen Zifferblatt neun Uhr wies und ihre Glocke, die treue Wiedererzeugerin des maschinenmäßigen Gedankens, neun Uhr schlug, erscholl auch der Name des Grafen von Monte Christo, und wie von der elektrischen Flamme durchzuckt, wandte sich die ganze Versammlung nach der Tür um.

Der Graf war schwarzgekleidet und mit seiner gewöhnlichen Einfachheit. Sein weißes Gilet prägte seine prächtige Brust aus, seine schwarze Halsbinde schien von besonderer Frische, so sehr wurde sie von der männlichen Blässe seines Teints gehoben. Er trug keinen andern Schmuck als eine so feine Giletkette, daß der dünne Goldfaden kaum auf dem weißen Piqué hervortrat. Sogleich bildete sich ein Kreis um die Tür.

Mit einem Blick bemerkte der Graf Madame Danglars an dem einen Ende des Salons, Monsieur Danglars an dem andern und Mademoiselle Eugénie vor sich. Er näherte sich zunächst der Baronin, die mit Monsieur de Villefort sprach, der allein gekommen war, da Valentine sich noch immer leidend fühlte, und ging, ohne vom Weg abzukommen, so frei blieb der Weg vor ihm, von der Baronin zu Eugénie, die er in so raschen und bemessenen Ausdrücken beglückwünschte, daß die stolze Künstlerin darüber betroffen wurde. Neben ihr stand Mademoiselle Louise d'Armilly, welche dem Grafen für die Empfehlungsbriefe dankte, die er ihr so großzügig für Italien gegeben hatte und die sie, wie sie sagte, ungesäumt zu benutzen gedenke.

Diese Damen verlassend, kehrte er sich um und stand neben Danglars, der sich genähert hatte, um ihm die Hand zu geben. Nach Erfüllung dieser drei sozialen Pflichten, blieb Monte Christo stehen und schaute mit jenem zuversichtlichen Blick um sich her, welcher das Gepräge jenes besonderen, den Leuten von einer gewissen Weltbildung und vor allem von einer

gewissen Bedeutsamkeit eigentümlichen Ausdrucks verriet, ein Blick, der zu sagen scheint: Ich habe getan, was ich mußte, nun mögen die anderen tun, was sie müssen.

Andrea, der in einem anstoßenden Salon war, fühlte diese Art von Brausen, das Monte Christo in der Menge erregte, und eilte herbei, um den Grafen zu begrüßen. Er fand ihn ganz umringt; man stritt sich um seine Worte, wie es immer Leuten widerfährt, die wenig sprechen und die nie ein Wort ohne Wert sagen.

In diesem Moment traten die Notare ein und legten ihre entworfenen Urkunden auf den goldgestickten Samt, der den zur Unterzeichnung bestimmten Tisch bedeckte, einen Tisch von vergoldetem Holz mit geschnitzten Löwenklauen.

Einer von den Notaren setzte sich, der andere blieb stehen. Man schritt zum Vorlesen des Vertrags, den das bei dieser Feierlichkeit anwesende halbe Paris unterzeichnen sollte. Jedermann nahm Platz oder vielmehr die Frauen bildeten einen Kreis, während die Männer, gleichgültiger hinsichtlich des energischen Stils, wie Voileau sagt, ihre Bemerkungen über Andreas fieberhafte Aufregung, über die Aufmerksamkeit von Monsieur Danglars, über Eugénies Unempfindlichkeit und über die rasche und muntere Art machten, womit die Baronin diese wichtige Angelegenheit behandelte. Der Kontrakt wurde inmitten einer tiefen Stille vorgelesen. Aber nach beendetem Vorlesen begann sogleich wieder der Lärm in den Salons, doppelt so stark als zuvor.

Diese glänzenden Summen, diese in die Zukunft der beiden jungen Leute rollenden Millionen, ergänzt durch die in einem ausschließlich diesem Zweck geweihten Gemach veranstaltete Zurschaustellung der Brautausstattung und der Diamanten der jungen Frau, hatten in der neidischen Versammlung mit ihrem ganzen Blendwerk Widerhall gefunden.

Die Reize von Mademoiselle Danglars erschienen deshalb in den Augen der jungen Leute doppelt und verdunkelten für

den Augenblick den Glanz der Sonne. Was die Frauen betrifft, bedarf es keiner Erwähnung, daß sie trotz ihres Neides auf diese Millionen glaubten, diese nicht nötig zu haben, um schön zu sein.

Andrea, von seinen Freunden umdrängt, beglückwünscht, mit abgeschmacktesten Schmeicheleien überhäuft, begann an die Wirklichkeit des Traumes zu glauben, den er träumte, und er stand kurz davor, den Verstand zu verlieren.

Der Notar nahm feierlich die Feder, hob sie über seinen Kopf empor und sagte: »Meine Herren, man wird den Vertrag unterzeichnen.«

Der Baron sollte zuerst unterzeichnen, dann der Bevollmächtigte des Vaters von Monsieur Cavalcanti, dann die Baronin, dann die künftigen Ehegatten, wie man in jenem abscheulichen Stil sagt, der auf Amtspapier sein Wesen treibt. Der Baron nahm die Feder und unterzeichnete, dann der Bevollmächtigte. Die Baronin näherte sich am Arm Madame de Villeforts.

»Mein Freund«, sagte sie zu ihrem Mann, die Feder ergreifend, »ist es nicht eine höchst ärgerliche Sache? Ein unerwarteter Zwischenfall, durch jene Mord- und Diebsgeschichte veranlaßt, deren Opfer der Herr Graf von Monte Christo beinahe geworden wäre, beraubt uns der Anwesenheit von Monsieur de Villefort.«

»Oh! Mein Gott!« erwiderte Danglars mit demselben Ton, in dem er gesagt hätte: »Meiner Treu, dies ist mir sehr gleichgültig!«

»Mein Gott«, äußerte Monte Christo, sich nähernd, »ich fürchte sehr, die unfreiwillige Ursache dieser Abwesenheit zu sein.«

»Wie! Sie, Graf?« fragte Madame Danglars, indem sie unterzeichnete. »Wenn es so ist, so nehmen Sie sich in acht, ich werde Ihnen nie verzeihen.«

Andrea spitzte die Ohren.

»Dennoch ist es überhaupt nicht meine Schuld«, versetzte der Graf, »mir liegt daher daran, es Ihnen darzulegen.«

Man horchte höchst aufmerksam: Monte Christo, der so selten die Lippen öffnete, wollte sprechen.

»Sie erinnern sich«, begann der Graf inmitten der tiefsten Stille, »daß jener Unglückliche in meinem Haus starb, der gekommen war, um mich zu bestehlen, und der, als er mich verließ, getötet wurde, und zwar von seinen Mitschuldigen, wie man glaubt... «

»Ja«, antwortete Danglars.

»Nun denn, um ihm erste Hilfe zu leisten, hatte man ihn entkleidet und seine Kleidungsstücke in einen Winkel geworfen. Sie wurden später von der Justiz abgeholt, um sie bei Gericht zu deponieren: Dabei vergaß man die Weste.«

Andrea erblaßte sichtbar und zog sich ganz sachte zur Tür zurück; er sah eine Wolke am Horizont erscheinen, und diese Wolke schien ihm einen Sturm unter ihren Schwingen zu verbergen.

»Wohlan, diese unglückselige Weste fand man heute ganz blutverschmiert, und an der Stelle des Herzens durchbohrt.«

Die Damen stießen einen Schrei aus, und einige schickten sich an, in Ohnmacht zu fallen.

»Man brachte es mir. Niemand konnte erraten, woher dieser Lumpen kam. Ich allein dachte, daß dies wahrscheinlich das Gilet des Opfers sei. – Plötzlich fühlte mein Kammerdiener, diesen grauenhaften Überrest mit Ekel und Vorsicht durchsuchend, ein Papier in der Tasche und zog es heraus. Es war ein Brief, adressiert... an wen? An Sie, Baron.«

»An mich?« rief Danglars aus.

»Oh! Mein Gott, ja, an Sie persönlich. Es gelang mir, Ihren Namen unter dem Blut zu lesen, womit dieses Billet besudelt war«, antwortete Monte Christo inmitten der lauten Äußerungen allgemeinen Erstaunens.

»Doch inwiefern«, fragte Madame Danglars, ihren Gatten mit Besorgnis anschauend, »verhindert dies Monsieur de Vilfort... «

»Das ist ganz einfach, Madame«, unterbrach sie Monte Christo, »diese Weste und dieser Brief waren, was man die Beweisstücke nennt; ich schickte alles, Brief und Weste, dem Herrn Staatsanwalt. Sie begreifen, mein lieber Baron, der gesetzliche Weg ist in einer Kriminalsache der sicherste. Es war vielleicht irgendein hinterlistiger Anschlag gegen Sie.«

Andrea starrte Monte Christo an und verschwand in den zweiten Salon.

»Das ist möglich«, äußerte Danglars. »War dieser ermordete Mensch nicht ein ehemaliger Galeerensträfling?«

»Ja«, antwortete der Graf, »ein ehemaliger Galeerensträfling namens Caderousse.«

Danglars erblaßte leicht; Andrea verließ den zweiten Salon und erreichte das Vorzimmer.

»Aber unterzeichnen Sie doch, unterzeichnen Sie doch«, sagte Monte Christo. »Doch ich bemerke, daß meine Erzählung jedermann in Unruhe versetzt hat, und ich bitte deshalb Sie, Frau Baronin, und Danglars gehorsamst um Verzeihung.«

Die Baronin, die soeben unterzeichnet hatte, gab die Feder dem Notar.

»Herr Prinz Cavalcanti«, sagte der Gerichtsschreiber, »Herr Prinz Cavalcanti, wo sind Sie?«

»Andrea? Andrea?« wiederholten mehrere Stimmen von jungen Leuten, die es bei dem edlen Italiener schon zu jenem Grad von Vertraulichkeit gebracht hatten, ihn bei seinem Taufnamen zu nennen.

»Rufen Sie doch dem Prinzen, setzen Sie ihn doch in Kenntnis, daß er unterzeichnen soll!« rief Danglars einem Türsteher zu.

Aber im selben Augenblick strömte die Menge der Anwe-

senden, von Schrecken erfaßt, in den Hauptsalon zurück, als wäre irgendein furchtbares Ungeheuer in die Gemächer getreten.

Es war wirklich Grund vorhanden, zurückzufahren, zu erschrecken, zu schreien. Ein Polizeioffizier stellte zwei Gendarmen an die Tür eines jeden Salons und ging unter dem Vortritt eines mit seiner Schärpe umgürteten Polizeikommissars auf Danglars zu. Madame Danglars stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Danglars, der sich für bedroht hielt (manche Gewissen sind niemals ruhig), zeigte den Augen seiner Gäste ein von Schrecken entstelltes Gesicht.

»Was gibt es denn, Monsieur?« fragte Monte Christo, dem Kommissar entgegengehend.

»Wer von Ihnen, meine Herren«, fragte der Beamte, ohne dem Grafen zu antworten, »heißt Andrea Cavalcanti?«

Ein ohrenbetäubender Schrei erscholl aus allen Ecken des Salons.

Man suchte, man fragte.

»Aber wer ist denn dieser Andrea Cavalcanti?« fragte Danglars fast verwirrt.

»Ein ehemaliger, aus dem Bagno von Toulon entsprungener Galeerensträfling.«

»Und welches Verbrechen hat er begangen?«

»Er ist beschuldigt«, antwortete der Kommissar mit seiner unempfindsamen Stimme, »einen gewissen Caderousse, seinen ehemaligen Kettengefährten, in dem Moment ermordet zu haben, da dieser das Haus des Grafen von Monte Christo verließ.«

Monte Christo warf einen raschen Blick um sich. Andrea war verschwunden.

97. KAPITEL

Die Straße nach Belgien

Einige Augenblicke nach der Verwirrungsszene in den Salons von Monsieur Danglars, ausgelöst durch die unerwartete Erscheinung des Polizeioffiziers und durch die ihr nachgefolgten Enthüllungen, hatte sich das große Haus mit einer Schnelligkeit geleert, so als hätte man den Gästen einen Pest- oder Cholera-Fall gemeldet. Innerhalb weniger Minuten hatte sich jeder beeilt, sich durch alle Türen, über alle Treppen und durch alle Ausgänge zu entfernen oder vielmehr zu fliehen; denn dies war einer von jenen Fällen, in denen man nicht einmal jene banalen Tröstungen versuchen muß, die bei großen Katastrophen die besten Freunde so ungelegen machen.

Im Haus des Bankiers war nur Danglars geblieben, der, in sein Arbeitszimmer eingeschlossen, dem Gendarmerieoffizier seine Aussage machte, ferner Madame Danglars, verschreckt in ihrem Boudoir, das wir kennen, und Eugénie, die sich mit stolzem Blick und verächtlicher Lippe, gemeinsam mit ihrer unzertrennlichen Gefährtin Mademoiselle Louise d'Armilly, in ihr Zimmer begeben hatte.

Die zahlreichen Diener, an diesem Abend noch zahlreicher als gewöhnlich, denn man hatte ihnen wegen des Festmahls die Eisbereiter, die Köche und Haushofmeister des Café de Paris beigesellt, wendeten gegen ihre Herrschaften den Zorn über das, was sie auch als ihre Schande ansahen. Sie standen gruppenweise in den Küchenräumen und in ihren Räumen und kümmerten sich wenig um den Dienst, der allerdings auch unterbrochen worden war.

Unter all diesen Personen, die aus unterschiedlichen Interessen heraus sehr betroffen waren, verdienen nur zwei, daß wir uns mit ihnen beschäftigen: nämlich Mademoiselle Eugénie Danglars und Mademoiselle Louise d'Armilly.

Die junge Verlobte hatte sich, wie gesagt, mit stolzem Blick, verächtlicher Lippe und mit dem Abgang einer beschimpften Königin entfernt, von ihrer blasseren Gefährtin gefolgt, die tiefer bewegt war als sie. In ihrem Zimmer ankommend, verschloß Eugénie ihre Tür von innen, während Louise auf einen Stuhl sank.

»O mein Gott! Mein Gott, die schreckliche Sache!« rief die junge Tonkünstlerin aus. »Und wer konnte dies vermuten? Monsieur Andrea Cavalcanti... ein Mörder... ein dem Bagno Entsprungener... ein Galeerensträfling!... «

Ein ironisches Lächeln verkrampfte Eugénies Lippen.

»Wahrhaftig, ich war vorherbestimmt«, sagte sie. »Ich entgehe Morcerf nur, um Cavalcanti in die Hände zu fallen.«

»Oh! Vermenge nicht den einen mit dem anderen, Eugénie.«

»Schweig! Alle Männer sind Niederträchtige, und ich fühle mich glücklich, mehr tun zu können, als sie abzulehnen: Jetzt verachte ich sie.«

»Was sollen wir tun?« fragte Louise.

»Was wir in drei Tagen tun sollten... abreisen.«

»Also, obgleich du nicht mehr heiratest, willst du immer noch... «

»Höre, Louise, ich verabscheue dieses immer geordnete, abgemessene, weiße wie unser Notenpapier in Linien gezogene Leben der vornehmen Welt. Was ich immer gewünscht, gewollt, erstrebt habe, ist das Leben einer Künstlerin, das freie, unabhängige Leben, wo man nur von sich abhängt, nur sich selbst Rechenschaft zu geben braucht. Warum soll ich hierbleiben? Damit man versucht, in einem Monat von heute an mich wieder zu vermählen? Und an wen? An Monsieur Debray vielleicht, wovon bereits einen Augenblick lang die Rede war. Nein, Louise, nein; das Abenteuer dieses Abends wird mir zur Entschuldigung dienen; ich suchte keine, ich verlangte keine, Gott sendet mir diese; sie ist willkommen.«

»Wie stark und mutig du bist«, sagte das blonde und schwächliche Mädchen zu seiner braunen Gefährtin.

»Kannst du mich denn noch nicht? Nun, Louise, sprechen wir von unseren Angelegenheiten. Die Postkalesche... «

»... ist glücklicherweise seit drei Tagen gekauft.«

»Ließest du sie hinführen, wo wir einsteigen sollen?«

»Ja.«

»Unser Paß?«

»Hier ist er!« Und Eugénie entfaltete mit ihrer gewöhnlichen Haltung ein gedrucktes Papier und las:

»Monsieur Leon d'Armilly, zwanzig Jahre; Beruf: Künstler; schwarze Haare, schwarze Augen; reist mit seiner Schwester.«

»Vortrefflich! Durch wen hast du dir denn diesen Paß verschafft?«

»Als ich Monsieur von Monte Christo um Empfehlungsbriefe für die Theaterdirektoren in Rom und Neapel ersuchte, drückte ich ihm meine Besorgnisse aus, als Frauenzimmer zu reisen. Er verstand sie völlig und erbot sich, mir einen Paß für einen Mann zu verschaffen, und zwei Tage später empfing ich diesen, dem ich eigenhändig beifügte: reist mit seiner Schwester.«

»Nun gut«, sagte Eugénie munter, »wir brauchen nur noch unsere Koffer zu packen. Wir werden am Abend der Heiratsvertragsunterzeichnung abreisen, anstatt am Hochzeitsabend, das ist alles.«

»Überlege es wohl, Eugénie.«

»Oh! Alle meine Überlegungen sind geschehen; ich bin es überdrüssig, nur von Überträgen, von Monatsschlüssen, von Hausse und Baisse, von spanischen Fonds und von haitischen Papieren sprechen zu hören. Statt dessen, begreifst du, Louise, haben wir die Luft, die Freiheit, den Gesang der Vögel, die Ebenen der Lombardei, die Kanäle von Venedig, die Paläste

von Rom, die Gefilde von Neapel. Wieviel besitzen wir, Louise?»

Das gefragte Mädchen zog aus einem eingelegten Schreibtisch eine kleine verschließbare Brieftasche, die es öffnete und in welcher es dreiundzwanzig Banknoten zählte.

»Dreiundzwanzigtausend Francs«, sagte Louise.

»Und wenigstens ebensoviel an Perlen, Diamanten und Kleinodien«, bemerkte Eugénie. »Wir sind reich. Mit fünf- undvierzigtausend Francs können wir zwei Jahre lang wie Prinzessinnen leben oder auf anständige Weise vier Jahre lang. Aber bevor sechs Monate vergehen, werden wir, du mit deiner Musik, ich mit meiner Stimme, unser Kapital verdoppelt haben. Nun, übernimm das Geld, ich übernehme das Kästchen mit den Edelsteinen, so daß, wenn die eine von uns das Unglück hätte, ihren Schatz zu verlieren, die andere immer noch den ihrigen besäße. Jetzt die Reisetasche; eilen wir; die Reisetasche!«

»Warte«, versetzte Louise, die an die Tür Madame Danglars' ging und lauschte.

»Was fürchtest du?«

»Daß man uns überrascht.«

»Die Tür ist geschlossen.«

»Man könnte uns sagen, wir sollten sie öffnen.«

»Möge man es sagen, wenn man will; wir werden nicht öffnen.«

»Du bist eine wahre Amazone, Eugénie!«

Und die beiden Mädchen begannen, mit einer wundersamen Tätigkeit in eine große Tasche alle Reisegegenstände zu packen, deren sie zu bedürfen glaubten.

»So«, sagte Eugénie, »mach jetzt die Tasche zu, während ich mich umkleiden will.«

Louise drückte mit der ganzen Kraft ihrer kleinen weißen Hände auf die beiden Seiten.

»Ich schaffe es ja nicht«, erwiderte sie, »ich bin nicht stark genug; mach du sie zu.«

»Ah! richtig«, entgegnete Eugénie lachend, »ich vergaß, daß ich Herkules bin und du nur die blasse Omphale.«

Und das junge Mädchen, auf der Tasche kniend, stemmte seine weißen und kräftigen Arme so lange dagegen, bis die beiden Teile der Tasche vereinigt waren und Mademoiselle d'Armilly den Haken des Schlosses zwischen die beiden Ringnägel gefügt hatte. Nach Beendigung dieser Operation öffnete Eugénie eine Kommode, zu der sie den Schlüssel in ihrer Tasche trug, und zog einen wattierten Reisemantel von violetter Seide heraus.

»Da«, sagte sie, »du siehst, daß ich an alles dachte. Mit diesem Mantel versehen wirst du nicht frieren.«

»Aber du?«

»Oh! Ich, ich friere niemals, du weißt es wohl, zudem in diesen Männerkleidern... «

»Du wirst dich also hier ankleiden?«

»Gewiß.«

»Aber wirst du Zeit dazu haben?«

»Hege doch nicht die mindeste Besorgnis, Hasenfuß; alle unsere Leute sind mit der großen Angelegenheit beschäftigt. Ist es übrigens zu verwundern, wenn man an die Verzweiflung denkt, in der ich sein muß, da ich mich eingeschlossen habe? Sprich!«

»Nein, es ist wahr, Du beruhigst mich wieder.«

»Komm, hilf mir!«

Und aus derselben Schublade, aus der sie den soeben Mademoiselle d'Armilly gegebenen Mantel gezogen und den Louise bereits um ihre Schultern geschlungen hatte, zog sie eine vollständige Männerbekleidung – von den Halbstiefeln bis zum Überrock, nebst einem Vorrat an Wäsche, worunter nichts Überflüssiges war, aber alles Notwendige. Dann zog

Eugénie mit einer Hurtigkeit, die verriet, daß es nicht das erstemal war, daß sie spielend die Kleider eines anderen Geschlechts angetan, ihre Halbstiefel an, schlüpfte in ein Pantalon, zerknitterte ihre Halsbinde, knüpfte ein bis zu ihrem Hals reichendes Gilet zu und hüllte sich in einen Überrock, der ihre zarte und schwungvolle Taille ausprägte.

»Oh! Das ist sehr gut! Das ist wirklich sehr gut!« sagte Louise, sie mit Bewunderung anschauend. »Aber werden diese schönen schwarzen Haare, diese herrlichen Flechten, die alle Frauen vor Neid seufzen machten, unter einem Männerhut halten, den ich da sehe?«

»Du wirst es sehen!« antwortete Eugénie.

Und mit ihrer linken Hand die schwellende Flechte ergreifend, die ihre langen Finger nur mit Mühe umspannten, nahm sie mit der rechten Hand eine große Schere, und bald schrillte der Stahl durch das reiche und üppige Haar, das ganz zu den Füßen des jungen Mädchens sank, das sich rückwärts lehnte, um den Überrock nicht zu beschmutzen. Nach dem Wegschneiden der oberen Flechte machte sich Eugénie an ihre Seitenhaare, die sie nacheinander abschnitt, ohne das mindeste Bedauern zu äußern; im Gegenteil, ihre Augen funkelten noch fröhlicher als gewöhnlich unter ihren ebenholzschwarzen Brauen.

»Oh! Die prächtigen Haare!« rief Louise bedauernd aus.

»Ei, ist mir so nicht hundertmal wohler?« rief Eugénie aus, die zerstreuten Locken ihres ganz männlich gewordenen Haars glättend, »und findest du mich so nicht viel schöner?«

»Oh! Du bist schön, immer schön!« antwortete Louise.

»Jetzt sprich: Wohin gehen wir?«

»Ei, nach Brüssel, wenn du willst; das ist die nächste Grenze. Wir reisen nach Brüssel, Lüttich, Aachen; wir werden rheinaufwärts bis Straßburg fahren, durch die Schweiz ziehen und über den St. Gotthard nach Italien gehen. Ist's dir so recht?«

»O ja.«

»Was schaust du an?«

»Dich schau' ich an. Du bist wahrhaftig anbetungswürdig, man sollte meinen, daß du mich entführst.«

»Ei, bei Gott! Man hätte recht.«

»Oh! Ich glaube, du hast geflucht, Eugénie?«

Und die beiden jungen Mädchen, die man sich nach allem eher in Tränen gebadet hätte vorstellen können, aus Betroffenheit oder aus Freundschaft, brachen in ein lautes Gelächter aus, während sie für das Verschwinden der sichtbarsten Spuren der Unordnung sorgten, die natürlicherweise die Vorbereitungen zu ihrer Flucht begleitet hatte. Nachdem die beiden Flüchtlinge ihre Lichter ausgelöscht hatten, öffneten sie mit spähendem Auge, lauschendem Ohr und gestrecktem Hals die Tür eines Ankleidezimmers, das an eine in den Hof führende Dienstbotentreppe stieß. Eugénie ging voran und hielt mit einer Hand die Reisetasche, die Mademoiselle d'Armilly am entgegengesetzten Henkel kaum mit ihren beiden Händen schleppen konnte.

Der Hof war leer. Es schlug Mitternacht. Der Portier wachte noch. Eugénie näherte sich und sah den wackeren Schweizer im Hintergrund der Loge in seinem Lehnstuhl ausgestreckt. Sie kehrte zu Louise zurück, nahm die große Tasche wieder, die sie einen Augenblick auf den Boden abgestellt hatte, und beide erreichten, in dem von der Mauer geworfenen Schatten hinschleichend, die Torhalle. Eugénie ließ Louise in der Ecke des Tores so sich verbergen, daß der Portier, sollte es ihm belieben, zufällig zu erwachen, nur eine Person sah. Dann trat sie in den vollen Lichtkreis der Lampe, die den Hof erleuchtete, und rief, an das Fenster klopfend, mit ihrer schönsten Kontrealtstimme: »Aufgemacht!«

Der Portier stand auf, wie Eugénie es vorhergesehen, und machte sogar einige Schritte, um die hinausgehende Person zu erkennen. Als er jedoch einen jungen Mann sah, der mit sei-

nem Spazierstöckchen ungeduldig an seine Pantalons schlug, öffnete er schnell. Sogleich schlüpfte Louise wie eine Schlange durch die halbgeöffnete Tür und sprang behend hinaus. Auch Eugénie trat über die Schwelle, scheinbar ruhig, obgleich aller Wahrscheinlichkeit nach ihr Herz mehr Pulsschläge zählte als im gewöhnlichen Zustand.

Einem vorbeikommenden Träger wurde die schwere Reisetasche übergeben, und nachdem ihm die beiden Mädchen die Rue de la Victoire Nummer 36 als Zielort genannt hatten, gingen sie hinter diesem Mann her, dessen Gegenwart Louise beruhigte. Eugénie aber war stark wie eine Judith oder Dalila. Man kam bei der bezeichneten Nummer an. Eugénie befahl dem Träger, die Tasche abzustellen, gab ihm einige Geldstücke und schickte ihn fort, nachdem sie an den Fensterladen geklopft hatte.

Dieser Fensterladen, an welchen Eugénie geklopft hatte, war jener einer kleinen, im voraus eingeweihten Weißnäherin. Sie lag noch nicht im Bett und öffnete.

»Mademoiselle«, sagte Eugénie, »lassen Sie durch den Portier die Kalesche aus der Remise ziehen und Pferde im Posthaus holen. Hier sind fünf Francs für die Mühe, die wir ihm verursachen.«

»Wahrhaftig, ich bewundere dich«, äußerte Louise, »und ich möchte fast sagen, daß ich dich verehere!«

Die Weißnäherin schaute erstaunt, da es aber verabredet war, daß sie zwanzig Louisdor bekommen sollte, machte sie nicht die mindeste Bemerkung.

Eine Viertelstunde später kam der Portier zurück und brachte den Kutscher und die Pferde, die rasch an den Wagen gespannt waren, auf den der Portier die Reisetasche mit einem Strick befestigte.

»Hier ist der Paß«, sagte der Postillion, »welchen Weg nehmen wir, junger Herr?«

»Den Weg nach Fontainebleau«, antwortete Eugénie mit ei-

ner fast männlichen Stimme.

»Aber, was sprichst du denn?« fragte Louise.

»Ich täusche«, erwiderte Eugénie, »diese Weißnäherin, denn einer, dem wir zwanzig Louisdor geben, kann uns für vierzig verraten: Auf dem Boulevard werden wir eine andere Richtung einschlagen.«

Und das junge Mädchen schwang sich in die Briska, die zu einem vortrefflichen Schlafwagen eingerichtet war, fast ohne den Antritt zu berühren.

»Du hast immer recht, Eugénie«, versetzte die Singlelehrerin, indem sie neben ihrer Freundin Platz nahm.

Eine Viertelstunde später fuhr der Postillion, nach Einschlagen des richtigen Weges und indem er seine Peitsche knallen ließ, durch das Gitter des Stadttors von Saint-Martin.

»Ah!« sagte Louise aufatmend, »nun sind wir doch außerhalb Paris.«

»Ja, meine Liebe, und die Entführung ist schön und gut vollbracht«, entgegnete Eugénie.

»Ja, aber ohne Gewalttätigkeit«, bemerkte Louise.

»Ich werde dies als mildernden Umstand geltend machen«, erwiderte Eugénie.

Diese Worte verloren sich im Gerassel, das der Wagen verursachte, als er über das Pflaster von La Villette rollte.

Monsieur Danglars hatte keine Tochter mehr.

98. KAPITEL

Das Gasthaus ›Zur Glocke und zur Flasche‹

Und nun lassen wir Mademoiselle Danglars und ihre Freundin auf der Straße nach Brüssel fortrollen und kehren zu dem ar-

men Andrea Cavalcanti zurück, dessen Glücksflug auf eine so unglückliche Weise gehemmt wurde.

Monsieur Andrea Cavalcanti war ungeachtet seines noch sehr wenig vorgerückten Alters ein sehr gewandter und sehr intelligenter Junge. Daher sahen wir ihn bei dem ersten Lärm, der in den Salon drang, sich immer mehr der Tür nähern, einige Zimmer durchschreiten und endlich verschwinden. Einen Umstand vergaßen wir zu erwähnen, der jedoch nicht umgangen werden darf: In einem von den Zimmern, durch welche Cavalcanti ging, war die Ausstattung der Braut zur Schau gestellt, Diamantenkästchen, Kaschmirschals, Spitzen von Valenciennes, Schleier aus England, kurz alles, woraus jene zahllosen lockenden Gegenstände bestehen, bei deren bloßem Namen das Herz der jungen Mädchen vor Freude hüpfte und die man die Hochzeitsgeschenke heißt. Als Andrea durch dieses Zimmer ging, steckte er den allerkostbarsten Schmuck zu sich, was beweist, daß Andrea nicht nur ein sehr intelligenter und sehr gewandter, sondern auch ein sehr voraussichtlicher Junge war. Mit diesem Zehrpennig versehen, fühlte sich Andrea um die Hälfte leichter, um durch das Fenster zu springen und den Händen der Gendarmen zu entschlüpfen.

Groß und wohlgewachsen wie ein antiker Kämpfer, voller Muskelkraft wie ein Spartaner, war Andrea eine Viertelstunde lang fortgelaufen, ohne zu wissen, wohin er lief, und nur zu dem einzigen Zweck, von dem Ort sich zu entfernen, wo er beinahe gefangen worden wäre. Von der Rue Mont-Blanc aus gelangte er mit sicherem Instinkt ans Ende der Rue Lafayette. Hier blieb er stehen, atemlos, keuchend.

Er war ganz allein, zu seiner Linken das eingefriedete Saint-Lazare, eine weite Einöde, zu seiner Rechten Paris in seiner ganzen Ausdehnung.

»Bin ich verloren?« fragte er sich. »Nein, wenn ich eine meinen Feinden überlegene Geschwindigkeit entwickeln kann. Mein Überleben ist also ganz einfach eine Schnelligkeitsfrage geworden.«

In diesem Moment gewahrte er, als er das Faubourg Poissonnière hinaufging, eine Mietdroschke, deren Kutscher, mürisch und seine Pfeife rauchend, nach den äußersten Enden des Faubourg Saint-Denis fahren zu wollen schien, wo er ohne Zweifel sich gewöhnlich aufhielt.

»He! Freund!« rief Benedetto.

»Was gibt's, Herr?« fragte der Kutscher.

»Ist Ihr Pferd ermüdet?«

»Ermüdet! Ah ja wohl! Es hat den ganzen lieben Tag nichts getan. Vier schlechte Fahrten und zwanzig Sous Trinkgeld; sieben Francs im ganzen, und deren zehn soll ich dem Dienstherrn geben!«

»Wollen Sie den sieben Francs diese zwanzig hinzufügen, he?«

»Mit Vergnügen, Herr; zwanzig Francs sind nicht zu verachten. Was muß ich dafür tun?«

»Etwas sehr leichtes, wenn Ihr Pferd nicht zu ermüdet ist.«

»Ich sage Ihnen, daß es wie ein Zephir fliegen wird; Sie brauchen nur zu sagen, in welche Richtung es fliegen soll.«

»In die Richtung des Louvre.«

»Ah! Ah! Bekannt: die Heimat des guten Branntweins!«

»Richtig. Es handelt sich einfach darum, einen von meinen Freunden einzuholen, mit dem ich morgen zu La Chapelle-en-Serval jagen soll. Er sollte hier mit seinem Wagen bis halb zwölf Uhr auf mich warten: Es ist Mitternacht; er wird überdrüssig geworden sein, auf mich zu warten und sich ganz allein aufgemacht haben.«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Nun denn, wollen Sie es versuchen, ihn einzuholen?«

»Nichts ist mir lieber.«

»Wenn wir ihn von hier bis Bourget nicht einholen, werden Sie zwanzig Francs bekommen; wenn wir ihn von hier bis

Louvre nicht einholen, dreißig.«

»Und wenn wir ihn einholen?«

»Vierzig!« antwortete Andrea, der einen Augenblick unschlüssig war, aber erwog, daß er mit Versprechungen nichts riskiere.

»Gut so!« erwiderte der Kutscher. »Steigen Sie ein und dann los!«

Andrea stieg in den Wagen, der raschen Laufs durch das Faubourg Saint-Denis und entlang des Faubourg Saint-Martin fuhr, die Stadtgrenze passierte und das endlose Villette einschlug. Man ließ es wohl bleiben, jenen vorgespiegelten Freund einzuholen; jedoch erkundigte sich Cavalcanti von Zeit zu Zeit bei verspäteten Wanderern oder bei Schenken, die noch wach waren, nach einer grünen, mit einem braunroten Pferd bespannten Kutsche, und da auf der Straße nach den Niederlanden eine ansehnliche Zahl von Kutschen hin und her fährt und neun von zehn der Kutschen grün sind, regnete es Aufschlüsse bei jeder Nachfrage: Sie war angeblich nicht mehr als fünfhundert, zweihundert, hundert Schritte voraus und schließlich überholte man sie – doch es war nicht die richtige. Einmal fuhr auch eine von zwei Postpferden in raschem Galopp fortgerissene Kalesche der Mietkutsche vor.

»Ah!« sagte Cavalcanti bei sich, »wenn ich diese Kalesche hätte, diese zwei guten Pferde und vor allem den Paß, den man braucht, um sie zu bekommen!«

Und er seufzte tief. Diese Kalesche war jene, in welcher Mademoiselle Danglars und Mademoiselle d'Armilly fuhren.

»Vorwärts! Vorwärts!« rief Andrea, »wir müssen sie bald einholen.«

Und das arme Pferd schlug wieder den wütenden Trab ein, den es seit der Stadtgrenze lief, und kam ganz dampfend am Louvre an.

»Ich sehe wohl«, sagte Andrea, »daß ich meinen Freund

nicht einholen und Ihr Pferd töten werde. Es ist also besser, wenn ich anhalte. Hier sind Ihre dreißig Francs, ich will im *Cheval-Rouge*, im Roten Roß, übernachten und den ersten Wagen nehmen, worin ich einen Platz finden werde. Guten Abend, mein Freund.«

Und Andrea sprang hurtig auf das Straßenpflaster herab, nachdem er dem Kutscher sechs Fünffrancsstücke gegeben hatte. Der Kutscher steckte fröhlich das Geld ein und trabte im Schritt den Weg nach Paris zurück.

Andrea stellte sich, als ginge er in das *Cheval-Rouge*; allein er blieb einen Augenblick bei dem Tor stehen, hörte das Raseln der Mietkutsche, das immer mehr in der Ferne sich verlor, machte sich wieder auf den Weg und legte mit einem kräftigen und schwungvollen Schritt zwei Meilen zurück. Dann ruhte er; er mußte ganz nahe bei La Chapelle-en-Serval sein, wohin er ginge, wie er sagte.

Nicht die Ermüdung hielt Andrea Cavalcanti an, sondern das Bedürfnis, einen Entschluß zu fassen, die Notwendigkeit, einen Plan zu entwerfen. Mit dem Postwagen zu reisen, war unmöglich; Extrapost nehmen war ebenfalls unmöglich. Um auf die eine oder andere Art zu reisen, war ein Paß ganz unerläßlich. Im Departement Oise bleiben, das heißt in einem der offensten und überwachten Departements Frankreichs, war wieder eine unmögliche Sache, vor allem unmöglich für einen in Kriminalsachen erfahrenen Mann wie Andrea.

Andrea setzte sich an den Rand des Grabens, ließ seinen Kopf zwischen seine Hände sinken und sann nach. Zehn Minuten später hob er den Kopf wieder empor: Sein Entschluß war gefaßt. Mit Staub bedeckte er eine Seite seines Mantels, den er im Vorzimmer vom Haken zu nehmen und über seinem Ballanzug zuzuknöpfen Zeit gehabt hatte, erreichte La Chapelle-en-Serval und klopfte kühn an die Tür des einzigen Gasthauses der Gegend. Der Wirt öffnete.

»Mein Freund«, sagte Andrea, »ich ritt von Montefontaine

nach Senlis, als mein Pferd, ein scheues Tier, einen Seitensprung machte und mich zehn Schritte weit hinschleuderte. Ich muß heute nacht in Compiègne ankommen, will ich nicht meiner Familie die größten Besorgnisse veranlassen. Können Sie mir ein Pferd leihen?«

Ein Gastwirt hat immer ein Pferd, mag es gut oder schlecht sein. Der Gastwirt von La Chapelle-en-Serval rief dem Stalljungen, befahl ihm, den Weißen zu satteln, und weckte seinen Sohn, einen Knaben von sieben Jahren, der hinter dem Herrn aufsitzen und den Vierfüßler zurückbringen sollte. Andrea gab dem Gastwirt zwanzig Francs, und ließ, als er sie aus der Tasche zog, eine Visitenkarte fallen. Diese Visitenkarte war jene von einem seiner Freunde im Café de Paris, so daß der Gastwirt, als er nach Andreas Entfernung die aus dessen Tasche gefallene Karte aufhob, überzeugt war, sein Pferd dem Herrn Grafen von Mauléon, Rue Saint-Dominique, 25... geliehen zu haben; dies waren der Name und die Adresse, welche sich auf der Karte befanden.

Der Weiße ging nicht schnell, aber in einem gleichmäßigen und andauernden Schritt; in viereinhalb Stunden legte Andrea die neun Meilen zurück, die ihn von Compiègne trennten. Vier Uhr schlug es auf der Uhr des Stadthauses, als er auf dem Platz ankam, auf dem die Eilwagen anhalten.

In Compiègne gibt es ein vortreffliches Hotel, dessen sich sogar jene erinnern, die nur ein einziges Mal darin wohnten; Andrea, der bei einem seiner Ausflüge in die Umgegend von Paris hier Halt machte, erinnerte sich des Gasthauses ›Zur Glocke und zur Flasche‹... er orientierte sich, sah bei dem Schimmer einer Straßenlaterne das bezeichnete Schild und klopfte, nach Entlassung des Knaben, dem er alles gab, was er an Kleingeld bei sich trug, an die Tür, mit großer Richtigkeit erwägend, daß er drei bis vier Stunden vor sich habe, und es das Beste sei, durch einen guten Schlaf und ein gutes Abendmahl sich Kräfte zu künftigen Anstrengungen zu sammeln. Ein Kellner öffnete.

»Mein Freund«, sagte Andrea, »ich komme von Saint-Jean-au-Bois, wo ich zu Mittag aß. Ich gedachte den Wagen zu nehmen, der um Mitternacht passiert; aber ich verirrte mich wie ein Dummkopf, und nun spaziere ich schon vier Stunden im Wald herum. Geben Sie mir doch eines von den hübschen kleinen Zimmern, die auf den Hof gehen, und lassen Sie mir ein kaltes Huhn und eine Flasche Bordeaux bringen.«

Der Kellner hatte keinen Verdacht: Andrea sprach mit der vollkommensten Ruhe. Er trug die Zigarre im Mund, und die Hände steckten in den Taschen seines Mantels; seine Kleider waren elegant, sein Bart frisch, seine Stiefel tadellos. Er sah wie ein verspäteter Nachbar aus, weiter nichts.

Während der Kellner sein Zimmer ordnete, stand die Wirtin auf. Andrea empfing sie mit seinem anmutigsten Lächeln und fragte sie, ob er nicht die Nummer 3 haben könnte, die er bereits bei seiner jüngsten Durchreise durch Compiègne gehabt habe. Leider war die Nummer 3 von einem jungen Mann besetzt, der mit seiner Schwester reiste. Andrea schien höchst betrübt; er tröstete sich erst nach der Versicherung der Wirtin, daß die Nummer 7, welche man für ihn ordne, durchaus dieselbe Lage habe wie die Nummer 3, und wartete, während er sich die Füße wärmte und von den jüngsten Pferderennen zu Chantilly plauderte, auf die Meldung, daß sein Zimmer bereitet sei.

Nicht ohne Grund hatte Andrea von jenen hübschen, auf den Hof gehenden Gemächern gesprochen: Der Hof des Gasthauses zur Glocke mit seiner dreifachen Reihe von Galerien, welche ihm das Aussehen eines Schauspielhauses verleihen mit seinen Jasminen und Waldreben, die wie eine natürliche Dekoration seine leichten Säulenreihen entlang emporranken, hat einen der reizendsten Gasthofeingänge auf der Welt. Das Huhn war frisch, der Wein alt, das Feuer hell und lustig. Andrea erfreute sich soupierend eines ebenso guten Appetits, als ob ihm nichts begegnet wäre. Dann legte er sich zu Bett und entschlummerte fast sogleich in den Armen jenes unwandel-

baren Schlafes, den der Mensch mit zwanzig Jahren immer findet, selbst wenn er Gewissensbisse hat.

Nun aber sind wir zu bekennen gezwungen, daß Andrea Gewissensbisse hätte haben können, sie aber nicht hatte.

Hören wir Andreas Plan, einen Plan, der ihm die größte Sicherheit gab.

Mit Tagesanbruch wollte er aufstehen, nach pünktlicher Bezahlung seiner Zeche das Hotel verlassen, den Wald erreichen und unter dem Vorwand, Malerstudien zu machen, die Gastfreundschaft eines Bauers erkaufen, sich eine Holzhauertracht und eine Axt verschaffen, den Anzug des Salonlöwen ablegen, um jenen eines Arbeiters zu nehmen, dann mit erdigen Händen, mit durch einen Bleikamm gebräunten Haaren, mit einem durch ein Mittel sonnenverbrannten Teint, wozu er das Rezept von seinen ehemaligen Kameraden erhalten hatte, von Wald zu Wald an die nächste Grenze gelangen. Bei Nacht gehen, bei Tag in den Wäldern und Steinbrüchen schlafen und bewohnten Orten sich nur nähern, um bisweilen ein Brot zu kaufen. Hatte Andrea einmal die Grenze überschritten, so wollte er seine Diamanten zu Geld machen, den Erlös daraus zu etwa zehn Banknoten fügen, die er für den Fall eines Ereignisses immer bei sich trug, und somit in der Lage sein, über ungefähr fünfzigtausend Livres zu gebieten, was seiner Philosophie nach nicht der schlimmste Fall schien, streng genommen. Übrigens rechnete er viel auf das Eigeninteresse der Danglars: Das Gerücht ihres Mißgeschicks möglichst zu vertuschen.

Dies ist die Ursache, warum Andrea, von seiner Müdigkeit abgesehen, so schnell und so gut schlief. Ferner hatte Andrea, um früher zu erwachen, die Fensterläden nicht geschlossen und sich nur begnügt, die Riegel seiner Tür vorzuschieben und auf seinem Nachttisch lediglich einen gewissen sehr spitzen Dolch liegen zu lassen, dessen vortreffliche Härte er kannte und den er immer bei sich trug.

Ungefähr um sieben Uhr morgens wurde Andrea durch einen Sonnenstrahl geweckt, der warm und glänzend auf seinem Gesicht spielte. In jedem wohlorganisierten Gehirn ist die vor dem Einschlafen zuletzt vorherrschende Idee auch diejenige, die zuerst wieder das Erwachen des Gedankens erleuchtet. Andrea hatte noch nicht völlig die Augen geöffnet, als sein wichtigster Gedanke ihn bereits faßte und ihm ins Ohr flüsterte, daß er zu lange geschlafen habe.

Er sprang aus seinem Bett und eilte an sein Fenster. Ein Gendarm ging durch den Hof.

Der Gendarm ist einer von den frappantesten Gegenständen, die auf der Welt existieren, selbst für das Auge eines Menschen ohne Besorgnis; aber für jedes ängstliche Gewissen und welches irgendeinen Grund hat, es zu sein, nehmen das Gelb, das Blau und das Weiß, woraus seine Uniform besteht, erschreckende Farben an.

»Warum ein Gendarm?« fragte sich Andrea. Dann antwortete er sich plötzlich selbst mit jener Logik, welche der Leser an ihm schon bemerken mußte:

»In einem Gasthof ist ein Gendarm nichts Erstaunliches: Erstaunen wir also nicht, sondern kleiden wir uns an.«

Und der junge Mann kleidete sich mit einer Schnelligkeit an, die ihn sein Kammerdiener während der wenigen Monate des fashionablen Lebens, das er in Paris führte, nicht aberziehen konnte.

»Gut«, sagte Andrea, während er sich ankleidete, »ich werde warten, bis er fort ist, und wenn er fort ist, werde ich mich davonschleichen.«

Und diese Worte sprechend ging Andrea, wieder in Stiefel und Halsbinde, behutsam an das Fenster und lüftete zum zweitenmal den Mousselinvorhang. Nicht nur war der erste Gendarm nicht fortgegangen, sondern der junge Mann gewahrte noch eine zweite blaue, gelbe und weiße Uniform am Fuße der Treppe, der einzigen, über die er hinabgehen konnte,

während ein dritter, zu Pferd und den Karabiner in der Faust, als Schildwache an dem großen Straßentor hielt, dem einzigen, durch welches er fortgehen konnte.

Dieser dritte Gendarm war im höchsten Grad bedeutungsvoll; denn vor ihm stand ein Halbkreis von Neugierigen, die das Tor des Gasthofes hermetisch blockierten.

»Man sucht mich!« war Andreas erster Gedanke.

»Teufel!« Blässe überflog die Stirn des jungen Mannes; er schaute ängstlich um sich herum. Sein Zimmer, wie alle in diesem Stockwerk, hatte keinen anderen Ausgang, als die allen Blicken offene äußere Galerie.

»Ich bin verloren!« war sein zweiter Gedanke.

Wirklich bedeutete die Verhaftung für einen Menschen in Andreas Lage: Schwurgericht, Verurteilung, Tod, Tod ohne Erbarmen und ohne Aufschub. Einen Augenblick hielt er sich krümmend den Kopf in seinen beiden Händen. Während dieses Augenblicks mußte er vor Furcht beinahe wahnsinnig werden. Doch bald zuckte ein Hoffnungsgeanke auf, inmitten der vielen, in seinem Kopf sich kreuzenden Gedanken; ein bleiches Lächeln glitt über seine erblaßten Lippen und eingezogenen Wangen. Er schaute um sich her; die Gegenstände, welche er suchte, lagen auf dem Marmor eines Schreibtisches beisammen: eine Feder, Tinte und Papier.

Er tauchte die Feder in die Tinte und schrieb mit einer Hand, welcher er Festigkeit gebot, die folgenden Zeilen auf das erste Blatt des Heftes:

Ich habe kein Geld, um zu bezahlen, aber ich bin kein unehrlicher Mann. Ich lasse zum Unterpfand diese Nadel zurück, die zehnmal so viel beträgt als meine Zeche. Man wird mir verzeihen, mit Tagesanbruch davongeschlichen zu sein. Ich schämte mich!

Er zog seine Nadel aus seiner Halsbinde und legte sie auf das Papier. Hierauf öffnete er seine Riegel, anstatt sie vorgeschoben zu lassen, ließ sogar seine Tür ein wenig offen, als wenn er bei dem Fortgehen aus dem Zimmer vergessen hätte, sie wieder zu schließen, schlüpfte in den Kamin wie ein an diese Arten von gymnastischen Übungen gewohnter Mann und zog den papierenen Schirm, Achilles bei Deidamie vorstellend, an sich. Er verwischte mit seinen Füßen sogar die Spur seiner Schritte im Zimmer und begann das geschweifte Rohr zu ers-teigen, das ihm den einzigen Rettungsweg bot, auf den er noch hoffte.

Gerade in diesem Moment stieg der erste Gendarm, welcher Andreas Blicken aufgefallen war, die Treppe herauf, gefolgt von einem Polizeikommissar und unterstützt von dem zweiten Gendarm, der den Fuß der Treppe bewachte und selbst wieder Beistand von demjenigen erwarten konnte, der am Tor pos-tiert war.

Man höre, welchem Umstand Andrea diesen Besuch verdankte, dessen Empfang er mit so viel Mühe zu vermeiden suchte:

Mit Tagesanbruch hatten die Telegraphen nach allen Rich-tungen gespielt und jede Ortschaft unterrichtet, die Behörden geweckt und die öffentliche Gewalt zum Aufspüren des Mör-ders von Caderousse angeregt.

Compiègne, die königliche Residenz, Compiègne, die Jagd-stadt, Compiègne, die Garnisonsstadt, ist mit Behörden, Gen-darmen und Polizeikommissaren reichlich versehen. Die Nachforschungen hatten demnach sogleich nach dem Eintref-fen des telegraphischen Befehls begonnen, und da der Gasthof ›Zur Glocke und zur Flasche‹ der erste Gasthof in der Stadt war, ganz natürlich in diesem zuerst.

Übrigens war es durch den Rapport der Schildwachen, die während dieser Nacht bei dem Stadthaus auf dem Posten standen (das Stadthaus stößt an den Gasthof zur Glocke), dar-

getan, daß während der Nacht mehrere Reisende im Hotel eingekehrt waren. Die morgens sechs Uhr abgelöste Schilwache erinnerte sich sogar, in dem Augenblick, da sie den Posten bezog, das heißt: um vier Uhr und einige Minuten, einen jungen Mann, auf einem Schimmel reitend mit einem kleinen Bauer hinter sich, gesehen zu haben, und daß der junge Mann auf dem Platz abstieg, den Bauer und das Pferd fortschickte und an das Hotel zur Glocke klopfte, das vor ihm sich auf tat und hinter ihm sich wieder schloß.

Auf diesem so sonderbar verspäteten jungen Mann blieb der Verdacht ruhen. Nun aber war dieser junge Mann kein anderer als Andrea. Infolge dieser Angaben gingen der Polizeikommissar und der Gendarm, der ein Brigadier war, zu Andreas Tür. Diese Tür war halb geöffnet.

»Oh! Oh!« sagte der Brigadier, ein alter, mit Staatsränken gefütterter Fuchs. »Eine unverschlossene Tür ist ein böses Zeichen! Mir wäre sie lieber mit dreifachen Riegeln ver rammt!«

Wirklich bestätigten oder vielmehr unterstützten der von Andrea auf dem Tisch zurückgelassene kleine Brief und die Nadel die traurige Wahrheit: Andrea war entflohen.

Wir sagen: unterstützten, weil der Brigadier nicht der Mann dazu war, sich mit einem einzigen Beweis zu begnügen. Er blickte um sich, schaute unter das Bett, entfaltete die Vorhänge, öffnete die Schränke und blieb endlich bei dem Kamin stehen. Dank der Vorsichtsmaßregeln Andreas war keine Spur seines Durchgangs in der Asche geblieben. Es war jedoch ein Ausgang, und in den Umständen, worin man sich befand, mußte jeder Ausgang der Gegenstand einer ernsthaften Nachforschung sein. Der Brigadier ließ sich also ein Reisbund und Stroh bringen, verstopfte den Kamin, wie er es mit einem Mörser gemacht hätte, und zündete es an. Das Feuer bewirkte, daß die Wände von Ziegelstein krachten; eine undurchsichtige Rauchsäule wirbelte durch die Windzüge und stieg wie die düstere Garbe eines Vulkans zum Himmel empor – allein er

sah den Gefangenen nicht herabfallen, wie er es hoffte. Dies kam daher, daß Andrea, von seiner Jugend an im Kampf mit der Staatsgewalt lag und gewiß soviel wußte wie ein Gendarm, selbst einer im ehrenwerten Range eines Brigadiers. Den Brand also vorhersehend, hatte er das Dach erreicht und hielt sich, geduckt, am Schlot des Kamins fest. Einen Augenblick hatte er die Hoffnung, gerettet zu sein, denn er hörte den Brigadier den beiden Gendarmen rufen und ihnen ganz laut zuschreien: »Er ist nicht mehr darin.«

Allein er sah, sachte den Hals streckend, daß die beiden Gendarmen, anstatt sich zu entfernen, wie es auf einen solchen Zuruf natürlich war, im Gegenteil ihre Aufmerksamkeit verdoppelten.

Auch er schaute nun um sich: Das Stadthaus, ein kolossales Gebäude des sechzehnten Jahrhunderts, erhob sich wie ein finsterer Wall; zu seiner Rechten und durch die Öffnungen des Monuments konnte man in alle Ecken und Winkel des Daches schauen, wie man vom Gipfel eines Berges in das Tal schaut. Andrea sah ein, daß er demnächst den Kopf des Gendarmeriebrigadiers an irgendeiner dieser Öffnungen erblicken würde. Entdeckt... war er verloren; eine Jagd auf den Dächern bot ihm keine Aussicht auf günstigen Erfolg. Er beschloß also, wieder herabzusteigen, nicht auf dem Weg, auf welchem er gekommen war, sondern auf einem ähnlichen Weg. Er spähte nach jenem von den Kaminen, aus dem er keinen Rauch steigen sah, erreichte ihn auf dem Dach kriechend und verschwand durch die Mündung desselben, ohne von jemanden gesehen zu werden. Im selben Moment öffnete sich ein kleines Fenster des Stadthauses, durch welches der Gendarmeriebrigadier den Kopf streckte. Einen Augenblick blieb dieser Kopf unbeweglich, wie eines von jenen Steinbildern, die das Gebäude schmücken, dann verschwand der Kopf mit einem langen Seufzer getäuschter Erwartung. Ruhig und würdevoll wie das Gesetz, dessen Repräsentant der Brigadier war, ging er fort, ohne auf die tausend Fragen der auf dem

Platz wimmelnden Menge zu antworten, und kehrte in den Gasthof zurück.

»Nun denn?« fragten die beiden Gendarmen.

»Nun denn, meine Kinder«, antwortete der Brigadier, »der Räuber muß sich wirklich diesen Morgen frühzeitig aus dem Staube gemacht haben; allein wir wollen zur Überwachung auf die Straße von Villers-Cotterêts und Noyon eine Mannschaft entsenden und den Wald durchsuchen, worin wir ihn unzweifelhaft wieder erwischen werden.«

Der ehrenwerte Staatsanwalt hatte kaum mit der den Gendarmeriebrigadieren eigentümlichen Betonung jenes sonore Nebenwort von sich gegeben, als ein langer, von dem verdoppelten Klang einer Schelle begleiteter Schreckensschrei im Hof des Gasthauses widerhallte.

»Oh! Oh! Was ist dies?« rief der Brigadier aus.

»Ein Reisender, der sehr Eile zu haben scheint«, erwiderte der Wirt. »Auf welchem Zimmer klingelt man?«

»Auf Nummer 3.«

»Laufen Sie hin, Kellner!«

In diesem Augenblick verdoppelte sich das Geschrei und das Getöse der Klingel. Der Kellner begann seinen Lauf.

»Nein!« versetzte der Brigadier, indem er den Diener aufhielt. »Derjenige, welcher schellt, scheint mir etwas anderes zu verlangen als den Kellner, und wir wollen ihm einen Gendarmen auftragen. Wer wohnt in Nummer 3?«

»Der heute nacht in einer Postkalesche mit seiner Schwester angekommene kleine junge Mann, der ein Zimmer mit zwei Betten verlangt hat.«

Die Klingel erscholl zum drittenmal mit einer angstvollen Hast.

»Zu mir her! Herr Kommissar«, rief der Brigadier, »folgen Sie mir, und beeilen Sie Ihre Schritte!«

»Einen Augenblick«, sagte der Wirt. »Zum Zimmer Num-

mer 3 führen zwei Treppen, eine äußere und eine innere.«

»Gut«, entgegnete der Brigadier, »ich werde die innere nehmen, das ist mein Departement. Sind die Karabiner geladen?«

»Ja, Brigadier.«

»Wohlan, wacht an der äußeren Tür, und wenn er fliehen will, drauf gefeuert; er ist ein großer Verbrecher, wie der Telegraph sagt.«

Der Brigadier, vom Kommissar gefolgt, verschwand sogleich auf der inneren Treppe, von dem Lärm begleitet, den seine Offenbarungen über Andrea soeben in der Menge erzeugt hatten.

Folgendes war geschehen: Andrea war sehr geschickt bis zu zwei Dritteln des Kamins herabgerutscht, aber dort angelangt, glitt ihm der Fuß aus, und er war, ungeachtet der Stütze seiner Hände, mit größerer Schnelligkeit und vor allem mit größerem Lärm als er wollte, heruntergefahren. Dies hätte nichts ausgemacht, wenn das Zimmer leer gewesen wäre, aber zum Unglück war es bewohnt. Zwei Frauenzimmer schliefen in einem Bett, und dieser Lärm hatte sie aufgeweckt. Ihre Blicke starrten auf den Punkt hin, von wo der Lärm herkam, und sie sahen durch die Öffnung des Kamins einen Mann erscheinen.

Die Blonde von den beiden Frauenspersonen hatte jenen schrecklichen Schrei ausgestoßen, von dem das ganze Haus erdröhnte, während die andere, die braune, nach der Klingelschnur greifend und sie aus allen ihren Kräften ziehend Lärm machte. Andrea hatte Pech, wie man sieht.

»Haben Sie Erbarmen«, rief er blaß und verwirrt, ohne die Personen anzusehen, an die er sich wendete, »haben Sie Erbarmen! Rufen Sie nicht, retten Sie mich! Ich will Ihnen nichts Böses zufügen.«

»Andrea der Mörder!« rief eine von den beiden jungen Frauenspersonen.

»Eugénie, Mademoiselle Danglars!« murmelte Cavalcanti, von Schrecken in Betäubung übergehend.

»Zu Hilfe! Zu Hilfe!« schrie Mademoiselle d'Armilly, die Klingelschnur aus den erschlafte[n] Händen Eugénies nehmend und mit noch stärkerer Kraft schellend als ihre Gefährtin.

»Retten Sie mich, man verfolgt mich!« sagte Andrea, die Hände ringend. »Haben Sie Mitleid, Erbarmen, liefern Sie mich nicht aus!«

»Es ist zu spät, man kommt herauf«, antwortete Eugénie.

»Wohlan, verstecken Sie mich irgendwo, sagen Sie, daß Sie sich fürchteten, ohne einen Grund zur Furcht zu haben. Lenken Sie den Verdacht von mir ab und Sie werden mir das Leben gerettet haben.«

Die beiden Frauenspersonen, aneinandergeschmiegt, in ihre Decken sich hüllend, blieben stumm bei dieser flehenden Stimme. Alle Besorgnisse, alle Abneigungen drängten sich in ihrem Geist.

»Nun denn, meinetwegen«, sagte Eugénie. »Kehren Sie auf dem Weg zurück, auf welchem Sie gekommen sind, Unglücklicher. Gehen Sie, und wir werden nichts sagen.«

»Da ist er! Da ist er!« rief eine Stimme auf dem Treppenabsatz. »Da ist er! Ich seh' ihn!«

Wirklich hatte der Brigadier sein Auge an das Schloß geschmiegt und Andrea erblickt, der bittend dastand. Ein heftiger Kolbenstoß sprengte das Schloß weg, zwei andere schleuderten die Riegel zurück; die zerschmetterte Tür fiel hinein. Andrea eilte zur anderen Tür, die auf die Galerie des Hofes ging, und öffnete sie, bereit hinabzustürzen. Da standen die beiden Gendarmen mit ihren Karabinern und schlugen auf ihn an. Andrea blieb rasch stehen; aufrecht, blaß, den Körper ein wenig zurückgelegt, hielt er seinen unnützen Dolch in seiner zusammengekrampften Hand.

»Fliehen Sie doch!« rief Mademoiselle d'Armilly, in deren Herz das Mitleid in dem Maße zurückkehrte, als der Schrecken sich daraus entfernte. »Fliehen Sie doch!«

»Oder töten Sie sich!« sagte Eugénie mit dem Ton und der Haltung einer jener Vestalinnen, die in den Arenen mit dem Daumen dem siegenden Gladiator geboten, seinem zu Boden gestürzten Gegner den Garau zu machen.

Andrea bebte und schaute das junge Mädchen mit einem Lächeln der Verachtung an, welches bewies, daß seine Verderbtheit diese erhabene Grausamkeit der Ehre nicht begriff.

»Mich töten?« sagte er, seinen Dolch wegwerfend. »Wozu?«

»Sie haben es ja gesagt«, rief Mademoiselle Danglars aus, »man wird Sie zum Tod verurteilen, wie den niedrigsten Verbrecher hinrichten!«

»Pah!« versetzte Cavalcanti, die Arme verschränkend. »Man hat Freunde.«

Der Brigadier näherte sich ihm, den Säbel in der Faust.

»Nun, nun«, sagte Cavalcanti, »stecken Sie wieder ein, mein wackerer Mann; es lohnt sich nicht der Mühe, so viele Umstände zu machen, da ich mich ergebe.«

Und er reichte seine Hände den Fesseln dar. Die beiden jungen Mädchen schauten mit Schrecken diese abscheuliche Verwandlung an, die vor ihren Augen geschah: Der Mann der vornehmen Gesellschaft legte seine Hülle ab und wurde wieder der Mann des Bagno, ein Zuchthäusler.

Andrea wandte sich zu ihnen um und fragte mit dem Lächeln der Unverschämtheit:

»Haben Sie irgendeinen Auftrag für Ihren Herrn Vater, Mademoiselle Eugénie? Denn aller Wahrscheinlichkeit nach kehre ich nach Paris zurück.«

Eugénie verbarg ihren Kopf in ihren beiden Händen.

»Oh! Oh!« fuhr Andrea fort. »Sie brauchen sich nicht zu

schämen, und ich zürne Ihnen deshalb nicht, daß Sie die Post nahmen, um mir nachzulaufen... War ich nicht fast Ihr Gatte?«

Und nach diesem Spott ging Andrea fort und ließ die beiden Flüchtlinge zurück – den Leiden der Scham und den Bemerkungen der Menge preisgegeben.

Eine Stunde später stiegen beide, mit Frauenkleidern ange-
tan, in ihre Reisekalesche. Man hatte das Tor des Gasthofes geschlossen, um sie den ersten Blicken zu entziehen; allein sie mußten dennoch, als dieses Tor wieder geöffnet wurde, durch eine Doppelreihe von Neugierigen mit flammenden Blicken und murmelnden Lippen fahren. Eugénie ließ die Vorhänge herab; doch auch wenn sie niemand mehr sah, hörte sie noch, und der Lärm des Hohngelächters klang bis zu ihr.

»Oh! Warum ist die Welt nicht eine Wüste!« rief sie aus, indem sie sich in die Arme von Mademoiselle d'Armilly warf, mit vor jener Wut funkelnden Augen, welche Nero zu dem Wunsch trieb, daß die römische Welt nur einen einzigen Kopf haben möchte, um ihn mit einem einzigen Streich abzuschlagen.

Am anderen Tag stiegen sie in Brüssel im Hotel Flandern ab.

Seit dem vorigen Tag saß Andrea in der Conciergerie, dem berühmtesten Pariser Gefängnis.

99. KAPITEL

Das Gesetz

Man sah, wie ungestört Mademoiselle Danglars und Mademoiselle d'Armilly ihren Abgang vollziehen und ihre Flucht bewerkstelligen konnten. Dies geschah, weil jeder zu sehr mit

seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt war, um sich um die ihrigen zu kümmern. Wir lassen den Bankier mit dem Schweiß auf der Stirn, das Gespenst des Bankrotts vor Augen, die ungeheuren Kolonnen seiner Verbindlichkeiten entziffern und folgen der Baronin, die, nachdem sie von der Heftigkeit des Schlags, der sie soeben getroffen hatte, einen Augenblick wie vernichtet schien, fortgegangen war, um ihren gewöhnlichen Ratgeber, Lucien Debray, aufzusuchen.

In der Tat rechnete die Baronin auf diese Heirat, um endlich ihre Vormundschaft aufzugeben, die bei einer Tochter von Eugénies Charakter nur sehr lästig sein konnte; denn in diesen Arten von schweigenden Verträgen, die das hierarchische Band der Familie aufrecht halten, ist die Mutter wirklich die Gebieterin ihrer Tochter nur unter der Bedingung, daß sie stets ein Muster an Klugheit und ein Vorbild an Vollkommenheit ist.

Nun aber fürchtete Madame Danglars Eugénies Scharfsichtigkeit und die Ratschläge von Mademoiselle d'Armilly. Sie hatte gewisse, von ihrer Tochter auf Debray geworfene, verächtliche Blicke bemerkt, die zu bedeuten schienen, daß ihre Tochter das ganze Geheimnis ihrer Liebes- und Geldverhältnisse mit dem geheimen Sekretär kenne. Allerdings hätte eine scharfsinnigere und tiefere Auslegung der Baronin vielmehr gezeigt, daß Eugénie Debray verachtete: nicht weil er im väterlichen Haus ein Stein des Anstoßes und Skandals war, sondern weil sie ihn geradezu in die Klasse jener Zweifler reihte, welche Plato nicht mehr Menschen zu nennen versuchte und welche Diogenes durch die Umschreibung von Tieren mit zwei Füßen und ohne Federn bezeichnete.

Madame Danglars bedauerte von ihrem Standpunkt aus, und unglücklicherweise hat auf dieser Welt jedermann seinen eigenen Standpunkt, der ihn hindert, den der übrigen zu sehen – Madame Danglars, sagen wir, bedauerte also unendlich, daß aus Eugénies Heirat nichts wurde, nicht weil diese Heirat in jeder Hinsicht passend gewesen wäre und das Glück ihrer

Tochter begründen sollte, sondern weil diese Heirat ihr ihre Freiheit wiedergegeben hätte.

Sie eilte also, wie gesagt, zu Debray, der, nachdem er, wie ganz Paris, bei dem Abendzirkel des Heiratsvertrages und des daraus erfolgten Skandals gegenwärtig gewesen war, sich beeilt hatte, in seinen Club zu gehen. Hier sprach er mit einigen Freunden von dem Ereignis, das jetzt dreiviertel jener im höchsten Grad klatschsüchtigen Stadt, die man die Weltstadt nennt, den Gesprächsstoff lieferte.

In dem Augenblick, da Madame Danglars, mit einem schwarzen Kleid angetan und unter einem langen Schleier versteckt, die Treppe zu Debrays Wohnung hinaufging, und zwar ungeachtet der ihr vom Portier erteilten Versicherung, daß der junge Mann nicht zu Hause sei, beschäftigte sich Debray mit der Ablehnung der Zumutungen eines Freundes: Der versuchte ihm zu beweisen, daß nach dem soeben stattgefundenen Vorfall, es seine Pflicht als Hausfreund sei, Mademoiselle Eugénie Danglars und ihre zwei Millionen zu heiraten.

Debray wehrte sich wie ein Mann, dem nichts lieber ist, als überwunden zu werden; denn oft war dieser Gedanke von selbst in seinem Geist aufgetaucht. Als er später Eugénie kannte, ihren unabhängigen und stolzen Charakter, beschränkte er sich bisweilen wieder ganz auf die Defensive, wandte ein, daß diese Heirat unmöglich sei, gänzlich unmöglich, wobei er heimlich durch den bösen Gedanken sich ergötzen ließ, der, nach der Behauptung aller Moralisten, unaufhörlich dem redlichsten und unschuldigsten Mann zusetzt, in der Tiefe seiner Seele wachend, wie Satan hinter dem Kreuz wacht. Der Tee, das Spiel, die interessanteste Konversation, wie man sieht, weil man so wichtige Angelegenheiten darin erörterte, dauerten bis ein Uhr morgens.

Von Luciens Kammerdiener hineingeführt, wartete inzwischen Madame Danglars, verschleiert und pochenden Herzens, im kleinen grünen Salon zwischen zwei Blumenkörb-

chen, die sie selbst am Morgen gesandt und die Debray, man muß es gestehen, persönlich geordnet, gereiht und mit einer Sorgfalt ausgeputzt hatte, die bewirkte, daß die arme Frau ihm seine Abwesenheit verzieh.

Um elf Uhr vierzig Minuten stieg Madame Danglars, des vergeblichen Wartens überdrüssig, wieder in die Kutsche und ließ sich nach Hause fahren.

Die Damen einer gewissen gehobenen Gesellschaft haben in Liebesverhältnissen mit den Grisetten gemein, daß sie in der Regel selten nach Mitternacht heimkehren. Die Baronin betrat daher ihr Haus mit ebenso großer Vorsicht, wie Eugénie tat, um es zu verlassen. Sie ging mit gepreßtem Herzen die Treppe ihrer Wohnung hinauf, die, wie man weiß, an jene Eugénies stieß. Sie fürchtete so sehr, irgendeine Deutung zu veranlassen, denn die arme, wenigstens in diesem Punkt achtenswerte Frau, glaubte ganz fest an die Unschuld ihrer Tochter und an ihre Anhänglichkeit an das väterliche Haus. In ihrem Zimmer angekommen, horchte sie an Eugénies Tür und versuchte einzutreten, da sie kein Geräusch hörte; allein die Riegel waren vorgeschoben.

Madame Danglars glaubte, daß Eugénie, von den schrecklichen Gemütsbewegungen des Abends ermüdet, sich zu Bett gelegt habe und schlafe. Sie rief die Zofe und fragte sie.

»Mademoiselle Eugénie«, antwortete die Zofe, »ging mit Mademoiselle d'Armilly in ihr Zimmer; dann tranken sie miteinander Tee, wonach sie mich mit der Äußerung fortschickten, daß sie meiner nicht mehr bedürften.«

Seitdem war die Zofe in der Küchenstube und glaubte, wie jedermann, daß die beiden jungen Personen in ihrer Wohnung seien.

Madame Danglars legte sich also, ohne den Hauch eines Verdachts, in ihr Bett, aber ihr Geist, in bezug auf die Personen ruhig, sann über das Ereignis nach. In dem Maße, als ihre Ideen in ihrem Kopf sich erhellten, wurde die Ehevertragssze-

ne größer: Es war kein Skandal mehr, es war ein Aufruhr; es war keine Schande mehr, es war eine Schmach. Wider ihren Willen erinnerte sich dann die Baronin, daß sie mit der armen Mercédès kein Mitleid fühlte, als ein ebenso großes Unglück diese kürzlich mit Mann und Sohn traf.

»Eugénie«, sagte sie bei sich, »ist verloren, und wir sind es auch. Die Sache, wie man sie darstellen wird, bedeckt uns mit Schande; denn in einer Gesellschaft wie der unsrigen sind gewisse Lächerlichkeiten frische, blutende, unheilbare Wunden. Welches Glück«, murmelte sie, »daß Gott Eugénie diesen sonderbaren Charakter verlieh, der mich so oft zittern machte!«

Und ihr Blick wandte sich dankbar zum Himmel, dessen geheimnisvolle Vorsehung alles im voraus nach den Ereignissen verfügt, die eintreten müssen, und einen Fehler, sogar ein Laster, bisweilen in ein Glück verwandelt. Dann schwebte ihr Gedanke über dem Raum wie der Vogel mit ausgebreiteten Schwingen über einen Abgrund und verweilte bei Cavalcanti. Dieser Andrea war ein Schurke, ein Räuber, ein Mörder, und doch besaß dieser Andrea Manieren, welche eine Halberziehung, wenn nicht eine vollständige Erziehung anzeigten. Dieser Andrea hatte sich in der vornehmen Welt mit dem Anschein eines großen Vermögens, mit der Stütze ehrenwerter Namen vorgestellt.

Wie soll man in diesem Labyrinth klar sehen? An wen soll man sich wenden, um dieser peinlichen Lage zu entgehen?

Debray, zu dem sie in der ersten Regung einer Frau eilte, die Beistand bei dem Mann sucht, den sie liebt und der sie bisweilen ins Verderben stürzt, Debray konnte ihr nur einen Rat geben – sie mußte sich an einen Mächtigeren wenden, als er war.

Die Baronin dachte dann an Monsieur de Villefort. Monsieur de Villefort hatte Cavalcanti verhaften lassen und schonungslos die Verwirrung in ihre Familie gebracht, als wären

sie einander fremd. Doch nein; bei näherer Erwägung war der Staatsanwalt kein schonungsloser Mann; er war als obrigkeitlicher Beamter ein Sklave seiner Pflichten, ein loyaler und fester Freund, der zwar auf eine rauhe Weise, aber mit sicherer Hand den Skalpellschnitt in die Fäulnis getan hatte. Er war kein Henker mehr, sondern ein Wundarzt, ein Wundarzt, der vor den Augen der Welt die Ehre der Danglars von der Schmach dieses verderbten jungen Mannes abtrennen wollte, den sie der Welt als ihren Schwiegersohn vorgestellt hatten. So wie Monsieur de Villefort, der Freund der Familie Danglars, handelte, war nicht mehr zu vermuten, daß er etwas im voraus gewußt und bei Andreas Schlichen abwartend mitgewirkt hatte.

Villeforts Benehmen erschien also, bei näherer Würdigung, der Baronin wieder in einem Licht, das sie sich zu ihrem gemeinsamen Vorteil erklärte. Aber damit mußte es die Unbeugsamkeit des Staatsanwalts bewenden lassen: Sie wollte ihn am anderen Tag besuchen und von ihm erwirken, seine richterlichen Pflichten mit möglichst großer Nachsicht auszuüben, wenn er sie nicht außer acht lassen könne. Die Baronin wollte die Vergangenheit anrufen, seine Erinnerungen verjüngen; sie wollte im Namen einer schuldvollen, aber glücklichen Zeit anflehen, die Sache zu unterdrücken oder wenigstens Cavalcanti entfliehen lassen... Villefort bräuchte nur in eine andere Richtung blicken und könnte dann die Angelegenheit bereinigen, in dem ein Urteil in Abwesenheit des Täters gefällt werden würde. Dann erst entschlummerte sie ruhig.

Am andern Tag um neun Uhr stand sie auf, kleidete sich an, ohne ihrer Zofe zu klingeln, ohne wem immer ein Existenzzeichen zu geben, und ging, ebenso einfach angezogen wie am vorigen Tag die Treppe hinab, verließ das Haus, begab sich in die Rue Provence, stieg in eine Kutsche und ließ sich zum Haus des Monsieur de Villefort fahren.

Seit einem Monat bot dieses verfluchte Haus den traurigen Anblick eines Lazaretts, worin die Pest ausgebrochen: Ein

Teil der Wohnung war völlig nach innen und außen abgeriegelt. Die Fensterläden wurden nur einen Augenblick aufgemacht, um frische Luft einzulassen; man sah dann an diesem Fenster den verstörten Kopf eines Lakaien erscheinen, dann schloß sich das Fenster wieder, wie die Steinplatte eines Grabes auf eine Grabstätte zurücksinkt, und die Nachbarn sagten zueinander:

»Werden wir heute wieder einen Sarg aus dem Hause des Herrn Staatsanwaltes kommen sehen?«

Madame Danglars wurde bei dem Anblick dieses trostlosen Hauses von einem Schauer durchrieselt. Sie stieg aus ihrer Kutsche, näherte sich mit weichen Knien der verschlossenen Tür und schellte. Erst auf das dritte Mal widerhallte die Glocke, deren klägliches Klang auch an der allgemeinen Traurigkeit Anteil zu nehmen schien. Ein Portier kam zum Vorschein, der die Tür gerade nur so weit öffnete, um seinen Worten einen Ausgang zu verschaffen. Er sah eine Frau, eine Madame der vornehmen Welt, eine elegant gekleidete Frau, und dennoch blieb die Tür fortwährend fast geschlossen.

»So öffnen Sie doch!« sagte die Baronin.

»Vor allem, Madame, wer sind Sie?« fragte der Portier.

»Wer ich bin? Sie kennen mich doch.«

»Wir kennen niemanden mehr, Madame.«

»Sind Sie denn verrückt, mein Freund?« rief die Baronin aus.

»In wessen Namen kommen Sie?«

»Oh! Dies ist zu stark.«

»Madame, es ist Befehl, entschuldigen Sie mich; Ihr Name?«

»Frau Baronin Danglars. Sie sahen mich zwanzigmal.«

»Es ist möglich, Madame. Nun, was wollen Sie?«

»Oh! Wie sonderbar Sie sind! Ich werde mich bei Monsieur de Villefort über die Unverschämtheit seiner Leute beklagen.«

»Madame, es ist nicht Unverschämtheit, es ist Vorsicht. Niemand tritt hier ein, den nicht Doktor d'Avrigny geschickt hat oder der eine Verabredung mit dem Herrn Staatsanwalt nachweisen kann.«

»Wohlan, gerade mit dem Herrn Staatsanwalt habe ich zu tun.«

»Eine dringende Angelegenheit?«

»Sie sehen es wohl schon daran, weil ich noch nicht wieder in meinen Wagen stieg. Doch genug: Hier ist meine Karte, bringen Sie dieselbe Ihrem Herrn.«

»Werden Madame meine Rückkehr erwarten?«

»Ja, gehen Sie.«

Der Portier schloß die Tür wieder und ließ Madame Danglars auf der Straße. Die Baronin wartete jedoch nicht lange; einen Augenblick später ging die Tür in genügender Weite auf, um die Baronin durchzulassen. Sie trat ein, und die Tür verschloß sich wieder hinter ihr.

Im Innenhof angekommen, zog der Portier, ohne die Tür einen Augenblick aus den Augen zu verlieren, ein Pfeifchen aus seiner Tasche und pff. Der Kammerdiener von Monsieur de Villefort erschien auf der Freitreppe.

»Madame werden diesen wackeren Mann entschuldigen«, sagte er, der Baronin entgegengehend, »aber seine Befehle sind strengstens, und Monsieur de Villefort hat mich beauftragt, Madame zu sagen, daß er nicht anders handeln konnte, als er handelte.«

Ein Lieferant war mit denselben Vorsichtsmaßregeln in den Hof geführt worden, und man untersuchte seine Waren genau. Die Baronin ging die Freitreppe hinauf. Sie fühlte sich von dieser Traurigkeit tief ergriffen, welche sozusagen den Kreis ihrer eigenen erweiterte, und wurde, immer im Geleit des Kammerdieners, ohne daß dieser sie einen Augenblick aus den Augen ließ, in das Arbeitszimmer des Staatsanwalts ge-

führt.

Wie beschäftigt Madame Danglars auch mit dem Beweggrund für ihren Besuch war, begann sie sich doch über den Empfang zu beklagen, den sie bei der ganzen Dienerschaft fand, und welcher ihr so unwürdig schien. Aber Villefort hob seinen schmerzgebeugten Kopf empor und schaute sie mit einem so traurigen Lächeln an, daß die Klagen auf ihren Lippen erstarben.

»Entschuldigen Sie meine Diener wegen eines Schreckens, den ich ihnen nicht verargen kann, denn selbst beargwöhnt, sind sie jetzt auch argwöhnisch geworden.«

Madame Danglars hatte in Gesellschaften oft von diesem Schrecken sprechen hören, den der Staatsanwalt ausstrahle, würde aber, ohne die mit ihren eigenen Augen gemachte Erfahrung, nie geglaubt haben, daß diese Ausstrahlung so stark sei.

»Auch Sie sind also unglücklich?« fragte sie.

»Ja, Madame«, antwortete der Staatsanwalt.

»Sie beklagen mich also?«

»Aufrichtig, Madame.«

»Und Sie begreifen, was mich herführt?«

»Sie kommen, um mit mir von dem zu sprechen, was Ihnen begegnete, nicht wahr?«

»Ja, Monsieur, ein entsetzliches Unglück.«

»Das heißt: ein Mißgeschick.«

»Ein Mißgeschick!« rief die Baronin aus.

»Ach! Madame«, antwortete der Staatsanwalt mit seiner unantastbaren Ruhe, »ich habe es dahin gebracht, nur die unersetzlichen Dinge ein Unglück zu nennen.«

»Und glauben Sie, Monsieur, daß man vergessen wird?«

»Man vergißt alles, Madame«, sagte Villefort. »Die Heirat Ihrer Tochter wird morgen geschehen, wenn sie nicht heute

geschieht... in acht Tagen, wenn sie nicht morgen vollzogen wird. Und was das Bedauern der Zukunft von Mademoiselle Eugénie betrifft, so glaube ich nicht, daß Sie einen solchen Gedanken hegen.«

Madame Danglars schaute Villefort ganz erstaunt an, als sie diese fast spöttische Ruhe an ihm bemerkte. – »Bin ich zu einem Freund gekommen?« fragte sie mit einem Ton voll schmerzlicher Würde.

»Ja, wie Sie wissen, Madame«, antwortete Villefort, dessen blasse Wangen sich bei dieser Versicherung, die er gab, mit einer leichten Röte bedeckten.

In der Tat spielte diese Versicherung auf andere Ereignisse an als auf jene, die jetzt die Baronin und ihn beschäftigten.

»Nun gut«, erwiderte die Baronin, »so seien Sie freundlicher, mein lieber Villefort. Sprechen Sie mit mir als Freund und nicht als Beamter, und wenn ich äußerst unglücklich bin, so sagen Sie mir nicht, daß ich heiter sein soll.«

Villefort verbeugte sich. »Wenn ich von Unglücksfällen sprechen höre, Madame«, sagte er, »tritt die seit drei Monaten angenommene widrige Gewohnheit ein, an die meinigen zu denken, und dann entsteht in meinem Innern wider meinen Willen, daß ich selbstsüchtig vergleiche. Deshalb dünkten mir Ihre Unglücksfälle neben den meinigen als ein Mißgeschick. Deshalb schien mir neben meiner traurigen Lage die Ihrige eine beneidenswerte Lage. Doch dies ist Ihnen unangenehm, genug davon. Sie sagten, Madame?«...

»Ich kam, um von Ihnen zu erfahren, mein Freund«, antwortete die Baronin, »wie es mit der Angelegenheit jenes Betrügers steht?«

»Betrüger!« wiederholte Villefort. »Gewiß, Madame, es ist bei Ihnen ein gefaßter Entschluß, gewisse Dinge zu mildern und andere zu übertreiben; Monsieur Andrea Cavalcanti oder vielmehr Monsieur Benedetto ein Betrüger! Sie täuschen sich, Madame, Monsieur Benedetto ist geradezu ein Mörder!«

»Monsieur, ich leugne die Richtigkeit Ihrer Verbesserung nicht, aber je strenger Sie sich gegen diesen Unglücklichen rüsten, desto härter werden Sie unsere Familie treffen. Nun, vergessen Sie ihn einen Augenblick, lassen Sie ihn, anstatt zu verfolgen, entfliehen.«

»Sie kommen zu spät, Madame, die Befehle sind bereits erteilt.«

»Nun denn! Wenn man ihn verhaftet... Glauben Sie, daß man ihn verhaften wird?«

»Ich hoffe es.«

»Wenn man ihn verhaftet (hören Sie, ich vernehme immer, daß die Gefängnisse überfüllt sind), nun denn, lassen Sie ihn im Gefängnis.«

Der Staatsanwalt machte eine verneinende Bewegung.

»Wenigstens so lange, bis meine Tochter verheiratet ist«, fügte die Baronin hinzu.

»Unmöglich, Madame, die Justiz hat Vorschriften.«

»Auch für mich?« fragte die Baronin halb lächelnd, halb ernst.

»Für alle...«, antwortete Villefort, »und für mich selbst, wie für die anderen.«

»Ah!« sagte die Baronin, ohne in Worten das beizufügen, was ihr Gedanke durch diesen Ausruf soeben verraten hatte.

Villefort schaute sie mit jenem Blick an, mit dem er die Gedanken sondierte. »Ja, ich weiß, was Sie sagen wollen«, erwiderte er. »Sie spielen auf jene schrecklichen, in der Welt verbreiteten Gerüchte an, daß alle diese Todesfälle, die mich seit drei Monaten in Trauer kleiden, daß dieser Tod, dem Valentine eben erst wie durch ein Wunder entging, nicht natürlich sind.«

»Daran dachte ich nicht«, entgegnete Madame Danglars rasch.

»Wenn Sie daran dachten, Madame, so war es nur zu ge-

recht, denn Sie konnten nicht anders handeln, als daran denken; und Sie sagten ganz leise bei sich: Du, der du das Verbrechen verfolgst, antworte: Warum gibt es um dich herum Verbrechen, die unbestraft bleiben?« Die Baronin erblaßte.

»Sie sagten dies bei sich, nicht wahr, Madame?«

»Also gut, ich gestehe es.«

»Ich will Ihnen antworten.«

Villefort rückte seinen Lehnstuhl neben den Stuhl der Madame Danglars, stützte seine Hände auf seinen Schreibtisch und sagte mit einer dumpferen Stimme als gewöhnlich:

»Es gibt Verbrechen, die unbestraft bleiben, weil man die Verbrecher nicht kennt und ein unschuldiges Haupt statt eines schuldigen zu treffen fürchtet. Wenn aber die Verbrecher bekannt sein werden«, (Villefort streckte die Hand nach einem großen Kruzifix aus, das seinem Schreibtisch gegenüber hing), »so werden sie, bei dem lebendigen Gott, Madame, wer sie auch sein mögen,... sterben. Jetzt wagen Sie es, Madame, nach dem Schwur, den ich soeben getan und den ich halten werde, mich um Gnade für jenen Elenden zu bitten!«

»Ei, Monsieur«, fragte Madame Danglars, »wissen Sie es gewiß, daß er so schuldig ist, wie behauptet wird?«

»Hören Sie, hier ist sein Akt: Benedetto wurde zuerst in einem Alter von sechzehn Jahren wegen Fälschung zu fünfjähriger Galeerenstrafe verurteilt. Der junge Mann war vielversprechend, wie Sie sehen; dann entsprang er, dann wurde er ein Mörder.«

»Und wer ist dieser Unglückliche?«

»Ei, weiß man dies? Ein Vagabund, ein Korse.«

»Er ist also von niemandem reklamiert worden?«

»Von niemandem; man kennt seine Eltern nicht.«

»Aber jener Mann, der aus Lucca kam?«

»Ist auch ein Gauner, wie er, vielleicht sein Mitschuldiger.«

Die Baronin faltete die Hände. »Villefort!« sagte sie mit ihrer sanftesten und liebkosendsten Stimme.

»Bei Gott! Madame«, antwortete der Staatsanwalt mit einer Festigkeit, die nicht von Trockenheit frei war, »um Gott! Verlangen Sie von mir niemals Gnade für einen Schuldigen! Was bin ich? Das Gesetz. Hat das Gesetz Augen, um Ihre Traurigkeit zu sehen? Hat das Gesetz Ohren, um Ihre sanfte Stimme zu hören? Hat das Gesetz ein Gedächtnis, um von Ihren zartfühlenden Andeutungen Gebrauch zu machen? Nein, Madame, das Gesetz gebietet, und wenn das Gesetz geboten hat, führt es den Schlag! Sie werden mir sagen, ich sei ein lebendes Wesen und nicht ein Gesetzbuch, ein Mensch und nicht ein Band. Schauen Sie mich an, Madame, schauen Sie um mich her: Haben die Menschen mich als Bruder behandelt, haben sie mich geliebt? Sind sie glimpflich mit mir umgegangen, haben sie meiner geschont? Hat jemand Gnade für Monsieur de Villefort verlangt, hat man diesem jemand die Gnade von Monsieur de Villefort gewährt? Nein, nein, nein! Getroffen, immer getroffen! Sie fahren beharrlich fort, Frau, das heißt: Sirene, die Sie sind, mich mit jenem reizenden und ausdrucksvollen Blick anzuschauen, der mich erinnert, daß ich erröten soll. Wohlan! Meinetwegen, ja, erröten über das, was Sie wissen, und vielleicht, vielleicht noch über etwas anderes! Doch seitdem ich selbst fehlte, und vielleicht stärker als die anderen, wohlan, seit jener Zeit lüftete ich die Kleider anderer, um das Geschwür zu finden, und ich fand es immer und sage noch mehr: Ich fand dieses Gepräge der menschlichen Schwäche oder Verderbtheit, mit Glück, mit Freude! Denn jeder Mensch, den ich schuldig fand, und jeder Angeklagte, über den ich die Strafe aussprach, schien mir ein lebendiger Beweis, ein neuer Beweis, daß ich keine gräßliche Ausnahme sei! Ach! Ach! Ach! Die ganze Welt ist böse, Madame, beweisen wir es, und treffen wir den Bösen!«

Villefort sprach die letzten Worte mit einer fieberhaften Wut aus, die seiner Sprache eine wilde Beredsamkeit verlieh.

»Sie sagen aber«, versetzte Madame Danglars, eine letzte Anstrengung versuchend, »daß dieser junge Mann ein Vagabund, eine Waise, von allen verlassen sei.«

»Desto schlimmer, desto schlimmer, oder vielmehr desto besser. Die Vorsehung brachte ihn in diese Lage, damit ihn niemand zu beweinen brauche.«

»Dies heißt gegen den Schwachen sich erbittern, Monsieur.«

»Der Schwache, welcher mordet!«

»Seine Schande fällt auf mein Haus zurück.«

»Habe ich nicht den Tod in dem meinigen?«

»Oh! Monsieur«, rief die Baronin aus, »Sie sind erbarmungslos gegen die anderen! Wohlan, ich sage Ihnen, man wird kein Erbarmen mit Ihnen haben!«

»Meinetwegen!« äußerte Villefort, indem er mit einer drohenden Gebärde seinen Arm zum Himmel erhob.

»Vertagen Sie wenigstens die Sache dieses Unglücklichen, wenn er verhaftet ist, bis zu den nächsten Schwurgerichtssitzungen. Dies wird uns sechs Monate gewähren, damit man es vergißt.«

»Nein«, entgegnete Villefort, »ich habe noch fünf Tage; der Prozeß ist eingeleitet; fünf Tage sind mehr, als ich dazu brauche. Begreifen Sie übrigens nicht, Madame, daß auch ich vergessen muß? Wohlan, wenn ich arbeite, und ich arbeite Tag und Nacht, wenn ich arbeite, gibt es Momente, in denen ich mich nicht mehr erinnere, und wenn ich mich nicht mehr erinnere, bin ich glücklich nach der Art der Toten; doch dies ist noch besser, als zu leiden.«

»Monsieur, er ist entflohen; lassen Sie ihn fliehen, die Untätigkeit ist eine leichte Milde.«

»Ich sagte Ihnen ja, daß es zu spät sei; mit Tagesanbruch spielte der Telegraph, und jetzt... «

»Monsieur«, sagte der Kammerdiener eintretend, »ein Dragoner bringt diese Depesche des Ministeriums des Innern.«

Villefort nahm das Schreiben und erbrach es rasch. Madame Danglars bebte vor Schrecken, Villefort zitterte vor Freude.

»Verhaftet!« rief Villefort aus. »Man hat ihn zu Compiègne verhaftet; es ist zu Ende.«

Madame Danglars erhob sich kalt und bleich.

»Adieu, Monsieur!« sagte sie.

»Adieu, Madame«, antwortete der Staatsanwalt, fast freudig sie zur Tür geleitend. Dann kehrte er an seinen Schreibtisch zurück und sagte, mit dem Rücken der rechten Hand auf das Schreiben schlagend:

»Nun, ich hatte einen Fälscher, ich hatte drei Diebstähle, ich hatte zwei Brandstiftungen – es fehlte mir nur ein Mord: Da ist er. Die Sitzung wird schön sein!«

100. KAPITEL

Die Erscheinung

Wie der Staatsanwalt es zu Madame Danglars sagte, ... Valentine hatte sich noch nicht erholt. Von Müdigkeit wie zerschlagen, hütete sie wirklich das Bett, und in ihrem Zimmer vernahm sie aus dem Mund der Madame de Villefort die von uns eben erst erzählten Ereignisse, nämlich Eugénies Flucht und die Verhaftung von Andrea Cavalcanti oder vielmehr von Benedetto sowie die gegen ihn erhobene Anklage auf Mord. Valentine war jedoch so schwach, daß diese Erzählung vielleicht nicht die Wirkung auf sie hervorbrachte, die sie bei ihrem gewöhnlichen Gesundheitszustand hervorgebracht hätte. In der Tat waren es nur einige dunkle Ideen, einige unklare, mit den seltsamen Ideen und flüchtigen Phantomen gänzlich vermengte Gestalten, die in ihrem kranken Gehirn auftauchten oder vor ihren Augen vorübereilten, und halb verwischte sich

alles, um die persönlichen Eindrücke wieder mit allen ihren Kräften wirken zu lassen.

Den Tag über erschloß sich Valentine die Wirklichkeit noch durch die Anwesenheit Noirtiers, der sich zu seiner Enkelin tragen ließ und dablief, ohne seinen väterlichen Blick von Valentine abzuwenden. Nach seiner Heimkehr aus dem Justizpalast verlebte auch Villefort ein paar Stunden bei seinem Vater und seinem Kind.

Um sechs Uhr ging Villefort in sein Arbeitszimmer; um acht Uhr kam Monsieur d'Avrigny, der den für das junge Mädchen bereiteten nächtlichen Arzneitrunk selbst brachte; dann führte man Noirtier fort. Niemand blieb da, als eine vom Doktor gewählte Wärterin, die ebenfalls sich erst entfernte, als Valentine gegen zehn oder elf Uhr eingeschlafen war.

Als sie herunterkam, übergab sie die Schlüssel zu Valentines Zimmer an Monsieur de Villefort selbst, so daß man nur mehr durch die Wohnung der Madame de Villefort und durch das Zimmer des kleinen Edouard zu der Kranken gehen konnte.

An jedem Morgen kam Morrel zu Noirtier, um sich nach Valentine zu erkundigen: aber... ein außerordentlicher Umstand!... von Tag zu Tag schien Morrel weniger besorgt. Vor allem ging es mit Valentine, obgleich sie an einer heftigen Nervenreizung litt, von Tag zu Tag besser; und dann, hatte ihm nicht Monte Christo gesagt, als er ganz außer sich zu ihm eilte, daß Valentine, wenn sie in zwei Stunden nicht tot wäre, gerettet sein würde? Nun aber lebte Valentine noch, und vier Tage waren verstrichen. Diese nervöse Aufregung, von der wir sprachen, verfolgte Valentine selbst in ihrem Schlaf oder vielmehr in dem Zustand von Schlaflosigkeit, der ihrem Wachen folgte: Dann sah sie in diesem Schweigen der Nacht und in diesem Halbdunkel, welches die auf den Kamin gestellte und in ihrer Alabasterhülle brennende Nachtlampe erzeugte, jene Gestalten vorüberziehen, die das Zimmer der Kranken bevölkern und die das Fieber von seinen bebenden Schwingen

schüttelt. Dann schien es ihr, bald ihre Stiefmutter erscheinen zu sehen, die ihr drohte, bald Morrel, der ihr die Hand reichte, bald ihrem gewöhnlichen Leben beinahe fremde Wesen wie den Grafen von Monte Christo; sogar die Möbel schienen sich in diesen Momenten des Deliriums zu bewegen und umherzuwandeln. Und dies währte so bis zwei oder drei Uhr am Morgen, bis zu dem Moment, da ein bleischwerer Schlaf des jungen Mädchens sich bemächtigte und erst mit Tagesanbruch von ihr wich.

Am Abend, welcher jenem Morgen folgte, an dem Valentine Eugénies Flucht und Benedettos Verhaftung vernahm, und diese Ereignisse, nach kurzer Vermengung mit den Eindrücken ihrer eigenen Existenz, nach und nach aus ihren Gedanken geschieden waren; nach der sukzessiven Entfernung Villeforts, d'Avrignys und Noirtiers, während es zu Saint-Philippe du Roule elf Uhr schlug, und die Wärterin, nachdem sie den vom Doktor bereiteten Arzneitrank auf Griffweite der Kranken gestellt und die Tür ihres Zimmers geschlossen hatte, in der Küchensube, wohin sie sich begab, bebend die Deutungen der Diener hörte und ihr Gedächtnis mit schauerlichen Geschichten anfüllte, die seit drei Monaten die Abendzirkel im Vorzimmer des Staatsanwaltes ergötzten, ereignete sich in diesem so sorgfältig verschlossenen Zimmer eine unerwartete Szene.

Seit dem Fortgehen der Wärterin waren bereits ungefähr zehn Minuten verstrichen. Valentine, seit einer Stunde von jenem Fieber befallen, das allnächtlich wiederkehrte, ließ ihren, von ihrem Willen unabhängigen Kopf jene tätige, einförmige und unversöhnliche Arbeit des Gehirns fortsetzen, das sich erschöpft, unablässig dieselben Gedanken wieder zu erzeugen oder dieselben Gebilde zu ersinnen. Vom Docht der Nachtlampe schwangen sich tausend und tausend Ausstrahlungen los, alle mit dem Gepräge unheimlicher Bedeutungen, als plötzlich, bei ihrem zitternden Schimmer, Valentine ihre Bibliothek, die neben dem Kamin in einer Vertiefung der

Mauer stand, sich langsam öffnen zu sehen glaubte, ohne daß die Angeln, in denen sie sich zu drehen schien, das mindeste Geräusch verursachten.

Zu einer anderen Zeit hätte Valentine nach ihrer Schelle gegriffen und die seidene Schnur derselben ziehend um Hilfe gerufen; aber in dem Zustand, worin sie war, erstaunte sie über nichts mehr. Sie wußte, daß alle diese Erscheinungen, welche sie umgaukelten, die Ausgeburten ihres Deliriums waren, und sie gelangte zu dieser Überzeugung durch den Umstand, daß am Morgen nie eine Spur von jenen Phantomen der Nacht übrigblieb, die mit dem Tag verschwanden. Hinter der Tür erschien eine menschliche Gestalt. Valentine war infolge ihres Fiebers mit diesen Arten von Erscheinungen allzu vertraut, um zu erschrecken; sie sperrte die Augen nur in der Hoffnung weit auf, Morrel zu erkennen. Die Gestalt fuhr fort, ihrem Bett sich zu nähern, dann blieb sie stehen und schien mit gespannter Aufmerksamkeit zu horchen. In diesem Augenblick spielte ein Widerstrahl der Nachtlampe auf dem Gesicht des nächtlichen Besuchers. »Er ist's nicht!« murmelte sie.

Und sie wartete, überzeugt, daß sie träume, bis dieser Mensch, wie dies in Träumen geschieht, verschwände oder in irgendeine andere Person sich verwandeln würde. Nur fühlte sie sich an den Puls, und da sie ihn heftig schlagen spürte, erinnerte sie sich, daß das beste Mittel, diese ungelegenen Erscheinungen zu verscheuchen, das Trinken sei; die Kühle des ohnehin zu dem Zweck bereiteten Getränks, die Aufregungen zu beschwichtigen, über welche sich Valentine bei dem Doktor beklagt hatte, verursachte, durch Milderung des Fiebers, eine Erneuerung der Eindrücke des Gehirns; nach dem Trinken litt sie immer einen Augenblick weniger. Valentine streckte also die Hand aus, um ihr Glas von der Kristallschale zu nehmen, auf der es stand; aber während sie ihren bebenden Arm zum Bett hinausstreckte, machte die Erscheinung wieder zwei Schritte, und rascher als zuvor, zum Bett

hin, und kam so nahe zu dem jungen Mädchen, daß es ihren Atem hörte und den Druck ihrer Hand zu fühlen glaubte. Diesmal übertraf die Täuschung oder vielmehr die Wirklichkeit alles, was Valentine bisher erfahren hatte; sie begann, sich für wohl erwacht und lebend zu halten; sie war sich bewußt, bei voller Vernunft zu sein, und bebte. Der von Valentine gespürte Druck hatte den Zweck, ihren Arm aufzuhalten.

Valentine zog ihn langsam zurück. Dann nahm jene Gestalt, von der sie ihren Blick nicht abwenden konnte und die übrigens mehr beschützend als drohend zu sein schien, das Glas, näherte sich der Nachtlampe und schaute das Getränk an, wie wenn sie die Durchsichtigkeit und Klarheit desselben hätte beurteilen wollen. Doch diese erste Prüfung genügte nicht. Dieser Mann, oder vielmehr dieses Phantom, denn es schritt so leise, daß der Teppich das Geräusch seiner Schritte dämpfte, schöpfte aus dem Glas einen Löffel voll vom Getränk und verschluckte es. Valentine betrachtete, was vor ihren Augen vorging, mit einem mächtigen Gefühl des Erstaunens. Sie glaubte wohl, daß all das zu verschwinden bereit sei, um einem anderen Gebilde Platz zu machen; aber der Mann, anstatt wie ein Schatten zu vergehen, näherte sich ihr, reichte Valentine das Glas und sagte mit einer tiefbewegten Stimme: »Jetzt trinken Sie!«...

Valentine schauderte. Es war das erstemal, daß eine von ihren Erscheinungen mit diesem lebendigen Klang mit ihr sprach. Sie öffnete den Mund, um einen Schrei auszustoßen. Der Mann legte einen Finger auf seine Lippen.

»Herr Graf von Monte Christo!« murmelte sie.

An dem Schrecken, der sich in den Augen des jungen Mädchens ausprägte, an dem Zittern ihrer Hände, an der raschen Gebärde, die sie machte, um sich unter ihre Bettücher zu kauern, konnte man den letzten Kampf des Zweifels mit der Überzeugung erkennen; allein die Anwesenheit Monte Christos bei ihr zu einer solchen Stunde, sein geheimnisvolles, phantastisches, unerklärbares Eintreten durch eine Mauer,

schiene Valentines erschütterter Vernunft als Unmöglichkeit.

»Rufen Sie nicht, erschrecken Sie nicht«, sagte der Graf, »hegen Sie in der Tiefe des Herzens auch nicht einen Schimmer von Verdacht, keinen Schatten von Besorgnis; der Mann, den Sie vor sich sehen (denn diesmal haben Sie recht, Valentine, und es ist keine Täuschung), der Mann, den Sie vor sich sehen, ist der zärtlichste Vater und der ehrerbietigste Freund, von dem Sie träumen könnten.«

Valentine vermochte nicht zu antworten; sie hegte eine so große Furcht vor dieser Stimme, welche ihr die wirkliche Gegenwart desjenigen offenbarte, der sprach, daß sie fürchtete, ihre Stimme beizufügen; aber ihr erschrockener Blick wollte sagen: »Wenn Ihre Absichten rein sind, warum befinden Sie sich hier?«

Bei seiner wundersamen Scharfsichtigkeit begriff der Graf alles, was im Herzen des jungen Mädchens vorging. »Hören Sie mich an«, sagte er, »oder vielmehr schauen Sie mich an; sehen Sie meine geröteten Augen und mein noch blässer Gesicht als gewöhnlich; dies rührt von dem Umstand her, daß ich seit vier Nächten keinen Augenblick ein Auge geschlossen habe; seit vier Nächten wache ich über Sie, beschütze ich Sie, erhalte ich Sie unserem Freund Maximilien.«

Freudig wallendes Blut strömte rasch in die Wangen der Kranken empor; denn der soeben vom Grafen ausgesprochene Name entfernte den Rest des ihr von ihm erregten Mißtrauens.

»Maximilien!« wiederholte Valentine, so süß auszusprechen schien ihr dieser Name. »Maximilien! Er hat Ihnen also alles gestanden?«

»Alles. Er sagte mir, daß Ihr Leben das seinige sei, und ich versprach ihm Ihr Leben.«

»Sie versprachen ihm, daß ich leben werde?«

»Ja.«

»In der Tat, Monsieur, Sie sprachen soeben von Bewachen

und Beschützen. Sind Sie denn Arzt?»

»Ja, und der beste, den Ihnen der Himmel in diesem Moment schicken kann, glauben Sie mir.«

»Sie sagten, daß Sie wachten?« fragte Valentine besorgt.
»Wo denn? Ich sah Sie nicht.«

Der Graf streckte die Hand nach der Bibliothek aus. »Ich war hinter jener Tür verborgen«, sagte er, »diese Tür führt in das anstoßende Haus, das ich mietete.«

Valentine wendete in einer Anwendung züchtigen Stolzes die Augen weg und erwiderte mit dem höchsten Schrecken: »Monsieur, was Sie tun, ist beispielloser Wahnsinn, und dieser Schutz, den Sie mir gewähren, gleicht sehr einer Beschimpfung.«

»Valentine«, versetzte er, »während dieses langen Wachens sah ich nur, welche Leute zu Ihnen kamen, welche Speisen man Ihnen bereitete, welche Getränke man Ihnen brachte; schienen mir diese Getränke gefährlich, dann trat ich ein, wie ich soeben eintrat, leerte Ihr Glas und unterschob dem Gift einen wohltätigen Trank, der, anstatt des Ihnen bereiteten Todes, das Leben in ihren Adern kreisen machte.«

»Das Gift! Der Tod!« rief Valentine aus, die sich von neuem von irgendeiner fieberhaften Erscheinung erfaßt fühlte. »Was sprechen Sie denn da, Monsieur?«

»Still, mein Kind«, antwortete Monte Christo, seinen Finger wieder auf seine Lippen legend. »Ich sagte: das Gift, ja; ich sagte: der Tod, und wiederhole: der Tod; doch trinken Sie vor allem dies...« Der Graf zog aus seiner Tasche ein Fläschchen, eine rote Flüssigkeit enthaltend, von welcher er einige Tropfen in das Glas goß... »Und wenn Sie getrunken haben, dann trinken Sie in dieser Nacht nichts mehr.«

Valentine streckte die Hand aus; aber kaum hatte sie das Glas berührt, als sie dieselbe erschrocken zurückzog. Monte Christo nahm das Glas, trank die Hälfte davon und reichte es Valentine, die lächelnd den Rest der Flüssigkeit austrank, die

es enthielt. »Oh! Ja«, sagte sie, »ich erkenne den Geschmack meiner nächtlichen Tränke, jenes Wassers, das meiner Brust ein wenig Kühlung, meinem Gehirn ein wenig Ruhe gab. Ich danke, Monsieur, ich danke!«

»Sehen Sie, so haben Sie seit vier Nächten gelebt, Valentine«, äußerte der Graf. »Aber wie lebte ich? Oh! Die peinvollen Stunden, die Sie mir bereiteten! Oh! Die furchtbaren Qualen, die Sie mir zufügten, wenn ich in Ihr Glas das tödliche Gift schütten sah, wenn ich fürchtete, daß Sie Zeit finden möchten, es zu trinken, bevor ich Zeit fände, es in den Kamin zu gießen.«

»Sie sagen, Monsieur«, versetzte Valentine mit dem äußersten Schrecken, »daß Sie tausend Qualen erduldeten, wenn Sie das tödliche Gift in mein Glas schütten sahen, so mußten Sie die Person sehen, die es hineinschüttete?«

»Ja.«

Valentine richtete sich auf, über ihren Busen, der bleicher war als der Schnee, den gestickten Batist wieder ziehend, der noch von dem kalten Schweiß des Deliriums feucht war, dem der noch eisigere Schweiß des Schreckens sich beizumischen begann. »Sie haben sie gesehen?« fragte das junge Mädchen.

»Ja«, sagte der Graf zum zweitenmal.

»Was Sie mir sagen, ist entsetzlich, Monsieur, was Sie mir glauben machen wollen, hat etwas Höllisches. Wie, im Hause meines Vaters, wie? In meinem Zimmer, wie? Auf meinem Schmerzenslager fährt man fort, mich zu ermorden? Oh! Entfernen Sie sich, Monsieur, Sie führen mein Gewissen in Versuchung, Sie lästern gegen die göttliche Güte; dies ist unmöglich.«

»Sind Sie denn die erste, welche diese Hand trifft, Valentine? Sahen Sie nicht um Sie her Monsieur de Saint-Méran, Madame de Saint-Méran, Barrois fallen? Hätten Sie nicht Monsieur Noirtier fallen sehen, wenn nicht die ärztliche Kur, die er seit beinahe drei Jahren gebraucht, ihn durch Bekämp-

fung des Giftes vermittelt der Gewöhnung an Gift beschützt hätte?«

»O mein Gott«, sagte Valentine, »deshalb also verlangt seit beinahe einem Monat der gute Papa, daß ich alle seine Getränke teile?«

»Und diese Getränke«, rief Monte Christo aus, »haben einen bitteren Geschmack wie jener der halbdgetrockneten Orangenschale, nicht wahr?«

»Ja, mein Gott, ja!«

»Oh! Dies erklärt mir alles«, erwiderte Monte Christo. »Auch er weiß, daß man hier vergiftet und vielleicht wer vergiftet. Er hat Sie, sein vielgeliebtes Kind, gegen den tödlichen Stoff gesichert und der tödliche Stoff sich an diesem Beginn von Gewohnheit abgestumpft; daher kommt es, daß Sie noch leben, was ich mir sonst nicht erklären könnte, da Sie erst vor vier Tagen mit einem Gift vergiftet wurden, das in der Regel nicht verschont.«

»Aber wer ist denn der Giftmischer, der Mörder?«

»Ich möchte Sie vielmehr fragen: Sahen Sie denn niemals jemand bei Nacht in Ihr Zimmer treten?«

»Allerdings. Oft glaubte ich Schatten vorübergleiten zu sehen, diese Schatten sich nähern, entfernen, verschwinden; ich hielt sie aber für Erscheinungen meines Fiebers, und eben jetzt, da Sie selbst eintraten, wohlan, glaubte ich lange, daß ich im Delirium liege oder träume.«

»Sie kennen also die Person nicht, die Ihnen nach dem Leben strebt?«

»Nein«, antwortete Valentine, »warum sollte jemand meinen Tod wünschen?«

»Dann werden Sie sie kennenlernen«, entgegnete Monte Christo horchend.

»Wieso?« fragte Valentine, mit Schrecken um sich schauend.

»Weil Sie an diesem Abend weder Fieber noch Delirium haben, weil Sie an diesem Abend sehr wach sind, weil es eben Mitternacht schlägt und dies die Stunde der Mörder ist.«

»Mein Gott! Mein Gott!« versetzte Valentine, den Schweiß sich trocknend, der von ihrer Stirn perlte.

In der Tat schlug es langsam und traurig Mitternacht; man hätte meinen mögen, daß jeder Schlag des ehernen Hammers auf das Herz des jungen Mädchens fiel.

»Valentine«, fuhr der Graf fort, »bieten Sie alle Ihre Kräfte zu Ihrem Beistand auf; unterdrücken Sie Ihr Herz in Ihrer Brust, halten Sie Ihre Stimme in Ihrer Kehle an, heucheln Sie Schlaf, und Sie werden sehen, Sie werden sehen.«

»Es dünkt mir, daß ich Geräusch höre«, äußerte sie, »entfernen Sie sich!«

»Adieu, oder vielmehr: auf Wiedersehen!« antwortete der Graf. Dann, mit einem so traurigen und so väterlichen Lächeln, daß das Herz des jungen Mädchens darob von Dankbarkeit durchdrungen wurde, erreichte er auf den Zehen wieder die Tür der Bibliothek. Aber indem er sich umdrehte, bevor er sie wieder hinter sich schloß, sagte er: »Keine Gebärde, kein Wort! Man halte Sie für entschlummert, sonst könnte man Sie vielleicht töten, bevor ich Zeit fände herbeizueilen.«

Und nach dieser furchtbaren Mahnung verschwand der Graf hinter der Tür, die sich hinter ihm still wieder schloß.

101. KAPITEL

Locuste

Valentine blieb allein; zwei andere Pendeluhrn, die später gingen als jene von Saint-Philippe-du-Roule, schlugen noch in verschiedenen Abständen Mitternacht. Mit Ausnahme des

Gerassels einiger entfernter Wagen wurde dann alles wieder still. Nun richtete sich Valentines ganze Aufmerksamkeit auf die Pendeluhr ihres Zimmers, deren Unruhe die Sekunden zeigte. Sie begann die Sekunden zu zählen und bemerkte, daß sie doppelt so langsam waren wie die Schläge ihres Herzens. Und doch zweifelte sie noch; die harmlose Valentine konnte sich nicht vorstellen, daß jemand ihren Tod wünschen sollte; warum? Zu welchem Zweck? Was hatte sie Böses getan, wodurch sie sich einen Feind machen konnte? Es war nicht zu befürchten, daß sie einschlafen würde. Eine einzige Idee, eine schreckliche Idee, hielt ihren Geist in Spannung, nämlich: daß eine Person auf der Welt existiere, welche sie zu ermorden versucht hatte und es wieder versuchen wollte. Wenn diesmal diese Person, überdrüssig, die Unwirksamkeit des Giftes zu sehen, nach dem Stahl greifen sollte, wie Monte Christo ihr sagte! Wenn der Graf nicht Zeit finden sollte herbeizueilen! Wenn sie ihrem letzten Augenblick nahe wäre! Wenn sie Morrel nicht mehr sehen sollte! Bei diesem Gedanken, der sie mit einer erdfahlen Blässe und zugleich mit einem eisigen Schweiß bedeckte, war Valentine bereit, die Klingelschnur zu ergreifen und Hilfe herbeizurufen. Aber es dünkte ihr, durch die Tür der Bibliothek hindurch, das Auge des Grafen funkeln zu sehen, jenes Auge, das auf ihrer Erinnerung lastete und, wenn sie daran dachte, mit solcher Scham sie vernichtete, daß sie sich fragte, ob es der Dankbarkeit jemals gelingen dürfe, die peinliche Wirkung der indiskreten Freundschaft des Grafen zu verwischen. Zwanzig Minuten, zwanzig Ewigkeiten verstrichen so, dann noch weitere zehn Minuten; endlich tat die Pendeluhr, eine Sekunde vorher pausierend, einen sonoren Schlag auf die Glocke. In diesem Moment unterrichtete ein unbemerkbares Kratzen mit dem Nagel an dem Holz der Bibliothek Valentine, daß der Graf wache und ihr zu wachen anempfahl. In der Tat dünkte es Valentine, von der entgegengesetzten Seite her, nämlich in der Richtung von Edouards Zimmer, den Boden knarren zu hören; sie lauschte, ihren fast

erstickten Atem verhaltend; der Drücker der Tür schnarrte, und die Tür drehte sich in ihren Angeln. Valentine hatte sich auf ihren Ellbogen erhoben; sie fand nur noch Zeit, auf ihr Bett zurückzusinken und ihre Augen unter ihrem Arm zu verbergen. Dann wartete sie, zitternd, aufgeregt, das Herz von einem unaussprechlichen Schrecken verkrampft. Jemand näherte sich dem Bett und streifte die Vorhänge. Valentine raffte alle ihre Kräfte zusammen und ließ jenes regelmäßige Murmeln des Atems vernehmen, das einen ruhigen Schlaf verkündet. »Valentine!« sagte ganz leise eine Stimme.

Die nämliche Stille; Valentine hatte gelobt, nicht zu erwachen. Dann blieb alles unbeweglich. Nur hörte Valentine das fast unmerkliche Geräusch einer in das von ihr eben erst geleerte Glas rinnenden Flüssigkeit. Dann wagte sie, unter dem Wall ihres ausgestreckten Armes ihr Augenlid halb zu öffnen. Sie erblickte nun eine Frau in einem weißen Nachtmantel, die in ihr Glas eine schon im voraus in einer Phiole bereitgehaltene Flüssigkeit goß. Während dieses kurzen Augenblicks hielt Valentine vielleicht ihren Atem zurück, oder machte ohne Zweifel irgendeine Bewegung, denn die Frau hielt besorgt inne und neigte sich über ihr Bett, um zu sehen, ob sie wirklich schlafe: Es war Madame de Villefort. Ihre Stiefmutter erkennend, wurde Valentine von einem heftigen Schauer ergriffen, der ihrem Bett eine Bewegung mitteilte. Madame de Villefort glitt sogleich die Wand entlang und erspähte dort, hinter dem Vorhang des Bettes versteckt, stumm, aufmerksam, Valentines mindeste Bewegung. Diese erinnerte sich an Monte Christos schreckliche Worte; es hatte ihr gedünkt, in der Hand, welche die Phiole nicht hielt, eine Art von langem und geschliffenem Messer zu sehen. Nun strengte sich Valentine an, ihre ganze Willensmacht zu ihrem Beistand aufbietend, die Augen zu schließen; aber diese Verrichtung des furchtsamsten unserer Sinne, diese gewöhnlich so einsame Verrichtung, wurde in diesem Moment fast unausführbar, so heftige Anstrengungen machte die gespannte Neugier, dieses

Augenlid aufzudrücken und die Wahrheit zu schauen. Doch durch die Stille, in welcher das gleichmäßige Geräusch des Atems Valentines sich vernehmen zu lassen wieder begann, versichert, daß diese schlief, streckte Madame de Villefort von neuem den Arm aus und goß, durch die am Kopffühle des Bettes zusammengezogenen Vorhänge halb versteckt, den Inhalt ihrer Phiole vollends in Valentines Glas. Dann entfernte sie sich, ohne daß Valentine durch das leiseste Geräusch aufmerksam gemacht wurde, daß sie fortgegangen sei.

Sie hatte den Arm verschwinden sehen, weiter nichts, diesen frischen und runden Arm einer Frau von fünfundzwanzig Jahren, jung und schön, die den Tod einschenkte. Valentines Empfindung während dieser anderthalb Minuten des Aufenthalts der Madame de Villefort in ihrem Zimmer läßt sich unmöglich schildern. Das Kratzen des Nagels an der Bibliothek zog das junge Mädchen aus jenem Zustand der Betäubung, in den sie versunken war, und welcher der Erstarrung glich. Sie hob mit Anstrengung den Kopf empor. Die immer noch stille Tür drehte sich zum zweitenmal in ihren Angeln, und der Graf von Monte Christo erschien wieder.

»Wohlan«, fragte der Graf, »zweifeln Sie noch?«

»O mein Gott!« murmelte das junge Mädchen.

»Sie haben sie gesehen?«

»Ach!«

»Sie haben sie erkannt?«

Valentine stöhnte. »Ja«, antwortete sie, »aber ich kann nicht daran glauben.«

»Es ist Ihnen also lieber, zu sterben und Maximiliens Tod zu veranlassen...?«

»Mein Gott! Mein Gott!« wiederholte das junge Mädchen fast verwirrt. »Aber kann ich denn das Haus nicht verlassen, fliehen...?«

»Valentine, die Hand, welche Sie verfolgt, wird Sie überall

erreichen; durch viel Geld wird man Ihre Diener verführen und der Tod sich unter allen Formen verummmt bei Ihnen einstellen, im Wasser, das Sie an der Quelle trinken, in der Frucht, die Sie vom Baum pflücken werden.«

»Aber sagten Sie denn nicht, daß die Vorsicht des guten Papa mich gegen das Gift verwahrt habe?«

»Gegen ein Gift, und noch dazu nicht in starker Dosis beigebracht; man wird das Gift wechseln oder die Dosis verstärken.«

Er nahm das Glas und tauchte seine Lippen hinein. »Und, sehen Sie«, sagte er, »das ist schon geschehen. Man vergiftet Sie nicht mehr mit Brucin, sondern mit einem einfachen Narkotikum. Ich erkenne den Geschmack des Alkohols, worin man es auflöste. Wenn Sie tranken, Valentine, was Madame de Villefort soeben in Ihr Glas goß, so wären Sie verloren.«

»Aber, mein Gott«, rief das junge Mädchen aus, »warum verfolgt man mich denn so?«

»Wie? Sie sind so sanft, so gut, Sie glauben so wenig an das Böse, daß Sie nicht einmal begriffen haben, Valentine?«

»Nein«, antwortete das junge Mädchen, »ich habe ihr niemals Böses zugefügt.«

»Aber Sie sind reich, Valentine, Sie haben eine Rente von zweimal hunderttausend Livres, und diese Rente von zweimal hunderttausend Livres entziehen Sie ihrem Sohn.«

»Wieso? Mein Vermögen ist nicht das seinige und fällt mir von meinen Eltern zu.«

»Ohne Zweifel, und deshalb sind Monsieur und Madame de Saint-Méran gestorben: Sie sollen Ihre Eltern beerben; deshalb wurde Monsieur Noirtier von dem Tag an, da er Sie zu seiner Erbin einsetzte, dem Tod geweiht, deshalb sollen auch Sie sterben, Valentine, damit Ihr Vater Sie beerbe und Ihr Bruder, dann der einzige Sohn, Ihren Vater beerbe.«

»Edouard? Das arme Kind! Seinetwegen begehrt man alle

diese Verbrechen!«

»Ah! Begreifen Sie endlich!«

»Ah! Mein Gott! Möge nicht all das auf ihn zurückfallen!«

»Sie sind ein Engel, Valentine.«

»Doch mein Großvater? Man hat also darauf verzichtet, ihn zu töten?«

»Man hat überlegt, daß nach Ihrem Tod, sofern keine Enterbung stattfände, das Vermögen natürlicherweise Ihrem Bruder zufiele, und gedacht, daß das Verbrechen, als im Grunde genommen überflüssig, doppelt gefährlich zu begehen wäre.«

»Und im Geist einer Frau konnte ein solcher Anschlag entstehen! Oh! Mein Gott! Mein Gott!«

»Erinnern Sie sich an Perugia, an die Weinlaube im Posthaus, an den Mann im braunen Mantel, den Ihre Mutter über die Aqua-Tossana befragte; wohlan, von jener Zeit an reiste dieses ganze höllische Projekt in ihrem Kopf.«

»Oh! Monsieur«, rief das sanfte junge Mädchen aus, in Tränen zerfließend, »ich sehe wohl, daß ich, wenn es sich so verhält, dem Tod geweiht bin.«

»Nein, Valentine, nein, denn ich habe alle Anschläge vorhergesehen; nein, denn unsere Feindin ist überwunden, weil sie durchschaut ist; nein, Sie werden leben, Valentine, Sie werden leben, um zu lieben und geliebt zu werden, Sie werden leben, um glücklich zu sein und ein edles Herz zu beglücken, aber um zu leben, Valentine, müssen Sie mir Ihr volles Vertrauen schenken.«

»Gebieten Sie, Monsieur, was muß ich tun?«

»Sie müssen blindlings nehmen, was ich Ihnen geben werde.«

»Oh! Gott ist mein Zeuge«, rief Valentine aus, »daß ich, wär' ich allein, lieber sterben würde.«

»Sie werden sich niemandem anvertrauen, selbst nicht Ihrem Vater?«

»Mein Vater gehört nicht zu diesem gräßlichen Komplott, nicht wahr, Monsieur?« fragte Valentine, die Hände faltend.

»Nein, und dennoch soll Ihr Vater, der an juristische Anklagen gewöhnte Mann, vermuten, daß alle diese in seinem Haus geschehenen Todesfälle nicht natürlich sind. Ihr Vater hätte über sie wachen sollen. Er sollte jetzt an dem Platz sein, den ich einnehme; er sollte dieses Glas bereits ausgegossen haben; er sollte bereits gegen den Mörder sich aufgerichtet haben... Gespenst gegen Gespenst«, murmelte er, ganz leise seine Äußerung schließend.

»Monsieur«, versetzte Valentine, »ich werde alles tun, um zu leben, denn es gibt zwei Wesen auf der Welt, die mich so sehr lieben, daß sie sterben würden, wenn ich stürbe: mein Großvater und Maximilien.«

»Ich werde über diese wachen, wie ich über Sie wache.«

»Nun denn, Monsieur, verfügen Sie über mich«, sagte Valentine; dann fügte sie ganz leise bei: »O mein Gott! Mein Gott! Was wird mir widerfahren?«

»Was Ihnen auch widerfahren möge, Valentine, erschrecken Sie nicht! Wenn Sie leiden, wenn Sie das Gesicht, das Gehör, das Gefühl verlieren, so fürchten Sie nichts; wenn Sie wieder erwachen, ohne zu wissen, wo Sie sind, so hegen Sie keine Furcht, sollten Sie auch, wieder erwachend, in irgendeiner Begräbnisstätte oder in einen Sarg genagelt sich befinden. Kommen Sie schnell zur Besinnung und sagen Sie bei sich: ›In diesem Moment wacht ein Freund über mich, ein Vater, ein Mann, der mein Glück und Maximiliens Glück will.«

»Ach! Ach! Welch eine schreckliche Vorstellung!«

»Valentine, wollen Sie lieber Ihre Stiefmutter denunzieren?«

»Ich würde lieber hundertmal sterben, o ja, sterben!«

»Nein, Sie werden nicht sterben, und was Ihnen auch begegnen mag, Sie versprechen es mir, Sie werden sich nicht

beklagen, Sie werden hoffen!«

»Ich werde an Maximilien denken.«

»Sie sind meine vielgeliebte Tochter, Valentine; nur ich kann Sie retten, und ich werde Sie retten.«

Valentine, vom äußersten Schrecken erfaßt, faltete die Hände, denn sie fühlte, daß der Augenblick gekommen sei, Gott um Mut zu bitten, und richtete sich auf, um murmelnd in Worten ohne Zusammenhang zu beten, vergessend, daß ihre weißen Schultern kein anderer Schleier verhüllte als ihr langes Haupthaar und daß man unter der feinen Spitze ihres Nachtmantels ihr Herz pochen sah.

Der Graf legte sachte die Hand auf den Arm des jungen Mädchens, zog die Bettdecke von Samt bis zu ihrem Hals hinauf und sagte mit einem ganz väterlichen Lächeln:

»Meine Tochter, glauben Sie an meine Ergebenheit, wie Sie an die Güte Gottes und an Maximiliens Liebe glauben.«

Valentine heftete einen Blick voll Dankbarkeit auf ihn und blieb gelehrig wie ein Kind unter seinen Schleiern. Dann zog der Graf aus seiner Westentasche die smaragdene Konfektbüchse, öffnete ihren goldenen Deckel und ließ in Valentines Hand eine kleine runde Pastille von der Dicke einer Erbse gleiten. Valentine nahm sie mit der anderen Hand und schaute den Grafen aufmerksam an. Es lag in den Zügen dieses furchtlosen Beschützers ein Widerstrahl der göttlichen Majestät und Macht. Es war offenbar, daß Valentine ihn mit dem Blick fragte.

»Ja«, antwortete dieser.

Valentine steckte die Pastille in ihren Mund und verschluckte sie.

»Und nun auf Wiedersehen, mein Kind«, sagte er, »ich will zu schlafen versuchen, denn Sie sind gerettet.«

»Gehen Sie«, erwiderte Valentine, »was mir auch begegnen mag, ich verspreche Ihnen, keine Furcht zu haben.«

Monte Christo hielt lange seine Augen auf das junge Mädchen geheftet, das nach und nach entschlummerte, von der Macht des einschläfernden Mittels überwältigt, welches der Graf ihr soeben gereicht hatte. Nun nahm er das Glas, goß es zu drei Vierteln in den Kamin, damit man glauben konnte, Valentine habe das Fehlende getrunken, und stellte es wieder auf den Nachttisch; dann verschwand er durch die Bibliothekstür nach einem letzten Blick auf Valentine, die mit dem Vertrauen und der Unschuld eines zu den Füßen des Erlösers liegenden Engels entschlummerte.

102. KAPITEL

Valentine

Die Nachtlampe brannte auf dem Kamin fort, die letzten Öltropfen erschöpfend, die noch auf dem Wasser schwammen. Schon färbte ein rötlicher Kreis den Alabaster der Kugel, schon entknisterten die lebhafteren Flamme jene letzten Aufsprühungen, die bei unbeseelten Wesen jenen letzten Krämpfen des Todeskampfes ähnlich sind, die man so oft mit jenen der armen menschlichen Geschöpfe verglichen hat. Ein schwaches und unheimliches Licht warf einen Opalschimmer auf die weißen Vorhänge und die Betttücher des jungen Mädchens. Alles Geräusch auf den Straßen war verstummt, und die innere Stille furchtbar.

Dann ging die Tür von Edouards Zimmer auf, und ein Kopf, den wir schon kennen, erschien in dem der Tür gegenüberstehenden Spiegel: Madame de Villefort war es, welche zurückkehrte, um die Wirkung des Getränkes zu sehen. Sie blieb auf der Schwelle stehen, hörte das Knistern der Lampe, das einzige in diesem Zimmer vernehmbare Geräusch, das man für unbewohnt hätte halten mögen. Dann näherte sie sich leise

dem Nachttisch, um zu sehen, ob Valentines Glas leer sei. Es enthielt noch, wie gesagt, den vierten Teil.

Madame de Villefort nahm es und goß es in die Asche, die sie umrührte, um das Aufsaugen der Flüssigkeit dadurch zu erleichtern, dann spülte sie sorgfältig das Glas, trocknete es mit ihrem eigenen Taschentuch und stellte es wieder auf den Nachttisch.

Jemand, dessen Blick in das Innere dieses Zimmers hätte dringen können, würde dann die Unschlüssigkeit Madame de Villeforts gesehen haben, ihre Augen auf Valentine zu heften und sich dem Bett zu nähern. Dieser unheimliche Schimmer, diese Stille, diese schreckliche Poesie der Nacht gesellten sich ohne Zweifel zu der furchtbaren Poesie ihres Gewissens; die Giftmischerin fürchtete sich vor ihrem Werk.

Endlich faßte sie ein Herz, schob den Vorhang weg, lehnte sich auf den Kopfpfuhl des Bettes und beugte sich über Valentine. Das junge Mädchen atmete nicht mehr; ihre halb von-einander gesperrten Zähne ließen kein Atom jenes Atems ent-schlüpfen, der das Leben verrät; ihre weiß werdenden Lippen hatten zu beben aufgehört; ihre Augen, in einem violetten Dunst schwimmend, der aus der Haut gesickert schien, bildeten eine weißere Erhebung an der Stelle, wo der Augapfel das Augenlid schwellen läßt, und ihre langen schwarzen Wimpern streiften eine bereits wie Wachs glanzlose Haut.

Madame de Villefort betrachtete dieses Gesicht von einem in seiner Unbeweglichkeit so beredten Ausdruck; sie wagte es dann, hob die Decke auf, und legte ihre Hand auf das Herz des jungen Mädchens. Es war stumm und eisig. Was unter ihrer Hand schlug, war die Pulsader ihrer Finger; sie zog schauernd die Hand zurück. Valentines Hand hing zum Bett heraus; der ganze Teil dieses Armes, der in die Schulter ein-mündete und sich bis zum Hals erstreckte, schien nach einer der Grazien von Germain Pilon modelliert; aber der Vorder-arm war durch ein Zusammenschrumpfen leicht entfaltet, und die Hand von einer so reinen Form, stützte sich, ein wenig

steif und mit gespreizten Fingern, auf das Mahagoni. Die Wurzel der Nägel war bläulich.

Madame de Villefort hegte keinen Zweifel mehr, alles war zu Ende. Das schreckliche Werk, das letzte, welches sie zu verrichten hatte, endlich vollbracht. Die Giftmischerin hatte nichts mehr im Zimmer zu tun; sie trat mit so großer Vorsicht zurück, daß sie sichtbar das Knarren ihrer Schritte auf dem Teppich fürchtete; aber im Zurücktreten hielt sie den Vorhang noch empor, dieses Bild des Todes anstarrend, der seine unwiderstehliche Anziehungskraft übt, solange der Tod nicht Entstellung ist, sondern nur Unbeweglichkeit, solange er das Geheimnis bleibt und nicht in den Ekel sich verwandelt.

Die Minuten verstrichen; Madame de Villefort schien nicht in der Lage, diesen Vorhang fallen zu lassen, den sie wie ein Leichentuch über Valentines Haupt emporgehoben hielt. Sie zahlte dem Nachsinnen ihren Tribut; das Nachsinnen des Verbrechens muß der Gewissensbiß sein.

In diesem Moment verdoppelten sich die Aussprühungen der Nachtlampe. Madame de Villefort schauderte bei diesem Geräusch und ließ den Vorhang wieder fallen. Im nämlichen Augenblick erlosch die Nachtlampe, und eine entsetzliche Finsternis herrschte im Zimmer. Inmitten dieser Finsternis erwachte die Pendeluhr und schlug halb fünf Uhr. Über diese aufeinanderfolgenden Bewegungen erschrocken, erreichte die Giftmischerin, im Finstern tappend, die Tür und kehrte, den Angstschweiß auf der Stirn, in ihr Zimmer zurück.

Die Finsternis dauerte noch zwei Stunden. Dann fiel nach und nach ein bleiches Licht in das Gemach, durch die Latten der Fensterläden sickernd; dann wurde es nach und nach noch stärker und verlieh den Gegenständen und Körpern Farbe und Form.

In diesem Moment erscholl der Husten der Krankenwärterin auf der Treppe, und diese Frau trat mit einer Tasse in der Hand bei Valentine ein. Ein Vater, ein Liebender, hätte auf

den ersten Blick Valentines Tod erkannt; die Gemietete hielt Valentine nur für eingeschlafen.

»Gut«, sagte sie, dem Nachttisch sich nähernd, »sie hat einen Teil ihres Getränks getrunken, das Glas ist zu zwei Dritteln leer.«

Dann ging sie zum Kamin, machte wieder Feuer, setzte sich in ihren Lehnstuhl und benutzte, obgleich sie eben aus ihrem Bett kam, Valentines Schlaf, um noch einige Augenblicke zu schlummern.

Die Pendeluhr weckte sie, acht Uhr schlagend. Dann, erstaunt über diesen hartnäckigen Schlaf, in welchem das junge Mädchen lag, erschrocken über diesen zum Bett hinaushängenden Arm, den die Langschläferin nicht zurückgezogen hatte, näherte sie sich dem Bett und bemerkte erst jetzt diese kalten Lippen und diese eisige Brust. Sie wollte den Arm wieder neben den Leib legen, aber der Arm gab nur mit jener erschreckenden Steifheit nach, welche eine Krankenwärterin nicht verkennen konnte. Sie stieß einen entsetzlichen Schrei aus.

»Zu Hilfe!« schrie sie. »Zu Hilfe!«

»Warum zu Hilfe?« antwortete von der Schwelle der Treppe Monsieur d'Avrigny.

Dies war die gewöhnliche Besuchszeit des Doktors.

»Warum zu Hilfe?« rief Villeforts Stimme, der hastig aus einem Zimmer stürzte. »Doktor, haben Sie nicht zu Hilfe rufen hören?«

»Ja, ja, gehen wir hinauf«, antwortete Monsieur d'Avrigny, »gehen wir schnell hinauf; es ist bei Valentine.«

Doch bevor der Arzt und der Vater eingetreten waren, waren die Diener, die sich im selben Stockwerk in den Zimmern oder in den Korridoren befanden, eingetreten, hoben, als sie Valentine blaß und unbeweglich auf ihrem Bett sahen, die Hände zum Himmel empor und wankten wie vom Schwindel

erfaßt.

»Ruft Madame de Villefort! Ruft Madame de Villefort!« schrie der Staatsanwalt an der Tür des Zimmers, in das einzutreten er nicht zu wagen schien.

Doch anstatt zu antworten, schauten die Diener Monsieur d'Avrigny an, der eingetreten, zu Valentine geeilt war und sie in seinen Armen aufhob.

»Auch diese...«, murmelte er, indem er sie wieder zurücksinken ließ. »O mein Gott! Mein Gott! Wann wirst du müde werden?«

Villefort stürzte in das Gemach.

»Was sagen Sie, mein Gott?« rief er aus, die beiden Hände zum Himmel erhebend. »Doktor!... Doktor!...«

»Ich sage, daß Valentine tot ist«, antwortete Monsieur d'Avrigny mit einer feierlichen und in ihrer Feierlichkeit schrecklichen Stimme.

Villefort brach zusammen, wie wenn seine Beine zerschellt wären, und fiel mit dem Kopf auf Valentines Bett.

Bei den Worten des Doktors, bei dem Schrei des Vaters, entflohen die von Schrecken erfaßten Diener mit dumpfen Verwünschungen; man hörte ihre hastigen Schritte über die Treppen und durch die Korridore, dann eine starke Bewegung in den Höfen, dann wurde es still: Der Lärm verstummte. Vom ersten bis zum letzten hatten sie das verfluchte Haus verlassen.

In diesem Augenblick hob Madame de Villefort, den Arm halb in ihren Morgenmantel gesteckt, den Türvorhang auf; einen Augenblick verweilte sie auf der Schwelle, wie wenn sie die Anwesenden fragen wollte, und rief einige widerstrebende Tränen zu Hilfe. Plötzlich machte sie einen Schritt oder vielmehr einen Sprung vorwärts, die Arme nach dem Nachttisch ausgestreckt. Sie hatte soeben d'Avrigny gesehen, wie er sich neugierig über diesen Tisch beugte und auf ihm das Glas

nahm, welches sie während der Nacht ausgegossen hatte, wie sie gewiß wußte. Das Glas war wieder zu einem Drittel voll, gerade wie es gewesen war, als sie den Inhalt desselben in die Asche schüttete.

Valentines vor der Giftmischerin emporstarrendes Gespenst hätte eine schwächere Wirkung auf sie hervorgebracht. In der Tat, dies ist ja die Farbe des Getränks, das sie in Valentines Glas goß und das Valentine trank; dies ist ja das Gift, welches das Auge des Monsieur d'Avrigny nicht täuschen kann und das Monsieur d'Avrigny aufmerksam betrachtet; dies ist ja ein Wunder, welches ohne Zweifel Gott wirkte, damit ungeachtet jener Vorsichtsmaßregeln des Mörders eine Spur, ein Beweis, eine Denunziation des Verbrechens übrigbleiben sollte.

Inzwischen, während Madame de Villefort unbeweglich stand wie die Bildsäule des Schreckens, während Villefort, den Kopf in den Leintüchern des Sterbebettes verbergend, nichts von dem sah, was um ihn herum vorging, näherte sich d'Avrigny dem Fenster, um mit dem Blick den Inhalt des Glases besser zu prüfen, und kostete davon einen mit der Fingerspitze herausgehobenen Tropfen.

»Aha«, murmelte er, »dies ist nicht mehr Brucin; sehen wir, was es ist!«

Dann eilte er zu einem in eine Apotheke umgewandelten Schrank in Valentines Zimmer, zog aus seinem kleinen silbernen Behälter ein Fläschchen Salpetersäure und ließ einige Tropfen davon in den Opal der Flüssigkeit fallen, die sich sogleich in ein halbes Glas hochrotes Blut verwandelte.

»Ah!« sagte d'Avrigny mit dem Abscheu des Richters, dem die Wahrheit sich offenbart, vermischt mit der Freude des Gelehrten, welchem ein Problem sich enträtselt.

Madame de Villefort drehte sich einen Augenblick um sich selbst; ihre Augen sprühten Flammen, dann erloschen sie; taumelnd suchte sie mit der Hand die Tür und verschwand. Einen Augenblick später hörte man das ferne dumpfe Auf-

schlagen eines Leibes, der auf den Boden stürzte. Aber niemand beachtete es. Die Wärterin war beschäftigt, die chemische Analyse zu betrachten, Villefort immer noch vernichtet. Nur Monsieur d'Avrigny hatte Madame de Villefort nachgeschaut und ihr hastiges Fortgehen bemerkt. Er hob den Türvorhang von Valentines Zimmer auf, und sein Blick konnte durch Edouards Zimmer in das Gemach Madame de Villeforts dringen, die er regungslos auf den Boden hingestreckt erblickte.

»Helfen Sie Madame de Villefort«, sagte er zur Wärterin.
»Madame de Villefort ist unwohl!«

»Aber Mademoiselle Valentine?« stammelte die Wärterin.

»Mademoiselle Valentine braucht keinen Beistand mehr«, antwortete d'Avrigny, »weil Mademoiselle Valentine tot ist.«

»Tot! tot!« seufzte Villefort im Paroxysmus eines um so herzerreißenderen Schmerzes, weil er neu, unbekannt, unerhört für dieses eherne Herz war.

»Tot, sagen Sie!« rief eine dritte Stimme aus. »Wer hat gesagt, daß Valentine tot ist?«

Die beiden Männer kehrten sich um und erblickten an der Tür Morrel aufrecht, blaß, verstört, schrecklich.

Man höre, was geschehen war: Zu seiner gewöhnlichen Stunde und durch die kleine Tür, welche zu Noirtier führte, war Morrel gekommen. Gegen die Gewohnheit fand er die Tür offen; er brauchte also nicht zu schellen und trat ein. Auf dem Vorplatz wartete er einen Augenblick, irgendeinem Diener rufend, der ihn zu dem alten Noirtier bringen sollte. Aber niemand antwortete; die Diener, wie man weiß, hatten das Haus verlassen. Morrel hatte an diesem Tag keinen besonderen Grund zur Besorgnis, wohl aber das Versprechen Monte Christos, daß Valentine leben sollte, und bis jetzt war das Versprechen getreulich gehalten worden. An jedem Abend brachte ihm der Graf gute Nachrichten, welche am anderen Tag Noirtier selbst bestätigte.

Diese Einsamkeit schien ihm jedoch auffallend; er rief zum zweitenmal, zum drittenmal... die nämliche Stille. Dann entschloß er sich, hinaufzugehen. Noirtiers Tür war offen wie die übrigen Türen. Das erste, was er sah, war der Greis in seinem Lehnstuhl, an seinem gewöhnlichen Platz; aber seine aufgesperrten Augen schienen einen inneren Schrecken auszudrücken, die noch die sonderbare, über seine Züge verbreitete Blässe bestätigte.

»Wie geht es Ihnen, Monsieur?« fragte der junge Mann nicht ohne eine gewisse Herzensbeklemmung.

»Gut«, bezeugte der Greis mit seinem Augenblinzeln, »gut.«

Aber die Besorgnis schien in seinem Gesichtsausdruck lebhafter zu werden.

»Sie sind nachsinnend«, fuhr Morrel fort, »Sie bedürfen etwas. Wollen Sie, daß ich einen Ihrer Leute rufe?«

»Ja«, zwinkerte Noirtier.

Morrel zog heftig die Klingelschnur, aber vergebens zog er, daß sie hätte zerreißen mögen, niemand kam. Er kehrte sich zu Noirtier um; die Blässe und die Angst nahmen im Gesicht des Greises zu.

»Mein Gott! Mein Gott!« sagte Morrel. »Warum kommt denn niemand? Ist jemand im Haus krank?«

Noirtiers Augen schienen aus ihren Höhlen zu schießen.

»Was fehlt Ihnen denn?« fragte Morrel. »Sie erschrecken mich. Valentine! Valentine?...«

»Ja! Ja!« blinzelte Noirtier. Maximilien öffnete den Mund, um zu sprechen, aber seine Zunge brachte keinen Laut hervor. Er taumelte und hielt sich an der Vertäfelung fest. Dann streckte er die Hand nach der Tür aus.

»Ja! Ja! Ja!« fuhr der Greis fort.

Maximilien stürzte zur kleinen Treppe, über die er in zwei Sprüngen setzte, während Noirtier ihm mit den Augen zuzusehen schien:

»Schneller! Schneller!«

Eine Minute genügte dem jungen Mann, um durch mehrere, wie der Rest des Hauses einsame Zimmer zu eilen und in das Zimmer Valentines zu gelangen. Er brauchte die Tür nicht aufzudrücken; sie war angelweit offen. Ein Schluchzen war das erste Geräusch, das er vernahm. Er sah wie durch eine Wolke eine schwarze Gestalt knien, von einem wirren Haufen weißer Draperien verhüllt. Die Furcht, die schreckliche Furcht bannte ihn an die Schwelle. Da war es, daß er eine Stimme hörte, welche sagte: »... weil Mademoiselle Valentine tot ist«, und eine zweite Stimme, die wie ein Echo antwortete: »Tot! Tot!«

103. KAPITEL

Maximilien

Villefort erhob sich wieder, fast sich schämend, daß er in dem Anfall dieses Schmerzes gesehen worden war. Der schreckliche Beruf, den er seit fünfundzwanzig Jahren ausübte, hatte dazu geführt, mehr oder weniger als einen Menschen aus ihm zu machen. Sein einen Moment verstörter Blick heftete sich auf Morrel.

»Wer sind Sie, Monsieur«, fragte er, »der Sie vergessen, daß man nicht so in ein Haus tritt, welches der Tod bewohnt? Gehen Sie fort, Monsieur, gehen Sie fort!«

Aber Morrel blieb unbeweglich stehen, er konnte seine Augen nicht von dem schrecklichen Anblick dieses zerwühlten Bettes und dieser bleichen Gestalt abwenden, die auf ihm lag.

»Gehen Sie fort, hören Sie!« schrie Villefort, während auch d'Avrigny vortrat, um bei der Entfernung Morrels mitzuwirken.

Dieser schaute mit verstörter Miene die Leiche an, diese zwei Männer, das ganze Zimmer,... schien einen Augenblick unschlüssig, öffnete den Mund; dann endlich, unfähig ein Wort zu erwidern, ungeachtet des zahllosen Schwarms fataler Gedanken, die in seinem Gehirn wirbelten, ging er fort, mit den Händen in seinen Haaren wühlend, so daß Villefort und d'Avrigny, einen Augenblick von ihrem Nachsinnen abgezogen, nachdem sie ihm nachgeschaut hatten, einen Blick wechselten, welcher sagen wollte: »Er ist wahnsinnig!«

Aber bevor fünf Minuten verstrichen waren, hörte man die Treppe unter einer schweren Last ächzen, und man sah Morrel, der, mit einer übermenschlichen Kraft Noirtiers Lehnstuhl mit seinen Armen aufhebend, den Greis in das erste Stockwerk des Hauses trug. Auf der Treppe oben angekommen, stellte Morrel den Lehnstuhl auf den Boden und rollte ihn rasch in Valentines Zimmer. Dieses ganze Manöver wurde mit einer durch die wahnsinnige Exaltation des jungen Mannes verzehnfachten Kraft ausgeführt. Aber etwas war besonders schrecklich, nämlich das Gesicht Noirtiers, der, von Morrel gerollt, Valentines Bett sich näherte.

In diesem Gesicht entfaltete der Verstand alle seine Hilfsmittel, die Augen vereinigten ihre ganze Macht, um die übrigen Fähigkeiten zu ersetzen. Daher war dieses blasse Gesicht mit dem flammenden Blick für Villefort eine furchtbare Erscheinung. Jedesmal, sooft er mit seinem Vater in Berührung kam, war irgend etwas Schreckliches vorgefallen.

»Sehen Sie, was sie mit ihr getan haben«, rief Morrel, die eine Hand noch auf der Lehne des Armstuhls stützend, den er soeben bis zum Bett gerollt hatte, und die andere gegen Valentine ausstreckend, »sehen Sie, Großvater, sehen Sie!«

Villefort fuhr einen Schritt zurück und schaute mit Erstaunen diesen jungen Mann an, der ihm fast unbekannt war und welcher Noirtier seinen Großvater nannte.

In diesem Moment schien die ganze Seele des Greises in

seine Augen zu treten, die zunächst mit Blut unterliefen; dann schwellen die Adern seines Halses, eine bläuliche Farbe, wie jene, welche die Haut des Fallsüchtigen überzieht, bedeckte ihn, seine Wangen und seine Schläfen; es fehlte diesem inneren Ausbruch des ganzen Wesens nur ein Schrei. Dieser Schrei brach sozusagen aus allen seinen Poren, entsetzlich in seiner Stummheit, herzerreißend in seinem Schweigen.

D'Avrigny stürzte auf den Greis hin und ließ ihn ein heftiges ableitendes Mittel einatmen.

»Monsieur«, rief dann Morrel aus, die untätige Hand des Gelähmten ergreifend, »man fragt, wer ich sei und welches Recht ich habe, hier zu sein. Oh! Sie, der Sie es wissen, sagen Sie es, sagen Sie es!«

Und die Stimme des jungen Mannes erlosch im Schluchzen. Der keuchende Atem des Greises schüttelte seine Brust. Man hätte ihn jenen Aufregungen preisgegeben halten mögen, die dem Todeskampf vorangehen. Endlich stürzten die Tränen aus den Augen Noirtiers, der glücklicher war als der junge Mann, welcher schluchzte, ohne zu weinen. Da sein Kopf sich nicht neigen konnte, schlossen sich seine Augen.

»Sagen Sie«, fuhr Morrel mit erstickter Stimme fort, »sagen Sie, daß ich ihr Verlobter war! Sagen Sie, daß sie meine edle Freundin, meine einzige Liebe auf Erden war! Sagen Sie, sagen Sie, daß diese Leiche mir gehört!«

Und indem der junge Mann das furchtbare Schauspiel einer großen Kraft bot, die zusammenbricht, sank er dumpf vor diesem Bett auf die Knie, das seine verkrampften Finger heftig umklammerten.

Dieser Schmerz war so erschütternd, daß d'Avrigny sich abwendete, um seine Gemütsbewegung zu verbergen, und Villefort, ohne eine weitere Erklärung zu verlangen, von jenem Magnetismus angezogen, der uns zu jenen hindrängt, welche jene geliebt haben, die wir beweinen, reichte seine Hand dem jungen Mann. Doch Morrel sah nichts; er hatte die

eisige Hand Valentines ergriffen und biß brüllend in die Bettücher, da er nicht zu weinen vermochte.

Eine Zeitlang hörte man in diesem Gemach nur den Gleichlaut des Schluchzens, der Verwünschungen und des Gebetes. Und doch übertönte ein Tosen all das: Es war das rauhe und herzerreißende Atemholen, welches bei jedem Luftholen eine von den Springfedern des Lebens in Noirtiers Brust abzusprengen schien.

Endlich nahm Villefort, unter allen am meisten seiner mächtig, nachdem er eine Zeitlang Maximilien seinen Platz sozusagen abgetreten hatte, das Wort.

»Monsieur«, sagte er zu Maximilien, »Sie liebten Valentine, sagten Sie. Sie waren ihr Verlobter. Ich wußte nichts von dieser Liebe, ich kannte diese Verpflichtung nicht, und dennoch verzeihe ich Ihnen; ich, Ihr Vater; denn, ich sehe es, Ihr Schmerz ist groß, wirklich und wahr. Zudem ist auch bei mir der Schmerz zu groß, als daß in meinem Herzen Raum für den Zorn bliebe. Aber, Sie sehen es, der Engel, auf den Sie hofften, ist von der Erde geschieden; sie hat nichts mehr zu tun mit den Anbetungen der Menschen, sie, die jetzt Gott anbetet. Nehmen Sie also Abschied, Monsieur, von der traurigen Hülle, die sie bei uns abgestreift hat; fassen Sie zum letztenmal ihre Hand, auf die Sie hofften, und scheiden Sie auf ewig von ihr. Valentine bedarf jetzt nur mehr des Priesters, der sie segnet.«

»Sie irren sich, Monsieur«, rief Morrel aus, auf ein Knie sich wieder erhebend, das Herz von einem bittereren Schmerz durchbohrt, als er jemals einen fühlte, »Sie irren sich: Da Valentine tot ist, bedarf sie nicht bloß eines Priesters, sondern auch eines Rächers. Monsieur de Villefort, lassen Sie den Priester holen, ich werde der Rächer sein.«

»Was wollen Sie damit sagen, Monsieur?« murmelte Villefort, bei dieser neuen Eingebung von Morrels Delirium zitternd.

»Ich will damit sagen«, fuhr Morrel fort, »daß Sie einen zweifachen Mann vorstellen, Monsieur; der Vater hat genug geweint, der Staatsanwalt beginne sein Amt.«

Noirtiers Augen funkelten, d'Avrigny näherte sich.

»Monsieur«, sprach der junge Mann weiter, mit den Augen alle Gefühle beobachtend, die sich in den Zügen der Anwesenden offenbarten, »ich weiß, was ich sage, und Sie wissen ebenso gut wie ich, was ich sagen will: Valentine ist durch Mord gestorben!«

Villefort senkte den Kopf; d'Avrigny trat wieder einen Schritt näher; Noirtier zeigte mit den Augen: »Ja.«

»Nun aber, Monsieur«, fuhr Morrel fort, »verschwindet in der Zeit, worin wir leben, kein Geschöpf, wäre es auch nicht so jung, wäre es auch nicht so schön, wäre es auch nicht so anbetungswürdig wie Valentine war, auf eine gewaltsame Weise aus der Welt, ohne daß man über sein Verschwinden Rechenschaft verlangt... Auf, Herr Staatsanwalt«, fügte Morrel mit einer steigenden Heftigkeit bei, »kein Erbarmen! Ich melde Ihnen das Verbrechen, suchen Sie den Mörder!«

Und sein unversöhnliches Auge schaute Villefort forschend an, der seinerseits mit dem Blick bald Noirtier, bald d'Avrigny fragte. Aber anstatt bei seinem Vater und bei dem Doktor Beistand zu finden, begegnete Villefort bei jedem nur einem ebenso unbeugsamen Blick wie jenem Morrels.

»Ja!« zwinkerte der Greis.

»Gewiß!« sagte d'Avrigny.

»Monsieur«, versetzte Villefort, den Kampf noch versuchend mit diesem dreifachen Willen und mit seiner eigenen Gemütsbewegung, »Monsieur, Sie täuschen sich: In meinem Haus werden keine Verbrechen begangen. Das unglückliche Verhängnis sucht mich heim, Gott prüft mich, das ist schrecklich zu denken, aber man ermordet niemand!«

Noirtiers Augen flammten, d'Avrigny öffnete den Mund,

um zu sprechen. Morrel streckte, Stille gebietend, den Arm aus.

»Und ich sage Ihnen, daß man hier tötet!« rief Morrel aus, der die Stimme sinken ließ, ohne daß sie etwas an ihrer schrecklichen Schwingung verlor. »Ich sage Ihnen, daß dies das vierte seit einem Monat gefällte Opfer ist! Ich sage Ihnen, daß man schon einmal, vor vier Tagen, Valentine zu vergiften versuchte und der Versuch an den von Monsieur Noirtier getroffenen Vorsichtsmaßregeln scheiterte. Ich sage Ihnen, daß man die Dosis verdoppelt oder die Natur des Giftes verändert und diesmal den Zweck erreicht hat! Ich sage Ihnen, daß Sie all das so gut wissen wie ich, weil dieser Herr da, als Arzt und Freund, Sie davon in Kenntnis gesetzt hat.«

»Oh! Sie sind im Delirium, Monsieur!« versetzte Villefort, indem er vergebens versuchte, aus dem Kreis herauszukommen, worin er sich gefangen fühlte.

»Ich bin im Delirium?« rief Morrel aus. »Nun denn, ich be-rufe mich deshalb auf Monsieur d'Avrigny selbst. Fragen Sie ihn, Monsieur, ob er sich noch der Worte erinnere, die er in Ihrem Garten sprach, in dem Garten dieses Palais, gerade am Abend des Todes der Madame de Saint-Méran, als Sie beide, Sie und er, allein zu sein wähten. Sie sprachen damals von diesem tragischen Tod, bei welchem jenes unglückliche Verhängnis, das Sie erahnen, und Gott, den Sie ungerechterweise beschuldigen, nur insofern beteiligt sind, als sie Valentines Mörder erschaffen haben!«

Villefort und d'Avrigny schauten sich an.

»Ja, ja, erinnern Sie sich«, fuhr Morrel fort, »denn jene Worte, die Sie der Stille und Einsamkeit anvertraut wähten, sind an mein Ohr gedrungen. Gewiß, von jenem Abend an, da ich die strafbare Gefälligkeit von Monsieur de Villefort gegen die seinige sah, hätte ich alles dem Gericht entdecken sollen; ich würde kein Mitschuldiger, wie ich es in diesem Moment bin, an deinem Tod sein, Valentine! Meine vielgeliebte Va-

lentine! Aber der Mitschuldige wird der Rächer werden; dieser vierte Mord ist den Augen aller auf frischer Tat sichtbar, und wenn dein Vater dich aufgibt, Valentine, so werde ich, ich schwöre es dir, den Mörder verfolgen.«

Und diesmal, als wenn die Natur sich endlich dieser kräftigen Organisation erbarmt hätte, die nahe daran war, durch ihre eigene Kraft zu zerbrechen, verklangen die letzten Worte Morrels in seiner Kehle, seine Brust brach in Schluchzen aus, seine so lange widerstrebenden Tränen stürzten aus seinen Augen, er brach in sich selbst zusammen und sank wieder neben Valentines Bett weinend auf die Knie.

Nun kam die Reihe an d'Avrigny.

»Und auch ich«, sagte er mit kräftiger Stimme, »auch ich schließe mich Monsieur Morrel an, um Gerechtigkeit gegen das Verbrechen zu fordern; denn mein Herz empört sich bei dem Gedanken, daß meine feige Gefälligkeit den Mörder ermutigt hat!«

»O mein Gott! Mein Gott!« murmelte Villefort vernichtet.

Morrel hob den Kopf wieder empor und sagte, in den Augen des Greises lesend, die eine übernatürliche Flamme schleuderten.

»Sehen Sie, Monsieur Noirtier will sprechen.«

»Ja«, blinzelte Noirtier mit einem um so schrecklicheren Ausdruck, als alle Fähigkeiten dieses armen, ohnmächtigen Greises in seinem Blick vereint waren.

»Sie kennen den Mörder?« fragte Morrel.

»Ja«, erwiderte Noirtier.

»Und Sie wollen uns leiten?« rief der junge Mann aus. »Hören wir, Monsieur d'Avrigny, hören wir!«

Noirtier schaute den unglücklichen Morrel mit einem melancholischen Lächeln an, mit jenem sanften Lächeln der Augen, welches Valentine so oft glücklich gemacht hatte, und spannte so seine Aufmerksamkeit. Nachdem er die Augen

Morrels an die seinigen sozusagen genietet hatte, wandte er sie nach der Tür.

»Wollen Sie, daß ich fortgehe, Monsieur?« rief Morrel schmerzlich aus.

»Ja«, zwinkerte Noirtier.

»Ach, ach! Monsieur, haben Sie doch Erbarmen mit mir!«

Die Augen des Greises blieben erbarmungslos auf die Tür geheftet.

»Werde ich wenigstens wiederkommen dürfen?« fragte Morrel.

»Ja.«

»Soll ich allein fortgehen?«

»Nein.«

»Wen muß ich mitnehmen? Den Herrn Staatsanwalt?«

»Nein.«

»Den Doktor?«

»Ja.«

»Wollen Sie mit Monsieur de Villefort allein bleiben?«

»Ja.«

»Wird er Sie aber verstehen können?«

»Oh!« erwiderte Villefort, beinahe fröhlich darüber, daß die Untersuchung unter vier Augen geschehen sollte. »Oh! Seien Sie unbesorgt, ich verstehe meinen Vater sehr gut.«

Und obgleich der Staatsanwalt dies mit jenem von uns bezeichneten Ausdruck von Freude sprach, klapperten doch seine Zähne heftig. D'Avrigny nahm Morrels Arm und zog den jungen Mann in das anstoßende Zimmer. Es herrschte dann in diesem Haus eine tiefere Stille als jene des Todes. Endlich, nach Verlauf einer Viertelstunde, ließ sich ein wankender Schritt vernehmen, und Villefort erschien auf der Schwelle des Salons, wo d'Avrigny und Morrel standen, jener nachsinnend, dieser tief gebeugt.

»Kommen Sie!« sagte er.

Und er führte sie zu Noirtiers Lehnstuhl. Morrel schaute dann aufmerksam Villefort an. Das Gesicht des Staatsanwalts war erdfahl; breite, rotfarbene Flecken furchten seine Stirn; zwischen seinen Fingern kreischte eine tausendfältig gedrehte Feder, in Fetzen sich auszackend.

»Meine Herren«, sagte er mit verkrampfter Stimme zu d'Avrigny und Morrel, »meine Herren, Ihr Ehrenwort, daß das schreckliche Geheimnis in uns begraben bleibt?«

Die beiden Männer machten eine Bewegung.

»Ich beschwöre Sie darum!« fügte Villefort bei.

»Aber der Schuldige!« sagte Morrel, »der Mörder! Der Giftmischer...«

»Seien Sie unbesorgt, Monsieur, Gerechtigkeit wird gehandhabt«, versetzte Villefort. »Mein Vater hat mir den Namen des Schuldigen mitgeteilt; mein Vater dürstet nach Rache wie Sie, und doch beschwört mein Vater Sie wie ich, das Geheimnis des Verbrechens zu bewahren. Nicht wahr, mein Vater?«

»Ja«, erwiderte Noirtier entschlossen.

Morrel machte eine Bewegung des Entsetzens und der Ungläubigkeit.

»Oh!« rief Villefort aus, Maximilien bei dem Arm fassend. »Oh, Monsieur, wenn mein Vater, der unbeugsame Mann, den Sie kennen, diese Bitte an Sie stellt, so geschieht es, weil er weiß, seien Sie unbesorgt, weil er weiß, daß Valentine schrecklich gerächt werden wird. Nicht wahr, mein Vater?«

Der Greis gab ein bejahendes Zeichen.

Villefort fuhr fort:

»Er kennt mich, und ich habe ihm mein Wort verpfändet. Beruhigen Sie sich also, meine Herren; drei Tage, ich verlange drei Tage, das ist weniger, als die Justiz verlangen würde, und in drei Tagen wird die Rache, welche ich wegen des

Mordes meines Kindes genommen haben werde, die gleichgültigsten Männer bis in die Tiefe ihres Herzens durchschauern. Nicht wahr, mein Vater?»

Und diese Worte sprechend, knirschte er mit den Zähnen und schüttelte die erstarrte Hand des Greises.

»Wird alles Versprochene gehalten werden, Monsieur Noirtier?« fragte Morrel, während d'Avrigny mit dem Blick fragte.

»Ja!« antwortete Noirtier mit einem Blick Unheil verkündender Freude.

»Schwören Sie also, meine Herren«, sagte Villefort, d'Avrignys und Morrels Hände ineinanderfügend, »schwören Sie, daß Sie Mitleid mit der Ehre meines Hauses haben und mir die Sorge überlassen werden, sie zu rächen?«

D'Avrigny wandte sich ab und murmelte ein sehr schwaches Ja; aber Morrel riß seine Hand aus jener des Staatsanwalts, stürzte zum Bett hin, drückte seine Lippen auf Valentines eisige Lippen und entfloh mit dem langen Stöhnen einer in Verzweiflung vergehenden Seele.

Wir sagten, daß alle Diener verschwunden waren. Monsieur de Villefort war also genötigt, d'Avrigny zu bitten, die so zahlreichen und so delikaten Gänge zu besorgen, welche der Tod in unseren großen Städten veranlaßt, und besonders der von so verdächtigen Umständen begleitete Tod.

Noirtier betreffend, war es etwas Schreckliches, diesen Schmerz ohne Bewegung, diese Verzweiflung ohne Gebärde, diese Tränen ohne Stimme zu sehen.

Villefort kehrte in sein Kabinett zurück; d'Avrigny holte den Amtsarzt, der nach dem Verscheiden die Totenschau vornimmt und den man ziemlich energisch den Totenarzt nennt.

Noirtier wollte seine Enkelin nicht verlassen. Nach Verlauf einer halben Stunde kam Monsieur d'Avrigny mit seinem Kollegen zurück; man hatte die Haustore geschlossen, und da

der Portier mit den übrigen Dienern verschwunden war, mußte Villefort selbst öffnen. Aber er blieb auf dem Treppenabsatz stehen; er hatte den Mut nicht mehr, in das Totenzimmer zu treten. Die beiden Doktoren gingen also allein zu Valentine.

Noirtier war neben dem Bett, blaß wie der Tod, unbeweglich und stumm wie er. Der Totenarzt näherte sich mit der Gleichgültigkeit des Mannes, der die Hälfte seines Lebens bei Leichen zubringt, hob das Leintuch auf, welches das junge Mädchen bedeckte und öffnete nur halb die Lippen desselben.

»Oh«, sagte d'Avrigny, »das arme junge Mädchen ist wohl tot, wie Sie sehen.«

»Ja«, antwortete lakonisch der Arzt, indem er das Leintuch wieder fallen ließ, welches Valentines Gesicht bedeckte.

Noirtier ließ ein dumpfes Röcheln vernehmen. D'Avrigny kehrte sich um; die Augen des Greises funkelten: Der gute Doktor begriff, daß Noirtier seine Enkelin zu sehen verlange; er näherte sich dem Bett, und während der Totenarzt die Finger in das Chlorwasser tauchte, welche die Lippen der Dahingeschiedenen berührt hatten, enthüllte er wieder dieses ruhige und bleiche Antlitz, das jenes eines entschlummerten Engels zu sein schien. Eine Träne, die in Noirtiers Augenwinkel erschien, war der Dank, den der gute Doktor erhielt.

Der Totenarzt setzte sein Protokoll an einer Tischecke in Valentines Zimmer auf und entfernte sich nach dem Vollzug dieser letzten Formalität, vom Doktor geleitet. Villefort hörte sie hinabgehen und erschien wieder an der Tür seines Arbeitszimmers. Er dankte dem Arzt mit einigen Worten und fragte, zu Monsieur d'Avrigny sich wendend:

»Und nun der Priester?«

»Haben Sie einen Geistlichen, dem Sie es vorzugsweise zu übertragen wünschen, bei Valentine zu beten?« fragte d'Avrigny.

»Nein«, antwortete Villefort, »gehen Sie zum nächsten.«

»Der nächste ist ein guter italienischer Abbé«, bemerkte der Arzt, »der in das Haus neben dem Ihrigen einzog. Wollen Sie, daß ich ihn im Vorbeigehen in Kenntnis setze?«

»Monsieur d'Avrigny«, sagte Villefort, »haben Sie die Gefälligkeit, ich bitte Sie, den Herrn zu begleiten. Hier ist der Schlüssel, damit Sie nach Belieben kommen und gehen können. Sie werden den Priester mitbringen und die Güte haben, ihn in das Zimmer meines armen Kindes zu führen.«

»Wünschen Sie, mit ihm zu sprechen, mein Freund?«

»Ich wünsche, allein zu sein. Sie werden mich entschuldigen, nicht wahr? Ein Priester muß alle Schmerzen begreifen, selbst den väterlichen Schmerz.«

Und Monsieur de Villefort gab d'Avrigny einen Hauptschlüssel, grüßte noch einmal den fremden Doktor und kehrte in sein Zimmer zurück, wo er zu arbeiten begann.

Für gewisse Menschen ist die Arbeit ein Mittel gegen alle Leiden.

In dem Augenblick als sie auf die Straße traten, gewahrten sie einen Mann in einem Priesterrock, der auf der Schwelle des anstoßenden Hauses stand.

»Da ist derjenige, von dem ich mit Ihnen sprach«, sagte der Totenarzt zu d'Avrigny.

D'Avrigny trat zu dem Geistlichen hin.

»Monsieur«, sagte er zu ihm, »wären Sie geneigt, einen großen Dienst einem unglücklichen Vater zu leisten, der soeben seine Tochter verlor, dem Herrn Staatsanwalt de Villefort?«

»Ah! Monsieur«, antwortete der Priester mit einer ganz unverkennbaren italienischen Betonung, »ja, ich weiß es, der Tod ist in diesem Hause.«

»Dann brauche ich Ihnen nicht zu erklären, welche Art von Dienst er von Ihnen zu hoffen wagt?«

»Ich war im Begriff, meine Dienste anzubieten, Monsieur«, versetzte der Priester. »Es ist unser Beruf, unseren Pflichten

entgegenzugehen.«

»Es ist ein junges Mädchen.«

»Ja, ich weiß es; ich erfuhr dies von den Dienern, die ich aus dem Haus fliehen sah. Man sagte mir, daß sie Valentine hieß, und ich habe schon für sie gebetet.«

»Ich danke, ich danke, Monsieur«, entgegnete d'Avrigny, »und da Sie Ihr heiliges Amt bereits auszuüben begannen, so belieben Sie, es fortzusetzen. Kommen Sie, um neben der Toten Platz zu nehmen, und eine ganze in Trauer versenkte Familie wird Ihnen dafür sehr dankbar sein.«

»Ich gehe hin, Monsieur«, antwortete der Abbé, »und wage es zu sagen, daß es nie innigere Gebete geben wird als die meinigen.«

D'Avrigny nahm den Abbé bei der Hand und führte ihn, ohne dem in sein Kabinett eingeschlossenen Villefort zu begegnen, in Valentines Zimmer, die den Leichenmännern erst in der folgenden Nacht überlassen werden sollte.

Indem er in das Zimmer trat, war Noirtiers Blick jenem des Abbé begegnet, und ohne Zweifel glaubte er darin etwas Besonderes zu lesen, denn er ließ ihn nicht mehr aus den Augen. D'Avrigny empfahl dem Priester nicht nur die Tote, sondern auch den Lebenden, und der Priester versprach d'Avrigny, Valentine seine Gebete und Noirtier seine Sorgfalt zu weihen. Der Abbé verpflichtete sich hierzu feierlich, und ohne Zweifel, damit weder er in seinen Gebeten noch Noirtier in seinem Schmerz gestört werde, schob er, sowie Monsieur d'Avrigny das Zimmer verlassen hatte, die Riegel nicht nur an jener Tür vor, durch welche der Arzt soeben hinausging, sondern auch an der anderen Tür, die zu Madame de Villefort führte.

104. KAPITEL

Danglars' Unterschrift

Der folgende Tag brach traurig und wolkig an. Die Leichenmänner hatten während der Nacht ihren Dienst verrichtet und die auf das Bett gelegte Leiche in das Grabtuch genäht, welches die Dahingeschiedenen schaurig drapiert, indem es sie, was immer man von der Gleichheit vor dem Tod sagen mag, mit einem letzten Zeugnis des Luxus umgibt, den sie während ihres Lebens liebten. Dieses Grabtuch war nichts anderes als ein Stück prächtiger Batist, den das junge Mädchen vierzehn Tage früher gekauft hatte.

Am Abend hatten zu diesem Zweck herbeigerufene Männer Noirtier aus Valentines Zimmer in das seinige getragen, und wider alle Erwartung hatte der Greis keine Schwierigkeiten gemacht, sich von der Leiche seiner Enkelin zu trennen.

Der Abbé Busoni hatte bis zum Tag gewacht und mit Tagesanbruch sich nach Hause begeben, ohne jemanden zu rufen. Gegen acht Uhr morgens war d'Avrigny wieder gekommen; er war Villefort begegnet, der zu Noirtier ging, und hatte ihn begleitet, um zu erfahren, wie der Greis die Nacht zugebracht habe. Sie fanden ihn in dem großen Lehnstuhl, der ihm als Bett diente, in einem süßen und fast lächelnden Schlaf ruhend. Beide blieben erstaunt auf der Schwelle stehen.

»Sehen Sie«, sagte d'Avrigny zu Villefort, der seinen entschlummerten Vater betrachtete, »sehen Sie, die Natur weiß die heftigsten Leiden zu beschwichtigen; man wird gewiß nicht sagen, daß Monsieur Noirtier seine Enkelin nicht liebte, und doch schläft er.«

»Ja, und Sie haben recht«, antwortete Villefort mit Erstaunen, »er schläft, und dies ist sehr auffallend, denn das mindeste Hindernis hält ihn ganze Nächte lang wach.«

»Der Schmerz hat ihn vernichtet«, versetzte d'Avrigny.

Und beide erreichten nachsinnend das Zimmer des Staatsanwalts.

»Sehen Sie, ich habe nicht geschlafen«, sagte Villefort, indem er d'Avrigny sein unberührtes Bett wies. »Der Schmerz vernichtet mich nicht; seit zwei Nächten legte ich mich nicht zu Bett. Statt dessen aber, sehen Sie meinen Schreibtisch, schrieb ich, mein Gott! Während dieser zwei Tage und dieser zwei Nächte durchwühlte ich diesen Akt und setzte diese Anklage gegen den Mörder Benedetto auf! O Arbeit, Arbeit, meine Leidenschaft, meine Freude, meine Wut, an dir ist es, alle meine Leiden zu vernichten!« Und er drückte krampfhaft d'Avrignys Hand.

»Bedürfen Sie meiner?« fragte der Doktor.

»Nein«, erwiderte Villefort, »nur kommen Sie wieder um elf Uhr, ich bitte Sie; denn um Mittag geschieht die Abfahrt... Mein Gott! Mein armes Kind! Mein armes Kind!«

Und der Staatsanwalt, wieder Mensch geworden, schlug die Augen zum Himmel empor und seufzte.

»Sie werden also im Empfangsalon bleiben?«

»Nein; ich habe einen Vetter, der sich mit dieser traurigen Ehre befaßt. Ich werde arbeiten, Doktor; wenn ich arbeite, verschwindet alles.«

In der Tat war der Doktor kaum vor der Tür, als der Staatsanwalt schon wieder an der Arbeit saß. Auf der Freitreppe begegnete d'Avrigny jenem Verwandten, von welchem Villefort mit ihm sprach, einer in dieser Geschichte wie in der Familie unbedeutenden Person, einem von jenen Wesen, die von Geburt aus die Bestimmung haben, sich auf der Welt zur Nützlichkeit verwenden zu lassen. Er kam pünktlich, schwarz gekleidet, trug einen Flor am Arm und hatte sich zu seinem Vetter mit einem selbstgemachten Gesicht begeben, das er solange wie nötig zu behalten und dann wieder abzulegen gedachte.

Um elf Uhr rollten die Wagen des Leichenzuges auf dem

Pflaster des Hofes, und die Rue Faubourg-Saint-Honoré erdröhnte von dem Gemurmeln der Menge, die gleich gierig ist nach den Freuden wie nach der Trauer der Reichen und zu einer prunkhaften Beerdigung mit der nämlichen Hast rennt wie zur Vermählung einer Herzogin.

Nach und nach füllte sich der Sterbesalon, und man sah vor allem einen Teil unserer alten Bekanntschaften ankommen, nämlich Debray, Château-Renaud, Beauchamp, dann alle Vertreter der höheren Gesellschaft, des Gerichts, der Literatur und der Armee; denn Monsieur de Villefort nahm wegen seiner sozialen Stellung als wegen seines persönlichen Verdienstes einen Rang erster Klasse in der Pariser Welt ein.

Der Vetter blieb an der Tür und ließ jedermann eintreten, und für die Gleichgültigen, man muß es gestehen, war es eine große Erleichterung, hier ein gleichgültiges Gesicht zu sehen, welches von den Eingeladenen keinen heuchlerischen Ausdruck oder falsche Tränen verlangte, wie es ein Vater, ein Bruder oder ein Verlobter getan hätte. Jene, die sich kannten, grüßten sich mit dem Blick und gesellten sich in Gruppen. Eine von diesen Gruppen bestand aus Debray, Château-Renaud und Beauchamp.

»Das arme junge Mädchen«, sagte Debray, indem er, wie es übrigens jeder fast wider seinen Willen tat, diesem schmerzlichen Ereignis einen Tribut zollte, »das arme junge Mädchen, so reich, so schön! Hätten Sie dies gedacht, Château-Renaud, als wir – wie lange ist es her? – vor drei Wochen oder höchstens vor einem Monat kamen, um jenen Vertrag zu unterzeichnen, der nicht unterzeichnet wurde?«

»Meiner Treu, nein«, antwortete Château-Renaud.

»Kannten Sie sie?«

»Ich sprach ein paarmal mit ihr, unter anderem auf dem Ball von Madame de Morcerf; sie schien mir charmant, obgleich von einem etwas melancholischen Geist. Wo ist die Stiefmutter? Wissen Sie es?«

»Sie verlebt den Tag bei der Frau jenes würdigen Herrn, der uns empfängt.«

»Wer ist er?«

»Wer?«

»Der Herr, welcher uns empfängt? Ein Abgeordneter?«

»Nein«, versetzte Beauchamp, »ich bin verurteilt, unsere Ehrenwerten alle Tage zu sehen, und sein Kopf ist mir unbekannt.«

»Sprachen Sie von diesem Todesfall in Ihrem Journal?«

»Der Artikel ist nicht von mir, aber man sprach davon; ich zweifle sogar, daß er dem Herrn Staatsanwalt angenehm ist. Es wird darin gesagt, glaube ich, daß, wenn vier Todesfälle nacheinander auf solche Art anderswo als in dem Hause des Herrn Staatsanwaltes eingetreten wären, der Herr Staatsanwalt gewiß sich mehr darum gekümmert hätte.«

»Übrigens«, äußerte Château-Renaud, »behauptet Doktor d'Avrigny, der der Arzt meiner Mutter ist, daß er im höchsten Grad betrübt sei. Doch wen suchen Sie denn, Debray?«

»Ich suche den Grafen von Monte Christo«, antwortete der junge Mann.

»Ich begegnete ihm auf dem Boulevard, als ich hierherkam. Ich glaube, daß er abzureisen gedenkt; er ging zu seinem Bankier«, sagte Beauchamp.

»Zu seinem Bankier? Ist nicht Danglars sein Bankier?« fragte Château-Renaud Debray.

»Ich glaube... ja«, antwortete der geheime Sekretär mit einer leichten Unruhe, »aber Monsieur de Monte Christo ist nicht der einzige, welcher hier fehlt. Ich sehe Morrel nicht.«

»Morrel! Kannte er sie?« fragte Château-Renaud.

»Ich glaube, daß er nur Madame de Villefort vorgestellt wurde.«

»Gleichviel, er hätte kommen sollen«, bemerkte Debray.

»Wovon wird er heute abend sprechen? Diese Beerdigung ist die Tagesneuigkeit, doch still! Da ist der Herr Minister der Justiz und des Kultus, der sich für verpflichtet erachten wird, dem in Tränen zerfließenden Vetter seine kleine Rede zu halten.«

Und die drei jungen Leute näherten sich der Tür, um die kleine Rede des Herrn Ministers der Justiz und des Kultus zu vernehmen.

Beauchamp hatte die Wahrheit gesprochen; als er der Beerdigungseinladung folgte, war er Monte Christo begegnet, der sich nach dem Haus von Danglars, Rue de la Chaussée d'Antin, verfügte. Der Bankier hatte von seinem Fenster aus den Wagen des Grafen in den Hof fahren sehen und war ihm mit einem betrubten, aber freundlichen Gesicht entgegengegangen.

»Wohlan, Graf«, sagte er, Monte Christo die Hand reichend, »Sie kommen, um mir Ihr Beileid zu bezeigen. Wahrhaftig, das Unglück ist in meinem Hause; so zwar, daß ich mich bei Ihrem Anblick erforschte, um zu erfahren, ob ich dem armen Morcerf kein Unglück gewünscht habe, was das Sprichwort würde gerechtfertigt haben: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Nun denn, auf mein Wort, nein, ich wünschte Morcerf nichts Böses; es war vielleicht ein wenig hochmütig für einen Emporkömmling wie ich, der alles sich selbst verdankte; aber jeder hat seine Fehler. Ah! Glauben Sie ja, Graf, die Leute unserer Generation – aber Verzeihung, Sie gehören nicht zu unserer Generation, Sie sind ein junger Mann – die Leute unserer Generation haben in diesem Jahr kein Glück: Dies beweist unser Puritaner von Staatsanwalt, dies beweist Saint-Villefort, der eben erst auch seine Tochter verlor. Fassen Sie also zusammen: Villefort, wie wir sagten, seine ganze Familie auf eine seltsame Weise verlierend; Morcerf, entehrt und getötet; ich... höchst lächerlich geworden durch die Ruchlosigkeit jenes Benedetto, und dann...«

»Was dann?« fragte der Graf.

»Ach! Sie wissen es also nicht?«

»Irgendein neues Unglück?«

»Meine Tochter...«

»Mademoiselle Eugénie?«

»Eugénie ist fort.«

»Oh! Mein Gott! Was sagen Sie mir da?«

»Die Wahrheit, mein lieber Graf. Mein Gott, wie glücklich sind Sie, weder Frau noch Kinder zu haben!«

»Finden Sie?«

»Ah! Mein Gott!«

»Und Sie sagen, daß Mademoiselle Eugénie...«

»Sie konnte die uns von jenem Elenden zugefügte Schmach nicht ertragen und bat mich um die Erlaubnis zu reisen.«

»Und sie ist abgereist?«

»In der vorigen Nacht.«

»Mit Madame Danglars?«

»Nein, mit einer Verwandten. Wir werden sie aber dennoch verlieren, diese liebe Eugénie; denn ich zweifle, daß sie bei ihrem Charakter, wie ich ihn kenne, einwilligt, jemals nach Frankreich zurückzukommen!«

»Was wollen Sie, mein lieber Baron?« versetzte Monte Christo. »Familienverdrießlichkeiten, Verdrießlichkeiten, die für einen armen Teufel vernichtend sein würden, dessen Kind sein ganzes Vermögen wäre, aber erträglich für einen Millionär. Mögen die Philosophen sagen, was sie wollen, die praktischen Leute werden Sie hierin immer Lügen strafen; das Geld tröstet über viele Dinge, und Sie müssen schneller getröstet sein als irgend jemand, wenn Sie die Heilkraft dieses souveränen Balsams zugeben, Sie, der Finanzkönig, der Brennpunkt aller Gewalten.«

Danglars warf einen Seitenblick auf den Grafen, um zu sehen, ob er spottete oder ernsthaft spreche.

»Ja«, äußerte er, »soviel ist richtig, daß ich, wenn das Vermögen tröstet, getröstet sein muß; ich bin reich.«

»So reich, mein lieber Baron, daß Ihr Vermögen den Pyramiden gleicht; wollte man sie zerstören, so würde man es nicht wagen, würde man es wagen, so könnte man es nicht.«

Danglars lächelte über diese vertrauende Gutmütigkeit des Grafen.

»Dies erinnert mich«, erwiderte er, »daß ich bei Ihrem Eintritt im Begriff war, fünf kleine Anleihen auszustellen; ich hatte bereits zwei davon unterzeichnet; wollen Sie mir erlauben, die drei übrigen zu fertigen?«

»Tun Sie es, mein lieber Baron, tun Sie es.«

Es trat eine Pause des Schweigens ein, während welcher man die Feder des Barons kritzeln hörte, indessen Monte Christo die vergoldeten Gesimse des Plafonds betrachtete.

»Spanische Anleihen«, fragte Monte Christo, »haitische Anleihen, neapolitanische Anleihen?«

»Nein«, antwortete Danglars selbstgenügsam lächelnd, »Anleihen auf den Inhaber, Anleihen auf die Bank von Frankreich. Nun, Herr Graf«, fügte er hinzu, »haben Sie, der Sie der Finanzkaiser sind, wie ich der Finanzkönig bin, viele Papierstückchen von dieser Größe gesehen, von denen jedes eine Million gilt?«

Monte Christo nahm die fünf Papierstückchen, welche ihm Danglars hochmütig reichte, in die Hand, wie um sie zu wägen, und las:

Der Herr Mitdirektor der Bank beliebe auf meine Order und von den von mir hinterlegten Fonds, die Summe von einer Million bezahlen zu lassen, Wert in Rechnung.

BARON DANGLARS.

»Eins, zwei, drei, vier, fünf«, sagte Monte Christo. »Fünf Mil-

lionen! Alle Wetter! Sie treiben es stark, Seigneur Krösus!«

»So betreibe ich die Geschäfte!« versetzte Danglars.

»Dies ist wunderbar, vorzüglich wenn, woran ich nicht zweifle, diese Summe bar bezahlt wird.«

»Dies wird geschehen«, sagte Danglars.

»Es ist schön, einen solchen Kredit zu haben; wahrhaftig, solche Sachen sieht man nur in Frankreich, fünf Papierstückchen im Wert von fünf Millionen, und man muß es sehen, um es zu glauben.«

»Zweifeln Sie daran?«

»Nein.«

»Sie sagen dies mit einem Ton... Nun, machen Sie sich das Vergnügen. Begleiten Sie meinen Kommis in die Bank, und Sie werden ihn mit Anleihen auf den Schatz zu gleichem Betrag herauskommen sehen.«

»Nein«, sagte Monte Christo, die fünf Anweisungen zusammenlegend, »meiner Treu, nein; die Sache ist zu seltsam, und ich werde mich selbst davon überzeugen. Mein Kredit bei Ihnen lautete auf sechs Millionen; hiervon erhob ich neunmal hunderttausend Francs, Sie schulden mir also noch fünf Millionen, einmal hunderttausend Francs. Ich nehme Ihre fünf Papierstückchen, die ich auf die bloße Ansicht Ihrer Unterzeichnung für gut halte, und hier ist eine Hauptquittung über sechs Millionen, die unsere Rechnung in Ordnung bringt. Ich hatte sie im voraus aufgesetzt, denn ich muß Ihnen sagen, daß ich heute sehr dringend Geld brauche.«

Und Monte Christo steckte mit der einen Hand die fünf Anweisungen in seine Tasche, während er mit der anderen dem Bankier seine Empfangsbescheinigung reichte.

Wäre der Blitzstrahl zu den Füßen von Danglars niedergefahren, er hätte ihn mit keinem größeren Schrecken vernichtet.

»Wie!« stammelte er. »Wie! Herr Graf, Sie nehmen dieses

Geld? Doch verzeihen Sie, verzeihen Sie, es ist Geld, das ich den Spitalern schulde, ein Depot, und ich versprach, diesen Morgen zu bezahlen.«

»Ah«, erwiderte Monte Christo, »das ist etwas anderes. Ich bin gar nicht auf diese fünf Anweisungen erpicht; bezahlen Sie mich in anderen Werten; nur der Seltsamkeit wegen nahm ich diese, um überall sagen zu können, daß das Haus Danglars, ohne Aviso, ohne fünf Minuten Aufschub von mir zu verlangen, mir fünf Millionen bar bezahlt habe! Dies wäre merkwürdig gewesen! Doch hier sind Ihre Papiere, ich wiederhole es: Geben Sie mir andere dafür.«

Und er reichte Danglars die fünf Anweisungen, der, erdfahl, anfangs die Hand ausstreckte, wie ein Geier die Klaue durch die Eisenstäbe seines Käfigs streckt, um das Fleisch zurückzuhalten, das man ihm nimmt. Plötzlich besann er sich anders, machte eine heftige Anstrengung und bezwang sich. Dann sah man das Lächeln nach und nach die Züge seines verstörten Gesichts runden.

»Im Grund ist Ihre Quittung Geld«, sagte er.

»O mein Gott, ja, und wenn Sie in Rom wären, würde das Haus Thomson & French ebensowenig Schwierigkeiten erheben, Sie auf meine Quittung zu bezahlen, als Sie selbst deswegen erhoben haben.«

»Verzeihen Sie, Herr Graf, Verzeihung!«

»Ich kann also dieses Geld behalten?«

»Ja«, antwortete Danglars, den Schweiß trocknend, der aus den Wurzeln seiner Haare perlte, »behalten Sie es, behalten Sie es!«

Monte Christo steckte die fünf Anweisungen mit jener unbeschreiblichen Geste in seine Tasche, welche sagen will: »Ei, überlegen Sie; wenn es Sie reut, so ist noch Zeit.«

»Nein«, äußerte Danglars, »nein, es bleibt dabei, behalten Sie meine Unterzeichnungen. Aber, Sie wissen es, es gibt kei-

nen größeren Mann von Förmlichkeit als einen Geldmann; ich bestimmte dieses Geld für die Spitäler und hätte es zu stehlen geglaubt, gäbe ich Ihnen nicht gerade diese, als wäre ein Taler nicht soviel wert wie ein anderer. Entschuldigen Sie!« Und er begann schallend zu lachen, aber gezwungen.

»Ich entschuldige«, antwortete Monte Christo artig, »und stecke ein.« Und er legte die Bons in seine Brieftasche.

»Wir haben aber noch eine Summe von einmal hunderttausend Francs«, sagte Danglars.

»Oh! Die Kleinigkeit!« entgegnete Monte Christo. »Das Agio muß beinahe soviel betragen; behalten Sie sie, und wir sind quitt.«

»Graf«, fragte Danglars, »sprechen Sie ernstlich?«

»Mit den Bankiers scherze ich nie«, antwortete Monte Christo mit einem Ernst, der an Impertinenz streifte.

Und er ging der Tür zu in dem Augenblick, da der Kammerdiener meldete: »Monsieur de Boville, Generaleinnehmer der Spitäler.«

»Meiner Treu«, sagte Monte Christo, »es scheint, daß ich zur rechten Zeit gekommen bin, um Ihre Unterzeichnungen zu erhalten, um die man sich streitet.«

Danglars erblaßte zum zweitenmal und beeilte sich, vom Grafen Abschied zu nehmen. Der Graf von Monte Christo wechselte eine zeremoniöse Begrüßung mit Herrn von Boville, der sich im Wartesalon befand und, so wie Monte Christo fort war, sogleich in das Kabinett des Herrn Danglars geführt wurde. Man hätte das so ernste Gesicht des Grafen bei dem Anblick der Brieftasche, die der Herr Einnehmer der Spitäler in der Hand hielt, mit einem flüchtigen Lächeln sich verklären sehen können.

Vor der Tür fand er seinen Wagen und ließ sich sogleich zur Bank fahren. Indessen ging Danglars, jede Gemütsbewegung unterdrückend, dem Generaleinnehmer entgegen. Es bedarf

keiner Erwähnung, daß das Lächeln und die Artigkeit auf seinen Lippen aufgesetzt waren.

»Guten Morgen«, sagte er, »mein lieber Gläubiger, denn ich wollte wetten, daß Sie als Gläubiger zu mir kommen.«

»Sie haben es erraten, Herr Baron«, erwiderte Monsieur de Boville, »die Spitäler erscheinen vor Ihnen in meiner Person; die Witwen und Waisen bitten Sie um ein Almosen von fünf Millionen durch meine Hände.«

»Und man sagt, daß die Waisen zu beklagen sind«, entgegnete Danglars, den Scherz verlängernd, »die armen Kinder!«

»Hier bin ich also in ihrem Namen«, sagte Herr von Boville, »Sie haben sicherlich gestern meinen Brief erhalten?«

»Ja.«

»Hier bin ich mit meiner Quittung.«

»Mein lieber Monsieur de Boville«, sagte Danglars, »Ihre Witwen und Waisen werden, wenn es Ihnen beliebt, die Güte haben, vierundzwanzig Stunden lang zu warten, da Monsieur de Monte Christo, den Sie soeben von hier fortgehen sahen... Sie sahen ihn, nicht wahr?«

»Ja, nun denn?«

»Nun denn, Monsieur de Monte Christo nahm Ihre fünf Millionen mit!«

»Wieso?«

»Der Graf hatte einen unumschränkten Kredit auf mich, einen vom Hause Thomson & French in Rom eröffneten Kredit; er kam, um eine Summe von fünf Millionen auf einmal von mir zu verlangen; ich gab ihm eine Anweisung auf die Bank; dort sind meine Fonds deponiert, und ich fürchtete, wie Sie begreifen, daß es dem Herrn Mitdirektor sehr sonderbar schiene, wenn ich am nämlichen Tag zehn Millionen von ihm zurücknähme. In zwei Tagen«, fügte Danglars lächelnd bei, »ist es etwas anderes.«

»Warum nicht gar!« rief Monsieur de Boville mit dem Ton

der vollständigsten Ungläubigkeit aus. »Fünf Millionen diesem Herrn, der soeben fortging und der mich im Fortgehen grüßte, als ob ich ihn kenne?«

»Vielleicht kennt er Sie, ohne daß Sie ihn kennen. Monsieur de Monte Christo kennt jedermann.«

»Fünf Millionen!«

»Hier ist seine Quittung. Machen Sie es wie der heilige Thomas: Sehen Sie und berühren Sie.«

Monsieur de Boville nahm das Papier, welches ihm Danglars reichte, und las: »Empfangen von Herrn Baron Danglars die Summe von fünf Millionen einhunderttausend Francs, für die er sich nach Belieben auf das Haus Thomson & French in Rom bezahlt machen wird.«

»Meiner Treu, es ist wahr«, sagte er.

»Kennen Sie das Haus Thomson & French?«

»Ja«, antwortete Monsieur de Boville, »ich hatte ehemals ein Geschäft von zweimal hunderttausend Francs mit ihm, aber ich hörte seitdem nicht mehr von ihm sprechen.«

»Es ist eines der besten Häuser in Europa«, sagte Danglars, indem er auf seinen Schreibtisch nachlässig die Quittung warf, die er soeben aus den Händen von Monsieur de Boville zurückempfungen hatte.

»Und er hatte also von Ihnen ganz einfach fünf Millionen zu beziehen? Ah! Dieser Graf von Monte Christo ist ja demnach ein Nabob?«

»Meiner Treu, ich weiß nicht, wer er ist, aber er hatte drei unbeschränkte Kredite: einen auf mich, einen auf Rothschild, einen auf Laffitte, und wie Sie sehen«, fügte Danglars nachlässig bei, »gab er mir den Vorzug, indem er mir einmal hunderttausend Francs für das Agio ließ.«

Monsieur de Boville gab alle Zeichen der höchsten Bewunderung.

»Ich muß ihn besuchen«, sagte er, »um irgendeine milde

Stiftung für uns zu erwirken.«

»Oh! Es ist soviel, als ob Sie sie schon hätten; seine Almosen allein betragen monatlich mehr als zwanzigtausend Francs.«

»Das ist herrlich; übrigens werde ich ihm das Beispiel von Madame Morcerf und ihres Sohnes zitieren.«

»Welches Beispiel?«

»Sie haben ihr ganzes Vermögen den Spitalern gegeben.«

»Welches Vermögen?«

»Ihr Vermögen, jenes des verstorbenen Generals de Morcerf.«

»Und aus welchem Grund?«

»Aus dem Grund, weil sie ein so schändlich erworbenes Vermögen nicht wollten.«

»Von was werden sie leben?«

»Die Mutter zieht sich in die Provinz zurück, und der Sohn läßt sich anwerben.«

»Ei, ei«, sagte Danglars, »das sind Gewissensbedenken!«

»Ich ließ die Schenkungsurkunde gestern eintragen.«

»Und wieviel besaßen sie?«

»Oh! Nicht viel, zwölf- bis dreizehnmal hunderttausend Francs. Doch kommen wir auf unsere Millionen zurück.«

»Gerne«, erwiderte Danglars auf die natürlichste Weise von der Welt. »Sie brauchen also dieses Geld wohl dringend?«

»Jawohl; die Untersuchung unserer Kassen geschieht morgen.«

»Morgen! Warum sagten Sie das nicht gleich! Das ist ja ein Jahrhundert, morgen! Um wieviel Uhr wird diese Untersuchung vorgenommen?«

»Um zwei Uhr.«

»Schicken Sie mittags«, sagte Danglars mit seinem Lächeln.

Monsieur de Boville antwortete nicht viel; er machte mit dem Kopf ein bejahendes Zeichen und nahm seine Briefftasche wieder.

»Ei, da fällt mir eben ein«, äußerte Danglars, »tun Sie Besseres.«

»Was soll ich nach Ihrer Meinung tun?«

»Die Quittung des Herrn von Monte Christo ist soviel wert wie Geld; tragen Sie dieselbe zu Rothschild oder Laffitte, sie werden sie auf der Stelle nehmen.«

»Ogleich auf Rom rückzahlbar?«

»Gewiß; nur wird es Sie einen Abzug von fünf bis sechstausend Francs kosten.«

Der Einnehmer machte einen Sprung rückwärts.

»Meiner Treu! Nein, ich will lieber bis morgen warten. Wie nobel Sie es geben!«

»Ich glaubte einen Augenblick, verzeihen Sie mir«, versetzte Danglars mit der äußersten Unverschämtheit, »ich glaubte, Sie hätten ein kleines Defizit zu decken.«

»Ah!« sagte der Einnehmer.

»Je nun, so etwas sah man, und in diesem Fall bringt man ein Opfer.«

»Gott sei Dank, nein«, äußerte Monsieur de Boville.

»Also morgen, nicht wahr, mein lieber Einnehmer?«

»Ja, morgen; aber ich darf mich darauf verlassen?«

»Ei, Sie spaßen ja! Schicken Sie um Mittag, und die Bank wird in Kenntnis gesetzt sein.«

»Ich werde selbst kommen.«

»Um so besser, da mir dies das Vergnügen verschaffen wird, Sie zu sehen.«

Sie drückten sich die Hand.

»Apropos«, fragte Monsieur de Boville, »gehen Sie denn nicht zur Beerdigung jener armen Mademoiselle de Villefort,

der ich auf dem Boulevard begegnete?«

»Nein«, antwortete der Bankier, »ich bin seit der Geschichte mit Benedetto noch ein wenig lächerlich und mache mich unsichtbar.«

»Pah! Sie haben unrecht; ist es denn Ihre Schuld?«

»Hören Sie, mein lieber Einnehmer, wenn man einen fleckenlosen Namen hat wie den meinigen, ist man empfindlich.«

»Jedermann bedauert Sie, seien Sie überzeugt davon, und vorzüglich bedauert jedermann Ihre Mademoiselle Tochter.«

»Die arme Eugénie!« sagte Danglars mit einem tiefen Seufzer. »Sie wissen, daß sie in einen Orden tritt, Monsieur?«

»Nein.«

»Ach! Es ist leider nur allzu wahr. Am Tag nach dem Ereignis entschloß sie sich, mit einer befreundeten Nonne abzureisen; sie sucht ein sehr strenges Kloster in Italien oder Spanien.«

»Oh! Das ist schrecklich!«

Und Monsieur de Boville entfernte sich nach diesem Ausruf, indem er dem Vater wiederholte Beileidsbezeugungen machte. Allein er war kaum draußen, als Danglars mit einer Energie der Gebärde, welche nur jene begreifen werden, die Robert Macaire durch Frederic darstellen sahen, ausrief: »Dummkopf!« Und Monte Christos Quittung in eine kleine Brieftasche steckend, fügte er bei: »Komm mittags; mittags werde ich weit weg sein.«

Dann schloß er sich ein, den Schlüssel zweimal umdrehend, leerte alle Schubladen seiner Kasse, brachte ungefähr fünfzigtausend Francs in Banknoten zusammen, verbrannte verschiedene Papiere, legte andere klar vor Augen und begann einen Brief zu schreiben, den er versiegelte und überschrieb: »An die Frau Baronin Danglars.«

»Heute abend«, murmelte er, »werde ich ihn selbst auf ihren

Toilettentisch legen.« Dann sagte er, einen Paß aus seiner Tasche ziehend:

»Gut, er ist noch auf zwei Monate gültig.«

105. KAPITEL

Der Friedhof Père-Lachaise

Monsieur de Boville war wirklich dem Leichenzug begegnet, welcher Valentine in ihre letzte Behausung geleitete. Das Wetter war düster und wolkig; ein noch lauer, aber für die vergilbten Blätter bereits tödlicher Wind riß sie von den nach und nach abgestreiften Zweigen und machte, daß sie auf die unermessliche Menge wirbelten, welche die Boulevards überfüllten.

Monsieur de Villefort, ein echter Pariser, hielt den Friedhof Père-Lachaise für den allein würdigen, die sterbliche Hülle einer Pariser Familie zu empfangen; die übrigen schienen ihm Landkirchhöfe, möblierte Hotels des Todes. Nur auf Père-Lachaise konnte ein Verstorbener von guter Gesellschaft anständig wohnen. Dort hatte er, wie gesagt, die Stätte für immer gekauft, auf welcher das von allen Mitgliedern seiner Familie so schnell bevölkerte Monument sich erhob. Man las auf dem Giebel des Mausoleums: *Familien Saint-Méran und Villefort*, denn dies war der letzte Wunsch der armen Renée, Valentines Mutter, gewesen.

Nach Père-Lachaise bewegte sich also der vom Faubourg Saint-Honoré ausgegangene Prunkzug. Er durchschritt ganz Paris, ging durch das Faubourg du Temple, dann auf die äußeren Boulevards bis zum Friedhof. Mehr als fünfzig Geleitwagen folgten zwanzig Trauerwagen, und hinter diesen fünfzig Wagen gingen noch mehr als fünfhundert Personen zu Fuß. Dies waren fast lauter junge Leute, welche dieser Tod Valen-

tines wie ein Blitzstrahl traf und die, ungeachtet der eisigen Erstarrung des Jahrhunderts und des Prosaismus der Epoche, dem poetischen Einfluß dieses schönen, keuschen, verehrungswürdigen, in seiner Blüte hingerafften jungen Mädchens sich unterwarfen.

Beim Verlassen von Paris sah man ein schnelles Gespann von vier Pferden ankommen, die plötzlich, ihre nervigen Kniekehlen wie stählerne Springfedern streckend, stillstanden: Monsieur de Monte Christo war es. Der Graf stieg aus seiner Kalesche und mischte sich unter die Menge, welche dem Leichenwagen zu Fuß folgte. Château-Renaud gewährte ihn; er stieg sogleich aus seinem Halbwagen und gesellte sich zu ihm. Auch Beauchamp verließ den Mietwagen, worin er sich befand. Der Graf schaute aufmerksam durch alle Zwischenräume, welche die Menge entstehen ließ; unverkennbar suchte er jemand. Zuletzt hielt er es nicht mehr aus.

»Wo ist Morrel?« fragte er. »Weiß jemand von Ihnen, meine Herren, wo er ist?«

»Wir stellten uns diese Frage schon am Sterbehaus«, antwortete Château-Renaud, »denn niemand von uns bemerkte ihn.«

Der Graf schwieg, schaute aber fortwährend um sich. Endlich kam man auf dem Friedhof an. Monte Christos durchdringendes Auge sondierte mit einem Blick die Anlagen von Eichenbäumen und Fichten und verlor bald jede Besorgnis: Ein Schatten glitt unter den düsteren Hagebuchen, und Monte Christo hatte ohne Zweifel erkannt, was er suchte.

Man weiß, was eine Beerdigung auf dieser prachtvollen Leichenstätte ist: schwarze, in den weißen Alleen zerstreute Gruppen, ein Schweigen des Himmels und der Erde, gestört durch das Krachen einiger gebrochener Äste, einiger eingedrückter, ein Grab umgebender Hecken; dann der melancholische Gesang der Priester, in welchen hier und da ein entschlüpftes Schluchzen aus einem Blumengebüsch sich mischt,

unter dem irgendein Frauenzimmer steht, schmerzgebeugt und mit gefalteten Händen.

Der von Monte Christo bemerkte Schatten schritt rasch durch das hinter dem Grab von Heloïse und Abaelard befindliche Kreuzgehölz, stellte sich mit den Leichendienern an die Spitze der Pferde, welche den Sarg zogen, und kam so an die zum Begräbnis gewählte Stätte.

Jeder betrachtete etwas. Monte Christo betrachtete nur diesen Schatten, welchen kaum jene sahen, die in seiner Nähe standen. Zweimal trat der Graf aus den Reihen, um zu sehen, ob die Hände dieses Mannes nicht etwas unter seinen Kleidern Verborgenes suchten. Als der Zug stillhielt, erkannte man in diesem Schatten Morrel, der, in seinem schwarzen, bis oben zugeknöpften Überrock, mit erdfahler Stirn, hohlen Wangen, mit dem durch seine krampfhaften Hände zerknitterten Hut, an einen Baum sich gelehnt hatte, der auf einem das Mausoleum beherrschenden Hügel stand, um so alle Einzelheiten der Begräbniszeremonie zu sehen, welche stattfinden sollte.

Alles nahm seinen gewöhnlichen Gang. Einige Männer – wie immer waren es die am mindesten Ergriffenen – hielten Reden. Die einen beklagten diesen frühen Tod; die anderen verbreiteten sich über den Schmerz des Vaters; es gab darunter genügend sinnreiche, um zu finden, daß dieses junge Mädchen sich mehr als einmal bei Monsieur de Villefort für die Verbrecher eingesetzt hatte, über deren Haupt er das Schwert der Gerechtigkeit schwebend hielt; endlich erschöpfte man die blumigen Metaphern und die schmerzlichen Perioden, indem man auf alle Weise die Stanzen von Malesherbes an Dupérier erläuterte.

Monte Christo hörte nichts, sah nichts, oder vielmehr sah er nur Morrel, dessen Ruhe und Unbeweglichkeit ein furchtbares Schauspiel für denjenigen bildeten, der allein sagen konnte, was tief im Herzen des jungen Offiziers vorging.

»Sehen Sie«, sagte plötzlich Beauchamp zu Debray, »das ist Morrel! Wie zum Teufel hat er sich dahin verkrochen?«

Und sie machten Château-Renaud auf ihn aufmerksam.

»Wie bleich er ist!« sagte dieser schauernd.

»Er friert!« versetzte Debray.

»Nein«, äußerte Château-Renaud langsam. »Ich glaube, daß er gerührt ist. Maximilien ist ein sehr eindrucksfähiger Mann.«

»Pah!« bemerkte Debray. »Er kannte Mademoiselle de Vilefort kaum. Sie sagte es selbst.«

»Es ist wahr. Ich erinnere mich jedoch, daß er auf jenem Ball bei Madame de Morcerf dreimal mit ihr getanzt hat; Sie wissen, Graf, auf jenem Ball, auf dem Sie so große Wirkung hervorbrachten.«

»Nein, ich weiß es nicht«, antwortete Monte Christo, ohne zu wissen, auf was oder wem er antwortete, da er beschäftigt war, Morrel zu überwachen, dessen Wangen sich beseelten, wie es jenen begegnet, die ihren Atem unterdrücken und zurückhalten.

»Die Reden sind zu Ende; adieu, meine Herren«, sagte der Graf plötzlich.

Und er gab das Signal des Fortgehens, indem er verschwand, ohne daß man wußte, wohin er gegangen war.

Die Begräbnisfeierlichkeit war vorüber, die Anwesenden kehrten nach Paris zurück. Nur Château-Renaud suchte einen Augenblick Morrel mit den Augen, aber während er dem Grafen nachschaute, der sich entfernte, hatte Morrel seinen Platz verlassen, und Château-Renaud war nach vergeblichem Suchen Debray und Beauchamp gefolgt.

Monte Christo hatte sich in ein Gebüsch begeben und belauerte, hinter einem breiten Grabstein versteckt, die kleinste Bewegung Morrels, der sich nach und nach dem von Neugierigen, dann von Arbeitern verlassenen Mausoleum genähert

hatte. Morrel schaute langsam und unbestimmt um sich, aber in dem Moment, da sein Blick den Teil des Kreises umfaßte, der dem seinigen gegenüberlag, näherte sich Monte Christo wieder etwa um zehn Schritte, ohne gesehen worden zu sein. Der junge Mann kniete nieder. Der Graf begann, gestreckten Halses, starren und gespannten Auges, mit gebogenen Kniekehlen, wie zum Sprung auf das erste Zeichen, sich Morrel wieder zu nähern. Morrel senkte seine Stirn bis auf den Stein, umschlang das Gitter mit seinen beiden Händen und murmelte: »O Valentine!«

Das Herz des Grafen brach bei dem Klang dieser beiden Worte; er machte wieder einen Schritt und klopfte Morrel auf die Schulter.

»Sie sind es, mein Freund«, sagte er, »ich suchte Sie.«

Monte Christo erwartete einen Ausbruch, Vorwürfe, Beschuldigungen; er täuschte sich. Morrel wendete sich zu ihm um und sagte mit dem Anschein von Ruhe:

»Sie sehen, ich betete!«

Sein forschender Blick durchspähte den jungen Mann vom Kopf bis zu den Füßen. Nach dieser Prüfung schien er ruhiger.

»Soll ich Sie nach Paris zurückfahren?« fragte er.

»Nein, ich danke.«

»Wünschen Sie sonst etwas?«

»Lassen Sie mich beten.«

Der Graf entfernte sich, ohne eine einzige Einwendung zu machen, aber nur, um sich auf einen neuen Posten zu stellen, von wo aus er jede Gebärde Morrels bemerken konnte, der endlich wieder aufstand, seine durch den Stein weiß gewordenen Knie abstaubte und wieder den Weg nach Paris einschlug, ohne ein einziges Mal umzuschauen. Er ging langsam die Rue de la Roquette hinab.

Der Graf schickte seinen Wagen fort, der vor dem Tor des

Friedhofs stand, und folgte ihm auf hundert Schritte. Maximilien ging über den Kanal und über die Boulevards in die Rue Meslay.

Fünf Minuten nachdem sich die Tür hinter Morrel geschlossen hatte, öffnete sie sich wieder für Monte Christo. Julie war bei dem Eingang des Gartens, wo sie mit der größten Aufmerksamkeit Meister Penelon zusah, der, seine Profession ernstlich betreibend, von bengalischen Rosenstöcken Ableger machte.

»Ah! Herr Graf von Monte Christo«, rief sie mit jener Freude aus, welche gewöhnlich jedes Mitglied der Familie äußerte, wenn Monte Christo in der Rue Meslay Besuch machte.

»Maximilien ist soeben nach Hause gekommen, nicht wahr, Madame?« fragte der Graf.

»Ich glaube, daß ich ihn gehen sah«, antwortete die junge Frau, »aber ich bitte Sie, rufen Sie Emmanuel.«

»Verzeihen Sie, Madame, ich muß auf der Stelle zu Maximilien hinaufgehen«, versetzte Monte Christo, »da ich ihm etwas von höchster Wichtigkeit zu sagen habe.«

»Gehen Sie also«, erwiderte sie und lächelte ihm anmutig nach, bis er auf der Treppe verschwunden war.

Monte Christo hatte bald die beiden Stockwerke erreicht, welche das Erdgeschoß von Maximiliens Wohnung trennten; auf dem Treppenabsatz angekommen, horchte er; es ließ sich kein Geräusch vernehmen. Wie in den meisten alten, nur von einem einzigen Inhaber bewohnten Häusern war der Treppenabsatz bloß durch eine Glastür geschlossen. Nur steckte an dieser Glastür kein Schlüssel. Maximilien hatte sich eingeschlossen, aber es war unmöglich, durch die Tür zu schauen, da ein rotseidener Vorhang das Türfenster verhüllte. Die Angst des Grafen gab sich durch eine lebhafte Röte kund, ein bei diesem unempfindsamen Mann seltenes Symptom von Gemütsaufregung.

»Was ist zu tun?« murmelte er. Und er sann einen Augen-

blick nach. »Schellen?« fuhr er fort. »O nein! Oft beschleunigt der Klang einer Schelle als Zeichen eines Besuches den Entschluß derjenigen, welche sich in jener Lage befinden, in der Maximilien in diesem Augenblick sein muß, und dann antwortet dem Klang der Schelle ein anderer Klang.«

Monte Christo bebte vom Kopf bis zu den Füßen, und da sein Entschluß immer blitzschnell war, stieß er mit dem Ellbogen gegen eine von den Scheiben der Glastür, die in Scherben zerbrach, hob dann den Vorhang auf, und sah Morrel, der, an seinem Schreibtisch, eine Feder in der Hand, bei dem Klirren des zerbrochenen Glases, soeben von seinem Stuhl aufgesprungen war.

»Es ist nichts«, sagte der Graf, »ich bitte tausendmal um Vergebung, mein lieber Freund; ich glitt aus und stieß ausgleitend mit dem Ellbogen an Ihr Fenster; da es zerbrach, will ich diesen Umstand benützen, um bei Ihnen einzutreten; lassen Sie sich nicht stören, lassen Sie sich nicht stören!«

Und den Arm durch das zerbrochene Fenster streckend, öffnete der Graf die Tür. Morrel stand auf, offenbar unmutig, und ging Monte Christo entgegen, weniger um ihn zu empfangen, als um ihm den Weg zu verlegen.

»Meiner Treu, dies ist die Schuld Ihrer Diener«, äußerte Monte Christo, indem er sich den Ellbogen rieb, »Ihre Fußböden blitzen wie Spiegel.«

»Haben Sie sich verwundet, Monsieur?« fragte Morrel kalt.

»Ich weiß es nicht. Aber was machten Sie denn da? Sie schrieben?«

»Ich?«

»Sie haben Tintenkleckse an den Fingern.«

»Es ist wahr«, antwortete Morrel, »ich schrieb; dies tue ich bisweilen, obgleich ich Soldat bin.«

Monte Christo machte einige Schritte in das Zimmer; Maximilien mußte ihn passieren lassen, folgte ihm aber.

»Sie schrieben?« fuhr Monte Christo mit einem ermüdend durchforschenden Blick fort.

»Ich hatte schon die Ehre, es Ihnen zu bejahren«, entgegnete Morrel.

Der Graf warf einen Blick um sich her.

»Ihre Pistolen liegen neben dem Schreibzeug?« sagte er, Morrel mit dem Finger die auf seinen Schreibtisch gelegten Waffen zeigend.

»Ich mache eine Reise«, antwortete Maximilien unmutig.

»Mein Freund!« erwiderte Monte Christo mit einer Stimme unendlicher Sanftheit.

»Monsieur?«

»Mein Freund, mein lieber Maximilien, keine äußersten Entschlüsse, ich bitte Sie dringend darum!«

»Ich... äußerste Entschlüsse!« sagte Morrel, die Achseln zuckend. »Inwiefern, ich bitte Sie, ist eine Reise ein äußerster Entschluß?«

»Maximilien«, entgegnete Monte Christo, »legen wir beide die Masken ab, die wir tragen. Maximilien, Sie täuschen mich ebensowenig mit dieser erkünstelten Ruhe, als ich Sie mit meiner frivolen Sorgfalt täusche. Sie begreifen wohl – nicht wahr? –, daß ich, um das zu tun, was ich tat, um diese Scheiben einzudrücken, das Geheimnis des Zimmers eines Freundes zu verletzen, Sie begreifen, sage ich, daß ich, um all das zu tun, eine wirkliche Besorgnis oder vielmehr eine schreckliche Überzeugung haben mußte? Morrel, Sie wollen sich töten.«

»Gut!« sagte Morrel schauernd. »Wie kommen Sie zu solchen Gedanken, Herr Graf?«

»Ich sage Ihnen, daß Sie sich töten wollten«, fuhr der Graf mit dem nämlichen Ton fort, »und hier ist der Beweis davon.«

Und sich dem Schreibtisch nähernd, hob er das weiße Blatt auf, welches der junge Mann auf einen begonnenen Brief ge-

worfen hatte, und nahm den Brief. Morrel sprang vor, um ihn seinen Händen zu entreißen. Aber Monte Christo sah die Bewegung vorher und kam ihr zuvor, indem er Maximilien am Handgelenk faßte und festhielt, wie die Stahlkette die Feder inmitten ihrer Bewegung festhält.

»Sie sehen wohl, daß Sie sich töten wollten, Morrel«, sagte der Graf, »hier steht es geschrieben!«

»Wohlan«, rief Morrel aus, ohne Einlenkung von dem Anschein der Ruhe in den Ausdruck der Heftigkeit übergehend, »wohlan! Wenn es so wäre, wenn ich beschlossen hätte, den Lauf dieser Pistole gegen mich zu kehren, wer könnte mich daran hindern? Wer besäße den Mut, mich daran zu hindern? Wenn ich sage: Alle meine Hoffnungen sind vernichtet, mein Herz ist gebrochen, mein Leben erloschen, es gibt nur Trauer und Ekel um mich her, die Erde ist Asche geworden, jede menschliche Stimme wird mir zur Qual? Wenn ich sage: Es ist Mitleid, mich sterben zu lassen, denn wenn Sie mich nicht sterben lassen, werde ich den Verstand verlieren, wahnsinnig werden; nun, sprechen Sie, Monsieur; wenn ich das sage, wenn man sieht, daß ich es mit der Angst und den Tränen meines Herzens sage, wird man mir antworten: Sie haben unrecht? Wird man mich verhindern, nicht der Unglückliche zu sein? Sprechen Sie, Monsieur, sprechen Sie, hätten Sie diesen Mut?«

»Ja, Morrel«, antwortete Monte Christo mit einer Stimme, deren Ruhe sonderbar mit der Exaltation des jungen Mannes kontrastierte, »ja, ich hätte den Mut.«

»Sie!« rief Morrel mit einem steigenden Ausdruck des Zorns und der Vorwürfe. »Sie, der Sie mit einer absurden Hoffnung mich täuschten, Sie, der Sie mich zurückhielten, eingewiegt, eingelullt durch leere Verheißungen, da ich durch irgendeinen Eingriff, durch irgendeinen äußersten Entschluß sie hätte retten können oder wenigstens in meinen Armen sterben sehen; Sie, der Sie alle Hilfsquellen der Intelligenz affektieren, alle Kräfte der Materie; Sie, der Sie auf Erden die

Rolle der Vorsehung spielen oder vielmehr zu spielen vorgeben und nicht einmal imstande waren, einem vergifteten jungen Mädchen ein Gegengift zu geben! Ah! Wahrhaftig, Monsieur, Sie würden mir Mitleid einflößen, wenn Sie mir nicht Abscheu einflößen!«

»Morrel...«

»Ja, Sie sagten zu mir, ich solle die Maske ablegen, wohlan, seien Sie zufriedengestellt, ich lege sie ab. Ja, als Sie mir auf dem Friedhof folgten, habe ich Ihnen noch geantwortet, denn mein Herz ist gut; als Sie hier eintraten, ließ ich Sie bis hierher kommen. Aber weil Sie mißbrauchen, weil Sie mir selbst in diesem Zimmer Trotz bieten, wohin ich mich zurückzog wie in mein Grab, weil Sie mir eine neue Qual zufügen, der ich sie alle erschöpft zu haben glaubte, Graf von Monte Christo, mein vorgeblicher Wohltäter, Graf von Monte Christo, universeller Retter, seien Sie zufriedengestellt, Sie sollen Ihren Freund sterben sehen!...«

Und Morrel, mit dem Lachen des Wahnsinnes auf den Lippen, stürzte zum zweitenmal auf die Pistolen hin. Monte Christo, blaß wie ein Gespenst, aber mit Blitze schleuderndem Auge, streckte die Hand nach den Waffen aus und sagte zu dem Unsinnigen:

»Und ich wiederhole Ihnen, daß Sie sich nicht töten werden!«

»Hindern Sie mich doch daran!« versetzte Morrel mit einem letzten Schwung, der sich, wie der erste, am Stahlarm des Grafen brach.

»Ich werde Sie daran hindern!«

»Aber wer sind Sie denn eigentlich, um sich dieses tyrannische Recht über freie und denkende Wesen anzumaßen?« rief Maximilien aus.

»Wer ich bin?« wiederholte Monte Christo. »Hören Sie: Ich bin der einzige Mensch auf Erden, der das Recht hat, zu Ihnen zu sagen: Morrel, ich will nicht, daß der Sohn deines Vaters

heute stirbt!«

Und Monte Christo, majestätisch, verklärt, erhaben, näherte sich, die beiden Arme gekreuzt, dem bebenden jungen Manne, der, wider seinen Willen, von der fast göttlichen Würde dieses Mannes überwunden, einen Schritt zurücktrat.

»Warum sprechen Sie von meinem Vater?« stammelte er.
»Warum mischen Sie die Erinnerung an meinen Vater in das, was mir heute begegnet?«

»Weil ich derjenige bin, der Ihrem Vater einst das Leben rettete, da er sich töten wollte, wie du dich heute töten willst; weil ich der Mann bin, der deiner jungen Schwester die Börse sendete und dem alten Morrel die *Pharaon*; weil ich Edmond Dantès bin, auf dessen Knien du als Kind spieltest!«

Morrel tat noch einen Schritt zurück, taumelnd, atembekommen, keuchend, vernichtet; dann verließen ihn plötzlich seine Kräfte, und er stürzte mit einem lauten Schrei zu Monte Christos Füßen hin.

Dann entstand plötzlich in dieser vortrefflichen Natur eine Bewegung augenblicklicher und vollständiger Wiedergeburt; er erhob sich wieder, sprang zum Zimmer hinaus, stürzte zur Treppe und rief mit der ganzen Stärke seiner Stimme:

»Julie! Julie! Emmanuel! Emmanuel!«

Auch Monte Christo wollte forteilen, aber Maximilien hätte sich eher töten als die Angeln der Tür fahren lassen, die er vor dem Grafen zumachte. Auf Maximiliens Schrei eilten Julie, Emmanuel, Penelon und einige Diener erschrocken herbei.

»Auf die Knie!« rief er mit einer von Schluchzen erstickten Stimme. »Auf die Knie! Er ist der Wohltäter. Er ist der Retter unseres Vaters, er ist...«

Er wollte sagen: Er ist Edmond Dantès! Der Graf hielt ihn ab, indem er ihn bei dem Arm faßte. Julie stürzte auf die Hand des Grafen hin, Emmanuel umarmte ihn wie einen Schutzgott, Morrel sank zum zweitenmal auf die Knie und berührte den

Boden mit seiner Stirn.

Jetzt fühlte der eherne Mann sein Herz in seiner Brust sich erweitern, ein Strahl verzehrender Flamme schoß aus seiner Kehle in seine Augen, er neigte den Kopf und weinte! Es entstand in diesem Zimmer, einige Augenblicke lang, ein Einklang von Tränen und hochherzigem Stöhnen, der selbst den liebsten Engeln Gottes harmonisch scheinen mußte!

Julie hatte sich kaum von der soeben empfundenen, so tiefen Gemütsbewegung wieder erholt, als sie zum Zimmer hinauslief, ein Stockwerk hinunterging, mit einer kindlichen Freude in den Salon rannte und die Kristallkugel aufhob, welche über die ihr vom Unbekannten der Allée de Meilhan geschenkte Börse gestülpt war. Inzwischen sagte Emmanuel mit einer gebrochenen Stimme zum Grafen:

»O Herr Graf, warum haben Sie, da Sie uns so oft von unserem unbekannten Wohltäter sprechen hörten, da Sie uns sein Andenken mit so viel Dankbarkeit und Verehrung umgeben sahen, bis heute gewartet, um sich zu erkennen zu geben? Oh! Dies ist Grausamkeit gegen uns, und ich möchte fast sagen, Herr Graf, gegen Sie selbst.«

»Hören Sie, mein Freund«, erwiderte der Graf, »und ich kann Sie so nennen, denn Sie sind, ohne daß Sie es vermuten, seit elf Jahren mein Freund: Die Entdeckung dieses Geheimnisses ist durch ein wichtiges Ereignis herbeigeführt worden, das Sie nicht erfahren dürfen. Gott ist mein Zeuge, daß ich es mein ganzes Leben hindurch in die Tiefe meiner Seele zu vergraben wünsche; Ihr Schwager Maximilien hat es mir durch Heftigkeiten entrissen, die er bereut, dessen bin ich gewiß.«

Dann, als Monte Christo sah, daß Maximilien seitwärts, aber immer noch knieend, auf einen Lehnstuhl sich geworfen hatte, fügte er ganz leise bei, auf eine bedeutungsvolle Art Emmanuel's Hand drückend: »Wachen Sie über ihn!«

»Warum?« fragte der junge Mann erstaunt.

»Ich darf es Ihnen nicht sagen, aber wachen Sie über ihn.«

Emmanuel warf einen kreisförmigen Blick durch das Zimmer und bemerkte Morrels Pistolen. Seine Augen hefteten sich erschrocken auf diese Waffen, die er Monte Christo bezeichnete, indem er langsam den Finger zu ihrer Richtung erhob. Monte Christo neigte den Kopf. Emmanuel wollte sich den Pistolen nähern.

»Lassen Sie«, sagte der Graf. Dann ging er zu Morrel und nahm ihn bei der Hand; die tumultuarischen Bewegungen, welche das Herz des jungen Mannes erschüttert hatten, waren einer tiefen Betäubung gewichen. Julie kam wieder zurück; sie hielt die seidene Börse in der Hand, und zwei leuchtende und freudige Tränen rollten über ihre Wangen wie Morgentautropfen.

»Hier ist die Reliquie«, sagte sie. »Glauben Sie nicht, daß sie mir weniger teuer sei, seitdem der Retter uns bekannt wurde.«

»Mein Kind«, antwortete Monte Christo errötend, »erlauben Sie mir, diese Börse zurückzunehmen; seitdem Sie die Züge meines Gesichts kennen, wünsche ich, in Ihrem Andenken nur durch das Wohlwollen zu leben, das mir zu schenken ich Sie bitte.«

»Oh«, sagte Julie, die Börse an ihr Herz drückend, »nein, nein, ich bitte Sie inständig darum, denn eines Tages könnten Sie uns verlassen, eines Tages werden Sie uns leider verlassen, nicht wahr?«

»Sie haben es erraten, Madame«, antwortete Monte Christo lächelnd, »in acht Tagen werde ich dieses Land verlassen haben, worin so viele Leute, welche die Rache des Himmels verdienten, glücklich lebten, während mein Vater vor Hunger und Schmerz starb.«

Seine nahe Abreise verkündend, hielt Monte Christo seine Augen auf Morrel geheftet und bemerkte, daß die Worte »werde ich dieses Land verlassen haben« vorübergingen, oh-

ne Morrel aus seiner Erstarrung zu ziehen; er sah dann ein, daß er einen letzten Kampf mit dem Schmerz seines Freundes bestehen müsse, und die Hände Julies und Emmanuels fassend, die er vereinigte, indem er sie in die seinigen drückte, sagte er mit der sanften Autorität eines Vaters zu ihnen:

»Meine guten Freunde, lassen Sie mich allein bei Maximilien, ich bitte Sie.«

Dies war für Julie ein Mittel, diese kostbare Reliquie fortzutragen, von welcher Monte Christo wieder zu sprechen verfaß. Sie zog rasch ihren Gatten fort.

»Lassen wir sie beisammen«, sagte sie.

Der Graf blieb bei Morrel, der unbeweglich wie eine Statue verweilte.

»Nun«, fragte der Graf, seine Schulter mit seinem Flammenfinger berührend, »wirst du endlich wieder ein Mann, Maximilien?«

»Ja, denn ich beginne zu leiden.«

Die Stirn des Grafen, der mit einer düsteren Unschlüssigkeit zu kämpfen schien, faltete sich.

»Maximilien! Maximilien!« sagte er, »die Gedanken, welche du brütest, sind eines Christen unwürdig!«

»Oh! Beruhigen Sie sich, Freund«, versetzte Morrel, indem er den Kopf wieder erhob und dem Grafen ein Lächeln voll unaussprechlicher Traurigkeit wies, »ich werde den Tod nicht mehr suchen.«

»Also keine Waffen, keine Verzweiflung mehr?« fragte Monte Christo.

»Nein, denn ich habe etwas Besseres, mich von meinem Gram zu heilen, als den Lauf einer Pistole oder die Spitze eines Messers.«

»Armer Wahnsinniger! Was haben Sie denn?«

»Ich habe meinen Schmerz selbst, der mich töten wird.«

»Freund«, erwiderte Monte Christo mit gleicher Melancholie, »höre mich. Eines Tages, in einem Moment gleicher Verzweiflung, wie die deinige, weil sie einen ähnlichen Entschluß herbeiführte, wollte ich mich töten wie du; eines Tages wollte auch dein Vater, ebenfalls verzweiflungsvoll, sich töten. Wenn man zu deinem Vater in dem Moment gesagt hätte, da er den Lauf der Pistole an seine Stirn hielt; wenn man zu mir in dem Moment gesagt hätte, da ich von meinem Bett das Brot des Gefangenen entfernte, das ich seit drei Tagen nicht berührte; kurz, wenn man zu uns beiden in diesem äußersten Moment gesagt hätte: Lebt! Ein Tag wird kommen, da Ihr glücklich sein und das Leben preisen werdet; woher immer die Stimme gekommen wäre, wir hätten sie mit dem Lächeln des Zweifels oder mit der Angst der Ungläubigkeit vernommen, und doch: Wie oft hat dein Vater, dich umarmend, das Leben gepriesen, wie oft ich selbst...«

»Ah!« rief Morrel aus, den Grafen unterbrechend, »Sie hatten nur Ihre Freiheit verloren, mein Vater hatte nur sein Vermögen verloren, und ich habe Valentine verloren.«

»Sieh mich an, Morrel«, sagte Monte Christo mit jener Feierlichkeit, die bei gewissen Gelegenheiten ihn so groß und so überzeugend machte, »sieh mich an, ich habe weder Tränen in den Augen noch das Pochen der Trauer in meinem Herzen; dennoch seh' ich dich leiden, Maximilien, dich, den ich liebe, wie ich meinen Sohn lieben würde; wohlan, sagt dir dies nicht, Morrel, daß der Schmerz wie das Leben ist und daß es jenseits desselben immer etwas Unbekanntes gibt? Nun aber, wenn ich dich bitte, wenn ich dir befehle, zu leben, Morrel, so geschieht es in der Überzeugung, daß du mir einst danken wirst, dir das Leben erhalten zu haben.«

»Mein Gott!« rief der junge Mann aus. »Mein Gott! Was sagen Sie mir da, Graf? Vielleicht haben Sie nie geliebt?«

»Kind!« antwortete der Graf.

»In Liebe«, erwiderte Morrel, »ich verstehe. Sehen Sie, ich

bin ein Soldat, seitdem ich ein Mann bin; ich wurde neunundzwanzig Jahre alt, ohne zu lieben, denn keines von den Gefühlen, die bis dahin in mir auftauchten, verdient den Namen Liebe: Wohlan, mit neunundzwanzig Jahren sah ich Valentine; ich liebe sie also beinahe seit zwei Jahren, beinahe seit zwei Jahren konnte ich alle Tugenden des Mädchens und der Frau durch die Hand Gottes selbst in das für mich wie ein Buch offene Herz geschrieben lesen. Graf, mit Valentine gab es für mich ein unendliches, unermessliches, ungekanntes, für diese Welt allzu großes, allzu vollkommenes, allzu göttliches Glück, weil diese Welt es mir nicht gab; Graf, damit will ich Ihnen sagen, daß es ohne Valentine für mich auf Erden nur Verzweiflung und Trostlosigkeit gibt.«

»Ich sagte Ihnen, Sie sollten hoffen, Morrel«, wiederholte der Graf.

»Dann nehmen Sie sich in acht, werde auch ich wiederholen«, erwiderte Morrel, »denn Sie suchen mich zu überreden, und wenn Sie mich überreden, werden Sie bewirken, daß ich den Verstand verliere, werden Sie mich zu dem Wahn verleiten, daß ich Valentine wiedersehen kann.«

Der Graf lächelte.

»Mein Freund, mein Vater«, rief Morrel exaltiert aus, »nehmen Sie sich in acht, sage ich Ihnen zum drittenmal wieder«, äußerte Morrel, »denn die Gewalt, welche Sie über mein Gemüt ausüben, erschreckt mich; nehmen Sie sich in acht hinsichtlich des Sinnes Ihrer Worte, denn, sehen Sie, meine Augen beleben sich wieder, mein Herz entzündet sich wieder und gewinnt neues Leben; nehmen Sie sich in acht, denn Sie würden mich zu dem Glauben an übernatürliche Dinge bringen. Ich würde gehorchen, wenn Sie mir geböten, den Stein vom Grabmal aufzuheben, der die Tochter von Jairi bedeckt; ich ginge auf den Wellen wie der Apostel, wenn Sie mir mit der Hand ein Zeichen gäben, auf den Wellen zu gehen; nehmen Sie sich in acht, ich würde gehorchen.«

»Hoffe, Freund«, wiederholte der Graf.

»Ah!« sagte Morrel, von der ganzen Höhe seiner Exaltation in den Abgrund der Traurigkeit zurückstürzend. »Ah! Sie treiben Ihr Spiel mit mir; Sie machen es wie jene guten Mütter oder vielmehr wie jene selbstsüchtigen Mütter, die mit honigsüßen Worten den Schmerz ihres Kindes beschwichtigen, weil ihr Geschrei ihnen lästig ist. Nein, mein Freund, nein, ich hatte unrecht, zu Ihnen zu sagen, sich in acht zu nehmen; nein, fürchten Sie nichts, ich werde meinen Schmerz mit soviel Sorgfalt in die tiefste Tiefe meiner Brust vergraben, ich werde ihn so verschlossen, so geheim halten, daß Sie sich sogar die Mühe nicht mehr zu geben brauchen, ihn zu bemitleiden. Adieu! Mein Freund, adieu!«

»Im Gegenteil«, äußerte der Graf, »von dieser Stunde an, Maximilien, wirst du bei mir und mit mir leben, du wirst mich nicht mehr verlassen, und in acht Tagen wird Frankreich hinter uns liegen.«

»Und Sie sagen immer noch, daß ich hoffen soll.«

»Ich sage dir, daß du hoffen sollst, weil ich ein Mittel weiß, dich zu heilen.«

»Graf, Sie betrüben mich womöglich noch mehr. Sie sehen als Wirkung des Schlages, der mich trifft, nur einen banalen Schmerz und glauben, mich durch ein banales Mittel zu heilen, durch die Reise.«

Und Morrel schüttelte den Kopf mit einer geringschätzigen UN-GLÄUBIGKEIT.

»Was soll ich dir sagen?« erwiderte Monte Christo. »Ich hege Vertrauen auf meine Verheißungen; laß mich die Erfahrung machen.«

»Graf, Sie verlängern meinen Todeskampf, weiter nichts.«

»Schwachtes Herz, das du bist«, versetzte der Graf, »du hast also nicht die Kraft, deinem Freund einige Tage zur Probe zu geben, die er versucht! Nun, weißt du, was Monte Christo zu

tun vermag? Weißt du, daß er vielen irdischen Gewalten gebietet? Weißt du, daß er Vertrauen genug auf Gott setzt, um von demjenigen Wunder zu erwirken, der gesagt hat, daß der Mensch mit dem Glauben Berge versetzen könne? – Wohlan, erwarte dieses Wunder, das ich hoffe, oder...«

»Oder...« wiederholte Morrel.

»Oder nimm dich wohl in acht, Morrel, ich werde dich undankbar nennen.«

»Haben Sie Erbarmen mit mir, Graf.«

»Ich habe solches Erbarmen mit dir, Maximilien, höre, solches Erbarmen, daß, wenn ich dich nicht in einem Monat heile, Tag für Tag, Stunde für Stunde, merke dir meine Worte wohl, Morrel, ich selbst dich diesen gut geladenen Pistolen und einer Schale des sichersten Giftes Italiens gegenüberstellen werde, eines zuverlässigeren und rascheren Giftes, als jenes ist, welches Valentine getötet hatte.«

»Sie versprechen es mir?«

»Ja, denn ich bin ein Mann, denn auch ich habe gelitten, denn auch ich wollte sterben, wie ich dir sagte, und oft, selbst seitdem das Unglück sich von mir entfernt hat, träumte ich von den Wonnen des ewigen Schlafes.«

»Oh! Ganz gewiß versprechen Sie mir dies, Graf?« rief Maximilien wonnetrunken aus.

»Ich verspreche es dir nicht, ich schwöre es dir«, entgegnete Monte Christo, die Hand ausstreckend.

»In einem Monat, auf Ihre Ehre, wenn ich nicht getröstet bin, lassen Sie mich frei über mein Leben verfügen und Sie werden mich, was ich auch damit beginne, nicht undankbar nennen?«

»In einem Monat, Tag für Tag, Maximilien, in einem Monat, Stunde für Stunde, und das Datum ist heilig, Maximilien, ich weiß nicht, ob du daran dachtest, wir haben heute den 5. September: es sind heute zehn Jahre, daß ich deinen Vater

rettete, welcher sterben wollte.«

Morrel ergriff die Hand des Grafen und küßte sie; der Graf ließ ihn gewähren, als wenn er einsähe, daß diese Verehrung ihm gebühre.

»In einem Monat«, fuhr Monte Christo fort, »wirst du an dem Tisch, an welchem wir beide sitzen werden, gute Waffen und einen sanften Tod haben; dagegen aber versprichst du mir, bis dahin zu warten und zu leben?«

»Oh! Auch ich schwöre es Ihnen!« rief Morrel aus.

Monte Christo zog den jungen Mann an sein Herz und hielt ihn lange umschlungen.

»Und nun«, sagte er zu ihm, »wirst du von heute an bei mir wohnen; du wirst die Gemächer von Haydée beziehen und meine Tochter wird wenigstens durch meinen Sohn ersetzt werden.«

»Haydée!« versetzte Morrel. »Was ist denn aus Haydée geworden?«

»Sie ist heute nacht abgereist.«

»Um dich zu verlassen?«

»Um mich zu erwarten. Halte dich also bereit, zu mir in die Avenue des Champs-Élysées zu kommen, und mach', daß ich mich ungesehen von hier entfernen kann.«

Maximilien senkte den Kopf, und gehorchte wie ein Kind – oder wie ein Apostel.

106. KAPITEL

Die Teilung

In jenem Hotel der Rue Saint-Germain-des-Prés, welches Albert de Morcerf für seine Mutter und für sich gewählt hatte,

war das erste Stockwerk, aus einer kleinen vollständigen Wohnung bestehend, an eine sehr geheimnisvolle Person vermietet. Diese Person war ein Mann, dessen Gesicht sogar der Portier niemals sehen konnte, weder wenn er kam, noch wenn er ging; denn im Winter vergrub er sein Kinn in eine jener roten Halsbinden, wie sie die Kutscher aus gutem Hause tragen, die ihre Herren am Ausgang der Schauspielhäuser erwarten, und im Sommer schneuzte er immer genau in dem Moment, wo er, an der Loge vorübergehend, hätte bemerkt werden können.

Man muß sagen, daß, gegen alle herkömmliche Sitte, dieser Bewohner des Hotels von niemandem belauert wurde und daß das Gerücht, welches umlief, daß sein Inkognito ein sehr hochgestelltes Individuum von großem Einfluß verberge, sein geheimnisvolles Erscheinen achten machte. Seine Besuche waren gewöhnlich festgelegt, obgleich bisweilen verfrüht oder verspätet, aber fast immer, im Winter oder Sommer, geschah es gegen vier Uhr nachmittags, daß er von seiner Wohnung Besitz nahm, worin er nie eine Nacht zubrachte. Im Winter ward um halb vier Uhr durch die diskrete Magd Feuer gemacht, welche die Aufsicht über die kleine Wohnung führte, im Sommer, um halb vier Uhr, wurde von derselben Magd Eis hinaufgetragen. Um vier Uhr, wie gesagt, kam die geheimnisvolle Person.

Zwanzig Minuten nach ihr hielt ein Wagen vor dem Hotel; eine schwarz oder dunkelblau gekleidete, aber immer in einem großen Schleier gehüllte Frau stieg aus, glitt wie ein Schatten an der Loge vorüber und ging die Treppe hinauf, ohne daß man eine einzige Stufe unter ihrem leichten Fuß knarren hörte. Niemals ereignete es sich, daß man sie fragte, wohin sie gehe. Ihr Gesicht, so wie jenes des Unbekannten, war also den beiden Wächtern der Tür vollkommen fremd, diesen Musterportieren, die vielleicht allein, in der großen Genossenschaft der Portiere der Hauptstadt, einer solchen Diskretion fähig waren. Es bedarf keiner Erwähnung, daß sie

nicht höher stieg als in das erste Stockwerk. Sie pochte an eine Tür von einer sonderbaren Form; die Tür ging auf und verschloß sich dann wieder auf eine hermetische Weise, und alles war vorüber. Beim Fortgehen aus dem Hotel geschah das nämliche Manöver wie bei dem Eintreten. Die Unbekannte ging zuerst hinaus, immer verschleiert, und stieg wieder in ihren Wagen, der bald an einer, bald an der anderen Ecke der Straße verschwand; zwanzig Minuten später ging dann auch der Unbekannte fort, in seine Halsbinde vertieft oder durch ein Taschentuch versteckt, und verschwand ebenfalls.

Am Tag nach dem Tag, an welchem der Graf von Monte Christo Danglars einen Besuch gemacht hatte, am Tag von Valentines Beerdigung, trat der geheimnisvolle Einwohner gegen zehn Uhr morgens ein, anstatt wie gewöhnlich gegen vier Uhr nachmittags. Fast zugleich und ohne Beachtung des gewöhnlichen Zwischenraums kam ein Mietwagen an, und die verschleierte Dame stieg rasch die Treppe hinauf. Die Tür ging auf und schloß sich wieder. Aber noch vor dem Schließen der Tür hatte die Dame ausgerufen »O Lucien! O mein Freund!«, so daß der Portier, der, ohne es zu wollen, diesen Ausruf gehört hatte, nun zum erstenmal erfuhr, daß sein Mieter Lucien heiße; da er aber ein Musterportier war, so gelobte er sich, es nicht einmal seiner Frau zu sagen.

»Nun denn, was gibt es, liebe Freundin?« fragte jener, dessen Namen die Unruhe und Eile der verschleierten Dame geoffenbart hatte. »Sprechen Sie, sprechen Sie!«

»Mein Freund, kann ich auf Sie zählen?«

»Gewiß, und Sie wissen es wohl; aber was gibt es? Ihr Billet von diesem Morgen hat mich in eine schreckliche Bestürzung versetzt. Diese Hast, diese Unordnung Ihrer Schrift; nun, beruhigen Sie mich oder erschrecken Sie mich völlig!«

»Lucien, ein großes Ereignis!« sagte die Dame, auf Lucien einen forschenden Blick heftend. »Monsieur Danglars ist heute nacht abgereist.«

»Abgereist, Monsieur Danglars abgereist! Und wohin ist er gereist?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wie! Sie wissen es nicht? Er ist also abgereist, um nicht mehr zurückzukommen?«

»Ohne Zweifel! Um zehn Uhr abends führten ihn seine Pferde an die Grenze von Charenton; dort fand er einen völlig bespannten Reisewagen; er stieg mit seinem Kammerdiener ein, indem er zu seinem Kutscher sagte, daß es nach Fontainebleau gehe.«

»Nun denn, was sagten Sie also?... «

»Warten Sie, mein Freund, er ließ mir einen Brief zurück.«

»Einen Brief?«

»Ja, lesen Sie.«

Und die Baronin zog aus ihrer Tasche einen erbrochenen Brief, den sie Debray reichte. Debray zögerte einen Augenblick, bevor er ihn las, als wenn er zu erraten gesucht hätte, was er enthalte, oder vielmehr, als wenn er, was er auch enthalten möge, entschlossen wäre, im voraus einen Entschluß zu fassen. Nach Verlauf einiger Sekunden war er mit seinen Gedanken im reinen, denn er las. Hier folgt, was dieser Brief enthielt, der eine so große Unruhe in das Herz der Madame Danglars brachte:

Madame und sehr treue Gattin!

Ohne daran zu denken, hielt Debray inne und schaute die Baronin an, die bis zu den Augen errötete.

»Lesen Sie!« sagte sie.

Wenn Sie diesen Brief empfangen, werden Sie keinen Gatten mehr haben! Oh! Erschrecken Sie nicht gar zu sehr; Sie werden keinen Gatten mehr haben, wie Sie keine Tochter

mehr haben werden, das heißt, daß ich auf einer der dreißig oder vierzig Straßen sein werde, die aus Frankreich führen. Ich schulde Ihnen Erklärungen, und da Sie die Frau dazu sind, sie vollkommen zu begreifen, will ich sie Ihnen geben. Hören Sie also: Eine Rückzahlung von fünf Millionen ist mir diesen Morgen unvermutet angesonnen worden; ich habe sie geleistet; eine andere zu gleichem Betrag folgte ihr fast unmittelbar; ich vertagte sie auf morgen, und reise heute ab, um dieses Morgen zu vermeiden, das mir allzu unangenehm zu ertragen wäre. Sie begreifen dies, nicht wahr, Madame und sehr wertvolle Gemahlin? Ich sage: »Sie begreifen«, weil Sie meine Geschäfte ebensogut kennen wie ich; Sie kennen Sie sogar besser als ich, da, wenn es sich darum handeln würde, zu sagen, wohin eine gute Hälfte meines Vermögens gekommen sei, das kürzlich noch so groß war, ich es nicht erklären könnte, während Sie, dessen bin ich gewiß, diese Aufgabe vollständig lösen könnten. Denn die Frauen haben Instinkte einer unfehlbaren Sicherheit; sie erklären durch eine Algebra, die sie erfunden haben, das Wunderbare selbst; ich, der ich nur meine Zahlen kenne, ich wußte von dem Tag an nichts mehr, da meine Zahlen mich täuschten. Haben Sie bisweilen die Schnelligkeit meines Sturzes bewundert, Madame? Waren Sie ein wenig von jener weißglühenden Schmelzung meiner Barren geblendet? Ich gestehe es, ich sah darin nur Feuer; hoffen wir, daß Sie wieder ein wenig Gold in der Asche fanden. Mit dieser tröstenden Hoffnung entferne ich mich, Madame und sehr vorsichtige Gemahlin, ohne daß mein Gewissen im mindesten von der Welt mir vorwirft, Sie zu verlassen; es bleiben Ihnen Freunde, die erwähnte Asche und zur Fülle des Glücks die Freiheit, die ich Ihnen zurückzugeben mich beeile. Jedoch ist der Moment gekommen, Madame, in diesem Absatz ein Wort vertraulicher Erläuterung anzubringen. Solange ich hoffte, daß Sie zum Wohle unseres Hauses, für das Vermögen unserer Tochter arbeiteten, schloß ich philosophisch die

Augen; da Sie aber aus dem Hause eine große Ruine machten, will ich nicht zur Gründung des Vermögens eines anderen dienen. Ich nahm Sie als eine Reiche, aber wenig Geehrte. Verzeihen Sie mir, daß ich mit dieser Freimütigkeit mit Ihnen spreche, da ich aber wahrscheinlich nur unter vier Augen mit Ihnen spreche, so sehe ich nicht ein, warum ich meine Worte schminken sollte. Ich vergrößerte unser Vermögen, das länger als fünfzehn Jahre zunahm, bis zu dem Moment, da unbekannte und mir noch immer unbegreifliche Katastrophen es umschlangen und niederstürzten, ohne daß ich sagen kann, ich sei auf irgendeine Weise daran schuld. Sie, Madame, haben nur gearbeitet, das Ihrige zu vergrößern, ein Unternehmen, das Ihnen gelungen ist, wovon ich moralisch überzeugt bin. Ich verlasse Sie also, wie ich Sie genommen habe, als eine Reiche, aber wenig Geehrte. Leben Sie wohl. Auch ich werde, von heute an, auf meine Rechnung arbeiten. Glauben Sie an meine volle Dankbarkeit für das Beispiel, welches Sie mir gaben und das ich befolgen will.

Ihr sehr ergebener Gemahl

BARON DANGLARS.

Die Baronin war während dieses langen und peinlichen Vorlesens Debray mit den Augen gefolgt; sie hatte, ungeachtet seiner wohlbekannten Macht über sich selbst, den jungen Mann ein paarmal die Farbe wechseln sehen. Als er fertig war, legte er das Papier langsam zusammen und nahm seine nachsinnende Stellung wieder an.

»Nun denn?« fragte Madame Danglars mit einer leicht begreiflichen Angst.

»Nun denn, Madame!« wiederholte Debray wie ein Automat.

»Welchen Gedanken flößt Ihnen dieser Brief ein?«

»Er ist sehr einfach, Madame, er flößt mir den Gedanken

ein, daß Monsieur Danglars einen Verdacht hegte, als er abreist ist.«

»Ohne Zweifel; aber ist dies alles, was Sie mir zu sagen haben?«

»Ich begreife nicht«, erwiderte Debray mit einer eisigen Kälte.

»Er ist fort! Fort! Völlig! Fort, um nie wieder zu kommen!«

»Oh«, versetzte Debray, »glauben Sie dies nicht, Baronin.«

»Nein, sage ich Ihnen, er wird nicht zurückkommen; ich kenne ihn, er ist ein unerschütterlicher Mann in allen Entschlüssen, die von seinem Interesse ausgehen. Hätte er mich zu etwas nützlich erachtet, er würde mich mitgenommen haben. Er läßt mich in Paris, weil unsere Trennung seinen Projekten nützen kann; sie ist also unwiderruflich, und ich bin für immer frei«, fügte Madame Danglars mit demselben bittenden Ausdruck bei.

Aber anstatt ihr zu antworten, ließ Debray sie in dieser angstvollen Erforschung des Blickes und des Gedankens.

»Wie?« sagte sie endlich. »Sie antworten mir nicht, Monsieur?«

»Ich habe nur eine Frage an Sie zu stellen: Was gedenken Sie zu tun?«

»Ich wollte Sie darum fragen«, antwortete die Baronin mit pochendem Herzen.

»Ah!« erwiderte Debray. »Sie verlangen also einen Rat von mir?«

»Ja, ich ersuche Sie um einen Rat«, antwortete die Baronin mit bangem Herzen.

»Wenn Sie einen Rat von mir verlangen«, äußerte der junge Mann kalt, »rate ich Ihnen zu reisen.«

»Zu reisen!« murmelte Madame Danglars.

»Gewiß. Sie sind, wie Monsieur Danglars sagte, reich und

vollkommen frei. Eine Abwesenheit von Paris wird durchaus notwendig sein, wenigstens wie ich glaube, nach dem doppelten Aufsehen der abgebrochenen Heirat von Mademoiselle Eugénie und des Verschwindens von Monsieur Danglars. Die Hauptsache ist nur, daß jedermann wisse, Sie seien verlassen, und Sie für arm halte; denn man würde der Frau eines Bankrotteurs ihren Überfluß und ein Leben auf großem Fuß nicht verzeihen. Für den ersten Fall genügt es, wenn Sie nur vierzehn Tage in Paris bleiben, jedermann wiederholend, daß Sie verlassen seien, und Ihren besten Freundinnen erzählend, die es in den Gesellschaften verbreiten werden, auf welche Art dieses Verlassen geschah. Ferner werden Sie Ihr Haus aufgeben, Ihre Juwelen darin zurücklassen, Ihre Witwenrente abtreten, und jeder wird ihre Uneigennützigkeit rühmen und Ihr Lob verkünden. Dann wird man Sie für verlassen, für arm halten; denn ich allein kenne Ihre finanzielle Lage und bin bereit, als loyaler Teilhaber mit Ihnen abzurechnen.«

Die Baronin, blaß, niedergedonnert, hatte diese Rede mit ebenso viel Schrecken und Verzweiflung angehört, als Debray Ruhe und Gleichgültigkeit auf ihren Vortrag verwendete.

»Verlassen!« wiederholte sie. »Oh! Wohl verlassen. Ja, Sie haben recht, Monsieur, und niemand wird an meiner gänzlichen Verlassenheit zweifeln.«

Dies waren die einzigen Worte, welche diese so stolze und so heftig verliebte Frau Debray antworten konnte.

»Aber reich, sehr reich sogar«, fuhr Debray fort, indem er seine Brieftasche zog und einige Papiere herauskramte, die sie enthielt.

Madame Danglars ließ ihn gewähren, vollauf beschäftigt, das gewaltige Pochen ihres Herzens zu bewältigen und die Tränen zurückzuhalten, die sie am Saum ihrer Wimpern hervorbrechen fühlte. Doch zuletzt gewann das Gefühl der Würde die Oberhand bei der Baronin, und wenn es ihr auch nicht gelang, ihr Herz zu bezwingen, so brachte sie es wenigstens

dahin, keine Träne zu vergießen.

»Madame«, sagte Debray, »es sind ungefähr sechs Monate, daß wir uns assoziierten. Sie machten zu diesem Zweck eine Fondseinlage von hunderttausend Francs. Im Monat April dieses Jahres hat unsere Assoziierung stattgefunden. Im Mai begannen unsere Operationen. Im Mai gewannen wir vierhundertfünzigtausend Francs. Im Juni stieg der Gewinn auf neunhunderttausend. Im Juli fügten wir siebzehnhunderttausend Francs bei, dies ist, wie Sie wissen, der Monat der spanischen Anleihen. Im Beginn des Monats August verloren wir dreihunderttausend Francs; aber am 15. des Monats erhielten wir uns wieder, und am Schluß hatten wir unseren Verlust ersetzt, denn unsere Rechnung, vom Tag unserer Assoziierung bis gestern, wo ich sie beschloß, genau geführt, weist uns ein Aktivum aus von zwei Millionen vierhunderttausend Francs, das heißt: von zwölfhunderttausend Francs für jeden von uns. Nun finden wir«, fuhr Debray fort, sein Notizbuch mit der Methode und Ruhe eines Wechselagenten durchsuchend, »vierhunderttausend Francs für die Interessen, welche die uns in Händen gebliebene Summe ertrug.«

»Woher kommen diese Zinsen«, unterbrach ihn die Baronin, »da Sie dieses Geld nie gewinnbringend anlegten?«

»Ich bitte um Vergebung, Madame«, antwortete Debray kalt, »ich besaß Ihre Ermächtigung, es gewinnbringend anzulegen, und ich machte von Ihrer Ermächtigung Gebrauch. Ihre Hälfte dieser Zinsen beträgt also vierzigtausend Francs, ferner gebühren Ihnen die hunderttausend Francs erste Fondseinlage, somit dreizehnhundertvierzigtausend Francs für Ihren Anteil. Nun aber, Madame«, fuhr Debray fort, »war ich so vorsichtig, vorgestern Ihr Geld zu mobilisieren; es ist nicht lange her, wie Sie sehen, und man hätte meinen mögen, daß ich vermutete, Ihnen demnächst Rechnung ablegen zu müssen. Ihr Geld ist hier, halb in Banknoten, halb in Fonds auf den Inhaber. Ich sage... hier,... und es ist wahr, denn da ich mein Haus nicht für sicher genug hielt, da ich die Notare nicht verschwiegen

genug fand und die Besitzungen noch lauter sprechen als die Notare, da Sie endlich kein Recht haben, außerhalb der ehelichen Gemeinschaft etwas zu kaufen oder zu besitzen, verwahrte ich diese ganze Summe, jetzt Ihr einziges Vermögen, in einer Kiste, die auf dem Boden dieses Schrankes eingemauert ist, und zur größeren Sicherheit machte ich selbst den Maurer. Hier sind nun, Madame«, fuhr Debray fort, zuerst den Schrank öffnend und dann die Kasse, »achthundert Banknoten, jede zu tausend Francs, die, wie Sie sehen, einem dicken, in Eisen gebundenen Album gleichen; ich füge dazu einen Rentencoupon von fünfundzwanzigtausend Francs, dann zur Ausgleichung, die, glaube ich, etwa einhundertzehntausend Francs beträgt, eine Anweisung auf Sicht an meinen Bankier, und da mein Bankier nicht Monsieur Danglars ist, so wird die Anweisung bezahlt werden, Sie dürfen unbesorgt sein.«

Madame Danglars nahm automatisch die Anweisung auf Sicht, den Rentencoupon und den Pack Banknoten. Dieses ungeheure Vermögen schien, hier auf einen Tisch hingebreitet, etwas sehr Geringfügiges. Madame Danglars nahm es mit trockenen Augen, aber von unterdrücktem Schluchzen geschwellter Brust, verschloß das Stahletui in ihrem Arbeitsbeutel, tat den Rentencoupon und die Anweisung auf Sicht in ihre Briefftasche und wartete stehend, stumm, auf ein süßes Wort, das sie trösten sollte, so reich zu sein. Aber sie wartete vergebens.

»Jetzt, Madame«, sagte Debray, »haben Sie eine herrliche Existenz, ungefähr sechzigtausend Livres Renten, was für eine Frau ungeheuer ist, die von nun an wenigstens ein Jahr lang kein großes Haus führen können wird. Dies ist ein Privilegium zu allen Phantasien, welche Sie anwandeln werden, abgesehen davon, daß Sie, wenn Sie Ihren Anteil ungenügend finden, in Rücksicht des Vergangenen, das Ihnen entgeht, aus dem meinigen schöpfen können, Madame, und ich bin geneigt, Ihnen – oh! Unter dem Namen eines Darlehens, wohlverstanden – alles anzubieten, was ich besitze, nämlich eine

Million sechzigtausend Francs.«

»Ich danke, Monsieur«, versetzte die Baronin, »ich danke; Sie begreifen, daß Sie mir da weit mehr zukommen lassen, als eine arme Frau braucht, die von jetzt an wenigstens lange Zeit in der Welt nicht mehr zu erscheinen gedenkt.«

Debray war einen Augenblick erstaunt, faßte sich aber wieder und sagte mit einer Gebärde, die man durch die artigste Formel zum Ausdruck des Gedankens übersetzen konnte.

»Wie es Ihnen beliebt!«

Madame Danglars hatte vielleicht bis jetzt noch etwas gehofft; als sie aber die unbekümmerte, Debray soeben entschlüpfte Gebärde sah und den Seitenblick, womit diese Gebärde begleitet war, sowie die tiefe Verbeugung und das damit verbundene bedeutungsvolle Schweigen, hob sie den Kopf wieder empor, öffnete die Tür und eilte ohne Wut, ohne Erschütterung, aber auch ohne Unschlüssigkeit zur Treppe, indem sie es verschmähte, auch nur noch einen letzten Gruß an denjenigen zu richten, der sie auf solche Art fortgehen ließ.

»Pah«, sagte Debray, als sie fort war, »lauter schöne Projekte; sie wird in ihrem Haus bleiben, Romane lesen und Landsknecht spielen, da sie nicht mehr an der Börse spielen kann.«

Und er nahm sein Notizbuch wieder und strich mit der größten Sorgfalt die soeben bezahlten Summen aus.

»Es bleibt mir eine Million sechzigtausend Francs«, sagte er. »Welch' ein Unglück, daß Mademoiselle de Villefort gestorben ist! Dieses Mädchen entsprach mir in allen Beziehungen, und ich hätte es geheiratet.«

Und mit seinem gewohnten Phlegma wartete er, bis Madame Danglars zwanzig Minuten fort war, um sich zu entschließen, ebenfalls fortzugehen. Während dieser zwanzig Minuten schrieb Debray Ziffern nieder, seine Uhr zur Seite: Jene teuflische Person, die jede Einbildungskraft mit mehr oder weniger Glück würde hervorgebracht haben, wenn nicht Lesage die Priorität in einem Meisterwerk erworben hätte, Asmodi,

der die Dächer der Häuser weghob, um das Innere derselben zu sehen, würde durch Wegheben des Daches des kleinen Hotels der Rue Saint-Germain-des-Prés, in dem Moment, da Debray seine Ziffern schrieb, einen sonderbaren Anblick genossen haben.

Oberhalb jenes Zimmers, worin Debray soeben mit Madame Danglars dreieinhalb Millionen geteilt hatte, war ein anderes Zimmer, gleichfalls von uns bekannten Personen bewohnt, welche eine genügend wichtige Rolle in den von uns erzählten Ereignissen spielten, um sie mit einigem Interesse wiederzufinden.

In diesem Zimmer waren Mercédès und Albert. Mercédès war seit einigen Tagen sehr verändert, nicht etwa, weil sie, selbst zur Zeit ihres größten Wohlstandes, jemals den hochmütigen Prunk zur Schau gestellt hätte, der gegen alle Lagen sichtbar absticht und bewirkt, daß man die Frau nicht mehr erkennt, sobald sie in einfacheren Kleidern erscheint; auch nicht, weil sie in jenen Zustand von Verkümmern herabgesunken wäre, wo man gezwungen ist, die Livrée des Elends anzuziehen; nein, Mercédès war verändert, weil ihr Auge nicht mehr glänzte, weil endlich eine beständige Verlegenheit auf ihren Lippen das rasche Wort festhielt, das ehemals ein stets fertiger Geist sprühte. Nicht die Armut hatte den Geist von Mercédès gewelkt, nicht Mangel an Mut, ihre Armut ihr drückend gemacht. Mercédès, aus der Fülle herabgestiegen, in der sie lebte, in der neuen Sphäre nicht heimisch, die sie wählte, wie jene Personen, die einen glänzend erleuchteten Palast verlassen, um plötzlich in die Finsternis zu treten, Mercédès schien eine aus ihrem Palast in eine Strohütte herabgestiegene Königin, die, auf das unentbehrlich Notwendige beschränkt, an dem Tongeschirr sich nicht wiedererkennt, das sie selbst auf den Tisch tragen muß, noch an dem ärmlichen Lager statt ihres Bettes. In der Tat besaß die schöne Katalanin oder die edle Gräfin weder mehr ihren stolzen Blick, noch ihr anmutiges Lächeln, weil sie, auf ihre Umgebung schauend,

nur betäubende Gegenstände sah: Das Zimmer war mit einem Papier grau auf grau tapeziert, wie es ökonomische Eigentümer vorzugsweise wählen, da es am wenigsten schmutzt; der Boden hatte keinen Teppich, die Möbel zogen die Aufmerksamkeit auf sich und zwangen den Blick, auf der Armut eines falschen Luxus zu verweilen; kurz es gab da lauter Dinge, die durch ihre schreienden Farben die Harmonie störten, die den an ein elegantes Ganzes gewöhnten Augen so notwendig ist. Madame de Morcerf lebte hier, seitdem sie ihr Haus verlassen hatte; der Kopf schwindelte ihr bei dieser ewigen Stille, wie er dem Wanderer schwindelt, der am Rand eines Abgrundes ankommt. Da sie bemerkte, daß Albert in jeder Minute sie heimlich anschaute, um auf den Zustand ihres Herzens zu schließen, hatte sie sich zu einem monotonen Lächeln der Lippen gezwungen, das, bei der Abwesenheit jener so milden Flamme des Lächelns der Augen, die Wirkung eines einfachen Widerstrahlens macht, nämlich eine Helle ohne Wärme. Albert seinerseits war nachsinnend, unbehaglich, durch einen Rest von Luxus geniert, der ihn hinderte, in seine gegenwärtige Lage sich zu finden; er wollte ohne Handschuhe ausgehen und fand seine Hände zu weiß; er wollte zu Fuß in der Stadt herumlaufen und fand seine Stiefel zu gut gefirnißt. Dennoch war es diesen beiden so edlen und so intelligenten Wesen, durch das Band der mütterlichen und kindlichen Liebe unauflösbar verbunden, gelungen, sich zu verstehen, ohne von etwas zu sprechen und alle jene Vorkehrungen zu ökonomisieren, die man zwischen Freunden schuldig ist, um jene materielle Wahrheit zu begründen, von welcher das Leben abhängt. Albert konnte auch zu seiner Mutter sagen, ohne daß sie erblaßte:

»Mutter, wir haben kein Geld mehr.«

Mercédès hatte wahrhaftig das Elend nie gekannt; sie hatte in ihrer Jugend selbst oft von der Armut gesprochen; dies ist aber nicht das nämliche: Bedürfnis und Notwendigkeit sind zwei sinnverwandte Worte, deren Zwischenraum eine ganze

Welt ausfüllt.

Bei den Katalanen fühlte Mercédès das Bedürfnis von tausend Dingen, aber es gebrach ihr nie an gewissen anderen. Solange die Netze gut waren, fing man Fische; solange man Fische verkaufte, hatte man Garn, die Netze zu reparieren. Und dann dachte man, von Freundschaft isoliert, bloß von einer Liebe erfüllt, die zu den materiellen Einzelheiten der Lage nicht mitwirkte, an sich, jeder an sich, nur an sich. Mercédès teilte das wenige, das sie besaß, so edelmütig wie möglich; jetzt mußte sie zwei Teile machen, und zwar von nichts.

Der Winter nahte heran: Mercédès hatte in diesem leeren und bereits kalten Zimmer kein Feuer, während ehemals ein großer Ofen mit zahlreichen Röhren das Haus von den Vorzimmern bis zum Boudoir erwärmte; sie besaß keine armselige kleine Blume, während ihre Wohnung ein zu Goldpreisen ausgestattetes Treibhaus war! Aber sie besaß ihren Sohn... Die Exaltation einer vielleicht übertriebenen Pflicht hatte sie bisher in den höheren Sphären gestützt. Die Exaltation ist fast Enthusiasmus, und der Enthusiasmus macht gegen irdische Dinge unfühlbar. Aber der Enthusiasmus hatte sich gelegt, und man mußte nach und nach aus dem Land der Träume wieder in die Welt der Wirklichkeiten heruntersteigen. Nach der Erschöpfung aller Ideale mußte man endlich vom Positiven sprechen.

»Mutter«, sagte Albert gerade in dem Moment, da Madame Danglars die Treppe hinabging, »zählen wir ein wenig alle unsere Reichtümer; ich bedarf einer Gesamtsumme, um meine Pläne zu entwerfen.«

»Gesamtsumme: nichts«, erwiderte Mercédès mit einem schmerzlichen Lächeln.

»Allerdings eine Gesamtsumme, meine Mutter: vorläufig dreitausend Francs, und ich behaupte, mit diesen dreitausend Francs uns beiden ein herrliches Leben zu verschaffen.«

»Kind!« seufzte Mercédès.

»Ah, meine gute Mutter«, sagte der junge Mann, »ich habe Ihnen leider genug Geld verschwendet, um den Wert desselben zu kennen. Dreitausend Francs, sehen Sie, das ist enorm, und ich habe auf diese Summe eine wunderbare Zukunft ewiger Sicherheit gebaut.«

»Sie sagen dies, mein Freund«, fuhr die arme Mutter fort; »aber vor allem: Nehmen wir diese dreitausend Francs an?« fragte Mercédès errötend.

»Dabei bleibt es, dünkt mir«, antwortete Albert mit einem festen Ton, »wir nehmen sie um so mehr an, da wir sie nicht haben, denn sie sind, wie Sie wissen, in dem Garten jenes kleinen Hauses der Allée de Meilhan in Marseille vergraben. Mit zweihundert Francs werden wir beide nach Marseille reisen.«

»Mit zweihundert Francs!« versetzte Mercédès; »wo denken Sie hin, Albert?«

»Oh! Was dies betrifft, habe ich mich nach den Eilwagen und Dampfschiffen erkundigt, und meine Berechnung ist fertig. Sie bestellen Ihren Platz nach Châlons im Coupé; Sie sehen, meine Mutter, daß ich Sie als Königin behandle; dies macht fünfunddreißig Francs.«

Albert nahm eine Feder und schrieb:

Coupé, fünfunddreißig Francs, macht	35 Frcs.
Von Châlons nach Lyon fahren Sie auf dem Dampfschiff, sechs Francs, macht	6 Frcs.
Von Lyon nach Avignon wieder auf dem Dampfschiff, sechzehn Francs, macht	16 Frcs.
Von Avignon nach Marseille, sieben Francs, macht	7 Frcs.
Ausgaben unterwegs, fünfzig Francs, macht	50 Frcs.
Summa	114 Frcs.

»Setzen wir hundertzwanzig an«, fügte Albert lächelnd bei,
»Sie sehen, daß ich großzügig bin, nicht wahr, meine Mutter?«

»Aber du, mein armes Kind?«

»Ich? Sehen Sie nicht, daß ich achtzig Francs für mich behalte? Ein junger Mann, meine Mutter, braucht nicht alle Bequemlichkeiten; zudem verstehe ich mich auf das Reisen.«

»Mit deiner Postkalesche und deinem Kammerdiener?«

»Auf jede Art, meine Mutter.«

»Wohlan, meinetwegen«, sagte Mercédès, »aber diese zweihundert Francs?«

»Diese zweihundert Francs sind hier, und dann noch zweihundert andere. Sehen Sie, ich habe meine Uhr für zweihundert Francs verkauft, und die Anhänger für dreihundert: welch' ein guter Handel! Anhänger, die dreimal soviel wert sind als die Uhr: immer jene famose Geschichte vom Überfluß! Wir sind also reich, weil Sie statt der hundertvierzehn Francs, deren Sie zu Ihrer Reise bedurften, zweihundertfünfzig haben.«

»Aber wir schulden etwas in diesem Haus?«

»Dreißig Francs, aber ich zahle sie von meinen hundertfünfzig Francs. Dabei bleibt es, und weil ich im Grunde nicht mehr als achtzig Francs zu meiner Reise brauche, so sehen Sie, daß ich im Überfluß schwimme. Aber dies ist nicht alles. Was sagen Sie zu diesem, meine Mutter?«

Und Albert zog aus einem kleinen Notizbuch mit goldenem Verschuß – dem Überrest seiner ehemaligen Extravaganzen oder vielleicht auch ein zärtliches Andenken von irgendeiner jener geheimnisvollen und verschleierten Frauen, die an die kleine Tür klopfen –, Albert zog aus einem kleinen Notizbuch eine Banknote von tausend Francs.

»Was ist dies?« fragte Mercédès.

»Tausend Francs, meine Mutter. Oh! Sie ist vollkommen

echt.«

»Aber woher hast du diese tausend Francs?«

»Vernimm dies, meine Mutter, und gerate nicht allzusehr in Gemütsbewegungen.«

Und Albert stand auf, küßte seiner Mutter die beiden Wangen und schaute sie an.

»Sie haben keine Vorstellung davon, meine Mutter, wie schön ich Sie finde!« sagte der junge Mann mit einem innigen Gefühl kindlicher Liebe. »Sie sind wahrhaftig die Schönste, wie Sie die edelste der Frauen sind, die ich jemals sah!«

»Liebes Kind!« erwiderte Mercédès, indem sie vergebens versuchte, eine Träne zurückzuhalten, die in dem Winkel ihrer Wimper perlte.

»In der Tat, es fehlte Ihnen nur noch, unglücklich zu werden, um meine Liebe in Anbetung zu verwandeln.«

»Ich bin nicht unglücklich, solange ich meinen Sohn habe«, äußerte Mercédès, »ich werde nicht unglücklich sein, solange ich ihn besitze.«

»Ah, recht«, bemerkte Albert. »Aber gerade hier beginnt die Prüfung, meine Mutter! Sie wissen, was verabredet ist?«

»Haben wir denn etwas verabredet?« fragte Mercédès.

»Ja, es ist verabredet, daß Sie in Marseille wohnen und ich nach Afrika gehe, wo ich, anstatt des abgelegten Namens, mir den Namen machen werde, den ich angenommen habe.«

Mercédès seufzte.

»Nun denn, meine Mutter, seit gestern bin ich bei den Spahi-Truppen angeworben«, fügte der junge Mann hinzu, die Augen mit einer gewissen Scham niederschlagend, denn er kannte selbst nicht das Erhabene seines Herabsinkens, »oder vielmehr ich glaubte, daß mein Körper wohl mir gehöre und daß ich ihn verkaufen könnte. Seit gestern bin ich Reservist. Ich habe mich verkauft, wie man sagt, und«, setzte er hinzu, indem er zu lächeln versuchte, »teurer, als ich wert zu sein

glaubte, nämlich für zweitausend Francs.«

»Also diese tausend Francs...?« fragte Mercédès schauernd.

»Sind die Hälfte der Summe, meine Mutter; die andere wird in einem Jahr kommen.«

Mercédès schlug die Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck zum Himmel empor, und die beiden im Winkel ihrer Wimper zitternden Tränen, aus innerer Gemütsaufregung überströmend, flossen still über ihre Wangen hinab. »Der Preis seines Blutes!« murmelte sie.

»Ja, wenn ich getötet werde«, sagte Morcerf lachend. »Aber ich versichere Ihnen, gute Mutter, daß ich im Gegenteil die Absicht habe, meine Haut grausam zu verteidigen; ich fühle nie so sehr Lust zu leben wie jetzt.«

»Mein Gott! Mein Gott!« rief Mercédès.

»Warum meinen Sie denn übrigens, daß ich getötet werde? Ist Lamoricière, dieser zweite Ney des Südens, getötet worden? Ist Changarnier getötet worden? Ist Bedeau getötet worden? Ist Morrel, den wir kennen, getötet worden? Denken Sie nur an Ihre Freude, meine Mutter, wenn Sie mich in meiner gestickten Uniform zurückkehren sehen werden! Ich erkläre Ihnen, daß ich herrlich darin auszusehen gedenke und daß ich dieses Regiment aus Gefallsucht wählte.«

Mercédès seufzte, indem sie fortwährend zu lächeln versuchte. Diese vollkommene Mutter sah ein, daß es schlecht von ihr wäre, ihr Kind die ganze Last des Opfers tragen zu lassen.

»Nun denn«, fuhr Albert fort, »Sie begreifen, meine Mutter, daß Ihnen schon mehr als viertausend Francs gesichert sind; mit diesen viertausend Francs werden Sie zwei Jahre lang gut leben.«

»Glaubst du?« fragte Mercédès. Diese Worte waren der Gräfin entschlüpft, und mit einem so wahren Schmerz, daß ihr eigentlicher Sinn Albert nicht entging; er fühlte sein Herz sich

verkrampfen, nahm die Hand seiner Mutter, die er zärtlich in die seinigen drückte, und sagte:

»Ja, Sie werden leben!«

»Ich werde leben«, rief Mercédès aus, »aber du wirst nicht fortziehen, nicht wahr, mein Sohn?«

»Meine Mutter, ich werde fortziehen«, erwiderte Albert mit einer ruhigen und festen Stimme. »Sie lieben mich zu sehr, um mich müßig und unnütz in Ihrer Nähe zu lassen; zudem habe ich unterzeichnet.«

»Du wirst nach deinem Willen handeln, mein Sohn, ich werde nach Gottes Willen handeln.«

»Nein, nicht nach meinem Willen, meine Mutter, sondern nach der Vernunft, nach der Notwendigkeit. Wir sind zwei tiefbetrübte Wesen, nicht wahr? Was ist jetzt das Leben für Sie? Nichts. Was ist das Leben für mich? Oh! Sehr wenig ohne Sie, meine Mutter, glauben Sie es; denn ohne Sie, ich schwöre es Ihnen, hätte dieses Leben an demselben Tag aufgehört, an welchem ich an meinem Vater zweifelte und seinen Namen verleugnete! Dennoch lebe ich, wenn Sie mir versprechen, wieder zu hoffen; wenn Sie mir die Sorge für Ihr künftiges Glück überlassen, verdoppeln Sie meine Kraft. Dann will ich dort unten den Gouverneur von Algier auffinden, er hat ein loyales Herz und ist vorzüglich durch und durch Soldat; ich erzähle ihm meine traurige Geschichte, ich bitte ihn, die Augen bisweilen nach der Seite zu wenden, wo ich sein werde, und wenn er Wort hält, wenn er mein Verhalten sieht, bin ich vor Ablauf von sechs Monaten Offizier oder tot. Wenn ich Offizier bin, ist Ihr Schicksal gesichert, meine Mutter, denn ich werde Geld für Sie und mich haben und überdies einen neuen Namen, auf den wir beide stolz sein werden, weil er Ihr wahrer Name sein wird. Wenn ich getötet werde... wohlan, wenn ich getötet werde, dann, liebe Mutter, werden Sie sterben, wenn es Ihnen beliebt, und unsere Mißgeschicke gerade in ihrem Übermaß ihr Ziel finden.«

»Es ist gut«, antwortete Mercédès mit ihrem edlen und bededten Blick. »Du hast recht, mein Sohn; beweisen wir gewissen Leuten, die auf uns schauen und die unser Benehmen erwarten, um uns zu beurteilen, beweisen wir ihnen, daß wir wenigstens würdig sind, bedauert zu werden.«

»Aber keine traurigen Gedanken, liebe Mutter!« rief der junge Mann aus. »Ich schwöre Ihnen, daß wir sehr glücklich sind oder es wenigstens werden können. Sie sind eine Frau voll Geist und zugleich voll Ergebung; ich bin in meinen Neigungen einfach geworden und habe keine Leidenschaft mehr, hoffe ich. Bin ich einmal im Dienst, so bin ich reich; sind Sie einmal im Haus von Monsieur Dantès, so sind Sie sorglos. Versuchen wir es! Ich bitte Sie darum, meine Mutter, versuchen wir es!«

»Ja, versuchen wir es, mein Sohn, denn du mußt leben, du mußt glücklich werden«, erwiderte Mercédès.

»Also, meine Mutter, da ist nun unsere Teilung gemacht«, fügte der junge Mann hinzu, eine große Ungezwungenheit zeigend. »Wir können heute noch abreisen. Nun, ich bestelle, wie gesagt, Ihren Platz.«

»Aber den deinigen, mein Sohn?«

»Ich muß noch einige Tage bleiben, meine Mutter; dies ist ein Trennungsanfang, und wir müssen uns daran gewöhnen. Ich bedarf einiger Empfehlungen, einiger Aufschlüsse über Afrika; ich werde in Marseille zu Ihnen kommen.«

»Nun denn, meinetwegen, reisen wir ab«, versetzte Mercédès, in den einzigen Schal sich hüllend, den sie mitnahm und der zufällig ein schwarzer Kaschmir von großem Wert war, »reisen wir ab!«

Albert raffte eilig seine Papiere zusammen, schellte, um die dreißig Francs zu bezahlen, die er dem Besitzer des Hotels schuldete, bot seiner Mutter den Arm und ging die Treppe hinab. Jemand ging vor ihnen hinab; als dieser jemand das Anstreifen eines seidenen Kleides an das Geländer hörte, wandte er sich um. »Debray!« murmelte Albert.

»Sie, Morcerf!« antwortete der Sekretär des Ministers, indem er auf der Stufe stehenblieb, auf welcher er sich befand.

Die Neugier war bei Debray mächtiger als der Wunsch, das Inkognito zu bewahren; zudem war er erkannt. Es schien wirklich pikant, in diesem unansehnlichen Hotel den jungen Mann wiederzufinden, dessen unglückliches Geschick soeben in Paris ein so großes Aufsehen gemacht hatte.

»Morcerf!« wiederholte Debray. Als er dann im Halbdunkel die noch jugendliche Haltung und den schwarzen Schal der Madame de Morcerf bemerkte, fügte er mit einem Lächeln hinzu: »Oh! Verzeihung, ich verlasse Sie, Albert.«

Albert verstand Debrays Gedanken.

»Meine Mutter«, sagte er, zu Mercédès sich umwendend, »das ist Monsieur Debray, Sekretär des Ministers des Innern, mein ehemaliger Freund.«

»Wie? Ehemaliger?« stammelte Debray. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich sage dies, Monsieur Debray«, antwortete Albert, »weil ich jetzt keine Freunde mehr habe und nicht mehr haben darf. Ich danke Ihnen sehr, daß Sie die Güte hatten, mich zu erkennen, Monsieur.«

Debray trat wieder zwei Stufen hinauf und drückte dem jungen Mann herzlich die Hand.

»Glauben Sie, mein lieber Albert«, sagte er mit der ganzen Gemütsbewegung, der er fähig war, »glauben Sie, daß ich innigen Anteil an dem Unglück genommen habe, das Ihnen begegnet und daß ich mich Ihnen in allen Beziehungen zur Verfügung stelle.«

»Ich danke, Monsieur«, erwiderte Albert lächelnd, »aber ungeachtet dieses Unglücks sind wir reich genug geblieben, um nicht nötig zu haben, uns an jemand zu wenden; wir verlassen Paris, unsere Reise ist bezahlt, und uns bleiben noch fünftausend Francs.«

Die Röte stieg Debray in die Stirn, der eine Million in seiner Kasse hatte, und wie wenig poetisch auch dieser exakte Geist war, so konnte er sich doch des Gedankens nicht erwehren, daß im selben Haus eben erst noch zwei Frauen waren, von denen die eine, mit Recht entehrt, arm fortging mit einer Million fünfhunderttausend Francs unter ihrem Mantel, und die andere, mit Unrecht heimgesucht, aber erhaben in ihrem Unglück, mit einigen Hellern sich reich fühlte. Dieser Vergleich verwirrte seine Höflichkeitsfloskeln; die Philosophie des Beispiels vernichtete ihn; er stammelte einige Worte allgemeiner Artigkeit und ging rasch hinab.

An diesem Tag hatten die Angestellten des Ministeriums, seine Untergebenen, unter seinem verdrießlichen Humor viel zu leiden. Aber am Abend wurde er Eigentümer eines sehr schönen Hauses, das auf dem Boulevard de la Madeleine lag und eine Rente von fünfzigtausend Livres gewährte. Am anderen Tag, zur Stunde, da Debray den Kaufvertrag unterzeichnete, nämlich um fünf Uhr abends, stieg Madame de Morcerf, nach einer zärtlichen Umarmung ihres Sohnes und nachdem ihr Sohn sie zärtlich umarmt hatte, in den Eilwagen, dessen Schlag sich hinter ihr wieder schloß.

Ein Mann war im Hof der Messagerie Laffitte hinter einem jener Bogenfenster des Halbgeschosses verborgen, die jedes Büro überragen. Er sah Mercédès in den Wagen steigen; er sah den Eilwagen abfahren; er sah Albert sich entfernen. Dann fuhr er mit der Hand über seine von Zweifeln gezeichnete Stirn und sagte:

»Ach! Wie werde ich diesen beiden Unschuldigen das Glück wiedergeben, das ich ihnen entzogen habe? Gott wird mir beistehen!«

107. KAPITEL

Die Löwengrube

Eines der berühmtesten Gefängnisse, worin die schwersten und gefährlichsten Verbrecher eingesperrt sind, heißt die Cour Saint-Bernard. Die Gefangenen haben ihm in ihrer energischen Sprache den Zunamen »die Löwengrube« gegeben, wahrscheinlich weil die Gefangenen Zähne haben, die oft die Gitterstangen und bisweilen die Wächter beißen. Es ist ein Gefängnis im Gefängnis; die Mauern sind doppelt so dick wie die üblichen. Täglich untersucht ein Gefängnispförtner sorgfältig die massiven Gitter, und man erkennt an der herkulischen Gestalt, an den kalten und grimmigen Blicken dieser Wächter, daß sie gewählt wurden, über ihr Volk durch den Schrecken und durch die Tätigkeit des Verstandes zu herrschen.

Der Gefängnishof ist von ungeheuren Mauern umrahmt, auf welche die Sonne ihr schräges Licht wirft, wenn sie sich entschließt, in diesen Abgrund von moralischen und physischen Häßlichkeiten zu dringen. Seit der Stunde des Aufstehens wandeln hier auf dem Pflaster sorgenvoll, verstört, erlassend, gleich Schatten, die Menschen, welche die Justiz unter dem Fallbeil, das sie wetzt, gebückt hält. Man sieht sie die Mauer entlang, welche die meiste Hitze einsaugt und zurückhält, lehnen, kauern. Da verweilen sie, paarweise plaudernd, öfter isoliert, unaufhörlich nach der Tür schauend, die sich auftut, um irgendeinen von den Bewohnern dieses traurigen Aufenthaltes zu rufen oder eine neue, vom Schmelztiegel der Gesellschaft ausgeworfene Schlacke in den Schlund zu schütten.

Die Cour Saint-Bernard hat ihr besonderes Sprechzimmer; es ist ein langes Viereck, in zwei Teile getrennt durch zwei parallel, drei Fuß weit voneinander, dergestalt angebrachte Gitter, daß der Besucher dem Gefangenen die Hand nicht drücken und ihm nichts geben kann. Dieses Sprechzimmer ist

düster, feucht und in jeder Beziehung schrecklich, vorzüglich wenn man an die furchtbaren Geheimnisse denkt, die um diese Gitter schwirrten und die eisernen Stangen mit Rost überzogen. Dennoch ist dieser Ort, wie gräßlich er auch sein mag, das Paradies, wo in einer ersehnten, labenden Gesellschaft jene Menschen ihren Mut wieder stärken, deren Tage gezählt sind; selten verläßt man die Löwengrube, um anderswohin zu gehen als aufs Schafott am Stadttor Saint-Jacques, in ein Arbeitslager oder in eine einsame Gefängniszelle!

In diesem von uns soeben geschilderten Hof, der von einer kalten Feuchtigkeit troff, spazierte, die Hände in den Taschen seines Rockes, ein junger Mensch, von den Bewohnern der Löwengrube mit großer Neugier betrachtet. Er hätte nach dem Schnitt seiner Kleidungsstücke für einen eleganten Mann gegolten, wären diese Kleidungsstücke nicht zerfetzt gewesen; sie waren jedoch nicht abgenützt; das feine und an den unverletzten Stellen seidene zarte Tuch nahm unter der streichelnden Hand des Gefangenen, der ein neues Kleid daraus zu machen versuchte, leicht seinen Glanz wieder an. Er wendete dieselbe Sorgfalt an, ein batistenes Hemd zu schließen, das seine Farbe seit seinem Eintritt in das Gefängnis bedeutend verändert hatte, und fuhr mit dem Zipfel eines mit Anfangsbuchstaben unter einer heraldischen Krone gestickten Taschentuches über seine gefirnißten Stiefel. Einige Pfleglinge der Löwengrube betrachteten mit markiertem Interesse die auserlesene Toilette des Gefangenen.

»Der Prinz da macht sich schön«, sagte einer von den Dieben.

»Er ist auf natürliche Weise sehr schön«, äußerte ein anderer, »und hätte er nur einen Kamm und Pomade, so würde er alle Herren mit weißen Handschuhen in den Schatten stellen.«

»Sein Anzug muß ganz neu gewesen sein, und seine Stiefel glänzen herrlich. Es ist für uns schmeichelhaft, daß wir solche Leute von gutem Stand zu Kollegen haben, und diese Räuber von Gendarmen sind recht niederträchtig. Die Neidischen!

Eine Toilette wie diese zu zerreißen!«

»Es scheint, daß er ein ganz Berühmter ist«, bemerkte ein anderer, »er hat alles getan... und Großes gedreht... Er ist noch so jung! Oh! Das ist herrlich...!«

Und der Gegenstand dieser scheußlichen Bewunderung schien sich an den Lobsprüchen zu weiden oder vielmehr am Dunst der Lobsprüche, denn er hörte die Worte nicht. Nach Beendigung seiner Toilette näherte er sich dem Schalter der Marketenderbude, an welchem ein Wächter lehnte:

»Monsieur«, sagte er zu ihm, »leihen Sie mir zwanzig Francs, Sie werden Sie bald bekommen; bei mir läuft man keine Gefahr. Bedenken Sie nur, daß ich von Eltern abstamme, die mehr Millionen besitzen, als Sie Pfennige haben. Ich bitte Sie um zwanzig Francs, damit ich eine besondere Wohnung im Gefängnis nehme und mir einen Schlafrock kaufe. Ich leide schrecklich, immer angezogen und in Stiefeln zu sein... Welch' ein Kleid, Monsieur, für einen Prinzen Cavalcanti!«

Der Wächter kehrte ihm den Rücken und zuckte die Achseln. Er lachte nicht einmal bei diesen Worten, welche alle Stirnen entrunzelt hätten; denn dieser Mann hatte ganz andere gehört oder vielmehr immer das nämliche.

»Gehen Sie«, sagte Andrea, »Sie sind ein Mann ohne Gefühl, und ich werde machen, daß Sie Ihren Posten verlieren.«

Bei dieser Äußerung kehrte sich der Wächter um und brach in ein laut schallendes Gelächter aus. Dann näherten sich die Gefangenen und bildeten einen Kreis.

»Ich sage Ihnen«, fuhr Andrea fort, »daß ich mit dieser erbärmlichen Summe mir ein anderes Kleid und ein Zimmer werde verschaffen können, um auf eine schickliche Weise den erlauchten Besuch zu empfangen, den ich von einem Tag zum anderen erwarte.«

»Er hat recht! Er hat recht!« sagten die Gefangenen. »Bei Gott! Man sieht wohl, daß er ein Mann von gutem Stand ist.«

»Wohlan, leiht ihm die zwanzig Francs!« erwiderte der Wächter, indem er sich mit seiner anderen kolossalen Schulter anlehnte. »Seid Ihr dies nicht einem Kameraden schuldig?«

»Ich bin nicht der Kamerad dieser Leute«, versetzte der junge Mann stolz, »beleidigen Sie mich nicht, Sie haben kein Recht dazu!«

»Hört Ihr es?« fragte der Wächter mit einem boshaften Lächeln. »Er geht sauber mit Euch um; leiht ihm doch zwanzig Francs...!«

Die Diebe schauten sich mit dumpfem Murren an, und ein mehr noch durch die Herausforderung des Wächters als durch Andreas Worte erhobener Sturm begann, gegen den aristokratischen Gefangenen zu grollen. Der Wächter, überzeugt, das *quos ego* zu machen, wenn die Wogen allzu tumultartig werden sollten, ließ sie nach und nach steigen, um dem zudringlichen Provokateur einen Streich zu spielen und sich im Laufe der langen Wache seines Tagwerkes eine Unterhaltung zu verschaffen. Schon näherten sich die Diebe Andrea. Die einen riefen:

»Die Schlappe! Die Schlappe!«

Diese grausame Operation besteht darin, einen in die Ungnade dieser Herren gefallenen Kollegen braun und blau zu schlagen, nicht mit der Schlappe, sondern mit eisenbeschlagenen Schuhen. Andere schlugen den Aal vor, eine andere Art von Unterhaltung, die darin besteht, ein zusammengedrehtes Taschentuch mit Sand, mit Kieselsteinen, mit dicken Sous, wenn sie welche haben, zu füllen, und dieses Taschentuch lassen die Henker wie eine Geißel auf die Schultern und auf den Kopf des armen Sünders sausen.

»Peitschen wir den schönen Herrn«, sagten einige andere, »den Herrn Ehrenmann!«

Doch Andrea wandte sich zu ihnen um, blinzelte mit dem Auge, ließ seine Wange mit seiner Zunge anschwellen und jenes Schnalzen der Lippen vernehmen, welches unter den auf

das Schweigen beschränkten Banditen die Stelle von tausend Zeichen des Einverständnisses vertritt. Es war ein Freimaurerzeichen, das er von Caderousse lernte. Sie erkannten einen von den ihrigen. Sogleich senkten sich die Taschentücher wieder; die eisenbeschlagene Schlappe kehrte an den Fuß des Haupthenkers zurück. Man hörte einige Stimmen verkünden, daß der Herr recht habe, daß der Herr nach seiner Art recht-schaffen sein könne und daß die Gefangenen das Beispiel der Meinungsfreiheit geben wollten. Der Aufstand fuhr zurück.

Der Wächter war deswegen dergestalt verblüfft, daß er And-rea sogleich faßte und ihn zu durchsuchen begann, indem er irgendeiner ausdrucksvolleren Kundgebung als der Verblen-dung diese plötzliche Sinnesänderung der Bewohner der Lö-wengrube zuschrieb. Andrea ließ es, nicht ohne zu protestie-ren, geschehen.

Plötzlich erscholl eine Stimme am Schalter:

»Benedetto!« rief ein Inspektor.

Der Wächter ließ seine Beute fahren.

»Man ruft nach mir!« sagte Andrea.

»Ins Sprechzimmer!« äußerte die Stimme.

»Sehen Sie, man besucht mich. Ah! Mein lieber Herr, Sie werden sehen, ob man einen Cavalcanti wie einen gewöhnli-chen Menschen behandeln kann!«

Und Andrea stürzte, wie ein finsterer Schatten im Hof da-hinschwebend, durch das halbgeöffnete Pfortchen und ließ seine Kollegen und selbst den Wächter verwundert zurück. Man rief ihn wirklich in das Sprechzimmer, und man darf deswegen nicht weniger erstaunen, als Andrea selbst; denn der listige junge Mann hatte, seit seinem Eintritt in das Ge-fängnis nicht wie die meisten Leute von dem Recht zu schrei-ben Gebrauch gemacht, um seine Reklamierung zu veranlas-sen, sondern stoisches Schweigen an den Tag gelegt.

»Ich bin offenbar durch irgendeinen Mächtigen geschützt«,

sagte er. »Alles beweist es mir: dieses plötzliche Vermögen, diese Leichtigkeit, mit der ich alle Hindernisse aus dem Weg räumte, eine improvisierte Familie, ein erlauchter, mein Eigentum gewordener Name, der Goldregen bei mir, die meinem Ehrgeiz verheißenen, herrlichsten Verbindungen. Eine unglückliche Vergessenheit meines Glückes, eine Abwesenheit meines Beschützers hat mich in das Verderben gestürzt, ja, aber nicht unbedingt, nicht auf immer! Die Hand zog sich auf einen Augenblick zurück, sie wird sich in dem Moment nach mir ausstrecken und mich von neuem ergreifen, da ich auf dem Punkt mich wähnen werde, in den Abgrund zu stürzen. Warum sollte ich einen unvorsichtigen Schritt wagen? Ich würde mir vielleicht den Beschützer entfremden! Es gibt zwei Mittel für ihn, mich aus der Verlegenheit zu ziehen: die geheimnisvolle Flucht, mit Gold erkaufte, und eine Nötigung der Richter, um meine Lossprechung zu erwirken. Ich will warten, bevor ich spreche, bevor ich handle, bis ich den Beweis besitze, daß man mich völlig verlassen hat, und dann... «

Andrea hatte einen Plan entworfen, den man für geschickt halten kann; der Schurke war unerschrocken in bezug auf den Angriff und hartnäckig hinsichtlich der Verteidigung. Er hatte das Elend des gemeinschaftlichen Gefängnisses, die Entbehrungen aller Art ertragen, jedoch das Naturell oder vielmehr die Gewohnheit nach und nach die Oberhand wiedergewonnen. Es fiel Andrea schwer, entblößt, schmutzig, hungrig zu sein; es währte ihm zu lange.

In diesem Moment von Langeweile berief ihn die Stimme des Inspektors in das Sprechzimmer. Andrea fühlte sein Herz vor Freude hüpfen. Es war zu früh, als daß es der Besuch des Instruktionsrichters sein konnte und zu spät zu einem Aufruf von Seiten des Gefängnisdirektors oder des Arztes: Es war also der erwartete Besuch.

Hinter dem Gitter des Sprechzimmers, wohin Andrea geführt wurde, gewahrte er mit seinen von gespannter Neugier aufgesperrten Augen das düstere und intelligente Gesicht von

Monsieur Bertuccio, der ebenfalls mit einem schmerzlichen Erstaunen die Gitter, die verriegelten Türen und den Schatten betrachtete, welcher sich hinter den gekreuzten Eisenstangen hin und her bewegte.

»Ah!« sagte Andrea ergriffen.

»Guten Tag, Benedetto«, erwiderte Bertuccio mit seiner hohlen und sonoren Stimme.

»Sie! Sie!« sagte der junge Mann, mit Schrecken um sich schauend.

»Du kennst mich nicht mehr«, versetzte Bertuccio, »unglückliches Kind!«

»Still, still doch!« sagte Andrea, der das feine Gehör dieser Wände kannte. »Mein Gott, mein Gott, sprechen Sie nicht so laut!«

»Du wolltest mit mir sprechen, nicht wahr«, fragte Bertuccio, »unter vier Augen?«

»O ja!« antwortete Andrea.

»Gut.« Und Bertuccio, in seiner Tasche suchend, winkte einem Wächter, den man hinter dem Fenster der Pforte erblickte.

»Lesen Sie!« sagte er.

»Was ist dies?« fragte Andrea.

»Der Befehl, dich in ein Zimmer zu führen, dich darin einzusperren und mich mit dir dort zusammenkommen zu lassen.«

»Oh!« rief Andrea mit größter Freude. Und sogleich, sich sammelnd, sagte er bei sich: »Wieder der unbekannte Beschützer! Man vergißt mich nicht! Man sucht das Geheimnis, weil man in einem isolierten Zimmer sprechen will. Ich halte sie... Bertuccio ist vom Beschützer entsandt worden!«

Der Wächter besprach sich einen Augenblick mit einem Vorgesetzten, dann öffnete er die beiden vergitterten Türen und führte Andrea, der vor Freude außer sich war, in ein

Zimmer des ersten Stockwerks, das auf den Hof ging. Das Zimmer war mit Kalk geweißt, wie es in den Gefängnissen üblich ist. Es bot einen heiteren Anblick, über den der Gefangene entzückt schien: Ein Ofen, ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch bildeten die prächtige Möblierung desselben. Bertuccio setzte sich auf den Stuhl, Andrea warf sich auf das Bett. Der Wächter entfernte sich.

»Nun«, fragte der Intendant, »was hast du mir zu sagen?«

»Und Sie?« fragte Andrea.

»Sprich du zuerst.«

»O nein; Sie müssen mir viel zu sagen haben, weil Sie mich besuchten.«

»Wohlan, meinerwegen. Du bist in deinen Ruchlosigkeiten fortgefahren: Du hast gestohlen, du hast gemordet.«

»Gut. Wenn Sie mich deshalb in ein besonderes Zimmer führen ließen, um mir solche Dinge zu sagen, so hätten Sie sich nicht zu bemühen gebraucht. Ich weiß alle diese Dinge. Es gibt dagegen andere, die ich nicht weiß. Sprechen wir von diesen, wenn es Ihnen beliebt. Wer hat Sie gesandt?«

»Oh! Oh! Sie gehen rasch zu Werke, Monsieur Benedetto.«

»Nicht wahr? Und an das Ziel. Ersparen wir uns vorzüglich die unnützen Worte. Wer sendet Sie?«

»Niemand.«

»Wie wissen Sie, daß ich im Gefängnis bin?«

»Schon vor langer Zeit erkannte ich dich wieder in dem insolenten Stutzer, der so zierlich sein Pferd auf den Champs-Élysées herumtänzeln ließ.«

»Die Champs-Élysées. Ah! Wir legen beiseite, wie man im Pinzettespiel sagt... Die Champs-Élysées! Sprechen wir ein wenig von meinem Vater, wollen Sie?«

»Wer bin denn ich?«

»Sie sind mein Adoptivvater, mein wackerer Herr. Sie doch

nicht, meine ich, haben zu meinen Gunsten über hunderttausend Francs verfügt, die ich in vier bis fünf Monaten verzehrte; Sie doch nicht haben mir einen italienischen Vater und Edelmann aufgetrieben; Sie doch nicht haben mich in die vornehme Welt eingeführt und zu einem gewissen Mittagsmahl nach Auteuil eingeladen, an dem ich noch zu essen glaube, mit der besten Gesellschaft von ganz Paris, mit einem gewissen Staatsanwalt, dessen Bekanntschaft ich sehr mit Unrecht nicht beizubehalten suchte, die mir in diesem Moment so nützlich sein würde; Sie doch, endlich, verbürgten sich nicht für eine oder zwei Millionen, als mir der fatale Unfall mit der Entdeckung des Geheimnisses der Intrige begegnete? Ei, sprechen Sie, geschätzter Korse, sprechen Sie!«

»Was soll ich sprechen?«

»Ich werde dir helfen. Du sprachst soeben von den Champs-Élysées, mein würdiger Pflegevater.«

»Wohlan?«

»Wohlan, auf den Champs-Élysées wohnt ein sehr reicher, sehr reicher Herr.«

»Bei dem Du gestohlen und gemordet hast, nicht wahr?«

»Ich glaube... ja.«

»Der Herr Graf von Monte Christo?«

»Sie haben ihn genannt, wie Monsieur Racine sagt... Nun denn, soll ich mich in seine Arme stürzen, ihn an mein Herz drücken und ausrufen: ›Mein Vater! Mein Vater!‹... wie Monsieur Pirérécourt sagt?«

»Scherzen wir nicht«, antwortete Bertuccio ernsthaft, »ein solcher Name wird hier nicht so ausgesprochen, wie Sie ihn auszusprechen wagen.«

»Pah!« sagte Andrea, über Bertuccios feierliche Haltung ein wenig verblüfft. »Warum?«

»Weil jener, der diesen Namen führt, zu sehr vom Himmel begünstigt ist, um der Vater eines Elenden wie Sie zu sein.«

»Oh! Was für große Worte... «

»Und von großen Wirkungen, wenn Sie sich nicht in acht nehmen!«

»Drohungen! Ich fürchte sie nicht; ich werde sagen... «

»Glauben Sie es mit Pygmäen Ihres Schlages zu tun zu haben?« fragte Bertuccio mit einem so ruhigen Ton und mit einem so zuversichtlichen Blick, daß Andrea davon bis ins Innerste ergriffen wurde. »Glauben Sie, es mit Ihren Bagnogewöhnten Bösewichten oder mit Ihren treuherzigen Gimpeln der Welt zu tun zu haben? Benedetto, Sie sind in einer schrecklichen Hand; diese Hand kann sich wohl für Sie öffnen: Benützen Sie dies. Spielen Sie nicht mit dem Blitz, den diese Hand einen Augenblick ablegt, aber wieder ergreifen kann, wenn Sie sie in ihrer freien Bewegung zu hemmen suchen.«

»Mein Vater... ich will erfahren, wer mein Vater ist!« versetzte der Störrische. »Ich werde dabei zu Grunde gehen, wenn es sein muß; aber ich werde es erfahren. Was macht mir ein Skandal? Gutes... Ruf... empfehlende Artikel, wie Monsieur Beauchamp, der Journalist, sagt. Ihr Leute aber, von der vornehmen Welt, Ihr habt bei dem Skandal immer etwas zu verlieren, ungeachtet Eurer Millionen und Wappen... Wer ist mein Vater?«

»Ich bin gekommen, um es dir zu sagen.«

»Ah!« rief Benedetto mit freudefunkelnden Augen aus.

In diesem Moment ging die Tür auf, und der Gefängnisförthner sagte, zu Bertuccio sich wendend:

»Verzeihung, Monsieur, der Instruktionsrichter erwartet den Gefangenen.«

»Es ist der Schluß meines Verhörs«, sagte Andrea zu dem würdigen Intendanten, »zum Teufel mit dem Lästigen!«

»Ich werde morgen wiederkommen«, äußerte Bertuccio.

»Gut!« erwiderte Andrea. »Meine Herren Gendarmen, ich

stehe Ihnen zu Diensten. Ah! Lieber Herr, lassen Sie doch ein Dutzend Taler bei Gericht zurück, damit man mir hier gibt, was ich brauchen werde.«

»Dies wird geschehen«, antwortete Bertuccio.

Andrea reichte ihm die Hand; Bertuccio behielt die seinige in seiner Tasche und ließ nur einige Geldstücke darin klingen.

»Dies wollte ich sagen«, bemerkte Andrea, ein Lächeln grimmassierend, das durch die auffallende Ruhe Bertuccios völlig bewältigt wurde. »Werde ich mich getäuscht haben?« sagte er bei sich, in den länglichen und vergitterten Wagen steigend, den man den Salatkorb nennt. »Wir werden sehen! Also auf morgen!« fügte er bei, zu Bertuccio sich umwendend.

»Auf morgen!« antwortete der Intendant.

108. KAPITEL

Der Richter

Man erinnert sich, daß der Abbé Busoni und Noirtier im Sterbezimmer allein geblieben waren und daß der Greis und der Priester die Totenwache des jungen Mädchens übernommen hatten. Vielleicht gaben die christlichen Ermahnungen des Abbé, vielleicht seine sanfte Nächstenliebe, vielleicht seine überredende Sprache dem Greis den Mut wieder; denn seit dem Moment, da Noirtier mit dem Priester sich unterhalten konnte, verkündete alles in jenem, anstatt der Verzweiflung, die sich anfangs seiner bemächtigte, eine große Resignation, eine für alle jene sehr überraschende Ruhe, die sich seiner innigen, für Valentine gefühlten Liebe erinnerten.

Monsieur de Villefort hatte den Greis seit dem Morgen seines Todesfalles nicht mehr gesehen. Die ganze Dienerschaft war erneuert worden. Man hatte für ihn einen anderen Kam-

merdiener, für Noirtier einen anderen Domestiken aufgenommen; zwei Zofen waren in die Dienste Madame de Villeforts getreten; alle, sogar der Portier und der Kutscher, wiesen neue Gesichter auf, die sich zwischen den verschiedenen Gebieten dieses verfluchten Hauses sozusagen aufrichteten und die ohnehin schon kalten Beziehungen, die zwischen ihnen bestanden, hemmten. Zudem begann die Gerichtsverhandlung in zwei bis drei Tagen, und Villefort verfolgte, in sein Arbeitszimmer eingeschlossen, mit einer fieberhaften Tätigkeit das gegen den Mörder von Caderousse eingeleitete Verfahren.

Diese Angelegenheit, so wie alle, in welche der Graf von Monte Christo verwebt war, hatte in der Pariser Welt großes Aufsehen gemacht. Die Beweise waren nicht überzeugend, weil sie auf einigen von einem sterbenden Zuchthäusler geschriebenen Worten beruhten, eines ehemaligen Bagno-Gefährten desjenigen, den er beschuldigte und der seinen Gefährten aus Haß oder Rache beschuldigen konnte: Nur das Gewissen des Beamten hatte sich eine Meinung gebildet; der Staatsanwalt war zuletzt zu der schrecklichen Überzeugung gekommen, daß Benedetto schuldig sei, und er wollte aus diesem schwierigen Sieg einen von jenen Genüssen der Eigenliebe ziehen, die allein die Fibern seines eiserstarten Herzens ein wenig zu wecken vermochten. Der Prozeß wurde daher, infolge der unablässigen Arbeit Villeforts, eingeleitet, der die nächste Verhandlung mit ihm eröffnen wollte. Daher mußte er sich mehr als jemals zurückziehen, um es zu vermeiden, den zahllosen Gesuchen zu entsprechen, die man zu dem Zweck, Zutrittskarten zu erhalten, an ihn stellte. Und ferner war so kurze Zeit verstrichen, seitdem man die arme Valentine in die Gruft gesenkt hatte, der Schmerz des Hauses noch so neu, daß niemand erstaunte, den Vater so angestrengt seiner Pflicht sich hingeben zu sehen, das heißt: der einzigen Zerstreuung, die er gegen seinen Kummer finden konnte.

Ein einziges Mal, am Tag nach dem Tag, an welchem Benedetto jenen zweiten Besuch Bertuccios erhalten hatte, bei wel-

chem ihm dieser den Namen seines Vaters sagen sollte, am Tag nach diesem Tag, der ein Sonntag war, ein einziges Mal, sagen wir, hatte Villefort seinen Vater erblickt. Dies geschah in einem Moment, da der Beamte, von Anstrengung ermüdet, in den Garten seines Hauses hinabgegangen war; und düster, von einem unversöhnlichen Gedanken gebeugt, gleich Tarquinius, der mit seinem Spazierstöckchen die höchsten Mohnköpfe abschlug, schlug Monsieur de Villefort mit seinem Stock die langen und welkenden Stengel der Zitterrosen ab, welche die Alleen entlang wie die Gespenster jener in der soeben verflossenen Jahreszeit so herrlichen Blumen emporragten. Schon hatte er mehr als einmal das Ende des Gartens erreicht, nämlich jenes berühmte Gitter, das an die öde Einfriedung stieß, indem er immer wieder durch dieselbe Allee zurückkam, seinen Spaziergang mit demselben Schritt und mit derselben Gebärde wieder beginnend, als seine Blicke sich unwillkürlich auf das Haus richteten, worin er seinen Sohn, der aus seinem Internat heimgekehrt war, um den Sonntag und Montag bei seiner Mutter zu verleben, lärmend spielen hörte.

Bei dieser Bewegung sah er an einem der offenen Fenster Monsieur Noirtier, der sich in seinem Lehnstuhl an dieses Fenster hatte rollen lassen, um die letzten Strahlen einer noch warmen Sonne zu genießen, welche von den hinwelkenden Blumen der Winden und von den geröteten Blättern der Jungferrebe Abschied nahmen, die den Balkon tapezierten. Das Auge des Greises war auf einen Punkt sozusagen genietet, den Villefort nur unvollkommen bemerkte. Dieser Blick Noirtiers war so gehässig, so wild, so vor Ungeduld brennend, daß der Staatsanwalt, geübt, alle Ausdrücke dieses Gesichtes zu verstehen, das er so gut kannte, von der Linie seines Weges sich entfernte, um zu sehen, auf welche Sache oder auf welche Person dieser lastende Blick fiel.

Dann sah er unter einer Gruppe von Linden mit bereits fast entlaubten Zweigen Madame de Villefort, die, sitzend, ein

Buch in der Hand, bisweilen ihre Lektüre unterbrach, um ihrem Sohn zuzulächeln oder ihm seinen elastischen Ball zurückzuwerfen, den er beharrlich aus dem Salon in den Garten schleuderte. Villefort erblaßte, denn er verstand, was der Greis wollte. Noirtier schaute immer denselben Gegenstand an; aber plötzlich fiel sein Blick von der Frau auf den Gatten, und Villefort selbst mußte den Angriff dieser blitzeschleudernden Augen aushalten, die, den Gegenstand wechselnd, auch die Sprache gewechselt hatten, ohne jedoch etwas an ihrem drohenden Ausdruck zu verlieren.

Madame de Villefort, allen diesen Leidenschaften fremd, deren Kreuzfeuer über ihrem Haupt hinzuckte, behielt in diesem Augenblick den Ball ihres Sohnes zurück, indem sie ihm ein Zeichen gab, ihn mit einem Kuß zu holen; aber Edouard ließ sich lange bitten; die mütterliche Liebkosung schien ihm wahrscheinlich keine genügende Vergütung für die ihm dadurch veranlaßte Störung; zuletzt entschloß er sich, sprang aus dem Fenster mitten in eine Pflanzung von Heliotropen und chinesischen Sternblumen und eilte mit schweißbedeckter Stirn zu Madame de Villefort. Madame de Villefort trocknete seine Stirn, drückte ihre Lippen auf dieses feuchte Elfenbein und entließ das Kind mit seinem Ball in der einen Hand, die andere voll Bonbons.

Villefort, von einer unwiderstehlichen Kraft angezogen, wie der Vogel von der Schlange angezogen wird, näherte sich dem Hause; in dem Maß, als er sich näherte, senkte sich Noirtiers Blick, ihm folgend, und das Feuer seiner Augäpfel schien sich zu einem solchen Grad von Glut zu steigern, daß sich Villefort bis in die Tiefe seines Herzens davon ergriffen fühlte. In der Tat las man in diesem Blick einen heftigen Vorwurf sowie zugleich eine schreckliche Drohung. Dann hoben sich die Augenlider und die Augen Noirtiers zum Himmel empor, wie wenn er seinen Sohn an einen vergessenen Schwur erinnerte.

»Es ist gut, Monsieur«, sagte Villefort vom Hof aus, »es ist

gut! Gedulden Sie sich noch einen Tag; was ich gesagt habe, bei dem bleibt es.«

Noirtier schien durch diese Worte beruhigt, und seine Augen wendeten sich gleichgültig nach einer andern Seite. Villefort riß seinen Überrock auf, der ihn erstickte, fuhr mit der Hand über seine erdfahle Stirn und ging in sein Kabinett.

Die Nacht verging kalt und ruhig; jedermann legte sich zu Bett und schlief wie gewöhnlich in diesem Hause. Nur legte sich Villefort, ebenfalls wie gewöhnlich, nicht zu gleicher Zeit zu Bette wie die übrigen, sondern arbeitete bis fünf Uhr morgens, um die letzten, am vorigen Tag von den Instruktionsbeamten vorgenommenen Verhöre durchzusehen, die Zeugenaussagen nachzuschlagen und Klarheit der Schreibart in seine Anklageschrift zu bringen, eine der energievollsten und am geschicktesten verfaßten, die er jemals entwarf.

Am anderen Tag, am Montag, sollte die erste Sitzung der Verhandlung stattfinden. Villefort sah diesen Tag bleich und düster anbrechen, und sein bläulicher Schimmer ließ auf dem Papier die Zeilen mit roter Tinte geschrieben leuchten. Der Beamte war einen Augenblick eingeschlafen, während seine Lampe die letzten Aufsprühungen machte; bei dem Knistern derselben erwachte er, die Finger feucht und purpurfarben, als hätte er sie in Blut getaucht. Er öffnete seine Fenster: Ein großer orangefarbener Streifen zog sich in der Ferne quer am Himmel hin und durchschnitt die dünnen Pappeln, welche sich auf dem Horizont schwarz von der Seite abzeichneten. Auf dem Kleefeld jenseits des Gitters der Kastanienbäume wirbelte eine Lerche zum Himmel empor, indem sie ihren hellen und frühen Gesang vernehmen ließ. Die feuchte Luft der Morgendämmerung durchnäßte Villeforts Kopf und erfrischte sein Gedächtnis.

»Heute wird es geschehen«, sagte er mit Schrecken, »heute muß der Mann, der das Schwert der Gerechtigkeit halten wird, überall den Streich führen, wo die Schuldigen sind.«

Seine Blicke suchten dann gegen seinen Willen das Fenster von Noirtier, der seinem Geist wieder näherrückte, das Fenster, an welchem er am vorigen Tag den Greis gesehen hatte. Der Vorhang desselben war zugezogen. Und dennoch war das Bild seines Vaters ihm dergestalt gegenwärtig, daß er sich an dieses verschlossene Fenster wandte, als wäre es offen und als sähe er durch diese Öffnung den drohenden Greis.

»Ja«, murmelte er, »ja, sei unbesorgt!«

Sein Kopf sank wieder auf seine Brust, und mit also gesenktem Kopf machte er einige Gänge in seinem Zimmer, dann warf er sich ganz angekleidet auf ein Sofa, weniger um zu schlafen als um seine durch die Anstrengung und die Kälte der Arbeit, die in das Mark der Knochen dringt, steif gewordenen Glieder geschmeidig zu machen. Nach und nach erwachte alles.

Villefort hörte von seinem Zimmer aus die aufeinanderfolgenden Geräusche, aus denen sozusagen die Lebensäußerungen des Hauses bestehen, die auf- und zugemachten Türen, den Klang der Schelle von Madame de Villefort, die ihrer Zofe klingelte, die ersten Schreie des Kindes, das fröhlich aufstand, wie man in diesem Alter gewöhnlich aufsteht.

Auch Villefort schellte. Sein neuer Kammerdiener trat zu ihm ein und brachte ihm die Journale. Zu gleicher Zeit brachte er auch eine Tasse Schokolade.

»Was bringen Sie mir da?« fragte Villefort.

»Eine Tasse Schokolade.«

»Ich habe sie nicht verlangt. Wer sorgt denn so für mich?«

»Madame; sie sagte, daß Sie, Monsieur, heute bei dieser Verhandlung ohne Zweifel viel sprechen und somit Kräfte zu sammeln bedürfen würden.«

Und der Diener stellte auf den bei dem Sofa stehenden Tisch, der wie die anderen mit Papieren bedeckt war, die Tasse von vergoldetem Silber. Der Diener entfernte sich. Ville-

fort schaute die Tasse einen Augenblick mit düsterer Miene an, dann ergriff er sie plötzlich mit einer nervösen Bewegung und trank den Inhalt auf einen einzigen Zug aus. Man hätte meinen mögen, daß er hoffte, dieses Getränk sei tödlich, und daß er den Tod rief, damit dieser ihn von einer Pflicht befreie, die ihm eine schwierigere Sache gebot, als zu sterben. Dann stand er auf und ging in seinem Kabinett mit einer Art von Lächeln auf und ab, welches schrecklich gewesen wäre, wenn es jemand gesehen hätte. Die Schokolade war unschädlich, und Monsieur de Villefort empfand nichts.

Als die Zeit zum Frühstück gekommen war, erschien Monsieur de Villefort nicht bei Tisch. Der Kammerdiener trat wieder in das Zimmer.

»Madame läßt Sie in Kenntnis setzen, Monsieur«, sagte er, »daß es soeben elf Uhr geschlagen hat und daß um Mittag die Gerichtssitzung ist.«

»Nun denn«, fragte Villefort, »was weiter?«

»Madame hat ihre Toilette gemacht. Sie ist ganz bereit und fragt, ob sie Sie begleiten wird, Monsieur?«

»Wohin?«

»In den Justizpalast.«

»Wozu?«

»Madame sagt, daß sie sehr wünsche, dieser Verhandlung beizuwohnen.«

»Ah«, versetzte Villefort mit einem fast schrecklichen Ton, »sie wünscht dies?«

Der Diener trat einen Schritt zurück und sagte:

»Wenn Sie allein fortzugehen wünschen, Monsieur, so will ich es Madame sagen.«

Villefort blieb einen Augenblick stumm; er höhlte mit seinen Nägeln seine bleiche Wange, mit welcher sein ebenholz-schwarzer Bart kontrastierte.

»Sagen Sie Madame«, entgegnete er endlich, »daß ich mit

ihr zu sprechen wünsche und daß ich sie bitte, mich in ihrem Gemach zu erwarten.«

»Ja, Monsieur.«

»Dann kehren Sie zurück, um mich zu rasieren und anzukleiden.«

»Sogleich.«

In der Tat verschwand der Kammerdiener, um wieder zu erscheinen, rasierte ihn und kleidete ihn in feierliches Schwarz. Als er fertig war, sagte er:

»Madame äußerte, daß sie gleich nach Vollendung ihrer Toilette Sie erwarte.«

»Ich komme hin.«

Und Villefort, die Akten unter seinem Arm, seinen Hut in der Hand, verfügte sich nach den Gemächern seiner Frau. Vor der Tür blieb er einen Augenblick stehen und trocknete mit seinem Taschentuch den Schweiß, der auf seiner erdfahlen Stirn floß. Dann machte er die Tür auf. Madame de Villefort saß auf einer Ottomane, ungeduldig Journale und Broschüren durchblättern, welche der junge Edouard zu seinem Ergötzen zerriß, selbst bevor seine Mutter Zeit fand, mit dem Lesen derselben fertigzuwerden. Sie war völlig angekleidet, um das Haus zu verlassen; ihr Hut harnte ihrer auf einem Lehnstuhl; sie hatte ihre Handschuhe angezogen.

»Ah! Da sind Sie, Monsieur«, sagte sie mit ihrer natürlichen und ruhigen Stimme, »mein Gott, wie bleich Sie sind, Monsieur! Sie haben also wieder die ganze Nacht gearbeitet? Warum sind Sie nicht gekommen, um mit uns zu frühstücken? Nun denn, nehmen Sie mich mit oder soll ich mit Edouard allein gehen?«

Madame de Villefort hatte, wie man sieht, die Fragen vervielfacht, um eine Antwort zu erhalten; aber auf alle diese Fragen war Monsieur de Villefort kalt und stumm geblieben wie eine Statue.

»Edouard«, sagte Villefort, einen gebieterischen Blick auf das Kind heftend, »spielen Sie im Salon, mein Freund, ich muß mit Ihrer Mutter sprechen.«

Als Madame de Villefort diese kalte Haltung, diesen entschlossenen Ton, diese befremdenden vorläufigen Vorkehrungen gewährte, schauderte sie. Edouard hatte den Kopf emporgehoben, seine Mutter angeschaut und dann, als er sah, daß sie den Befehl von Monsieur de Villefort nicht bestätigte, seine bleiernen Soldaten wieder zu köpfen begonnen.

»Edouard«, rief Monsieur de Villefort so hart, daß das Kind vom Teppich aufsprang, »hören Sie mich? Gehen Sie!«

Das Kind, an diese Behandlung wenig gewöhnt, stand aufrecht da und erblaßte; es wäre schwer zu unterscheiden gewesen, ob dies aus Zorn oder Furcht geschah. Sein Vater trat zu ihm, nahm ihn beim Arm und küßte ihn auf die Stirn. »Geh«, sagte er, »mein Kind, geh!«

Edouard entfernte sich. Monsieur de Villefort ging zur Tür und verriegelte sie hinter ihm.

»O mein Gott!« fragte die junge Frau, indem sie bis in die Tiefe der Seele ihres Mannes schaute und ein leichtes Lächeln versuchte, welches an der Unempfindsamkeit Villeforts erstarrte.

»Was gibt es denn?«

»Madame, wo verwahren Sie das Gift, dessen Sie sich gewöhnlich bedienen?« fragte deutlich und ohne Einleitung der zwischen seiner Frau und der Tür stehende Beamte.

Madame de Villefort empfand, was die Lerche empfinden muß, wenn sie den Geier über ihrem Kopf seine mörderischen Kreise zusammenziehen sieht. Ein rauher, gebrochener Ton, der weder ein Schrei noch ein Seufzer war, entschlüpfte der Brust Madame de Villeforts, die bis zum Erdfahlen erblaßte. »Monsieur«, antwortete sie, »ich... ich begreife nicht.«

Und da sie sich von einem Anfall von Schrecken erhoben

hatte, ließ sie sich in einem zweiten, ohne Zweifel stärkeren Anfall wieder auf die Polster des Sofas zurücksinken.

»Ich fragte Sie«, fuhr Villefort mit einer vollkommen ruhigen Stimme fort, »an welchem Ort Sie das Gift verbargen, mittelst dessen Sie meinen Schwiegervater Monsieur de Saint-Méran, meine Schwiegermutter, Barrois und meine Tochter Valentine vergiftet haben?«

»Ah! Monsieur«, rief Madame de Villefort, die Hände faltend, aus, »was sagen Sie?«

»Es steht Ihnen nicht zu, mich zu fragen, sondern mir zu antworten.«

»Dem Richter oder dem Gatten?« stammelte Madame de Villefort.

»Dem Richter, Madame, dem Richter!«

Die Blässe dieser Frau, die Angst ihres Blickes, das Zittern ihres ganzen Leibes boten einen entsetzlichen Anblick.

»Ah, Monsieur!« murmelte sie. »Ah! Monsieur!« Dies war alles.

»Sie antworten nicht, Madame!« rief der schreckliche Frager. Dann fügte er mit einem Lächeln, das noch furchtbarer war als sein Zorn, hinzu: »Es ist wahr, Sie leugnen nicht!«

Sie machte eine Bewegung.

»Und Sie könnten nicht leugnen«, sprach Villefort weiter, die Hand gegen sie ausstreckend, wie um sie im Namen der Gerechtigkeit zu ergreifen, »Sie haben diese verschiedenen Verbrechen mit einer schamlosen Geschicklichkeit begangen, die jedoch nur Leute täuschen konnte, die ihres Wohlwollens wegen geneigt waren, bei Ihrem Tun blind zu sein. Seit dem Tod Madame de Saint-Mérans wußte ich, daß sich ein Giftmischer in meinem Haus befindet. Monsieur d'Avrigny setzte mich davon in Kenntnis; nach dem Tod von Barrois, Gott verzeihe mir's, fiel mein Verdacht auf jemand, auf einen Engel! Mein Verdacht, der, selbst dort, wo es kein Verbrechen

gibt, unaufhörlich angeregt in der Tiefe meines Herzens wacht; aber nach Valentines Tod gab es keinen Zweifel mehr für mich, Madame, und nicht bloß für mich, sondern auch für andere; Ihr Verbrechen, jetzt von zwei Personen gekannt, von mehreren vermutet, wird öffentlich werden; und, wie ich Ihnen eben erst sagte, Madame, es spricht kein Gatte mehr mit Ihnen, sondern ein Richter!«

Die junge Frau verbarg ihr Antlitz in ihren beiden Händen.

»O Monsieur«, stammelte sie, »ich bitte Sie inständig darum, trauen Sie dem Scheine nicht!«

»Sollten Sie feige sein?« rief Villefort mit einer verachtenden Stimme aus. »In der Tat, ich bemerkte immer, daß die Giftmischer feige waren. Sollten Sie feige sein, da Sie den gräßlichen Mut hatten, zwei von Ihnen ermordete Greise und ein junges Mädchen vor Ihren Augen sterben zu sehen?«

»Monsieur! Monsieur!«

»Sollten Sie feige sein«, fügte Villefort mit einer steigenden Exaltation bei, »Sie, die Sie die Minuten von vier Todeskämpfen, eine nach der anderen, zählten? Sie, die Sie mit einer so wundersamen Geschicklichkeit und Genauigkeit Ihre höllischen Pläne schmiedeten und Ihre infamen Getränke mischten? Sollten denn Sie, die Sie alles so gut berechneten, eine einzige Sache zu berechnen vergessen haben, nämlich wohin die Offenbarung Ihrer Verbrechen führen könnte? Oh! Dies ist unmöglich, und Sie haben irgendein milderes, feineres und mörderisches Gift als die übrigen aufbewahrt, um der Ihnen gebührenden Strafe zu entgehen. Sie taten dies, wenigstens hoffe ich es.«

Madame de Villefort rang die Hände und fiel auf die Knie.

»Ich weiß wohl... ich weiß wohl«, sagte er, »Sie gestehen; aber das vor Richtern abgelegte Geständnis, das im letzten Moment abgelegte Geständnis, das Geständnis, wenn man nicht mehr leugnen kann, dieses Geständnis mildert durchaus die Strafe nicht, welche die Richter über den Schuldigen ver-

hängen!«

»Die Strafe!« rief Madame de Villefort aus. »Die Strafe! Monsieur! Sie sprechen dieses Wort bereits zweimal aus!«

»Allerdings. Glaubten Sie, weil Sie vierfach schuldig waren, derselben zu entgehen? Glaubten Sie, weil Sie die Frau desjenigen sind, der diese Strafe verlangt, diese Strafe würde abgewendet bleiben? Nein, Madame, nein! Wer immer die Giftmischerin sein möge, das Schafott erwartet sie, vorzüglich wenn die Giftmischerin, wie ich Ihnen eben erst sagte, nicht die Vorsicht gebraucht hat, einige Tropfen ihres sichersten Giftes für sich aufzubewahren.«

Madame de Villefort stieß einen wilden Schrei aus, und der gräßliche und unbändige Schrecken erfaßte ihre entstellten Züge.

»Oh! Fürchten Sie das Schafott nicht, Madame«, äußerte der Staatsanwalt, »ich will Sie nicht entehren, denn dies hieße mich selbst entehren; nein, im Gegenteil, wenn Sie mich gut verstanden haben, müssen Sie begreifen, daß Sie nicht auf einem Schafott sterben können.«

»Nein, ich verstand nicht; was wollen Sie damit sagen?« stammelte die unglückliche, völlig vernichtete Frau.

»Ich will damit sagen, daß die Frau des ersten Gerichtsbeamten der Hauptstadt nicht mit ihrer Infamie einen fleckenlos gebliebenen Namen besudeln und nicht mit demselben Schlag ihren Gatten und ihr Kind entehren werde.«

»Nein! Oh nein!«

»Wohlan, Madame, dies wird eine gute Handlung von Ihrer Seite sein, und für diese gute Handlung danke ich Ihnen.«

»Sie danken mir wofür?«

»Für das, was Sie soeben sagten.«

»Was sagte ich? Mein Kopf ist verwirrt, ich begreife nichts mehr, mein Gott! Mein Gott!« Und sie stand auf mit zerzausten Haaren, schäumenden Lippen.

»Antworteten Sie, Madame, auf jene Frage, die ich hier ein tretend an Sie stellte: Wo verwahren Sie das Gift, dessen Sie sich gewöhnlich bedienen, Madame?«

Madame de Villefort hob die Arme zum Himmel empor und schlug krampfhaft ihre Hände ineinander.

»Nein, nein«, schrie sie aus vollem Hals, »nein, dies wollen Sie nicht!«

»Was ich nicht will, Madame, ist: daß Sie auf dem Schafott enden, verstehen Sie?« antwortete Villefort.

»Oh! Monsieur, Gnade!«

»Was ich will, ist: daß Gerechtigkeit gehandhabt werde. Ich bin auf der Erde, um zu bestrafen, Madame«, fügte er mit einem flammenden Blick bei »zu jeder anderen Frau, wäre sie auch eine Königin, würde ich den Henker senden; aber gegen Sie werde ich barmherzig sein. Zu Ihnen sage ich: Nicht wahr, Madame, Sie haben einige Tropfen Ihres mildesten, schnellsten und sichersten Giftes aufbewahrt?«

»Oh! Vergeben Sie mir, Monsieur, lassen Sie mich leben!«

»Sie waren feige«, sagte Villefort.

»Bedenken Sie, daß ich Ihre Frau bin!«

»Sie sind eine Giftmischerin!«

»Um Himmels willen!«

»Nein!«

»Im Namen der Liebe, die Sie für mich fühlten!«

»Nein, nein!«

»Im Namen unseres Kindes! Ah! Für unser Kind lassen Sie mich leben!«

»Nein! Nein! Nein! sage ich Ihnen; eines Tages, wenn ich Sie leben ließe, würden Sie es vielleicht ebenso töten wie die anderen.«

»Ich sollte meinen Sohn töten!« rief diese wilde Mutter aus, auf Villefort hinstürzend, »ich sollte meinen Edouard töten!...

Ah! Ah! Ah!«

Und ein gräßliches Lachen, ein dämonisches Lachen, ein Lachen des Wahnsinns vollendete die Phrase und ging in ein entsetzliches Röcheln über. Madame de Villefort war zu den Füßen ihres Gemahls gesunken. Villefort trat zu ihr hin.

»Bedenken Sie, Madame«, sagte er, »wenn bei meiner Rückkehr nicht Gerechtigkeit gehandhabt ist, denunziere ich Sie mit meinem eigenen Mund und verhafte Sie mit meinen eigenen Händen.«

Sie horchte keuchend, schmerzgebeugt, vernichtet; nur ihr Auge lebte in ihr und sprühte ein schreckliches Feuer.

»Sie verstehen mich!« fügte Villefort bei, »ich werde dort unten die Todesstrafe gegen einen Mörder beantragen... Wenn ich Sie lebend wiederfinde, werden Sie heute nacht in der Conciergerie schlafen.«

Madame de Villefort stieß einen Seufzer aus; ihre Nerven spannten sich ab, sie brach in sich selbst zusammen auf den Teppich hin. Der Staatsanwalt schien eine Regung des Mitleids zu empfinden; er schaute sie minder streng an und sagte langsam, sich leicht vor ihr verbeugend:

»Adieu, Madame, adieu!«

Dieses Adieu fiel wie das tödliche Beil auf Madame de Villefort. Sie wurde ohnmächtig. Der Staatsanwalt entfernte sich und verschloß fortgehend die Tür durch zweimaliges Umdrehen des Schlüssels.

109. KAPITEL

Das Schwurgericht

Der Prozeß Benedetto, wie man damals im Justizpalast und in der vornehmen Welt sagte, hatte ein ungeheures Aufsehen

gemacht. Als Gewohnheitsbesucher des Café de Paris, des Boulevard de Gand und des Bois du Boulogne hatte der falsche Cavalcanti während seines Aufenthalts in Paris und der zwei- bis dreimonatlichen Dauer seiner Herrlichkeit eine Menge Bekanntschaften gemacht. Die Journale hatten die verschiedenen Stationen des Angeklagten in seinem eleganten und in seinem Bagno-Leben erzählt; dies erregte die lebhafteste Neugier, vorzüglich bei jenen, die den Prinzen Andrea Cavalcanti persönlich kannten; daher hatten vorzüglich diese beschlossen, alles zu wagen, um den Monsieur Benedetto, den Mörder seines Kettenkameraden, auf der Bank der Angeklagten zu sehen. Für viele Leute war Benedetto, wo nicht ein Opfer, wenigstens ein Irrtum der Justiz. Man hatte Monsieur Cavalcanti, den Vater, in Paris gesehen, und man hoffte, ihn wieder erscheinen zu sehen, um seinen erlauchten Sprößling zu reklamieren. Viele Personen, die nie von dem famosen polnischen Rock sprechen hörten, mit welchem er zu dem Grafen von Monte Christo kam, fühlten sich von der würdigen Miene, von dem Kavaliermäßigen und von der Weltkenntnis überrascht, die dieser alte Patrizier zeigte, der, wie man gestehen muß, jedesmal ein vollkommener Seigneur schien, wenn er nicht sprach und nicht Arithmetik betrieb.

Den Angeklagten selbst betreffend, erinnerten sich viele Leute, ihn so liebenswürdig, so schön, so verschwenderisch gesehen zu haben, daß sie lieber an irgendeinen listigen Anschlag von Seiten eines Feindes glaubten, wie man deren in dieser Welt findet, wo die großen Vermögen die Mittel erhöhen, das Gute und das Böse bis zur Höhe des Wunderbaren und zur Macht des Unerhörten zu tun. Jeder eilte also zur Sitzung des Gerichtshofes; die einen, um dieses Schauspiel zu genießen, die anderen, um ihre Glossen darüber zu machen. Von sieben Uhr morgens an stand man am Gitter an, und schon eine Stunde vor Eröffnung der Sitzung war der Saal voll von Bevorzugten. Vor dem Eintritt des Gerichtshofes, und selbst oft später, gleicht ein Gerichtssaal an Tagen großer

Prozesse sehr einem Salon, worin viele Leute sich kennen, miteinander sprechen, wenn sie nahe genug beieinander sind, um ihre Plätze nicht zu verlieren, sich Zeichen geben, wenn sie durch eine zu große Zahl von Zuhörern, Advokaten und Gendarmen getrennt sind.

Es war einer von jenen prächtigen Herbsttagen, die uns bisweilen für einen abwesenden oder zu kurzen Sommer entschädigen; die Wolken, welche Monsieur de Villefort am Morgen die aufgehende Sonne hatte streifen sehen, waren wie durch Zauber zerstreut und ließen einen von den letzten und mildesten Septembertagen leuchten.

Beauchamp, einer von den Königen der Presse und folglich überall seinen Thron besitzend, lorgnettierte rechts und links. Er gewährte Château-Renaud und Debray, die soeben die Gewogenheit eines Stadtsergeanten gewonnen und ihn bewogen hatten, sich hinter sie zu stellen anstatt vor ihnen zu bleiben, wie es sein Recht war. Der würdige Agent hatte den Sekretär des Ministers und den Millionär gewittert; er zeigte sich voll Rücksicht für seine edlen Nachbarn und erlaubte ihnen, Beauchamp zu besuchen, mit dem Versprechen, ihnen ihre Plätze freizuhalten.

»Wohlan«, sagte Beauchamp, »wir werden also unseren Freund sehen.«

»Ei, mein Gott, ja!« antwortete Debray. »Diesen würdigen Prinzen. Der Teufel hole die italienischen Prinzen!«

»Einen Mann, dessen Genealogist Dante war und der bis zur ›*Göttlichen Komödie*‹ hinaufreichte!«

»Galgenadel!« sagte Château-Renaud phlegmatisch.

»Er wird verurteilt werden, nicht wahr?« fragte Debray Beauchamp.

»Ei, mein Lieber«, antwortete der Journalist, »mir dünkt, diese Frage müsste man an Sie stellen; Sie kennen besser als wir die Haltung des Ministeriums; sahen Sie den Präsidenten bei dem letzten Abendzirkel Ihres Ministers?«

»Ja.«

»Was sagte er zu Ihnen?«

»Etwas, worüber Sie staunen werden.«

»Ah! Dann sprechen Sie doch schnell, lieber Freund; es ist schon so lange, seitdem man mir nichts mehr von diesem Schlage sagte.«

»Nun denn, er sagte zu mir, daß Benedetto, den man für einen Phönix von Schlaueit, für einen Riesen von List halte, nur ein sehr subalterner, sehr dummer und der Versuche, die man nach seinem Tod in bezug auf seine phrenologischen Organe vornehmen werde, völlig unwürdiger Spitzbube sei.«

»Pah!« erwiderte Beauchamp. »Er spielte doch sehr leidlich den Prinzen.«

»Für Sie, Beauchamp, der Sie diese unglücklichen Prinzen verabscheuen und entzückt sind, schlechte Manieren an ihnen zu finden; aber nicht für mich, der ich instinktmäßig den Edelmann wittere und einer aristokratischen Familie, welche sie auch sein mag, als ein echter Spürhund der Wappenkunst wieder aufhelfe.«

»Sie glaubten also niemals an seine Prinzenwürde?«

»An seine Prinzenwürde? Ja... an sein Fürstentum? Nein.«

»Nicht übel«, äußerte Debray, »ich versichere Ihnen jedoch, daß er für jeden anderen als für Sie dafür gelten konnte. Ich sah ihn bei den Ministern.«

»Ah, ja!« sagte Château-Renaud. »Bei dem Umstand, daß Ihre Minister sich auf Prinzen verstehen!«

»Es liegt etwas Gutes in dem, was Sie soeben sagten, Château-Renaud«, antwortete Beauchamp laut lachend, »die Phrase ist kurz, aber passend. Ich bitte Sie um die Erlaubnis, in meiner Berichterstattung davon Gebrauch zu machen.«

»Nehmen Sie, mein lieber Monsieur Beauchamp«, versetzte Château-Renaud, »nehmen Sie, ich gebe Ihnen meine Phrase für das, was sie weit ist.«

»Aber wenn ich mit dem Präsidenten sprach«, sagte Debray zu Beauchamp, »so mußten Sie mit dem Staatsanwalt sprechen?«

»Unmöglich; seit acht Tagen verbirgt sich Monsieur de Vilefort; das ist ganz natürlich: diese sonderbare Reihe von häuslichen Kümernissen, zuletzt der nicht minder befremdende Todesfall seiner Tochter... «

»Der befremdende Todesfall! Was sagen Sie denn da, Beauchamp?«

»Ah ja, spielen Sie nur den Unwissenden unter dem Vorwand, daß all das bei dem Bürgeradel vorfällt«, erwiderte Beauchamp, indem er sein Augenglas an sein Auge drückte und es zwang, allein zu halten.

»Mein lieber Herr«, bemerkte Château-Renaud, »erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie das Augenglas nicht so meisterlich handhaben können wie Debray. Debray, geben Sie doch Monsieur de Beauchamp eine Lektion.«

»Ja«, äußerte Beauchamp, »ich täusche mich nicht.«

»Was denn?«

»Sie ist es.«

»Mademoiselle Eugénie?« fragte Château-Renaud. »Sollte sie schon zurückgekehrt sein?«

»Nein, aber ihre Mutter.«

»Madame Danglars?«

»Gehen Sie doch«, entgegnete Château-Renaud, »unmöglich; zehn Tage nach der Flucht ihrer Tochter, drei Tage nach dem Bankrott ihres Gatten!«

Debray errötete leicht und folgte der Richtung von Beauchamps Blick.

»Warum nicht?« sagte er. »Das ist eine verschleierte Frau, eine unbekannte Dame, irgendeine fremde Prinzessin, die Mutter des Prinzen Cavalcanti vielleicht; aber Sie sprachen oder vielmehr wollen sprechen... von sehr interessanten Din-

gen, Beauchamp, dünkt mir.«

»Ich?«

»Ja. Sie sprachen von dem befremdenden Tod Valentines.«

»Ah! Ja, es ist wahr; aber warum ist denn Madame de Villefort nicht da?«

»Die arme liebe Frau!« äußerte Debray. »Sie ist ohne Zweifel beschäftigt, Melissengeist für die Spitäler zu destillieren und Schönheitsmittel für sich und ihre Freundinnen zusammenzusetzen. Sie wissen, daß sie, wie man versichert, jährlich zwei- bis dreitausend Taler auf diese Unterhaltung verwendet. Im Grunde haben Sie recht, warum ist Madame de Villefort nicht hier? Ich hätte sie mit großem Vergnügen gesehen; ich liebe diese Frau sehr.«

»Und ich verabscheue sie«, antwortete Château-Renaud.

»Warum?«

»Ich weiß es nicht. Warum liebt man? Warum verabscheut man? Ich verabscheue sie aus Antipathie.«

»Oder jedenfalls aus Instinkt.«

»Vielleicht... Doch kommen wir auf das zurück, was Sie sagten, Beauchamp.«

»Wohlan«, versetzte Beauchamp, »sind Sie nicht neugierig zu erfahren, warum man im Hause Villefort so häufig stirbt?«

»Häufig ist ein hübsches Wort«, äußerte Château-Renaud.

»Mein Lieber, das Wort findet sich bei Saint-Simon.«

»Aber die Sache befindet sich bei Monsieur de Villefort; kommen wir darauf zurück.«

»Meiner Treu«, sagte Debray, »ich gestehe, daß ich dieses seit drei Monaten schwarz angeschlagene Haus nicht aus den Augen verliere, und noch vorgestern, gelegentlich des Todes Valentines, sprach Madame *** mit mir davon.«

»Wer ist Madame ***?« fragte Château-Renaud.

»Die Madame des Ministers, bei Gott!«

»Ah! Verzeihung«, versetzte Château-Renaud, »ich gehe nicht zu den Ministern, ich überlasse dies den Prinzen.«

»Sie waren gut, jetzt werden Sie flammend, Baron; erbarmen Sie sich unser oder Sie werden uns verbrennen wie ein zweiter Jupiter.«

»Ich werde nichts mehr sagen«, erwiderte Château-Renaud, »aber zum Teufel! Hab Mitleid mit mir, gebt mir nicht dieses Stichwort.«

»Nun, suchen wir unser Gespräch zu beendigen, Beauchamp; ich sagte Ihnen also, daß Madame *** mich vorgestern um Aufschlüsse hierüber fragte; unterrichten Sie mich, ich werde sie unterrichten.«

»Wohlan, meine Herren, wenn man im Hause Villefort so häufig stirbt,... ich behalte dieses Wort bei, so geschieht es, weil ein Mörder im Hause ist.«

Die beiden jungen Leute schauderten, denn schon öfter als einmal waren sie auf denselben Gedanken geraten.

»Und wer ist der Mörder?« fragten sie miteinander.

»Der junge Edouard.«

Ein lautes Gelächter der beiden Zuhörer brachte den Redner keineswegs aus der Fassung, welcher fortfuhr:

»Ja, meine Herren, der junge Edouard, ein phänomenales Kind, das schon tötet wie Vater und Mutter.«

»Ist dies ein Scherz?«

»Keineswegs; ich nahm gestern einen Diener auf, welcher aus dem Haus von Monsieur de Villefort kommt. Hören Sie dies wohl.«

»Wir hören.«

»Und den ich morgen fortschicken werde, weil er ungeheuer ißt, um sich von dem Fasten zu erholen, das er sich dort vor Schrecken auflegte. Nun denn, es scheint, daß dieses liebe Kind irgendein Arzneifläschchen ergriffen hat, von dem es bisweilen gegen jene Gebrauch macht, die ihm mißfallen.

Zuerst mißfielen ihm der gute Papa und die gute Mama de Saint-Méran, und es schenkte ihnen drei Tropfen von seinem Elixier ein. Drei Tropfen genügen; dann kam der wackere Barrois an die Reihe, der alte Diener des guten Papa Noirtier, der dem liebenswürdigen Schelm von Zeit zu Zeit derb begegnete, den Sie kennen: Der liebenswürdige Schelm schenkte ihm drei Tropfen von seinem Elixier ein; so ging es auch der armen Valentine, die ihm nicht derb begegnete, auf die er aber eifersüchtig war. Er schenkte ihr drei Tropfen von seinem Elixier ein, und für sie wie für die übrigen war alles vorüber.«

»Aber was für ein Teufelsmärchen erzählen Sie uns da?« fragte Château-Renaud.

»Ja«, bemerkte Beauchamp, »ein Märchen aus der anderen Welt, nicht wahr?«

»Das ist absurd«, äußerte Debray.

»Ah!« erwiderte Beauchamp. »Da suchen Sie nun schon verzögernde Mittel! Was, Teufel, fragen Sie meinen Diener oder vielmehr jenen, der morgen nicht mehr mein Diener sein wird: Dies war das Gerücht des Hauses.«

»Aber wo ist jenes Elixier? Was für eines ist es?«

»Ei, das Kind versteckt es.«

»Wo hat es dasselbe genommen?«

»Im Laboratorium seiner Mutter.«

»Seine Mutter hat also Gifte in ihrem Laboratorium?«

»Weiß ich es? Sie stellen da Staatsanwaltsfragen an mich. Ich wiederhole das, was man mir sagte, weiter nichts; ich zitiere Ihnen meine Urheber; mehr kann ich nicht tun. Der arme Teufel aß aus Schrecken nicht mehr.«

»Das ist unglaublich!«

»Nein doch, mein Lieber, das ist ganz und gar nicht unglaublich. Sie sahen, im vorigen Jahr jenes Kind in der Rue Richelieu, welches sich damit ergötzte, seine Brüder und

Schwestern zu töten, indem es ihnen eine Nadel ins Ohr stieß, während sie schliefen. Die Generation, welche uns folgt, wird sehr frühreif, mein Lieber!«

»Mein Lieber«, sagte Château-Renaud, »ich wette, daß Sie kein einziges Wort von dem glauben, was Sie uns da erzählen... Aber ich sehe den Grafen von Monte Christo nicht; warum ist er denn nicht hier?«

»Er ist abgestumpft«, antwortete Debray, »und dann wird er vor so vielen Leuten nicht erscheinen wollen, da er der von allen Cavalcanti Geprellte war, die, wie es scheint, mit falschen Kreditbriefen zu ihm kamen, so daß sie ihn um etwa hunderttausend Francs brachten, die die Prinzenwürde als Hypotheken zierten.«

»Apropos, Monsieur de Château-Renaud«, fragte Beauchamp, »wie befindet sich Morrel?«

»Meiner Treu«, antwortete der Edelmann, »ich ging dreimal zu ihm und fand weit und breit keinen Morrel. Seine Schwester schien mir jedoch nicht besorgt und sagte mit einem sehr freundlichen Gesicht zu mir, daß sie ihn seit zwei bis drei Tagen ebenso wenig gesehen habe, jedoch überzeugt sei, daß er sich wohl befinde.«

»Ah! Da fällt mir ein! Der Graf von Monte Christo kann nicht in den Saal kommen!« sagte Beauchamp.

»Warum?«

»Weil er an diesem Drama beteiligt ist.«

»Hat er auch jemanden ermordet?« fragte Debray.

»Nein doch, im Gegenteil, man wollte ihn ermorden. Sie wissen wohl, daß jener gute Monsieur de Caderousse von seinem sauberen Freund Benedetto ermordet wurde, als er das Haus des Grafen verließ. Sie wissen wohl, daß man in seinem Haus jene berüchtigte Weste wiederfand, worin der Brief lag, welcher die Unterzeichnung des Ehekontraktes störte. Sehen Sie die berüchtigte Weste? Sie liegt ganz blutig als Beweis-

stück auf dem Tisch.«

»Ah! Sehr wohl!«

»Still, meine Herren! Da kommt das Gericht. An unsere Plätze!«

In der Tat ließ sich ein lautes Geräusch im Vorzimmer des Gerichtssaals vernehmen; der Stadtsergeant rief seine zwei Schützlinge mit einem kräftigen »Hm« zur Ruhe, und der Gerichtsdienner, auf der Schwelle des Beratungssaales erscheinend, rief mit jener kreischenden Stimme, welche die Gerichtsdienner schon zur Zeit von Beaumarchais hatten:

»Der Gerichtshof, meine Herren!«

110. KAPITEL

Die Anklageschrift

Die Richter nahmen ihre Sitze inmitten der tiefsten Stille ein, die Geschworenen begaben sich an ihren Platz; Monsieur de Villefort, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit – und wir möchten fast sagen: Bewunderung – setzte sich in seinen Lehnstuhl und schaute mit ruhigem Blick um sich her. Jeder betrachtete mit Erstaunen dieses ernste und strenge Gesicht, über dessen Unempfindlichkeit die persönlichen Leiden keine Macht zu haben schienen, und man blickte mit einer Art von Schrecken auf diesen den menschlichen Gemütsbewegungen unzugänglichen Mann.

»Gendarmen«, sagte der Präsident, »bringen Sie den Angeklagten!«

Bei diesen Worten wurde die Aufmerksamkeit des Publikums tätiger, und alle Augen hefteten sich auf die Tür, durch welche Benedetto eintreten sollte. Bald ging diese Tür auf, und der Angeklagte erschien. Der Eindruck war derselbe auf

jedermann, und niemand täuschte sich bei dem Ausdruck seines Gesichts.

Seine Züge trugen nicht das Gepräge jener tiefen Gemütsaufregung, welche das Blut zum Herzen zurückdrängt und Stirn und Wangen entfärbt. Seine anmutig untergebrachten Hände, die eine auf seinem Hut, die andere in der Öffnung seiner Weste von weißem Piqué, zitterten nicht im mindesten; sein Auge war ruhig und sogar glänzend. Kaum war der junge Mann im Saal, als sein Blick alle Reihen der Richter und Anwesenden durchlief und am längsten auf dem Präsidenten und vorzüglich auf dem Staatsanwalt verweilte.

Neben Andrea setzte sich der von ihm gewählte Advokat, ein von Amts wegen ernannter Advokat (denn Andrea wollte sich mit diesen Details nicht beschäftigen, denen er keine Wichtigkeit beizulegen schien), ein junger Mann mit matt-blonden Haaren, mit einem durch eine stärkere Gemütsaufregung als jene des Angeklagten geröteten Gesicht.

Der Präsident verlangte die Verlesung der, wie man weiß, von der so geschickten und so unerbittlichen Feder Villeforts redigierten Anklageschrift. Während dieses Vorlesens, das lange währte und für jeden anderen niederbeugend gewesen wäre, richtete sich die öffentliche Aufmerksamkeit unablässig auf Andrea, der das Gewicht derselben mit der Gemütsheiterkeit eines Spartaners erduldete. Nie vielleicht war Villefort so gedrängt und so beredsam gewesen; das Verbrechen war in den lebhaftesten Farben dargestellt; die Vorgänge des Angeklagten, seine Umgestaltung, das Anschwellen seiner Akten seit einem ziemlich zarten Alter waren mit dem ganzen Talent auseinandergesetzt, welches die Lebenserfahrung und die Kenntnis des menschlichen Herzens einem so erhabenen Geist, wie jener des Staatsanwaltes, zu verschaffen vermochten.

Durch diese einzige Einleitung war Benedetto in der öffentlichen Meinung auf immer zugrunde gerichtet, während er noch materieller durch das Gesetz bestraft wurde.

Andrea schenkte nicht die mindeste Aufmerksamkeit den aufeinanderfolgenden Belastungen, die sich erhoben und auf ihn herabsanken: Monsieur de Villefort, der ihn oft scharf ins Auge faßte und ohne Zweifel die psychologischen Studien an ihm fortsetzte, die er an Angeklagten sooft zu machen Gelegenheit hatte, konnte es nicht ein einziges Mal dahinbringen, daß er die Augen niederschlug, wie starr und durchdringend auch sein Blick war. Endlich war die Verlesung zu Ende.

»Angeklagter«, sagte der Präsident, »Ihren Namen und Vornamen?«

Andrea stand auf.

»Verzeihen Sie mir, Herr Präsident«, antwortete er mit einer vollkommen rein tönenden Stimme, »ich sehe, daß Sie die Fragen in einer Ordnung stellen wollen, in der ich Ihnen nicht folgen kann. Ich gedenke späterhin zu rechtfertigen, daß ich eine Ausnahme von den gewöhnlichen Angeklagten bilde. Ich bitte Sie also, mir gefälligst zu erlauben, eine andere Ordnung einhaltend zu antworten; ich werde deshalb nicht minder auf alles antworten.«

Der Präsident schaute erstaunt die Geschworenen an, welche den Staatsanwalt anschauten. Eine große Überraschung gab sich in der ganzen Versammlung kund. Doch Andrea schien sich darum nicht zu bekümmern.

»Ihr Alter?« fragte der Präsident. »Antworten Sie auf diese Frage?«

»Ich werde auf diese Frage wie auf die übrigen antworten, Herr Präsident, aber in ihrer Reihe.«

»Ihr Alter?« wiederholte der Beamte.

»Ich bin einundzwanzig Jahre alt oder werde vielmehr erst in einigen Tagen so alt sein, da ich in der Nacht vom 27. auf den 28. September 1817 geboren bin.«

Monsieur de Villefort, eben beschäftigt, sich etwas zu notieren, hob bei diesem Datum den Kopf empor.

»Wo sind Sie geboren?« fuhr der Präsident fort.

»Zu Auteuil, bei Paris«, antwortete Benedetto.

Monsieur de Villefort hob zum zweitenmal den Kopf empor, schaute Benedetto an, wie er das Haupt der Medusa angesehen hätte, und wurde aschfahl. Benedetto fuhr mit dem gestickten Zipfel eines Taschentuches von seinem Batist zierlich über seine Lippen.

»Ihr Gewerbe?« fragte der Präsident.

»Anfangs war ich Fälscher«, erwiderte Andrea mit dem ruhigsten Ton von der Welt, »dann wurde ich ein Dieb und erst kürzlich ein Mörder.«

Ein Murren oder vielmehr ein Sturm der Entrüstung und des Erstaunens brach in allen Teilen des Saales los; selbst die Richter schauten ihn verblüfft an, die Geschworenen gaben den größten Widerwillen vor dem Zynismus kund, den man von einem eleganten Mann so wenig erwartete. Monsieur de Villefort legte eine Hand auf seine Stirn, die, anfangs blaß, rot und glühend geworden war; plötzlich stand er auf, um sich schauend, ein verwirrter Mann, dem die Luft fehlte.

»Suchen Sie etwas, Herr Staatsanwalt?« fragte Benedetto mit seinem verbindlichsten Lächeln.

Monsieur de Villefort antwortete nicht und setzte sich wieder oder sank vielmehr wieder in seinen Lehnstuhl zurück.

»Sind Sie jetzt erbötig, Angeklagter, Ihren Namen zu nennen?« fragte der Präsident. »Die brutale Affektiertheit, womit Sie Ihre verschiedenen Verbrechen aufzählten, die Sie für Gewerbe erklären, die Art von Ehrenpunkt, den Sie daran knüpfen und weswegen Sie der Gerichtshof im Namen der Moral und des der Menschheit schuldigen Respektes streng tadeln muß, sind vielleicht der Grund, welcher Sie veranlaßte, Ihren Namen nicht zu nennen: Sie wollen diesen Namen durch die Titel, die ihm vorausgehen, hervorheben.«

»Es ist unglaublich, Herr Präsident«, versetzte Benedetto

mit dem anmutigsten Ton und mit den artigsten Manieren, »wie Sie im Innersten meines Gedankens lasen; wirklich zu diesem Zweck bat ich Sie, die Reihenfolge der Frage umzukehren.«

Das Erstaunen erreichte seinen höchsten Grad; in den Worten des Angeklagten lagen weder Prahlerei mehr noch Zynismus. Das bewegte Auditorium ahnte irgendeinen aus dem Hintergrund dieser düsteren Wolke hervorbrechenden Blitzstrahl.

»Nun denn«, fragte der Präsident, »Ihr Name?«

»Ich kann Ihnen meinen Namen nicht sagen, denn ich weiß ihn nicht; aber ich weiß jenen meines Vaters, und diesen kann ich Ihnen sagen.«

Ein schmerzlicher Schwindel blendete Villefort; man sah von seinen Wangen dicke, ätzende Schweißtropfen auf die Papiere fallen, die er mit einer krampfhaften und haltlosen Hand zerknitterte.

»So nennen sie den Namen Ihres Vaters«, versetzte der Präsident.

Kein Hauch, kein Atem störte die Stille dieser unermeßlichen Versammlung; jedermann wartete.

»Mein Vater ist Staatsanwalt«, antwortete Andrea gelassen.

»Staatsanwalt!« rief der Präsident erstaunt, ohne die Verstörung im Gesicht von Monsieur de Villefort zu bemerken. »Staatsanwalt!«

»Ja, und weil Sie seinen Namen wissen wollen, so will ich Ihnen denselben nennen: Er heißt de Villefort...!«

Der durch die Achtung vor einer Gerichtsverhandlung so lange verhaltene Ausbruch geschah wie der Donner, jeder Brust entstürmend; selbst der Gerichtshof dachte nicht daran, diese Bewegung der Menge zu unterdrücken. Die Ausrufungsworte, die Injurien, an Benedetto gerichtet, der unempfindsam blieb, die energischen Gebärden, die Bewegung der

Gendarmen, das Hohngelächter jenes Abschaumes, welcher in jeder Versammlung in den Momenten von Verwirrung und Skandal auf die Oberfläche emportreibt, all das währte fünf Minuten, bevor es den Beamten und Gerichtsdienern gelang, die Ruhe wiederherzustellen.

Inmitten dieses ganzen Getöses hörte man die Stimme des Präsidenten, welcher ausrief:

»Sie treiben Ihr Spiel mit dem Gerichtshof, Angeklagter, und sollten Sie es wagen, Ihren Mitbürgern das Schauspiel einer Verderbtheit zu geben, welche in einer Epoche, die jedoch in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig läßt, noch nicht ihresgleichen gehabt hätte?«

Zehn Personen umdrängten den auf seinem Stuhl halb vernichteten Staatsanwalt und boten ihm Tröstungen, Ermutigungen, Beteuerungen des Eifers und der Sympathie. Die Ruhe war im Saal wiederhergestellt, jedoch mit Ausnahme eines Punktes, wo eine ziemlich zahlreiche Gruppe sich hin und her bewegte und flüsterte. Eine Frau, sagte man, sei soeben in Ohnmacht gefallen; man ließ sie Riechsalz einatmen, und sie erholte sich wieder.

Andrea hatte während dieses ganzen Tumultes sein lächelndes Gesicht gegen die Versammlung gerichtet; dann sagte er, seine Hand auf die Eichenholzlehne seiner Bank stützend, und zwar in der anmutigsten Haltung:

»Meine Herren, Gott verhüte, daß ich den Gerichtshof zu beleidigen und in Gegenwart dieser ehrenwerten Versammlung einen unnützen Skandal zu machen suche. Man fragt mich, wie alt ich sei, ich sage es; man fragt mich, wo ich geboren sei, ich antworte; man fragt mich um meinen Namen, ich kann ihn nicht nennen, weil meine Eltern mich verlassen haben. Aber ich kann wohl, ohne meinen Namen zu sagen, weil ich keinen habe, jenen meines Vaters nennen. Nun aber heißt mein Vater, ich wiederhole es, Monsieur de Villefort, und ich bin ganz bereit, es zu beweisen.«

Im Ton des jungen Mannes lagen eine Gewißheit, eine Überzeugung, eine Energie, die den Tumult zum Verstummen brachten. Die Blicke fielen einen Moment auf den Staatsanwalt, der auf seinem Stuhl in der Unbeweglichkeit eines soeben vom Blitz in eine Leiche verwandelten Menschen verharrte.

»Meine Herren«, fuhr Andrea fort, durch Gebärde und Stimme Ruhe gebietend, »ich schulde Ihnen den Beweis und die Erklärung meiner Worte.«

»Sie erklärten aber bei der Vernehmung«, rief der Präsident erzürnt aus, »Benedetto zu heißen, Sie sagten, daß Sie eine Waise seien, und gaben Korsika als Ihr Vaterland an.«

»Ich sagte bei der Vernehmung, was mir bei der Vernehmung zu sagen beliebte, denn ich wollte nicht, daß man, was unfehlbar geschehen wäre, den feierlichen Widerhall, den ich meinen Worten zu geben wünschte, schwäche oder hemme. Jetzt wiederhole ich Ihnen, daß ich zu Auteuil in der Nacht vom 27. auf den 28. September 1817 geboren und der Sohn des Herrn Staatsanwalts de Villefort bin. Wollen Sie nun Details?... Ich werde sie Ihnen geben. – Ich wurde im ersten Stockwerk des Hauses Nummer 28 in der Rue de la Fontaine in einem mit rotem Damast ausgeschlagenen Zimmer geboren. Mein Vater nahm mich in seine Arme, indem er zu meiner Mutter sagte, daß ich tot sei, hüllte mich in eine mit einem H. und einem N. bestickte Serviette und trug mich in einen Garten, worin er mich lebendig eingrub.«

Ein Schauer durchrieselte alle Anwesenden, als sie sahen, daß die Zuversicht des Angeklagten mit dem Schrecken von Monsieur de Villefort zunahm.

»Aber wie wissen Sie alle diese Details?« fragte der Präsident.

»Ich werde es Ihnen sagen, Herr Präsident. In den Garten, worin mein Vater mich soeben eingegraben hatte, war in derselben Nacht ein Mensch gestiegen, der ihn tödlich haßte und

ihn seit langer Zeit belauerte, um eine korsische Rache an ihm zu vollziehen. Der Mensch war in einem Gehölz verborgen; er sah meinen Vater eine Sache in die Erde vergraben und traf ihn mit einem Messerstich inmitten dieser Beschäftigung; da er diese Sache für irgendeinen Schatz hielt, öffnete er die Grube und fand mich noch lebend. Dieser Mensch trug mich in das Findelhaus, wo ich unter der Nummer 37 eingeschrieben wurde. Drei Monate später machte seine Frau die Reise von Rogliano nach Paris, um mich zu holen, reklamierte mich als ihren Sohn und nahm mich mit. Daher kam es, daß ich, obgleich zu Auteuil geboren, in Korsika erzogen wurde.«

Es trat nun eine Pause der Stille ein, aber einer so tiefen Stille, daß man ohne die Angst, welche tausend Busen einzuatmen schienen, den Saal für leer hätte halten mögen.

»Fahren Sie fort«, sagte die Stimme des Präsidenten.

»Gewiß«, fuhr Benedetto fort, »konnte ich bei diesen wackeren Leuten glücklich werden, die mich anbeteten; aber mein verderbtes Naturell gewann die Oberhand über alle Tugenden, die meine Adoptivmutter in mein Herz zu flößen versuchte. Ich wuchs im Bösen heran und gelangte zum Verbrechen. Endlich, eines Tages, da ich Gott fluchte, mich so böse erschaffen zu haben und mir ein so gräßliches Schicksal zu geben, sagte mein Adoptivvater zu mir: ›Lästere Gott nicht, Unglücklicher, denn Gott gab dir das Leben ohne Zorn! Das Verbrechen kommt von deinem Vater, und nicht von dir, von deinem Vater, der dich der Hölle weihte, wenn du starbst, dem Elend, wenn ein Wunder dein Leben rettete!‹ Von da an hörte ich auf, Gott zu lästern, aber ich fluchte meinem Vater, und deshalb ließ ich hier die Worte vernehmen, wegen welcher Sie mich tadelten, Herr Präsident; deshalb veranlaßte ich den Skandal, von dem diese Versammlung noch erbebt. Ist dies ein Verbrechen mehr, so strafen Sie mich; wenn ich Sie aber überzeugte, daß vom Tag meiner Geburt an mein Geschick ein fatales, schmerzliches, bitteres, bejammernswertes war, so beklagen Sie mich!«

»Aber Ihre Mutter?« fragte der Präsident.

»Meine Mutter hielt mich für tot; meine Mutter ist nicht strafbar. Ich wollte den Namen meiner Mutter nicht erfahren; ich kenne sie nicht.«

In diesem Moment gellte ein durchdringender Schrei, der in einem Schluchzen endete, inmitten der Gruppe, welche, wie gesagt, eine Frau umgab. Diese Frau bekam einen Nervenzusammenbruch und wurde aus dem Gerichtssaal gebracht; während man sie fortschleppte, verschob sich der dichte Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, und man erkannte Madame Danglars.

Ungeachtet der Erschlaffung seiner entnervten Sinne, ungeachtet des Summens, das an sein Ohr schlug, ungeachtet der Art von Wahnsinn, die sein Gehirn verstörte, erkannte sie de Villefort und erhob sich.

»Die Beweise? Die Beweise?« sagte der Präsident. »Angeklagter, vergessen Sie nicht, daß dieses Gewebe von Abscheulichkeiten durch starke Beweise unterstützt werden muß.«

»Die Beweise?« fragte Benedetto lachend. »Sie wollen die Beweise?«

»Ja.«

»Wohlan! Schauen Sie Monsieur de Villefort an, und verlangen Sie dann noch die Beweise von mir?«

Jeder wandte sich gegen den Staatsanwalt, der, unter der Last von diesen tausend auf ihn gehefteten Blicken, in die Einfriedung des Tribunals vortrat, wankend, mit zerzausten Haaren, das Gesicht rotgestriemt durch den Druck seiner Nägel. Die ganze Versammlung stieß ein langes Gemurmel des Erstaunens aus.

»Man verlangt von mir die Beweise, mein Vater«, sagte Benedetto, »wollen Sie, daß ich sie gebe?«

»Nein, nein«, stammelte Monsieur de Villefort mit erstickter Stimme, »nein, das ist überflüssig.«

»Wie, überflüssig?« rief der Präsident aus. »Aber was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen«, antwortete der Staatsanwalt, »daß ich mich unter der tödlichen Umschließung, die mich vernichtet, vergebens abmühen würde. Meine Herren, ich erkenne es, ich bin in der Hand des rächenden Gottes. Keine Beweise! Es bedarf deren nicht: Alles, was dieser junge Mann soeben gesagt hat, ist wahr.«

Eine düstere und lastende Stille, gleich jener, welche den Katastrophen der Natur vorangeht, hüllte alle Anwesenden, deren Haare sich auf dem Kopf sträubten, in ihren bleiernen Mantel.

»Wie, Monsieur de Villefort«, rief der Präsident aus, »geben Sie nicht dem Eindruck einer Vision nach? Wie, sind Sie im Vollbesitz ihrer geistigen Fähigkeiten? Man würde begreifen, daß eine so sonderbare, so unvermutete, so schreckliche Beschuldigung Ihren Geist getrübt hätte; nun, erholen Sie sich!«

Der Staatsanwalt schüttelte den Kopf. Seine Zähne klapperten heftig wie die eines vom Fieber geschüttelten Menschen, und doch war er blaß wie der Tod.

»Ich bin im Vollbesitz meiner geistigen Fähigkeiten, Monsieur«, erwiderte er, »nur der Körper leidet, und dies begreift man. Ich bekenne mich alles dessen schuldig, was dieser junge Mann soeben gegen mich vorbrachte, und stelle mich von jetzt an in meinem Haus zur Verfügung des Herrn Staatsanwalts, meines Nachfolgers.«

Und mit dumpfer und fast erstickter Stimme diese Worte sprechend, wankte Monsieur de Villefort der Tür zu, die ihm der diensttuende Gerichtsdiener mit einer mechanischen Bewegung öffnete. Die ganze Versammlung blieb stumm und bestürzt ob dieser Offenbarung und dieses Geständnisses, welche eine so schreckliche Lösung der verschiedenen Zweifel herbeiführten, die seit vierzehn Tagen die vornehme Pariser Welt bewegten.

»Wohlan«, sagte Beauchamp, »jetzt sage man noch, daß das Drama nicht in der Natur liege!«

»Meiner Treu!« äußerte Château-Renaud. »Ich möchte weit lieber wie Monsieur de Morcerf enden; ein Pistolenschuß scheint lieblich neben einer solchen Katastrophe.«

»Und zudem tötet er«, bemerkte Beauchamp.

»Und ich hatte gar einen Augenblick den Gedanken, seine Tochter zu heiraten«, sagte Debray. »Mein Gott, das arme Kind hat wohlgetan zu sterben!«

»Die Sitzung ist aufgehoben, meine Herren«, sagte der Präsident, »und die Sache auf die nächste Sitzung vertagt. Der Prozeß muß von neuem aufgerollt und einem anderen Beamten übertragen werden.«

Andrea, immer noch ebenso ruhig und weit interessanter, verließ den Saal, von den Gendarmen eskortiert, die ihm unwillkürlich Achtung bezeigten.

»Nun denn, was halten Sie davon, mein wackerer Mann?« fragte Debray den Stadtsergeanten, indem er ihm einen Louisdor in die Hand drückte.

»Es werden sich mildernde Umstände dabei ergeben«, antwortete dieser.

111. KAPITEL

Sühne

Monsieur de Villefort hatte die Reihen der Menge vor seinen Schritten sich öffnen sehen, wie gedrängt sie auch war. Die großen Leiden sind so ehrwürdig, daß es kein Beispiel gibt, selbst nicht in den unglücklichsten Zeiten, daß die erste Regung der versammelten Menge nicht eine Regung der Sympathie für eine große Katastrophe gewesen wäre. Viele verhaßte

Leute sind bei einem Aufstand ermordet, selten ein Unglücklicher, wenn auch ein Verbrecher, von den Menschen beleidigt worden, die seinem Todesurteil beiwohnten.

Villefort durchschritt also die Reihe der Zuschauer, der Gardisten, der Gerichtspersonen und entfernte sich, durch sein eigenes Geständnis schuldig erkannt, aber durch sein Leiden geschützt. Es gibt Lagen, welche die Menschen mit ihrem Instinkt erfassen, aber mit ihrem Geist nicht deuten können; der größte Dichter ist in diesem Falle derjenige, welcher den heftigsten und natürlichsten Schrei ausstößt. Die Menge hält diesen Schrei für eine ganze Erzählung und hat recht, sich damit zu begnügen, und noch mehr recht, ihn erhaben zu finden, wenn er wahr ist.

Übrigens wäre es schwierig, den Zustand von Erstarrung zu bezeichnen, worin Villefort bei seinem Austritt aus dem Palast sich befand, jenes Fieber zu schildern, das jede Ader pochend machte, jede Faser steifte, jedes Blutgefäß zum Zerspringen anschwellen ließ und jeden Punkt dieses sterblichen Leibes in Millionen Leiden zerschnitt.

Villefort schleppte sich die Korridore entlang, nur von der Gewohnheit geleitet. Er warf von seinen Schultern die Robe, nicht weil er dachte, sie aus Schicklichkeit abzulegen, sondern weil sie seinen Schultern eine drückend unerträglich Bürde war. Wankend kam er bis zur Cour Dauphine, erblickte seinen Wagen, weckte den Kutscher, indem er jenen selbst öffnete, und sank auf die Polster hin, mit dem Finger nach der Richtung Faubourg Saint-Honoré deutend. Der Kutscher fuhr dahin.

Das ganze Gewicht seines zerschmetterten Glücks war soeben auf sein Haupt herabgestürzt; dieses Gewicht zermalmte ihn; er wußte die Folgen davon nicht, er hatte sie nicht bemessen, er fühlte sie; er beschäftigte sich nicht mit seinem Gesetzbuch wie der kalte Mörder, der einen bekannten Artikel auslegt. Er trug Gott in der Tiefe seines Herzens.

»Gott!« murmelte er, ohne auch nur zu wissen, was er sagte.
»Gott! Gott!«

Er sah nur Gott hinter dem soeben geschehenen Einsturz. Der Wagen rollte schnell dahin; Villefort fühlte etwas ihn Hinderndes, indem er sich auf seinen Polstern hin und her bewegte. Er griff nach diesem Gegenstand: Es war ein von Madame de Villefort zwischen dem Polster und der Lehne des Wagens vergessener Fächer; dieser Fächer weckte eine Erinnerung, und diese Erinnerung zuckte wie ein Blitz mitten in der Nacht. Villefort dachte an seine Frau.

»Oh!« rief er aus, wie wenn ein glühendes Eisen ihm durch das Herz gedrunken wäre. In der Tat hatte er seit einer Stunde nur mehr eine Seite seines Elendes vor Augen, und plötzlich bot sich eine andere seinem Geist dar, und eine andere nicht minder schreckliche. Diese Frau! Er war soeben ihr unerbittlicher Richter gewesen, er hatte sie soeben zum Tod verurteilt, und sie, die arme schwache Frau, die unbeschützte gegen eine unbedingte und höchste Macht, von Schrecken erfaßt, von Gewissensbissen gemartert, von der Schande vernichtet, die er ihr eben erst mit der Beredsamkeit seiner tadellosen Tugend schilderte, sie schickte sich vielleicht gerade in diesem Moment an zu sterben!

Eine Stunde war bereits seit ihrer Verurteilung verflossen; ohne Zweifel ging sie in ihrem Gedächtnis alle ihre Verbrechen durch, bat Gott um Erbarmen, schrieb einen Brief, um auf den Knien die Verzeihung ihres tugendhaften Gatten anzuflehen – eine Verzeihung, die sie mit ihrem Tod erkaufte.

Villefort stieß ein zweites Schmerz- und Wutgebrüll aus.

»Ah«, rief er aus, auf dem Atlas seines Wagens sich wälzend, »diese Frau ist nur eine Verbrecherin geworden, weil sie mich berührte. Ich dünste das Verbrechen aus, und sie ist zu dem Verbrechen gekommen, wie man den Typhus bekommt, wie man die Cholera bekommt, wie man die Pest bekommt, und ich strafe sie!... Ich wagte, zu ihr zu sagen: Bereuen Sie,

und sterben Sie... ich!... O nein! Nein! Sie wird leben, Sie wird mir folgen. Wir werden fliehen, Frankreich verlassen, vorwärts ziehen, so weit die Erde uns wird führen können. Ich sprach mit ihr vom Schafott!... Großer Gott! Wie habe ich es gewagt, dieses Wort auszusprechen! Aber auch meiner harrt das Schafott! Wir werden fliehen... Ja, ich werde ihr beichten; ja, täglich werde ich, mich demütigend, ihr sagen, daß auch ich ein Verbrechen beging... Oh! Vermischung des Tigers mit der Schlange! O würdige Frau eines solchen Gatten wie ich! Sie muß leben, meine Infamie muß die ihrige erblassen machen!«

Und Villefort stieß mehr das Fenster an der Vorderseite seiner Halbkutsche in die Fuge, als daß er es hinabließ.

»Schneller, schneller!« rief er mit einer Stimme, deretwegen der Kutscher auf seinem Bock zusammenfuhr. Von der Furcht fortgerissen, flogen die Pferde bis zum Haus.

»Ja, ja«, wiederholte sich Villefort, je näher er seiner Wohnung kam, »ja, diese Frau muß leben, sie muß bereuen und meinen Sohn erziehen, mein armes Kind, das einzige Wesen, welches, nebst dem unzerstörbaren Greis, die Zerstörung der Familie überlebte. Sie liebte ihn; für ihn hat sie alles getan. Man darf nie an dem Herzen einer Mutter zweifeln, die ihr Kind liebt; sie wird bereuen. Niemand wird erfahren, daß sie die Schuldige war. Die in meinem Hause begangenen Verbrechen, über welche bereits die Leute sich beunruhigen, werden mit der Zeit vergessen werden, oder, wenn einige Feinde sich ihrer erinnern, nun denn, so werde ich sie auf meine Verbrechenliste nehmen. Eines, zwei, drei, mehr, was liegt daran! Meine Frau wird sich, Gold und vorzüglich ihren Sohn mitnehmend, weg von dem Abgrund flüchten, in welchen die Welt mit mir stürzen wird, wie mir dünkt. Sie wird leben, sie wird glücklich sein, weil ihre ganze Liebe in ihrem Sohn ist und weil ihr Sohn sie nicht verlassen wird. Ich werde eine gute Handlung begangen haben; dies erleichtert das Herz.«

Und der Staatsanwalt atmete leichter als seit langer Zeit. Der

Wagen hielt im Hof des Palais.

Villefort schwang sich vom Antritt auf die Freitreppe. Er sah die Diener erstaunt, ihn so schnell zurückkommen zu sehen. Er las nichts anderes in ihrem Gesicht; niemand richtete das Wort an ihn; man blieb wie gewöhnlich vor ihm stehen, um ihn passieren zu lassen, sonst nichts. Er ging an Noirtiers Zimmer vorüber und glaubte durch die halbgeöffnete Tür zwei Schatten zu erblicken, doch bekümmerte er sich nicht um die Person, die bei seinem Vater war. Seine Besorgnis zog ihn anderswohin.

»Nun«, sagte er, die kleine Treppe hinaufgehend, die zum Treppenabsatz führte, wo die Wohnung seiner Frau und Valentines leeres Zimmer waren, »nun, es ist hier nichts verändert.«

Vor allem verschloß er die Tür des Treppenabsatzes. »Niemand darf uns stören«, sagte er, »ich muß frei mit ihr sprechen, mich vor ihr anklagen, ihr alles sagen können... «

Er näherte sich der Tür, legte die Hand auf den kristallinen Drücker; die Tür ging auf.

»Nicht geschlossen! Oh, gut, sehr gut!« murmelte er.

Und er trat in den kleinen Salon, worin man alle Abende ein Bett für Edouard aufschlug; denn obwohl in einem Internat, ging Edouard doch alle Abende nach Hause: Seine Mutter wollte sich nie von ihm trennen. Er überschaute mit einem Blick den ganzen kleinen Salon.

»Niemand«, sagte er, »sie ist ohne Zweifel in ihrem Schlafzimmer.«

Er eilte zur Tür. Hier war der Riegel vorgeschoben. Schaundernd blieb er stehen.

»Heloïse!« rief er. Es dünkte ihm, ein Möbel poltern zu hören. »Heloïse!« wiederholte er.

»Wer ist da?« fragte die Stimme jener, welcher er rief. Diese Stimme schien ihm schwächer als gewöhnlich.

»Machen Sie auf! Machen Sie auf!« rief Villefort aus. »Ich bin es!«

Allein ungeachtet dieser Weisung, ungeachtet des angstvollen Tones, mit dem sie gegeben wurde, öffnete man nicht. Villefort trat die Tür mit einem Fußstoß ein. Bei dem Eingang des Zimmers, das in ihr Boudoir führte, stand Madame de Villefort, blaß, mit verzerrten Zügen und mit Augen von furchtbarer Starrheit ihn anschauend.

»Heloïse! Heloïse!« fragte er, »was fehlt Ihnen? Sprechen Sie!«

Die junge Frau streckte ihre starre und aschfahle Hand gegen ihn aus.

»Es ist geschehen, Monsieur«, antwortete sie mit einem Röcheln, das ihre Kehle zu zerreißen schien. »Was wollen Sie denn noch mehr?«

Und sie fiel der Länge nach auf den Teppich hin.

Villefort eilte zu ihr hin und ergriff eine Hand. Diese Hand preßte krampfhaft ein kristallenes Fläschchen mit einem goldenen Pfropf. Madame de Villefort war tot. Villefort, von Entsetzen erfaßt, fuhr bis zur Schwelle der Tür zurück und schaute die Leiche an.

»Mein Sohn!« rief er plötzlich aus. »Wo ist mein Sohn? Edouard! Edouard!«

Diesen Namen sprach er mit einem solchen Angstton aus, daß die Diener herbeirannten.

»Mein Sohn! Wo ist mein Sohn?« fragte Villefort. »Man entferne ihn aus dem Haus, er soll nicht sehen... «

»Monsieur Edouard ist nicht unten, Monsieur«, antwortete der Kammerdiener.

»Er spielt ohne Zweifel im Garten; sehen Sie nach! Sehen Sie nach!«

»Nein, Monsieur. Madame hat vor ungefähr einer halben Stunde ihren Sohn gerufen; Monsieur Edouard ist zu Madame

gegangen und seitdem nicht herabgekommen.«

Ein eisiger Schweiß rann über Villeforts Stirn, seine Füße wankten auf den Steinplatten, seine Gedanken begannen in seinem Kopf zu wirbeln, wie die in Unordnung geratenen Räderwerke einer zerbrechenden Uhr.

»Zu Madame«, murmelte er, »zu Madame!« Und er kehrte langsam zurück, mit der einen Hand die Stirn sich trocknend, mit der anderen an die Wände sich stützend. Und wieder in das Zimmer tretend, mußte er von neuem die Leiche der unglücklichen Frau sehen. Um Edouard zu rufen, mußte er das Echo dieses in einen Sarg verwandelten Gemachs wecken; sprechen... hieß die Stille des Grabes verletzen. Villefort fühlte die Zunge in seiner Kehle gelähmt.

»Edouard! Edouard!« stammelte er.

Das Kind antwortete nicht. Wo war denn das Kind, das, wie die Diener sagten, zu seiner Mutter gegangen und nicht von ihr zurückgekehrt war? Villefort tat einen Schritt vorwärts. Die Leiche Madame de Villeforts lag quer vor der Tür des Boudoirs, worin sich notwendigerweise Edouard befand. Diese Leiche schien mit starren und offenen Augen, mit einer furchtbaren und geheimnisvollen Ironie auf den Lippen, die Schwelle zu bewachen. Hinter der Leiche ließ der emporgehobene Türvorhang einen Teil des Boudoirs, ein Pianino und die Ecke eines Divans von blauem Adas sehen. Villefort tat drei bis vier Schritte vorwärts und sah auf dem Sofa sein Kind liegen. Ohne Zweifel schlief das Kind. Der Unglückliche fühlte einen Aufschwung von Freude, ein Strahl reinen Lichtes fiel in diese Hölle, worin er sich abmühte. Es handelte sich also nur darum, über die Leiche zu schreiten, in das Boudoir zu treten, das Kind in seine Arme zu nehmen und mit ihm zu fliehen, weit, sehr weit.

Villefort war nicht mehr jener Mensch, den seine auserlesene Verderbtheit zum Vorbild des zivilisierten Menschen machte; er war ein tödlich verwundeter Tiger, der seine ge-

brochenen Zähne in seiner letzten Wunde zurückläßt. Er fürchtete Vorurteile nicht mehr, aber Phantome. Er nahm Anlauf und setzte über die Leiche, als hätte es sich darum gehandelt, über eine verzehrende Glut zu springen. Er hob das Kind auf seine Arme, drückte es, schüttelte es, rief es: Das Kind antwortete nicht. Er schmiegte seine gierigen Lippen an die Wangen desselben: Diese Wangen waren erdfahl und eisig. Er betastete die erstarrten Glieder des Kindes; er legte seine Hand auf das Herz desselben: Dieses Herz schlug nicht mehr. Das Kind war tot.

Ein vierfach zusammengelegtes Papier fiel aus Edouards Busen. Wie vom Blitz getroffen sank Villefort auf die Knie; das Kind entglitt seinen erschlafften Armen und rollte neben seine Mutter hin. Villefort hob das Papier auf, erkannte die Handschrift seiner Frau und durchlief es hastig. Es enthielt folgendes:

Sie wissen, daß ich eine gute Mutter war, da ich aus Liebe zu meinem Sohn eine Verbrecherin wurde! Eine gute Mutter zieht nicht ohne ihren Sohn von dannen!

Villefort konnte seinen Augen nicht glauben; Villefort konnte seiner Vernunft nicht glauben; er schleppte sich zu Edouards Leiche hin, die er noch einmal mit jener Aufmerksamkeit eine Minute genau betrachtete, welche die Löwin darauf verwendet, ihr totes Junges anzuschauen. Dann entkreischte seiner Brust ein herzerreißender Schrei:

»Gott!« murmelte er, »immer noch Gott!«

Diese zwei Opfer erschreckten ihn; er fühlte in sich das Entsetzen dieser von zwei Leichen bevölkerten Einsamkeit emporsteigen. Eben erst noch war er von der Wut aufrechterhalten, dieser unermeßlichen Fähigkeit starker Menschen, von der Verzweiflung, dieser letzten Kraft des Todeskampfes, welche die Titanen antrieb, den Himmel zu ersteigen, Ajax, den Göttern die Faust zu weisen.

Villefort beugte sein Haupt unter der Wucht der Leiden, er stand wieder auf, schüttelte seine schweißtriefenden, schreckengesträubten Haare, und er, der niemals mit jemandem Mitleid fühlte, ging fort, den Greis zu besuchen, seinen Vater, um in seiner Schwäche jemand zu haben, dem er sein Unglück erzählen, bei dem er weinen konnte.

Er stieg die uns bekannte Treppe hinab und trat bei Noirtier ein. Dieser schien so wohlwollend, als es seine Unbeweglichkeit erlaubte, den Abbé Busoni aufmerksam anzuhören, der immer noch so ruhig und kalt war wie gewöhnlich. Als Villefort den Abbé gewährte, fuhr er mit der Hand an seine Stirn. Die Vergangenheit kehrte ihm wie eine jener Wellen zurück, deren Grimm mehr Schaum wirft als die übrigen Wellen. Er erinnerte sich an den Besuch, den ihm der Abbé selbst an Valentines Todestag abstattete.

»Sie hier, Monsieur?« sagte er. »Sie erscheinen ja immer nur als ein Gefährte des Todes?«

Busoni richtete sich auf; bei dem Anblick des entstellten Gesichtes des Staatsanwalts, des wilden Glanzes seiner Augen, begriff er, oder glaubte zu begreifen, daß die Szene der Verhandlung zu Ende sei; das übrige wußte er nicht.

»Ich kam, um an der Leiche Ihrer Tochter zu beten«, antwortete Busoni.

»Und warum kommen Sie heute?«

»Ich komme, um Ihnen zu sagen, daß Sie mir Ihre Schuld hinreichend bezahlt haben und daß ich von diesem Augenblick an Gott bitten will, er möge sich begnügen wie ich.«

»Mein Gott« sagte Villefort zurückfahrend, den Schrecken auf der Stirn, »diese Stimme ist nicht jene des Abbé Busoni!«

»Nein.«

Der Abbé riß seine falsche Tonsur weg, schüttelte den Kopf, und seine langen schwarzen Haare, ihrer Fesseln ledig, wogten über seine Schultern hinab und umrahmten sein männli-

ches Antlitz.

»Das ist das Gesicht von Monsieur von Monte Christo«, rief Villefort mit verstörten Augen aus.

»Noch nicht erraten, Herr Staatsanwalt, suchen Sie besser und weiter zurück!«

»Diese Stimme! Diese Stimme! Wo habe ich sie zum erstenmal gehört?«

»Sie hörten sie zum erstenmal in Marseille vor dreiundzwanzig Jahren, an Ihrem Hochzeitstag mit Mademoiselle de Saint-Méran. Suchen Sie in Ihren Akten!«

»Sie sind nicht Busoni? Sie sind nicht Monte Christo? Mein Gott, Sie sind jener verborgene, unversöhnliche Todfeind! Ich tat irgend etwas gegen Sie in Marseille. Oh! Wehe mir!«

»Ja, du hast recht, es ist wohl so«, erwiderte der Graf, die Arme vor seiner Brust verschränkend, »suche, suche!«

»Aber was habe ich dir denn getan?« rief Villefort aus, dessen Geist schon auf der Grenze schwebte, wo die Vernunft und der Wahnsinn in jenem Nebel sich vermischen, der nicht mehr der Traum und noch nicht das Erwachen ist. »Was habe ich dir getan? Sprich! Sprich!«

»Sie haben mich zu einem langsamen und scheußlichen Tod verdammt, Sie haben meinen Vater getötet, Sie haben mir die Liebe mit der Freiheit geraubt und das Glück mit der Liebe!«

»Wer sind Sie? Wer sind Sie denn, mein Gott!«

»Ich bin das Gespenst eines Unglücklichen, den Sie in den finsternen Kerkern des Château d'If begraben haben. Diesem aus seinem Grab hervorgegangenen Gespenst hat Gott die Maske des Grafen von Monte Christo verliehen und sie mit Diamanten und Gold bedeckt, damit Sie ihn erst heute wiedererkennen sollten.«

»Ah! Ich erkenne dich wieder, ich erkenne dich wieder«, versetzte der Staatsanwalt, »du bist... «

»Ich bin Edmond Dantès!«

»Du bist Edmond Dantès!« rief der Staatsanwalt aus, indem er den Grafen am Handgelenk faßte. »Dann komm!«

Und er zog ihn zur Treppe, wohin Monte Christo ihm erstaunt folgte, der selbst nicht wußte, wohin der Staatsanwalt ihn führte und irgendeine neue Katastrophe ahnte.

»Hier, Edmond Dantès«, sagte er, indem er dem Grafen die Leichen seiner Frau und seines Sohnes zeigte, »sieh hier, bist du wohl gerächt...?«

Monte Christo erblaßte bei diesem furchtbaren Anblick; er sah ein, daß er die Rechte der Rache überschritten habe; er sah ein, daß er nicht mehr sagen könne: »Gott ist für mich und mit mir!«

Er warf sich mit einem Gefühl unaussprechlicher Angst auf die Leiche des Kindes, öffnete seine Augen wieder, fühlte ihm an den Puls und eilte mit ihm in Valentines Zimmer, das er durch zweimaliges Umdrehen des Schlüssels schloß.

»Mein Kind!« rief Villefort aus. »Er trägt die Leiche meines Kindes fort! Oh! Fluch! Wehe! Tod dir!«

Und er wollte Monte Christo nacheilen. Aber wie in einem Traum glaubte er, seine Füße würden Wurzeln schlagen. Seine Augen waren so weit aufgerissen, als wollten sie ihre Höhlen sprengen, seine Finger bohrten sich in das Fleisch seiner Brust, bis das Blut seine Nägel rötete, die Adern seiner Schläfen schwellen an, als wollten sie das zu enge Gewölbe seines Schädels emporheben und sein Gehirn mit einer Flammenflut überschwemmen.

Dieses Feuer währte mehrere Minuten, bis die furchtbare Zerrüttung des Verstandes vollendet war. Dann stieß er einen Schrei aus, dem ein langes schallendes Lachen folgte, und stürzte zur Treppe. Eine Viertelstunde später öffnete sich Valentines Zimmer, und der Graf von Monte Christo erschien wieder; blaß, düsteren Blicks, mit gepreßter Brust – alle Züge dieses gewöhnlich so ruhigen und so edlen Antlitzes waren durch den Schmerz verstört.

Er hielt in seinen Armen das Kind, dem keine Hilfe das Leben wiederzugeben vermocht hatte.

Er kniete nieder und legte es andächtig neben seine Mutter, den Kopf auf ihre Brust gelehnt. Dann erhob er sich wieder, ging hinaus und fand einen Diener auf der Treppe.

»Wo ist Monsieur de Villefort?« fragte er.

Ohne zu antworten streckte der Diener die Hand nach dem Garten aus.

Monte Christo stieg die Freitreppe hinab, näherte sich dem bezeichneten Ort und sah Villefort inmitten seiner Diener, die einen Kreis um ihn bildeten, mit einem Spaten in der Hand und in einer Art von Wut die Erde umwühlend.

»Hier ist es noch nicht«, sagte er, »hier ist es noch nicht!« Und er wühlte weiter weg.

Monte Christo trat zu ihm hin und sagte mit einem fast demütigen Ton und ganz leise zu ihm:

»Monsieur, Sie haben einen Sohn verloren; aber... «

Villefort unterbrach ihn; er hatte weder angehört noch vernommen. »Oh! Ich werde ihn wiederfinden«, sagte er, »vergebens behaupten Sie, er sei nicht darin; ich werde ihn wiederfinden, müßte ich auch bis zum Tage des Jüngsten Gerichtes suchen.«

Monte Christo fuhr mit Schrecken zurück.

»Oh« sagte er, »er ist wahnsinnig!«

Und wie aus Furcht, es möchten die Mauern des verfluchten Hauses über ihm zusammenstürzen, rannte er auf die Straße, zum erstenmal zweifelnd, ob er das Recht hatte, das zu tun, was er getan hatte.

»Oh! Genug, genug so«, sprach er, »retten wir den letzten.«

Heimgekehrt traf Monte Christo Morrel, der in seinem Palais an den Champs-Élysées schweigsam herumwandelte wie eine abgeschiedene Seele, die des von Gott festgesetzten Moments harrt, um in ihr Grab zurückzukehren.

»Machen Sie sich reisefertig, Maximilien«, sagte er mit einem Lächeln zu ihm, »wir verlassen morgen Paris.«

»Haben Sie nichts mehr dort zu tun?« fragte Morrel.

»Nein«, antwortete Monte Christo, »und wolle Gott, daß ich dort nicht zuviel getan habe.«

In der Tat reisten sie am andern Tag ab, nur von Baptistin begleitet, ohne anderes Gefolge. Haydée hatte Ali mitgenommen, und Bertuccio blieb bei Noirtier.

112. KAPITEL

Die Abreise

Die eben erst geschehenen Ereignisse beschäftigten ganz Paris. Emmanuel und seine Frau erzählten sie sich mit einem sehr natürlichen Erstaunen in ihrem kleinen Salon in der Rue Meslay; sie stellten diese drei ebenso plötzlichen wie unerwarteten Katastrophen von de Morcerf, von Danglars und de Villefort zusammen.

Maximilien, der auf Besuch zu ihnen gekommen war, hörte sie an oder vielmehr wohnte ihrer Unterredung bei, in seine gewöhnliche Unempfindsamkeit versunken.

»Wahrhaftig«, sagte Julie, »sollte man nicht meinen, Emmanuel, daß alle diese kürzlich noch so reichen, so glücklichen Leute, bei der Berechnung, die ihrem Vermögen, ihrem Glück und ihrem Ansehen zugrunde lag, den Anteil des bösen Geistes vergaßen und daß dieser, wie die bösen Feen in den Märchen von Perrault, die man zu irgendeiner Hochzeit oder Taufe einzuladen übersah, plötzlich gekommen sind, um sich wegen dieses fatalen Vergessens zu rächen!«

»Was für Unglücke!« erwiderte Emmanuel, an Morcerf und Danglars denkend.

»Was für Leiden!« äußerte Julie, Valentines eingedenk, die sie aus Fraueninstinkt in Gegenwart ihres Bruders nicht nennen wollte.

»Wenn Gott sie heimgesucht hat«, versetzte Emmanuel, »so geschah es, weil Gott, der die höchste Güte ist, in der Vergangenheit dieser Leute nichts fand, was die Milderung der Strafe verdiente, so geschah es, weil diese Leute verflucht waren.«

»Bist du in deinem Urteil nicht sehr verwegen, Emmanuel?« fragte Julie. »Wenn jemand, als mein Vater, die Pistole in der Hand, bereit war, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, gesagt hätte, wie du eben sagtest: ›Dieser Mann hat seine Strafe verdient‹, würde sich dieser jemand nicht getäuscht haben?«

»Ja, aber Gott hat nicht zugelassen, daß unser Vater unterliege, wie er nicht zugelassen hat, daß Abraham seinen Sohn opferte; dem Patriarchen, wie uns, sendete er einen Engel, der auf halbem Weg die Schwingen des Todes abschnitt.«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Klang der Glocke erscholl. Dies war ein vom Portier gegebenes Zeichen, daß ein Besuch kam. Fast im selben Augenblick ging die Tür des Salons auf, und der Graf von Monte Christo erschien auf der Schwelle.

Die beiden jungen Leute stießen einen doppelten Freudenschrei aus. Maximilien hob den Kopf empor und ließ ihn wieder zurücksinken.

»Maximilien«, sagte der Graf, ohne daß er die verschiedenen Eindrücke zu bemerken schien, welche seine Gegenwart auf die Anwesenden hervorbrachte, »ich komme, um Sie zu holen.«

»Mich zu holen?« versetzte Morrel, wie aus einem Traum erwachend.

»Ja«, erwiderte Monte Christo, »ist es nicht verabredet, daß ich Sie mitnehme, und setzte ich Sie nicht gestern in Kenntnis, sich bereitzuhalten?«

»Da bin ich«, antwortete Maximilien. »Ich bin gekommen, Ihnen Lebewohl zu sagen.«

»Und wohin gehen Sie, Herr Graf?« fragte Julie.

»Vorerst nach Marseille, Madame.«

»Nach Marseille?« wiederholten miteinander die beiden jungen Leute.

»Ja, und ich nehme Ihnen Ihren Bruder.«

»Ach! Herr Graf«, sagte Julie, »geben Sie ihn uns geheilt zurück!«

Morrel wendete sich ab, um eine lebhaftere Röte zu verbergen.

»Sie bemerkten also, daß er leidend war?« fragte der Graf.

»Ja«, antwortete die junge Frau, »und ich fürchte, daß er sich bei uns langweilt.«

»Ich werde ihn zerstreuen«, äußerte der Graf.

»Ich bin bereit, Monsieur«, sagte Maximilien. »Adieu, meine guten Freunde, adieu, Emmanuel, adieu, Julie!«

»Wie! Adieu?« rief Julie aus. »Sie reisen also sogleich, ohne Vorbereitungen, ohne Pässe?«

»Verzögerungen verdoppeln den Schmerz der Trennungen«, bemerkte Monte Christo, »und Maximilien dürfte, dessen bin ich sicher, für alles gesorgt haben; ich empfahl ihm dies.«

»Ich habe meinen Paß, und meine Koffer sind gepackt«, sagte Maximilien in seiner monotonen Ruhe.

»Sehr gut«, erwiderte Monte Christo lächelnd, »man erkennt die Pünktlichkeit eines guten Soldaten.«

»Und Sie verlassen uns so geradezu, auf der Stelle?« fragte Julie. »Sie schenken uns keinen Tag, keine Stunde?«

»Mein Wagen hält vor der Tür, Madame; ich muß in fünf Tagen in Rom sein.«

»Aber Maximilien geht nicht nach Rom!« sagte Emmanuel.

»Ich gehe hin, wohin mich zu führen dem Grafen belieben

wird«, versetzte Morrel mit einem traurigen Lächeln. »Ich gehöre ihm noch einen Monat lang an.«

»O mein Gott, wie er dies spricht, Herr Graf!«

»Maximilien begleitet mich«, sagte der Graf mit seiner bedrten Leutseligkeit, »beruhigen Sie sich also hinsichtlich Ihres Bruders.«

»Adieu, meine Schwester!« wiederholte Morrel. »Adieu, Emmanuel!«

»Er zerreißt mir das Herz mit seiner Sorglosigkeit«, erwiderte Julie. »O Maximilien, Maximilien, du verhehlst uns etwas!«

»Pah!« sagte Monte Christo. »Sie werden ihn lustig, lachend und fröhlich zurückkommen sehen.«

Maximilien warf auf Monte Christo einen fast verächtlichen, fast zornigen Blick.

»Gehen wir!« sagte der Graf.

»Bevor Sie gehen, Herr Graf«, versetzte Julie, »erlauben Sie mir, Ihnen all das zu sagen, was kürzlich... «

»Madame«, unterbrach sie der Graf, ihre beiden Hände fassend, »alles, was Sie mir sagen könnten, wird nie das aufwiegen, was ich in Ihren Augen lese, was Ihr Herz gedacht, was das meinige gefühlt hat. Wie die Wohltäter in Romanen hätte ich abreisen sollen, ohne Sie wiederzusehen; aber diese Tugend ging über meine Kräfte, weil ich ein schwacher und eitler Mensch bin, weil der feuchte, freudige und zärtliche Blick meiner Mitmenschen mir wohltut. Nun reise ich fort und treibe die Selbstsucht so weit, Ihnen zu sagen: Vergessen Sie mich nicht, meine Freunde, denn wahrscheinlich werden Sie mich niemals wiedersehen.«

»Sie nicht mehr wiedersehen!« rief Emmanuel aus, während zwei schwere Tränen über Julies Wangen flossen. »Sie nicht mehr wiedersehen! Doch es ist ja kein Mensch, es ist ja ein Gott, der uns verläßt, und dieser Gott wird also wieder zum

Himmel emporschweben, nachdem er auf Erden erschienen ist, um Gutes auf ihr zu tun!«

»Sagen Sie dies nicht«, versetzte rasch Monte Christo, »sagen Sie dies niemals, meine Freunde; die Götter tun nie Böses, die Götter verweilen, wo sie verweilen wollen, der Zufall ist nicht stärker als sie; sie dagegen sind es, die den Zufall beherrschen. Nein, ich bin ein Mensch, Emmanuel, und Ihre Bewunderung ist ebenso ungerecht wie Ihre Worte gotteslästerlich sind.«

Und an seine Lippen die Hand Julies drückend, die sich in seine Arme stürzte, reichte er die andere Hand Emmanuel; dann, von diesem Hause sich losreißend, der lieblichen, vom Glück bewohnten Stätte, gab er Maximilien ein Zeichen, der ihm duldend, unempfindsam und bestürzt folgte, wie er seit Valentines Tod war.

»Geben Sie meinem Bruder die Freude wieder!« flüsterte Julie Monte Christo ins Ohr.

Monte Christo drückte ihr die Hand, wie er sie ihr elf Jahre früher auf der Treppe gedrückt hatte, die zu Morrels Zimmer führte.

»Vertrauen Sie noch immer Sindbad dem Seefahrer?« fragte er sie lächelnd.

»O ja!«

»Nun denn, dann entschlummern Sie in Frieden und im Vertrauen auf Gott.«

Der Reisewagen wartete, wie gesagt: Vier kräftige Pferde sträubten ihre Mähnen und stampften das Pflaster mit Ungeduld. Am Fuß der Freitreppe harrte Ali, das Gesicht vom Schweiß leuchtend; er schien von einer weiten Reise angekommen.

»Wohlan«, fragte ihn der Graf in arabischer Sprache, »bist du bei dem Greis gewesen?«

Ali machte ein bejahendes Zeichen.

»Hast du ihm den Brief vor die Augen gelegt, wie ich es dir befahl?«

»Ja«, nickte der Sklave wieder ehrerbietig.

»Und was sagte er, oder vielmehr was tat er?«

Ah stellte sich ins Licht, so daß sein Herr ihn sehen konnte, und schloß, mit seiner so ergebenen Verständigkeit den Gesichtsausdruck des Greises nachahmend, die Augen, wie es Noirtier machte, wenn er sagen wollte: Ja.

»Gut! Er nimmt an«, sagte Monte Christo, »reisen wir!«

Kaum hatte er dieses Wort ausgesprochen, als bereits der Wagen fortrollte und unter den Hufen der Pferde Funken aus dem Pflaster stoben. Maximilien kauerte sich in seine Ecke, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Eine halbe Stunde verstrich; plötzlich hielt der Wagen; der Graf hatte soeben die seidene Schnur gezogen, die mit Alis Finger in Verbindung stand. Der Nubier stieg ab und öffnete den Kutschenschlag. Die Nacht funkelte von Sternen. Man war auf dem Gipfel der Anhöhe von Villejuif, auf dem Plateau, von dem aus man sieht, wie Paris, gleich einem düsteren Meer, seine Millionen von Lichtern bewegt, die phosphoreszierendere Wellen, lärmendere, leidenschaftlichere, beweglichere, wütendere, gierigere Wellen als jene des ergrimmtten Ozeans zu sein scheinen, Wellen, welche die Ruhe nicht kennen, wie jene des weiten Meeres, Wellen, die sich immer stoßen, immer schäumen, immer verschlingen!...

Der Graf blieb allein, und der Wagen fuhr auf ein Zeichen seiner Hand einige Schritte voran. Dann betrachtete er lange mit verschränkten Armen diesen Schmelzofen, worin alle jene Ideen schmelzen, gären und sich formen, die aus dem wallenden Schlund hervorschäumen, um die Welt zu erschüttern. Dann, als er seinen mächtigen Blick auf dieses Babylon geheftet hatte, das die religiösen Dichter wie die materialistischen Spötter zu Träumen drängt, murmelte er, den Kopf neigend und die Hände faltend, wie um zu beten:

»Große Stadt! Es sind jetzt weniger als sechs Monate, daß ich durch deine Tore trat. Ich glaube, daß der Geist Gottes mich dahin geleitete, er führt mich triumphierend davon weg; das Geheimnis meiner Anwesenheit in deinen Mauern vertraute ich jenem Gott an, der allein in meinem Herzen lesen konnte; er allein weiß, daß ich ohne Haß von dannen ziehe und ohne Stolz, aber nicht ohne Bedauern; er allein weiß, daß ich von der von ihm mir anvertrauten Gewalt weder für mich noch wegen eitler Dinge Gebrauch machte. O große Stadt! In deinem zuckenden Schoße fand ich, was ich suchte; wie ein geduldiger Bergknappe wühlte ich in deinen Eingeweiden, um das Böse aus ihm herauszuschaffen. Jetzt ist mein Werk vollbracht, meine Sendung zu Ende; jetzt kannst du mir nichts mehr bieten; weder Freuden noch Leiden; lebe wohl, Paris, lebe wohl!«

Sein Blick schweifte noch über die weite Ebene hin, wie jener eines Nachtgeistes; dann fuhr er mit der Hand über seine Stirn, stieg wieder in seinen Wagen, der sich hinter ihm schloß und bald auf der anderen Seite der Anhöhe in einem Wirbel von Staub fortrollend verschwand.

Sie legten zehn Meilen zurück, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Morrel war in tiefes Nachsinnen versunken; Monte Christo war der Zuschauer seines Nachsinnens.

»Morrel«, sagte der Graf zu ihm, »sollten Sie es bereuen, mir gefolgt zu sein?«

»Nein, Herr Graf; aber Paris verlassen... «

»Wenn ich geglaubt hätte, daß das Glück Sie in Paris erwartete, Morrel, so würde ich Sie dort gelassen haben.«

»In Paris ruht Valentine, und Paris verlassen, heißt: sie zum zweitenmal verlieren.«

»Maximilien«, erwiderte der Graf, »die Freunde, welche wir verloren haben, ruhen nicht in der Erde, sie sind in unserem Herzen begraben, und Gott wollte es so, damit wir immer von ihnen begleitet seien. Ich habe zwei Freunde, die mich immer

so begleiten; der eine ist jener, der mir das Leben gab, der andere ist jener, der mir die Intelligenz gab. Der Geist beider lebt in mir. Ich frage sie um Rat im Zweifel, und wenn ich irgend etwas Gutes tue, so verdanke ich es ihren Ratschlägen. Ziehen Sie die Stimme Ihres Herzens zu Rate, Morrel, und fragen Sie dieselbe, ob Sie fortfahren sollen, mir dieses böse Gesicht zu machen.«

»Mein Freund«, erwiderte Maximilien, »die Stimme meines Herzens ist sehr traurig und verheißt mir nur Unglück.«

»Es ist das Eigentümliche schwach gewordener Geister, alle Dinge durch einen Flor zu sehen; die Seele bildet sich ihre Gesichtskreise: Ihre Seele ist düster, sie bildet Ihnen einen stürmischen Himmel.«

»Dies ist vielleicht wahr«, versetzte Maximilien.

Und er versank wieder in sein tiefes Nachsinnen. Die Reise geschah mit jener wundersamen Schnelligkeit, die nur dem Grafen zu Gebote stand: Die Städte huschten wie Schatten auf ihrem Weg vorüber; die von den ersten Herbstwinden geschüttelten Bäume kamen ihnen wie zerzauste Riesen entgegen und flohen rasch, sobald sie sie eingeholt hatten.

Am andern Tag morgens kamen sie in Châlons an, wo das Dampfschiff des Grafen ihrer harnte. Ohne einen Augenblick zu verlieren, wurde der Wagen an Bord gebracht; die beiden Reisenden hatten sich bereits eingeschifft. Das Schiff war für die Eilfahrt erbaut; man hätte es für einen indianischen Einbaum halten mögen; seine beiden Räder schienen zwei Flügel, mit denen es wie ein Zugvogel über das Wasser hinstreifte; selbst Morrel empfand jene Art von Wonnetaumel der Schnelligkeit, und bisweilen schien der Wind, der seine Haare flattern machte, einen Augenblick die Wolken von seiner Stirn zu verscheuchen. Den Grafen betreffend, schien, je weiter er sich von Paris entfernte, eine fast übermenschliche Heiterkeit wie eine Aura zu umhüllen. Man hätte ihn für einen Verbannten halten mögen, der wieder in sein Vaterland zurückkehrt.

Bald erschien vor ihren Augen Marseille, weiß, warm, lebendig; Marseille, die jüngere Schwester von Tyrus und Karthago, welche ihnen in der Herrschaft des mittelländischen Meeres folgte, das immer jüngere Marseille, je älter es wird. Für beide waren jener runde Turm, jenes Fort Saint-Nicolas, jenes Stadthaus von Puget, jener Hafen mit dem Quais von Ziegelsteinen, wo beide als Kinder gespielt hatten, erinnerungsreiche Anblicke. Daher verweilten beide in gemeinsamer Übereinstimmung auf der Canebière.

Ein Schiff fuhr nach Algier; die *Coli*, die auf dem Verdeck wimmelnden Passagiere, die Menge von Verwandten, von Freunden, welche Abschied nahmen, welche riefen und weinten, ein immer rührender Anblick, selbst für jene, die täglich diesem Schauspiel beiwohnen, und all diese Bewegungen konnten Maximilien von einem Gedanken nicht abbringen, der ihn in dem Moment erfaßte, da er auf die breiten Steinplatten des Quai den Fuß gesetzt hatte.

»Sehen Sie«, sagte er, Monte Christos Arm drückend, »hier ist die Stelle, wo mein Vater stand, als die *Pharaon* in den Hafen fuhr; hier warf sich der brave Mann, den Sie vom Tod und von der Schande retteten, in meine Arme, ich fühle noch seine Tränen auf meinem Gesicht; und er weinte nicht allein, viele Leute weinten, als sie uns sahen.«

Monte Christo lächelte.

»Ich war dort«, sagte er, Morrel die Ecke einer Straße zeigend. – Als er dies sprach, hörte man in der vom Grafen bezeichneten Richtung ein schmerzliches Stöhnen, und man sah eine Frau, die einem Passagier des abfahrenden Schiffes ein Zeichen gab. Diese Frau war verschleiert; Monte Christo folgte ihr mit den Augen und mit einer Gemütsbewegung, welche Morrel leicht bemerkt hätte, wären nicht, dem Grafen ganz entgegengesetzt, seine Blicke auf das Schiff geheftet gewesen.

»O mein Gott«, rief Morrel aus, »ich täusche mich nicht; jener junge Mann, der mit seinem Hut grüßt, jener junge Mann

in Uniform, mit den Epauletten eines Unterleutnants, ist Albert de Morcerf.«

»Ja«, erwiderte Monte Christo, »ich erkannte ihn.«

»Wie das? Sie schauten nach der entgegengesetzten Seite?«

Der Graf lächelte, wie er es machte, wenn er nicht antworten wollte. Und seine Blicke fielen wieder auf die verschleierte Frau, die an der Straßenecke verschwand. Dann kehrte er sich um.

»Lieber Freund«, sagte er zu Maximilien, »haben Sie in dieser Gegend nichts zu tun?«

»Ich muß am Grab meines Vaters weinen«, antwortete Morrel dumpf.

»Gut, gehen Sie und erwarten Sie mich dort unten; ich werde zu Ihnen kommen.«

»Sie verlassen mich?«

»Ja... auch ich muß einen gottgefälligen Besuch machen.«

Morrel ließ seine Hand in die Hand fallen, die ihm der Graf reichte, dann schied er mit einer Bewegung des Kopfes, deren Melancholie unmöglich zu schildern wäre, von dem Grafen und ging nach der östlichen Seite der Stadt. Monte Christo ließ Maximilien sich entfernen, auf derselben Stelle verweilend, bis er verschwunden war; dann schlug er den Weg nach den Allées de Meilhan ein, um jenes kleine Haus wiederzufinden, mit dem der Beginn dieser Geschichte unsere Leser vertraut machen mußte.

Es erhob sich noch im Schatten der großen Allee von Lindenbäumen, die den bescheidenen Marseillern zum Spaziergang dient, mit großen Weinreben ausgeschlagen, die auf dem durch die glühende Sonne des Südens vergilbtem Stein ihre geschwärzten und durch das Alter ausgezackten Arme kreuzten. Zwei durch die Reibung der Füße abgenützte steinerne Stufen führten zu der aus drei Brettern gemachten Haustür, die, ungeachtet ihrer jährlich hinzukommenden Risse, nie Kitt

oder Tünche kennengelernt hatten, geduldig wartend, bis die Feuchtigkeit sie wieder zusammenfüge. Dieses ungeachtet seines Alters sehr anmutige, ungeachtet seiner äußerlichen Armseligkeit sehr freundliche Haus war wohl das nämliche, welches ehemals der Vater Dantès bewohnte. Nur bewohnte der Greis die Dachstube, und der Graf hatte das ganze Haus Mercédès zur Verfügung gestellt.

Hier trat jene Frau mit dem langen Schleier ein, die Monte Christo von dem absegelnden Schiff sich hatte entfernen sehen; sie schloß die Tür desselben gerade in dem Moment, da er an der Ecke einer Straße erschien, so daß er sie fast sogleich verschwinden sah, da er sie wiederfand. Für ihn waren die abgenützten Stufen alte Bekannte; er verstand besser als jemand sonst, diese alte Tür zu öffnen, deren innere Klinke ein breitköpfiger Nagel aufhob. Daher trat er ein, ohne zu klopfen, ohne zu rufen, wie ein Freund, wie ein Hausbewohner. Am Ende eines mit Ziegelsteinen gepflasterten Ganges öffnete sich, reich an Hitze, Sonne und Licht, ein kleiner Garten, derselbe, worin am bezeichneten Platz Mercédès die Summe gefunden hatte, deren Hinterlegung das Zartgefühl des Grafen als vierundzwanzig Jahre früher geschehen angab; auf der Schwelle der Haustür konnte man die ersten Bäume dieses Gartens sehen.

Auf der Schwelle angekommen, vernahm Monte Christo ein Seufzen, das einem Schluchzen glich; dieses Seufzen leitete seinen Blick, und in einer Bogenlaube von virginischem Jasmin mit dichtem Laubwerk und langen purpurroten Blumen gewahrte er Mercédès, sitzend, gesenkten Hauptes und weinend. Sie hatte ihren Schleier zurückgeschlagen und ließ, allein im Angesicht des Himmels, das Antlitz mit ihren beiden Händen verhüllend, ihren wegen der Anwesenheit ihres Sohnes so lange verhaltenen Seufzern und Tränen freien Lauf. Monte Christo tat einige Schritte vorwärts; der Sand knirschte unter seinen Füßen. Mercédès hob den Kopf empor und stieß einen Schreckensschrei aus, als sie einen Mann vor sich ste-

hen sah.

»Madame«, sagte der Graf, »es steht nicht mehr in meiner Macht, Ihnen das Glück zu bringen, aber ich biete Ihnen den Trost an. Sollten Sie ihn, als von einem Freund kommend, der Annahme würdigen?«

»Ich bin wirklich sehr unglücklich«, antwortete Mercédès. »Allein auf der Welt... Ich hatte nur meinen Sohn, und er verließ mich.«

»Er hat richtig gehandelt, Madame«, versetzte der Graf, »und er besitzt ein edles Herz. Er begriff, daß jeder Mann dem Vaterland einen Tribut schuldet: die einen ihre Talente, die andern ihren Fleiß, jene ihre Nachtwachen, diese ihr Blut. Bei Ihnen bleibend, hätte er an Ihrer Seite sein unnütz gewordenes Leben hingebracht; er hätte sich an Ihre Leiden nicht gewöhnen können. Er wäre durch Ohnmacht gehässig geworden, er wird groß und stark werden im Kampf mit seinem Mißgeschick, das er in Glück verwandeln wird. Lassen Sie ihn Ihre beiderseitige Zukunft wiederherstellen, Madame; ich wage es, Ihnen zu verheißen, daß er in zuverlässigen Händen ist.«

»Oh!« entgegnete die arme Frau, traurig den Kopf schüttelnd. »An diesem Glück, von dem Sie sprechen und das ihm zu gewähren ich aus dem Grund meiner Seele zu Gott bete, werde ich keinen Teil haben. So viele Dinge sind in mir und um mich herum zertrümmert, daß ich mich meinem Grab nahe fühle. Sie haben wohl getan, Herr Graf, mich dem Ort wieder zu nähern, wo ich so glücklich gewesen bin. Dort, wo man glücklich war, muß man sterben.«

»Ach!« sagte Monte Christo. »Alle Ihre Worte, Madame, fallen bitter und glühend auf mein Herz, um so bitterer und um so glühender, als Sie recht haben, mich zu hassen; ich bin es, der alle Ihre Leiden verursachte; warum bedauern Sie mich nicht, anstatt mich anzuklagen? Sie würden mich noch weit unglücklicher machen... «

»Ich soll Sie hassen, Sie anklagen, Edmond... Ich soll den

Mann hassen, anklagen, der meinem Sohn das Leben rettete, denn es war Ihre verhängnisvolle und grausame Absicht, nicht wahr, dem Monsieur de Morcerf jenen Sohn zu töten, auf den er stolz war? Oh! Schauen Sie mich an, und Sie werden sehen, ob in mir auch nur ein Schatten von Vorwurf ist!«

Der Graf erhob seinen Blick und heftete ihn auf Mercédès, die, halb stehend, ihre beiden Hände nach ihm ausstreckte.

»Oh! Schauen Sie mich an«, fuhr sie mit einem Gefühl tiefer Melancholie fort, »man kann jetzt den Glanz meiner Augen ertragen; die Zeit ist vorüber, da ich Edmond Dantès zulächelte, der da oben meiner harnte, am Fenster jener Dachstube, welche sein alter Vater bewohnte... Seit jener Zeit sind viele schmerzliche Tage verstrichen, die zwischen mir und jener Zeit einen Abgrund höhlten. Ich soll Sie anklagen, Edmond, Sie hassen, mein Freund? Nein! Ich klage mich an, ich hasse mich! Oh! Ich Elende!« rief sie aus, die Hände faltend und die Augen zum Himmel erhebend. »Ich bin bestraft worden... Ich besaß die Religion, die Unschuld, die Liebe, diese drei Glückseligkeiten, welche die Engel bilden, und ich Elende zweifelte an Gott!«

Monte Christo machte einen Schritt zu ihr hin und reichte ihr schweigend die Hand...

»Nein«, sagte sie, sanft die ihrige zurückziehend, »nein, mein Freund, berühren Sie mich nicht. Sie schonten meiner, und doch war ich von allen, die Sie bestraften, die Schuldigste. Alle anderen handelten aus Haß, aus Habgier, aus Selbstsucht; ich handelte aus Feigheit. Jene wünschten, ich fürchtete. Nein, drücken Sie nicht meine Hand, Edmond; Sie sinnern auf irgendein liebevolles Wort, ich fühle es; sprechen Sie es nicht aus, behalten Sie es für eine andere, ich bin desselben nicht mehr würdig. Sehen Sie...«, sie enthüllte völlig ihr Gesicht, »... sehen Sie, das Unglück macht meine Haare grau; meine Augen haben so viele Tränen vergossen, daß sie violette Ringe haben; meine Stirn hat Falten. Sie dagegen, Edmond,

sind immer noch jung, immer noch schön, immer noch edel und stolz. Dies rührt davon her, weil Sie den Glauben hatten, weil Sie die Kraft besaßen, weil Sie sich auf Gott verließen und weil Gott Ihre Stütze war. Ich war feige, ich habe verleugnet, Gott hat mich verlassen, und da bin ich.«

Mercédès zerfloß in Tränen; das Herz der Frau brach unter dem Anprall der Erinnerungen. Monte Christo faßte ihre Hand und küßte sie ehrerbietig; aber sie fühlte wohl selbst, daß dieser Kuß ohne Glut war, wie jener, den der Graf auf die Mar-morhand einer Heiligen gedrückt hätte.

»Es gibt«, fuhr sie fort, »vorherbestimmte Existenzen, deren erstes Vergehen die ganze Zukunft zertrümmert. Ich hielt Sie für tot, ich hätte sterben sollen; denn wozu nützte es, daß ich die Trauer um Sie ewig in meinem Herzen trug? Aus einer Frau von neununddreißig Jahren eine Frau von fünfzig zu machen, weiter nichts. Wozu nützte es, daß ich, allein unter allen Sie wiedererkennend, nur meinen Sohn rettete? Mußte ich nicht den Mann retten, wie schuldig er auch war, den ich zum Gatten annahm? Dennoch ließ ich ihn sterben; was sage ich, mein Gott! Ich habe zu seinem Tod beigetragen durch meine feige Unempfindsamkeit, durch meine Verachtung, indem ich nicht mehr mich erinnerte, nicht mehr mich erinnern wollte, daß er meinerwegen ein Meineidiger und Verräter wurde! Wozu endlich nützt es, daß ich meinen Sohn bis hierher begleitete, da ich hier von ihm scheide, da ich ihn allein fortreisen lasse, da ich ihn jenem verschlingenden Boden Afrikas ausliefere? Oh! Ich war feige, sage ich Ihnen; ich verleugnete meine Liebe; und gleich den Renegaten bringe ich allem Unglück, was mich umgibt!«

»Nein, Mercédès«, versetzte Monte Christo, »nein, fassen Sie wieder eine bessere Meinung von Ihrem Herzen. Nein, Sie sind eine edle und erhabene Frau, und Sie hatten mich durch Ihren Schmerz entwaффnet; aber hinter mir war unsichtbar, unbekannt, zürnend, Gott, dessen Bevollmächtigter ich nur gewesen bin und der den von mir geschleuderten Blitzstrahl

nicht zurückhalten wollte. Oh! Ich beschwöre diesen Gott; zu dessen Füßen ich mich seit zehn Jahren täglich hinstrecke, ich rufe diesen Gott zum Zeugen an, daß ich Ihnen das Opfer meines Lebens gebracht hatte und mit meinem Leben jenes meiner damit verknüpften Pläne. Aber ich sage es ohne Hochmut, Mercédès, Gott bedurfte meiner, und ich habe gelebt. Prüfen Sie aufmerksam die Vergangenheit, untersuchen Sie genau die Gegenwart, trachten Sie, die Zukunft zu erforschen, und sehen Sie, ob ich nicht das Werkzeug Gottes bin; die gräßlichsten Mißgeschicke, die grausamsten Leiden, die Verlassenheit von allen, die mich liebten, die Verfolgung derjenigen, die mich nicht kannten: Das ist der erste Teil meines Lebens. Dann plötzlich, nach der Gefangenschaft, nach der Einsamkeit, nach dem Elend... die Luft, die Freiheit, ein so glänzendes, so blendendes, so übermäßiges Vermögen, daß ich, sofern ich nicht blind war, denken mußte, daß Gott es mir zu großen Absichten sandte. Von da an schien mir dieses Vermögen ein Priestertum, von da an war kein Gedanke mehr in mir für dieses Leben, dessen Süßigkeit Sie bisweilen genossen, arme Frau; keine Stunde Ruhe, nicht eine einzige. Ich fühlte mich getrieben gleich der Flammenwolke, die am Himmel hinfährt, um verfluchte Städte zu verbrennen. Gleich jenen waghalsigen Kapitänen, die sich zu einer gefährlichen Reise einschiffen, die eine abenteuerliche Fahrt ausbrüten, schaffte ich die Lebensmittel herbei, lud ich die Waffen, häufte ich die Angriffs- und Verteidigungsmittel auf, meinen Leib an die heftigsten Übungen gewöhnend, meine Seele an die härtesten Dinge, meinen Arm lehrend, zu töten, meine Augen, leiden zu sehen, meinen Mund, noch beim schrecklichsten Anblick zu lächeln. Aus dem Guten, Vertrauenden, Vergessenden, der ich war, verwandelte ich mich in den Rächenden, Heuchlerischen, Bösen oder wurde vielmehr unempfindsam wie das heimliche und blinde Schicksal. Dann stürzte ich auf die Bahn hin, die mir offenstand, ich durchschritt den Raum, ich traf das Ziel: Wehe denjenigen, die mir auf meinem Weg

in den Wurf kamen!«

»Genug«, erwiderte Mercédès, »genug, Edmond! Glauben Sie, daß jene, die als einzige Sie wiedererkennen konnte, Sie auch als einzige zu verstehen vermochte. Nun aber, Edmond, mußte jene, die Sie wiedererkennen konnte, jene, die Sie zu verstehen vermochte, hätten Sie sie auch auf Ihrem Weg getroffen und sie wie Glas zerbrochen, Sie dennoch bewundern, Edmond! Wie zwischen mir und der Vergangenheit ein Abgrund ist, ist auch ein Abgrund zwischen Ihnen und den übrigen Menschen, und meine peinlichste Qual, ich sage es Ihnen, bereitet mir das Vergleichen; denn es gibt nichts auf der Welt von solchem Wert wie Sie, nichts, was Ihnen gleicht. Jetzt sagen Sie mir Lebewohl, Edmond, und wir scheiden.«

»Bevor ich Sie verlasse, was wünschen Sie, Mercédès?« fragte Monte Christo.

»Ich wünsche nur eines, Edmond, daß mein Sohn glücklich ist.«

»Beten Sie zu Gott, der allein die Existenz der Menschen in seinen Händen hält und den Tod von ihm abwenden kann – das übrige übernehme ich.«

»Ich danke Ihnen, Edmond.«

»Aber Sie, Mercédès?«

»Ich bedarf nichts. Ich lebe zwischen zwei Gräbern: das eine ist jenes des vor sehr langer Zeit verstorbenen Edmond Dantès, den ich liebte! Dieses Wort paßt nicht mehr zu meinem verwelkten Mund, aber mein Herz erinnert sich noch, und um keinen Preis der Welt möchte ich dieses Gedächtnis des Herzens verlieren. Das andere ist jenes eines Mannes, welchen Edmond Dantès getötet hat: Ich billige den Mord, aber für den Toten muß ich beten.«

»Ihr Sohn wird glücklich sein«, wiederholte der Graf.

»Dann werde ich so glücklich sein, als ich es sein kann.«

»Doch was werden Sie tun?«

Mercédès lächelte traurig. »Wollte ich Ihnen sagen, daß ich in dieser Gegend leben werde, wie die Mercédès von ehemals, nämlich arbeitend, Sie würden es nicht glauben. Ich kann nur mehr beten, aber ich habe nicht nötig zu arbeiten. Der kleine von Ihnen vergrabene Schatz hat sich an der von Ihnen angegebenen Stelle wieder vorgefunden. Man wird forschen, wer ich bin, man wird fragen, was ich tue, man wird nicht wissen, wie ich lebe, was liegt daran? Dies ist eine Angelegenheit zwischen Gott, Ihnen und mir.«

»Mercédès«, versetzte der Graf, »ich mache Ihnen keinen Vorwurf darüber, aber Sie haben das Opfer übertrieben, indem Sie das ganze von Monsieur de Morcerf gesammelte Vermögen abtraten, von dem die Hälfte von Rechts wegen Ihrer Sparsamkeit und Umsicht zukam.«

»Ich merke, was Sie mir vorschlagen wollen, allein ich kann nicht annehmen, Edmond, mein Sohn würde es mir verbieten.«

»Daher werde ich mich hüten, etwas für Sie zu tun, was nicht von Monsieur Albert de Morcerf gebilligt wird. Ich werde seine Ansichten erfahren und mich in sie fügen. Aber wenn er das annimmt, was ich tun will, werden Sie ihn ohne Widerstand nachahmen?«

»Sie wissen, Edmond, daß ich kein denkendes Wesen mehr bin; ich habe keinen Entschluß mehr, wenn nicht jenen, mich nie zu entschließen. Gott hat mich in seinen Stürmen dergestalt geschüttelt, daß ich darüber den Willen verlor. Ich bin zwischen seinen Händen wie ein Sperling in den Klauen des Adlers. Er will nicht, daß ich sterbe, weil ich lebe. Wenn er mir Hilfe sendet, so geschieht es, weil es sein Wille sein wird, und ich werde sie annehmen.«

»Nehmen Sie sich in acht, Madame«, sagte Monte Christo, »nicht auf solche Weise betet man Gott an! Gott will, daß man ihn verstehe und seine Macht erwäge: Deshalb hat er uns den freien Willen gegeben.«

»Unglücklicher!« rief Mercédès aus. »Sprechen Sie nicht so mit mir. Wenn ich glauben würde, daß mir Gott den freien Willen gegeben, was bliebe mir dann zu tun übrig, um mich von der Verzweiflung zu retten?«

Monte Christo erblaßte leicht und senkte den Kopf, durch diese Heftigkeit des Schmerzes vernichtet.

»Wollen Sie nicht auf Wiedersehen zu mir sagen?« fragte er sie, die Hand ihr reichend.

»Natürlich sage ich Ihnen auf Wiedersehen«, antwortete Mercédès, indem sie ihm feierlich den Himmel wies, »dadurch beweise ich Ihnen, daß ich noch hoffe.«

Und nach der Berührung der Hand des Grafen mit ihrer bebenden Hand eilte Mercédès die Treppe hinauf und entschwand den Augen des Grafen. Monte Christo verließ dann langsam das Haus und ging wieder dem Hafen zu. Aber Mercédès sah ihn nicht sich entfernen, obgleich sie am Fenster des kleinen Zimmers des Vaters von Dantès stand. Ihre Augen suchten fernehin das Schiff, das ihren Sohn in das weite Meer fortführte. Dennoch murmelte, wie unwillkürlich, ihre Stimme ganz leise: »Edmond! Edmond! Edmond!«

113. KAPITEL

Die Vergangenheit

Der Graf entfernte sich mit tief betrübter Seele aus diesem Haus, worin er Mercédès zurückließ, um sie aller Wahrscheinlichkeit nach nie wiederzusehen. Seit dem Tod des kleinen Edouard war eine große Veränderung in Monte Christo vorgegangen. Auf dem Gipfel seiner Rache über den langsamen und geschlängelten Pfad angekommen, auf dem er wandelte, hatte er von der anderen Seite des Berges den Abgrund des Zweifels erblickt. Noch mehr: Durch die Unterre-

dung mit Mercédès gerade eben waren so viele Erinnerungen in seinem Herzen geweckt worden, daß diese Erinnerungen selbst einer Bekämpfung bedurften. Ein Mann vom Schlag des Grafen konnte nicht lange in dieser Melancholie schweben, welche gemeinen Geistern Leben verleihen kann, indem sie ihnen eine scheinbare Originalität gibt, aber die höheren Geister tötet. Der Graf sagte bei sich, daß, um fast dahin gelangt zu sein, sich selbst zu tadeln, ein Irrtum in seine Berechnungen sich eingeschlichen haben müsse.

»Ich betrachte die Vergangenheit falsch«, sagte er, »und kann mich nicht so geirrt haben. – Wie?« fuhr er fort, »das Ziel, das ich mir steckte, sollte ein unsinniges sein? Wie? Ich wäre seit zehn Jahren auf dem falschen Weg gewandelt? Wie? Eine Stunde hätte genügt, um dem Baumeister zu beweisen, daß das Werk aller seiner Hoffnungen ein wo nicht unmögliches, wenigstens gotteslästerliches war? Ich will mich an diesen Gedanken nicht gewöhnen, er könnte mich wahnsinnig machen. Was jetzt meiner Beurteilung fehlt, ist die genaue Würdigung der Vergangenheit, weil ich diese Vergangenheit von dem anderen Ende des Gesichtskreises empfangen. In der Tat, in dem Maße, als man vorwärts geht, verwischt sich die Vergangenheit, gleich einer Gegend, durch die man zieht und die in dem Maße diffuser wird, als man sich entfernt. Es begegnet mir, was den Leuten begegnet, die im Traum eine Verwundung erlitten haben: Sie sehen und fühlen ihre Wunden und erinnern sich nicht, sie erhalten zu haben. Auf also, neugeborener Mensch; auf, unermeßlich Reicher; auf, erwachter Schläfer; auf, allmächtiger Visionär; auf, unüberwindlicher Millionär, überlaß' dich wieder einen Moment dem traurigen Anblick deines elenden und ausgehungerten Lebens, wandle wieder auf den Wegen, auf die ein unseliges Verhängnis dicht gedrängt, das Unglück dich geführt, wo die Verzweiflung dich empfangen hat! Allzu viele Diamanten, allzuviel Gold und Glück widerstrahlen jetzt auf dem Spiegel, worin Monte Christo Dantès schaut. Als Reicher finde wieder

den Armen, als Freier finde wieder den Gefangenen, als Auf-
erstandener finde wieder den Toten!«

So mit sich selbst sprechend, trat Monte Christo in die Rue de la Caisserie. Es war dieselbe, durch welche er vierundzwanzig Jahre früher von einer schweigsamen und nächtlichen Wache geführt wurde. Diese Häuser von heiterem und belebten Aussehen waren in jener Nacht düster, stumm und geschlossen.

»Dennoch sind sie dieselben«, murmelte Monte Christo, »nur war es damals Nacht, heute ist's heller Tag. Die Sonne ist's, die all das erleuchtet, die all das fröhlich macht.«

Er ging durch die Rue Saint-Laurent auf den Quai hinab und näherte sich der Hafenkommandantur: Dies war der Punkt des Hafens, wo er eingeschifft worden war. Ein Ausflugsschiff mit seinem Traghimmel von Zwillich fuhr vorüber. Monte Christo rief dem Kapitän, der sogleich mit jenem Diensteifer auf ihn zusteuerte, welchen die Schiffer zu zeigen pflegen, die einen guten Gewinn wittern. Das Wetter war herrlich, die Fahrt ein Fest. Am Horizont senkte sich die Sonne rot und flammend in die Fluten, die sich bei ihrem Herannahen entzündeten; das spiegelglatte Meer kräuselte sich bisweilen unter den Sprüngen der Fische, welche, von irgendeinem verborgenen Feind verfolgt, sich aus dem Wasser schwangen, bei einem anderen Element ihr Heil zu suchen; endlich sah man am Horizont, weiß und zierlich wie Möwen, die Fischerbarcken, die nach der Rhônemündung fuhren, dahingleiten, oder Kauffahrer mit Ziel Korsika oder Spanien. Ungeachtet dieses schönen Himmels, ungeachtet dieser Barken mit zierlichen Umrissen, ungeachtet dieses die Gegend vergoldenden Lichts, erinnerte sich der Graf, in seinen Mantel gehüllt, nacheinander an alle Einzelheiten der schrecklichen Reise: an jenes einzige und isolierte, bei den Katalanen brennende Licht, an jenen Anblick des Château d'If, der ihm verkündete, wohin man ihn führte, an jenen Kampf mit den Gendarmen, als er sich ins Meer stürzen wollte, an seine Verzweiflung, als er sich über-

wunden fühlte, an jene Empfindung von Kälte der wie ein Ring von Eis an seine Schläfe gestemmt Mündung des Karabinerlaufs. Und nach und nach, wie jene durch den Sommer versiegten Quellen, die, wenn die Herbstwolken sich anhäufen, nach und nach sich befeuchten und Tropfen für Tropfen zu fließen beginnen, fühlte der Graf Tropfen für Tropfen in seiner Brust jenen alten, ausgetretenen Groll quellen, der ehemals das Herz von Edmond Dantès überschwemmt hatte. Für ihn gab es jetzt keinen schönen Himmel mehr, keine zierlichen Barken mehr, kein glühendes Licht mehr; der Himmel verschleierte sich mit Trauerflor, und die Erscheinung des schwarzen Riesen, den man Château d'If nennt, machte ihn schauern, wie wenn plötzlich das Phantom eines Todfeindes vor ihm aufgetaucht wäre.

Man kam an. Instinktiv rückte der Graf bis an das äußerste Ende der Barke zurück. Vergebens sagte der Kapitän mit seiner artigsten Stimme zu ihm: »Wir landen, Monsieur.«

Monte Christo erinnerte sich, daß er auf derselben Stelle, auf denselben Felsen von seinen Wächtern geschleppt worden sei, und daß man ihn gezwungen habe, diesen Ausgang zu ersteigen, indem man ihm mit der Spitze eines Bajonetts in die Seite stieß. Der Weg hatte ehemals Dantès sehr lang geschienen; Monte Christo fand ihn sehr kurz; jeder Ruderschlag hatte mit dem feuchten Staub des Meeres eine Million von Gedanken und Erinnerungen aufgesprüht.

Seit der Julirevolution gab es keine Gefangenen mehr im Château d'If; nur ein zur Verhinderung der Schmuggelei bestimmter Posten bewohnte sein Wachhaus; ein Beschließer erwartete die Neugierigen vor dem Tor, um ihnen dieses Monument des Schreckens zu zeigen, das ein Monument der Neugier geworden war. Und dennoch, obgleich er von allen diesen Einzelheiten unterrichtet war, überzog, als er unter das Torgewölbe trat, als er die finstere Treppe hinabstieg, als er zu den Kerkern geführt wurde, die er zu sehen verlangte, eine kalte Blässe seine Stirn, deren eisiger Schweiß bis in sein

Herz hinuntersickerte.

Der Graf erkundigte sich, ob noch irgendein alter Gefängniswärter aus der Zeit der Restauration übrig sei, doch alle waren in den Ruhestand versetzt oder zu anderen Diensten berufen worden. Der Beschließer, der ihn herumführte, war erst seit 1830 hier.

Man führte ihn in seinen eigenen Kerker. Er sah wieder das bleiche, durch das enge Luftloch sickernde Licht; er sah wieder die Stelle, wo damals sein Bett gestanden hatte, und hinter dem Bett die vom Abbé Faria gemachte Öffnung, vermauert, aber erkennbar noch durch ihre neueren Steine. Monte Christo fühlte seine Füße schwach werden; er nahm einen hölzernen Schemel und setzte sich darauf.

»Erzählt man einige Geschichten von diesem Château, mit Ausnahme jener der Haft Mirabeaus?« fragte der Graf. »Gibt es irgendeine Überlieferung in bezug auf diese so traurigen Behausungen? Man sträubt sich fast zu glauben, es hätten jemals Menschen einen lebendigen Menschen hier eingesperrt?«

»Ja, Monsieur«, antwortete der Beschließer, »und gerade über diesen Kerker hat mir der Gefangenenwärter Antoine eine mitgeteilt.«

Monte Christo schauderte. Dieser Gefangenenwärter Antoine war sein Kerkermeister gewesen. Er hatte nach und nach seinen Namen und sein Gesicht vergessen; aber bei dem Aussprechen seines Namens sah er ihn wieder so, wie er war, mit seinem vom Bart gerahmten Gesicht, seiner braunen Weste und seinem Bund Schlüssel, deren Klirren er noch zu hören wähnte. Der Graf kehrte sich um und glaubte ihn im Dunkel des Korridors zu sehen, das durch das Licht der Pechfackel, die in den Händen des Beschließers brannte, noch dichter geworden war.

»Soll ich sie Ihnen erzählen, Monsieur?« fragte der Beschließer.

»Ja«, antwortete Monte Christo, »sprechen Sie!«

Und er legte die Hand auf seine Brust, um ein heftiges Pochen des Herzens zu unterdrücken, erschrocken, seine eigene Geschichte erzählen zu hören. »Sprechen Sie!« wiederholte er.

»Dieser Kerker«, begann der Beschließer, »war von einem Gefangenen bewohnt, es ist schon lange her, von einem sehr gefährlichen Menschen, und um so gefährlicher, als er sehr einfallsreich war. Ein anderer Mann bewohnte dieses Château zu gleicher Zeit wie er; dieser war nicht schlimm, sondern ein armer wahnsinniger Priester.«

»Ah ja, wahnsinnig«, wiederholte Monte Christo. »Und worin bestand sein Wahnsinn?«

»Er bot Millionen, wenn man ihm die Freiheit schenke.«

Monte Christo schlug die Augen zum Himmel empor, aber er sah den Himmel nicht; ein steinerner Schleier hing zwischen ihm und dem Firmament. Er dachte, daß ein nicht minder dichter Schleier zwischen jenen Schätzen und den Augen derjenigen gehangen hatte, denen der Abbé Faria seine Schätze bot.

»Konnten sich die Gefangenen sehen?« fragte Monte Christo.

»O nein, Monsieur, das war ausdrücklich verboten; aber sie vereitelten das Verbot, indem sie einen unterirdischen Gang gruben, der von dem einen Kerker zum anderen ging.«

»Und welcher von beiden grub diesen Gang?«

»Oh! Ganz gewiß tat es der junge Mensch«, antwortete der Beschließer, »der junge Mensch war sinnreich und stark, während der arme Abbé alt und schwach war. Zudem besaß er einen zu unsteten Geist, um einer Idee zu folgen.«

»Blinde!« murmelte Monte Christo.

»Soviel ist richtig«, fuhr der Beschließer fort, »daß also der junge Mensch einen Gang grub. Aber womit? Man weiß es

nicht; aber er grub ihn, und der Beweis ist, daß man noch die Spur davon sieht; da, sehen Sie sie?« Und er näherte seine Pechfackel der Mauer.

»Ah ja! Wahrhaftig«, erwiderte der Graf mit einer durch die Gemütsbewegung gedämpften Stimme.

»Daraus ging hervor, daß die beiden Gefangenen miteinander verkehrten. Wie lange dauerte dieser Verkehr? Man weiß es nicht. Nun aber wurde der alte Gefangene eines Tages krank und starb. Raten Sie, was der junge Mensch tat?« fragte der Beschließer, sich unterbrechend.

»Sprechen Sie!«

»Er trug den Verstorbenen fort, den er in sein eigenes Bett legte, die Nase gegen die Wand gekehrt, dann ging er in den leeren Kerker zurück, verstopfte die Öffnung und schlüpfte in den Sack des Toten. Haben Sie jemals von einer solchen Idee gehört?«

Monte Christo schloß die Augen und fühlte alle jene Eindrücke wieder, die er empfand, als jene grobe Leinwand, noch kalt von der Umschließung der Leiche, sein Gesicht rieb.

Der Beschließer fuhr fort: »Hören Sie, worin sein Plan bestand: Er glaubte, daß man im Château d'If die Toten begrabe, und da er vermutete, daß man keine Sargkosten für die Gefangenen bestreite, gedachte er, die Erde mit seinen Schultern aufzuheben. Aber zu seinem Unglück gab es im Château eine Tradition, die seinen Plan vereitelte: Man begrub die Toten nicht; man begnügte sich, ihnen eine Kugel an die Füße zu hängen und sie in das Meer zu schleudern. Dies geschah auch. Unser junge Mensch wurde von dem Rundgang herab ins Wasser geworfen. Am anderen Tag fand man den wahren Toten in seinem Bett wieder, und man erriet alles; denn die Leichenbestatter sagten dann, was sie bisher nicht zu sagen wagten, daß sie nämlich in dem Moment, da die Leiche hinausgeschleudert wurde, einen schrecklichen, in demselben Augenblick vom Wasser, worin sie verschwand, erstickten

Schrei vernommen hätten.«

Der Graf atmete mühsam, der Schweiß quoll aus seiner Stirn, die Angst krampfte sein Herz.

»Nein«, murmelte er, »nein! Jener Zweifel, den ich empfand, war ein Anfang des Vergessens. Aber hier sträubt sich das Herz von neuem und wird wieder rachedürstend. – Und hat man von dem Gefangenen nie wieder etwas gehört?« fragte er.

»Niemals, wirklich nie. Sie begreifen, daß nur zwei Dinge geschehen konnten: Entweder fiel er der Länge nach, und da er aus einer Höhe von fünfzig Fuß herabfiel, wird er auf der Stelle tot gewesen sein.«

»Sie sagten, daß man ihm eine Kugel an die Füße befestigt habe: Er wird aufrecht gefallen sein.«

»Oder er ist aufrecht gefallen«, fuhr der Beschließer fort, »und dann wird ihn das Gewicht der Kugel in den Grund gezogen haben, wo der arme liebe Mensch geblieben ist.«

»Sie bedauern ihn?«

»Meiner Treu, ja, obgleich er in seinem Element war.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß eine Art von Gerücht umlief, der Unglückliche wäre seiner Zeit ein Marineoffizier gewesen und wegen Bonapartismus eingesperrt worden.«

»Wahrheit!« murmelte der Graf. »Gott hat dich geschaffen, über Fluten und Flammen oben zu schwimmen. Also lebt der arme Seemann in der Erinnerung einiger Erzähler. Man erzählt seine schreckliche Geschichte an der Kaminecke und man schaudert bei der Vorstellung, wie er die Luft zerteilt, um in das tiefe Meer zu stürzen. – Erfuhr man nie seinen Namen?« fragte der Graf laut.

»Ah«, antwortete der Wächter, »wie? Er war nur unter dem Namen der Nummer 34 bekannt.«

»Villefort! Villefort!« murmelte Monte Christo. »Dies muß-

test du dir oft sagen, wenn mein Gespenst in deinen schlaflosen Nächten dich quälte.«

»Wollen Sie den Besuch fortsetzen, Monsieur?« fragte der Beschließer.

»Ja, vor allem, wenn Sie mir die Kammer des armen Abbé zeigen wollen.«

»Ah! der Nummer 27?«

»Ja, der Nummer 27«, wiederholte der Graf. Und es dünkte ihm, wieder die Stimme des Abbé Faria zu hören, als er ihn um seinen Namen gefragt und jener ihm diese Nummer durch die Mauer hindurch zugerufen hatte.

»Kommen Sie!«

»Warten Sie«, sagte Monte Christo, »damit ich noch einen letzten Blick nach allen Seiten dieses Kerkers werfe.«

»Das ist gut«, erwiderte der Führer, »ich vergaß ohnehin den Schlüssel zum anderen.«

»Holen Sie ihn.«

»Ich lasse Ihnen die Pechfackel da.«

»Nein, nehmen Sie sie mit.«

»Aber Sie werden ohne Licht sein.«

»Ich sehe bei Nacht.«

»Ei, gerade wie er!«

»Wie wer?«

»Wie die Nummer 34. Man sagt, er habe sich dergestalt an die Dunkelheit gewöhnt, daß er eine Nadel im finstersten Winkel seines Kerkers gesehen hätte.«

»Er brauchte zehn Jahre, um es dahin zu bringen«, murmelte der Graf.

Der Führer entfernte sich, die Fackel mitnehmend. Der Graf hatte wahr gesprochen: Kaum befand er sich einige Sekunden in der Dunkelheit, als er alles wie am hellen Tag unterschied. Dann schaute er um sich her, dann erkannte er sehr gut seinen

Kerker wieder.

»Ja«, sagte er, »da ist der Stein, auf den ich mich setzte! Da ist die Spur meiner Schultern, die ihre Umrisse in die Mauer wetzten! Da ist die Spur des Blutes, das von meiner Stirn floß, als ich mir einst die Stirn an der Mauer zerschellen wollte!... Oh! Diese Zahlen... ich erinnere mich ihrer... ich machte sie eines Tages, als ich das Alter meines Vaters berechnete, um zu wissen, ob ich ihn lebend, und das Alter von Mercédès, um zu wissen, ob ich sie frei wiederfinden würde... Nach der Vollendung dieser Berechnung hegte ich einen Augenblick Hoffnung... Ich rechnete jedoch nicht mit dem Hunger und nicht mit der Untreue!«

Und ein bitteres Lachen entschlüpfte dem Mund des Grafen. Er hatte soeben wie in einem Traum seinen Vater zum Grab führen und Mercédès zum Altar gehen sehen. Auf der anderen Wand fiel eine Inschrift seinen Blicken auf. Sie trat, noch weiß, aus der grünlichen Mauer hervor.

»Mein Gott, erhalte mir mein Gedächtnis«, las Monte Christo. »O ja!« rief er aus, »das ist das einzige Gebet aus meiner ersten Zeit. Ich verlangte nicht mehr die Freiheit, ich verlangte das Gedächtnis, ich fürchtete wahnsinnig zu werden und zu vergessen. Mein Gott, du hast mir das Gedächtnis erhalten, und ich habe mich erinnert. Dank, Dank, mein Gott!«

In diesem Moment flackerte das Licht der Pechfackel an den Wänden; der Führer war es, der wieder herabstieg. Monte Christo ging ihm entgegen.

»Folgen Sie mir«, sagte er, und ohne nötig zu haben, wieder an das Tageslicht hinaufzusteigen, ließ er ihn durch einen unterirdischen Gang folgen, der ihn zu einer anderen Tür führte. Hier wurde Monte Christo wieder von einer Welt von Gedanken durchzuckt. Das erste, was ihm in die Augen fiel, war der auf die Wand gezeichnete Mittagskreis, mittelst dessen der Abbé Faria die Stunden zählte, dann sah er die Überreste des Bettes, auf dem der arme Gefangene gestorben war. Bei die-

sem Anblick schwellte, anstatt der Angst, die der Graf in seinem Kerker empfunden hatte, ein sanftes und zärtliches Gefühl, ein Gefühl der Dankbarkeit, sein Herz. Zwei Tränen flossen aus seinen Augen.

»Hier war der wahnsinnige Abbé«, sagte der Führer, »und hierdurch kam der junge Mensch zu ihm«, und er wies Monte Christo die Öffnung des Geheimgangs, die auf dieser Seite offen geblieben war. »Aus der Farbe des Steines«, fuhr er fort, »erkannte ein Gelehrter, daß die beiden Gefangenen ungefähr zehn Jahre lang miteinander verkehren mußten. Die armen Leute mußten sich während dieser zehn Jahre sehr gelangweilt haben!«

Dantès nahm einige Louisdor aus seiner Tasche und streckte die Hand diesem Mann hin, der ihn zum zweitenmal bedauerte, ohne ihn zu kennen. Der Beschließer nahm sie, in der Meinung, einige kleine Geldstücke zu empfangen, erkannte aber bei dem Schimmer der Pechfackel den Wert der ihm vom Besucher gegebenen Summe.

»Monsieur«, sagte er zu ihm, »Sie haben sich geirrt.«

»Wieso?«

»Sie haben mir eine Goldmünze gegeben.«

»Ich weiß.«

»Wie? Sie wissen es?«

»Ja.«

»Ihre Absicht ist es, mir Gold zu geben?«

»Ja.«

»Und ich darf es mit gutem Gewissen behalten?«

»Ja.«

Der Beschließer schaute Monte Christo erstaunt an.

»Ehrlichkeit!« sagte der Graf wie Hamlet.

»Monsieur«, fuhr der Beschließer fort, der an sein Glück nicht zu glauben wagte, »Monsieur, ich begreife Ihre Groß-

mut nicht.«

»Und dennoch ist sie leicht zu begreifen, mein Freund«, versetzte der Graf, »ich war selbst Seemann, und Ihre Geschichte mußte mich mehr rühren als einen anderen.«

»Da Sie so großmütig sind, Monsieur«, sagte der Führer, »verdienen Sie, daß ich Ihnen etwas anbiete.«

»Was hast du mir anzubieten, mein Freund? Muscheln, Stroharbeiten? Ich danke.«

»Nein, Monsieur, nein, etwas, was sich auf die soeben erzählte Geschichte bezieht.«

»Wirklich!« rief der Graf rasch aus. »Was ist's denn?«

»Hören Sie, was geschehen ist«, erwiderte der Beschließer, »ich sagte bei mir: Man findet immer etwas in einer Kammer, worin ein Gefangener fünfzehn Jahre lang geblieben ist, und ich begann die Wände zu untersuchen.«

»Ah!« rief Monte Christo aus, an den doppelten Versteckwinkel des Abbé sich erinnernd. »Wirklich!«

»Durch vieles Suchen«, fuhr der Beschließer fort, »entdeckte ich, daß es am Kopfende des Bettes und unter dem Herd des Kamins hohl klang.«

»Ja«, sagte Monte Christo, »ja.«

»Ich hob die Steine auf und fand... «

»Eine Strickleiter, Werkzeuge!« rief der Graf aus.

»Woher wissen Sie das?« fragte der Beschließer erstaunt.

»Ich weiß es nicht, ich errate es«, antwortete der Graf. »Solche Dinge findet man doch gewöhnlich in den Verstecken von Gefangenen.«

»Ja, Monsieur«, sagte der Führer, »eine Strickleiter, Werkzeuge.«

»Und du hast sie noch?« fragte Monte Christo.

»Nein, Monsieur, ich verkaufte diese verschiedenen Gegenstände, die sehr seltsam waren, an Besucher. Aber ich be-

sitze noch etwas anderes.«

»Was denn?« fragte der Graf mit Ungeduld.

»Ich besitze noch eine Art von Buch, auf Leinwandstreifen geschrieben.«

»Oh!« rief Monte Christo aus. »Du besitzt noch dieses Buch?«

»Ich weiß nicht, ob es ein Buch ist«, antwortete der Beschließer, »aber ich besitze noch das, was ich Ihnen sage.«

»Hole mir's, mein Freund, geh«, versetzte der Graf, »und ist's das, was ich vermute, so sei unbesorgt.«

»Ich eile hin, Monsieur.«

Und der Führer entfernte sich. Dann kniete er sich andächtig vor die Überreste jenes Bettes hin, aus dem der Tod für ihn einen Altar gemacht hatte.

»Oh mein zweiter Vater«, sagte er, »der du mir die Freiheit, das Wissen, den Reichtum gabst, du, der du gleich den Wesen einer höheren Art als der unseren die Kenntnis des Guten und des Bösen besaßest, wenn in der Tiefe des Grabes etwas von uns übrigbleibt, das bei der Stimme derjenigen lebt, die auf Erden gewohnt haben, wenn in der Metamorphose, die die Leiche durchmacht, etwas Beseeltes an den Stätten schwebt, wo wir viel geliebt oder viel gelitten haben, so nimm von mir, edles Herz, erhabener Geist, starke Seele, durch ein Wort, durch ein Zeichen, durch irgendeine Offenbarung, ich beschwöre dich darum, im Namen jener väterlichen Liebe, die du mir gewährtest, und jener kindlichen Liebe, die ich dir weihte, jenen Rest von Zweifel, der, wenn er sich nicht in Überzeugung verwandelt zu Gewissensbissen werden wird!« Der Graf senkte den Kopf und faltete die Hände.

»Hier, Monsieur!« rief eine Stimme hinter ihm.

Monte Christo schauderte und kehrte sich um. Der Beschließer reichte ihm jene Leinwandstreifen, auf welche der Abbé Faria alle Schätze des Wissens hingegossen hatte. Die-

ses Manuskript war das große Werk des Abbé Faria über das Königtum in Italien.

Der Graf griff hastig danach und las, zunächst auf das Motto schauend: »Du wirst dem Drachen die Zähne ausreißen und die Löwen mit Füßen treten, hat der Herr gesagt.«

»Ah!« rief er aus. »Da ist die Antwort! Ich danke, mein Vater, ich danke!«

Und er zog aus seiner Tasche eine kleine Brieftasche, die zehn Banknoten, jede zu tausend Francs, enthielt und sagte: »Hier, nimm diese Brieftasche.«

»Sie schenken sie mir?«

»Ja, aber unter der Bedingung, daß du erst hineinschaust, wenn ich fortgegangen bin.«

Und die soeben wiedergefundene Reliquie, die für ihn den Wert des reichsten Schatzes hatte, in seine Jacke steckend, eilte er aus dem unterirdischen Gang und rief, wieder seine Barke besteigend: »Nach Marseille!« Dann sagte er, sich entfernend, die Augen auf das düstere Gefängnis heftend: »Wehe denjenigen, die mich in diesen finstern Kerker einsperren ließen, und jenen, welche vergessen haben, daß ich darin eingesperrt war!«

Als er wieder bei den Katalanen vorüberfuhr, wandte der Graf sich ab und murmelte, den Kopf mit seinem Mantel verhüllt, den Namen einer Frau. Der Sieg war vollständig, der Graf hatte zweimal den Zweifel zu Boden geschlagen. Dieser Name, den er mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit aussprach, die fast wie Liebe klang, war der Name von Haydée.

Monte Christo schlug, nachdem er den Fuß ans Land gesetzt hatte, den Weg zum Friedhof ein, wo er Morrel wiederzufinden gedachte. Auch er hatte zehn Jahre früher andächtig auf diesem Friedhof ein Grab gesucht und vergebens gesucht.

Er, der mit Millionen nach Frankreich zurückkehrte, hatte das Grab seines vor Hunger gestorbenen Vaters nicht wieder-

finden können. Wohl hatte Morrel ein Kreuz darauf setzen lassen, aber dieses Kreuz war umgefallen, und der Totengräber hatte Feuer damit gemacht, wie es die Totengräber mit allen alten, auf den Friedhöfen liegenden Hölzern machen. Der würdige Herrscherr war glücklicher gewesen; in den Armen seiner Kinder gestorben, war er von ihnen neben seiner Frau zur letzten Ruhe gelegt worden, die ihm zwei Jahre früher in die Ewigkeit vorausging. Zwei große Marmorplatten mit ihren eingemeißelten Namen waren nebeneinander hingebreitet in einer kleinen mit einem eisernen Geländer verschlossenen, von vier Zypressen umschatteten Einfriedung. Maximilien lehnte an einem dieser Bäume und richtete ziellos den Blick auf die beiden Gräber. Sein Schmerz war tief, fast verwirrend.

»Maximilien«, sagte der Graf zu ihm, »nicht dahin soll man schauen, sondern dorthin!« Und er wies ihm den Himmel.

»Die Toten sind überall«, erwiderte Morrel, »sagten Sie dies nicht selbst zu mir, als Sie mich Paris zu verlassen bewogen?«

»Maximilien«, fragte der Graf, »Sie haben mich während der Reise darum ersucht, einige Tage in Marseille verleben zu dürfen; ist dies noch immer Ihr Wunsch?«

»Ich habe keinen Wunsch mehr, Graf; nur dünkt es mir, daß das Warten in Marseille für mich weniger peinigend wäre als anderswo.«

»Desto besser, Maximilien, denn ich verlasse Sie und nehme Ihr Wort mit, nicht wahr?«

»Ah! Ich werde es vergessen, Graf«, antwortete Morrel, »ich werde es vergessen!«

»Nein, Sie werden es nicht vergessen, weil Sie vor allem ein Mann von Ehre sind, Morrel, weil Sie geschworen haben und wieder schwören sollen.«

»Oh Graf, haben Sie Mitleid mit mir! Graf, ich bin so unglücklich!«

»Ich kannte einen unglücklicheren Mann als Sie, Morrel.«

»Unmöglich!«

»Ach«, sagte Monte Christo, »es gehört zum Hochmut unserer armen Menschheit, daß jeder Mensch sich für unglücklicher hält als einen anderen Unglücklichen, der neben ihm weint und seufzt.«

»Was gibt es Unglücklicheres, als den Mann, der das einzige Gut verlor, das er auf Erden liebte und wünschte?«

»Hören Sie, Morrel«, erwiderte Monte Christo, »und richten Sie Ihren Geist einen Augenblick auf das, was ich Ihnen sagen werde. Ich kannte einen Mann, der wie Sie alle seine Glückshoffnungen auf eine Frau setzte. Dieser Mann war jung; er hatte einen alten Vater, den er liebte, eine Verlobte, die er anbetete. Er sollte sie heiraten, als plötzlich eine von jenen Launen des Schicksals, die an der Güte Gottes zweifeln ließen, wenn Gott sich nicht späterhin offenbart und gezeigt hätte, daß für ihn alles ein Mittel ist, zu seiner unendlichen Einheit zu führen, als plötzlich, sage ich, eine Laune des Schicksals ihm seine Freiheit raubte, seine Geliebte, die Zukunft, die er träumte und für die seinige hielt – denn verblendet, wie er war, konnte er nur in der Gegenwart lesen –, um ihn in die Tiefe eines Kerkers zu werfen.«

»Ah«, sagte Morrel, »aus einem Kerker geht man am Ende von acht Tagen, am Ende eines Monats, am Ende eines Jahres hervor.«

»Er blieb vierzehn Jahre darin, Morrel«, versetzte der Graf, seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes legend.

Maximilien schauderte.

»Vierzehn Jahre!« murmelte er.

»Vierzehn Jahre«, wiederholte der Graf. »Auch er hatte während dieser vierzehn Jahre viele Stunden der abgrundtiefen Verzweiflung; auch er, Morrel, hielt sich wie Sie für den unglücklichsten Menschen, er wollte sich töten.«

»Nun denn?« fragte Morrel.

»Nun denn, im letzten Moment offenbarte sich ihm Gott durch ein menschliches Mittel, denn Gott wirkt kein Wunder mehr. Vielleicht begriff er diese unendliche Barmherzigkeit Gottes nicht gleich von Anfang an, denn tränenverschleierte Augen bedürfen der Zeit, um sich völlig zu öffnen; aber zuletzt geduldete er sich und wartete. Eines Tages ging er auf wunderbare Weise aus seinem Grab hervor, verwandelt, reich, mächtig, fast ein Gott; sein erster Schrei galt seinem Vater; sein Vater war tot.«

»Auch mein Vater ist tot«, äußerte Morrel.

»Ja, aber Ihr Vater ist in Ihren Armen gestorben, Freund, glücklich, geehrt, reich, betagt; sein Vater war arm, verzweiflungsvoll, an Gott zweifelnd, gestorben, und als zehn Jahre nach seinem Tod sein Sohn sein Grab suchte, war selbst sein Grab verschwunden und niemand konnte ihm sagen: ›Hier ruht in Gott das Herz, das dich so sehr geliebt hat.‹«

»Oh!« sagte Morrel.

»Dieser war also ein viel unglücklicherer Sohn als Sie, Morrel, denn dieser wußte nicht einmal, wo er das Grab seines Vaters wiederfinden konnte.«

»Aber es blieb ihm wenigstens die Frau, die er geliebt hatte«, bemerkte Morrel.

»Sie täuschen sich, Morrel; diese Frau...«

»War sie gestorben?« rief Maximilien aus.

»Schlimmer als das. Sie war untreu geworden, sie hatte einen von den Verfolgern ihres Verlobten geheiratet. Sie sehen also, Morrel, daß dieser Mann ein weit unglücklicherer Liebhaber war als Sie.«

»Und diesem Mann«, fragte Morrel, »hat Gott Trost gesendet?«

»Er hat ihm wenigstens die Ruhe gesendet.«

»Und dieser Mann wird einst noch glücklich werden kön-

nen?«

»Ich hoffe es, Maximilien.«

Der junge Mann ließ seinen Kopf auf seine Brust sinken. »Sie haben mein Versprechen«, sagte er nach einer Pause des Schweigens und Monte Christo die Hand reichend: »Nur erinnern Sie sich... «

»Am 5. Oktober, Morrel, erwarte ich Sie auf der Insel Monte Christo. Am 4. Oktober wird eine Jacht Ihrer im Hafen von Bastia harren; diese Jacht wird *Eurus* heißen; Sie nennen Ihren Namen dem Kapitän, der Sie zu mir bringt. Es bleibt dabei, nicht wahr, Maximilien?«

»Es bleibt dabei, Graf, und ich werde tun, was ausgemacht ist; aber erinnern Sie sich, daß am 5. Oktober... «

»Kind, daß du noch nicht weißt, was das Versprechen eines Mannes ist... Ich habe Ihnen zwanzigmal gesagt, daß ich Ihnen an jenem Tag, wenn Sie noch sterben wollten, dazu beistehen würde, Morrel. Adieu!«

»Sie verlassen mich?«

»Ja, ich habe in Italien zu tun. Ich lasse Sie allein, allein in der Gewalt des Unglücks, allein mit jenem Adler mit den mächtigen Schwingen, den der Herr seinen Auserwählten sendet, um sie zu seinen Füßen zu tragen. Die Geschichte von Ganymed ist keine Fabel, Maximilien, sie ist eine Allegorie.«

»Wann reisen Sie?«

»Auf der Stelle; das Dampfschiff erwartet mich, in einer Stunde werde ich fern von Ihnen sein. Werden Sie mich bis in den Hafen begleiten, Morrel?«

»Ich gehöre ganz Ihnen, Graf.«

»Umarmen Sie mich.«

Morrel begleitete den Grafen bis zum Hafen. Schon stieg der Rauch wie ein ungeheurer Helmbusch aus dem schwarzen Rohr, das ihn zum Himmel aufwirbelte. Bald fuhr das Schiff ab, und eine Stunde später, wie Monte Christo es gesagt hatte,

hinterließ jener Buschen von weißlichem Rauch, durch die ersten Nebel der Nacht verdüstert, eine kaum sichtbare Spur am morgenländischen Horizont.

114. KAPITEL

Peppino

In dem Moment, da das Dampfschiff des Grafen hinter dem Kap Morgiou verschwand, war ein Mann, der auf der Straße von Florenz nach Rom fuhr, über die kleine Stadt Aquapendente hinausgefahren. Er reiste ziemlich schnell, um eilig voranzukommen, ohne sich jedoch verdächtig zu machen. Bekleidet mit einem Reiserock oder vielmehr mit einem Gehrock, der durch die Reise außerordentlich gelitten hatte, aber noch glänzend und neu ein an der Weste wiederholtes Band der Ehrenlegion sehen ließ, mußte dieser Mann, nicht bloß an diesem doppelten Zeichen, sondern auch an dem Akzent, mit welchem er zum Postillon sprach, für einen Franzosen erkannt werden. Ein weiterer Beweis, daß er in dem Land der Weltsprache geboren wurde, war, daß er keine anderen italienischen Worte wußte als jene Musikworte, die wie Figaros *god-dam!* alle Feinheiten einer besonderen Sprache ersetzen konnten. »*Allegro!*« sagte er zu den Postillonnen bei jedem Aufwärtsfahren. »*Moderato!*« mahnte er bei jedem Abhang. Und Gott weiß, ob es Anhöhen und Abhänge auf der Straße von Florenz nach Rom über Aquapendente gibt! Über diese beiden Worte lachten übrigens die wackeren Leute, an die sie gerichtet waren, tüchtig.

Im Angesicht der Ewigen Stadt, das heißt an der Storta, einem Punkt, von wo aus man Rom überblickt, empfand der Reisende nicht jenes enthusiastische Gefühl der Neugier, das jeden Fremden drängt, aus dem Fond seines Wagens zu klet-

tern, um zu trachten, den berühmten Petersdom zu sehen, den man schon weit eher sieht, als man etwas anderes unterscheidet. Nein, er zog nur eine Brieftasche aus seiner Jacke und aus seiner Brieftasche ein vierfach zusammengelegtes Papier, das er mit einer Aufmerksamkeit entfaltete und wieder zusammenlegte, welche der Ehrerbietung glich, und er begnügte sich, zu sagen: »Gut! Ich hab's noch immer.«

Der Wagen fuhr durch die Porta del Popolo, wandte sich nach links und hielt vor dem »Hôtel d'Espagne«. Meister Pastrini, unser aller Bekannter, empfing den Reisenden auf der Schwelle der Tür, den Hut in der Hand. Der Reisende stieg aus, bestellte ein gutes Mittagsmahl, und erkundigte sich nach der Adresse des Hauses Thomson & French, die ihm sogleich gegeben wurde, da dieses Haus eines der bekanntesten in Rom war. Es lag in der Via dei Banchi, in der Nähe von Sankt-Peter.

In Rom, wie überall, ist die Ankunft einer Postkutsche ein Ereignis. Zehn junge Abkömmlinge von Marius und den Gracchen, mit bloßen Füßen, aufgerissenen Ellbogen, aber die Faust auf der Hüfte und den Arm malerisch über den Kopf geschlungen, schauten den Reisenden, die Postkutsche und die Pferde an; zu diesen vorwitzigen Gassenjungen hatten sich etwa fünfzig Gaffer aus den Staaten Seiner Heiligkeit gesellt, die immer schnell Grüppchen bilden und von der Brücke Sant-Angelo herab in den Tiber spucken, wenn der Tiber Wasser führt. Nun aber, da die Gassenjungen und Gaffer Roms, glücklicher als jene in Paris, alle Sprachen verstehen, und vor allem die französische Sprache, hörten sie den Reisenden ein Quartier verlangen, ein Mittagsmahl und schließlich die Adresse des Hauses Thomson & French. Die Folge davon war, daß, als der neue Ankömmling das Hotel verließ, von dem unvermeidlichen Fremdenführer begleitet, ein Mann sich aus der Gruppe der Neugierigen löste, und ohne vom Reisenden bemerkt zu werden und ohne daß dessen Führer ihn zu bemerken schien, in geringer Entfernung hinter dem

Fremden ging und ihm mit ebenso großer Gewandtheit folgte, als es ein Agent der Pariser Polizei hätte tun können.

Der Franzose hatte es so eilig, dem Hause Thomson & French seinen Besuch abzustatten, daß er sich keine Zeit genommen hatte, zu warten, bis die Pferde angespannt waren; der Wagen sollte ihn unterwegs einholen oder ihn an der Tür des Bankiers erwarten. Er kam an, ohne daß ihn der Wagen einholte. Der Franzose trat ein und ließ seinen Führer im Vorzimmer, der sogleich mit einigen von jenen Industriellen ohne Industrie, oder vielmehr von tausend Industrien, ein Gespräch anknüpfte, die sich in Rom vor der Tür der Bankiers, der Kirchen, der Ruinen, der Museen oder der Theater aufhalten. Gleichzeitig mit dem Franzosen trat auch der Mann ein, der sich von der Gruppe der Neugierigen abgesondert hatte; der Franzose schellte am Schalter der Büros und trat in das erste Abteil; sein Schatten machte es ebenso.

»Die Herren Thomson und French?« fragte der Fremde.

Eine Art Lakai erhob sich auf das Zeichen eines vertrauten Angestellten, des feierlichen Wächters des ersten Büros.

»Wen darf ich melden?« fragte der Lakai, indem er sich anschickte, dem Fremden voranzugehen.

»Den Herr Baron Danglars«, antwortete der Reisende.

»Kommen Sie«, erwiderte der Lakai.

Eine Tür ging auf; der Lakai und der Baron verschwanden durch diese Tür. Der Mann, der hinter Danglars eingetreten war, setzte sich auf die Wartebank. Der Angestellte schrieb ungefähr fünf Minuten lang weiter; während dieser fünf Minuten beobachtete der sitzende Mann das tiefste Schweigen und die strengste Unbeweglichkeit. Dann hörte die Feder des Angestellten auf dem Papier zu kritzeln auf; er hob den Kopf empor, schaute aufmerksam um sich und sagte, nachdem er sicher sein konnte, allein zu sein: »He! He! Du bist's, Peppino?«

»Ja!« antwortete dieser lakonisch.

»Du hast bei diesem dicken Herrn etwas Gutes gewittert?«

»Es ist kein großes Verdienst dabei, was diesen da betrifft; wir sind im voraus in Kenntniss gesetzt.«

»Du weißt also, was er hier tut, Neugieriger?«

»Bei Gott, er will Geld abheben; nur weiß ich nicht, welche Summe.«

»Man wird dir das gleich sagen, Freund!«

»Sehr gut; aber gib mir keine falsche Auskunft wie neulich.«

»Was soll das heißen, und von wem willst du sprechen? Solltest du jenen Engländer meinen, der neulich dreitausend Taler von hier forttrug?«

»Nein, dieser hatte wirklich die dreitausend Taler, und wir fanden sie auch. Ich meine jenen russischen Fürsten.«

»Nun?«

»Nun, du gabst uns dreißigtausend Livres an, und wir fanden ihrer nur zweiundzwanzig.«

»Ihr werdet schlecht gesucht haben.«

»Luigi Vampa hat die Durchführung persönlich vorgenommen.«

»In diesem Fall hatte er seine Schulden bezahlt.«

»Ein Russe?«

»Oder sein Geld durchgebracht.«

»Das ist natürlich möglich.«

»Es ist so; doch laß mich an meinen Beobachtungspunkt zurückgehen, der Franzose könnte sonst sein Geschäft beenden, ohne daß ich die genaue Summe erfahren könnte.«

Peppino machte ein bejahendes Zeichen und begann, einen Rosenkranz aus seiner Tasche ziehend, einige Gebete zu murmeln, während der Angestellte durch dieselbe Tür verschwand, durch die der Lakai und der Baron gegangen waren. Nach Verlauf von ungefähr zehn Minute erschien der Ange-

stellte freudestrahlend wieder.

»Und?« fragte Peppino seinen Freund.

»Aufgepaßt! Aufgepaßt!« sagte der Angestellte. »Es ist eine runde Summe.«

»Fünf bis sechs Millionen, nicht wahr?«

»Ja; du weißt die Ziffer?«

»Auf eine Quittung Seiner Exzellenz des Grafen von Monte Christo?«

»Du kennst den Grafen?«

»Und zu diesem Betrag hat man ihm Kreditbriefe auf Rom, Venedig und Wien gegeben.«

»So ist's«, rief der Angestellte aus. »Wieso bist du so gut unterrichtet?«

»Ich sagte dir, daß wir im voraus in Kenntnis gesetzt wurden.«

»Warum wendest du dich dann an mich?«

»Um sicher zu sein, daß dies wirklich der Mann ist, mit dem wir zu tun haben.«

»Er ist es wohl... fünf Millionen. Eine hübsche Summe, he, Peppino?«

»Ja.«

»Wir werden nie so viel bekommen.«

»Wenigstens werden wir einige Brocken davon abbekommen«, antwortete Peppino philosophisch.

»Pst! Da kommt unser Mann.«

Der Angestellte nahm seine Feder wieder und Peppino seinen Rosenkranz: Der eine schrieb, der andere betete, als die Tür wieder aufging. Danglars erschien freudig mit dem Bankier, der ihn bis zur Tür begleitete. Hinter Danglars ging Peppino fort. Der Weisung gemäß wartete der Wagen, der Danglars einholen sollte, vor dem Hause Thomson & French. Der Fremdenführer hielt den Kutschenschlag offen; der Cice-

rone ist ein sehr gefälliges Wesen, das man zu allem verwenden kann. Danglars sprang leicht wie ein junger Mann von zwanzig Jahren in den Wagen. Der Cicerone machte den Kutschenschlag wieder zu und setzte sich neben den Kutscher. Peppino stieg hinten auf den Bock.

»Wollen Euer Exzellenz Sankt-Peter sehen?« fragte der Cicerone.

»Wozu?« fragte der Baron.

»Ei, um ihn zu besichtigen!«

»Ich bin nicht nach Rom gekommen, um etwas zu besichtigen«, erwiderte Danglars ganz laut; dann fügte er mit seinem habgierigen Lächeln ganz leise hinzu: »Ich bin gekommen, um Geld abzuheben.« Und er griff wirklich nach seiner Brieftasche, in die er soeben einen Brief getan hatte.

»Eure Exzellenz fahren also...?«

»Ins Hotel.«

»*Casa Pastrini*«, sagte der Cicerone zum Kutscher.

Und der Wagen rollte rasch wie ein Herrenwagen dahin.

Zehn Minuten später war der Baron in sein Quartier getreten, und Peppino setzte sich auf die an die Vorderseite des Hotels gelehnte Bank, nachdem er einige Worte einem von jenen Abkömmlingen von Marius und den Gracchen ins Ohr geflüstert hatte, die wir am Beginn dieses Kapitels erwähnten, welcher mit der ganzen Schnelligkeit seiner Beine den Weg zum Kapital einschlug.

Danglars war satt, zufrieden und schläfrig. Er legte sich zu Bett, steckte die Brieftasche unter sein Kopfkissen und schlief ein. Peppino hatte Zeit; er spielte *alla mora* mit Lastträgern, verlor drei Taler, und trank, um sich zu trösten, eine Flasche Orvieto.

Am anderen Tag erwachte Danglars spät, obgleich er sich früh zu Bett gelegt hatte; seit fünf bis sechs Nächten schlief er schlecht, wenn er überhaupt schlief. Er frühstückte reichlich,

und sich wenig kümmernd, wie er gesagt hatte, die Schönheiten der Ewigen Stadt zu sehen, bestellte er seine Postpferde für Mittag. Aber Danglars hatte nicht mit den Förmlichkeiten der Polizei und nicht mit der Trägheit des Postmeisters gerechnet. Die Pferde kamen erst um zwei Uhr, und der Fremdenführer brachte den abgezeichneten Paß erst um drei Uhr zurück. All diese Vorkehrungen hatten vor die Tür des Meisters Pastrini eine beträchtliche Anzahl von Gaffern zusammengeführt. Die Abkömmlinge der Gracchen und von Marius fehlten ebensowenig.

Der Baron schritt triumphierend durch diese Gruppen, die ihn Exzellenz nannten, um einen Bajocco zu bekommen. Da Danglars, ein sehr volksnaher Mann, wie man weiß, sich bisher begnügt hatte, sich Baron nennen zu lassen und noch nicht Exzellenz genannt worden war, schmeichelte ihm dieser Titel, und er verteilte ein Dutzend Heller unter diese ganze Kanaille, die völlig bereit war, ihn für weitere zwölf Heller Hoheit zu nennen.

»Welche Straße?« fragte der Postillion auf italienisch.

»Die Straße nach Ancona«, antwortete der Baron.

Meister Pastrini übersetzte die Frage und die Antwort, und der Wagen fuhr im Galopp davon.

Danglars wollte wirklich nach Venedig gehen und dort einen Teil seines Vermögens abheben, dann von Venedig nach Wien, um daselbst den Rest zu realisieren. Seine Absicht war, sich in letzterer Stadt niederzulassen, die man ihm als eine Stadt der Vergnügungen geschildert hatte. Kaum hatte er drei Meilen in der Umgegend Roms zurückgelegt, als die Nacht anzubrechen begann; Danglars hatte nicht so spät abzureisen geglaubt, sonst wäre er geblieben; er fragte den Postillion, wie weit es noch bis in die nächste Stadt sei.

»*Non capisco!*« antwortete der Postillion.

Danglars machte eine Bewegung mit dem Kopf, welche sagen wollte: »Sehr wohl!«

Der Wagen rollte fort.

»Bei der ersten Post«, sagte Danglars bei sich, »werde ich anhalten.«

Danglars empfand noch einen Rest jenes Wohlbehagens, das er am vorigen Abend gefühlt und das ihm eine so gute Nacht verschafft hatte. Er war in einer guten englischen Kalesche mit doppelten Federn bequem ausgestreckt; er fühlte sich durch den Galopp von zwei guten Pferden fortgezogen; nach sieben Meilen wurde umgespannt, wie er wußte. Was hat man zu tun, wenn man Bankier ist und glücklicherweise Bankrott gemacht hat? Danglars dachte zehn Minuten lang an seine in Paris gebliebene Frau, weitere zehn Minuten an seine Tochter, die mit Mademoiselle d'Armilly in der Welt herumvagabundierte; andere zehn Minuten widmete er seinen Gläubigern und der Art, auf welche er ihr Geld verwenden wollte; dann, als er nichts mehr zu denken hatte, schloß er die Augen und schlummerte ein. Bisweilen jedoch, von einem heftigeren Stoß geschüttelt als den übrigen, öffnete Danglars einen Moment die Augen wieder; dann fühlte er sich immer noch mit derselben Schnelligkeit durch dieselbe, mit zertrümmerten Aquädukten ganz übersäte Umgebung Roms fortgezogen, die wie inmitten ihres Laufes versteinerte Riesen aus Granit wirken. Aber die Nacht war kalt, düster, regnerisch, und es behagte einem halb zusammengekauerten Mann viel besser, im Hintergrund seines Wagens mit geschlossenen Augen zu bleiben, als den Kopf zum Schlag hinauszustrecken, und, wo er sich befinde, einen Postillion zu fragen, der nur zu antworten wußte: *Non capisco!*

Danglars schlief also weiter, indem er bei sich sagte, daß es immer noch Zeit wäre, bei der Station zu erwachen. Der Wagen stand still; Danglars dachte, endlich dem so sehr ersehnten Ziel nahe zu sein. Er öffnete die Augen wieder, schaute durch das Fenster und erwartete mitten in einer Stadt oder wenigstens in einem Dorf zu sein. Aber er sah nur ein einsames, altes, verfallenes Gemäuer und drei bis vier Männer, die

wie Schatten hin und her huschten. Danglars wartete einen Augenblick, bis der Postillion, welcher seine Station zurücklegte, das Postgeld von ihm verlangen würde; er gedachte, diese Gelegenheit zu benützen, seinen neuen Führer um einige Auskünfte zu bitten; aber die Pferde wurden ausgespannt und ersetzt, ohne daß jemand erschien, um von dem Reisenden Geld zu fordern. Erstaunt öffnete Danglars den Kutschenschlag; aber eine kräftige Hand stieß ihn sogleich zurück, und der Wagen rollte fort. Ganz verblüfft erwachte der Baron völlig.

»He!« sagte er zum Postillion, »*mio caro!*«

Dies war wieder Romanzen-Italienisch, das sich Danglars gemerkt hatte, als seine Tochter mit dem Prinzen Cavalcanti Duette sang. Aber *mio caro* antwortete nicht. Danglars begnügte sich dann, das Fenster zu öffnen.

»He, Freund! Wohin fahren wir denn?« fragte er, seinen Kopf durch die Öffnung streckend.

»*Dentro la testa!*« rief eine ernste und gebieterische Stimme, von einer drohenden Gebärde begleitet.

Danglars begriff, daß *dentro la testa* sagen wollte ›Kopf rein!‹ Er machte, wie man sieht, reißende Fortschritte im Italienischen. Er gehorchte, nicht ohne Besorgnis, und da diese Besorgnis von Minute zu Minute stieg, war nach Verlauf von einigen Augenblicken sein Geist, anstatt gedankenleer zu sein, wie wir in dem Moment seiner Abreise ihn bezeichneten und wodurch er schläfrig wurde, war sein Geist, sagen wir, von einer Menge von Gedanken angefüllt, die einen geeigneter als die anderen, das Interesse eines Reisenden wach zu halten, und vor allem eines Reisenden in der Lage von Danglars. Seine Augen nahmen in der Finsternis jenen Grad von Schärfe an, den im ersten Moment starke Gemütsbewegungen verteilen und der späterhin wegen allzu großer Anstrengung nachläßt. Bevor man Furcht hat, sieht man richtig; während man Furcht hat, sieht man doppelt; und nachdem man Furcht ge-

habt hat, sieht man verschwommen.

Danglars sah einen in einem Mantel gehüllten Mann, der rechts am Kutschenschlag galoppierte.

»Irgendein Gendarm«, sagte er. »Sollte ich durch die französischen Telegraphen den päpstlichen Behörden angekündigt worden sein?«

Er beschloß, dieser Angst ein Ende zu machen.

»Wohin führen Sie mich?« fragte er.

»*Dentro la testa!*« wiederholte dieselbe Stimme mit demselben drohenden Ton.

Danglars kehrte sich nach dem Kutschenschlag zur Linken um. Ein anderer Mann galoppierte links am Kutschenschlag.

»Gewiß«, sagte Danglars bei sich, den Schweiß auf der Stirn, »gewiß, ich bin gefangen.«

Und er warf sich wieder in den Fond seiner Kalesche zurück, diesmal nicht um zu schlafen, sondern um zu denken.

Einen Augenblick später ging der Mond auf. Aus dem Hintergrund des Wagens schaute er in die Gegend hinaus. Er sah dann jene großen Aquädukte wieder, steinerne Phantome, die er vorüberfahrend bemerkt hatte; nur waren sie jetzt zu seiner Linken, anstatt zu seiner Rechten. Er begriff, daß man den Wagen umgewendet hatte und ihn nach Rom zurückführte.

»O ich Unglücklicher«, murmelte er, »man wird meine Auslieferung erwirkt haben!«

Der Wagen flog mit einer furchtbaren Schnelligkeit dahin. Eine schreckliche Stunde entschwand, denn bei jedem auf seinem Weg befindlichen Merkmal erkannte der Flüchtling, es gebe keinen Zweifel daran, daß man ihn zurückführe. Endlich sah er wieder eine düstere Masse, und es dünkte ihm, daß der Wagen daran stoßen würde. Aber der Wagen wendete sich ab und rollte diese düstere Masse entlang, die nichts anderes war als der Gürtel von Wällen, der Rom umschließt.

»Oh, Oh!« murmelte Danglars. »Wir kehren nicht in die

Stadt zurück, also nicht das Gericht verhaftet mich. Guter Gott! Ein anderer Gedanke... wären es... «

Seine Haare sträubten sich. Er erinnerte sich an jene interessanten, in Paris so wenig geglaubten Banditengeschichten, die Albert de Morcerf der Madame Danglars und Eugénie erzählt hatte, als die Rede davon war, daß der junge Vicomte der Sohn von jener und der Gatte von dieser werden sollte.

»Vielleicht Diebe!« murmelte er.

Plötzlich rollte der Wagen auf einem härteren Boden als auf einem Sandboden. Danglars wagte einen Blick nach den beiden Seiten des Weges; er bemerkte Monumente von sonderbarer Form, und sein mit Morcerfs Erzählung beschäftigter Gedanke, die sich ihm jetzt in allen ihren Einzelheiten darstellte, sagte ihm, daß er sich auf der Via Appia befinden müsse. Links vom Wagen, in einer Art von Tal, sah man eine Art von Hohlkörper. Dies war der Circus des Caracalla.

Auf ein Wort des Mannes, der zur Rechten des Wagens galoppierte, hielt der Wagen an. Zur selben Zeit öffnete sich der linke Kutschenschlag.

»*Scendi!*« gebot eine Stimme.

Danglars stieg sogleich aus; er sprach noch nicht Italienisch, aber er verstand es schon. Der Baron schaute mehr tot als lebendig um sich her. Vier Männer umgaben ihn, ungerechnet den Postillion.

»*Di quà...!*« sagte einer von den vier Männern, einen kleinen Fußpfad hinuntergehend, der von der Via Appia mitten unter jene ungleichen Hügelklüfte der Campagna di Roma führt.

Danglars folgte seinem Führer ohne Widerrede und brauchte sich nicht umzukehren, um zu wissen, daß drei andere Männer hinter ihm gingen. Dennoch dünkte es ihm, daß diese Männer in ungefähr gleichen Abständen wie Schildwachen stehenblieben. Nach einem Marsch von etwa zehn Minuten, während welcher Danglars mit seinem Führer nicht ein einzi-

ges Wort wechselte, befand er sich zwischen einem Hügel und einem Gebüsch von hohen Gräsern, drei Männer, stumm dastehend, bildeten ein Dreieck, dessen Mittelpunkt er war. Er wollte sprechen; seine Zunge versagte ihm den Dienst.

»*Avanti!*« sagte dieselbe Stimme mit dem kurzen und gebieterischen Ton.

Diesmal verstand Danglars auf eine doppelte Weise: Er verstand durch das Wort und durch die Gebärde, denn der hinter ihm gehende Mann trieb ihn so derb vorwärts, daß er an seinen Führer stieß. Dieser Führer war unser Freund Peppino, der sich durch die hohen Gräser einen Weg bahnte, den nur Hausmarder und Eidechsen für einen ordentlichen Weg halten konnten. Peppino blieb vor einem von einem dichten Gebüsch überragten Felsen stehen; durch diesen wie ein Augenlid halbgeöffneten Felsen schritt der junge Mann, der darin verschwand, wie in ihren Falltüren die bösen Geister unserer Feenzaubereien verschwinden. Die Stimme und Gebärde desjenigen, welchem Danglars folgte, bewogen den Bankier, es ebenso zu machen. Es war nicht mehr daran zu zweifeln, der französische Bankrotteur hatte es mit römischen Banditen zu tun.

Danglars benahm sich wie ein zwischen zwei schreckliche Gefahren gestellter Mann, den die Furcht mutig macht. Ungeachtet seines ziemlich ungünstigen Bauches, um in die Spalten der Campagna di Roma zu dringen, zwängte er sich doch hinter Peppino durch und fiel, indem er sich mit verschlossenen Augen gleiten ließ, auf seine Füße. Den Boden berührend, öffnete er die Augen wieder. Der Weg war breit, aber finster. Peppino, wenig bekümmert, sich jetzt zu verbergen, da er zu Hause war, schlug Feuer und zündete eine Pechfackel an. Zwei andere Männer stiegen hinter Danglars hinab, die Nachhut bildend, und brachten Danglars, indem sie ihn fortstießen, als er zufällig stehenblieb, über einen sanften Abhang in den Mittelpunkt einer Kreuzung von finsternem Aussehen. Wirklich schienen die Wände, wie übereinandergestellte Särge

ausgehöhlt, inmitten der weißen Steine jene schwarzen und tiefen Augen zu öffnen, die man an Totenköpfen bemerkt. Eine Schildwache ließ gegen ihre linke Hand die Ladestockringe ihres Karabiners klirren.

»Wer da?« rief die Schildwache.

»Freunde! Freunde!« antwortete Peppino. »Wo ist der Hauptmann?«

»Dort«, erwiderte die Schildwache, über ihre Schulter auf eine Art großen, in den Felsen gehöhlten Saalesweisend, von wo das Licht durch große bogenförmige Öffnungen im Korridor widerstrahlte.

»Gute Beute, Hauptmann, gute Beute«, sagte Peppino auf italienisch.

Und Danglars am Kragen seines Gehrocks packend, führte er ihn zu einer Öffnung, die einer Tür glich und durch welche man in einen Saal kam, den der Hauptmann zu seiner Wohnung schien gewählt zu haben.

»Ist dies der Mann?« fragte dieser, welcher sehr aufmerksam Plutarchs *Das Leben Alexanders* las.

»Er selbst, Hauptmann, er selbst.«

»Sehr schön. Zeigt mal her.«

Auf diesen ziemlich unverschämten Befehl näherte Peppino seine Pechfackel so plötzlich dem Gesicht von Danglars, daß dieser rasch zurückfuhr, um das Verbrennen seiner Augenbrauen zu verhüten. Dieses verstörte Gesicht wies alle Symptome eines blassen und gräßlichen Schreckens.

»Der Mann ist müde«, äußerte der Hauptmann, »bringt ihn zu seinem Bett.«

»Oh«, murmelte Danglars, »dieses Bett ist wahrscheinlich einer von den Särgen, welche die Wand höhlen; dieser Schlaf ist der Tod, den einer von den Dolchen mir geben wird, die ich im Dunkel blitzen sehe.«

In der Tat sah man in den finsternen Tiefen des unermeßli-

chen Saales auf ihren Schichten von gedörrten Gräsern oder Wolfsfellen die Gefährten dieses Mannes sich erheben, den Albert de Morcerf Cäsars *Commentarii* lesend angetroffen hatte und den Danglars *Das Leben Alexanders* lesend wiederfand. Der Bankier stieß einen dumpfen Seufzer aus und folgte seinem Führer; er versuchte weder zu bitten, noch zu schreien; er hatte weder Kraft, noch Willen, noch Macht, noch Gefühl mehr; er ging, weil man ihn fortschleppte. Er stieß an eine Stufe, und da er einsah, daß er eine Treppe vor sich habe, hob er maschinenmäßig die Füße vier- oder fünfmal auf. Dann öffnete sich vor ihm eine niedere Tür; er bückte sich instinktiv, um sich die Stirn nicht anzuschlagen und befand sich in einer ganz in den Felsen gehauenen Zelle. Diese Zelle war reinlich, obgleich kahl; trocken, obgleich unter der Erde in einer unermeßlichen Tiefe gelegen. Ein aus gedörrten Gräsern bestehendes Bett, mit Rehellen bedeckt, war in einem Winkel dieser Zelle nicht aufgeschlagen, aber hingebreitet. Bei dem Anblick desselben glaubte Danglars das freudige Symbol seines Heiles zu sehen. »Oh! Gott sei gelobt!« murmelte er. »Es ist ein richtiges Bett!«

Dies war das zweite Mal seit einer Stunde, daß er den Namen Gottes anrief; dies war ihm seit zehn Jahren nicht begegnet.

»Ecco!« sagte der Führer.

Und Danglars in die Zelle schiebend, schloß er die Tür wieder hinter ihm. Ein Riegel klirrte; Danglars war Gefangener. Wäre auch übrigens kein Riegel dagewesen, so hätte er der heilige Petrus sein und einen Engel des Himmels zum Führer haben müssen, um mitten durch die Besatzung der Katakomben von San Sebastiano zu kommen, die um ihren Hauptmann herum lagerte, in welchem unsere Leser gewiß den berühmten Luigi Vampa wiedererkannt haben. Auch Danglars hatte diesen Banditen erkannt, an dessen Existenz er nicht glauben wollte, als Morcerf ihn in Frankreich zu schildern versuchte. Nicht nur hatte er ihn erkannt, sondern auch die Zelle, worin

Morcerf eingesperrt war, und die, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Art Fremdenzimmer war. Diese Erinnerungen, bei denen übrigens Danglars mit einer gewissen Freude verweilte, gaben ihm die Ruhe wieder. Da sie ihn nicht sogleich getötet hatten, hegten die Banditen überhaupt nicht die Absicht, ihn zu töten. Man hatte sich seiner bemächtigt, um ihn auszuplündern, und da er nur einige Louisdor bei sich trug, würde man ihn gegen ein Lösegeld freilassen. Er erinnerte sich, daß Morcerf auf ungefähr viertausend Taler geschätzt worden war; da er sich ein viel wichtigeres Aussehen zutraute als Morcerf, setzte er selbst in seinem Geist sein Lösegeld auf achttausend Taler fest. Achttausend Taler machten achtundvierzigtausend Livres. Es blieben ihm noch ungefähr fünf Millionen fünfzigtausend Francs. Mit so viel schlägt man sich überall durch. Beinahe gewiß also, sich aus dem Handel zu ziehen, da es kein Beispiel gibt, daß man jemals einen Menschen auf fünf Millionen fünfzigtausend Livres schätzte, streckte sich Danglars auf sein Bett hin, auf welchem er nach einigem Hin- und Herwenden mit der Ruhe jenes Helden einschlummerte, dessen Geschichte Luigi Vampa studierte.

115. KAPITEL

Die Speisekarte des Luigi Vampa

Nach jedem Schlaf, welcher nicht wie derjenige ist, den Danglars fürchtete, gibt es ein Erwachen. Danglars erwachte. Für einen an seidene Vorhänge gewöhnten Pariser, an mit Samt ausgeschlagene Wände, an den Wohlgeruch, der von dem im Kamin weiß werdenden Holz emporduftet und von Betthimmeln von Atlas niedersinkt, muß das Erwachen in einer Grotte aus Kreidestein ein Traum von schlechtem Schrot und Korn sein. Seine Bettvorhänge von Bockfellen berührend,

mußte Danglars glauben, daß er von Samojeden oder Lappen träumte. Aber in einer solchen Lage genügt eine Sekunde, den stärksten Zweifel in Gewißheit zu verwandeln.

»Ja, ja«, murmelte er, »ich bin in den Händen der Banditen, von denen Albert de Morcerf mit uns gesprochen hat.«

Seine erste Bewegung war, zu atmen, um sich zu versichern, daß er nicht verwundet sei; dies war ein Mittel, welches er im *Don Quixotte* gefunden hatte, dem einzigen Buch, das er zwar nicht las, aus dem er sich aber etwas merkte. »Nein«, sagte er, »sie haben mich weder getötet, noch verwundet, aber vielleicht bestohlen?«

Und er fuhr rasch mit den Händen in seine Taschen. Sie waren unversehrt: Die hundert Louisdor, die er zu seiner Reise von Rom nach Venedig bereithielt, lagen in der Tasche seiner Hose, und die Briefftasche, worin sich der Kreditbrief von fünf Millionen fünfzigtausend Francs befand, stak in der Tasche seines Gehrocks.

»Seltsame Banditen«, sagte er bei sich, »die mir meine Börse und meine Briefftasche gelassen haben! Wie ich gestern sagte, als ich mich niederlegte: Sie werden ein Lösegeld von mir fordern. Da! Ich habe auch meine Uhr noch! Ich will doch mal sehen, wieviel Uhr es ist.«

Die Uhr von Danglars, ein Meisterstück von Breguet, die er am Vortag vor seiner Abreise sorgfältig aufgezogen hatte, schlug halb sechs Uhr morgens. Ohne sie wäre Danglars der Zeit vollkommen unkundig geblieben, da kein Tageslicht in seine Zelle drang. Sollte er eine Erklärung von den Banditen verlangen? Sollte er geduldig warten, bis sie dieselbe forderten? Letzteres war das Klügere; Danglars wartete. Er wartete bis Mittag. Während dieser ganzen Zeit hatte ein Posten an seiner Tür gewacht. Um acht Uhr morgens war die Schildwache abgelöst worden. Danglars fühlte dann Lust, zu sehen, von wem er bewacht sei. Er hatte bemerkt, daß Lichtstrahlen, nicht vom Tageslicht, sondern von einer Lampe, durch die

Bretter der schlecht gefugten Tür sickerten; er näherte sich einer von jenen Spalten gerade in dem Moment, da der Bandit einige Schlucke Brantwein trank, die, infolge des ledernen Schlauches, der sie enthielt, einen Geruch verbreiteten, welcher Danglars sehr anwiderte. »Puh!« rief er, bis in den Hintergrund seiner Zelle zurückfahrend.

Um Mittag wurde der Mann mit dem Brantwein von einer anderen Schildwache abgelöst. Danglars war so neugierig, seinen neuen Wächter zu sehen; er näherte sich wieder der Spalte. Es war ein athletischer Bandit, ein Goliath mit großen Augen, dicken Lippen, platter Nase; sein rotes Haar hing über seine Schultern in wie Schlangen gewundenen Flechten. »Oh! Oh!« sagte Danglars. »Dieser gleicht mehr einem Werwolf als einem menschlichen Geschöpf. Aber ich bin alt und ziemlich zäh. Kitt ist keine gute Speise.«

Wie man sieht, besaß Danglars noch Geistesgegenwart genug, um zu scherzen. Im selben Augenblick, wie um ihm zu beweisen, daß er kein Werwolf sei, setzte sich sein Wächter der Tür seiner Zelle gegenüber, zog aus seinem Rucksack schwarzes Brot, Zwiebeln und Käse, was er sogleich zu verzehren begann.

»Der Teufel hole mich«, sagte Danglars, indem er durch die Spalten seiner Tür einen Blick auf das Mittagsmahl des Banditen warf, »der Teufel hole mich, wenn ich begreife, wie man solchen Unflat essen kann!«

Und er setzte sich auf seine Bockfelle, die ihn an den Geruch des Brantweines der ersten Schildwache erinnerten. Aber Danglars hatte gut reden, und die Geheimnisse der Natur sind unbegreiflich; es liegt Beredsamkeit in gewissen materiellen Aufforderungen, welche die gröbsten Substanzen an nüchterne Mägen richten. Danglars fühlte plötzlich, daß der seinige in diesem Moment leer war; er fand den Mann minder häßlich, das Brot weniger schwarz, den Käse frischer. Zuletzt erinnerten ihn diese rohen Zwiebeln, eine abscheuliche Nahrung des Wilden, an gewisse Saucen von Robert und an das

gebratene Rindfleisch mit Zwiebeln, welches sein Koch auf eine ausgezeichnete Weise bereitete, wenn Danglars zu ihm sagte: »Monsieur Deniseau, machen Sie mir für heute ein gutes kleines Gericht à la canaille!«

Er stand auf und klopfte an die Tür. Der Bandit hob den Kopf. Danglars sah, daß er verstanden wurde, und klopfte wieder.

»*Che cosa?*« fragte der Bandit.

»Sagen Sie doch! Sagen Sie doch, Freund«, antwortete Danglars, mit seinem Finger an die Tür trommelnd, »es dünkt mir, daß es Zeit wäre, daran zu denken, auch mir zu essen zu geben.«

Aber sei's, daß der Riese nicht verstand oder daß er hinsichtlich der Nahrung von Danglars keine Weisung hatte, er machte sich wieder an sein Mittagmahl. Danglars fühlte seinen Stolz gedemütigt, und da er sich mit diesem Vieh nicht weiter einlassen wollte, legte er sich wieder auf seine Bockhäute und sprach kein Wort mehr. Es schlug vier Uhr: Der Riese wurde von einem anderen Banditen ersetzt. Danglars, der ein gräßliches Reißen im Magen empfand, erhob sich sachte, brachte sein Auge abermals an die Spalten der Tür und erkannte das intelligente Gesicht seines Führers. Wirklich war's Peppino, der sich anschickte, die möglichst angenehmste Wache zu beziehen, indem er sich der Tür gegenüber setzte und zwischen seine Beine eine irdene Kasserolle stellte, die warme und duftige, im Speck frikassierte Kichererbsen enthielt. Neben diese Kichererbsen stellte Peppino auch einen hübschen kleinen Korb mit Weintrauben aus Velletri und eine Flasche Wein von Orvieto. Zweifellos war Peppino ein Feinschmecker. Bei dem Anblick dieser gastronomischen Vorkehrungen lief Danglars das Wasser im Mund zusammen.

»Ah! Ah«, sagte der Gefangene, »sehen wir ein wenig, ob dieser umgänglicher sein wird als der andere.«

Und er klopfte artig an die Tür.

»Komme gleich«, sagte der Bandit, der durch häufigen Besuch des Hauses des Meisters Pastrini zuletzt das Französische samt dessen Spracheigenheiten gelernt hatte. Und wirklich öffnete er die Tür.

Danglars erkannte ihn wieder als denjenigen, der ihm so wütend zuschrie: »Kopf rein!« Dies war jedoch keine Zeit für Gegenbeschuldigungen, im Gegenteil nahm er das lieblichste Gesicht an und fragte mit seinem anmutigsten Lächeln: »Verzeihen Sie, Monsieur, wird man nicht auch mir ein Mittagessen geben?«

»Wie?« rief Peppino aus. »Sollten Euer Exzellenz etwa Hunger haben?«

»Etwa?... Das ist ja reizend«, murmelte Danglars, »sind's doch gerade vierundzwanzig Stunden, daß ich nicht mehr aß! Ja doch, Monsieur«, fügte er mit erhöhter Stimme bei, »ich habe Hunger und sogar großen Hunger.«

»Und Euer Exzellenz wollen essen?«

»Gleich auf der Stelle, wenn es möglich ist.«

»Nichts leichter«, erwiderte Peppino, »hier verschafft man sich alles, was man wünscht, gegen Bezahlung, wohlverstanden, wie dies bei allen ehrlichen Christen geschieht.«

»Dies versteht sich von selbst«, rief Danglars aus, »obwohl im Grunde die Leute, die jemand festnehmen und einsperren, ihre Gefangenen wenigstens ernähren sollten.«

»Ah! Exzellenz«, versetzte Peppino, »das ist nicht üblich!«

»Das ist ein ziemlich schlechter Grund«, bemerkte Danglars, der durch seine Liebenswürdigkeit seinen Wächter zu gewinnen suchte, »und dennoch begnüge ich mich damit. Nun, man trage mir das Essen auf!«

»Sogleich, Exzellenz; was wünschen Sie?«

Und Peppino stellte seinen Napf in solcher Richtung auf den Boden, daß der Dunst davon Danglars unmittelbar in die Nase stieg.

»Befehlen Sie«, sagte er.

»Sie haben also Küchen hier?« fragte der Bankier.

»Wie? Ob wir Küchen haben? Vortreffliche Küchen!«

»Und Köche?«

»Ausgezeichnete!«

»Wohlan! Ein Huhn, einen Fisch, Wildbret, gleichviel was, wenn ich nur esse.«

»Wie es Euer Exzellenz beliebt; Sie sagten: ein Huhn, nicht wahr?«

»Ja, ein Huhn.«

Peppino richtete sich empor und schrie aus vollem Hals:
»Ein Huhn für Seine Exzellenz!«

Peppinos Stimme dröhnte noch unter den Gewölben, als bereits ein junger, schöner, schlanker Mann erschien, halb nackt, wie die antiken Fischträger; er trug das Huhn auf einer silbernen Schüssel, und das Huhn hielt allein auf seinem Kopf.

»Man sollte meinen, im ›Café de Paris‹ zu sein«, murmelte Danglars.

»Hier, Exzellenz«, sagte Peppino, indem er das Huhn dem jungen Banditen aus den Händen nahm und es auf einen wurmstichigen Tisch stellte, der, nebst einem Schemel und dem Bockfellbett, die ganze Möblierung ausmachte.

Danglars verlangte ein Messer und eine Gabel.

»Hier, Exzellenz«, äußerte Peppino, indem er ein kleines Messer mit stumpfer Spitze und eine Gabel von Buchsbaumholz überreichte.

Danglars nahm das Messer mit der einen Hand, die Gabel mit der anderen, und schickte sich an, das Huhn zu zerlegen.

»Verzeihen Sie, Exzellenz«, sagte Peppino, eine Hand auf die Schulter des Bankier legend, »hier bezahlt man, bevor man ißt; man könnte fortgehend nicht zufrieden sein.«

»Ah! Ah!« äußerte Danglars. »Da ist's nicht mehr wie in

Paris, abgerechnet, daß sie mir die Haut über die Ohren ziehen werden; aber seien wir großzügig. Nun, ich hörte immer von dem wohlfeilen Leben in Italien; ein Huhn mag in Rom zwölf Sous kosten. Hier«, sagte er, und warf Peppino einen Louisdor hin.

Peppino hob den Louisdor auf, Danglars näherte das Messer dem Huhn.

»Einen Moment, Exzellenz«, entgegnete Peppino wieder aufstehend, »einen Moment; Euer Exzellenz schulden mir noch etwas.«

»Sagte ich nicht, daß sie mir die Haut über die Ohren ziehen würden!« murmelte Danglars. Dann fragte er, hinsichtlich dieser Erpressung seinen Entschluß zu fassen gesonnen: »Nun, was schuldet man denn für dieses schwindsüchtige Huhn?«

»Eure Exzellenz haben einen Louisdor Abschlagszahlung gegeben.«

»Einen Louisdor Abschlagszahlung für ein Huhn?«

»Allerdings Abschlagszahlung.«

»Gut... Weiter! Weiter!«

»Eure Exzellenz schulden mir nur mehr viertausendneunhundertneunundneunzig Louisdor.«

Danglars riß bei diesem riesenhaften Spaß die Augen ungeheuer weit auf. »Ah! das ist drollig«, murmelte er, »wahrhaftig, sehr drollig!«

Und er wollte sich wieder an das Zerlegen des Huhnes machen; aber Peppino hemmte seine rechte Hand mit der Linken und hielt seine andere Hand hin.

»Nun denn...«, sagte er.

»Wie, Sie lachen nicht?« fragte Danglars.

»Wir lachen nie, Exzellenz«, antwortete Peppino ernsthaft wie ein Quäker.

»Wie kann dieses hunderttausend Francs kosten?«

»Exzellenz, es ist unglaublich, was für Mühe man hat, in diesen verfluchten Grotten das Geflügel aufzuziehen.«

»Ei, ei«, versetzte Danglars, »ich finde dies sehr possierlich, sehr unterhaltend, wahrhaftig; aber da es mich hungert, so lassen Sie mich essen. Da, hier ist noch ein Louisdor für Sie, mein Freund.«

»Dann wird es nur mehr viertausendneunhundertachtundneunzig Louisdor machen«, bemerkte Peppino, dieselbe Kaltblütigkeit beibehaltend. »Mit Geduld werden wir ans Ziel kommen.«

»Oh! Was dies betrifft«, erwiderte Danglars, über diese Beharrlichkeit im Scherzen empört, »was dies betrifft, niemals. Gehen Sie zum Teufel, Sie wissen nicht, mit wem Sie es zu tun haben!«

Peppino machte ein Zeichen, der junge Bursche streckte die beiden Hände aus und trug das Huhn fort. Danglars warf sich auf sein Bett von Bockfellen, Peppino verschloß die Tür wieder und begann von neuem seine Speckerbsen zu essen. Danglars konnte nicht sehen, was Peppino tat; aber das Klappern der Zähne des Banditen mochte dem Gefangenen über seine Beschäftigung keinen Zweifel gestatten. Es war klar, daß er aß und sogar geräuschvoll aß, und wie ein schlecht erzogener Mann.

»Tölpel!« sagte Danglars.

Peppino tat, als ob er nichts höre, und fuhr fort, ohne auch nur den Kopf zu wenden, mit kluger Langsamkeit zu essen. Der Magen von Danglars schien diesem bodenlos zu sein, wie das Faß der Danaiden. Er konnte nicht glauben, daß es ihm jemals gelingen würde, ihn zu füllen. Dennoch geduldete er sich noch eine halbe Stunde, aber wir können nicht umhin, zu gestehen, daß ihm diese halbe Stunde wie ein Jahrhundert schien. Er stand auf und ging wieder an die Tür.

»Nun, Monsieur«, sagte er, »lassen Sie mich nicht länger

schmachten und sagen Sie sogleich, was man von mir will.«

»Aber, Exzellenz, sagen vielmehr Sie, was Sie von uns wollen. Erteilen Sie ihre Befehle, und wir werden sie vollziehen.«

»Dann öffnen Sie mir vor allem.«

Peppino öffnete.

»Ich will essen, zum Teufel!« sagte Danglars.

»Haben Sie Hunger?«

»Sie wissen es hinlänglich.«

»Was wünschen Euer Exzellenz zu speisen?«

»Ein Stück trockenes Brot, weil die Hühner in diesen verfluchten Höhlen so übermäßig teuer sind?«

»Brot! Meinetwegen«, erwiderte Peppino. »Heda! Brot!« rief er.

Der junge Bursche brachte ein kleines Brot.

»Hier ist es!« sagte Peppino.

»Wieviel?« fragte Danglars.

»Viertausendneunhundertachtundneunzig Louisdor. Zwei Louisdor sind im voraus bezahlt.«

»Wie? Ein Brot hunderttausend Francs?«

»Hunderttausend Francs!« antwortete Peppino.

»Aber Sie verlangten für ein Huhn nur hunderttausend Francs!«

»Bei uns speist man nicht nach der Karte, sondern zu festem Preis. Ob man wenig ißt, ob man viel ißt, ob man zehn Gerichte verlangt oder ein einziges, der Preis ist immer derselbe.«

»Wieder ein Spaß! Mein lieber Freund, ich erkläre Ihnen, daß dies absurd, daß dies dumm ist! Sagen Sie mir gleich, daß Sie wollen, ich solle vor Hunger sterben, es wird dann eher zu Ende sein.«

»Nein doch, Exzellenz, Sie wollen sich selbst töten. Bezah-

len Sie und essen Sie.«

»Womit soll ich bezahlen, dreifacher Dummkopf?« fragte Danglars erbittert. »Glaubst du, daß man hunderttausend Francs in seiner Tasche hat?«

»Sie haben fünf Millionen fünfzigtausend Francs in der Ihrigen, Exzellenz«, entgegnete Peppino. »Dies macht fünfzig Hühner zu hunderttausend Francs das Stück, und ein halbes Huhn zu fünfzigtausend.«

Danglars schauderte. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen: Es war wohl immer noch ein Scherz, aber er begriff ihn endlich. Um gerecht zu sein, müssen wir sogar sagen, daß er ihn nicht mehr so albern fand wie einen Augenblick vorher.

»Nun«, sagte er, »nun, wenn ich Ihnen diese hunderttausend Francs gebe, werden Sie wenigstens erklären, daß wir quitt sind, und werde ich ganz nach Belieben essen können?«

»Ganz gewiß«, antwortete Peppino.

»Aber wie kann ich sie geben?« fragte Danglars, leichter atmend.

»Nichts Leichteres. Sie haben einen offenen Kredit bei den Herren Thomson und French, Via dei Banchi in Rom. Geben Sie mir eine Anweisung auf viertausendneunhundertachtundneunzig Louisdor auf diese Herren. Unser Bankier wird sie holen.«

Danglars wollte wenigstens das Verdienst des guten Willens haben; er nahm die Feder und das Papier, von Peppino ihm gereicht, schrieb die Anweisung und unterzeichnete.

»Hier ist Ihre Anweisung auf den Inhaber«, sagte er.

»Und hier ist Ihr Huhn.«

Danglars zerlegte seufzend das Huhn. Es schien ihm sehr mager für eine so starke Summe. Peppino las aufmerksam das Papier, steckte es in seine Tasche und fuhr fort, seine Kichererbsen zu essen.

116. KAPITEL

Vergebung

Am anderen Tag fühlte Danglars wieder Hunger; die Luft in dieser Höhle war im höchsten Grad zehrend. Der Gefangene glaubte, er würde an diesem Tag keine Ausgabe zu machen brauchen; als ein ökonomischer Mann hatte er die Hälfte seines Huhns und ein Stück von seinem Brot in einem Winkel seiner Zelle versteckt. Aber er hatte kaum gegessen, als er Durst fühlte: Damit hatte er nicht gerechnet. Er kämpfte mit dem Durst bis zu dem Moment, da er seine ausgedörrte Zunge an seinem Gaumen kleben fühlte. Dann, als er dem Feuer, das ihn verzehrte, nicht mehr widerstehen konnte, rief er. Die Schildwache öffnete die Tür; es war ein neues Gesicht. Er dachte, daß es besser für ihn wäre, mit einem alten Bekannten zu tun zu haben. Er rief Peppino.

»Da bin ich, Exzellenz«, sagte der Bandit, indem er sich mit einem Diensteifer vorstellte, der Danglars eine gute Vorbedeutung schien, »was wünschen Sie?«

»Zu trinken«, antwortete der Gefangene.

»Exzellenz«, erwiderte Peppino, »Sie wissen, daß der Wein in der Umgebung von Rom ungeheuer teuer ist?«

»Dann geben Sie mir Wasser«, äußerte Danglars, indem er den Stoß zu parieren suchte.

»Oh! Exzellenz, Wasser ist noch seltener als Wein. Es herrscht eine erstaunliche Trockenheit!«

»Nun, wir werden wieder von vorne anfangen, wie es scheint«, versetzte Danglars.

Und während der Unglückliche lächelte, um sich die Miene zu geben, als ob er scherze, fühlte er den Schweiß seine Schläfen benetzen.

»Nun, mein Freund«, sagte Danglars, »ich ersuche Sie um

ein Glas Wein; werden Sie es mir verweigern?«

»Ich sagte es Ihnen schon, Exzellenz«, antwortete Peppino ernst, »daß wir nicht im Detail verkaufen.«

»Wohlan, so geben Sie mir eine Flasche.«

»Von welcher Sorte?«

»Vom billigsten.«

»Sie kosten alle dasselbe.«

»Und wie hoch ist der Preis?«

»Fünfundzwanzigtausend Francs die Flasche.«

»Sagen Sie«, rief Danglars mit einem Ärger aus, den nur Harpagon für den Umfang der menschlichen Stimme hätte in Noten setzen können, »sagen Sie, daß Sie mich ausplündern wollen, dies wäre schneller geschehen, als mich so Stück für Stück zu verschlingen.«

»Es ist möglich«, entgegnete Peppino, »daß dies der Plan des Meisters ist.«

»Wer ist denn der Meister?«

»Jener, zu dem man Sie vorgestern führte.«

»Und wo ist er?«

»Hier.«

»Machen Sie, daß ich ihn sehe.«

»Das ist leicht.«

Einen Augenblick später stand Luigi Vampa vor Danglars.

»Sie rufen mich?« fragte er den Gefangenen.

»Sind Sie, Monsieur, der Anführer der Personen, die mich hierherführten?«

»Ja, Exzellenz. Und?«

»Wieviel Lösegeld verlangen Sie von mir? Sprechen Sie?«

»Nur fünf Millionen, die Sie bei sich tragen.« Danglars fühlte einen furchtbaren Krampf sein Herz zermalmen. »Ich habe nur dies auf der Welt, Monsieur, und es ist der Rest eines

unermeßlichen Vermögens; wenn Sie mir diesen nehmen, so nehmen Sie mir das Leben.«

»Es ist uns verboten, Ihr Blut zu vergießen, Exzellenz.«

»Und von wem ist Ihnen dies verboten?«

»Von demjenigen, dem wir gehorchen.«

»Sie gehorchen also jemandem?«

»Ja, einem Oberhaupt.«

»Ich glaubte, daß sie selbst das Oberhaupt wären?«

»Ich bin das Oberhaupt dieser Leute, aber ein anderer Mann ist mein Oberhaupt.«

»Und gehorcht dieses Oberhaupt jemandem?«

»Ja.«

»Wem?«

»Gott.«

Danglars blieb einen Augenblick nachsinnend.

»Ich verstehe Sie nicht«, sagte er.

»Das ist möglich.«

»Und jenes Oberhaupt trug Ihnen auf, mich so zu behandeln?«

»Ja.«

»Was ist sein Zweck?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber meine Börse wird sich erschöpfen.«

»Wahrscheinlich.«

»Nun«, fragte Danglars, »wollen Sie eine Million?«

»Nein.«

»Zwei Millionen?«

»Nein.«

»Drei Millionen?... Vier?... Nun, vier? Ich gebe Sie Ihnen unter der Bedingung, daß Sie mich gehen lassen werden.«

»Warum bieten Sie uns vier Millionen für das, was fünf wert ist?« fragte Vampa. »Das ist ja Wucher, Herr Bankier, oder ich verstehe mich nicht darauf.«

»Nehmen Sie alles! Nehmen Sie alles! sag' ich Ihnen«, schrie Danglars ihn an, »und töten Sie mich!«

»Nun, nun, beruhigen Sie sich, Exzellenz, Sie erhitzen das Blut, wodurch Sie einen Appetit bekommen werden, um täglich eine Million zu verzehren; seien Sie also ökonomischer, mein Gott!«

»Wenn ich aber kein Geld mehr haben werde, Sie zu bezahlen?« brüllte Danglars erbittert los.

»Dann werden Sie hungern.«

»Ich werde hungern?« fragte Danglars erblassend.

»Das ist wahrscheinlich«, antwortete Vampa gleichgültig.

»Aber Sie sagen, daß Sie mich nicht töten wollen?«

»Nein.«

»Und Sie wollen mich vor Hunger sterben lassen?«

»Das ist nicht dasselbe.«

»Na schön, Ihr Elenden!« rief Danglars aus. »Ich werde Eure infamen Berechnungen vereiteln; wenn ich denn sterben soll, so ist es mir lieber, wenn es gleich zu Ende ist. Fügt mir Leiden zu, martert mich, tötet mich, aber meine Unterschrift werdet Ihr nicht bekommen!«

»Wie es Ihnen beliebt, Exzellenz«, sagte Vampa. Und er verließ die Zelle.

Danglars warf sich brüllend auf seine Bockshäute. Wer waren diese Leute? Wer war dieses sichtbare Oberhaupt? Wer war jenes unsichtbare Oberhaupt? Welche Pläne verfolgten sie in bezug auf ihn? Und wenn jedermann sich loskaufen konnte, warum konnte er es nicht? Oh, gewiß, der Tod, ein schneller und gewaltsamer Tod, war ein gutes Mittel, diese erbitterten Feinde zu täuschen, die an ihm eine unbegreifliche Rache zu vollziehen schienen. Ja, aber sterben! Vielleicht

zum erstenmal während seiner so langen Laufbahn dachte Danglars an den Tod mit dem Wunsch und zugleich der Furcht, zu sterben; aber der Moment war für ihn gekommen, seinen Blick auf das unversöhnliche Gespenst zu heften, das im Innern eines jeden Geschöpfes lebt und bei jedem Pulschlag des Herzens zu ihm sagt: Du wirst sterben! Danglars glich jenen wilden Tieren, welche die Jagd anspornt, dann zur Verzweiflung bringt und denen es durch die Macht der Verzweiflung bisweilen gelingt, sich zu retten. Danglars dachte an eine Flucht. Aber die Mauern waren der Felsen selbst und an dem einzigen Ausgang, der zur Zelle hinausführte, las ein Mann; hinter diesem Mann sah man mit Flinten bewaffnete Schatten hin und her wandeln.

Sein Entschluß, nicht zu unterzeichnen, währte zwei Tage, wonach er Nahrung verlangte und eine Million bot. Man tischte ihm ein prächtiges Nachtessen auf und nahm seine Million. Von nun war das Leben des unglücklichen Gefangenen eine fortwährende Verschwendung. Er hatte so viel gelitten, daß er sich nicht mehr der Gefahr aussetzen wollte, zu leiden, und alle Anforderungen duldete.

Nach Verlauf von zwölf Tagen, eines Nachmittags, da er wie in seinen schönsten Glückszeiten diniert hatte, machte er seine Rechnung, und fand, daß er so viele Anweisungen auf den Inhaber ausgestellt habe, daß ihm nur mehr fünfzigtausend Francs blieben. Nun trat in ihm eine sonderbare Gegenwirkung ein; er, der fünf Millionen hingegeben hatte, suchte die fünfzigtausend Francs zu retten, die ihm blieben. Er entschloß sich, lieber wieder ein Leben voll Entbehnungen zu erdulden, als diese fünfzigtausend Francs zu geben. Er hatte Hoffnungsstrahlen, die an Wahnsinn grenzten. Er, der seit so langer Zeit Gott vergaß, dachte an ihn, um sich zu sagen, daß Gott bisweilen Wunder gewirkt habe; daß die Höhle versinken könnte; daß die päpstlichen Carabinieri dieses verfluchte Versteck entdeckten, und ihm zu Hilfe kommen könnten; daß ihm dann fünfzigtausend Francs bleiben würden; daß fünfzig-

tausend Francs eine genügende Summe seien, um einen Menschen vor dem Hungertod zu bewahren. Er betete zu Gott, ihm diese fünfzigtausend Francs zu erhalten, und betend weinte er.

So verstrichen drei Tage, während welcher der Name Gottes beständig, wenn nicht in seinem Herzen, wenigstens auf seinen Lippen war; pausenweise hatte er Augenblicke des Deliriums, in denen er durch die Fenster hindurch in einer armseiligen Kammer einen Greis auf einem elenden Lager im Todeskampf zu sehen glaubte. Auch dieser Greis starb vor Hunger.

Am vierten Tag war er kein Mensch mehr, sondern eine lebende Leiche; er hatte die letzten Brotsamen seiner früheren Mahlzeiten von der Erde aufgerafft und die Matte, mit welcher der Boden bedeckt war, zu verzehren begonnen. Dann flehte er Peppino an, wie man seinen Schutzengel anfleht, ihm einige Nahrung zu geben. Er bot ihm tausend Francs für einen Bissen Brot. Peppino antwortete nicht. Am fünften Tag schleppte er sich bis zum Eingang der Zelle.

»Sind Sie denn kein Christ?« fragte er, auf den Knien sich aufrichtend. »Wollen Sie einen Menschen ermorden, der Ihr Bruder vor Gott ist? Oh! Meine ehemaligen Freunde, meine ehemaligen Freunde!« murmelte er.

Und er sank mit dem Gesicht auf die Erde hin. Dann rief er aus, mit einer Art von Verzweiflung sich wieder erhebend: »Den Anführer! Den Anführer!«

»Da bin ich!« erwiderte Vampa, plötzlich erscheinend. »Was wünschen Sie jetzt?«

»Nehmen Sie mein letztes Geld«, stammelte Danglars, seine Brieftasche darreichend, »und lassen Sie mich hier leben in dieser Höhle. Ich verlange die Freiheit nicht mehr, ich verlange nur zu leben.«

»Sie leiden also sehr?« fragte Vampa.

»O ja, ich leide, und grausam!«

»Dennoch gibt es Leute, die noch mehr gelitten haben als Sie.«

»Ich glaube nicht.«

»Allerdings! Jene, die vor Hunger gestorben sind.«

Danglars dachte an jenen Greis, den er während seiner Visionsstunden durch die Fenster seiner armseligen Kammer auf seinem Bett sah und seufzen hörte. Er stieß die Stirn an den Boden und stöhnte.

»Ja«, sagte er, »es ist wahr. Es gibt welche, die mehr gelitten haben als ich, aber diese waren wenigstens Märtyrer.«

»Sie bereuen also zumindest?« fragte eine düstere und feierliche Stimme, welche die Haare auf dem Kopf von Danglars sträuben ließ.

Sein schwach gewordener Blick versuchte die Gegenstände zu unterscheiden, und er sah hinter dem Banditen einen in einen Mantel gehüllten, im Dunkel eines Steinfeilers verborgenen Mann.

»Was soll ich bereuen?« stammelte Danglars.

»Das Böse, das Sie getan haben«, antwortete dieselbe Stimme.

»O ja, ich bereue, ich bereue!« rief Danglars aus. Und er schlug mit seiner abgezehrten Hand auf seine Brust.

»Dann verzeihe ich Ihnen«, sagte der Mann, indem er seinen Mantel abwarf und einen Schritt vorwärts machte, um sich in das Licht zu stellen.

»Der Graf von Monte Christo!« rief Danglars, bleicher vor Schrecken, als er es einen Augenblick früher vor Hunger und Elend war.

»Sie täuschen sich, ich bin nicht der Graf von Monte Christo.«

»Und wer sind Sie denn?«

»Ich bin derjenige, den du verkauft, ausgeliefert, entehrt

hast. Ich bin derjenige, dessen Verlobte du prostituiert hast. Ich bin derjenige, über den du schritttest, um dich zum Vermögen emporzuschwingen. Ich bin derjenige, dessen Vater du vor Hunger sterben ließest. Ich bin derjenige, der dich verurteilt hatte, Hungers zu sterben, und dir dennoch verzeiht, weil er selbst der Verzeihung bedarf. Ich bin Edmond Dantès!«

Danglars stieß nur einen Schrei aus und stürzte zu seinen Füßen hin.

»Stehen Sie auf«, sagte der Graf, »Ihr Leben ist gerettet; ein solches Glück ist Ihren anderen beiden Mitschuldigen nicht begegnet: Der eine ist wahnsinnig, der andere ist tot! Behalten Sie die fünfzigtausend Francs, die Ihnen übrigbleiben, ich schenke sie Ihnen; Ihre den Spitälern gestohlenen fünf Millionen sind denselben durch eine ihnen unbekannte Hand bereits wieder erstattet. Und nun essen und trinken Sie, heute abend sind Sie mein Gast... Vampa, wenn dieser Mann satt ist, wird er frei sein.«

Danglars blieb auf dem Boden zerschmettert liegen, als der Graf sich entfernte; als er den Kopf wieder aufhob, sah er nur mehr eine Art Schatten, der im Korridor verschwand und vor dem die Banditen sich verbeugten. Wie der Graf es angeordnet hatte, wurde Danglars von Vampa bedient, der ihm den besten Wein und die schönsten Früchte Italiens auftragen ließ, und der, nachdem er ihn in seine Postkutsche hatte steigen lassen, auf der Straße ihn verließ, an einen Baum gelehnt. Er blieb dort bis Tagesanbruch, unkundig, wo er war. Als es Tag wurde, bemerkte er, daß er neben einem Fluß war. Er verspürte Durst und schleppte sich bis zu ihm hin. Als er sich bückte, um daraus zu trinken, bemerkte er, daß seine Haare schlohweiß geworden waren.

117. KAPITEL

Der fünfte Oktober

Es war ungefähr sechs Uhr abends; ein opalfarbenes Licht, in welches eine schöne Herbstsonne ihre Goldstrahlen sickern ließ, floß vom Himmel auf das bläuliche Meer. Die Hitze des Tages war stufenweise gewichen, und man begann jenen leichten Abendwind zu fühlen, welcher der Atem der nach der glühenden Siesta des Mittags wieder erwachenden Natur scheint, ein köstlicher Wind, der die Küsten des Mittelmeers erfrischt und von Ufer zu Ufer den Wohlgeruch der Bäume trägt, mit dem scharfen Duft des Meeres vermischt.

Auf jenem unermeßlichen See, der sich von Gibraltar bis zu den Dardanellen, und von Tunis bis Venedig erstreckt, glitt eine leichte Jacht von schlichter und eleganter Form in den ersten Abendnebeln. Ihre Bewegung war wie die eines Schwans, der seine Schwingen im Wind entfaltet und auf dem Wasser zu gleiten scheint. Sie zog rasch und zugleich zierlich dahin und ließ eine glitzernde Furche hinter sich zurück. Nach und nach war Phöbus, dessen letzte Strahlen wir begrüßten, am westlichen Horizont verschwunden; aber wie um den glänzenden Träumen der Mythologie recht zu geben, verklärten seine indiskreten Glutten den Kamm jeder Welle wieder und schienen zu offenbaren, daß der Flammengott sich soeben in Amphitrites Schoß verborgen habe, die vergebens ihren Geliebten in den Falten ihres azurnen Mantels zu verstecken suchte. Die Jacht rückte rasch vor, obgleich sie dem Anschein nach nicht genug Wind hatte, um das Lockenhaar eines jungen Mädchens flattern zu machen. Auf dem Vorderteil des Schiffes stehend, sah ein Mann von hoher Gestalt, von bronzefarbenem Teint, aufmerksamen Blickes, das Land in der Gestalt einer finsternen, kegelförmigen Masse, inmitten der Fluten wie ein ungeheurer spanischer Hut auftauchend, näher kommen.

»Ist dies Monte Christo?« fragte mit ernster Stimme und mit der Aura einer tiefen Traurigkeit der Reisende, unter dessen Befehlen die kleine Jacht momentan zu stehen schien.

»Ja, Exzellenz«, antwortete der Kapitän, »wir kommen an.«

»Wir kommen an!« murmelte der Reisende mit einem unbeschreiblichen Ton von Melancholie. Dann fügte er mit leiser Stimme bei: »Ja, dies wird der Hafen sein.«

Dann versenkte er sich wieder in sein Sinnen, das sich durch ein trauriges Lächeln kundgab, wie es Tränen getan hätten. Einige Minuten später bemerkte man am Land den Schimmer einer Flamme, die sogleich erlosch, und der Knall eines Feuerwesohres dröhnte bis zur Jacht.

»Exzellenz«, sagte der Kapitän, »dies ist das Landsignal. Wollen Sie selbst darauf antworten?«

»Welches Signal?« fragte dieser.

Der Kapitän streckte die Hand nach der Insel aus, an deren Seite, vereinzelt und weißlich, eine breite Rauchflocke aufstieg, die, sich ausdehnend, zerfloß.

»Ah ja!« erwiderte er, wie aus einem Traum erwachend. »Geben Sie her!«

Der Kapitän reichte ihm einen geladenen Karabiner; der Reisende nahm ihn, hob ihn langsam empor und schoß in die Luft. Zehn Minuten später zog man die Segel auf und warf fünfhundert Schritte von einem kleinen Hafen Anker. Das Beiboot war mit vier Ruderern und dem Lotsen bereits im Wasser; der Reisende stieg hinab und blieb, anstatt sich in den für ihn mit blauem Teppich ausgeschlagenen vorderen Teil zu setzen, mit verschränkten Armen stehen. Die Ruderer warteten, ihre Ruder halb emporhebend, wie Vögel, die ihre Flügel trocknen.

»Los!« befahl der Reisende.

Die acht Ruder sanken wieder mit einem einzigen Schlag in das Meer, ohne einen einzigen Tropfen Wasser zu spritzen;

die Barke glitt dann, dem Antrieb folgend, rasch dahin. In einem Augenblick war man in einer kleinen, durch einen natürlichen runden Ausschnitt gebildeten Bucht; die Barke stieß auf Grund von feinem Sand.

»Exzellenz«, sagte der Lotse, »steigen Sie auf die Schultern von zweien von uns. Sie werden Sie ans Land tragen.«

Der junge Reisende antwortete auf diese Einladung durch eine Gebärde völliger Gleichgültigkeit, streckte seine Beine über die Barke hinab und ließ sich in das Wasser gleiten, das ihm bis an den Gürtel reichte.

»Ah! Exzellenz«, äußerte der Lotse, »es ist schlimm, was Sie da tun, und Sie werden Ursache sein, daß wir vom Gebiete ausgezankt werden.«

Der junge Mann fuhr fort, sich dem Ufer zu nähern, zwei Matrosen folgend, die den flachsten Grund wählten. Etwa nach dreißig Schritten war man an Land; der junge Mann schüttelte seine Füße auf einem trockenen Boden und schaute um sich her nach dem wahrscheinlichen Weg, den man ihm bezeichnete, denn es war völlige Nacht. In dem Moment, da er den Kopf umwendete, ruhte eine Hand auf seiner Schulter, und eine Stimme machte ihn beben. »Guten Tag, Maximilien«, sagte diese Stimme, »Sie sind pünktlich, danke!«

»Sie sind's, Graf!« rief der junge Mann mit einer Bewegung aus, die der Freude glich, und drückte mit seinen beiden Händen die Hand von Monte Christo.

»Ja, Sie sehen es, so pünktlich wie Sie; aber Sie triefen, mein lieber Freund; Sie müssen sich umkleiden, wie Calypso zu Telemach sagen würde. Kommen Sie also, es ist hier in der Nähe eine für Sie hergerichtete Wohnung, in der Sie Anstrengungen und Kälte vergessen werden.«

Monte Christo gewahrte, daß Morrel sich umkehrte; er wartete. Wirklich sah der junge Mann mit Erstaunen, daß von jenen, die ihn herführten, kein Wort gesprochen worden war, daß er sie nicht bezahlt habe und daß sie dennoch fortgefahren

waren. Man hörte sogar schon die Ruderschläge der Barke, welche zur kleinen Jacht zurückkehrte.

»Ah, ja«, sagte der Graf, »Sie suchen Ihre Matrosen?«

»Allerdings; ich gab ihnen nichts, und dennoch fuhren sie fort.«

»Kümmern Sie sich nicht darum, Maximilien«, erwiderte Monte Christo lachend, »ich habe einen Vertrag mit der Marine abgeschlossen, damit man völlig abgabenfrei nach meiner Insel fahren kann. Ich bin abonniert, wie man in zivilisierten Ländern sagt.«

Morrel schaute den Grafen erstaunt an.

»Graf«, sagte er zu ihm, »Sie sind hier nicht mehr derselbe wie in Paris.«

»Wieso?«

»Ja; hier lachen Sie.«

Monte Christos Stirn verdüsterte sich plötzlich.

»Sie haben recht, mich an mich selbst zu erinnern, Maximilien«, versetzte er, »Sie wiederzusehen, war ein Glück für mich, und ich vergaß, daß jedes Glück flüchtig ist.«

»O nein, nein, Graf«, rief Morrel aus, von neuem die beiden Hände seines Freundes ergreifend. »Lachen Sie, seien Sie glücklich und beweisen Sie mir durch Ihre Gleichgültigkeit, daß das Leben nur für jene widrig ist, welche leiden. Oh! Sie sind freundlich, Sie sind gut, Sie sind groß, mein Freund, und Sie spielen diese Fröhlichkeit, um mir Mut einzuflößen.«

»Sie irren sich, Morrel«, äußerte Monte Christo, »es ist, weil ich wirklich glücklich war.«

»Dann vergessen Sie mich selbst, desto besser!«

»Wieso?«

»Ja, denn Sie wissen es, Freund, wie der in den Zirkus tretende Gladiator zu dem erhabenen Kaiser sagte, sag' ich zu Ihnen: ›Der Todgeweihte grüßt dich.««

»Sind Sie nicht getröstet?« fragte Monte Christo mit einem sonderbaren Blick.

»Oh!« antwortete Morrel mit einem gramvollen Blick. »Glaubten Sie wirklich, daß ich es sein könnte?«

»Hören Sie«, sagte der Graf, »Sie verstehen wohl den Sinn meiner Worte, nicht wahr, Maximilien? Sie halten mich für keinen alltäglichen Menschen, für keine Klapper, die unbestimmte und sinnlose Töne von sich gibt. Wenn ich Sie frage, ob Sie getröstet sind, so spreche ich mit Ihnen als ein Mann, für den das menschliche Herz keine Geheimnisse mehr hat. Wohlan, Morrel, steigen wir miteinander in den Grund Ihres Herzens hinunter und leuchten wir es aus. Ist's noch immer die stürmische Ungeduld des Schmerzes, welche dafür sorgt, daß der Leib auffährt, wie der durch die Moskitos zermürbte Löwe auffährt? Ist's noch immer jener glühende Durst, der nur im Grab gelöscht wird? Ist's jenes Ideal des Vermissens, welche den Lebenden aus dem Leben hinaus auf die Fährte des Todes hetzt? Oder ist's wohl nur das Hinstürzen des erschöpften Mutes, die Langeweile, welche den Hoffungsstrahl erstickt, der leuchten möchte? Ist's der die Ohnmacht der Tränen verursachende Verlust des Gedächtnisses? O mein lieber Freund, wenn dem also ist, wenn Sie nicht mehr weinen können, wenn Sie Ihr erstarrtes Herz für tot halten, wenn Sie nur mehr in Gott Kräfte haben, nur mehr Blicke für den Himmel, Freund, dann lassen wir die Worte beiseite, die für den Sinn zu eng sind, den unsere Seele ihnen verleiht. Maximilien, Sie sind getröstet, beklagen Sie sich nicht mehr.«

»Graf«, entgegnete Morrel mit seiner sanften und zugleich festen Stimme, »Graf, hören Sie mich an, wie man einen Mann anhört, welcher spricht, den Finger gegen die Erde reckend und die Augen zum Himmel erhebend: Ich bin zu Ihnen gekommen, um in den Armen eines Freundes zu sterben. Gewiß, es gibt Leute, die ich liebe; ich liebe meine Schwester Julie, ich liebe ihren Gatten Emmanuel; aber ich fühle das Bedürfnis, daß man mir kräftige Arme öffne und daß man mir

in meinen letzten Augenblicken zulächle. Meine Schwester würde in Tränen zerfließen und in Ohnmacht fallen; ich würde sie leiden sehen, und ich habe genug gelitten; Emmanuel würde mir die Waffe aus den Händen reißen und das Haus mit seinem Geschrei erfüllen. Sie, Graf, Sie, dessen Wort ich habe, Sie, der Sie mehr als ein Mensch sind, Sie, den ich einen Gott nennen würde, wenn Sie nicht sterblich wären, Sie werden mich sanft und zärtlich zu den Pforten des Todes führen, nicht wahr?«

»Freund«, antwortete der Graf, »ich hege noch einen Zweifel. Sollen Sie so wenig Kraft besitzen, um einen Stolz darein zu setzen, Ihren Schmerz zur Schau zu stellen?«

»Nein, sehen Sie, ich bin ein schlichter Mensch«, erwiderte Morrel, dem Grafen die Hand reichend, »und mein Puls schlägt nicht stärker, nicht langsamer als gewöhnlich. Nein, ich fühle mich am Ziel des Weges. Nein, ich werde nicht weitergehen. Sie sagten mir, ich sollte harren und hoffen. Wissen Sie, was Sie getan haben, unglücklicher Weiser, der Sie sind? Ich harrete einen Monat, das heißt: Ich litt einen Monat lang! Ich hoffte – ach, der Mensch ist ein armes und elendes Geschöpf! –, ich hoffte, was? Ich weiß es nicht, etwas Unbekanntes, Absurdes, Unsinniges, ein Wunder... welches? Gott allein kann es sagen, er, der unserer Vernunft jene Torheit beigemischt hat, die man Hoffnung nennt. Ja, ich harrete, ja, ich hoffte, Graf, und seit der Viertelstunde unseres Gespräches haben Sie mir, ohne es zu wissen, hundertmal das Herz gequält, gebrochen, denn jedes Ihrer Worte bewies mir, daß es für mich keine Hoffnung mehr gibt. O Graf, wie süß und wonnig werde ich im Tode ruhen!«

Morrel sprach diese letzten Worte mit einem Ausbruch von Energie, der den Grafen durchbebte.

»Mein Freund«, fuhr Morrel fort, als er sah, daß der Graf schwieg. »Sie haben mir den 5. Oktober als das Ende des Aufschubs bezeichnet, den Sie von mir verlangten... mein Freund, heute ist der 5. Oktober.« Morrel zog seine Uhr. »Es

ist neun Uhr, ich habe noch drei Stunden zu leben.«

»Meinetwegen!« antwortete Monte Christo. »Kommen Sie!«

Morrel folgte dem Grafen maschinenmäßig, und sie waren bereits in der Grotte, bevor Maximilien es auch nur gewährte. Er fand Teppiche unter seinen Füßen, eine Tür öffnete sich, Wohlgerüche umhüllten ihn, ein lebhaftes Licht blendete seine Augen. Morrel blieb stehen, unschlüssig, ob er vorwärts gehen sollte. Er mißtraute den aufregenden Wonnen, die ihn umgaben.

Monte Christo zog ihn sanft fort. »Ist's nicht passend«, fragte er, »daß wir die drei Stunden, die Ihnen noch bleiben, wie die alten Römer verwenden, die, von Nero, ihrem Kaiser und Erben, zum Tode verurteilt, sich an den blumengeschmückten Tisch setzten und mit dem Duft der Heliotropen und Rosen den Tod einatmeten?«

Morrel lächelte.

»Wie es Ihnen beliebt«, sagte er, »der Tod bleibt immer der Tod, nämlich die Vergessenheit, die Ruhe, die Abwesenheit des Lebens und folglich des Schmerzes.«

Er setzte sich; Monte Christo nahm ihm gegenüber Platz. Sie befanden sich in jenem wunderbaren, von uns bereits geschilderten Speisesaal, worin Marmorstatuen auf ihren Köpfen immer mit Blumen und Früchten gefüllte Körbchen trugen. Morrel hatte alles unbestimmt angeschaut und wahrscheinlich nichts gesehen.

»Sprechen wir von Mann zu Mann«, sagte er, den Grafen starr anblickend.

»Sprechen Sie!« antwortete dieser.

»Graf«, fuhr Morrel fort, »Sie sind der Inbegriff aller menschlichen Kenntnisse und machen den Eindruck auf mich, als wären Sie aus einer vollkommeneren und weiseren Welt als der unsrigen herabgekommen.«

»Es liegt etwas Wahres darin, Morrel«, versetzte der Graf mit jenem melancholischen Lächeln, das ihn so schön machte, »ich bin aus einem Planeten herabgekommen, den man den Schmerz nennt.«

»Ich glaube alles, was Sie mir sagen, ohne daß ich den Sinn davon zu ergründen suche, Graf, und der Beweis liegt darin, daß Sie mir sagten, ich sollte leben, und daß ich lebte; daß Sie mir sagten, ich sollte hoffen, und daß ich fast hoffte. Ich erlaube mir also, Sie zu fragen, wie wenn Sie schon einmal gestorben wären: Graf, tut es sehr weh?«

Monte Christo schaute Morrel mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Zärtlichkeit an.

»Ja«, antwortete er, »ja, ohne Zweifel tut es sehr weh, wenn Sie auf eine gewalttätige Weise diese sterbliche Hülle zerbrechen, die hartnäckig zu leben verlangt. Wenn Sie Ihr Fleisch unter den unbemerkbaren Zähnen eines Dolches knirschen machen, wenn Sie mit einer unintelligenten Kugel, die immer bereit ist, von ihrer Bahn abzuweichen, Ihr Gehirn durchlöchern, dem der mindeste Stoß Schmerzen verursacht, gewiß, dann werden Sie leiden, gewiß, Sie werden widerstrebend vom Leben scheiden und es inmitten Ihres verzweiflungsvollen Todeskampfes besser finden als eine so teuer erkaufte Ruhe.«

»Ja, ich begreife«, versetzte Morrel, »der Tod hat wie das Leben seine Geheimnisse des Schmerzes und der Wonne: Die Hauptsache ist, sie zu kennen.«

»Richtig, Maximilien, und Sie sprachen soeben das große Wort aus. Der Tod ist, je nach der Sorgfalt, die wir anwenden, auf einem guten oder schlechten Fuß mit ihm zu stehen, entweder ein Freund, der uns so sanft wiegt wie eine Amme, oder ein Feind, der uns die Seele gewaltsam aus dem Leibe reißt. Einst, wenn unsere Welt noch tausend Jahre gelebt hat, wenn man alle zerstörerischen Kräfte der Natur bewältigt hat, um sie dem allgemeinen Wohl der Menschheit dienstbar zu

machen, wenn der Mensch, wie Sie eben erst sagten, das Geheimnis des Todes kennt, dann wird der Tod sein wie der in den Armen unserer Vielgeliebten genossene Schlaf.«

»Und Sie wüßten so zu sterben, Graf, wenn Sie sterben wollten?«

»Ja.«

Morrel reichte ihm die Hand.

»Ich begreife jetzt«, äußerte er, »warum Sie sich hier mit mir treffen wollten, auf dieser einsamen Insel, inmitten eines Ozeans, in diesem unterirdischen Palast, einem Grabmal, das ein Pharao beneiden dürfte: nämlich weil Sie mich lieben, nicht wahr, Graf? Weil Sie mich genügend lieben, um mir eine von jenen Todesarten zu verschaffen, von denen Sie eben erst sprachen, einen Tod ohne Todeskampf, einen Tod, der mir zu erlöschen gestattet, indem ich Valentines Namen ausspreche und Ihnen die Hand drücke?«

»Ja, Sie haben richtig geraten, Morrel«, versetzte der Graf einfach, »nur so versteh' ich es.«

»Ich danke. Die Idee, daß ich morgen nicht mehr leiden werde, ist Balsam für mein armes Herz.«

»Bedauern Sie keinen Verlust?« fragte Monte Christo.

»Nein«, antwortete Morrel.

»Bedauern Sie selbst nicht, mich zu verlieren?« fragte der Graf mit einer tiefen Gemütsbewegung.

Morrel schwieg; sein so reines Auge verdunkelte sich plötzlich, dann leuchtete es mit einem ungewöhnlichen Glanz; eine heiße Träne quoll hervor, und rieselte, eine Silberfurche höhlend, über seine Wange.

»Wie?« sagte der Graf. »Es bleibt Ihnen noch ein Bedauern des Verlustes der Erde, und Sie wollen sterben?«

»Oh! Ich bitte Sie inständig«, rief Morrel mit einer schwach gewordenen Stimme aus, »kein Wort mehr, Graf, verlängern Sie meine Qual nicht!«

Der Graf glaubte, daß Morrel schwach werden würde. Dieser Glaube, von der Dauer eines Augenblickes, erweckte in ihm den schrecklichen Zweifel wieder, den er schon einmal im Château d'If besiegt hatte.

»Ich beschäftige mich«, dachte er, »diesen Mann dem Glück zurückzugeben, ich betrachte es als Ausgleich, wie ein Gewicht, in die Waage geworfen, der anderen Waagschale gegenüber, in die ich das Böse fallen ließ. Wenn ich mich jetzt täuschte, wenn dieser Mann nicht unglücklich genug wäre, um das Glück zu verdienen! Ach, was würde mit mir geschehen, der ich das Böse nur vergesse, indem ich das Gute meinem Geist wieder vorführe! – Hören Sie, Morrel«, sagte er, »Ihr Schmerz ist unermößlich, ich sehe es, aber dennoch glauben Sie an Gott und wollen Ihr Seelenheil nicht aufs Spiel setzen.«

Morrel lächelte traurig.

»Graf«, versetzte er, »Sie wissen, daß ich Poesie nicht ohne Begeisterung treibe, aber ich schwöre Ihnen, daß meine Seele nicht mehr mir gehört.«

»Hören Sie, Morrel«, entgegnete Monte Christo, »ich habe keinen Verwandten auf der Welt, Sie wissen es. Ich habe mich daran gewöhnt, Sie als meinen Sohn zu betrachten. Wohlan, um meinen Sohn zu retten, würde ich mein Leben opfern, um so mehr mein Vermögen.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, Morrel, daß Sie das Leben verlassen wollen, weil Sie nicht alle Genüsse kennen, die das Leben einem großen Vermögen verheißt. Morrel, ich besitze beinahe hundert Millionen, ich schenke sie Ihnen; mit einem solchen Vermögen können Sie zu allen Erfolgen gelangen, die Sie bezwecken. Sind Sie ehrgeizig? Alle Laufbahnen werden Ihnen offenstehen. Setzen Sie die Welt in Bewegung, verändern Sie ihr Aussehen, überlassen Sie sich unsinnigen Erfahrungen, werden Sie ein Verbrecher, wenn es sein muß, aber leben

Sie!«

»Graf, ich habe Ihr Wort«, antwortete Morrel kalt, »und«, fügte er hinzu, seine Uhr ziehend, »es ist bald zwölf Uhr.«

»Morrel! Wo denken Sie hin, unter meinen Augen, in meinem Hause?«

»Dann lassen Sie mich gehen«, antwortete Maximilien, düster geworden, »oder ich muß glauben, daß Sie mich nicht meinetwegen lieben, sondern Ihretwegen!« Und er stand auf.

»Gut«, erwiderte Monte Christo, dessen Gesicht bei diesen Worten sich verklärte, »Sie wollen es, Morrel, und Sie sind unbeugsam; ja, Sie sind sehr unglücklich, und nur ein Wunder, wie Sie sagten, könnte Sie heilen; setzen Sie sich, Morrel, und warten Sie!«

Morrel gehorchte. Monte Christo stand auf und holte in einem sorgfältig verschlossenen Schrank, dessen Schlüssel er an einer goldenen Kette am Hals trug, ein kleines, wunderschön geschnittes und ziseliertes silbernes Kästchen, dessen Ecken vier bogenförmige Figuren darstellten, gleich jenen Karyatiden, weibliche Figuren, Symbole von Engeln, die nach dem Himmel streben. Er stellte das Kästchen auf den Tisch. Dann öffnete er es und zog eine kleine goldene Büchse daraus hervor, deren Deckel durch den Druck einer geheimen Feder aufsprang. Diese Büchse enthielt eine ölige, halb feste Substanz, deren Farbe unbeschreiblich war, in Folge des Abglanzes von geschliffenem Gold, von Saphiren, Rubinen und Smaragden, welche die Büchse säumten. Es war ein Schillern von Azur, Purpur und Gold. Der Graf schöpfte eine kleine Menge von dieser Substanz mit einem Löffel von vergoldetem Silber und reichte ihn Morrel, einen langen Blick auf ihn heftend. Man konnte nun sehen, daß diese Substanz grünlich war.

»Hier ist, um was Sie mich ersuchten«, sagte er. »Hier ist, was ich Ihnen versprach.«

»Noch lebend«, erwiderte der junge Mann, den Löffel aus Monte Christos Händen nehmend, »danke ich Ihnen aus der

Tiefe meines Herzens.«

Der Graf nahm einen zweiten Löffel und schöpfte zum zweitenmal aus der goldenen Büchse.

»Was haben Sie vor, Freund?« fragte Morrel, seine Hand festhaltend.

»Meiner Treu, Morrel«, antwortete er ihm lächelnd, »ich glaube, Gott verzeih mir's, daß auch ich des Lebens überdrüssig bin wie Sie, und weil die Gelegenheit sich dazu darbietet... «

»Halten Sie ein!« rief der junge Mann aus. »Oh, Sie, der Sie lieben und geliebt werden, Sie, der Sie den Glauben und die Hoffnung haben; oh, tun Sie nicht, was ich tun will; von Ihrer Seite wäre es ein Verbrechen. Leben Sie wohl, mein edler und hochherziger Freund; leben Sie wohl; ich werde Valentine alles sagen, was Sie für mich getan haben.«

Und langsam, ohne eine andere Zögerung als einen langen Druck mit der linken Hand, die er dem Grafen reichte, verschluckte Morrel oder vielmehr schlürfte er die ihm von Monte Christo gereichte geheimnisvolle Substanz. Dann schwiegen beide. Ali brachte stumm und aufmerksam den Tabak und die türkischen Pfeifen, trug den Kaffee auf und verschwand. Nach und nach erblaßten die Lampen in den Händen der Marmorstatuen, die sie trugen, und der Wohlgeruch der Räucherpfännchen schien Morrel minder durchdringend. Ihm gegenüber sitzend, schaute ihn Monte Christo aus dem dunklen Hintergrund an, und Morrel sah nur die Augen des Grafen glänzen. Ein unermeßlicher Schmerz bemächtigte sich des jungen Mannes; er fühlte die türkische Pfeife seinen Händen entschlüpfen; die Gegenstände verloren nach und nach ihre Gestalt und ihre Farbe; seine getrüben Augen sahen Türen und Vorhänge in der Wand sich öffnen. »Freund«, sagte er, »ich fühle, daß ich sterbe. Dank!«

Er machte eine Anstrengung, um ihm zum letztenmal die Hand zu reichen; aber seine Hand sank erschlaft neben ihm

herab. Dann dünkte es ihm, daß Monte Christo lächelte, aber es war nicht mehr jenes unheimliche und schreckliche Lächeln, das ihm bisweilen einen flüchtigen Einblick in die Geheimnisse dieser tiefen Seele vergönnte, sondern das Lächeln jenes wohlwollenden Mitleids, das die Väter für ihre kleinen Kinder fühlen, wenn sie albernes Zeug schwätzen. Gleichzeitig wuchs der Graf vor seinen Augen; seine fast verdoppelte Gestalt zeichnete sich auf den roten Tapeten ab; er hatte seine schwarzen Haare zurückgeschüttelt und erschien groß und stolz, wie einer von jenen Engeln, mit denen man die Bösen für den Tag des Jüngsten Gerichts bedroht.

Gebeugt, überwunden lehnte sich Morrel in seinem Armstuhl zurück; in alle seine Adern schlich sich ein sanftes Erstarren. Veränderte Ideen durchkreuzten sein Gehirn, wie im Kaleidoskop eine neue Verteilung von Mustern entsteht. Liegend, erschlaft, keuchend, fühlte Morrel nichts mehr in sich leben als diesen Traum: Er schien mit vollen Segeln in das unbestimmte Delirium einzuziehen, das jenem unbekannten Schlund vorangeht, den man den Tod nennt. Noch einmal versuchte er, dem Grafen die Hand zu reichen, aber diesmal wich seine Hand gar nicht von der Stelle; er wollte ein letztes Lebewohl stammeln; seine Zunge wälzte sich schwerfällig in seiner Kehle wie ein Stein, der ein Grabmal verschließen sollte. Seine ermatteten Augen fielen wider seinen Willen zu; dennoch bewegte sich hinter seinen Augenlidern ein Bild hin und her, welches er ungeachtet jener Dunkelheit erkannte, von der er sich umhüllt wähnte. Es war der Graf, welcher soeben eine Tür geöffnet hatte. Sogleich durchwogte eine unermeßliche Helle, aus einem angrenzenden Gemach oder vielmehr aus einem wundersamen Palast hereinbrechend, den Saal, worin Morrel sich seinem süßen Todeskampf überließ. Dann sah er auf die Schwelle dieses Saales und auf die Grenze zwischen beiden Gemächern, eine weibliche Gestalt von wunderbarer Schönheit schweben. Bleich und sanft lächelnd schien sie der Engel des Mitleids, den Engel der Rache beschwörend.

»Ist dies schon der Himmel, der sich für mich auftut?« dachte der Sterbende. »Dieser Engel gleicht jenem, den ich verloren habe.«

Monte Christo wies der jungen Dame mit dem Finger das Sofa, auf welchem Morrel ruhte. Sie näherte sich ihm mit gefalteten Händen und ein Lächeln auf den Lippen.

»Valentine! Valentine!« rief Morrel aus der Tiefe der Seele. Aber sein Mund brachte keinen Laut hervor, und wie wenn alle seine Kräfte in dieser inneren Gemütsaufregung vereinigt gewesen wären, stieß er einen Seufzer aus und schloß die Augen. Valentine stürzte auf ihn zu. Morrels Lippen machten noch eine Bewegung.

»Aus der Tiefe seines Schlafes«, sagte der Graf, »ruft Sie derjenige, dem Sie Ihr Geschick anvertrauten und von welchem der Tod Sie trennen wollte! Doch zum Glück war ich da, und ich habe den Tod besiegt! Valentine, fortan dürfen Sie sich nicht mehr auf Erden trennen, denn um Sie wiederzufinden, stürzte er sich ins Grab. Ohne mich starben Sie beide. Ich gebe Sie einander wieder, möge Gott mir diese beiden Existenzen anrechnen, die ich rette!«

Valentine ergriff Monte Christos Hand und drückte sie in einem unwiderstehlichen Freudenaufschwung an ihre Lippen.

»Oh! Danken Sie mir, ja«, versetzte der Graf. »Oh! Sagen Sie es mir immer wieder, ohne zu ermüden, es mir zu wiederholen, sagen Sie es mir wieder, daß ich Sie glücklich machte. Sie wissen nicht, wie sehr ich dieser Gewißheit bedarf!«

»Oh! Ja, ja, ich danke Ihnen aus ganzer Seele«, erwiderte Valentine, »und wenn Sie zweifeln, daß mein Dank aufrichtig sei, nun denn! Dann fragen Sie Haydée, fragen Sie meine geliebte Schwester Haydée, die seit unserer Abreise aus Frankreich, von Ihnen sprechend, den glücklichen Tag mich geduldig zu erwarten mahnte, der mir heute leuchtet.«

»Sie lieben also Haydée?« fragte Monte Christo mit einer Rührung, die zu verhehlen er sich vergebens bemühte.

»Oh! Mit ganzer Seele!«

»Wohlan, hören Sie, Valentine, ich muß Sie um eine Gunst bitten.«

»Mich! Großer Gott! Bin ich dazu glücklich genug?«

»Ja; Sie nannten Haydée Ihre Schwester; sie möge wirklich Ihre Schwester sein, Valentine; vergüten Sie ihr alles, was Sie mir zu schulden glauben; beschützen Sie sie, Morrel und Sie«, – die Stimme des Grafen war nahe daran, in seiner Kehle zu verstummen –, »denn fortan wird sie allein dastehen auf der Welt.«

»Allein dastehen auf der Welt?« wiederholte eine Stimme hinter dem Grafen. »Und warum?«

Monte Christo wendete sich um. Haydée stand vor ihm, blaß und eisig, den Grafen mit einem Ausdruck tödlichen Erstarrens anstarrend.

»Weil du morgen frei sein wirst, meine Tochter«, antwortete der Graf, »weil du in der Welt deinen dir gebührenden Platz wieder einnehmen wirst, weil ich nicht will, daß mein Geschick das deine verdunkle. Fürstentochter! Ich gebe dir die Reichtümer und den Namen deines Vaters zurück!«

Haydée erblaßte, öffnete ihre durchsichtigen Hände, wie es die Jungfrau macht, die sich Gott anvertraut, und fragte mit tränengebrochener Stimme: »Du verläßt mich also, mein hoher Herr?«

»Haydée! Haydée! Du bist jung, du bist schön, vergiß selbst meinen Namen und sei glücklich!«

»Gut«, sagte Haydée, »deine Befehle werden vollzogen werden, mein hoher Herr; ich werde selbst deinen Namen vergessen und glücklich sein.«

Und sie tat einen Schritt rückwärts, um sich zu entfernen.

»O mein Gott«, rief Valentine aus, fortwährend Morrels erstarrtes Haupt auf ihrer Schulter haltend, »sehen Sie denn nicht, wie blaß sie ist, sehen Sie denn nicht, wie sie leidet?«

Haydée sagte mit einem herzerreißenden Ausdruck zu ihr: »Wie willst du denn, daß er mich verstehe, meine Schwester? Er ist mein Gebieter, und ich bin seine Sklavin, er hat das Recht, nichts zu sehen.«

Der Graf bebte bei dem Klang dieser Stimme, welche die geheimsten Saiten seines Herzens anschlug; seine Augen begegneten jenen des jungen Mädchens und konnten den Glanz derselben nicht ertragen.

»Mein Gott! Mein Gott!« sagte Monte Christo. »Wäre denn wahr, was Sie mich vermuten ließen! Haydée, würden Sie sich denn glücklich fühlen, mich nicht zu verlassen?«

»Ich bin jung«, antwortete sie sanft, »ich liebe das Leben, das du mir immer so süß machtest, und ich würde bedauern, zu sterben.«

»Willst du denn damit sagen, daß, wenn ich dich verliese, Haydée... «

»Ich sterben würde, mein hoher Herr, ja!«

»Du liebst mich also?«

»Oh! Valentine, er fragt mich, ob ich ihn liebe! Valentine, sag ihm doch, ob du Maximilien liebst!«

Der Graf fühlte seine Brust sich erweitern, sein Herz schwellen. Er öffnete seine Arme, in welche Haydée, einen Schrei ausstoßend, sich stürzte.

»O ja, ich liebe dich!« sagte sie. »Ich liebe dich, wie man seinen Vater liebt, seinen Bruder, seinen Gatten! Ich liebe dich, wie man sein Leben liebt, wie man seinen Gott liebt, denn du bist für mich das schönste, das beste, das erhabenste der erschaffenen Wesen!«

»So geschehe denn nach deinem Willen, mein geliebter Engel!« versetzte der Graf. »Gott, der mich gegen meine Feinde stahlte und mir den Sieg verlieh, Gott, ich sehe es wohl, will nicht die Reue an das Ziel meines Sieges legen. Ich wollte mich bestrafen, Gott will mir verzeihen. Liebe mich also,

Haydée! Wer weiß? Deine Liebe wird mich vielleicht vergessen machen, was ich vergessen muß.«

»Aber was sprichst du denn da, mein hoher Herr?« fragte das junge Mädchen.

»Ich sage, daß ein Wort von dir, Haydée, mehr erhellt hat als zwanzig Jahre meiner langsamen Weisheit. Ich habe nur mehr dich auf der Welt, Haydée; durch dich schließe ich mich wieder an das Leben an, durch dich kann ich leiden, durch dich kann ich glücklich sein!«

»Verstehst du ihn, Valentine?« rief Haydée aus. »Er sagt, daß er durch mich leiden kann, durch mich, die ich mein Leben für ihn geben würde?«

Der Graf sammelte sich einen Augenblick. »Hab' ich die Wahrheit erschaut?« sagte er. »O mein Gott, gleichviel, Lohn oder Strafe, ich nehme dieses Geschick an. Komm, Haydée, komm!«

Und seinen Arm um den Nacken des jungen Mädchens schlingend, drückte er Valentines Hand und verschwand.

Eine Stunde ungefähr verstrich, während welcher Valentine beklommenen Atems, lautlos, starren Blickes, bei Morrel blieb. Endlich fühlte sie sein Herz schlagen, ein unmerkbarer Atem öffnete seine Lippen, und jener leichte Schauer, welcher die Rückkehr des Lebens verkündet, rieselte durch den ganzen Leib des jungen Mannes. Endlich öffneten sich seine Augen wieder, aber anfangs starr und wie verwirrt, dann kehrte seine Gehkraft zurück, klar, wirklich, mit der Gehkraft das Gefühl, mit dem Gefühl der Schmerz.

»Oh!« rief er mit dem Ton der Verzweiflung aus. »Ich lebe noch, der Graf hat mich getäuscht!«

Und seine Hand streckte sich nach dem Tisch aus und ergriff ein Messer.

»Freund«, sagte Valentine mit ihrem holdseligen Lächeln, »erwache doch und schaue zu mir her!«

Morrel stieß einen lauten Schrei aus und sank, verstört, voll Zweifel, wie von einer himmlischen Erscheinung geblendet, auf die Knie...

Am anderen Morgen, in den ersten Strahlen des Tages, gingen Morrel und Valentine Arm in Arm am Gestade spazieren, und Valentine erzählte Morrel, wie Monte Christo in ihrem Zimmer erschienen sei, wie er ihr alles entdeckt und das Verbrechen klar bewiesen und sie endlich auf eine wunderbare Weise vom Tod errettet habe, während er jedermann in dem Glauben ließ, daß sie gestorben sei.

Sie hatten die Tür der Grotte offen gefunden und waren hinausgegangen: Am Morgenazur des Himmels leuchteten die letzten Sterne der Nacht. Dann gewahrte Morrel im Halbschatten einer Felsengruppe einen Mann, der auf ein Zeichen wartete, sich zu nähern; er wies Valentine diesen Mann.

»Ah! Es ist Jacopo!« sagte sie. »Der Kapitän der Jacht.«

Und mit einer Gebärde winkte sie ihm, zu ihr und Maximilien zu kommen.

»Sie haben uns etwas zu sagen?« fragte Morrel.

»Ich soll Ihnen diesen Brief im Auftrag des Grafen übergeben.«

»Des Grafen!« murmelten die beiden jungen Leute zugleich.

»Ja, lesen Sie!«

Morrel erbrach den Brief und las:

Mein lieber Maximilien!

Eine Feluke liegt für Sie vor Anker. Jacopo wird Sie nach Livorno führen, wo Monsieur Noirtier seine Enkelin erwartet, die er segnen will, bevor sie Ihnen zum Altar folgt. Alles, was in dieser Grotte ist, mein Freund, mein Haus in den Champs-Élysées und mein kleines Schloß in Tréport sind das Hochzeitgeschenk, das Edmond Dantès dem Sohn seines

Gönners Morrel macht. Mademoiselle de Villefort wird so gefällig sein, die Hälfte davon zu nehmen, denn ich bitte Sie inständig, den Armen von Paris das ganze Vermögen zu schenken, welches ihr von ihrem wahnsinnig gewordenen Vater und von ihrem im vergangenen September mit ihrer Stiefmutter verstorbenen Bruder zufällt. Sagen Sie dem Engel, der über Ihr Leben wachen wird, Morrel, er möge bisweilen für einen Mann beten, der wie Satan einen Augenblick Gott gleich zu sein gewöhnt und mit der ganzen Demut eines Christen erkannt hat, daß die Allmacht und die Allweisheit nur in den Händen Gottes sei. Diese Gebete werden vielleicht die Gewissensbisse mildern, welche er in der Tiefe seines Herzens fortträgt.

Was Sie betrifft, Morrel, vernehmen Sie das ganze Geheimnis meines Betragens gegen Sie: Es gibt weder Glück noch Unglück auf dieser Welt, es gibt nur den Vergleich einer Lage mit einer anderen, weiter nichts. Nur wer das äußerste Mißgeschick empfunden hat, ist geeignet, das höchste Glück zu fühlen. Man muß sterben gewollt haben, Maximilien, um zu wissen, wie gut es ist, zu leben. Lebt also und seid glücklich, geliebte Kinder meines Herzens, und vergeßt niemals, daß bis zu dem Tag, an welchem Gott geruhen wird, dem Menschen die Zukunft zu entschleiern, die ganze menschliche Weisheit in den beiden Worten versammelt sein wird: Harren und Hoffen!

Ihr Freund
EDMOND DANTÈS
Graf von Monte Christo

Während Morrel diesen Brief vorlas, aus dem sie den Wahnsinn ihres Vaters und den Tod ihrer Stiefmutter und ihres Bruders erfuhr, wovon sie ja noch nichts wußte, erblaßte Valentine. Ein schmerz erfüllter Seufzer entrang sich ihrer Brust, und Tränen, die, obgleich stumm, deshalb nicht minder zehrend waren, flossen über ihre Wangen. Ihr Glück war teuer

erkauft. Morrel schaute mit Besorgnis um sich.

»Der Graf übertreibt aber wahrhaftig seine Großmut«, sagte er. »Valentine wird sich mit meinem bescheidenen Vermögen begnügen. Wo ist der Graf, mein Freund? Führen Sie mich zu ihm.«

Jacopo streckte die Hand nach dem Horizont aus.

»Wie? Was wollen Sie damit sagen?« fragte Valentine. »Wo ist der Graf? Wo ist Haydée?«

»Sehen Sie dorthin«, versetzte Jacopo.

Die Augen der beiden jungen Leute suchten in der von dem Seemann bezeichneten Richtung, und auf einer dunkelblauen Linie, die am Horizont den Himmel vom Mittelmeer trennte, gewahrten sie ein weißes Segel von der Größe des Flügels einer Seemöwe.

»Fort!« rief Morrel aus. »Fort! Lebe wohl, mein Freund! Lebe wohl, mein Vater!«

»Fort!« murmelte Valentine. »Lebe wohl, meine Freundin! Lebe wohl, meine Schwester!«

»Wer weiß, ob wir sie jemals wiedersehen werden!« sagte Morrel, eine Träne trocknend.

»Mein Freund«, versetzte Valentine, »hat der Graf uns nicht soeben gesagt, daß die ganze menschliche Weisheit in den beiden Worten versammelt sei: Harren und Hoffen?«

ANHANG

Money, money, money...
Alexandre Dumas' Roman ›Der Graf von Monte Christo‹
(1844/1846)

»Monte Christo! Vergessen Sie Monte Christo nicht!« (S. 227) Die letzten Worte von Abbé Faria auf seinem Totenbett im dunklen Verlies des Château d'If lassen sich als doppelter Auftrag verstehen: an Edmond Dantès, sich des wundersamen Schatzes auf der einsamen Insel in der Nähe Elbas zu bemächtigen, aber auch als Appell an den Leser... Und Alexandre Dumas père (1802-1870) hat viel dafür getan, dass die Leserschaft Monte Christo nicht vergaß: Die Insel und ihr Graf faszinieren seit über 160 Jahren weltweit in unterschiedlichsten Formen – als Roman im Original sowie in zahllosen Bearbeitungen, als TV-, Kino- und Zeichentrickfilm, Theaterstück, Rockoper, Musical und Hörspiel.

›Le Comte de Monte-Cristo‹ – im deutschsprachigen Raum üblicherweise mit ›Der Graf von Monte Christo‹ übersetzt – ist ein Abenteuer- und Gesellschaftsroman, in dem der Autor alle genretypischen Register zieht. Dumas spielte mit der Befriedigung von Erwartungen, doch fügt er dem Genre auch Neues hinzu und bietet ein Spektakel voller Überraschungen. Ein Erfolgsrezept – nicht nur in Frankreich: Im deutschsprachigen Raum nahmen Dumas' Werke von der Mitte des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts Spitzenränge bei den Ausleihen der Bibliotheken ein. Der Autor bedient die Sehnsucht des Lesers nach skrupellosen Intrigen und Ehebruch ebenso wie die nach unschuldiger Liebe und Treue bis zum Tod, nach Sozialkitsch vom braven kleinen Mann mit dem guten Herzen wie nach dem Glanz der oberen Zehntausend. Er befriedigt das Vertrauen auf den Sieg der Gerechtigkeit und die letztliche Belohnung für bescheidene Ehrsamkeit, aber liefert auch die Bestätigung, dass der kleine Mann gegen das Zusammenspiel von individueller Bosheit Mächtigerer und strukturellen

Schwächen des Systems keine Chance hat. Er gibt dem Interesse an exotischen Orten ebenso Nahrung wie der Schaulust an orientalischer Pracht (kein literarisches Werk wird im Roman übrigens so oft erwähnt wie ›Tausendundeine Nacht‹). Wildromantisch-Schlichtes und Großstädtisch-Mondänes reichen sich die Hand. Der geografische Raum des Romans reicht von Frankreich in seiner ganzen Länge über Italien, den Mittelmeerraum bis zum Balkan und Nordafrika – Brennpunkte französischer Außenpolitik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dass der Roman aufgrund der Fülle des Stoffs zwar an einigen Stellen etwas auseinandergeht, nicht aber auseinanderbricht, ist der gestalterischen Kraft seines Autors zu verdanken. Rhythmisierungen mit beschleunigter und verlangsamer Handlungsentwicklung und zeitliche Spiegelungen und Analogien helfen das Romanungetüm mit seinen vier unterschiedlich langen Abschnitten zu strukturieren:

1. Marseille/Kerker (Kapitel 1-20)
2. Schatzsuche/Verteilung der Wohltaten (21-30)
3. Rom/Durchführung der Rache I (31-38)
4. Paris/Durchführung der Rache II (39-117)

Dass der Titelheld beispielsweise auf den Tag genau vierzehn Jahre nach seiner Verhaftung wieder freikommt oder dass Albert wiederum bei seinem ersten Auftreten im Roman so alt ist wie Dantès bei seiner Verhaftung, unterstreicht die Zwangsläufigkeit der Chronologie und verleiht ihr eine transzendente Dramatik.

Auch wenn die Figurengestaltung den Maßstäben moderner Psychologie nicht standhält, sondern eher dem kontrastreichen Gut-Böse-Schema des Unterhaltungsromans folgt, so zeigen die Protagonisten doch eine zum Teil bemerkenswerte Dynamik: Selbst Villefort, Morcerf und Caderousse werden Entwicklungen zugestanden. Zunächst in Richtung einer Verschärfung ihrer dunklen Eigenschaften, aber sogar sie erleben

Zustände der Scham und Reue (wenn auch erst angesichts der Vernichtung). Die Titelfigur, changierend zwischen Racheengel und Messias, zwischen Opernvampir Lord Ruthven und Dichturfürst Lord Byron, zwischen Faust und Mephisto, Menschenretter und Lebensverderber, Philosoph und Naturwissenschaftler, Asket und Haschischgenießer, Liebendem und Zyniker, Landei und Weltbürger, macht einen enormen Entwicklungs- und Lernprozess durch. Am Ende der Mission steht das Eingeständnis der eigenen Hybris und die Wiederbelebung des versteinerten, erkalteten Herzens. Steht der Graf im ersten Teil des Romans noch im Mittelpunkt aller Aktion, rückt er in der Erzählung des Rachefeldzugs an den Rand, wird wie der Leser zum Beobachter der Konsequenzen, die seine Impulse ausgelöst haben. Mit Haydée und Bertuccio werden zudem Figuren eingeführt, die wie der Graf noch eine Rechnung mit einem der Intriganten offen haben. Monte Christo verschwindet von den Rom-Kapiteln an zum Teil in den Kulissen der Geschichte, um immer wieder als eine Art Deus ex Machina aufzutauchen. Auch für den Leser gewinnt er so an geheimnisvoller, düsterer Aura und es bleibt für ihn mitunter offen, ob der Graf alles wirklich so beabsichtigt hat und wo genau ihm der Zufall in die Hände spielt. Dantès/Monte Christo, allen »ein angenommenes, aber nicht gelöstes Rätsel« (S. 889), bleibt dennoch stets das Scharnier der Geschichte; eine heterogene Figur, die Empathie, Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit ebenso verkörpert wie Kälte, Disziplin und Konstanz. Ein vollkommener Mensch – auch in seinen Fehlern.

Von der Anekdote zum Mythos: Die Entstehungsgeschichte des Romans

»Bietet das, was Sie uns erzählen wollen, Stoff für einen Fortsetzungsroman?« (S. 531), lässt Dumas den Journalisten

Beauchamp fragen, als Albert de Morcerf in geselliger Runde von seinen Erlebnissen unter den römischen Banditen erzählen möchte. »Oh ja«, mögen sich die ersten Leser des Romans gedacht haben, die Abonnenten des ›Journal des Débats‹, der damals meistgelesenen Zeitung Frankreichs. Denn Folge eins des Romans erschien dort am 28. August 1844, die einhundertfünfzigste und letzte Folge am 16. Januar 1846. Dumas' Honorar betrug 30.000 Francs. Wie viele Fortsetzungen zu erwarten seien, wurde zu Beginn im Blatt nicht angegeben – sie waren ja auch noch nicht geschrieben. Eine Einleitung des Autors in dieser oder etwa einen Hinweis in der vorangegangenen Ausgabe der Zeitung auf den neuen Roman gab es nicht. Es ging einfach los. Erwähnt wurde in einer Fußnote zu dieser ersten Folge aber neben dem Hinweis auf das Verbot des unberechtigten Nachdrucks interessanterweise, dass die Rechte an der deutschen Ausgabe bei M. Woss in Berlin lägen (die deutsche Erstausgabe folgte 1846).^{*} Immerhin enthielt das ›Journal des Débats‹ vom Vortag eine Anzeige, die auf das Erscheinen der Bände fünf und sechs von ›Die drei Musketiere‹ hinwies. Sie waren von März 1844 bis Juli 1844 in 82 Folgen im Konkurrenzblatt ›Le Siècle‹ erschienen. Zwischen der Publikation einzelner Folgen konnten mehrere Tage oder gar Monate liegen, während derer beispielsweise Frédéric Souliés ›Les drames inconnus‹ abgedruckt wurden. Die Länge der Texte variierte, meist nahm die Fortsetzung das untere Drittel der ersten zwei bis drei dieser vier Seiten umfassenden Tageszeitung ein. Eineinhalb Jahre lang hielt der Vermerk *La suite à...* (Fortsetzung folgt...) die Leserschaft bei der Stange. In vier ganz unterschiedlich langen Teilen erschien der Roman im Blatt: Teil 1 (Kapitel 1 bis 30) vom 28. August bis 19. Oktober 1844, Teil 2 (Kapitel 31 bis 38) vom 31. Oktober bis 26. November 1844, Teil 3 (Kapitel 39 bis 61) vom 20. Juni

^{*} Scans aller Ausgaben des ›Journal des Débats‹ sind unter www.gallica.bnf.fr im kostenlosen Onlinearchiv der Bibliothèque nationale de France abrufbar.

1845 bis 3. August 1845 und Teil 4 (Kapitel 62 bis 117) vom 12. August 1845 bis 15. Januar 1846. Um die an der Auflösung interessierten Leser zur Verlängerung des Abonnements im neuen Jahr zu zwingen, wurde im Dezember 1845, kurz vor Schluss des Romans, eine etwa dreiwöchige Pause eingelegt. Auf das allerletzte Kapitel musste der geneigte Leser dann noch einmal ein paar Tage warten.

›Der Graf von Monte Christo‹ war somit einer der umfangreichsten Feuilletonromane dieser Mitte des 19. Jahrhunderts so beliebten Publikationsform, die von großen Autoren wie Frédéric Soulié (1800-1847), Eugène Sue (1804-1857) und Alexandre Dumas père, aber auch Honoré de Balzac (1799-1850), Victor Hugo (1802-1885) und George Sand (1804 – 1876) dominiert wurde. Die 1836 gegründeten Tageszeitungen ›La Presse‹ und ›Le Siècle‹ machten den Anfang. Sie erschienen zu einem deutlich niedrigeren Abonnementpreis als die Konkurrenz und enthielten dafür einen Anzeigen- sowie einen Unterhaltungsteil, der meist mit Fortsetzungsromanen gefüllt wurde – ein äußerst ertragreiches Erfolgsmodell. Doch schon damals vermuteten manche in werbefinanzierter Kultur den Anfang vom Untergang des Abendlandes. Allein 1844 erschienen in 18 von 24 Pariser Zeitungen und Zeitschriften 64 Feuilletonromane. Aus der Feder Alexandre Dumas’ stammten in diesem Jahr fünf Romane in drei Medien. Sie wurden zum Teil parallel publiziert. Neben ›Die drei Musketiere‹ und ›Der Graf von Monte Christo‹ waren das: von Dezember 1843 bis Februar 1844 ›Amaury‹ in ›La Presse‹ (30 Folgen), von April bis Juli 1844 ›Une fille du régent‹ in ›Le Commerce‹ (49 Folgen) sowie von Dezember 1844 bis April 1845 ›La Reine Margot‹ in ›La Presse‹ (64 Folgen).

Die 18 Bände der französischen Originalausgabe wurden 1844 bis 1846 bei Pétion et Baudry veröffentlicht. Sobald genügend Seiten in der Zeitung publiziert waren, um einen Band zu füllen, erschienen sie in Buchform. Bereits 1846 kam eine sechsbändige korrigierte Neuausgabe bei Michel Lévy

heraus, im selben Jahr auch erstmals auf Deutsch.

Sucht man nach biografischen Spuren, die zum Roman führen, wird man in vierlei Hinsicht fündig. So hatte Dumas bereits 1834 die berühmte Gefängnisinsel vor Marseille, Château d'If, besucht. 1835 führte ihn erstmals eine mehrmonatige Reise nach Italien mit Stationen unter anderem in Florenz und Rom. Weitere Reisen in das damals politisch sehr unruhige Italien folgten. Die gewonnenen Eindrücke fanden ihren Niederschlag in den atmosphärisch so eindrucklichen Rom-Kapiteln. Das Jahr 1842 ist jedoch der eigentliche Meilenstein in der Vorgeschichte des Romans. In diesem Jahr besichtigte er in Begleitung des jungen Prinzen Napoléon Bonaparte, des Sohns von Jérôme Bonaparte und Neffe des Kaisers, das Eiland Monte-Cristo – allerdings nur von Bord eines Schiffes aus. Aufgrund schlechten Wetters konnten sie nicht an Land gehen. Da Dumas auf Einladung des Prinzen reiste, versprach er, zum Dank für dessen Großzügigkeit die Insel Monte-Cristo im Titel seines nächsten Romans vorkommen zu lassen. In dem 1857 in seiner Zeitschrift ›Le Monte-Cristo‹ veröffentlichten Text »État civil du Comte du Monte-Cristo« erzählt er von diesem Ausflug. Der Text wurde 1860 in seinen Band ›Causeries‹ (›Plaudereien‹) mit journalistischen Texten über kulinarische, politische, literarische, aber auch historische Themen übernommen.

Die unmittelbare Entstehungsgeschichte des Romans setzt 1843/44 ein. Als Dumas nach seiner Rückkehr aus Italien 1843 mit den Verlegern Béthune und Plon einen Vertrag über ein Buch mit dem Titel ›Impressions de voyage dans Paris‹ schloss, hatten beide Seiten unterschiedliche Vorstellungen von der Umsetzung des geplanten Werks, wie sich bald herausstellte. Während den Verlegern etwas im Sinne von Eugène Sues aktuellem Bestseller ›Les Mystères de Paris‹ vorschwebte, hatte Dumas eher eine Art Stadtspaziergang mit historisch-anekdoteschem Charakter vor Augen. Doch dem Schriftsteller war es, wie er später schrieb, »egal«, ob er »ei-

nen Roman oder Reiseimpressionen« verfasste, und so entsprach er den Wünschen der Verleger. Auf der Suche nach spektakulären Stoffen verfolgte Dumas, wie viele andere Autoren, die Kriminalfälle seiner Zeit. So konnte er bei der Entwicklung eines Romanplots auf eine Geschichte zurückgreifen, die er aus den 1838 veröffentlichten »Mémoires historiques tirés des archives de la police de Paris« kannte: »Le Diamant et la Vengeance« (»Der Diamant und die Rache«). Jacques Peuchet erzählte darin einen Fall aus dem Paris des Jahres 1807: Ein Mann namens Picaud war das Opfer einer Intrige seiner Freunde geworden, die ihn auf Betreiben eines auf Picauds anstehende Hochzeit eifersüchtigen Caféhausbesitzers als englischen Spion denunzierten. Sieben Jahre verbrachte der Mann im Kerker. Dort lernte er einen Mailänder Abt kennen, der ihm ein Vermögen vermachte etc. pp. Der Parallelen sind viele. Dumas verschwieg diese Quelle nie, sondern publizierte die Geschichte 1846 im »Siècle«. Schließlich konnte er selbstbewusst sein: Er hatte aus einer bloßen Anekdote einen Mythos geschaffen.

Diesen ersten Entwurf für den Roman zeigte Dumas Auguste Maquet (1813-1888). Die Bekanntschaft mit dem Schriftsteller Maquet kam 1838 über Gérard de Nerval (1808-1855) zustande und entwickelte sich zu einer produktiven Arbeitsbeziehung. Bis 1851 blieb Maquet Dumas' engster Mitarbeiter. Sein Anteil an dessen Werk sorgte immer wieder für Spekulationen. Schon den Zeitgenossen kam die unglaubliche Produktivität des Autors suspekt vor, schließlich besetzten seine Romane im Jahr 1844 die Feuilletons von drei großen Zeitungen. Bereits 1845 erschien das Aufsehen erregende Pamphlet wider Dumas mit dem Titel »Fabrique des romans: Maison Alexandre Dumas et Compagnie« (in etwa: »Die Romanfabrik: Firma Alexandre Dumas & Co.«) von Eugène de Mirecourt (1812-1880). Der Journalist ermunterte die Beteiligten, auf ihren individuellen Autorenrechten zu bestehen, sonst würdigten sie sich zu »nègres« unter der Knute eines

Mulatten herab. Außerdem bezeichnete er Dumas als Zuhälter. Balzac kommentierte den Vorwurf in einem Brief an seine spätere Frau Ewelina Hanska (25. Februar 1845): »Das ist schrecklich gemein, aber traurigerweise wahr.« Dumas gewann dennoch seinen Prozess gegen Mirecourt wegen übler Nachrede. In die kritische Auseinandersetzung mit Dumas' luxuriösem Lebenswandel, den Umständen der Entstehung seines umfangreichen Werks, seiner mitunter ausbeuterischen Haltung gegenüber seiner Mitarbeiter schwingt zu Lebzeiten des Autors bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts immer wieder ein rassistischer Unterton mit, wie Günter Berger in seiner Dumas-Biografie zeigt. Dumas selbst, dessen Großmutter Haitianerin war und der ihre dunklere Hautfarbe und ihr krauses schwarzes Haar geerbt hatte, sah sich Zeit seines Lebens rassistischen Anfeindungen ausgesetzt.

1858 kam es erneut zu einem viel beachteten Prozess, in dem Auguste Maquet per Gericht neben Tantiemennachzahlungen forderte, dass in den gemeinsam geschriebenen Werken sein Name als Co-Autor einzudrucken sei. Das Geld erhielt er, die alleinige Autorschaft und somit der Ruhm verblieben bei Dumas. Der Kinofilm ›L'autre Dumas‹ (2010) unter der Regie von Safy Nebbou – mit dem wohl unvermeidlichen Gérard Depardieu als Dumas und Benoît Poelvoorde als Maquet – widmet sich dieser spannungsreichen Beziehung.

1843/1844, als die beiden gemeinsam den Plan zum ›Grafen von Monte Christo‹ ausarbeiteten, war die Beziehung noch intakt. Dumas selbst erzählte, dass von Maquet der Vorschlag stammte, die Geschichte nicht mit dem Rachefeldzug in Paris einsetzen zu lassen, sondern die Chronologie einzuhalten und auch die Vorgeschichte ausführlich zu erzählen. Dumas arbeitete daraufhin den bis dahin noch in der ersten Person aus der Sicht Franz d'Epinays erzählten Entwurf um und schuf die jetzige Dreiteilung in die chronologisch ablaufenden Abschnitte: Marseille – Rom – Paris. Bald darauf konnte die ers-

te Folge des Romans erscheinen.

Ein vollständiges Manuskript ist übrigens nicht erhalten. Das Musée Alexandre Dumas in seinem Geburtsort Villers-Cotterêts besitzt allerdings ein 117 Seiten umfassendes Fragment mit Kapiteln aus dem zweiten Teil (von »Die Insel Monte Christo« bis »Die Verabredung«).

Von Mammon und Napoleon: »Der Graf von Monte Christo« als Zeitroman

Die Handlung des Romans umfasst 23 Jahre – vom Februar 1815 bis Oktober 1838. Für die ersten Leser des Romans von 1844/1846 war das unmittelbare Vergangenheit, gefühlte Gegenwart. Mancher hatte noch die Französische Revolution miterlebt, viele Aufstieg und Niedergang Napoleons sowie die erste und zweite Bourbonen-Restauration mit dem Hundert-Tage-Intermezzo 1815 und den anschließenden bürgerkriegs-ähnlichen Zuständen, die das Land zu zerreißen drohten. Ihnen allen in Erinnerung war die Juli-Revolution von 1830, die den aktuell herrschenden »Bürgerkönig« Louis Philippe I. auf den Thron brachte und ironischerweise nicht den revolutionären Republikanern, sondern der Großbourgeoisie zur Blüte verhalf. »Enrichissez-vous!« (»Bereichert Euch!«) wurde zum Wahlspruch, mit dem »unser König Louis Philippe«, wie er im Roman genannt wird (S. 106), das aufstrebende Finanzbürgertum für sich gewann. Und es bereicherte sich. So gründlich, dass der einstigen politischen Spaltung des Landes nun die Spaltung in Arm und Reich bzw. zwischen Reichgewordenen und Armgebliebenen drohte. Wieder aufbrechende Gräben zwischen den früheren Lagern sorgten für eine zusätzliche Verschärfung der Lage. Die soziale Frage rückte in den Vordergrund und die nächste Revolution – jene von 1848 – kündigte sich an. Dumas würde sich auf die Seite der Revolu-

tionäre stellen und der »Roi Citoyen«, der »Bürgerkönig«, vor seinem Volk nach England fliehen.

In diesen politisch unruhigen Zeiten erschien Dumas' Roman – eine romantische Abenteuergeschichte, aber auch eine kritische Abrechnung mit dem Zeitgeist. Der Rest seines außerordentlich umfangreichen Werks besteht fast ausschließlich aus historischen Stoffen – am bekanntesten sind die drei Bände um »Die drei Musketiere«. Die zeitliche Nähe zur Handlung lässt die Leser noch dichter an die Geschichte heranrücken. Der Erzähler wiederum beruft sich häufig auf deren Wissen, erinnert sie an ihre Zeitzeugenschaft und macht sie somit zu Komplizen.

Der Roman bildet in vielen Episoden die außerordentlichen Umwälzungen in Frankreichs Geschichte und Gesellschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ab. Das Personal von »Der Graf von Monte Christo« ist ein Querschnitt durch die Gesellschaft in ihren unterschiedlichen Phasen auf dem Weg ins Zeitalter der Industrialisierung. Frau Fortuna hat ordentlich am Rad gedreht: Mancher, der zu Beginn des Romans klein und unbedeutend war, wie Danglars oder Fernand, ist groß und einflussreich geworden durch Geld, Intrigen und Zufall. Der Leser ahnt: Das kann nicht gut gehen. Ererbter Besitz und Titel stehen erworbenem Besitz und Wissen immer wieder gegenüber, ohne sie platt gegeneinander auszuspielen. Mit Aktien verdientes Geld dagegen ist unehrlich verdientes Geld, schlimmer noch als der ererbte Wohlstand des alten Adels. Die Vertreter der neuen Gesellschaft unterscheiden sich von den alten Eliten. Ehrenmänner wie der alte Morrel oder auch Noirtier sind aufs Abstellgleis geraten. Morrels aufrichtiger Kaufmannsgeist hat keine Chance mehr im Zeitalter der Spekulanten und Aktionäre. Doch er wird gerächt – wenn auch posthum.

Auch wenn nicht verschwiegen wird, dass sich Bonapartisten und Bourbonen nichts geschenkt haben (zum Beispiel Noirtier – d'Epiny), so wird doch im Kontrast gezeigt: Die

Vätergeneration geht mit ihrem Konflikt offen, ehrlich, in gewisser Weise moralisch um, oder, wie Noirtier für seine zunächst der Revolution und dann dem Kaiser treue Generation reklamiert: »Ihr, die Ihr die Gewalt in Händen habt, besitzt nur die Mittel, die mit Geld zu kaufen sind. Wir, die wir seiner harren, wir haben jene, welche die Opferbereitschaft gewährt.« (S. 128 f.) So kann selbst ein zur Rücksichtslosigkeit fähiger Charakter wie Noirtier auf die Sympathie des Erzählers bauen (mit seinem Schlaganfall ist er ja am Ende auch gestraft genug). Dumas war viel zu sehr Romantiker und Napoleon-Sympathisant, um seinen Lesern nicht zu verstehen zu geben, dass das Land in den letzten Jahren zwar Frieden gewonnen, aber offensichtlich auch etwas verloren hatte: Idealismus, Leidenschaft, Mut.

Villefort hingegen steht für die Generation der Söhne, ihren Opportunismus und Karrierismus. Die negativen Charaktere des Romans haben vom neuen Regime profitiert, die positiven haben sich höchstens damit arrangiert. Mit den Bonapartisten ist der Erzähler durchweg gnädiger als mit den Bourbonen-Anhängern. Dennoch sieht er die Napoleon-Verklärung durchaus ironisch, wenn dieser als der Mann bezeichnet wird, »den fünf Jahre der Verbannung zu einem Märtyrer und fünfzehn Jahre der Restauration zu einem Gott« (S. 61) machten.

In Abwandlung eines bekannten Bibelzitats kann man sagen: Wer zum Geld greift, wird durch das Geld umkommen. Geld verändert Menschen. Reichtum ist »die erste und größte Macht, worüber der Mensch verfügen kann« (S. 279). Kaum einer in diesem Roman ist dafür unempfindlich. Wer es ist – wie beispielsweise die Morrels –, ist frei. Caderousse, der als einziger der Verschwörer schon von Beginn an ein schlechtes Gewissen hat, kommt seine Verführbarkeit immer wieder in die Quere. Geld fördert seine schlechten Seiten zutage. Sogar Monte Christo wird in gewisser Weise korrumpiert, nicht vom Geld, aber von der schier unbeschränkten Macht, die es ihm beschert, da er mit der Geldgier der anderen rechnen und sie

damit in seinem Sinne manipulieren kann. Im Gefängnis malt Abbé Faria Dantès noch aus, was »in unseren modernen Zeiten ein Mann mit einem Vermögen von dreizehn bis vierzehn Millionen seinen Freunden alles Gutes tun könnte«, während Dantès der Gedanke umtreibt, was man mit dieser Summe »seinen Feinden Böses zufügen könnte«. (S. 221) Der Graf setzt sein Geld ein sowohl um zu helfen – z. B. durch Geldgeschenke wie an die Morrels – als auch um zu zerstören. Letzteres jedoch funktioniert subtiler. Das Erlebte hat Dantès auf immer verändert. War er zu Beginn noch von einer unschuldigen Offenheit, ist er nun zur Intrige fähig. Der Graf legt die Köder aus, seine Opfer schnappen zu und verschlucken sich daran. Sie werden Opfer ihrer eigenen Gier. So richten sie sich am Ende selbst.

Der Graf von Monte Christo schlägt die neue Gesellschaft mit ihren eigenen Mitteln: Geld. Und er setzt der zunehmenden Beschleunigung die Langsamkeit entgegen. Dantès lässt sich Zeit. Seine Rache ist ein Sieg der Langsamkeit über eine Welt der Telegrafen, Aktienspekulationen und Zeitungssensationen. Es ist eine von langer Hand geplante Rache, in der nichts dem Zufall überlassen werden soll und der doch der Zufall mitunter in die Hände spielt. Oder sollte man es eher »Vorsehung« nennen? Mit »versteinertem Herzen« führt der Graf seine Rache durch, die nach seinem Verständnis Vergeltung ist und die er als Auftrag Gottes sieht, der ihm die Mittel in die Hand gegeben hat, Gerechtigkeit walten zu lassen. Denn ohne das finanzielle Polster hätte Dantès wohl keine Chance, der Gerechtigkeit – auch in ihren Spielarten Selbst-Gerechtigkeit und Selbst-Justiz – zum Sieg zu verhelfen. Die Frage, ob ein solcher Rachefeldzug überhaupt gerechtfertigt sein kann, wird erst gegen Ende des Romans gestellt.

Die kritische Distanz zum Geld ist typisch für die Feuilletonromane des Jahres 1844, z. B. in ›Un beau-père‹ von Charles de Bernard oder in ›Le Juif Errant‹ von Eugène Sue oder auch in ›Une maison de Paris‹ von Elie Berthet. Eine ironi-

sche Volte, da man diesen Romanen mit ihrem cleveren Geschäftsmodell gerade vorwarf, vor allem des Profits wegen geschrieben worden zu sein.

Die Kunst der Verstellung: Der Roman als Welttheater

»(...) ›Tu so, als ob du dich achtest, und man wird dich achten‹. Dies ist ein in unserem Umgang hundertmal nützlicherer Grundsatz als jener der Griechen ›Erkenne dich selbst‹, der in unserer Zeit durch die weniger schwierige und vorteilhaftere Kunst ersetzt wurde, die anderen zu erkennen.« (S. 649)

Das Thema der Maskerade und Verstellung ist ein Leitmotiv des Romans. Die neue bürgerlich-saturierte Gesellschaft unterstützt die Unehrlichkeit und den Erfolg von Verstellung. Es ist nicht mehr zu erkennen, wer jemand eigentlich ist, wer er früher war.

Danglars, der Bankier, und Fernand, der Söldner, sie sind Gewinner der Weltpolitik. Die geplante Verheiratung der Kinder Danglars' und Morcerfs steht für die in den 1830ern forcierte Verschmelzung von bürgerlicher und adeliger Welt – mit einer ironisch-pikanten Note: Der eine ist ein neureicher Betrüger, der andere ein Verräter und Mörder mit erschwindeltem Stammbaum. Die nach der Auflösung dieser Verlobung geplante Verheiratung des vermeintlichen Prinzen Cavalcanti mit Eugénie Danglars, die unter noch grandioseren Umständen platzt, folgt demselben Modell. Die Emporkömmlinge stehen im Zentrum der Geschichte und für eine Gesellschaft im Umbruch. Der alte Adel sucht den Pakt mit dem reichen Bürgertum, das Bürgertum übernimmt adeligen Lebensstil. Alle negativ gezeichneten Charaktere spielen Rollen, um die anderen über ihre wahren Absichten zu täuschen. Die positiven sind die tendenziell naiven und natürlichen, kindlichen Figuren wie Valentine oder die Mitglieder der Familie

Morrel. Sie verstellen sich nicht. Doch auch Maximilien Morrel hofft unter den veränderten Bedingungen um Valentines Hand anhalten zu können: »Wenn ich auch nicht eine gute Partie aus aristokratischem Blickwinkel bin, so gehöre ich doch in vielen Beziehungen der Gesellschaft an, in der Sie leben. Die Zeit, da es ein zweites Frankreich in Frankreich gab, existiert nicht mehr. Die höchsten Familien der Monarchie sind mit den Familien des Kaiserreichs verschmolzen. Der Schwertadel hat sich mit dem Kanonenadel verbunden. Wohlan, ich gehöre letzterem an.« (S. 684) Der Erzähler kritisiert also nicht die Verschmelzung dieser Sphären an sich, sondern den Fassadengläubigen Dünkel, der sich dahinter verbirgt.

Das Land ist eine Bühne geworden. Das Theater wird zum Symbol der veränderten sozialen Strukturen – als gesellschaftlicher Raum, Ort des gemeinsam erlebten Vergnügens, aber auch der Verstellung, Selbstinszenierung und Rollenerfüllung. Sowohl in Rom als auch in Paris ist das Theater Zentrum des gesellschaftlichen Lebens. Damit gibt der Roman zum einen die Bedeutung des Theaters in der bürgerlichen Welt jener Zeit wieder, die sich in Paris, Berlin oder Wien nicht unterschied. Zum anderen gibt es dem Erzähler die Möglichkeit, Figuren sozusagen in Massenszenen zusammenzuführen. Eine besondere Dramatik besitzt jene Situation, in der Albert Monte Christo in der Oper fordert. Die verschiedenen Szenen spiegeln sich ineinander. Weitere Varianten des Theaters, die auch das Thema Maskerade/Verstellung aufgreifen, sind die ausführliche Schilderung des Karnevals in Rom, inklusive Hinrichtungsszene, sowie die sie vorbereitende Luigi Vampa-Episode mit dem Maskenball auf dem Lande. Das Parlament und der Gerichtssaal, die Orte der öffentlichen Vernichtung Morcerfs und Villeforts, haben ebenfalls den Charakter einer Bühne.

Der Graf von Monte Christo schlägt die neue Gesellschaft mit ihren eigenen „Waffen: Geld und Verstellung. Auch der

Graf spielt seine Rollen: die erste als vermeintlich Schiffbrüchiger, dann als italienischer Abbé Busoni, als exzentrischer Lord Wilmore, als Sindbad der Seefahrer, als oberster Handelsbeauftragter des Bankhauses Thomson & French sowie ab Rom als Graf von Monte Christo. Das Lächeln ist einerseits bei Figuren wie den Morrels Ausdruck der Herzlichkeit, kann aber andererseits auch das Mittel der Verstellung und Verunsicherung des Gegenübers sein. Des Grafen »kaltes Lächeln«, sein »lächelnder Gleichmut« werden zu einem Markenzeichen. Erst spät erhält der Leser Einblick in die Werkstatt Monte Christos: »Als hinter ihm Lord Wilmore das Haustor zufallen hörte, ging er wieder in sein Schlafzimmer, wo er mit einem Handgriff seine blonden Haare, seinen roten Backenbart, seine falsche Kinnlade und seine Schramme ablegte, um wieder die schwarzen Haare, den matten Teint und die Perlenzähne des Grafen von Monte Christo zu finden.« (S. 901) Bis dahin weiß der Leser nicht, wie es Dantès genau gelingt, nicht erkannt zu werden. Abgesehen davon, dass Verdrängung und Egozentrik ohnehin blind für die Umwelt machen. Unter anderem im Zusammenhang mit der geplanten Hochzeit Danglars/Cavalcanti zeigt sich, wie sehr die Gier dazu verleitet, sich betrügen zu lassen. Monte Christo wird als erstes von jenen seiner alten Bekannten als Edmond Dantès erkannt, die sich am wenigsten verstellen: vom alten Morrel sowie von Mercédès. Doch beide trauen der eigenen Wahrnehmung und Intuition nicht, zu unwahrscheinlich erscheint ihnen Edmonds Überleben.

Mein Haus, meine Jacht, meine Zeitschrift:
Die Spuren Monte Christos in Dumas' Leben

Heutzutage würde man Alexandre Dumas als Marketing-Genie bezeichnen: Markenaufbau und Markenpflege sowie gezielte Wiederholung und effizientes Recycling beherrschte

er meisterhaft. Bei erfolgversprechenden Stoffen war die Mehrfachverwertung von Anfang an geplant. Zeitung, Buch, Theaterstück – auch darüber hinaus hinterließ ›Der Graf von Monte Christo‹ bemerkenswerte Spuren im Leben seines Autors. Drei seien herausgegriffen. Sie zeigen, welchen Stellenwert dieser Roman offenbar für seinen Schöpfer hatte.

1844, im Jahr des Erscheinens des ›Grafen von Monte Christo‹, kaufte Dumas in Le Port-Marly bei Versailles ein Grundstück für den Bau eines Schlosses. Am 25. Juli 1847 wurde Château de Monte-Cristo mit einem prunkvollen Fest in Anwesenheit von mehreren hundert Gästen eingeweiht. Anfang 1849 – der Schriftsteller war gerade hochverschuldet – wurde es gepfändet und an einen Mann namens Doyen verkauft; möglicherweise ein Strohmann Dumas', der ihn weiterhin im Schloss wohnen ließ. Doch im Dezember 1851 musste der Erbauer sein Château de Monte-Cristo endgültig aufgeben: Auf der Flucht vor seinen Gläubigern setzte er sich nach Brüssel ab. Diese Phasen von Geldnot und Überfluss wechselten sich in seinem Leben mehrmals ab.

1857 gründete Dumas die Zeitschrift ›Le Monte-Cristo, journal hebdomadaire de romans, d'histoire, de voyage et de poésie‹ (›Der Monte Christo, Wochenzeitung mit Romanen, Geschichte, Reise und Poesie‹). In der Septemberausgabe erschien »Un mot à propos du Comte du Monte-Cristo« (»Ein Wort über ›Der Graf von Monte Christo‹«). Und er publizierte dort seine Reiseberichte aus Russland, die bald darauf in Buchform erschienen. 1862 wurde die Zeitschrift eingestellt. Der Erfolg war eher bescheiden.

1859, von seiner mehrmonatigen Reise durch Russland auf dem Weg zurück nach Frankreich, machte Dumas Station auf der griechischen Insel Syros. Vor Ort kaufte er eine prunkvolle Yacht. Name? »Monte-Cristo«. Von ihr trennte er sich allerdings bald wieder. Nach der Rückkehr in die Heimat wurde ihm, dem bekannten Gourmet, zu Ehren ein Bankett ausgerichtet, auf dessen Speisekarte neben Hummer à la Porthos

und Krebsen à la d'Artagnan auch Rinderfilet à la Monte-Cristo stand. Ein Werk nährt seinen Mann.

Die Monte-Christo-Variationen: Die Bearbeitungen für Theater, Film und Fernsehen

Die Attraktivität des Stoffes und sein Facettenreichtum zeigen sich in der Unmenge an Bearbeitungen, die unmittelbar auf die Erstveröffentlichung folgten. Bereits die Publikation in Buchform kann man als weitere Verwertungsstufe verstehen. Dumas selbst sorgte für den nächsten Schritt: die Erstellung einer Bühnensfassung.

1847 hatte Dumas in Paris das Théâtre Historique gegründet, um Fassungen seiner eigenen Romane auf die Bühne bringen zu können. Der Dialogreichtum vieler seiner Werke machte sie zu idealen Vorlagen für Theaterstücke – abgesehen davon, dass sich Dialoge ideal zum Zeilenschinden eigneten, denn nach Zeilen wurde bei der Zeitung schließlich bezahlt. Möglicherweise hatte der Theatermann Dumas manches von Beginn an auf die spätere Dramatisierung hin geschrieben. Zu jener Zeit war das Drama noch immer die angesehenste literarische Form, mit der sich am meisten Geld verdienen ließ.

Am 3. und 4. Februar 1848 wurden in zwei Soiréen der erste und zweite Teil der Theaterfassung, ›Monte-Cristo I‹ und ›Monte-Cristo II‹, am Théâtre Historique in Paris uraufgeführt. Der erste Abend bot bereits ein sechsstündiges Spektakel. Die Stücke waren ein fulminanter Erfolg. Die Theatertruppe gab im Juni 1848 sogar ein Gastspiel in London. Doch Erfolg hat Neider und so erschien 1847 eine Parodie auf das monströs lange Doppeldrama: ›Le Comte de Monte-Fiasco ou la Répétition générale d'un drame en trente actes et cent tableaux‹ (›Der Graf von Monte Fiasco oder die Generalprobe eines Dramas in dreißig Akten und hundert Szenen‹), veröf-

fentlicht unter dem Pseudonym Deforges und Clairville. Hinter Clairville verbirgt sich der erfolgreiche Bühnenautor und Librettist Louis-François Nicolaïe (1811-1879), der »Alexandre Dumas des Vaudeville«, wie er bezeichnenderweise genannt wurde.

1851 folgten der dritte und vierte Teil der Dramatisierung, ›Le Comte de Morcerf‹ (1. April) und ›Villefort‹ (8. Mai), am Theater l'Ambigu, da Dumas das Théâtre Historique bereits Ende 1850 hatte schließen müssen. In allen vier Fällen wirkte Auguste Maquet (1813-1888) mit. 1862 erstellte Maquet für das Pariser Théâtre de la Gaîté eine gekürzte Fassung, die zwischen 1867 und 1881 häufig aufgeführt wurde. Eine 1894 auf die Bühne gebrachte Version komprimierte die einstmaligen vier Theaterabende nochmals: auf einen.

Zu den erwähnenswerten Bühnenfassungen zählen die Rockoper ›ChristO‹, die 1988 am Münchner Gärtnerplatztheater uraufgeführt wurde (Buch/Inszenierung: Holger Hauer; Musik: Vanden Plas, Günter Werno) sowie das Musical ›Der Graf von Monte Christo‹, das erstmals 2009 am Theater St. Gallen gezeigt wurde (Libretto: Jack Murphy; Musik: Frank Wildhorn).

Die Filmfassungen trugen im 20. Jahrhundert dazu bei, die Geschichte von Generation zu Generation weiterzutragen, auch wenn sie sich zum Teil weit von der Romanvorlage entfernten. Die erste Kinoadaptation stammt aus dem Jahr 1908, die bisher letzte von 2002 mit Jim Caviezel und Richard Harris in den Hauptrollen. Unter anderem Jean Marais (1953), Richard Chamberlain (1974), Jacques Weber (1979) und Gérard Depardieu (1998) gaben bereits den Grafen. Über 80 Filmadaptationen wurden bislang gezählt.

Nichts deutet darauf hin, dass Monte Christo so schnell vergessen würde. Abbé Faria kann beruhigt sein.

Thomas Zirnbauer

Leben und Werk

- 1802 Alexandre Dumas wird am 24. Juli als Sohn des Revolutionsgenerals Thomas A. Dumas und dessen Frau Marie in Villers-Cotterêts geboren.
- 1806 Tod des Vaters.
- 1816 Nach mangelhafter Schulbildung muss der Junge eine Stelle als dritter Schreiber bei einem Notar annehmen. Bereits zu diesem Zeitpunkt entdeckt er seine Leidenschaft für Literatur.
- 1819 Dumas' Besuch einer ›Hamlet‹-Aufführung in Soissons wird zum prägenden Theatererlebnis für seine spätere Dramatikerkarriere. Sein Versuch, Walter Scotts Erfolgsroman ›Ivanhoe‹ auf die Bühne zu bringen, scheitert.
- 1822 Begegnung mit François-Joseph Talma, dem führenden Schauspieler der Comédie-Française.
- 1823 Mit zwanzig Jahren ziehen Dumas seine literarischen Ambitionen nach Paris. Durch Beziehungen erhält er eine Stelle im Sekretariat des Herzogs von Orléans.
- 1824 Seine Geliebte Laure Labay bringt am 27. Juli Sohn Alexandre zur Welt. Wie der Vater wird auch Alexandre Dumas fils ein erfolgreicher Schriftsteller (›Die Kameliendame‹).
- 1825/1826 Dumas macht sich mit seiner ›Elégie sur la mort du général Foy‹ erstmals einen Namen in der literarischen Öffentlichkeit. Bekanntschaft mit Victor Hugo.
- 1828–1830 Der Schriftsteller feiert mit ›Henri III. et sa cour‹ am 10. Februar 1829 seinen ersten Tri-

- umph auf der Bühne der Comédie-Française.
- 1830 Teilnahme an der Juli-Revolution.
- 1831 Am 3. Mai wird das Drama ›Antony‹ mit sensationellem Erfolg uraufgeführt. Geburt seiner Tochter Marie mit Belle Krelsamer.
- 1832 Trotz seiner neuen Liebschaft mit Ida Ferrier bereist Dumas mit Belle Krelsamer die Schweiz.
- 1835 Reise in den Mittelmeerraum.
- 1836 Mit dem Feuilleton eröffnen die Zeitungen ›La Presse‹ und ›Le Siècle‹ dem Roman ungeahnte Verbreitungsmöglichkeiten und der Presse bis dahin unbekannte Absatzchancen. Dumas ist von Anfang an als Kritiker und Romancier für ›La Presse‹ tätig.
- 1838 Tod der Mutter. Mit Ida Ferrier gemeinsame Rheinreise, die er, wie fast alle Reisen, publizistisch auswertet. Veröffentlichung seines Romans ›Le Capitaine Paul‹ in ›Le Siècle‹. Bekanntschaft mit seinem späteren Co-Autor Auguste Maquet.
- 1840 Heirat mit Ida Ferrier am 5. Februar. Reise nach Florenz, wo er bis 1841 bleibt.
- 1842 Besuch der Insel Monte-Cristo im Rahmen einer ausgedehnten Italienreise.
- 1843 Vertrag mit Béthune und Plon über ›Impressions de voyage dans Paris‹.
- 1844–1848 Fast zeitgleiche Publikationen des Zyklus um ›Die drei Musketiere‹ in ›Le Siècle‹, des ›Grafen von Monte Christo‹ im ›Journal des Débats‹, des ›Valois‹-Zyklus in ›Le Constitutionnel‹ sowie der ›Erinnerungen eines Arztes‹ in ›La Presse‹.
- 1846 Im Oktober Reise nach Spanien und Nordafrika.

- 1847 Gründung seines Théâtre-Historique und Einweihung des Château de Monte-Cristo in Port-Marly.
- 1848 Trennung von Ida Ferrier. Teilnahme an der Revolution. Dumas scheitert zwei Mal bei dem Versuch, als Abgeordneter ins Parlament gewählt zu werden.
- 1850–1851 Nach dem Bankrott des Théâtre-Historique am 20. Dezember 1850 setzt sich Dumas aus Furcht vor einer Festnahme nach Brüssel ab.
- 1851–1853 Im Brüsseler Exil verfasst der Schriftsteller seine ›Memoiren‹.
- 1853 Rückkehr nach Paris.
- 1853–1857 Veröffentlichung seiner eigenen Zeitung ›Le Mousquetaire‹.
- 1857 Die Nachfolgezeitschrift ›Le Monte-Cristo‹ erscheint.
- 1858 Co-Autor Auguste Maquet verklagt Dumas, weil er in den gemeinsamen Werken namentlich genannt werden will. Maquet verliert diesen Kampf.
- 1858–1859 Große Russland-Reise.
- 1860–1864 Begegnung mit Giuseppe Garibaldi und Engagement für Italiens Unabhängigkeit, unter anderem Teilnahme an der berühmten »Expedition der 1000«. Dumas hält sich oft in Italien auf.
- 1860 Geburt der Tochter Michaëlle aus der Liaison mit Emilie Cordier.
- 1863 Dumas' Werke werden auf den Index der katholischen Kirche gesetzt.
- 1864 ›La San Felice‹ bildet den Auftakt seines letzten großen Roman-Zyklus.
- 1866 Erneute Italien- und Deutschlandreise.
- 1870 Intensive Arbeit an seinem unvollendet blei-

benden ›Großen Wörterbuch der Küche‹. Spanienreise.

Alexandre Dumas stirbt am 5. Dezember verarmt in Puys nahe Dieppe im Haus seines Sohnes Alexandre in den Armen seiner Tochter Marie.

1872 Überführung der sterblichen Überreste in seinen Geburtsort Villers-Cotterêts.

2002 Anlässlich seines 200. Geburtstages werden Dumas' Gebeine im Pariser Pantheon bestattet.

Der junge Seemann Edmond Dantès aus Marseille wird Opfer einer Intrige. Am Tag seiner Verlobung wird er verhaftet und in den Kerker geworfen. Erst nach vierzehn Jahren gelingt ihm die Flucht und er findet auf der Insel Monte Christo einen sagenhaften Schatz. Als »Graf von Monte Christo« kehrt er nach Frankreich zurück und beginnt einen grausamen Rachefeldzug gegen seine Verräter.

Dumas' Abenteuerroman ist ein Bestseller der Weltliteratur und wurde bereits mehrfach verfilmt.

Mit einem Nachwort und einer Zeittafel.

Deutscher Taschenbuch Verlag
www.dtv.de

ISBN 978-3-423-13955-7



9 783423 139557

€ 14,90 [D] € 15,40 [A]